Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertfünfzigster Band

38. Jahrgang : 1914 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 150. Bandes: Juli / August / September 1914

Gedichte:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Gesandter der portugiesischen Republik in Berlin,
Sidonio Paes.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 150. Heft 478. Juli 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:
Politische Parteien und Programme.

Kein Parlament der Welt setzt sich aus politischen Eigenbrödlern, auf sich gestellten Individualitäten oder sogenannten „Wilden" zusammen, sondern allüberall haben sich Parteien herausgebildet, die in großen Zügen entweder wirtschaftliche Interessengruppen vertreten oder politische Grundüberzeugungen verfechten. Im klassischen Lande des Parlamentarismus, in England, spalten sich die Parteien seit Jahrhunderten in zwei große Gruppen, deren Symbole früher weiße und rote Rose waren, die später als Tories und Whigs einander gegenüberstanden; heute nennen sie sich Unionisten oder Konservative auf der einen, Liberale und Sozialisten auf der anderen Seite. In politisch zurückgebliebenen Ländern gruppieren sich die Parteien meist um führende Personen, wie dies beispielsweise in den Balkanländern heute noch vielfach der Fall ist, in vorgeschrittenen Ländern hingegen meist um Interessen, Prinzipien oder Programme. Primitive Völker denken konkret, entwickelte abstrakt. Deshalb lehnen sich jene mit Vorliebe an einen politischen Parteiführer an, dem sie wie einem Fetisch Anbetung zollen und Unterwerfung des eigenen Urteils oder Willens zugunsten des seinigen zugestehen, während reife Völker ihre Parteibildungen entweder auf Grund von Interessengemeinschaften oder von abstrakten Prinzipien herstellen.

Über die letzten Beweggründe der Parteibildung herrscht meist ein wohltuendes mystisches Dunkel. So würde beispielsweise kein Konservativer in Preußen rückhaltlos zugeben, daß er lediglich und ausschließlich agrarische Interessen verfolgt, kein Nationalliberaler eingestehen, daß er sich als Vertreter der Industrie fühlt, kein Fortschrittler, daß er Handel und Gewerbe, kein Sozialist, daß er ausschließlich Arbeiterinteressen vertritt. Ja, selbst das Zentrum wird mit Fug bestreiten, daß die Interessen der katholischen Kirche das einzig ausschlaggebende Motiv seines politischen Handelns bilden. In ihren Programmen haben vielmehr alle politischen Parteien offiziell das „Wohl des Ganzen", das „Heil der Nation" im Auge. Nur glaubt jede Partei, dem Ganzen am besten und wirksamsten dadurch zu dienen, daß i h r e Überzeugungen, Prinzipien und Programme im Staate zum Durchbruch gelangen. Und dabei handelt es sich bei den einzelnen Volksvertretern weder um eine bewußte Selbsttäuschung, noch gar um einen frommen Betrug, sondern um eine unbewußte Mischung und Trübung der Motive.

Nur politische Sonderbündler, wie Polen, Elsässer, Dänen im deutschen Reichstag, die Iren in England, Polen und Tschechen im österreichischen Reichsrat, haben ihr eindeutig bestimmtes Programm. Sie steuern wie hypnotisiert auf ein einziges Ziel los und mischen ihre Beweggründe gar nicht mit dem vermeintlichen oder angeblichen „Wohl des Ganzen". Sie erklären vielmehr mit unverbrämter Selbstsucht, daß die Erreichung ihres Sonderzieles ihre einzige politische Triebfeder ist, und mag auch das „Ganze", der „Staat", darüber zugrunde gehen. Hier sind weder allgemein politische oder wirtschaftliche Interessen im Spiele, sondern rein völkische, die vorzugsweise auf Erhaltung der Muttersprache oder Herstellung eines „Self-Government" gerichtet sind.

Ohne eine festgefügte Partei, die geschlossen hinter ihm steht, und ohne ein Programm, das den Wesenskern seiner Partei auf den kürzesten Ausdruck bringt, vermag der Einzelne, und mag er noch so hervorragende politische und menschliche Eigenschaften in sich vereinigen, wie beispielsweise Graf Posadowsky, wenig oder nichts auszurichten. Das völlig auf sich gestellte politische Individuum ist ein Phantom, wie Stirners „Einziger" oder Nietzsches „Übermensch". Nur solche Völker gedeihen zu völliger Reife, in denen sich der Einzelne zwar als freie Persönlichkeit, zugleich aber als organisches Glied der Gesamtheit fühlt. Das Zerrbild schrankenloser Freiheit sehen wir im Anarchismus, das der Gebundenheit an eine starre Disziplin im strengen Autokratismus vor uns. Der kirchliche Ausdruck dieser unbedingten Gebundenheit des Einzelnen heißt: Dogma, der politische heißt: monarchischer Absolutismus. Auf der einen Seite also droht uns das Gespenst direktionsloser Willkür und zügelloser Subjektivität, auf der anderen die Gefahr der völligen Entpersönlichung des Menschen zugunsten einer starren politischen oder kirchlichen Formel.

Zwischen diesen beiden Mühlsteinen würde unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem unfehlbar zerrieben werden, wenn wir nicht große politische Parteien mit festen Programmen hätten, welche die Urgegensätze von Anarchismus und Absolutismus in einer politischen Synthese wenn nicht ganz aufzuheben, so doch zu mildern vermöchten. Konservatismus und Liberalismus stellen nach alledem nur verschiedene Schattierungen jener Synthese dar, die im Interesse des nationalen Ganzen vollzogen werden muß, wenn wir nicht dem einen oder anderen Extrem rettungslos verfallen sollen. Wohin die Anarchie führt, sehen wir an dem krassen Beispiel des Kunststaates Albanien. Was der starre Absolutismus letzten Endes erreicht, haben uns die Türkei und China in warnenden Beispielen von weltgeschichtlichem Gewicht ad oculos demonstriert. Alle diese geschichtlichen Katastrophen, deren Zeuge unser gegenwärtig lebendes Geschlecht gewesen ist, ätzen uns mit untilgbarer Schrift die Lehre ein, daß die politischen Extreme von Anarchismus und Absolutismus zum Verderben der Völker führen.

Die politischen Parteien mit ihren Programmen sind in Rechts- und Kultur-

staaten die natürlichen Regulatoren unserer sozialen Ordnung. Sie mögen in ihrer Auffassung, Abmessung und Deutung von Art und Grad der Ausgleichung und Wettmachung der genannten Urgegensätze zwischen schrankenloser Willkür und unbedingter Gebundenheit des Einzelnen auseinandergehen, aber sie müssen sich allesamt in einem Treffpunkt begegnen: dem bellum omnium contra omnes müssen wir so oder so zu entrinnen suchen. Ohne staatliche Hemmungsapparate kommen wir vorgeschrittenen, politisch sehr sensiblen, unsere Persönlichkeit eifersüchtig behauptenden Menschen schlechterdings nicht aus. Diese Hemmungsapparate zusammenzusetzen und ständig zu regeln, ist eine Sache der politischen Parteien und ihrer Programme. Solche Hemmungsvorrichtungen passen sich nämlich örtlichen und zeitlichen Bedingungen an. Bald gilt es im Interesse des Ganzen den Entwicklungsprozeß zu beschleunigen, dann haben die fortschrittlichen Parteien mit ihren Programmen das Wort; bald heißt es: das Siebenmeilenstiefeltempo hemmen, wenn nicht der ganze Staatsorganismus darunter leiden soll, dann kommen die retardierenden Parteien ans Ruder. Deshalb lösen in streng parlamentarisch regierten Ländern, wie in England, die beiden klassischen Parteien in ständigem Rhythmus einander ab. Aber auch in halbparlamentarischen Ländern folgt erfahrungsgemäß auf eine radikale eine konservative Woge, die dann ihrerseits, sobald sie ihre Wirksamkeit entfaltet hat, abebbt und von einer neuen fortschrittlichen Welle verdrängt wird.

Politische Institutionen und soziale Einrichtungen sind nicht schematisch von einem Lande auf das andere übertragbar. Klima, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage, Rasseneigentümlichkeiten, geschichtliche Überlieferungen und sprachliche Besonderheiten prägen den einzelnen Völkern solche Regierungsformen auf, die ihrem Gesamthabitus und ihrer geschichtlichen Konstellation am besten angepaßt sind. Deshalb sind auch die Parteigruppierungen und deren Programme in Deutschland andere als im befreundeten Österreich, in Frankreich vollends andere als im verbündeten Rußland, endlich in England grundverschiedene als im maritim ihm nahestehenden Italien. In England z. B. gruppieren sich Parteien und Programme nie um Personen, sondern immer nur um Prinzipien. Es gibt in England keine Asquisisten oder Lloyd Georgisten, wie es in Italien z. B. Giolittisten gibt. Programme und Parteien sind in England und Deutschland völlig entpersönlicht, während sie in romanischen Ländern, selbst im hochentwickelten Frankreich, ein Beigemisch von Persönlichkeitskolorit nie ganz verleugnen können. Gruppieren sich nun politische Parteien um führende Persönlichkeiten, dann haben deren Programme um so geringeres Gewicht, je eindeutiger sie in den sie verkörpernden Persönlichkeiten verwirklicht sind. Scharen sich indes politische Parteien um Interessengemeinschaften oder gar um abstrakte Prinzipien, dann sind Programme unerläßlich, zumal sie den einheitlichen Willen der betreffenden politischen Partei zu lebendigem Ausdruck bringen. In ernsten Parlamenten ist für politisch Alleinstehende, für Sonderlinge oder Querköpfe

kein Resonanzboden vorhanden. Mag der englische Philosoph Herbert Spencer mit dem größten Nachdruck beteuern, daß er sich am wohlsten in der Minorität befände, am allerwohlsten sogar, wenn diese Minorität in einer einzigen Person, der seinigen nämlich, bestehe, so kann sich wohl der Philosoph in seinem Arbeitszimmer und an seinem Schreibtisch, wo ihm niemand zu widersprechen vermag, den Luxus einer selbstgewollten Isoliertheit — eine politische splendid isolation — gestatten, aber für einen Volksvertreter ist ein so eigensinniges Aufsichgestelltsein ein Unding. Ein Abgeordneter ohne Partei ist ein König Johann ohne Land. Jede Partei ist ein Machtzentrum. In den Parlamenten stehen nicht, wie im alten Faustrecht, Mann gegen Mann, sondern Machtzentrum gegen Machtzentrum einander gegenüber. Wer kein solches Machtzentrum hinter sich hat, gleicht einer Banknote, die durch keine Goldreserven gedeckt und gesichert ist; er ist ein Fetzen wertlosen Papiers. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie gilt auch im sozialen Organismus. Parteien sind politische Organisationen, die einen Sammelpunkt bestimmter Bestrebungen bilden. Ihr Programm ist gleichsam ihre Verfassung. An diese ist der einzelne Parteizugehörige gebunden. Sondergelüste, Schrullen, Willkürlichkeiten oder Velleitäten des Einzelnen kann die Partei im Interesse ihrer Selbsterhaltung nicht dulden. Eine Partei ohne Disziplin ist zum Untergang verurteilt. Wo jeder befehlen will, da gibt es keinen Befehl. Wenn alle regieren wollen, dann gibt es keine Regierung. Das Geheimnis der Selbstbehauptung jeder wie immer gearteten politischen Organisation ist und bleibt die Disziplin.

Das politische Gleichgewicht fordert gebieterisch, daß die Gruppe, welcher das Individuum entweder von Hause aus schon zugeordnet ist, oder welcher es sich selbst zugesellt, diesem Verhaltungsweisen im Dienste des Ganzen erteilt. Wie die Religionen ihre Anhänger an ihr Dogma binden, so die politischen Parteien die ihrigen an ihre Prinzipien oder Programme. Sicherlich hat diese Einengung der Persönlichkeit ihre Gefahren. Aber alles Gesetzmäßige und Regelnde stutzt der fessellosen Freiheit des Individuums die Flügel. Im Interesse des Ganzen, in welches ja jeder einzelne als Glied eingeschlossen ist, scheint jede Art von Ordnung wünschenswerter, als Willkür und Chaos. Sitte und Brauch, Recht und Gesetz, Religion und Moral sind allesamt ordnende Funktionen des Zusammenlebens von Menschen. Sie erweisen sich als Hemmungsvorrichtungen zur Verhütung des Kampfes aller gegen alle. In der Moral nennt man diese Hemmungsvorrichtung: Gewissen, im Staatsleben: Verfassung, Recht und Gesetz, in der Religion: Dogma, in der Politik endlich: Programm.

In seinem eigenen wohlverstandenen Interesse muß sich jedes Individuum Schranken auferlegen, Grenzen setzen, Hemmungen gefallen lassen, ansonst es die Beute zügelloser Willkür wird. Wir müssen uns die Erfahrungen der Gattung, die in unseren vererbten Instinkten niedergelegt sind, zunutze machen, wenn wir nicht dem Leben völlig hilflos gegenüberstehen sollen. Nicht jedermann

ist dazu geartet, auf Grund seiner p e r s ö n l i c h e n Erlebnisse und Erfahrungen Werturteile über Gut und Böse, über Nützlich und Schädlich, über Vernünftig und Widervernünftig zu formulieren, die ihm als zuverlässige Wegweiser durch die Irrungen und Wirrnisse des Daseins dienen könnten. Er ist vielmehr auf die Erfahrungen der Gattung angewiesen, die ihm Maßstäbe des Verhaltens und Anweisungen zu vernünftigem Handeln in reichem Maße darbieten. Durch solche Gattungserfahrungen ist der Einzelne entlastet. Er braucht die Erfahrungen nicht erst am eigenen Leibe zu machen, da seine Vorfahren sie schon für ihn gemacht haben. Solchergestalt erweisen sich Bräuche und Sitten als von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, die sie uns in der Form von geschichtlichen Überlieferungen oder im Gattungsgedächtnis als vererbte Instinkte hinterlassen.

In diesen angesammelten und aufgespeicherten Erfahrungen der vorangegangenen Geschlechter sehe ich den soziologischen Wert von politischen Parteien und Programmen. Die großen Parteien bilden sich auf Grund von wirtschaftlich gebotenen oder geschichtlich konstellierten Machtverhältnissen und Interessengemeinschaften. Ihre Programme erweisen sich in der Regel als Niederschlag oder Ausdruck jenes Gruppeninteresses, das die betreffende Partei vornehmlich vertritt. Vor Verknöcherung und Erstarrung zum toten Schema schützt die Programme das flutende Leben mit seinen wechselnden Bedürfnissen, das die Anpassung des Programms an die „Forderungen des Tages" durchsetzt. In dieser nützlichen Funktion der Entlastung des einzelnen Bürgers sehen wir die soziologische Daseinsberechtigung von politischen Parteien und Programmen.

Chefredakteur W. Robertson: England und Deutschland.

(Nach zwei Jahren.)

Offener Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".

Genau zwei Jahre sind verflossen, seitdem Sie in „Nord und Süd" den Meinungsaustausch hervorragender Engländer und ausgezeichneter Deutscher zugunsten einer Entspannung zwischen diesen beiden Ländern veröffentlicht haben. Führende Männer der Politik, des Handels, der Literatur und der Wissenschaft haben ihre Ansichten über die englisch-deutschen Beziehungen rückhaltlos dargelegt. Ihre beiden Nummern vom Juni und Juli 1912, welche dem englisch-deutschen Problem gewidmet waren, fanden in der englischen wie in der deutschen Presse weitreichende Beachtung und riefen zahlreiche Kommentare hervor. Aber

auch in Frankreich, Rußland und Österreich-Ungarn war das Echo Ihrer englisch-deutschen Sondernummern kein geringes.

In der Einleitung Ihrer Enquete brachten Sie zum Ausdruck, daß „die Sterne der Entspannung günstig" sind. Ihre Zuversicht war zum Teil begründet, zum anderen Teil jedoch verfrüht. Die treffliche Saat, welche Sie und Ihre illustren Mitarbeiter ausgestreut haben, fiel meist auf einen günstigen Nährboden, der eine geraume Weile durch einen ausgiebigen Regen befruchtet und einen darauf folgenden hellen Sonnenschein begünstigt wurde. Aber feindliche Saaten wirkten der Reife entgegen, und es stellte sich ein rauher Frühreif ein. Es muß daher eine neue Saat ausgestreut werden, will man die Früchte zu voller Reife bringen und die Ernte einheimsen.

Kaum drei Monate nach dem Erscheinen der zweiten Ausgabe Ihrer deutsch-englischen Sondernummer brach im nahen Osten der Krieg aus. Jeder Krieg stellt Völker wie Staatsmänner immer wieder vor neue Prüfungen und Versuchungen. Sobald eine Nation oder eine koalierte Gruppe von Völkern den gemeinsamen Feind angreift und infolge ihres überlegenen Zusammenwirkens, ihrer rascheren Aktionsfähigkeit, ihrer besser ausgearbeiteten und reifer überdachten Feldzugspläne, insbesondere aber infolge ihrer höher entwickelten technischen Geschicklichkeit den Feind völlig überwindet, fordert der Sieger auf Grund seiner überlegenen Machtstellung vom Besiegten einen erheblichen Gebietszuwachs als Siegespreis. Diese Machterweiterung durch Gebietszuwachs mindert aber die Sicherheit der übrigen interessierten Völker. Die brutale Gewalt triumphiert, und die Zuversicht der „internationalen Sittlichkeit" — ein träges Erzeugnis jahrtausendelanger Arbeit der sozialen Beziehungen unter Menschen — ist stark herabgesetzt. Bei näherem Zusehen erweist es sich im allgemeinen (und der Balkankrieg ist geradezu ein Schulbeispiel dieser allgemeinen Beobachtung), daß sieghafter Angriff und empfindliche Niederlage mit den moralischen Qualitäten von Sieger und Besiegten zusammenhängen. Die Niederlagen sind weit eher auf die Rechnung der Übeltaten, der Mißwirtschaft und der Selbstverblendung des Besiegten, als auf die der größeren Angriffslust und militärischen Stärke des Siegers zu setzen. Aber diese seelischen Gründe einer Niederlage sind nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Vorerst verbreitet sich eine Atmosphäre des Mißtrauens. Jede Nation fürchtet vor einem Überfall seines oder seiner Nachbarn und ist von Angst erfüllt, das traurige Schicksal jener Nation zu teilen, deren Zusammenbruch sie miterlebt hat.

Diese Nachwirkungen des Balkankrieges traten sehr bald offensichtlich zutage. Deutschland witterte, nicht ohne Grund, im Ausbruch des Balkankrieges Spuren russischer Einwirkung und stillschweigend vereinbarter französischer Mitwirkung. Die deutschen Staatsmänner waren daher überzeugt, daß infolge der Balkankriege die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Slawen und Germanen im

Osten Europas bedenklich zugenommen habe. Aber auch Frankreich wurde, unter dem neuen Präsidenten zumal, unruhig. Die angebliche Überlegenheit der französischen Geschütze wurde in angreifender Weise hervorgekehrt, und wie ein hörbares Flüstern ging etwa folgender Gedankengang durch ganz Frankreich: „Wenn uns jetzt ein glücklicher Zufall zu Hilfe käme, dann könnten wir vermittelst unserer artilleristischen Überlegenheit die verlorenen Provinzen wiedergewinnen." Aber auch in gewissen politischen Kreisen Englands machte sich eine nicht ungefährliche Anpreisung der Vollendung französischer Geschütze bemerkbar.

Angesichts dieser Sachlage hat das Deutsche Reich Vorkehrungen getroffen, seine militärischen Kräfte noch stärker heranzuziehen und seine Festungen weiter auszubauen. Im Hinblick auf den Zustand Europas, vor allem aber auf die gewaltigen Rüstungen und die gefahrdrohende Haltung Rußlands läßt sich diesen vorbeugenden Maßnahmen Deutschlands eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Immerhin war der Eindruck der deutschen Rüstungen, kurz nach den ritterlichen Erklärungen führender deutscher Staatsmänner in „Nord und Süd", ein empfindlich ungünstiger. Frankreich rechtfertigte seine parallele Rüstungsvermehrung durch das Prävenire der deutschen Rüstungsvorlage. Es hatte freilich bei seiner sinkenden Volksziffer keine Möglichkeit, mehr waffenfähige Männer aufzubringen, wohl aber konnte es eine längere Dienstzeit für seine Soldaten beschließen. So kam das Gesetz der dreijährigen Dienstzeit zustande. Und alle diejenigen, welche die französische Presse aufmerksam verfolgten, konnten einen starken Ausbruch des Chauvinismus und einer ausgesprochen deutschfeindlichen Stimmung feststellen. Während der jüngsten Kammerwahlen tuschelte man allenthalben ziemlich unverblümt von „Revanche". Die militärischen Anstrengungen Deutschlands wurden während der Wahlkampagne allerorten als eine Bedrohung des allgemeinen Friedens und der Sicherheit Frankreichs gedeutet, so daß man darin die volle Rechtfertigung der dreijährigen Dienstzeit sah, ja vielleicht zu noch größeren Opfern sich bereit finden ließ.

Vielleicht wird hier die Frage aufgeworfen werden: was hat all dies mit den Beziehungen von Deutschland und England zu tun? Diese Frage möchte ich durch einen kleinen geschichtlichen Exkurs beantworten. Die guten Wirkungen gebesserter Beziehungen zwischen beiden Ländern, zu denen die gegenseitige offene Aussprache in „Nord und Süd" nicht wenig beigetragen hat, traten während des akuten Stadiums der Balkankriege offen zutage. Die österreichische Regierung hat damals wiederholt ihre Dankbarkeit für die unabhängige und glücklich vermittelnde Haltung Englands zum Ausdruck gebracht. Nach meinem Dafürhalten waren damals alle sechs Großmächte ehrlich darauf bedacht, einen paneuropäischen Krieg zu vermeiden. Das ist ein bemerkenswertes Aktivum auf der Kreditseite des allgemeinen Friedens, das hervorgehoben zu werden verdient. Aber in jenen

kritischen Tagen gab es bedenkliche Schwankungen, und wenn England damals eine allzuenge Parteinahme für die ihm befreundete Gruppe an den Tag gelegt hätte, dann wäre der allgemeine Weltbrand nicht mehr hintanzuhalten gewesen. Es ist, wie bemerkt werden soll, ganz offensichtlich, daß die deutsche Regierung wesentlich dazu beigetragen hat, die englische in ihrer ausgleichenden Haltung zu bestärken. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Politik die denkbar beste war, aber sie scheint mir damals die einzig mögliche gewesen zu sein, welche die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens zu gewährleisten vermochte.

Dieser Friede unter den sechs Großstaaten ist freilich um einen Preis erzielt worden, der noch nicht restlos beglichen worden ist. Die orientalische Frage hat bisher eine nur partielle Lösung gefunden. Es ist ein bitterer Bodensatz von Eifersüchteleien, von grimmem Haß, von Rassengegensätzen und religiösen Antipathien zurückgeblieben. Hätten Rußland und Österreich mehr die friedliche Entwicklung Europas im Auge behalten, als die eifersüchtige Wahrung ihres eigenen Einflusses und Ansehens, dann würde ein günstigeres Ergebnis für ganz Europa die Folge gewesen sein. Aber das Unglück ist nun einmal geschehen, und wir haben daher an dieser Stelle nur der politischen Taktik nachzuspüren, die zu einer harmonischeren Gestaltung der Beziehungen zwischen England und Deutschland führen könnte. Daß im Südosten Europas heute eine starke Spannung zurückgeblieben ist, dürfte zum großen Teil der mürrisch-unfreundlichen Haltung der russischen und deutschen Presse zuzuschreiben sein, ferner den kleinen politischen Nadelstichen, die in den Grenzgebieten beider Länder besonders zahlreich sind und empfindlich wirken, endlich dem ständig sich wiederholenden Ruf nach Vermehrung der Kriegsrüstungen.

Es ist vielfach behauptet worden, daß wir die Erhaltung des europäischen Friedens während der Balkankriege wesentlich dem Zusammenwirken der beiden Mächtegruppen zu danken hätten. Es könnte indes der Nachweis geführt werden, daß das Mißlingen der endgültigen Lösung des Balkanproblems zur größeren Hälfte auf das Konto dieses Allianzsystems zu setzen ist. Rußland würde nicht so weit vorgegangen sein ohne Hoffnung auf französische Hilfe, und ohne halbe Hoffnung auf englische Unterstützung Frankreich würde nicht so bereit sein, Rußland zu helfen.

Bevor wir daher zu einem vollen Verständnis der Schwierigkeiten gelangen, die sich einer engeren Annäherung zwischen England und Deutschland entgegenstellen, müssen wir festzustellen suchen, welche Gefahren die Entente Englands mit Frankreich und Rußland tatsächlich in sich birgt, ferner müssen wir die Bedenken hervorheben, die sich gegen das ganze Allianzsystem Europas richten. Dabei sollen die Motive König Eduards, die ihn zu einem engeren Heranrücken an Frankreich bewogen, unerörtert bleiben. Es will mir indes scheinen, daß die gegenwärtige

englische Regierung in Verfolgung der Bestrebungen des verstorbenen Königs weiter gegangen ist, als es ursprünglich in ihrer Absicht lag, und zwar deshalb, weil die Regierung doch wohl ein unzutreffendes Bild von der Ausdehnung und Tragweite des französisch-deutschen Antagonismus für die gesamte Politik Europas hatte. Es ist wiederholt betont worden, daß England keine direkte politische Reibungsfläche mit Deutschland habe, und an dieser Tatsache ist sicherlich nicht zu rütteln. Auch dem kriegslüsternsten englischen Politiker ist es nie im Traume eingefallen, ein Titelchen deutschen Bodens, sei es in Europa, sei es außerhalb Europas, erobern zu wollen. Wenn heute vielleicht etwas mehr Eifersucht gegen deutsche koloniale Ausdehnung besteht, als gegen französische, so erklärt sich diese Stimmung aus anderen Ursachen. Vielleicht haben Erwägungen über die größere politische Stoßkraft Englands durch die Entente einigen Einfluß auf die englische Politik ausgeübt; aber selbst unter den ausgesprochenen englischen Imperialisten besteht nicht der geringste Wunsch nach Gebietserweiterung, und deshalb vermag ich nicht daran zu glauben, daß dieser Einfluß ein dauernder bleiben werde. Immerhin wollen wir die Spuren dieses Einflusses während der ersten Etappen des marokkanischen Problems verfolgen. Die heute übliche Politik der Kompensationsforderung jeder europäischen Großmacht für einen Gebietszuwachs der anderen hat in sich keine sittliche Berechtigung. Gerade dieses Prinzip wurde aber seinerzeit in China in einem solchen Ausmaße angewandt, daß es zum Unheil der ganzen Christenheit, ja des ganzen westlichen Kultursystems geworden ist. Freilich ging man dabei von der Überzeugung aus, daß man auf diesem Wege europäischen Konflikten vorbeugen könne. Und wenn Frankreich und England zu Anbeginn ihres ägyptisch-marokkanischen Handels diesen Erwägungen Rechnung getragen hätten, dann wären wir von der Agadirkrisis verschont geblieben.

Sobald man durch diesen Mißgriff politisch auf die schiefe Ebene geraten war, gab es kein Halten mehr, und man geriet immer tiefer hinein. Man sollte meinen, daß der Weg von einer freundschaftlichen Verständigung über den Austausch von Kolonialbesitz bis zum grundsätzlichen Zusammenwirken in der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ein recht weiter sei, aber dieser Weg wurde schrittweise zurückgelegt, so daß die Lage Europas durch ihn eine durchgreifende Veränderung erfahren hat. Das offizielle Communiqué, welches anläßlich des jüngsten Besuches König Georgs in Paris unter Gutheißung Sir Edward Greys und des damaligen französischen Ministerpräsidenten veröffentlicht wurde, läßt keinen Zweifel über diese Verschiebung der Mächtegruppen aufkommen. Dieses Communiqué hat folgenden Wortlaut: Sir Edward Grey und Gaston Doumergue stellen die Ergebnisse der gemeinsam befolgten Politik ihrer Regierungen mit der kaiserlich russischen fest und sind von der Notwendigkeit durchdrungen, daß diese drei Mächte in ihren gemeinsamen Bemühungen in der Aufrechterhaltung des europäischen Gleich-

gewichts und des Friedens fortfahren müssen. Im gleichen Sinne erklärte Ende Mai der russische Minister des Äußeren, Sazonow, in der Duma, das Bestreben der beiden Verbündeten sei darauf gerichtet, die Beziehungen zu England noch fester zu knüpfen, damit eine völlig einheitliche Politik der Ententemächte — zunächst für das Balkanproblem — zustande kommt.

Es liegt indes eine gewisse Gefahr vor, daß man die Wirkung dieser neuen Schwenkung überschätzt. Man wird deshalb gut tun, sich der Antwort zu erinnern, die Sir Edward Grey kurz nach der Rückkehr des Königs Georg aus Frankreich auf die Anfrage nach einer engeren militärischen Konvention mit Frankreich im Parlamente gegeben hat. Er verwies den Anfragenden auf eine ähnliche Erklärung, die er vor mehr als einem Jahre im Parlament abgegeben hat. Da die damalige Antwort Greys ganz unbemerkt vorübergegangen ist und sich niemand die Mühe genommen hat, die frühere Antwort daraufhin nachzulesen, so sei der Kern jener Rede, die Grey vor 16 Monaten gehalten, hier wörtlich wiedergegeben: „England ist keinerlei wie immer geartete Verpflichtung eingegangen, beim Ausbruch eines europäischen Krieges feste Stellung zu nehmen. Mit anderen Worten: Wenn zwischen europäischen Mächten ein Krieg ausbricht, dann besteht keine unveröffentlichte Abmachung, welche die englische Regierung und das Parlament festlegen oder hindern sollte, so daß sie vollkommene Bewegungsfreiheit haben, ob sie an diesem Kriege teilnehmen wollen oder nicht. Welchen Gebrauch wir alsdann von unserer maritimen und militärischen Macht machen, falls die englische Regierung und das Parlament beschließen sollten, sich an diesem Kriege zu beteiligen, kann aus naheliegenden Gründen nicht im voraus öffentlich festgelegt werden."

Was ist der tiefere Sinn dieser, nach dem Pariser Besuch wiederholten Kundgebung Greys? Meine Deutung ist folgende. Während Frankreich und Rußland ausgesprochene europäische Zwecke verfolgen — ersteres die „Revanche", letzteres das Wachstum des slawischen Einflusses — existiert für England kein so intensives europäisches Interesse, als daß es seine Bewegungsfreiheit dieserhalb völlig aufzugeben gesonnen wäre. Englands unklar präzisierte Beziehungen zu Frankreich und Rußland bergen viele Gefahren in sich, wie ich gern zugebe, weil sie die beiden anderen Ententemächte in der Verfolgung ihrer Endziele bestärken und deren Wünsche nach einer Umwandlung der Entente in eine Allianz steigern. In diesem Zusammenhang war der bekannte Brief des Professors Lavisse in Paris an die „Times" vor Antritt der Reise König Georgs nicht unbeachtlich. Es liegt, beiläufig bemerkt, begründeter Anlaß zur Annahme vor, daß der Präsident Poincaré selbst diesen Brief inspiriert hat. Sehr geschickt und eindringlich wird in diesem Briefe der englischen Regierung nahegelegt, etwas Durchgreifendes für ihre Verbündeten oder Freunde zu tun, zumal die beiden Mächte aufgemuntert wurden, große Opfer für ihre Kriegsbereitschaft zu bringen.

Das entscheidende Motiv dieses öffentlichen Appells hat Lavisse erst am Schluß seines Briefes offenbart. Die elsässische Frage, sagte Professor Lavisse, ist der Kernpunkt der europäischen Politik, und die Zeit naht, in welcher diese Frage wieder aufgerollt wird. Dies mag sich so verhalten, doch dann sollten die englischen Politiker sehen, daß die Deutschen berechtigt sind, sich zu widersetzen, daß Frankreich (direkt, oder indirekt durch seine Verbündeten) eine solche Stellung erwirbt, die ihm gestattet, diese Frage wieder in einer für es gänzlich günstigen Weise aufzurollen. In England freilich herrscht über die französischen Wünsche bezüglich Elsaß-Lothringens völlige Unwissenheit. Mag nach alledem in der Verschwommenheit des englisch-französischen Bundesverhältnisses eine gewisse Gefahr stecken, ja mag selbst England nach dem Besuch des Königs in Paris einen Schritt weiter in der Richtung eines englisch-französischen Bündnisses gedrängt worden sein, so ist bis zu dieser Stnude noch nichts Entscheidendes oder Unwiderrufliches geschehen. Es kann im Gegenteil füglich behauptet werden, daß es in der festen Absicht der englischen Staatsmänner liegt, in keiner Weise sich zu einem Instrument sei es spezifisch französischer, sei es russischer Zwecke herzugeben, und daß sie auch heute bereit sind, von dieser ihrer Unabhängigkeit Zeugenschaft abzulegen, wie sie es im Laufe der Balkankrise mannigfach getan haben.

Ehe ich nun in wenigen Worten zeige, wie die Tatsache dieser friedlichen Absicht der englischen Staatsmänner am besten genützt werden kann, um Übelstände im augenblicklichen System der europäischen Mächtegruppen zu vermeiden, muß ich noch auf einen gefährlichen Punkt den Finger legen, der zu umgehen ist. Feindseligkeit erzeugt immer neue Feindseligkeit. Durch die Annäherung Englands an Frankreich sah sich Deutschland veranlaßt, seine Flottenrüstung merklich zu steigern. Es geschah dies aus diesen und anderen Gründen in solchem Umfange, daß sich mitten im englischen Ministerium, wie ich auf Grund unmittelbarer Informationen an allererster Stelle bezeugen kann, die Meinung herausgebildet hat, daß der herrschende deutsche Militarismus, der in geringerem Maße der parlamentarischen Kontrolle unterliegt als der englische, im Begriffe war, einen Konflikt heraufzubeschwören. Das mag zur Erläuterung jenes Umschwunges zu einer weniger freundlichen Gesinnung führen, wie sie ja jede gespannte Lage unausweichlich mit sich bringt.

Die hier dargebotene Geschichte oder besser Analyse der Verstimmung zwischen England und Deutschland mag wohl etwas lang geraten sein, aber wir mußten erst eine solche Diagnose voranschicken, bevor wir das Heilmittel aufdecken, das nach unserer Überzeugung angewandt werden muß. Wo sollen wir nunmehr dieses Heilmittel suchen? Graf Berchthold hat jüngst vor den Delegationen die zuversichtlichsten Worte gesprochen. Er fand in der unabhängigen Haltung Englands während der Balkankrisis ein glückliches Mittel, um Miß-

verständnisse zwischen den beiden Mächtegruppen, die sich leicht einstellen können, zu beseitigen und solchergestalt die Mängel wettzumachen, die der „praktischen Betätigung eines starren Gleichgewichtssystems" anhaften. Mit dieser Ansicht steht Graf Berchthold nicht allein. Die Starrheit des Allianzsystems, das neuerdings in Frankreich und Rußland so nachdrückliche Befürwortung findet, ist tatsächlich eine Quelle von politischen Gefahren. In ähnlichem Sinne hat sich neuerdings Graf Witte dem Vertreter einer Budapester Zeitung gegenüber geäußert. Witte gibt vier Ursachen der heutigen internationalen Spannung an, von denen uns an dieser Stelle jedoch nur folgende drei interessieren, die wir nach dem Wortlaut des „Matin" wiedergeben:

1. Die erste Ursache der Spannung in Europa ist der Umstand, daß die schwebenden Balkanfragen immer noch keine endgültige Lösung gefunden haben.

2. Zwischen Dreibund und Ententegruppe bestehen immer noch unzureichend präzisierte Streitpunkte, welche Anlaß zum Argwohn bieten. Ich bin zwar überzeugt, fährt Graf Witte fort, daß alle Großmächte den Frieden ehrlich wollen; aber das Vorhandensein von zwei Mächtegruppen, deren jede heterogene Elemente in sich birgt, wird immer einigem Zweifel Raum lassen.

3. Die fortschreitenden Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Diese Rüstungsvermehrung ist die natürliche Folge der Unsicherheit auf dem Balkan und sie schließt logisch eine stetige Stimmung von Ungewißheit in sich ein.

Gegensätzlichkeit der Interessen auf der einen, Starrheit des Bündnisses auf der anderen Seite — das ist das große Übel, dem vorgebeugt werden sollte. Das Heterogene der Ententegruppe drückt sich in der Verbindung einer demokratischen, halb-sozialistischen Republik mit einem despotisch regierten, absolutistischen Staate aus. Diese beiden Mächte werden nur durch selbstsüchtige Zwecke, die übrigens weit auseinandergehen, künstlich zusammengehalten, und doch wird die Starrheit dieses Bündnisses, ungeachtet der abweichenden Selbstzwecke beider Bundesgenossen, durch gemeinsame militärische Maßnahmen stark betont und unterstrichen. Ähnliche Beispiele eines solchen Zwillingsübels lassen sich, wie ich nicht zweifle, auch bei der Zusammensetzung der drei Allianzmächte und ihrer Sonderzwecke aufzeigen. Aber ich beschränke mich hier auf das russisch-französische Bündnis mit seinem Annex: England, zumal ich annehme, daß die losere Verbindung Englands mit den beiden Großmächten den großen Fehler eines „starren Gleichgewichtssystems" vermeidet und eben damit den Vorzug eines labilen gegenüber einem stabilen Gleichgewicht der Mächtegruppierung vor Augen führt. Erst aus einem besser angepaßten Gleichgewichtszustand wird letzten Endes das freie Konzert der Staaten Europas hervorgehen können. In einem solchen freien Verband der Staaten Europas kann jede neu auftauchende Frage nach

wechselnden Motiven gelöst werden, ohne daß die einzelnen Staaten mit ihren aparten Interessen von vorne herein durch ihr starres Bündnis auf eine bestimmte Formel festgelegt wären. Wiederholt hat der englische Minister des Äußeren den Versuch gemacht, während der Balkankrisis diese neue Methode des Bündnissystems zur Anwendung zu bringen, aber leider nur mit begrenztem Erfolg. Von Paris und Petersburg aus wurde freilich der Versuch gemacht, Grey von dieser neuen Methode abzubringen. Hätten aber die österreichischen Bemühungen, in Berlin für diese Greysche Methode des labilen Gleichgewichts im Bündnissystem Echo zu wecken, Erfolg gehabt, dann wären die russisch-französischen Machenschaften gegen die Greysche Methode durchkreuzt worden.

Vielleicht würde dieser neue Weg einer größeren Handelsfreiheit innerhalb des bisherigen starren Bündnissystems gangbarer werden, wenn einige der Kleinstaaten, ohne sich der einen oder der anderen Mächtegruppe in ausgesprochener Weise direkt anzuschließen, in das europäische Konzert aufgenommen würden, deren Aufgabe es bliebe, auftauchende Störungen in diesem oder jenem Teil Europas zu beseitigen. Allein der Kardinalfehler der gegenwärtigen Spaltung der Mächte in zwei feindliche Gruppen hat seine tiefste Wurzel im Verhältnis Frankreichs zu Deutschland. Dieses Verhältnis verschiebt dauernd das sogenannte europäische Gleichgewicht und gibt der heutigen Mächtegruppierung eine kriegerisch drohende Geste. Verzweifeln freilich soll man nicht. Ungeachtet der stetig anwachsenden chauvinistischen Bewegung im gegenwärtigen Frankreich, die zum Teil das Erzeugnis der Ententepolitik mit England ist, erhebt sich doch eine neue Geistesrichtung in Frankreich, welche sich zur Einsicht durchgerungen hat, daß man der einzigen Revanchesehnsucht schon zu große soziale, geistige und moralische Opfer gebracht hat. Jede auffallende militärische Machtentfaltung in Deutschland dient den französischen Chauvinisten zum Vorwand, diese neue Schule Frankreichs heftig anzugreifen. Der Chauvinismus hüben gibt immer Stoff zur Entzündung des Chauvinismus drüben. Andererseits kann aber auch das Gute wieder nur Gutes stiften. Die Wohlgesinnten in Frankreich und Deutschland vermögen den Wirbelwind von Leidenschaft diesseits und jenseits der Vogesen zu beschwören.

Augenblicklich freilich ist es, wie ich zugebe, ungemein schwierig, den springenden Punkt anzugeben, der zu einer restlosen Verständigung zwischen beiden Ländern führen könnte. Weder ist der Weg einer Grenzverschiebung, noch der einer kolonialen Gegenleistung gangbar — wenigstens vorerst nicht. Ja, ich bin nicht einmal sicher, ob eine solche Verständigung im Moment wünschbar wäre, da man die wirklichen Gefühle und Wünsche der Elsässer nicht kennt. Da aber eine Verständigung zwischen diesen Ländern, gleichviel auf welcher Grundlage, der größte geistige und sittliche, aber auch wirtschaftliche und industrielle Triumph wäre, den die Welt je gesehen hat, so möchte ich der Möglichkeit eines Zustandekommens dieser endgültigen Verständigung gegenüber nicht verzweifelnd die

Flinte ins Korn werfen. Vielleicht wird dieser ersehnte Zeitpunkt gekommen sein, wenn ein künftiger englischer Minister sich vor Frankreich stellt und etwa folgende Worte spricht: „Wir wollen euere Freunde sein. Unsere Sympathien führen uns auf euere Seite, und wir wollen Hand in Hand mit euch die meisten europäischen und politischen Weltfragen lösen; aber bevor ihr euere unbedingte Bereitschaft erklärt habt, euch mit Deutschland auf einer Basis zu verständigen, die dem Deutschen Reiche annehmbar erscheint, sind wir nicht in der Lage, ein Bündnis mit euch zu schließen". Vielleicht wird einmal die Arbeiterbewegung zu dieser Lösung zwingen, und wenn diese Lösung endgültig geglückt ist, wird sie vielleicht ihrerseits auf die Sozialisten günstig zurückwirken, indem sie die angreifende und zerstörende Taktik der Sozialisten schwächt und ihre positiv-aufbauenden Seiten zu reicherer Entfaltung kommen läßt.

Zusammenfassend möchte ich am Schlusse folgendes betonen. Obgleich jedes freundschaftliche Zusammenwirken zwischen England und Deutschland das Verhältnis der beiden Länder günstig beeinflußt und je länger, desto unabweislicher sich die Überzeugung aufdrängt, daß ihre gemeinsamen Interessen größere sind als die widerstrebenden, so kann doch der Weltfriede am sichersten dadurch gewährleistet werden, daß das europäische Allianzsystem von seiner jetzigen stabilen Form in den Zustand des labilen Gleichgewichts übergeführt wird. Das Zusammenwirken aller Mächte wird alsdann mehr von einem Gefühl der Gerechtigkeit und der Respektierung des internationalen Rechtes getragen, als von selbstischen Interessen beherrscht sein. Die Herbeiführung dieses politischen Idealzustandes wird wesentlich dadurch erleichtert, daß die Streitpunkte zwischen Frankreich und Deutschland nach und nach eliminiert werden, denn diese waren, seit mehr als einem Menschenalter, das größte Hindernis einer fortschrittlichen Entwicklung. Anders ausgedrückt: eine russische und eine englische Rückversicherung in Berlin wäre mit Freuden zu begrüßen, in der Hoffnung, daß eines Tages ein Universal-System von Versicherung und Rückversicherung errichtet werden könnte, das auch Frankreich und Deutschland, die beiden großen Feinde der Jetztzeit, einschließen würde.

Ihr ergebener

Wm. Robertson.

Friedrich Curtius:
Krieg und internationale Verständigung.

Die unbedingte Verwerfung des Krieges ist mit dem Begriff des Staates unvereinbar. Daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun, daß man dem Übel nicht widerstehen solle, ist eine Anschauung, die man für das Privatleben innerhalb gewisser Grenzen gelten lassen mag, die aber für den Staat schlechterdings unanwendbar ist. Denn zwischen dem Staat und dem einzelnen Menschen besteht der durchgreifende Unterschied, daß für den Menschen das Leben nicht der Güter höchstes ist, wohl aber für den Staat. Für den Einzelnen ist es erlaubt und unter Umständen Pflicht, sich selbst zu opfern. Für den Staat aber gibt es kein höheres Gebot als das der Selbsterhaltung. Sobald die Notwendigkeit der Selbsterhaltung und die Pflicht jedes Opfers für diesen Zweck in Frage gestellt wird, ist es um den Staat geschehen, sein Untergang ist besiegelt. Darum muß der Staatsmann für diesen höchsten Zweck jedes Mittel ergreifen und ein gesundes Volk darf kein Opfer an Gut und Blut scheuen. Auch darf man den Begriff der Selbsterhaltung nicht zu eng fassen. Denn infolge des Wettstreits der Nationen ist schon ein Rückgang in Geltung, Ansehen, Einfluß der Anfang des Niedergangs, und die Frage: Sein oder Nichtsein meldet sich an, sobald der Staat in einer Angelegenheit, die seine ganze Existenz und seine Zukunft betrifft, darauf verzichtet, sein Interesse mit Einsetzung der ganzen Kraft geltend zu machen. Darum ist es endlich auch unmöglich, nur den Verteidigungskrieg gerecht zu nennen. Ein Staat kann zum Angriff gezwungen sein, wenn er nicht seine Zukunft preisgeben will.

Es ist unmöglich, ein moralisches Gesetzbuch zu verfassen, in dem die Regeln über die Berechtigung oder Verwerflichkeit von Kriegen nachgeschlagen werden könnten. Einig aber ist die kultivierte Menschheit heute darüber, daß der Krieg verwerflich ist, der lediglich aus Lust am Kriege, an Eroberungen unternommen wird, aus Ruhmbegier oder aus der Freude an glänzenden Waffentaten. Wünschen können einen solchen Krieg nur die Vertreter der Kriegsindustrie und Berufssoldaten, niemals aber ein gesittetes Volk und ein Volksheer. Und ebenso ist es kulturwidrig und moralwidrig, den Krieg als die unvermeidliche gewaltsame Entladung einer gegenseitigen Abneigung von Völkern und Rassen zu verteidigen. Einen natürlichen Nationalhaß gibt es, wenigstens zwischen europäischen Nationen, überhaupt nicht. Wenn Deutsche mit Engländern, Franzosen oder Italienern in persönliche oder berufliche Verbindung kommen, so verstehen sie sich sehr gut und können sich vertragen. Was als Nationalhaß erscheint, ist nur die Folge historischer Reminiszenzen, die in einem friedensfeindlichen Sinne künstlich ausgebeutet werden. Ein einzelner Deutscher in einem französischen Hause

oder Geschäft findet wohl, daß die Leute anders sind als zu Hause, aber er findet sich deshalb keineswegs veranlaßt, sie zu hassen. Man kann auch den Krieg nicht damit rechtfertigen, daß er sittliche Kräfte und Tugenden weckt, die im Frieden schlafen. Diese Eigenschaft hat der Krieg mit jedem großen Unglück gemein, das man doch deshalb nicht willkürlich herbeiruft.

Die Frage: Krieg oder Verständigung kann nie in allgemeiner und abstrakter Weise beantwortet werden. Man darf sie vernünftigerweise überhaupt nur aufwerfen im Bezug auf die konkrete Situation bestimmter Staaten. Und zwar ist es zurzeit das Verhältnis der sechs europäischen Großstaaten, welches deren Regierungen und Bürger zur Stellungnahme für oder gegen die Erhaltung des Friedens nötigt. Bestehen zwischen ihnen Gegensätze so fundamentaler Art, daß die Nationen ein Recht haben, deren gewaltsame Lösung zu fordern? Man braucht diese Frage nur aufzuwerfen, um zu erkennen, daß die angebliche Unvermeidlichkeit des europäischen Krieges ein leeres Gerede und eine künstliche Mache ist. Das übereinstimmende Interesse der großen Mehrheit in allen Nationen geht auf die Erhaltung des Friedens, und kein europäischer Staat ist heute in der Lage, daß er für seine Existenz, für seine internationale Geltung und für sein Gebiet zu fürchten hätte. Konkurrierende Interessen bestehen in bezug auf die Herrschaft in fremden Weltteilen, aber die Erfahrung zeigt, daß nirgends der Vorteil einer Großmacht notwendigerweise der Schaden einer andern sein muß.

Ein Kampf der beiden heute bestehenden Großmächtegruppen Europas könnte zwar eine zeitweilige Verschiebung der Machtverhältnisse zur Folge haben, würde aber im wesentlichen dieselben Aufgaben hinterlassen, für deren endgültige Lösung er unternommen wäre. Was ein Teil gewonnen hätte, müßte er zu verteidigen sich bereit halten, der unterlegene Teil würde den Revanchekrieg zur Wiedergewinnung des Verlorenen vorbereiten. Das Nebeneinander der Großstaaten läßt überhaupt nur zweierlei zu: entweder die Suprematie einer Macht, wie die Ludwigs XIV. und Napoleons, oder eine loyale Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes in Europa und die ruhige, leidenschaftslose Verständigung über die Einflußsphären der verschiedenen Großmächte in den fremden Weltteilen. Die amtliche Politik der europäischen Mächte ist nach diesem Grundsatz bestimmt, die Bildung zweier Mächtegruppen wirkt in diesem Sinne. Sie erhöht die Gefahr und die Gemeinschädlichkeit eines Krieges ins Unermeßliche und übt dadurch eine Abschreckung vor dem Kriege aus, wie sie vorher niemals stattgefunden hat. Sie gibt zugleich eine Garantie gegen wechselnde Kombinationen der Mächte mit Aussichten auf Überraschung der Gegner und dadurch zu erzielende Erfolge. Dadurch sind launenhafte Ausschreitungen der politischen Phantasie und des politischen Ränkespiels ausgeschlossen. Eine Fortbildung dieses Systems der zwei Mächtegruppen durch Verhandlungen hinüber und herüber bis zur Verständigung zwischen beiden Gruppen hat während des Balkankrieges stattgefunden, und es besteht kein Grund, an der ehrlichen Absicht der Regierungen auf weiteren

Fortschritt auf diesem Wege zu zweifeln. Worauf es ankommt, ist, daß die Völker, d. h. die gebildeten, geistig lebendigen und die öffentliche Meinung leitenden Kreise die Zeichen der Zeit erkennen. Der Zug der Regierungen zur Verständigung muß einen lebhaften, populären Widerhall finden. Die Völker müssen das Blendwerk zerstören, als ob sie den Krieg um seiner selbst willen zur Betätigung ihrer Waffentüchtigkeit und zum Ausleben ihrer Antipathien herbeisehnten. Nirgends weniger als im deutschen Bürgertum besteht eine solche Perversität der Gesinnung. Mag sich die politische Erregung und das berechtigte Selbstgefühl des Volkes in Waffen gelegentlich in unfreundlichen und drohenden Worten äußern: wir haben doch das Vermächtnis von Herder und Goethe, das Erbe von Weimar nicht verworfen. Vielmehr, je stärker unsere wirtschaftliche Kraft wird, je freier und weiter unser Blick, um so mehr sehen wir das letzte Ziel menschlichen Wirkens nicht im Krieg, sondern in dem wirtschaftlichen und geistigen Austausch der Nationen, in Weltverkehr, Weltwirtschaft, Weltliteratur, in einer freien und förderlichen wechselseitigen Befruchtung der Nationen, durch welche die Kraft der nationalen Eigenart und Leistungsfähigkeit erst zu voller Entfaltung kommt.

Dr. E. Haendcke:
Napoleons I. Stellung in der Weltgeschichte.

Ein universalhistorischer Versuch.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben moderner Geschichtsschreibung, Napoleons I. Stellung im Laufe des Weltgeschehens genau zu umreißen. Und dennoch möchte sich einem Versuche sie zu lösen niemand entziehen, der sich mit diesem Mann und seiner Epoche beschäftigt hat. Hindernisse mannigfachster und ungewöhnlicher Art türmen sich auf, um eine objektive Würdigung Napoleons I. und seiner Zeit fast unmöglich zu machen. Nationale, religiöse, allgemein politische, ja soziale einander widerstreitende Ansichten vereinigen sich, um sich mit Erfolg einem solchen Versuche entgegenzustemmen. Endlich bietet die Materie selbst die größten Schwierigkeiten. Wie eine Lawine, die sich im Fallen um ein Vielfaches des eigenen Umfanges vermehrt, stürzte sich die Flut der Erinnerungen, Briefwechsel, Aktenstücke, Monographien, Abhandlungen jeder Art auf die Forscher hernieder, sie völlig zu unterdrücken drohend. Nimmt doch die offizielle Ausgabe der Korrespondenz Napoleons I. 32 Quartbände ein, die vom französischen Generalstab herausgegebenen Schriftstücke rein militärischer Art, die der Kaiser erledigte, bis zum Jahre 1810 fünf Bände, diejenige über die Organisation und Ausrüstung der Armee zum russischen Feldzug fünf Bände.

Und dazu kommen lettres inédites von Lecestre und Brotonne, die auch die Zahl von fünf Bänden erreicht haben. Und noch ist kein Ende, denn jetzt fangen die anderen europäischen Staaten an, ihre Archive zu öffnen. Und nun die unübersehbare Fülle von Erinnerungen, an denen keine Epoche der Geschichte so reich ist, wie diese. Und eine jede Erscheinung dieser Art ist ein Fallstrick für den Historiker, denn nirgends wissen sich die Fehler der Menschen so gut als Tugenden zu verzieren, als in diesen Produkten der Eitelkeit, der Rachsucht, der Klatschsucht, von Mangel an Kenntnissen, Urteilskraft und weitem Blick, und endlich gewissenlosen Leichtsinnes sowie der absichtlichen Täuschung. So sind sie für den Forscher meist Quellen sehr zweifelhaften Wertes. Waas hat in einer Studie in der historischen Zeitschrift über die Episode der Erschießung der 2000 Türken in Syrien und der Vergiftung der Pestkranken in Jaffa gezeigt, wie notwendig die systematisch-kritische Durchforschung ist. Er beweist z. B., daß Savary bei Abfassung seiner Geschichte Frankreichs unter Napoleon I. es nicht für der Mühe wert hielt, sein während des ägyptischen Feldzuges geführtes Tagebuch zu benutzen. Savary verließ sich auf sein Gedächtnis. Die von vielen Autoritäten als besonders glaubwürdig beurteilten Erinnerungen des Grafen Chaptal hat W. Henning in einer eingehenden Untersuchung als dieses Vertrauens völlig unwürdig hingestellt. Und wem begegnete nicht in zahllosen Fällen Mme. de Rémusat als Kronzeugin genannt? Und doch, wer klares Urteil sich bewahrt hat, muß er nicht sagen, daß die giftigen Ergüsse dieser kleinen neidischen Seele nur sehr bedingten Wertes sind? Und nun vergesse man nicht die Fülle von Urteilen ausgesprochener Gegner im feindlichen Lager, bedeutender Männer, deren Lebensaufgabe es war, den Gewaltigen zu bekämpfen. Auch ihr Urteil verlangte Beachtung und hat meist in der Geschichtsschreibung schon weite Berücksichtigung erfahren. So ist es nicht zuviel gesagt, daß die kritische Bearbeitung dieses ungeheuren Stoffes ein fast unmögliches Maß an Geduld, Scharfsinn, Detailkenntnissen und an Entsagung erfordert. Rankes dahingehender, schon 1834 geäußerter Wunsch wird wohl kaum je seine Erfüllung finden. Denn nun treten auch noch die darstellenden Werke hinzu, die die Ansichten der Historiker wiedergeben und oft genug maßgebend für die Auffassung einzelner Tatsachen oder der ganzen Epoche geworden sind. Besondere Schwierigkeiten bereiten der Kritik die Werke, die sich stützen auf noch nicht veröffentlichte Quellen. Vollkommen preisgegeben steht man ihnen gegenüber: man hat keine Möglichkeit, die Genauigkeit in den Abschriften, die Sorgfalt und Akribie in der Auswahl der Aktenstücke und deren Bewertung kritisch nachzuprüfen. Hier sollte, wenn irgend möglich, die Entsagung geübt werden, die Akten zu veröffentlichen vor oder wenigstens mit der Darstellung. Und doch gilt es als unerläßliche Pflicht des Historikers, zu allen diesen Darstellungen Stellung zu nehmen. Ob freilich eine solche Auseinandersetzung stets von Nutzen ist, dürfte man billig bezweifeln. Vielmehr dürfte manchmal eine neue, unbekümmert um Vorgänger aufgestellte An-

sicht nützlicher sein, als eine langatmige Bekämpfung anderer, die meist nicht zu bekehren sind.

Ist die Einschätzung von Persönlichkeiten und Ereignissen seitens der Zeitgenossen auch für die Geschichtsschreibung von größter Tragweite, so treten zu den subjektiven Ansichten und Auffassungen des Historikers noch die allgemeinen seiner Zeit über Politik, Religion und sozialen Werdegang, um die Erfüllung der Forderung objektiver Wertung umsomehr zu erschweren, je näher die zu schildernde Epoche der Gegenwart noch steht und je mehr Gegensätzliches vorhanden ist. Und wer kann leugnen, daß die Stoßkraft der Ideen, die die französische Revolution zeitigte, zum mindesten in ihren Abwandlungen, besonders in sozialer Hinsicht, noch weitaus nicht erschöpft ist! Aber es ist, scheinbar merkwürdigerweise, nicht diese Seite des Zeitalters Napoleons I., die uns am meisten fesselt, uns am meisten Anreiz zur Beschäftigung mit diesem gibt: es ist vielmehr die äußere Politik, die ungeheure Expansionskraft der französischen Revolution, die uns heute noch am meisten zu denken gibt. In unserem Zeitalter der Sozialpolitik, der wirtschaftlichen Fragen tritt der Gesetzgeber, der Politiker Napoleon I. noch immer weit, weit zurück hinter dem Eroberer, so weit zurück, daß die Behauptung, man kenne seine kulturelle Tätigkeit im engeren Sinne eigentlich nur sehr unvollkommen, kaum zu gewagt sein dürfte. In dieser Tatsache ist das Eingeständnis eingeschlossen, daß in der äußeren Politik viel mehr als in den Fragen der Wirtschaft, denen man heute fast ohne Widerrede die erste Stelle einräumt, das pulsierende Leben eines Volkes zu spüren ist, daß die äußere Politik die weitaus wichtigste Seite seiner staatlichen Selbständigkeit in sich birgt. Gehen wir nun zu den Tatsachen, deren Einschätzung von vitaler Wichtigkeit für die Auffassung dieser Epoche allgemein und Napoleons I. im besonderen sich herausgestellt hat, über.

Frankreich hatte im 17. Jahrhundert das Übergewicht Spaniens in Europa beseitigt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt. Nicht bloß, daß Ludwig XIV. ein Heer besaß, dem an Stärke und Ausbildung kein Staat auch nur ein annähernd gleichwertiges entgegensetzen konnte. Sein Schwergewicht brachte Frankreich die Bündnisse aller Widersacher, besonders des Erzhauses Österreich, der Schweden, Polen und Türken. Und diese mit Sorgfalt gepflegte Politik erhielt die weiteste Ausdehnung durch Bestechungen größten Stiles, vor allem deutscher Fürsten. Die innere Berechtigung zu dieser Vormachtstellung Frankreichs lag in seinen allgemeinen Verhältnissen. Es war weitaus von allen Staaten Europas das am meisten bevölkerte Land, auch das reichste an Handel und Industrie, die es ebenfalls an erste Stelle setzten. Und was vor allem seinem Übergewicht die Dauer verlieh, war seine unbestritten kulturelle Überlegenheit. Paris war die Metropole der Welt, *die* Hauptstadt: französische Sprache, französische Literatur, französische Kunst beherrschte Europa vom König oder Kaiser bis zum einfachen Bürger hinunter. Dieses Übergewicht Frankreichs zu

beschränken, empfand schon eben das 17. Jahrhundert als Bedürfnis. Der Träger dieser Idee war Wilhelm III. von Oranien und die beiden Staaten, die unter seiner Leitung standen, die Niederlande und England. Seinen Ausdruck fand dieser Widerstand in der zum erstenmale — mit Nachdruck — in großem Stile erscheinenden Idee vom europäischen Gleichgewicht. England war sie die Stufenleiter zu seiner weltumfassenden Stellung. Denn obwohl Frankreich in dem Kampfe um sein Übergewicht den Siegespreis, Spanien, davontrug, behauptete England Gibraltar. Und stetig und zähe benutzte letzteres jede politische Möglichkeit Frankreich zu schwächen. Nicht zum wenigsten beruht die Bedeutung Friedrichs des Großen darin, daß es ihm gelang, sich seine Unabhängigkeit von Frankreich wie von Österreich dauernd zu erkämpfen. Von da an war Frankreichs Einfluß in Deutschland gebrochen, wie er im Osten durch Rußland schon völlig beseitigt war. Hand in Hand mit diesen Ereignissen ging das Zurücktreten des kulturellen Einflusses Frankreichs hinter dem Englands. Englische Literatur, englische Philosophie, englische Naturauffassung, englische Rechtsideen begannen eine unbestrittene Herrschaft über die Gemüter der ganzen Welt auszuüben. Es war der Beginn der Umwandlung politischen Denkens in Europa überhaupt. Solche Prozesse, die tatsächlich neue Ideen zur Entfaltung bringen, pflegen sich nicht zu vollziehen ohne starke Rückschläge. Frankreich fühlte sich zwar zurückgedrängt, aber noch kräftig genug, um seine Stellung nicht ohne Kampf zu räumen. Den tiefen Zusammenhang zwischen der französischen Revolution und der auswärtigen erfolglosen Politik der letzten Zeiten des Königtums sowie ihrer eigenen Expansionsbestrebungen hat Ranke in seinem schon 1834 erschienenen Aufsatz: „Die großen Mächte" im 2. Bande der „Historisch-politischen Zeitschrift" in seiner meisterhaften Weise dargelegt. „Man hat," meint er, „so viel von den Ursachen der Revolution geredet und sie wohl auch da gesucht, wo sie nimmermehr zu finden sind. Eine der wichtigsten liegt m. E. in diesem Wechsel der auswärtigen Verhältnisse, der die Regierung in tiefen Mißkredit gebracht hatte." Dies alles schoben die Franzosen ohne Rücksicht auf die veränderten Weltverhältnisse der Regierung in die Schuhe. „Daher kam es," fährt Ranke fort, „daß die Bewegung von Frankreich, wenn sie auf der einen Seite einen reformatorischen Charakter hatte, der sich nur zu bald in einen revolutionären umsetzte, doch auch von allem Anfang an eine Richtung gegen das Ausland nahm." Dazu kam der ungeheuere Einfluß des nordamerikanischen Krieges. „Dieser amerikanische Krieg wurde entscheidend. Nicht so sehr durch eine Veränderung der allgemeinen Machtverhältnisse — als durch die indirekten Wirkungen, die er hervorbrachte." Die trostlosen inneren Verhältnisse, die ungeheueren Schulden, die jede fruchtbare äußere Politik unmöglich machten, wie zu allgemeinem Mißvergnügen die holländische Sache offenbarte, taten das übrige. „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen

Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn es sich nicht an der gebührenden Stelle erblickt; wieviel mehr die französische, die so den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise die große Nation zu sein." Da zu durchgreifenden Reformen das Königtum zu schwach war, wurde es von der Revolution weggefegt. Sie selbst wieder fand ihr Ende in dem Kaisertum Napoleons: „jene Universalmonarchie, von der man sonst nur die entfernte Gefahr gesehen, war beinahe realisiert." Das war nur möglich geworden, weil Frankreich „mitten in seiner wilden Bewegung das Gemeingefühl der Nation lebhafter als je zu erhalten, die nationalen Kräfte in einer so ungemeinen Ausdehnung zu dem einzigen Zwecke des Krieges anzustrengen wußte." Emporgehoben und im Innern geeinigt durch die neue Idee der allgemeinen politischen Freiheit, erwachte, verstärkt durch das Streben, diese neue Erkenntnis auch den anderen Völkern mitzuteilen, das Expansionsbedürfnis mit verdoppelter Heftigkeit und mußte, da es sich sofort zum Herrschaftsbedürfnis auswuchs, auf den alten Feind, der sich von je Frankreich hindernd in den Weg gestellt hatte, stoßen und mit diesem ringen. Es war ein Kampf um die Herrschaft der Welt und ein Kampf um die Erhaltung der von England verfochtenen Idee des europäischen Gleichgewichtes. Man könnte auch sagen, es war ein Kampf um die Herrschaft der Welt nach den Gesetzen des alten Imperium und nach der germanischen Idee des europäischen Gleichgewichtes, das unbeschadet dem Vorwalten einer Macht die Eigenart der anderen nicht antasten will. Es ist daher symbolisch, daß der stärkste Vertreter des französischen Weltherrschaftsgedankens, Napoleon I., kein Franzose von Geburt war: Frankreich vertrat eben in seinem Streben das Romanentum, und diesen Gedanken konnte auch ein Romane, der Nichtfranzose war, verfechten. Und ihn hat Napoleon mit seiner ganzen Feuerseele ergriffen, für die Erreichung dieses Zieles seine ganze gewaltige Tatkraft, seine staunenswerte Genialität eingesetzt. Es war ein Vorstoß des Romanentums, der sich in Napoleon bewußt in der Wiederherstellung der Macht Karls des Großen kristallisierte. Als dessen Nachfolger betrachtete er sich, und als solcher wollte er auch von seiner Zeit angesehen werden. Das war der Grund, der ihn gerade in Aachen die Boten Franz I. empfangen ließ, die dessen Anerkennung seiner Kaiserwürde brachten. Als Parvenudünkel abgeschmacktester Art hat die Geschichtsschreibung diesen Akt hingestellt, der tiefer politischer Überlegung entsprang. Aus demselben Gedankengang heraus schrieb er Ludwig von Holland, daß er sich solidarisch fühle mit allen Regierungen Frankreichs, von Chlodwig bis zum Wohlfahrtsausschuß.

Ebenfalls erhält nur von diesem Standpunkte aus Napoleons bekanntes Verhalten anläßlich seines Aufenthaltes in Dresden 1812 seine richtige Beleuchtung. Er pflegte bei den höfischen Veranstaltungen stets als Letzter zu erscheinen, nachdem die anderen Fürstlichkeiten, unter ihnen Franz I., sich schon versammelt

hatten. Die Form war stets dieselbe: in den von einem Diener geöffneten Saal rief dieser nur das Wort l'empereur. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß e r der Kaiser kat exochen sei. Endlich liegt hier auch die Wurzel zu seiner Nichtachtung der Eigenart der Völker, die man ihm vom heutigen Standpunkte aus mit Recht als schweren Fehler anrechnet. Weiter darf man aber nicht gehen in seiner Verurteilung, nicht einmal soweit; denn die Nationalitäten haben eben das Feuer der Begeisterung zur Behauptung ihres Eigenlebens mit den Waffen in der Hand an der Kriegsfackel Napoleons entzündet. Dieser selbst sah in der Staatszugehörigkeit den Kernpunkt individuellen Lebens, nicht weil er als Korse, also als Fremder, in Frankreich gebot, sondern weil er dem Gedankenkreise einer universal denkenden Periode angehörte, die die Länder mit dem Zirkel auf der Landkarte vergab. Deshalb teilte er selbst nach den Gesichtspunkten politischer und geographischer Provenienz die Länder aus, ohne die durch Herkommen, Stammeszugehörigkeit gezeitigten Verbindungen in Rechnung zu stellen. Es ist natürlich falsch, von einer geringeren Moral zu reden: diese Gewohnheit, die Völker ohne jede Rücksicht auf sie selbst zu verschachern, hat ja gerade auf sein Leben bestimmend gewirkt, da Frankreich seine Heimat, Korsika, an sich riß. Denn eben, daß die Untertanen im Staatsleben eine die Regierung bestimmende Rolle spielen sollen, ist für das festländische Europa doch erst eine Errungenschaft der Revolution. Übrigens ist völlig nach den bei Napoleon stets mit großem Pathos verurteilten Gesichtspunkten auf dem Wiener Kongreß verfahren. Oberitalien, Sachsen, Polen sprechen eine deutliche Sprache über diesen Punkt. Aus demselben Grunde blieben Napoleons Brüder, mochten sie Könige von Holland, Neapel oder Spanien sein, in erster Linie Franzosen. Denn es gab nur e i n e Politik, die universalfranzösische, der sie zu folgen hatten, es gab nur e i n Reich, dessen Glieder sie auch auf den Thronen fremder Völker blieben, das universalfranzösische. Nicht anders faßte Napoleon die Stellung des Papstes auf, der nur der erste Bischof, mit besonderen Vorrechten ausgestattet, sein sollte. Er selbst deutete diese seine Ansicht ebenso verständlich wie symbolisch an, als er ihm bei der Krönung im letzten Momente die Krone aus der Hand nahm und sie sich selber auf sein Haupt setzte. Es sind bewußte Vorstellungsreihen, die das Tun und Denken Napoleons ausfüllen und beherrschen: sie finden zunächst ihren Halt in Karl dem Großen, wurzeln aber noch tiefer im Imperium Romanum. Auch diese Idee war seinem Zeitalter nicht fremd: das Rückgreifen auf die Antike, vor allem in den Künsten war keine Komödie. Was David, Isabey, Percier, Fontaine, Chalgrin schufen, entsprang diesem Gefühl. Bezeichnenderweise betonte man die römische Seite der Antike: mit den Römern fühlte man sich stammes- und sinnesverwandt. So war es im Reiche des Geistes. Im Reiche der realen Welt wollte Napoleon der gewaltige Vollender sein. Um dieser Idee Dauer zu verleihen, hatte sie eine gewaltige Resonanz finden müssen, wie das mittelalterliche Kaisertum in der universalen Kirche. Diese hatte als

Erbin Roms dessen gewaltiges Kulturgut geborgen und ihren Gedanken angepaßt und sich damit die Herrschaft über Gemüt und Seele des Abendlandes gesichert. Und nur als Schützer und Schirmer der universalen Kirche hatten die deutschen Könige ein Recht auf den Titel Imperator und auf den Gehorsam der abendländischen Völker. Diese enge Verbindung beider Gewalten zeigt sich auch darin, daß der Ruin der einen den der anderen bedingte. Dieser war unaufhaltsam, weil sie nicht vermocht hatten, die Stammeskraft der nordischen Völker zu lähmen. Sobald diese erstarkten und zum Bewußtsein ihrer Nationalität kamen, mußten die Grundvesten von Kirche und Kaisertum erschüttern. Die Reformation machte die Bahn frei für die Entfaltung der nationalen Kräfte und benahm damit endgültig irgend einer Macht die Möglichkeit, eine Universalmonarchie im Sinne des Imperium Romanum zu errichten unter Preisgabe der kulturellen Selbständigkeit der einzelnen Völker. Mochte es auch noch so sehr scheinen, daß z. B. die französische Kultur im endenden 17. Jahrhundert sich die Welt unterjocht habe, in dem, was das eigentliche Wesen eines Volkes ausmacht, in das Staatsleben der anderen Völker hat sie sich gar nicht oder nicht für länger festsetzen können. Aber das wird mehr dem rückschauenden Auge klar, als den Zeitgenossen einer Vergangenheit. Und das ist kein Wunder. Wie nahe kam Napoleon seinem Ziele, Errichtung eines Reiches unter seinem Zepter, größer als das Karls des Großen und scheinbar fester zusammengeschmiedet!

Es ist begreiflich, wenn man in den tieferen Schichten, auch der geistigen Welt, Napoleons Wirken und Streben falsch und von kleinlichen Gesichtspunkten beurteilte, daß er aber weder zu Lebzeiten noch in dem Jahrhundert nach seinem Tode eine genügende Beurteilung und Würdigung gefunden hat, ist doch ein tieftragisches Zeichen dafür, wie schwer das Schicksal auf denen lastet, die einer absterbenden Idee neues Leben einzuhauchen versuchen. Denn eine gerechte Würdigung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ward Napoleon auch in Frankreich, dem sein Lebenswerk galt, nicht zuteil. Und in den anderen Ländern dämmerte nicht einmal den Größten eine Ahnung von der Bedeutung dieses Mannes auf. Man lese nur einmal Steins Tagebuch oder denke an Aussprüche Gneisenaus und anderer. Unter den Staatsmännern macht nur Metternich eine Ausnahme. Mit Recht kann daher L. Krauß, k. u. k. Generalmajor, in seinem Buche, „1805, Der Feldzug von Ulm" sagen: „Wo immer man sich in die Geschichte jener Zeit vertieft, und für die fast unerklärliche Haltung der europäischen Mächte, für die Entschlüsse ihrer Staatsmänner und Feldherrn Gründe zu erforschen sucht, immer trifft man auf die völlige Verständnislosigkeit, mit der man damals in Europa dieser gewaltigen dämonischen Persönlichkeit gegenüberstand."

Demgegenüber dürfen wir mit um so höherem Stolze betonen, daß die beiden Männer, die, man kann fast sagen, allein bisher die welthistorische Bedeutung Napoleons erkannt haben, Deutsche sind. Noch zu seinen Lebzeiten, vor und nach

dem Sturze des Gewaltigen, hat Goethe aus seiner Bewunderung nie ein Hehl gemacht.

Es bedeutet eine völlige Verkennung dieses größten Deutschen, wenn man auch heute noch glaubt, ihm eine nationale Gesinnung in heutiger Auffassung andichten zu müssen, die er nicht besaß, weil er sie sich nie hatte erwerben können. Mit seinem politischen Denken war er verknüpft mit einer Periode durch Geburt (1749) und Erziehung, die mit der Gedankenwelt der Jugend seines Alters (1813) nichts zu tun hatte. Er hatte wohl für Friedrich den Großen, aber nie für Preußen sich erwärmt, das ja auch in der Epoche von Goethes Mannesjahren die Vertretung der deutschen Interessen Österreich völlig überließ. Und ihm, dem, wie er selbst bekennt, als dem Herrscher im Reiche des Geistes, die Kultur der Menschheit wichtiger war, als der Bestand der Nationalitäten, mochte die neue Freiheit 1813 in Begleitung von Kosaken und Baschkiren einigermaßen verdächtig sein. Er selbst hatte ja dem deutschen Volke ein Band der Einigkeit geschenkt, das solange dauern wird, als es deutsche Laute gibt: die Sprache, der erst Goethe den wundersamen Dreiklang von Tiefe, Kraft und Schönheit verlieh. Und in dieser Sprache schenkte er von Lied und Dichtung, was jene innere kulturelle Einheit gründen half, die allein der nationalen Einigung Bestand zu geben vermag und ein steter Jungborn für diese ist. Und da sollte man ohne Mäkeln ewig dankbar sein.

Vom Standpunkt des Historikers hat Ranke Napoleon zu erfassen versucht. Und er, aufgewachsen in dem universal-humanistischen Gedankenkreise Goethes und Schillers, hat auch für den großen Gegner unseres Vaterlandes das tiefste Verständnis bewiesen. Und zwar in folgenden Worten: „Sagen wir es mit einem Wort: es sollte nur noch einen Willen auf dem Kontinent geben, eben den, welcher in den Dekreten Napoleons ausgesprochen wurde. Der Gedanke ist verwegen, grandios und des Kopfes würdig, der ihn faßte. In Rußland meinte Napoleon auch England zu bezwingen. Das französische Reich würde Europa und dadurch die Welt beherrscht haben."

„In Napoleon erschien die Einheit der romanischen und germanischen Völker des westlichen Kontinents in größerem Umfange, als selbst unter Karl dem Großen."

Kürzer und klarer kann man dem gewaltigen Wollen Napoleons nicht Ausdruck geben. Aber Ranke zeichnete mit diesen Worten nur das Streben Napoleons. Es ist eine der bekannten Einwendungen, die man gegen seine Herrschaft macht, daß er allein der Träger dieser Idee, die ihn zum Kriegsfürsten machte und machen mußte, gewesen sei. Diese Ansicht ist unter der Nachwirkung gleicher Behauptungen entstanden, die Talleyrand aufstellte, um seine Verrätereien zu verdecken. In der Tat fand die Politik des Kaisers weiten Widerhall bei den Franzosen. Denn eben in dem Mangel einer der inneren Kraft entsprechenden

äußeren Machtstellung sieht ja Ranke eine Ursache der Revolution. Und das mit Recht hervorgehobene, durch die Revolution bewirkte Gemeingefühl fand durch Napoleon seine Richtung. Man kann also nicht sagen, daß dieser eine Politik getrieben habe, die lediglich seinem Ehrgeiz ihren Ursprung verdankte. Indem man ihn aber zum alleinigen Träger der Expansionspolitik machte, fälschte man das Bild der Zeit und sein eigenes. Denn nunmehr mußte als alle anderen in Schatten stellende Eigenschaft eine Eroberungsgier auftreten, die allein sein Wesen und Tun erklären konnte, die dieses völlig beherrschte. So kann es nicht mehr wundern, daß sein Bild uns auch heute noch in den düstersten Farben gemalt wird. Egoistisch im höchsten Maße, brutal, ohne die Fähigkeit edlerer Regungen oder des Verständnisses solcher bei andern, ein virtuoser Schauspieler, der über seine innere seelische Roheit und Leere die Welt zu täuschen versteht, voll Rachsucht und Empfindlichkeit gegen jedes offene Wort der Kritik tritt er jeden Widerspruch nieder, eine Anerkennung fremder Verdienste ist ihm fremd und die Fälschung der Wahrheit eine liebe Gewohnheit. Im Glücke erfüllt von widerlichem Parvenustolz, ist er ebenso feige im Unglück. Als bewundernswert gelten nur seine Arbeitskraft, sein Organisationstalent und seine Feldherreneigenschaft. Sonst ist er ein Theaterkaiser.

Es dürfte nicht schwer halten, diese Vorwürfe zu entkräften, ohne deswegen in die Gefahr der meisten Rettungen, ein Panegyriker zu werden, zu verfallen. In seiner im Jahre 1820 geschriebenen Charakterstudie sagt Metternich von Napoleon, dieser habe stets alle Einwendungen angehört und im Ton sachlicher Besprechung diskutiert, so daß er niemals aus seinen Ansichten ein Hehl gemacht hätte, selbst wenn sie dem Kaiser nicht angenehm waren. In Staatsgeschäften habe er weder nach Neigung noch nach Haß seine Entscheidungen getroffen, sondern lediglich unter dem Gesichtswinkel der Notwendigkeit. Dieses Ziel erreicht, habe er seine Gegner nicht mehr weiter behelligt. Als Privatmann sei er angenehm im Umgang und oft bis zur Schwäche nachsichtig gewesen, Kleinlichkeiten habe er stets verachtet. Es ist nicht gerade das Bild eines Despoten, das uns Metternich von Napoleon entwirft. Alle diese als charakteristisch angeführten Züge finden wir auch im Urteil anderer urteilsfähiger Zeitgenossen wieder. Graf Hauterive, die rechte Hand Talleyrands, sagte: Ich habe niemals Furcht vor ihm gehabt. Seine Gegenwart hat mich nicht ein einziges Mal während der ganzen Dauer seiner schicksalsreichen Herrschaft außer Fassung gebracht. Der preußische Minister v. Schön schreibt ganz offen nach seiner Audienz anläßlich des Aufenthaltes des Kaisers in Gumbinnen 1812: „Napoleon hatte ich mir ganz anders vorgestellt, als er mir in den drei Stunden, in denen ich Audienz hatte, erschien. Von schroffem, abgeschlossenem, gebieterischem und befehlendem Wesen fand ich keine Spur. Er ging auf jede Sache ein und zwar mit großem Scharfsinn, er nahm Einwendungen an, und das Gespräch mit ihm ging in den Ton einer Konversation über. Die Bemerkungen über unsere Landes-

einrichtungen waren scharfsinnig und treffend, und die Darstellung seiner Gedanken hatte die Art einer gebildeten Sprache." Natürlich wollte er, daß ihm Einwendungen in schicklicher Weise gemacht wurden. Vertrauten gegenüber war er auch nachsichtig, wenn sie sich hinreißen ließen. In der berühmten siebenstündigen Audienz, die Caulaincourt nach seiner Rückkehr aus Petersburg beim Kaiser hatte, ging dieser in seinem Eifer, einen Bruch mit Rußland zu verhüten, soweit, ihm ins Gesicht zu sagen: „Votre Majesté ne peut se dissimuler qu'on sait trop maintenant en Europe qu'elle veut des pays plus pour elle que pour leur intérêt propre." Napoleon antwortete nur: „Vous croyez celà, Monsieur?" „Oui, Sir," antwortete Caulaincourt und erhielt nur die Antwort: „Vous ne me gâtez pas, il est temps d'aller diner!" Es dürfte wenig Herrscher geben, die eine solche Offenheit so ruhig hingenommen hätten. Auch seine Generale und Marschälle machten kein Hehl aus ihren Ansichten. Der Erbgroßherzog von Baden hebt ausdrücklich hervor, daß diese im polnischen Feldzug 1807 ihm keineswegs den tiefen Mißmut der Truppen verhehlt hätten. Gegen den Willen Napoleons bewilligte Lefèbvre der Danziger Besatzung freien Abzug. Auch sein unentwegtester Anhänger, Davout, wagte Einsprüche oder Bedenken zu erheben gegen Befehle des Kaisers, wenn sie ihm nicht angemessen erschienen. Ja, General Gourgaud erzählt uns, daß der Kaiser ihn auf St. Helena wegen einiger unmutiger Worte direkt um Entschuldigung gebeten habe. Allerdings kannte Napoleon keine Rücksichten, wenn es sich um Staatsangelegenheiten handelte. Dann war es gleich, wer in Frage kam. So herrschte er seinen Bruder Jérôme an: „Sie führen Krieg wie ein Satrap, haben Sie denn, bei Gott, diese Art bei mir gelernt. Führen Sie den Krieg wie ein junger Soldat, der den Ruhm und die Achtung nötig hat, und verdienen Sie sich den Rang, auf dem Sie angelangt sind, die Achtung Frankreichs und Europas, die auf Sie sehen . . ." Fouché verabschiedete er mit dem ziemlich drastischen Schreiben: „Herr Herzog v. Otranto, Ihre Dienste sind mir nicht mehr genehm. Sie werden in 24 Stunden reisen, um in Ihrer Senatorerei zu bleiben. Dieser Brief hat weiter keinen Zweck, möge Gott Sie in seine gnädige und gütige Huld nehmen. N." Auch seiner Schwester Caroline läßt er keinen Zweifel über die Ansichten, die er von ihrem Gemahl Murat hat, nachdem dieser kopflos genug die Armee in Wilna auf dem Rückzuge aus Rußland verlassen hatte. „Ihr Gatte ist sehr tapfer auf dem Schlachtfelde, aber schwächer wie ein Weib oder ein Mönch, wenn er den Feind nicht sieht. Er hat keinen moralischen Mut." Diesem selbst schreibt er: „Sie sind ein tapferer Soldat auf dem Schlachtfelde, aber außerhalb desselben zeigen Sie weder Stärke noch Charakter." Es bleibt aber auf dem Gebiete der Politik sehr oft nicht bei Worten oder Briefen, sondern kam zu Taten, die am meisten dazu beigetragen haben, ihn in den Ruf des Despoten zu bringen.

In der Vorstellung der Welt ist Napoleon vor allem der Eroberer und der Schlachtenkaiser. Sicher war er in seinen eigenen Augen in erster Linie Feldherr,

aber emporgestiegen in die Sphäre des Herrschers, stand ihm die Tätigkeit des Gesetzgebers, des Verwalters doch am höchsten. Die Aufgabe, die seiner harrte, als er die Zügel der Regierung in die Hände nahm, hat sein ehemaliger Mitkonsul und späterer Architrésorier Lebrun, Herzog von Piacenza klar dargestellt. „Um seine Regierung auf eine solide Grundlage zu stellen, mußte er, ohne die Republikaner und ohne selbst die zurückzustoßen, die in den revolutionären Verbrechen gewatet hatten, ohne die Armee, durch die er zur Macht gelangt war, unzufrieden zu machen, zu seinen Mitarbeitern die Menge der Franzosen machen, die Elite der Nation, die die Verfolgung erbittert und von aller öffentlicher Tätigkeit ferngehalten hatte: er mußte die zum Dienst rufen, die der Revolution anhingen, und die, die deren Gegner gewesen waren, er mußte den Kredit wiederherstellen, die Moral und die Rechtschaffenheit im Dienst des Staates wieder zur Geltung bringen, die aus diesem durch das Direktorium, besonders durch Barras verjagt worden waren. Vertrauen einflößen, die Franzosen einigen in dem einen Gefühl, dem Wohl des Vaterlandes, das war es, was die konsularische Regierung getan hat, das ist es, was den schönsten Ruhmestitel Bonapartes ausmacht." Und noch im Jahre 1806 sagte Napoleon im Staatsrat: „Ich will die bürgerliche Ordnung aufrichten. Bis jetzt hat es in der Welt nur zwei Gewalten gegeben: die militärische und die geistliche, die bürgerliche Ordnung wird befestigt werden, par la création d'un corps enseignant." Zu Fontanes, dem Grand-maître de l'université, meinte er in demselben Gedankengange: „Wissen Sie, was ich am meisten in der Welt bewundere? Die Ohnmacht der brutalen Kraft irgend etwas zu organisieren. Es gibt nur zwei Gewalten in der Welt: den Säbel und den Geist. Ich verstehe unter Geist die bürgerlichen und religiösen Einrichtungen. Auf die Dauer wird der Säbel stets dem Geiste weichen müssen." Und dieser Mann, der so ganz als Soldat gilt, fand die tiefsten Worte über die Aufgaben der Militärmacht im Staatsleben und über die Grenzen ihrer Bedeutung und Wirksamkeit in diesem, die über diesen so strittigen und wichtigen Gegenstand je von autoritativer Seite gefallen sind.

Bei der Debatte über die Einrichtung der Ehrenlegion ließ er sich vernehmen: „Wenn für die Charge eines Generals Stärke und Mut allein hinreichten, hätte jeder Soldat Anrecht auf ein Kommando. Der General, der große Erfolge hat, ist derjenige, der am meisten bürgerliche Eigenschaften in sich vereinigt. Eben weil er dafür gilt, am meisten Geist zu besitzen, gehorcht ihm der Soldat und bringt ihm seine Achtung entgegen. Man muß im Biwak den Soldaten reden hören; er schätzt den General höher, der zu überlegen weiß, als den, der nur Mut besitzt. Nicht, daß der Soldat den Mut nicht zu schätzen wüßte: er würde den General verachten, der ihn nicht hätte. Nicht als General führe ich die Regierung, sondern weil die Nation glaubt, daß ich die für die Regierung nötigen bürgerlichen Eigenschaften besitze; hätte die Nation diese Meinung nicht, könnte die Regierung sich nicht halten. Ich wußte genau, was ich tat, da ich als

General die Würde eines Mitgliedes des Institutes annahm, und war sicher, selbst vom letzten Tambour verstanden zu werden."

„Wir sind dreißig Millionen Menschen, geeinigt durch Bildung, Besitz und Erwerb. Eine Armee von drei- oder vierhunderttausend Mann will dieser Masse gegenüber nichts besagen. Übrigens führt auch der General sein Kommando nur infolge seiner bürgerlichen Eigenschaften: sobald er nicht mehr in Dienst ist, tritt er in den ordre civil zurück. Die Soldaten selbst sind auch nur Kinder der Bürger. Die Armee ist die Nation. Wenn man die Armee losgelöst von allen ihren Verbindungen betrachtet, sieht man deutlich, daß sie kein anderes Gesetz als die Gewalt kennt; mit dieser bringt sie alles in Beziehung, sie kennt nichts anderes als sie. Der Bürger dagegen kennt nur das allgemeine Wohl. Die Eigenheit des Militärs ist alles despotisch zu wollen, die des bürgerlichgesinnten Menschen alles zu diskutieren, zu prüfen, zu überlegen. Es sind da verschiedene Prismen, die oft genug täuschen, indessen eine Diskussion bringt die Wahrheit ans Licht. Ich zögere daher nicht den Vorrang unbedingt dem Bürgertum zuzusprechen. Wenn man die Menschen in Militärs und Bürger einteilen wollte, hätte man zwei ordres, aber keine Nation. Wenn man Ehrungen nur den Militärs zukommen lassen wollte, wäre eine solche Bevorzugung noch schlimmer, denn dann bedeutete die Nation nichts." Und dieser Soldatenkaiser ließ 1802 durch Berthier, damals Kriegsminister, aufs neue durch Zirkular an die Korpskommandanten einschärfen, „daß ein Soldat ein den militärischen Gesetzen unterstehender Bürger ist". Bei Exzessen der Militärschüler in Metz läßt sich der Kaiser später ganz in demselben Sinne vernehmen: „Die erste Pflicht der jungen Leute ist die Achtung vor der bürgerlichen Autorität. Sie sollen sich nicht für berechtigt halten, Impertinenzen zu begehen und die dreisten Mutwilligkeiten nachzuahmen, deren sich ehemals die jungen Offiziere erdreisteten; sie sollen wissen, daß Bürger ihre Väter sind, und daß sie selbst nichts anderes als Kinder der Familie sind."

Allerdings war und blieb Napoleon ein Gegner der Parlamente, besonders in Frankreich, und er hielt eine starke Regierung für notwendig. Aber indem er, wie Lebrun es ausführte, Frankreich innerlich wieder zu einigen wußte und den ordre civil, wie er es selbst nannte, aufrichtete, führte er für dieses Land eine neue Epoche herauf und nicht nur für dieses, sondern für die Welt, da die anderen Staaten das Schwergewicht seines Beispieles zwang ihm zu folgen. Vor allem rettete er für Frankreich die Ergebnisse der Revolution und stellte es durch seine Herrschaft, durch das eisenfeste Gefüge des von ihm errichteten Staates vor jeder ernsthaft gemeinten Reaktion für alle Zeiten sicher. Durch seinen Frieden mit der Kirche erreichte er die Legalisierung der ungeheuern Säkularisierung ihrer Güter, durch die Gesetzgebung machte er die politische Gleichheit aller Franzosen zum Grundstein der Staatsverfassung. Damit war die Gefahr neuer Erschütterungen, die den ganzen Staat in Mitleidenschaft ziehen mußten, vermieden. Und auf dieser Basis der rechtlichen Gleichheit baute er nun den neuen Staat auf,

dem er die Einheit der Rechtsprechung und die Einheit der Verwaltung gab. Dieses so geeinte aufblühende Frankreich, in den Händen eines Napoleon, mußte die erste Macht der Welt werden. Diese Verwaltung, die er einrichtete, die dazu bestimmt war, die durch Gesetze geregelte Staatsmaschinerie in Gang zu halten, erfuhr eine so straffe Organisation, daß sie dem Staatschef eine ungeheure, weit über das Gesetz hinausgehende Gewalt gab. Diese straffe Zentralisierung gewährte ihm die Möglichkeit, zu jeder Zeit die Kräfte des Landes zu kennen und zu verwerten, und die zahlreiche Beamtenschaft die, seine Auffassungen ständig zur Geltung zu bringen, auf verschiedenen, durchaus legalen Wegen. Diese ständige Anspannung aller Kräfte, die unerbittliche Befolgung des Gesetzes oder der Verordnung, die unablässige Kontrolle ließen die Regierung Napoleons vielen, besonders den höheren Schichten, als eine harte, despotische erscheinen, so daß sogar der Kanzler Rußlands, Rumantzoff, sagen konnte, seine Herrschaft sei doch etwas hart. Natürlich: Ausnahmen zugunsten privilegierter Stände kannte sie nicht. Man darf wohl Napoleon als den Begründer des modernen Beamtenstaates ansehen. Denn alle Staaten haben ihn im Lauf der Zeit angenommen, mit gleich starker oder etwas schwächerer Betonung des Prinzipes der Zentralisierung. Meist aber mit Verschlechterung des obersten Grundsatzes, den Napoleon nie aus den Augen verloren hat, gemäß seinem Worte: „il n'y a pas en France un homme plus civil que moi," nämlich daß der ordre civil, wie er sich ausdrückte, im Staate zu entscheiden, und daß diesem sich alle anderen Kräfte unterzuordnen hätten. Gewiß war sein Regiment ein hartes, aber er lebte auch in einer harten Zeit. Und ehe man stets über die unterdrückte Presse, über die diskretionäre Gefangenhaltung einiger Hundert Menschen, die starke Unterbindung politischer Betätigung jammert, sollte man zusehen, wie es denn in diesen Beziehungen in anderen Staaten damals aussah. Dann wird man wohl weniger von Despotismus und Polizeiwillkür im Frankreich Napoleons I. reden, das jedem eine rechtliche Sicherheit, eine bürgerliche Geltung gewährte, wie in keinem anderen Staate sonst. Und die Zeiten der heiligen Allianz haben alles weit in den Schatten gestellt, was wirklich an Ungesetzlichkeit und Härte im kaiserlichen Frankreich vorgekommen sein mochte. Man darf ja auch nicht vergessen, daß Napoleon erst das neue Frankreich schaffen mußte, nicht ohne das Widerstreben der Anhänger der alten Ordnung, die eben unter dem neuen gesetzmäßigen Zustand Kraft zum Widerstand fanden, und die da glaubten, nach ihrem Gefallen die schwere Arbeit des Neubaues stören zu dürfen. Hier hat Napoleon mehrmals mit schonungsloser Härte durchgegriffen, einer Härte, die man nicht müde wurde, gegen ihn nachdrücklichst auszubeuten. Man kann diese Härte zugeben, aber doch fragen müssen, ob das Staatswohl diese nicht zur unumgänglichen Notwendigkeit machte. Als Napoleon daran ging, das neue Frankreich zu gründen, mußte er als obersten, unverbrüchlichen Grundsatz aufstellen, daß diese Neuordnung für alle Franzosen ohne Unterschied bindend sei, daß, wer sich dagegen vergehe, Vater-

landsverräter und demgemäß zu behandeln sei. Er konnte sich nicht auf Auseinandersetzungen einlassen mit den Vertretern der alten, durch die Revolution beseitigten Ordnung, nicht nach dem moralischen Recht oder Unrecht fragen. Er konnte nur alle Franzosen einladen, mitzuarbeiten an dem Werk und die Vergangenheit ruhen zu lassen. Die Attentate auf ihn zeigen aber deutlich genug, daß den Feinden der neuen Ordnung, deren Träger er war, jedes Mittel, Frankreich von einer Konsolidierung zurückzuhalten, recht war. Da griff Napoleon mit eiserner Faust zu, bei der Verschwörung Cadoudals und bei dem Herzog von Enghien. Dieser letztere Fall hat das Andenken Napoleons am schwersten belastet. Es gilt heute als erwiesen, daß der Herzog weder an einer Verschwörung beteiligt, noch Mitwisser einer solchen war, daß er lediglich einer Prinzessin Rohan wegen in Ettenheim lebte. Dennoch ließ der Erste Konsul diesen unter Verletzung des Völkerrechtes gefangen nehmen, nach Vincennes bringen, vor ein Kriegsgericht stellen und sofort nach dessen Spruch erschießen. Noch in seinem Testament auf St. Helena hat er ausdrücklich die Verantwortung für diese Tat auf sich genommen, nachdem man Savary als eigentlichen Urheber hingestellt hatte. Er sagt, die Ehre und die Ruhe Frankreichs hätten die Erschießung Enghiens gefordert. Es ist nun eine unumstößliche Tatsache, daß die Bourbonen, mit der von Napoleon selbst stets hervorgehobenen Ausnahme Ludwigs XVIII., allen voran der Graf v. Artois, gegen ihn konspirierten und kein Mittel scheuten, ihre Absichten durchzusetzen. Demgegenüber wollte und mußte er sich Ruhe verschaffen. Da griff er zu den stärksten Mitteln der Repressalien, indem er das Gesetz, daß kein Franzose bei Lebensstrafe gegen sein Vaterland kämpfen dürfe, benutzte, um Enghien zu verderben und den Bourbons zu zeigen, daß niemand zu hoch stände, um nicht dem Gesetze untertan zu sein. Ein ungeheures Aufsehen machte damals die Tat, eine größere Bedeutung hat sie noch heute in der Geschichte für die Beurteilung Napoleons. Man wird sich in erster Linie fragen müssen: war das Spiel des Einsatzes wert? Und da wird man unbedingt bejahend antworten müssen. Napoleon handelte geradezu in Notwehr für sein eigenes stets bedrohtes Leben und mehr noch für die Ruhe und die Zukunft Frankreichs. Denn das darf man wohl sagen, seine Beseitigung etwa im Jahre 1803 oder 1804 wäre das Signal zu einem furchtbaren Bürgerkrieg gewesen, dessen Ende eine Reaktion hätte sein müssen, die das Land um alle seine Errungenschaften der Revolution gebracht und es für lange Zeit aus der Reihe der maßgebenden Völker Europas gestrichen hätte. Die Bourbonen und ihr Anhang hatten damals noch auf keine ihrer Hoffnungen einer völligen Restitution des alten Frankreichs Verzicht geleistet. Jedenfalls erreichte Napoleon mit seinem schonungslosen Vorgehen seinen Zweck fast vollkommen: keine Verschwörung wagte des Landes Ruhe mehr zu stören.

Der Friede von Amiens war das glänzende Ende des dem Ersten Konsul vom Direktorium vererbten Krieges gegen England. In England wie in Frank-

reich war man allgemein in allen Schichten des Volkes begeistert, daß der unselige Zwiespalt beigelegt war. Die Freude dauerte nur kurze Zeit, etwa $1^1/_2$ Jahre: dann brach der Krieg von neuem aus, um erst mit dem Sturze des Imperators sein Ende zu finden. Der Bruch des Friedens von Amiens gilt als Prüfstein für die Beantwortung der Frage, ob Napoleon wirklich nur durch England zu seinen von da an unaufhörlich sich folgenden Kriegen veranlaßt war, oder ob seine eigene Herrschgier, die „Eroberungsbestie" in ihm, diesen Bruch absichtlich herbeiführte. Diese ganze sogenannte Streitfrage ist eine ziemlich müßige, die nur Anlaß gibt zu mehr oder minder zwecklosen Büchern oder Meinungsäußerungen von Historikern, die am Äußerlichen haften bleiben. Eine der neuesten, von A. Wahl, geht dahin, daß man gerade aus Napoleons Verhalten in dieser Angelegenheit sein eigentliches Wesen erkennen könne. Er meint: „Aus der Betrachtung des Bruches des Friedens von Amiens kann man nun aber eine befriedigende Antwort gewinnen. Napoleon will zwar theoretisch den Frieden wenigstens für einige Zeit, aber einen Frieden mit unbedingter Vorherrschaft über Europa, wie sie das unbesiegte England nicht zu dulden gewillt war und nicht dulden konnte. In letzter Linie ist also s e i n e Politik für den Wiederausbruch des Krieges verantwortlich. (Ähnliches gilt für den Wiederausbruch des Krieges gegen Österreich unter dem Direktorium 1799 und wieder 1805 und 1809.)" Und einige Zeilen weiter: „Es ist kein Zweifel, daß es in Napoleons Hand lag, sich nach dem Friedensschluß in Europa und der Welt so gemäßigt zu verhalten, daß keine englische Regierung damals den Krieg gewünscht hätte, oder auch nur in der Lage gewesen wäre, ihn ihrem Parlament gegenüber zu vertreten. Es waren die Übergriffe Napoleons in Europa, es waren vor allem seine großartigen Pläne und Unternehmungen in der maritimen und Kolonialpolitik, welche in England den Willen zum Krieg hervorbrachten. Diese sind es zweifellos gewesen, die den Krieg hervorbrachten. Insofern ist unzweifelhaft Napoleon für den Krieg verantwortlich .... Er glaubt sich ihnen (den Staaten Europas) gegenüber alles erlauben, ihre Ehre mit Füßen treten und d o c h d e n F r i e d e n e r h a l t e n z u k ö n n e n. Dieser jakobinische Einschlag ward zum Verhängnis seines Lebens." Eine einseitigere Beurteilung kann man sich kaum denken. Denn warum sollte Frankreich ohne weiteres Englands Oberherrschaft zur See anerkennen, warum auf seine kolonialen Pläne um Englands willen verzichten? Frankreich war unter Ludwig XIV. die England überlegene Seemacht gewesen, abdanken zugunsten dieses Feindes, sang- und klanglos, ist doch das Verlangen, den politischen Selbstmord zu begehen!

Weltherrschaftspläne werden nie ohne Krieg ihre Ausführung finden können. Ein solcher Gegensatz beherrschte aber das Verhältnis von England und Frankreich. Demgegenüber ist es vollkommen gleichgültig, wer den ersten Kanonenschuß abgefeuert hat: der Krieg als solcher war unvermeidlich. Daß er die ganze Welt in Mitleidenschaft zog, daß er den Charakter eines Kampfes bis

aufs Messer annahm, lag in der Größe der beiden Gegner. Denn es ist eine Tatsache, daß nicht das englische Volk den Krieg wollte, auch nicht das Parlament, einzig und allein die Regierung war es, die bewußt sich bemühte ihn herbeizuführen: nie war wohl ein Land von entschlosseneren und kühneren Staatsmännern geleitet, als damals England, die in genauer Kenntnis des Siegespreises diese ungeheuere Verantwortung auf sich nahmen, das einmal begonnene Werk mit Zähigkeit und Unermüdlichkeit durchführten, mochte das Vaterland auch manchmal am Rande des Verderbens stehen, mochten auch Männer wie Pitt und Fox dahingehen; an ihre Stelle traten andere desselben kühnen Geistes.

Napoleon verfolgte, solange die Umstände es gestatteten, den einzig richtigen Plan, England direkt anzugreifen: denn Herr seines Landes oder auch nur der wichtigsten Hafenplätze, konnte England die Seemacht wenig oder gar nichts helfen. Seine Landungspläne sind bekannt, ebenso daß sie vereitelt wurden mehr durch die Zaghaftigkeit seines Admirals Villeneuve, als durch das besondere Geschick der englischen Seehelden. Villeneuve wagte es nicht, die noch getrennt agierende englische Flotte anzugreifen, sondern machte von Napoleons Erlaubnis Gebrauch, unter Umständen sich nach Cadix zurückzuziehen. Dadurch ermöglichte er den Engländern, ihre Flotten zu vereinigen und ihn vernichtend bei Trafalgar zu schlagen. Zu den Absonderlichkeiten der Geschichtsschreibung dieses Zeitraumes gehört auch die eifrig ventilierte Behauptung, Napoleon sei es gar nicht ernst gewesen mit seinen Landungsplänen, er habe durch das Lager bei Boulogne nur die Ansammlung ansehnlicher Truppenmassen verdecken wollen. Es ist nun von militärischer Seite, von L. Krauß in der genannten Schrift, darauf hingewiesen worden, daß in Boulogne kaum ein Drittel der Armee (ca. 140 000 von insgesamt 400 000) zusammengezogen war, sowie daß die Ausrüstung der Artillerie geradezu für die Landung berechnet war, eben in dem fast gänzlichen Mangel an Pferden. Ferner, und das dürfte ein Hauptgrund sein, daß Napoleon nicht ungezählte Millionen für dieses Projekt ausgegeben hätte, falls es ihm mit dessen Ausführung nicht ernst war, während ihm beim Beginn des Krieges 1805 das Geld zu den Löhnungen sogar fehlte. Allerdings hat er sich in dem angegebenen Sinne Metternichs im Jahre 1810 geäußert: ein Beweis, wie man auch bei unanfechtbaren Äußerungen Zweck und Zeitpunkt genau mit in Rechnung ziehen muß, um zu einem richtigen Verständnis zu gelangen. Die Schlacht bei Trafalgar vernichtete Napoleons Hoffnungen und bestätigte in ihren Folgen nur seine Befürchtung, er werde nunmehr England auf dem Festland bezwingen müssen. Denn der Lage der Dinge nach mußten die Kontinentalstaaten Englands Sache als die ihrige betrachten: mochte England seine Suprematie zur See behalten, das konnte sie nicht sehr anfechten, zumal unter den Großmächten keine einzige größere maritime Interessen zu vertreten hatte, aber den Übergang der Seeherrschaft auf Frankreich, der weitaus bedeutendsten und neuerdings so furchtbar gewordenen Festlandsmacht konnten sie nicht dulden, das mußte ihre eigene Be-

wegungsfreiheit, ja, ihre Lebensbedingungen in Frage stellen. Eine so völlige Verschiebung, vielmehr gänzliche Aufhebung des europäischen Gleichgewichtes hieß abdanken zugunsten des einen Landes, hieß Mediatisierung aller anderen, war die Herstellung der Universalmonarchie, die zu bekämpfen man schon hundert Jahre früher alle Kräfte angestrengt hatte. Selbstverständlich machte sich England diese Situation zunutze und schürte allerorten und unterstützte mit allen Mitteln die neue dritte Koalition, nicht ohne den schönen Anschein zu erwecken, nur um die Freiheit Europas zu kämpfen. Dasselbe behauptete Napoleon übrigens auch nicht ohne Unrecht. Denn die Engländer hatten eine Auffassung vom Seerecht, die sämtliche Meere einfach ihrer diskretionären Gewalt unterstellte, ein Schlag dem wirklichen Rechte ins Gesicht. Gegen diese Vergewaltigung Europa zu schützen, bezeichnete Napoleon als seine Aufgabe, um deretwillen allein man ihn unterstützen müsse. Der Krieg wurde durch Austerlitz zu seinen Gunsten entschieden. Österreich schloß Frieden, Alexander ging nach Hause. Aber nicht in dem Länderverlust Österreichs lag die Bedeutung des Krieges, sondern in dessen Hinausdrängen aus Deutschland, in der Bildung des Rheinbundes, der erst der Stellung Frankreichs die notwendige Basis gab. Die einzige Macht, die noch als von Bedeutung in Betracht kam, war Preußen, das aber nicht nur seit dem Frieden von Basel eine quietistische, mit seinen Ansprüchen in Widerspruch stehende Politik trieb, sondern auch in der Tat keine eigentliche Großmacht vorstellte, obwohl es die Prätentionen einer solchen erhob. Preußens und seine eigene Stellung hat Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand klar und richtig dargestellt: „Ich kann keine wirkliche Allianz haben mit irgend einer der großen Mächte Europas. Die ich mit Preußen habe, ist auf Furcht gegründet, dieses Kabinett ist derartig verächtlich, sein Souverän so charakterlos und sein Hof so beherrscht von jungen Offizieren, die nach Abenteuern dürsten, daß auf diese Macht nicht zu zählen ist. Sie wird handeln in Zukunft wie bisher: sie wird rüsten, in Angst bleiben, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger arrangieren." (Napoleon an Talleyrand 12. 3. 1806.) Es war eben das Gewicht der Tatsachen, das Preußen zu einer Entscheidung drängte: entweder mußte es mit Napoleon paktieren, d. h. eine abhängige Macht werden, der gleichwohl eine große Bedeutung beigewohnt hätte, vor allem bei etwaigen Fehlschlägen des französischen Kaisers, oder es mußte seine volle Unabhängigkeit zu wahren versuchen durch einen Krieg, der mit der größten Wahrscheinlichkeit mit seiner Niederlage enden würde. Es tat den letzten Schritt zu seiner Rettung nur, um in die tiefste Abhängigkeit von Napoleon zu kommen, der seiner Abneigung gegen Friedrich Wilhelm III., gegen seine inkonsequente und unwürdige Politik keine Zügel anlegte. Der überaus harten Behandlung Preußens liegt vielleicht aber auch die tiefe Verstimmung zugrunde, durch dieses Land in wesentlichen Teilen seiner Politik gehemmt worden zu sein. Napoleon hatte keine Mühe gescheut, Preußen auf seine Seite zu ziehen, noch während des

Feldzuges: ein ihm verbündetes Preußen wäre das Glacis gegen Rußland gewesen; so war und blieb es aber ein Glacis gegen Frankreich. Denn darüber war Napoleon nach Tilsit sich klar, daß er auf Preußen niemals zählen könne, daß es nur gezwungen im Fahrwasser seiner Politik segelte, daß es nach wie vor Rußlands Freund bleiben werde. Tilsit bedeutet einen Wendepunkt in der äußeren Politik Napoleons nicht in den Zielen, aber in den Mitteln. Das Ziel blieb in der Hauptsache die Bekämpfung Englands und die Stärkung der Position Frankreichs auf allen Punkten, daß nichts ohne seine Mitwirkung geschehen konnte. Gerade Tilsit zeigte, wie weit Napoleon davon entfernt war, eine „Eroberungsbestie" zu sein. Wir wissen heute ganz genau, durch die Briefe Alexanders an die Großfürstin Katharina, daß dessen Lage nach Friedland eine völlig verzweifelte war. Er konnte eine Fortsetzung des Krieges gar nicht mehr wagen, denn die total geschwächte Armee war des Krieges müde und der Ausbruch einer Revolte jeden Augenblick zu fürchten. Weitere Truppen hatte der russische Kaiser nicht mehr in Reserve. Mochte Napoleon auch die Beendigung des Krieges willkommen sein, er war wie nie wieder so Herr der Sachlage, der die Bedingungen vorschreiben konnte, auch die drückendsten, der Gegner mußte sie annehmen. Dennoch baute er Alexander, dessen Lage ihm ganz sicher bekannt sein mußte, goldene Brücken mit einer nach solchen Erfolgen seltenen Großmut. Natürlich aus politischer Berechnung.

Rankes Ansichten über den Frieden von Tilsit zeigen eine solche Einsicht in die politischen Beweggründe beider Herrscher, Napoleons wie Alexanders, daß sie auch heute noch volle Geltung besitzen. Er meint: „Eine Abkunft mit Napoleon bot auch für den Zaren große und unbestrittene Vorteile dar, wenn er nur die Ideen des Bartensteinschen Vertrages fallen ließ. Diese waren durch das Ereignis von Friedland unausführbar geworden. Der revolutionäre Kaiser hatte nochmals einen Sieg über die Koalition, an deren Wiederherstellung man arbeitete, davongetragen .... Auch für Napoleon bot es eine große Aussicht, wenn er Rußland bewog, sich seinem System überhaupt anzuschließen. Hatte er nicht den Krieg gegen Preußen hauptsächlich deshalb unternommen, weil er in demselben eine Vorhut von Rußland, und wie die Dinge damals standen, zugleich von England erblickte? In der erwähnten Botschaft an den Senat wird diese Absicht, nach welcher sein Krieg gegen Rußland zugleich gegen England gerichtet war, mit Bestimmtheit ausgesprochen."

Ohne sich selbst zu engagieren, war der Ring im wirtschaftlichen Kampf gegen England geschlossen, wenn er Rußland zum Übertritt auf seine Seite vermochte und zwar zum freiwilligen Übertritt. Er bekam auf Zeit wenigstens die Hände im Osten frei und konnte sich selbst mit seiner ganzen Energie gegen Westen wenden, um auch hier Englands Handel die Riegel vorzuschieben. Denn den unglaublichen Anmaßungen Englands auf dem Meer wollte er jetzt zu Land mit Repressalien begegnen, wie er sie in der Kontinentalsperre im Berliner

Dekret von 1806 und später in dem Mailänder und im Tarif von Trianon vorschrieb und sofort auf das ganze mittelbar oder unmittelbar von ihm abhängende Europa ausdehnte. Er wollte Englands Handel tödlich treffen und weiterhin England zum Bankerott bringen. Man kann die Kontinentalsperre vom theoretischen, volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachten, von welchem man will, sein Vorhaben ist Napoleon beinahe geglückt: England hat furchtbar unter dieser gelitten und war der Erschöpfung nahe. Die plötzliche Aufhebung und deren rücksichtslose Ausnützung hat dann später die Verluste schnell ausgeglichen. Man hat nun schon mehrfach die Frage aufgeworfen, warum Napoleon seinen ersten Gedanken, Preußen von der Landkarte verschwinden zu lassen, nicht ausführte. Die Antwort muß lauten, wie es der Friedenstraktat ausdrücklich sagt: nur die Rücksicht auf Alexander hinderte ihn. Napoleon wollte an Alexander einen freiwilligen Bundesgenossen gewinnen, der ihn in seinem Kampfe gegen England auch wirklich unterstützte. Deswegen schonte er dessen Ehrgefühl und beließ dem König von Preußen eine wenn auch kleine Existenz, die nach dessen Ansicht immer noch besser war als keine. Diese Großmut Napoleons war ein Geschenk an den russischen Kaiser. Die Beurteilung des Friedens von Tilsit leidet immer noch darunter, daß man glaubt, Alexander habe noch die Macht gehabt, um seinerseits Zwang auf Napoleon ausüben zu können. Alexander war, wie bereits erwähnt, dem Sieger einfach ausgeliefert. Er selbst hat seiner Schwester Katharina seine Lage als völlig verzweifelt geschildert. Er schreibt dieser am 17. Juli 1807: „Gott hat uns gerettet: statt mit Opfern, gehen wir aus diesem Kampf mit einer Art Glanz hervor. Aber was sagst Du zu diesen Ereignissen? Ich, meine Tage zubringen mit Bonaparte, stundenlang im tête-à-tête mit ihm. Ist das nicht alles ein Traum? Mitternacht ist vorüber und eben erst ist er von mir fortgegangen. Ach, ich wollte, Du könntest unsichtbare Zeugin sein von allem, was vorgeht." Wie sticht dieser Brief ab von der in Tilsit zur Schau getragenen Bewunderung Napoleons, die Friedrich Wilhelm III. als weit übertrieben der Königin Luise gegenüber kritisierte. Alexander war sich der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage bewußt. Sagte er doch noch 1809 zu seiner Mutter, als die Rede davon war, die Großfürstin Anna mit Napoleon zu vermählen, er brauche noch vier bis fünf Jahre, ehe er an einen Krieg mit Frankreich denken dürfe. Daher 1807 das Gefühl, einer ungeheueren Gefahr entronnen zu sein. Dies muß man festhalten, um den Friedenstraktat richtig einzuschätzen. Ließ Napoleon Preußen, wenn auch stark reduziert, bestehen, mußten die Dinge derartig arrangiert sein, daß es dennoch faktisch in seiner Hand blieb. Polen mußte eine Organisation erfahren, die es zu einer steten Bedrohung Rußlands, zum Vorposten Frankreichs machte. Um diese Tatsache besser zu verschleiern, gab er Polen dem König von Sachsen: dadurch erreichte Napoleon, daß die vorauszusehenden Unstimmigkeiten wegen Polen ihn nicht ohne weiteres direkt in Mitleidenschaft zogen.

Es wird nun als sichere Tatsache behandelt, daß Napoleon in Tilsit im Beginn der Verhandlungen Alexander Polen als Königreich angeboten habe. Kurakin und Czartoryski sowie Bray werden als Zeugen für ein in dieser Richtung ergangenes Anerbieten Napoleons an den russischen Kaiser genannt. Es sei bei dieser Gelegenheit an eine Meinungsäußerung des Großfürsten Nicolaus Mikchailowich, des Herausgebers der Gesandtschaftsberichte Caulaincourts sowie des Briefwechsels Alexanders mit der Großfürstin Katharina und wertvoller historischer Monographien, erinnert. Eben in der Einleitung zu den Berichten Caulaincourts behauptet der Großfürst, daß die Angriffe der Gegner des Tilsiter Bündnisses aus der Umgebung des Zaren sich zu Unrecht gegen Budberg gerichtet hätten. Er fährt dann fort: „Ich kann darin nur einen außerordentlich charakteristischen Fall sehen, der klar zeigt, wie Männer, die wie die Grafen Stroganow und Novolsitzow in der nächsten Umgebung des Souveräns sich befanden, sich über die wahren Beweggründe dergestalt täuschen konnten, daß dieser sich einem neuen Einflusse und zwar eines ihm so wenig vertrauten und so sehr im Alter verschiedenen Mannes wie des deutschen Balten Budberg einfach ausgeliefert hätte. Aber diesen Irrtum teilten noch viele andere, auch die ganze Petersburger Gesellschaft, die glaubte, Alexander habe sich ganz in die Hände Bonapartes gegeben und die russischen Interessen dem Prestige Napoleons geopfert."

Die an diese Bemerkung zu knüpfenden Erwägungen können schon an sich den Wert der beigebrachten Zeugnisse für eine Wiederherstellung Polens unter dem Zepter des russischen Kaisers vermindern.

Wichtiger als diese Zeugnisse ist aber eine Äußerung Napoleons zu dem Fürsten Kurakin: „Warum ist Kaiser Alexander in Tilsit nicht auf meine ersten Bedingungen eingegangen, dann brauchte er sich heute nicht um Polen zu beunruhigen." Eine andere Deutung als das vorerwähnte Angebot, die Krone Polens zu nehmen, läßt diese Äußerung kaum zu. Dann aber muß man annehmen, daß Napoleon dieses Anerbieten unter der Voraussetzung machte, daß er ganz Preußen für sich nahm und die schon entworfene Proklamation: das Haus Brandenburg hat aufgehört zu regieren, zur Tat werden ließ. Daß Napoleon Alexander ungern nachgab, zeigen die schon erwähnten Bedingungen von schonungsloser Härte für Preußen und die Behandlung der polnischen Frage voll Mißtrauens gegen Rußland, aber auch, wie sehr Napoleon darum zu tun war, wenigstens auf Jahre hinaus im Osten die Hände frei zu bekommen. Er mochte bei der enormen Erschöpfung Rußlands auf eine lange Zeit der Ruhe auf dieser Seite der Welt hoffen. Aber nachdem Alexander sich dem Projekte Napoleons versagt und diesen dadurch genötigt hatte, Preußen wieder zu restituieren, dessen König er in seinem erwähnten Gedankengange zuerst gar nicht empfangen wollte, konnte auch keine Rede mehr davon sein, Polen auch nur dem Einflusse Rußlands zu überlassen, weder damals noch später. Denn welche Gründe waren es, die

den Zusammenstoß zwischen den beiden Kaisern 1812 herbeiführten? Napoleon wollte die Kontinentalsperre erzwingen und Alexander die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens für alle Zeiten verhindern. Und welchen Grund sollte Napoleon gehabt haben, Alexander 1812 zu verweigern, was er ihm 1807 angeboten haben soll? Polen ist der rote Faden, der sich durch das Gewirre der französisch-russischen Verhandlungen seit Tilsit schlingt. Hätte Napoleon Polen preisgeben wollen, so hätte er auf viele Jahre hinaus auf die Freundschaft nicht nur Alexanders, sondern auch Rußlands zählen können. Polen bedeutete für Rußland, wie es Metternich ausdrückt, seine eigentliche europäische Besitzung, für Napoleon den Damm, an dem sich die russische Flut brechen sollte. Ein unabhängiges Polen hieß: bis hierher und nicht weiter für Rußland, ein unter dem Einflusse eines Napoleon stehendes Polen drohte jeden Augenblick ein Sturmbock gegen den verhaßten Nachbar zu werden. Schon 1809 äußert der Kanzler Rumantzoff zu Graf Caulaincourt, dem französischen Gesandten: „Um eine Restitution Polens zu verhindern, sage und wiederhole ich, werden wir Opfer bringen bis zum letzten Mann, ja unser Hemd verkaufen." Und zu derselben Zeit des österreichischen Krieges, der die Möglichkeit einer Verwirklichung des gefürchteten Planes nicht ausgeschlossen erscheinen ließ, bezeichnete Alexander, wie Caulaincourt an Champagny berichtete, diese Wiederherstellung als völlig außerhalb jeder Diskussion stehend. Ja, er sagt in einer Audienz: „Kaiser Napoleon täuscht sich darüber, die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verständigen, wenn von einer Wiederherstellung Polens die Rede ist." Eine besondere Schärfe dieses Ausspruches liegt darin, daß er eine direkte Antwort auf eine Bemerkung Napoleons war. Und dieser hat in einer eingehenden Konferenz am 16. August 1811 mit seinem Staatssekretär Maret, Herzog von Bassano die Frage erörtert, ob der Friede mit Rußland aufrecht zu erhalten sei ohne Preisgabe Warschaus, deren Niederschlag in einem Schriftstück als travail de l'empereur erhalten ist. Darnach bedeutet die Annexion Polens durch Rußland zusammen mit dem eben eroberten Finnland, Moldau und Walachei eine Vergrößerung dieses Reiches, die es außer jeder Proportion mit den anderen großen Mächten setzte. Das wäre geradezu die im Süden Europas gefürchtete Revolution, „das Interesse Frankreichs, dasjenige Deutschlands, das Europas verlangt die Aufrechterhaltung der Integrität des Großherzogtums Warschau." Beharre Rußland bei seiner Haltung, so müsse der Kaiser eventuell den Frieden von Tilsit, das Großherzogtum Warschau zu verteidigen, den Degen ziehen. Bezeichnend ist, daß in diesem Exposé die polnische Angelegenheit ausdrücklich als unvermeidlich zum Kriege führend hingestellt wird, nicht aber die Zollschwierigkeiten seitens Rußlands.

Napoleon glaubte an Alexander eine moralische Eroberung gemacht zu haben. In diesem Falle hatte sich der geniale Menschenkenner täuschen lassen. Der russische Herrscher hatte keinen anderen Gedanken, als seinen Gegner von Auster-

litz und Friedland zu verderben. Alexander gilt auch heute noch in der Geschichtsschreibung als eitel, wankelmütig, unzuverlässig und von einem Extrem ins andre fallend, total abhängig von seiner Umgebung. Ein solches Urteil ist ganz falsch. Nicht minder, wenn Vandal ihn einen Träumer nennt. Alexander war allerdings Eindrücken gegenüber sehr zugänglich, so daß er ganz in ihnen aufging und sich auch sozusagen seelisch drapierte. Es war ihm aber in dem Augenblick durchaus ernst: diese Eigenschaft mochte dem oberflächlichen Beobachter ihn als unzuverlässig und wankelmütig erscheinen lassen. In Wirklichkeit war er ein zäher, ausdauernder, mit allen Mitteln kämpfender Gegner, der sich durch kein Hindernis von seinem Ziel abbringen ließ. Das hat Napoleon zu seinem Schaden erfahren: denn ohne Alexanders nachhaltige Energie, die er dem eigenen Lande gegenüber beweisen mußte, wäre dieser wohl kaum gestürzt worden. Die Eigenschaft, sich mit der Notwendigkeit abzufinden, mochte den Eindruck der Charakterschwäche noch verstärken. So erfahren wir aus einem Briefe der Kaiserin-Mutter an die Großfürstin Katharina, daß der Kaiser diese Napoleon zur Gemahlin gegeben hätte, auch gegen den Willen der Mutter, wenn dieser in Erfurt um sie gebeten hätte. Ebenso demonstriert er nur brieflich gegen die Thronentsetzung seines Onkels, des Herzogs von Oldenburg. Denn seine Furcht vor dem französischen Kaiser war eine ganz gewaltige. Er kannte allerdings auch die Schwäche Rußlands. Und so verbirgt er seinen Haß, seine Furcht unter freundschaftlichen Beteuerungen, die er nicht müde wird, Caulaincourt immer und immer wieder zu wiederholen, harrend auf den Tag der Vergeltung.

Napoleon hatte unterdes die Zeit der Ruhe im Osten dazu benützt, um im Westen sein Werk der Niederwerfung Englands der Vollendung nahe zu bringen und Spanien zu erobern begonnen. Dieser spanische Krieg war eine logische Folge seines Systems: wollte er England vom Kontinent absperren, mußte er ihm den Zugang zur spanischen Halbinsel nehmen, und das war bei der notorischen Freundschaft Portugals für seinen Erbfeind, bei der stets den Umständen sich anpassenden spanischen Regierung nur durch völlige Unterwerfung möglich und ausführbar. Aber gerade in diesem Unternehmen sah die Welt den Beweis der Unersättlichkeit. Die Furcht, einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, trieb Österreich 1809 in den Krieg. Nochmals triumphierte der französische Kaiser. Durch seine Heirat mit der österreichischen Erzherzogin schien seine Herrschaft eine neue feste Basis erhalten zu haben. Indessen mußte Napoleon den Bogen immer straffer anspannen und schließlich überspannen. Denn nicht das einzelne Unternehmen, nicht der spanische Krieg, nicht der russische Feldzug oder die preußische Erhebung hätten den Imperator zu stürzen vermocht, aber sie alle zusammen brachten ihn zu Fall.

Mit kongenialem Scharfblick hat Goethe die tiefste Ursache von Napoleons Sturz mit den Worten gekennzeichnet: Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee

zu opfern. Eben als Vertreter der Idee einer Beherrschung Europas, ja der Welt, durch Frankreich, fühlte er sich; darum konnte er keinen Frieden schließen, der ihn, den Kaiser, zum König von Frankreich gemacht hätte, den Tatsachen nach. Denn eben in deren Verfechtung beruhte zum nicht geringen Teil seine Daseinsberechtigung. Diese preisgegeben, würde er mit großen Schwierigkeiten im Innern zu kämpfen gehabt haben, da die Nation nicht mehr den von ihr unter seiner Führung behaupteten Platz in der Welt eingenommen hätte. Daß Ludwig XVIII. das nicht vermochte, machte den „Adlerflug" von Frejus bis zum Notre Dame erst möglich. In einer Gedankenwelt lebend, die die Existenz von Einzelvölkern als selbständige Institutionen im Reich nicht anerkannte, mußte Napoleon in einen Konflikt mit den diese Idee vertretenden Völkern germanischer Rasse geraten, der nur mit seinem Untergang enden konnte. Für Frankreich war seine Regierung Rettung vor der Revolution und der Reaktion. Und damit gab er der Welt das Ergebnis der Revolution unverletzt späteren Geschlechtern weiter: das Aufleben des einzelnen Menschen als politische und soziale Persönlichkeit, also das Problem, dessen Lösung uns bis heute noch nicht gelungen ist.

„Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es bei dem ersten Blick wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte und zwar geistige, Leben hervorbringende schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktion zu bringen sind sie nicht, aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Eindruck, bestreiten, befreien, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben und Vergehen, in ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle höherer Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte.

Sind wir nun von einer geistigen Gewalt angegriffen, so müssen wir ihr geistige Kräfte entgegensetzen. Dem Übergewicht, das eine andere Nation über uns zu bekommen droht, können wir nur durch die Entwicklung der eigenen Nationalität begegnen. Ich meine nicht einer erdachten, chimärischen, sondern der wesentlichen, vorhandenen, in dem Staate ausgesprochenen Nationalität.

Entschiedenes positives Vorwalten einer einzigen (Nation) würde den anderen zum Verderben gereichen. Eine Vermischung aller würde das Wesen einer jeden vernichten. Aus Sonderung und reiner Ausbildung wird die wahre Harmonie hervorgehen."

In diesen tiefen Gedankengängen hat Ranke das Wesen der Mächte gekennzeichnet, denen Napoleon unterlegen ist, denen er unterliegen mußte. Im Kampf mit ihm kamen sie zum Bewußtsein ihrer Kraft und wurden sie groß. An die

Stelle der einen großen Zentralmacht, die auch im Gebiete des Geistes gebot, ist die Vielheit getreten, die jedem seine Existenz zuerkennt, geistig und real, aber eine Existenz, die er sich täglich neu erobern muß. Nur das Volk wird sich auf die Dauer einen bevorzugten Platz an der Sonne erhalten können, das seine geistigen Mächte und die realen Daseinsbedingungen zu einem homogenen Ganzen zu verbinden versteht. Das ist nicht so sehr Sache staatsbürgerlicher Bildung, als des Charakters. Politik vor allem ist dessen Ausfluß. Der Charakter ist maßgebend. Und wenn Ranke betont, daß seine moralische Charakterstärke Friedrich den Großen befähigt habe im siebenjährigen Krieg auszuharren, so befindet er sich in vollem Einklang mit Napoleon, der gerade diese Eigenschaft des großen Königs am höchsten einschätzte, wie er denn sein aufrichtiger Bewunderer überhaupt war. Auch diesen hat in den ungeheueren Wechselfällen der letzten Jahre seiner Herrschaft und auf St. Helena nur seine Charakterstärke aufrecht erhalten. Wer wollte dem großen Kaiser widersprechen, wenn er zu Gourgaud auf St. Helena sagte: „Gestehen Sie es nur zu; es gehört ein gewaltiges Maß (fameux) von Mut dazu, hier zu leben! Ich bin, bei Gott, hier ebenso ruhig wie in den Tuilerien und habe auch nie viel Wesens um mein Leben gemacht. Ich werde es nie tun, wie ich auch nie das Geringste getan habe, dem Tode zu entgehen."

Hans Prutz: Jugenderinnerungen eines Dankbaren.

I. Kindheit.

Am 20. Mai 1843 bin ich in Jena geboren. Dort hatten meine Eltern 1841 ihren jungen Hausstand gegründet, um ihn gerade in der Zeit meiner Geburt infolge eines für die damaligen Zustände höchst charakteristischen Zwischenfalls plötzlich wieder abbrechen zu müssen.

Mein Vater, der Dichter und Literarhistoriker Robert Prutz (geb. am 30. Mai 1816), war das jüngste Kind eines Stettiner Kaufmanns, der unter den Stürmen der Kriegszeit schwere Schicksalswechsel erlebt hatte. Er stammte nicht aus einer der altangesessenen Familien der Hauptstadt Pommerns, sondern war der Sohn eines Bauern aus dem nahe dem Haff inmitten schöner Wälder gelegenen Dorf Messentin, und auf Grund seiner Erzählungen lebte in der Familie das Bild seiner harten Jugend fort: wie er allwöchentlich den Ertrag des vom Vater betriebenen Fischfangs zum Verkauf nach Stettin bringen mußte und dann froh war, wenn er, müde und hungrig, den verstümmelten Turm der

Jakobikirche in der Ferne auftauchen sah. Als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft gegeben, hatte er sich durch unermüdlichen Fleiß emporgearbeitet, das Vertrauen seines Prinzipals gewonnen, denselben auf seinen Geschäftsreisen nach Frankreich und England begleitet und so die Möglichkeit erlangt, sich selbständig zu machen. Anfangs vom Glück begünstigt, gelangte er zu beträchtlichem Wohlstand, bis nach der Schlacht bei Leipzig die in Stettin liegende französische Besatzung zum Zweck der Verteidigung gegen die drohende Belagerung durch die heranziehenden Verbündeten auch seine Holzlager als dabei möglicherweise hinderlich niederbrannte. In seiner Kraft gebrochen, hat er in der Folge vergeblich um den Ersatz des Verlorenen gerungen und ist schließlich im Kampf mit den widerstrebenden Verhältnissen unterlegen. Frühzeitig war daher mein Vater der Obhut der zarten Mutter, und nach deren Tod, der seiner um zehn Jahre älteren ältesten Schwester überlassen, die an der Seite eines vom Glück ebenfalls nicht begünstigten und obenein früh des rechten moralischen Halts entbehrenden Kaufmanns mit ihrem unruhigen, springenden und phantastisch aufgeregten Wesen auf den reichbegabten Knaben trotz aller Liebe keinen rechten Einfluß gewinnen konnte und jedenfalls nicht geeignet war, die feste Hand eines zielbewußten Vaters zu ersetzen. Nach seiner Studienzeit in Berlin, Breslau und Halle hatte mein Vater sich an letzterem Orte niedergelassen, um sich, durch Chamisso mit einigen beifällig aufgenommenen Gedichten früh beim Publikum eingeführt, auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Dort wurde er bald ein angesehenes Mitglied des literarisch und politisch lebhaft angeregten Kreises, der sich um Arnold Ruge (1802—1880) sammelte und sich in den von diesem in Gemeinschaft mit Theodor Echtermeyer (1805—1844) herausgegebenen „Halleschen Jahrbüchern" ein Organ schuf, das in der zunehmenden Gärung der heraufsteigenden neuen Zeit bald eine führende Stellung gewann und epochemachend wurde durch die darin zuerst durchgeführte enge Verbindung zwischen Literatur und Politik. Im Hause Ruges lernte er meine mit dessen Frau verwandte Mutter kennen, eine Dresdenerin, Ida Bloende, die Tochter eines frühverstorbenen sächsischen höheren Beamten, eine kleine, zierliche, von ungewöhnlichem Liebreiz umgebene Dame von seltener geistiger Beweglichkeit und Empfänglichkeit für die verschiedensten Interessen, jedoch auch mit starken romantischen Neigungen, die trotz einem an Kämpfen und Enttäuschungen reichen Leben noch in späteren Jahren in einer naiven Vorliebe für alles Sensationelle, namentlich auch im Gebiete der Politik mit fast jugendlichem Feuer zum Ausdruck kamen.

Obgleich er auch weiterhin durch epische und lyrische Gedichte in größeren Kreisen Verehrer gewonnen und mit seiner Poesie gelegentlich bereits tatenlustig in die lebhafter einsetzende politische Bewegung eingegriffen hatte, dachte mein Vater doch seine Zukunft auf den Gelehrtenberuf zu gründen. Auch erschlossen sich ihm dafür günstige Aussichten, seit er 1841 die Monographie „Der Göttinger Dichterbund" veröffentlicht hatte, die allgemein als hochverdienstlich anerkannt

wurde und ihn als einen der berufensten Vertreter der durch Gervinus heraufgeführten neuen Ära der Literaturgeschichte erscheinen ließ. Deshalb machte er sich mit der jungen Gattin in Jena heimisch, um sich dort den Weg zur akademischen Lehrtätigkeit zu bahnen.

Der freundschaftliche Verkehr mit den Zierden der Universität, dem vortrefflichen deutschpatriotischen Historiker Heinrich Luden (1780—1847), dem geistvollen klassischen Philologen Karl Göttling (1793—1869), der noch die Gunst Goethes erfahren hatte, dem feinsinnigen Theologen Karl Hase (1800 bis 1890), dem witzigen Juristen August Heinrich Danz (1806—1881) und anderen gewährte über die wissenschaftliche Arbeit hinaus Anregung und Genuß und begründete mehr als eine durch allen Wechsel der Zeit bewährte persönliche Verbindung. Dennoch wartete meines Vaters in der Hauptsache dort eine Enttäuschung. In einer damals nicht ungewöhnlichen Form bemühte er sich darum, ohne vorhergehende Habilitation, unter ausdrücklichem Verzicht auf Besoldung, gleich zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden. Die philosophische Fakultät aber lehnte das Gesuch ab, unter Hinweis auf den üblen Einfluß, den ein solcher notorischer Jung-Hegelianer nicht bloß auf die Studierenden, sondern auch auf weitere Kreise üben könnte, gab ihm aber anheim, den üblichen Weg der Habilitation zu versuchen. Der dieses Votum der Philosophen begutachtende Senat war nicht in der Lage eine andere Entscheidung zu veranlassen, und auch der großherzogliche Regierungsbevollmächtigte, obgleich er den Bescheid wunderlich gefunden zu haben scheint, mußte ihn gelten lassen und konnte meinem Vater, so wohlgeneigt er ihm offenbar war, nicht helfen. Die Angelegenheit weiter zu verfolgen und in der hergebrachten Form in die Zahl der Bewerber um ein akademisches Lehramt einzutreten, wurde meinem Vater durch einen besonderen Zwischenfall dann ebenfalls unmöglich gemacht.

Jena beherbergte damals noch einen besonders erlauchten Gast, Friedrich Christoph Dahlmann (1785—1860), den tapferen Führer der Göttinger Sieben, der sich nach seiner Absetzung dorthin zurückgezogen hatte und an der Fortsetzung seiner „Geschichte Dänemarks" arbeitete. Zu diesem Mann der politischen Tat fühlte mein Vater sich besonders hingezogen und trat zu ihm in ein nahes freundschaftliches Verhältnis, das auch wissenschaftlich fruchtbar wurde. Denn Dahlmann veranlaßte ihn zur Beschäftigung mit den Werken des großen dänischen Lustspieldichters Ludwig Holberg: als ihre Frucht ist — freilich erst lange danach (1857) — sein vortreffliches Werk über denselben erschienen, begleitet von der meisterhaften Übersetzung einiger auserwählter Komödien. Im übrigen aber wurden gerade die nahen Beziehungen zu Dahlmann gewissermaßen meines Vaters Verhängnis: sie warfen ihn auf lange Zeit, ja eigentlich endgültig aus der Laufbahn, die er eben zu betreten im Begriff stand. Die Berufung Dahlmanns nach Bonn war eine von jenen liberalisierenden Taten, durch die Friedrich Wilhelm IV. auch außerhalb Preußens besonderen Jubel erweckte. Zu Ehren des

Scheidenden veranstalteten seine Jenenser Freunde ein Festmahl, zu dem mein Vater ein Tischlied verfaßte. Ein paar allzu freiheitlich gehaltene Strophen fielen dem Rotstift des Zensors zum Opfer: nach ihrer Ersetzung durch einige unschuldige gereimte Phrasen jedoch wurde das Imprimatur erteilt. Mein Vater aber, in jugendlichem Übermut und das Herz voll von der Bedeutung des Vorgangs, stellte vor dem Druck durch Streichen des nichtssagenden Zusatzes und Unterpunktieren des Gestrichenen die ursprüngliche Fassung wieder her, in der das Gedicht dann in die Hände der Festteilnehmer kam und von ihnen erst recht fröhlich gesungen wurde. Die Nemesis aber blieb nicht aus: der dem Zensor gespielte Streich erregte an maßgebender Stelle die höchste Entrüstung, und das Großherzoglich Sächsische Ministerium verfügte kurzweg die Ausweisung meines Vaters. Reklamationen blieben vergeblich, vielmehr wurde zur Begründung der Ausweisung auch auf einige inzwischen erschienene politische Gedichte meines Vaters hingewiesen — (eins davon hatte ihm von Verehrern in Königsberg i. Pr., damals dem Vorort des preußischen Liberalismus, einen mit sinnvoller Inschrift versehenen silbernen Becher als Ehrengeschenk eingetragen) — und dann insbesondere auf seinen intimen Umgang mit Dahlmann sowie auf seine Teilnahme an dem festlichen Empfang, der in Jena Georg Herwegh (1817—1875), dem mit einem Schlage auf die Höhe eines freilich nur allzu vergänglichen Ruhmes erhobenen Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" unter lebhafter Teilnahme der Studentenschaft bereitet worden war: hatte Herwegh doch sogar als Gast die bescheidene Wohnung meiner Eltern geteilt und von ihren Fenstern aus zu den ihm mit einem Fackelzug huldigenden Studenten gesprochen!

Mein Vater hatte also mehrfach politisch Anstoß gegeben und sich an der Jenenser Universität sowohl als auch in den Großherzoglichen Staaten unmöglich gemacht, und alles, was sich erreichen ließ, war, daß mit Rücksicht auf den Zustand meiner Mutter für den Vollzug des Ausweisungsbefehls eine Frist bewilligt wurde.

So verdanke ich es eigentlich einem Gnadenakt der Großherzoglich Sächsischen Regierung, daß ich in Jena das Licht der Welt erblicken durfte.

Was meinem Vater, freilich nicht ohne eigenes Verschulden, in Sachsen-Weimar-Eisenach begegnet war, genügte nun aber bei der damaligen Solidarität aller deutschen Regierungen, ihn auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten der herrschenden Reaktion als suspekt erscheinen zu lassen und ihm den Weg zu dem erstrebten akademischen Katheder zu verlegen, noch bevor er ihn betreten hatte. Auch in Halle, wohin er sich zunächst wandte, weil er dort in dem ihm von früher her befreundeten Kreise Gleichgesinnter gute Aufnahme und für die seiner wartenden Kämpfe einen Rückhalt zu finden sicher war, scheiterte die Habilitation an dem Widerspruch der Regierung und der Feindschaft der politischen und kirchlichen Reaktionäre, die damals dort ihr Hauptquartier auf-

geschlagen hatten und auf dem Wege waren zur Gewinnung einer fast unumschränkten Herrschaft. So sah sich mein Vater auf die Schriftstellerei als Quelle des Unterhaltes für die Seinen angewiesen. Der wissenschaftlichen Tätigkeit ferngehalten, mußte er den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in die literarische Produktion verlegen, welche damals noch viel weniger äußere Sicherheit gewährte als heutigen Tages. So erschienen die ersten Jahrgänge des von ihm begründeten „Literarhistorischen Taschenbuches", seine historischen Dramen, die ihren Charakter als politische Tendenzstücke freilich nicht verleugneten und ihm zum Teil neue Maßregelungen zuzogen, und vor allem seine Aristophanische Komödie „Die politische Wochenstube", in der er nicht bloß die literarischen Verirrungen, sondern auch die unerquicklichen politischen Zustände der Zeit in formvollendeten Versen unbarmherzig geißelte. Letzteres trug ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung ein: doch war Friedrich Wilhelm IV. ein zu geistvoller Herr und zu sehr Freund eines guten Witzes, selbst wenn er auf seine Kosten ging, um nicht auf die an ihn gerichtete und durch Alexander von Humboldt befürwortete Bitte des Dichters die Niederschlagung des Verfahrens zu verfügen. Da sich aber durch diesen neuen Zwischenfall seine Aussichten in Preußen natürlich vollends verschlechtert hatten, folgte mein Vater 1847 einem Ruf als Dramaturg des Stadttheaters in Hamburg, welches damals unter der Leitung von Jean Baptiste Baison (1812—1849) einen neuen Aufschwung nahm und eine bevorzugte Pflegestätte des deutschen Schauspiels zu werden berufen schien. Doch gingen auch diese Hoffnungen nicht in Erfüllung, und unser Wohnsitz wurde schon nach einigen Monaten vorläufig in die Heimat meiner Mutter, nach Dresden verlegt, wo mein Vater mit Beifall aufgenommene literarhistorische Vorlesungen hielt. Der Ausbruch der Revolution im Frühjahr 1848 zog ihn nach Berlin, wohin die Seinen ihm bald folgten. Die neue Zeit verhieß endlich auch ihm das ihm zugefügte Unrecht gut zu machen. Der Kultusminister im Kabinett Graf Brandenburg, von Ladenberg (1798—1855), ein geistvoller und besonnener Mann, der es ehrlich meinte mit der Herstellung des inneren Friedens und zudem als früherer Regierungskommissar bei der Berliner Universität mit den wissenschaftlichen und literarischen Kreisen verständnisvolle Fühlung genommen hatte, wirkte ihm, unter Beihilfe einflußreicher Fürsprecher, wie namentlich wieder Alexander von Humboldts, durch den berechtigten Hinweis auf seine bisherigen literarhistorischen Arbeiten und auf seine maßvolle und besonnene Haltung in der Zeit des Sturmes bei Friedrich Wilhelm IV. die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Literaturgeschichte in Halle aus, freilich keine etatsmäßige Stellung, sondern eine ganz außerordentliche insofern, als das ihm bewilligte Gehalt von 500 Talern aus der königlichen Schatulle floß und daher jederzeit wieder entzogen werden konnte. Im nächsten Frühjahr, nachdem wir beiden Knaben mit der Mutter den Winter bei den Verwandten in Stettin verbracht hatten, erfolgte die Übersiedelung nach Halle.

Das unstete Wanderleben schien damit sein Ende erreicht zu haben: aber es folgte noch gleich ein Nachspiel dazu. Die schmerzlichen Enttäuschungen, welche die mit Begeisterung und anfänglich auch glänzendem Erfolg begonnene akademische Tätigkeit infolge der systematischen Anfeindungen durch die in Halle herrschenden reaktionären Kollegen meinem Vater bereitete, erschütterten seine ohnehin stets schwankende Gesundheit so sehr, daß er bereits im Frühjahr 1850 auf ein Jahr Urlaub nehmen mußte. Dieses verbrachten wir in Jena, erst in einem unmittelbar vor der Stadt an der Landstraße nach Zwätzen gelegenen fast ländlichen Heim, das uns Knaben köstliche Freiheit gewährte und mit den Knechten und Gespannen des Landwirtschaft treibenden Hausherrn uns in Feld und Wald herumzutummeln erlaubte, dann in den beschränkten Räumen einiger im „Gasthof zum Bären" gemieteter Zimmer, in denen uns ruhig zu halten dem bisher genossenen privaten Elementarunterricht unter Beihilfe der Mutter die ersten lateinischen Studien hinzugefügt wurden, während wir außerdem an den Turn- und Exerzierübungen des unlängst errichteten und rasch erblühenden Stoyschen Instituts teilnahmen. Während dieses Jenenser Aufenthaltes gründete mein Vater das „Deutsche Museum", eine Wochenschrift für Literatur und Politik, die er anfangs mit dem Deutschrussen Wolfsohn (1820—1865) und dann bald allein herausgab und die schnell eine angesehene und einflußreiche Stellung gewann und lange Jahre hindurch behauptete.

Für die Entwicklung geistig geweckter Knaben, die bei großer Kindlichkeit auf der einen Seite, doch auf der anderen durch ihre Umgebung auch zu einer gewissen Frühreife gebracht wurden, weil dieselbe ihnen eine Menge diesem Alter sonst vorenthaltener Eindrücke und Anregungen vermittelte, hatte das unstete Wanderleben, zu dem meine Eltern sich jahrelang verurteilt sahen, ohne Frage sein Bedenkliches. Es konnte kein rechtes Heimatsgefühl bei ihnen aufkommen, und manche von den segensreichen Einwirkungen, welche die örtliche Gebundenheit des Elternhauses auf Herz und Gemüt auszuüben pflegt, blieben mir und meinem jüngeren Bruder fremd. Dafür lebten wir freilich — vielleicht allzu früh — das Leben der Eltern mit, so daß wir eigentlich eine Kinderstube nie gekannt und die durch sie bedingten Einflüsse nie erfahren haben, sondern in alle Interessen der Großen, die diesem Alter sonst verschlossen bleiben, und die ihnen entspringenden Leiden und Freuden hineingezogen wurden. Auch haben sich bei der raschen Folge der wechselnden Eindrücke auf die Kinderseele die Erinnerungen an die verschiedenen Aufenthaltsorte vielfach vermischt und nicht in der Deutlichkeit und Bestimmtheit erhalten, die man sonst wohl aus der Kindheit in das spätere Alter mit hinübernimmt. Einzelne Vorgänge freilich, begreiflicherweise nicht gerade die angenehmsten, und einzelne Bilder, natürlich nicht gerade die wichtigsten, schweben mir noch heute in voller Lebendigkeit vor. Noch könnte ich das Haus in Halle malen, in dem wir 1846/47 vor der Übersiedelung nach Hamburg wohnten — hinter dem alten Theater „auf der Luke", in der Gegend,

wo sich heute die stattliche Universitätsbibliothek erhebt, mit einem Hof davor und einem in geradlinige Beete geteilten Garten daneben, und kann mir noch den Schauder vergegenwärtigen, den ich empfand, wenn mein Vater seine Laubfrösche, deren etliche bis an sein Lebensende in einem Glase auf seinem Schreibtisch gehalten wurden, aus ihrem durchsichtigen Gefängnis befreite und im Zimmer herumspringen ließ und ich die glatten, kalten Tierchen unter Angstgeschrei einfangen und in ihre Behausung zurückbringen mußte. Aus der Hamburger Zeit besinne ich mich noch auf schöne Sommertage in dem freundlichen Wandsbek, wo das schlichte Grabdenkmal des Wandsbeker Boten Mathias Claudius meine kindliche Phantasie lebhaft beschäftigte, und in der Stadt auf das Alsterbassin mit seinen Booten und Schwänen, aber auch auf die mir besonders unheimlichen großen Omnibusse, die durch die Straßen rasselten. Und als ich viele Jahre später Hamburg besuchte, lebten beim Anblick einiger unverändert gebliebener Örtlichkeiten plötzlich vor meinem Geist die dort verborgen schlummernden Bilder aus der Kindheit wieder auf. Ganz besonders tief aber, wiederum des unvergeßlichen Unbehagens wegen, hat sich mir die Abreise bei der Übersiedelung nach Dresden eingeprägt: um mit der Dampffähre nach Harburg hinüberzukommen, wo damals die Eisenbahn begann, hatten wir uns im frühesten Morgengrauen in dem Fährhaus eingefunden, undurchdringlicher Nebel aber machte den Abgang des Schiffs unmöglich, und wir verbrachten viele Stunden in dem unwirtlichen Raum im Halbdunkel und feuchter Kälte.

Freundlichere Bilder hat mir der Aufenthalt in Dresden eingetragen. Dahin rechne ich weniger die winterlichen Gänge nach dem Großen Garten, wo Onkel Gustav Bloende, meiner Mutter Bruder, uns im Stuhlschlitten auf dem See spazieren fuhr, ein kaltes Vergnügen, an dem ich keinen Geschmack fand, als die Sommertage in der Lößnitz, heute einer Villenvorstadt Dresdens, damals einem ländlichen Örtchen, das man durch eine kurze Eisenbahnfahrt — noch in offenen Wagen — erreichte. Dort besaß meine Großmutter Bloende ein bescheidenes Haus mit einem freundlichen Garten davor und einer von einem Bach durchflossenen Wiese dahinter, in dem sie mit ihrer ältesten unverheirateten Tochter lebte, eine rüstige alte Dame von ungewöhnlicher Energie im Reden und Handeln, der man es wohl zutrauen konnte, daß sie, wie es hieß, in jungen Jahren einen zudringlichen Kosaken zurückgeschreckt hatte, indem sie ihm einen vom Herd gerissenen Kochtopf an den Kopf warf: noch als Greisin pflegte sie sich abends durch Sägen und Hacken von Holz Bewegung zu machen. Dort in der Lößnitz erschienen Sonntags auch die anderen Verwandten, namentlich Onkel Gustav mit den Seinen. Er war Rechtsanwalt in Dresden und ein stattlicher Mann mit mächtigem Vollbart. Später sollte er, weil er als Stadtverordneter während der Maitage an dem Beschluß teilgenommen hatte, durch den die Versammlung sich in Permanenz erklärte, ohne sonst irgend etwas getan zu haben, prozessiert werden, entzog sich aber der bei der damaligen terroristischen Recht-

sprechung drohenden Zuchthausstrafe durch die Flucht nach Amerika — törichterweise, denn die mit ihm in der gleichen Verdammnis Befindlichen wurden entweder außer Verfolgung gesetzt oder bald begnadigt, konnten ihrem bürgerlichen Beruf wieder nachgehen und haben es zum Teil zu Ehren und Würden gebracht. Er aber hat drüben sein Leben lang um die Existenz kämpfen müssen, erst mit allerlei kaufmännischen Unternehmungen und schließlich als Journalist in Philadelphia, und seine Kinder, auch die noch in Deutschland geborenen, sind völlig zu Amerikanern geworden, mit denen die anfangs noch gelegentlich gepflegte Verbindung für uns allmählich ganz aufhörte. Damals nahm Onkel Gustav mit meiner Mutter fröhlich teil an den kindlichen Spielen, in denen wir und die Dresdener Cousinen uns auf der Wiese des großmütterlichen Hauses tummelten, namentlich wenn wir aus Borke geschnitzte Schiffchen mit farbigen Wimpeln den Wellen des Baches anvertrauten. Die Farben waren natürlich meist schwarz, rot und gold, und in dem Untergang eines solch leichten Gefährts sah meine phantasievolle Mutter sorgenvollen Blicks ein ungünstiges Vorzeichen für den Ausgang der deutschen Bewegung, die sie mit leidenschaftlicher Teilnahme begleitete. So fühlte sie sich denn in Berlin ganz besonders an ihrem Platze, und auch wir Kinder erhielten dort Gelegenheit, einen an- und aufregenden, aber natürlich völlig verständnislosen Blick auf die sich allmählich glättenden Wogen der Revolution zu tun. Aus den Hinterfenstern der bescheidenen möblierten Wohnung, in der wir hausten, sahen wir hinaus auf den heutigen Hafenplatz, wo damals in Verbindung mit dem Bau des Kanals um und durch Berlin das Hafenbassin ausgehoben wurde und es unter den dabei beschäftigten Arbeitermassen gelegentlich Tumulte gab, die zu polizeilichem oder gar militärischem Einschreiten führten. Vor allem aber wurden wir, da man uns anderweitig nicht sicher unterzubringen wußte, gelegentlich in die Sitzungen des konstitutionellen Klubs mitgenommen, von denen auch meine Mutter kaum eine versäumte, zumal mein Vater dort als einer der beliebtesten Redner eine hervorragende Rolle spielte. Deutlich besinne ich mich noch darauf, wie er auf der Rednerbühne unter der schwarzrotgoldenen Fahne stand und feurige Worte an die Versammlung richtete. Um in dem Gewühl nicht zu Schaden zu kommen und wenigstens durch Anschauen der uns völlig rätselhaften Vorgänge beschäftigt zu werden, erhielten ich und mein Bruder Erich unseren Platz auf dem Tisch, um den die Mutter mit ihren Bekannten saß, und erhielten wegen unserer gelben Nankinanzüge den Spitznamen „die Reichskanarienvögel". Mit ihm entsinne ich mich noch nach Jahren einmal von dem bekannten fortschrittlichen Politiker Julius Freese bei einem Besuch im elterlichen Haus angesprochen zu sein und das als eine arge Kränkung meiner jungen Sekundanerwürde empfunden zu haben. Den Höhepunkt des Berliner Aufenthalts nach dieser Seite bezeichnete das große Fest, zu dem sich all die verschiedenen politischen Klubs vereinigten und bei dem ein imposanter Umzug mit Fahnen und Bannern veranstaltet wurde. Von dem großen Balkon der Jostyschen

Konditorei am Schloßplatz sahen wir dem glänzenden Schauspiel zu, das auf unsere kindliche Phantasie tiefen Eindruck machte. Dennoch hatte ich den Vorgang schließlich vergessen, als ich nach Jahren als Student in Berlin zufällig zum ersten Mal in jene Stadtgegend kam, das palastähnliche Haus mit dem von Säulen getragenen Balkon vor mir hatte und auch sofort das Bild jenes Jugenderlebnisses in voller Lebendigkeit plötzlich vor meinem geistigen Auge erstehen sah. Heute wäre das nicht mehr möglich, denn das Haus ist längst verschwunden, um für das sogenannte „rote Schloß" und danach für das Denkmal Kaiser Wilhelms Platz zu schaffen. Aus den dann folgenden Wintermonaten, die wir mit der Mutter bei den Verwandten in Stettin verbrachten, ist mir vor allem der Tränenstrom in Erinnerung geblieben, in dem meine Mutter bei der Nachricht von der Erschießung Robert Blums ihren Schmerz und ihre Entrüstung entlud: wiederholte Besuche in Leipzig und die Teilnahme an den dort zuerst veranstalteten, einer starken politischen Tendenz nicht entbehrenden Schillerfeiern hatten meine Eltern in mannigfache Berührung und freundschaftlichen Verkehr mit demselben gebracht. Aus dem ersten Hallenser Jahr, während dessen es mit unserem Unterricht noch leicht genommen wurde, schwebt mir das Bild vor des geräumigen, wie ein ehemaliges Kloster anmutenden Hauses, in dessen erstem Stock wir wohnten und dessen großer Hof mit dem Holzlager eines benachbarten Möbelfabrikanten, dem von Kaninchen wimmelnden Pferdestall eines im Erdgeschoß wohnenden Steuerbeamten und weiterhin einer mächtigen Scheune, in der fleißig gedroschen und Getreide gereinigt wurde, uns Kindern einen köstlichen Schauplatz zu allen möglichen unnützen Unternehmungen darbot, bei denen mein körperlich erstaunlich kräftiger und gewandter, aber auch entsprechend verwegener jüngerer Bruder der Anführer zu sein pflegte. Dennoch erschien uns das alles recht beengt und unerfreulich, als wir nach dem in Jena in fast ländlicher Ungebundenheit verbrachten Jahr nach Halle zurückkehrten. Vor allem trat an uns nun auch der Ernst des Lebens in Gestalt des Schulbesuches heran.

Ein zweiter Teil folgt.

Leopold Katscher:
Zur Frage der Verurteilung Unschuldiger.

Die Rechtspflege bildet ein wichtiges Stück der sozialen Frage, und darum beschäftigen sich viele Sozialreformer mit ihrer Verbesserung. Nun wird die in den meisten „Staatsromanen" angestrebte gänzliche Abschaffung der althergebrachten Art der Rechtspflege — mit Gerichtshöfen und Gefängnissen — wohl schwerlich sehr bald gelingen; dagegen ist deren stetig fortschreitende, sich der zunehmenden Aufklärung immer mehr anpassende Verbesserung bestimmt zu erwarten. Bei einer solchen sollte in allererster Reihe auf die möglichste Verringerung der Anzahl ungerechter Verurteilungen hingearbeitet werden.

Das ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edelsten wert, denn es kann doch gewiß einerseits kein furchtbareres Unglück geben, als unschuldig verurteilt zu werden, andererseits kein schlimmeres Unrecht, als ungerecht — wenngleich unbewußt — zu verurteilen. Wohl humanisiert sich die Rechtspflege, wie ja die meisten unserer Einrichtungen, immer mehr; allein von der Vollkommenheit wird sie noch durch eine ungemein breite Kluft getrennt.

Der berühmte englische Kriminalist Sir James Stephen sagte in einem seiner Vorträge: „Ich würde mich sehr leicht entschließen, mit allen gesetzlichen Mitteln die Freisprechung eines Angeklagten zu erstreben, der mir als schuldig bekannt wäre. Mit großer Ängstlichkeit aber würde ich die Verteidigung eines Mannes übernehmen, den ich unschuldig wüßte, denn, meine Herren, ich müßte mit Zittern an die Folgen eines Mißlingens denken".

Ja, die Folgen sind entsetzlich! Welcher Aufruhr mag im Herzen eines Menschen, der sich bewußt ist, den Pfad der Rechtschaffenheit nicht verlassen zu haben, vor sich gehen, wenn er in öffentlicher Sitzung feierlich als Verbrecher gebrandmarkt wird, namentlich wenn er sich seines Brotes beraubt und außer dem gesellschaftlichen auch dem materiellen Ruin preisgegeben sieht!

Welche Seelenqualen, welche Erbitterung und Verzweiflung müssen sich seiner bemächtigen, insbesondere wenn, was zumeist der Fall, seine Unschuld nachträglich nicht an den Tag kommt! Nicht selten begeht er Selbstmord oder er wird wahnsinnig oder er verblödet. Und wird ein solcher Unglücklicher früher oder später durch günstige Zufälle auch rehabilitiert, so bleibt doch immer etwas hängen; der seelische, geistige, leibliche und soziale Schaden, den er erlitten hat, kann nimmer völlig gutgemacht werden, in der Regel auch der pekuniäre nicht — selbst bei Gewährung einer Entschädigung nicht immer. Inzwischen sind Angehörige verstreut oder gestorben, Verbindungen gelöst, Lebenskraft und Unternehmungsfähigkeit geschwunden oder die nötigen Mittel nicht mehr aufzubringen, so daß zuweilen erst recht nur der Selbstmord übrig bleibt.

Die häufig erst durch ein Geständnis der wirklich schuldigen Person auf dem Totenbett ermöglichte Wiederherstellung der Ehre eines unschuldig Verurteilten kommt in den meisten Fällen zu spät, um dem letzteren noch erheblich nützen zu können, abgesehen davon, daß er vielleicht schon hingerichtet ist. Überdies fehlt es gar manchem Sünder, für dessen Schuld ein anderer büßt, auf dem Sterbelager an der Frist und Gelegenheit, sein beabsichtigtes Bekenntnis rechtzeitig auszusprechen, indem er vorzeitig das Bewußtsein oder die Sprache verliert oder noch vor dem Eintreffen des Geistlichen, des Arztes usw. den Geist aufgibt. In solchen Fällen erfährt man den Namen des Unschuldigen nicht und dieser bleibt auf immer gebrandmarkt.

Wie kein Einzelrichter, so ist auch „kein Richterkollegium vor Fehlurteilen bewahrt", bemerkt Gotthelf Meyer, „weder die eingeschworenen zwölf Männer aus dem Volke, noch die sorgsam erkorenen Schöffen, noch das mehrköpfige rechtsgelehrte Erkenntnisgericht." In allen, auch den zivilisiertesten Staaten haben die starren Formen des Gerichtsverfahrens Urteile gezeitigt, welche das Recht — den höchsten Ausdruck, den die menschliche Gesellschaft zur Begründung und Verteidigung ihrer Einrichtungen gefunden hat — in Frage stellten. Das kann man begreifen, denn Irren ist menschlich. Aber gerade die Justiz hat die doppelte Pflicht, sich nach Möglichkeit vor Irrtümern zu bewahren. Der Strafprozeß ist, bei Licht besehen, in erster Reihe eine Veranstaltung zur Ermittlung der Wahrheit.

Die Meinung vieler verknöcherter Juristen, daß die Verurteilung Unschuldiger nichts zu bedeuten habe, weil dieselben nur Opfer des „Laufes der Gerechtigkeit" und Märtyrer des Gemeinwohls seien, ist ebenso widersinnig wie barbarisch. Die Bedauernswerten sind lediglich Opfer und Märtyrer menschlicher Kurzsichtigkeit oder mangelhafter Gesetze oder gerichtlicher Einschüchterung, und ihre Zahl ließe sich bei wirklich fester Entschlossenheit erheblich vermindern. „Was weiter!" äußerte z. B. ein hervorragender amerikanischer Richter. „Unrichtige Verurteilungen sind Unglücksfälle, die ertragen werden müssen; die unschuldigen Opfer fallen für das öffentliche Wohl, wie die Soldaten in der Schlacht." Es ist sehr fraglich, ob die Soldaten in der Schlacht wirklich häufig „für das öffentliche Wohl" fallen; was aber die unschuldigen Verurteilten betrifft, so muß entschieden geleugnet werden, daß sie jemals wirkliche Opfer des öffentlichen Wohls sind. Allerdings wird es immer unglückselige Zufälle geben, die ab und zu mit Unabwendbarkeit ein Fehlurteil herbeiführen werden; aber das entbindet die Strafjustiz nicht davon, sich vor Hoffart zu hüten und nichts außer acht zu lassen, was den auf jedem Schritt lauernden Irrtum verbessern oder, wenn er bereits begangen wurde, den daraus entstehenden Schaden mildern könnte.

Es ist ein ganz unberechtigter Hochmut, zu behaupten, die Strafjustiz habe für ihre Fehler nicht aufzukommen, und wenn sie einmal einen Unschuldigen treffe, so sei dies ein Zufall, den der Staat ebensowenig zu verantworten brauche

wie den Hagel oder den Blitz, der das Eigentum des Bürgers vernichte. Abgesehen davon, daß Blitz und Hagel einerseits nicht — wie Fehlurteile — vom Staate verschuldet werden, anderseits sich durch Versicherung wettmachen lassen, erblickt der schlichte Volksverstand in denjenigen, die wegen Verbrechen, welche sie nicht begangen haben, bestraft werden, nicht zufällig Verurteilte, sondern ungerecht Verurteilte; und so wenig er von dieser Anschauung abzubringen ist, so wenig wird er einsehen lernen, daß gerade dieses Unrecht, welches oft an Leib, Ehre und Vermögen zugleich schädigt, das einzige sein soll, für das weder Genugtuung noch Ersatz geleistet zu werden brauche. „Mangelhaft und unzulänglich", schreibt ein anonymer Wiener Jurist, „wird solcher Ersatz freilich immer bleiben; aber das wäre eine sonderbare Gerechtigkeit, die ein Unrecht lieber ganz ungesühnt läßt, als daß sie sich zu einer teilweisen Gutmachung desselben versteht."

Taine sagt („Notes sur l'Angleterre") von den englischen Richtern: „Sie befolgen den Rechtsgrundsatz: Ein Angeklagter muß als unschuldig betrachtet werden, solange seine Schuld nicht erwiesen ist; den Nachweis aber hat lediglich die verfolgende Partei zu führen". Das allein ist gerecht! Anderwärts wird ein Angeklagter, oft schon ein Verdächtiger oder auch nur leichtfertig Angezeigter als schuldig angesehen, solange seine Unschuld nicht erwiesen ist; der Nachweis aber wird ihm selbst aufgebürdet. Ferner ist in England dem Angeklagten das Recht eingeräumt, nichts aussagen zu müssen, was zu seinen ungunsten benutzt werden könnte. Zwar erschwert dies die Überführung, aber es verringert auch die Zahl der Fehlurteile. Wohl mag dabei mancher Schuldige straflos bleiben, allein die Aufgabe der Rechtspflege besteht eben nicht in absoluter Bestrafung aller Übeltäter, sondern im möglichsten Üben von Gerechtigkeit; Unschuldige zu verurteilen ist jedoch der Gipfel der Ungerechtigkeit. Die Gerechtigkeit erfordert entschieden, daß niemandem Unrecht geschehe, und daher auch, daß es keine Justizmorde*) gebe. Besser ist es, drei Schuldige unbestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. Wie viele Verbrecher werden überhaupt nicht erwischt! Sollte es angesichts dieser Tatsache wirklich auf einige Freisprechungen in zweifelhaften Fällen ankommen? Oft wird sich übrigens die Schuld eines nur wegen Mangels an ausreichenden Beweisen freigesprochenen Schuldigen nachträglich irgendwie ergeben, so daß er im Wiederaufnahmeverfahren immer noch verurteilt werden kann.

Wenn mehr Angeklagte als bisher wegen Fehlens unwiderleglicher Schuldbeweise unüberführt bleiben sollten, so würde dies schon darum kein besonderes Unglück sein, weil bei den meisten Davonkömmlingen trotz der Freisprechung der Zweck der Untersuchung und der Verhandlung erfüllt wird, und zwar dadurch,

---

*) Dieses bezeichnende Wort wurde 1782 von dem berühmten Geschichtsschreiber Schlözer geprägt.

daß die ausgestandene Angst und die Furcht vor entehrender Strafe gewöhnlich genügen dürften, sie eines Besseren zu belehren und vor Rückfälligkeit zu bewahren — ein günstiges Ergebnis, das bei wirklicher Verurteilung seltener und bei Strafabbüßung noch viel seltener erreicht wird.

Die letztere Erwägung hat der Strafrechtspflege vieler Länder in neuester Zeit zu einer wertvollen, segensreichen Reform verholfen, die in erster Reihe den Begehern geringfügiger Verbrechen und dem Staatssäckel zugute kommt. Wer nämlich zu einer kurzen Freiheitsstrafe — bis zu einem halben Jahr — verurteilt wird, braucht seine Strafe nicht abzubüßen, falls er während einer bestimmten Frist nicht zu einer neuen Anklage Anlaß gibt. Abgesehen von der Entlastung der Gefängnisse und der erhöhten Besserungsmöglichkeit für zum erstenmal Irregeleitete, ist diese ebenso humane wie praktische Neuerung ungemein geeignet, auch noch die rechtzeitige Entdeckung und Richtigstellung von Fehlurteilen zu fördern. Schon dieser Umstand allein sollte genügen, die alsbaldige Einführung des Strafaufschubswesens in allen Kulturstaaten zu bewirken.

Professor Jacobi schreibt: „Es ist Sache des Richters, nach dem alten Grundsatz zu handeln: Besser, fünfzig Schuldige bleiben unbestraft, als ein Unschuldiger muß Strafe leiden. Der Gesetzgeber braucht diesen Satz nicht auszusprechen; es genügt, daß dieser sich als Gerichtspraxis von selbst ergeben muß, wenn die Anwendung des Strafgesetzes von einem sicheren, überzeugenden Schuldbeweis abhängig gemacht wird."

„Sicherer, überzeugender Schuldbeweis" — das ist des Pudels Kern! Leider wird in nur zu zahlreichen Fällen die Anwendung des Gesetzes nicht von diesem Kriterium abhängig gemacht. Der Versuchung, einen Verdächtigen von vornherein mehr oder minder als Verbrecher zu behandeln, sollte unter keinen Umständen nachgegeben werden; aber in Wirklichkeit gibt man ihr nur zu oft nach. Auch verwechselt man gar häufig die Wahrscheinlichkeit, die durch das strafprozessuale Verfahren hergestellt wird, mit der Wahrheit, während doch der so große Unterschied zwischen beiden niemals aus dem Auge gelassen werden sollte. Der Schein kann noch so sehr gegen jemanden sprechen, ohne daß für seine Schuld der Beweis erbracht wäre. Nicht die hohe Wahrscheinlichkeit, nicht die innere Überzeugung, daß jemand etwas getan haben müsse, sondern der tatsächliche Nachweis der Tat muß vorhanden sein, wenn ein Fehlurteil vermieden werden soll. Man darf nur dann verurteilen, wenn an der Schuld kein Zweifel mehr möglich ist.

Der Umstand, daß leider zumeist nur nach „innerer Überzeugung" geurteilt wird, bildet eine der Hauptursachen des uns beschäftigenden Übels. Über die bedauerliche Beeinflussung der Berufsrichter wie der Geschworenen durch die „conviction intime" macht Dr. Julius Ofner die folgenden Bemerkungen:

„Man urteilt nach der allgemeinen Gesamtempfindung, welche man sich aus dem Überblicke der vorgeführten Tatsachen bildet. Wenn man den Begriff

näher prüft, so findet man ihn korrelat mit „hoher oder sehr hoher Wahrscheinlichkeit". Die Überzeugung, bei welcher der Richter verurteilen soll, muß dagegen der Gewißheit entsprechen. Der Richter muß in Grenzfällen sich sagen: „Ich bin als Privatmann überzeugt, daß der Mann die Tat verübt hat; aber die volle richterliche Überzeugung habe ich nicht erlangt." Es verlangt dies allerdings ein gewissenhaftes, konkretes Eingehen in die einzelnen Verdachtsgründe, aus denen das Gesamturteil entstanden ist, in ihre Genauigkeit, Klarheit und Zuverlässigkeit. Der Zweifel muß dem Angeklagten zugute kommen — nicht bloß dem Worte, sondern der Tat nach. Aber während in der Theorie der Grundsatz unbestritten ist, daß es besser sei, wenn 99 Schuldige straflos bleiben, als wenn ein Unschuldiger gestraft wird, gilt in der Praxis das Gegenteil. Die Furcht, daß ein Schuldiger entwischen könnte, beherrscht unsere Richter, und die Belehrung unserer Vorsitzenden ist selten geeignet, den Geschworenen den ernsten Unterschied zwischen dem Glauben eines Privatmannes und dem Urteil eines Richters zu weisen."

Die erstaunliche Hartnäckigkeit, mit welcher Richter manchmal bei ihrer Voreingenommenheit gegen einen Angeklagten bleiben — sowohl bei der ersten Verhandlung als auch gegebenen Falles bei der Wiederaufnahme des Verfahrens — verursacht ebenfalls viel unverschuldetes Leiden. „Die Herren", schreibt Paul Lindau, „sträuben sich in ihrer beruflichen Blindheit zuweilen so sehr dagegen, einen Irrtum einzusehen oder zuzugestehen, daß die Verteidiger und manchmal selbst Laien sich die größte Mühe geben müssen, um sie zur Vernunft zu bringen. Man wird in solchen Fällen nur zu lebhaft an Goethes Wort erinnert:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar.
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr.
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht.
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Weit entfernt, bloß laienhaft zu sein, wird dieser Tadel des um den Gegenstand hochverdienten Verfassers von „Der Mörder der Frau Ziethen" durch amtliche Kundgebungen von allermaßgebendsten Seiten als vollberechtigt gestempelt. Hier sei nur ein Beispiel beigebracht: ein beherzigenswerter Erlaß, den der österreichische Justizminister*) am 11. November 1892 an die Präsidenten der Obergerichte verschickte und in welchem die folgenden Stellen vorkommen:

„Der ausgezeichneten Stellung des Richters widerspricht es, wenn der hohe Ernst der Sache, welcher in der Verhandlung zum Ausdrucke kommen soll, verlassen und die Befriedigung in nicht zur Sache gehörigen Bemerkungen, in mit dem Gegenstande außer Zusammenhang stehenden Glossen, in überflüssigen Exkursionen auf das Gebiet der politischen und nationalen Tagesfragen, ja sogar in unpassenden Witzeleien gesucht wird. Es entspricht nicht dem Berufe des

*) Auch der preußische Justizminister erließ um dieselbe Zeit eine derartige Kundgebung.

Richters, wenn Beschuldigte gehöhnt oder als der ihnen zur Last gelegten Tat bereits überwiesen behandelt werden .... Dem Richter wird es um so leichter sein, einem Übergreifen vorzubeugen, wenn alle Funktionäre sich innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen halten, wenn die Verhandlung mit Ernst und Würde, aber auch mit jenem Wohlwollen geführt wird, welches die Annahme nicht aufkommen läßt, als würde die Erhebung der Anklage auch schon mit der Verurteilung gleichbedeutend sein."

Es kann somit nicht wundernehmen, daß bei den Obergerichten nicht selten die Vertreter der Staatsanwaltschaft sich zu scharfen Worten gegen das Verfahren unterer Gerichte veranlaßt fühlen. Eines besonders denkwürdigen Falles erinnere ich mich aus dem Jahre 1893; bei dieser Gelegenheit trat der Generalprokurator am Wiener Kassationshof für die Freisprechung des Beschuldigten ein und fügte hinzu, daß die untere Instanz bei loyaler Anwendung des Gesetzes zu einem andern Ergebnis gelangt sein würde, und daß Richter, die „sich, statt dem Gesetz Folge zu geben, von ethischer Mißbilligung leiten lassen, zur Willkür gelangen."

Aber nicht den Verhandlungsrichter allein trifft ein Verschulden für Fehlurteile; nicht einmal die Hauptschuld trägt er. Meines Erachtens ist — wenigstens in der Regel — vor allen der Untersuchungsrichter verantwortlich zu machen, und zwar weil er es ist, der die Strafsache zuerst in die Hand bekommt und durch das von ihm vorbereitete Material Staatsanwalt und Richter unwillkürlich beeinflußt. Die Neigung, Verdächtige als überführt zu behandeln und an vorgefaßten Meinungen festzuhalten, bekundet er am ausgeprägtesten; sie verhindert ihn oft an einem unbefangenen, ängstlichen Suchen nach Entlastungsmomenten, verleitet ihn zu unstatthafter Einseitigkeit und verpflanzt sich von ihm leicht auf Staatsanwalt und Richter.

Ein Hauptmißstand besteht in schiefen Indizienbeweisen. Einen typischen Fall enthüllt Richard Voß' bekanntes Schauspiel „Schuldig!" Es lag nahe, des Einbruchs die einzige am Tatort vorgefundene Person zu verdächtigen; aber zum Verurteilen hätte das nicht genügen dürfen. Vielmehr hätte auch der einzige Belastungszeuge — der wirkliche Verbrecher — verdächtigt werden sollen; auch hätte man die Umstände, unter denen der Angeklagte an den Tatort gekommen war, mehr berücksichtigen müssen. Tolstois erschütternde Erzählung „Der Kaufmann" bietet einen anderen typischen Fall dar: den des Mordmessers, das der Mörder einem Unschuldigen insgeheim zusteckt, um den Verdacht von sich abzulenken. Auch das tückische Zuschieben gestohlener Gegenstände kommt häufig vor. Die Untersuchungsrichter unterlassen aber immer wieder, sich solche Möglichkeiten vor Augen zu halten und dort, wo es am Platze erscheint, dem Angeschuldigten die Rechtswohltat des Zweifels zu gewähren. Findet man bei einem als leidenschaftlich bekannten Menschen nach einem Mord ein blutiges Messer oder bei einem nach einem Einbruch am Tatort anwesenden armen Teufel

Geld, so mag der Betreffende in hohem Grade verdächtig sein, aber die Gewißheit seiner Schuld ist damit noch nicht gegeben. Indizienbeweise sind eben keine Beweise.

Der bei Untersuchungsrichtern leider nicht seltenen Übereilung, Unüberlegtheit, Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit ließe sich zum großen Teil durch die Errichtung von Universitätslehrstühlen für die Untersuchungswissenschaft abhelfen — oder eigentlich von juridischen Kliniken, da mit den Vorträgen wirksame Demonstrationen verbunden sein müssen. Lehrkanzeln für dieses wichtige Fach wären viel notwendiger als gar manche, die vorhanden sind. Einen ersten Anlauf hat das dafür zu lebhafter Anerkennung berechtigte österreichische Justizministerium genommen, indem es durch den Grazer Staatsanwalt Hans Groß, der sich schon durch sein gediegenes „Handbuch für Untersuchungsrichter" einen großen Namen erworben hatte und jetzt längst Universitätsprofessor ist, im Jahre 1893 am Wiener Landesgericht einen mehrmonatlichen theoretisch-praktischen Kursus für Untersuchungsrichter abhalten ließ. Derlei sollte aber nicht bloß einmal, nicht bloß in einer Stadt und nicht bloß für bereits fungierende Untersuchungsrichter, sondern allgemein, überall und planmäßig für sämtliche Rechtshörer veranstaltet werden, denn dem künftigen Verhandlungsleiter oder Staatsanwalt oder Verteidiger würden die einschlägigen Kenntnisse — deren Studium übrigens höchst anziehend ist — ebenso frommen wie dem Untersuchungsrichter.

Auch die Zeugen stiften durch ihr Verhalten nicht wenig Unheil. Abgesehen davon, das sie oft lügen — hiergegen hilft nur verdoppelte Wachsamkeit —, sind sie, gleich den Angeklagten oder Angeschuldigten, häufig verwirrt. Allein nicht selten ist dies lediglich eine Folge der Art und Weise, wie der Untersuchungsrichter mit ihnen umspringt; zuweilen gilt dies auch vom Verhandlungsleiter und am häufigsten vielleicht vom Staatsanwalt. Wie schwierig und daher doppelt unerläßlich es ist, mit den Zeugen richtig umgehen zu lernen, mögen die folgenden sehr kurzen, aber sinngetreuen Auszüge aus Hans Groß' einschlägigen Darlegungen erhärten:

„Wenn der Zeuge die Wahrheit nicht sagen will, so ist das weniger mißlich, als wenn er sie unbewußt fälscht, denn diesfalls besteht die Gefahr, daß der Richter keinen Grund sieht, ihm zu mißtrauen, und daher seine Angaben gutgläubig hinnimmt . . . . Alter, Temperament, Lebensstellung und andere Umstände rufen bei den verschiedenen Zeugen verschiedene Auffassungen und Widergaben von Geschehenem hervor. Auf Grund solcher Beobachtungen sollte der Untersuchungsrichter die Zeugen in verschiedene Gruppen teilen . . . . Die Verschiedenheit der Darstellung eines und desselben Vorgangs durch mehrere Zeugen rührt daher, daß in anscheinend rein tatsächlichen Mitteilungen Schlüsse des Erzählenden liegen, welche die Form der eigenen Wahrnehmung haben. Zuweilen vereinigen sich auch in einer Darstellung eigene Wahrnehmungen und

Schlüsse, ohne daß die Grenze zwischen denselben erkennbar ist, weil der Erzähler sich selbst nicht klar ist, daß er zum Teil nur Folgerungen mitteilt; Schlüsse aber können auch falsch sein. Zu den wichtigsten Aufgaben des Kriminalisten gehört es nun, herauszubringen, was der Zeuge selbst gesehen und worauf er nur geschlossen hat. Man wird hierbei zu erstaunlichen Resultaten kommen, wie oft die Schilderungen nur Schlüsse sind . . . .

„Es soll durch den Untersuchungsrichter geprüft werden, ob der Zeuge überhaupt imstande war, dasjenige wahrzunehmen, worüber er einen Bericht gibt. Denn sehr oft kommt es vor, daß der Zeuge einen Vorfall, welchen er gesehen, so oft bei sich rekapituliert und mit anderen bespricht, bis er endlich glaubt, mehr gesehen und gehört zu haben, als er wirklich wahrgenommen hat. Wenn beispielsweise ein Zeuge erklärt, in einer gewissen Entfernung etwas gesehen zu haben, so wird es für den Untersuchungsrichter von Wert sein, zu wissen, ob er wirklich aus einer solchen Entfernung soviel sehen konnte. Wenn er versichert, aus einer gewissen Richtung einen Schall gehört zu haben, wird es sich darum handeln, ob er in der Tat mit Sicherheit wissen konnte, woher der Schall kam . . . .

„Eine merkwürdige Eigenheit ist es, daß so viele Menschen nicht wissen, wie lange eine Minute dauert. Wenn man den Zeugen, welcher angibt, daß irgend ein Vorgang eine bestimmte Zahl von Minuten gewährt hat, auffordert, ein Zeitmaß dafür zu demonstrieren, und ihn mit der Uhr kontrolliert, wird man in den meisten Fällen sehen, daß er gröblich irrt. Wie oft sagen die Leute, daß etwas zehn Minuten gewährt habe — die wenigsten wissen, wie lange das dauert. Und doch spielt die Minutenzahl nicht selten eine große Rolle . . . .

„Ebenso verhält es sich, wenn jemand behauptet, bei einer Person eine gewisse Zahl Geldstücke, Früchte oder sonstiger Dinge gesehen zu haben. Man zeige ihm eine Zahl von Geldstücken oder anderen gleichartigen kleineren Gegenständen und lasse ihn raten, wieviel das seien. Sehr viele werden um die Hälfte irren; eine annähernde Zahl wird selten geraten werden.

„Erst durch solche Proben wird der Untersuchungsrichter die Aussage auf ihren Wert zu würdigen wissen. Er wird dann das Beobachtungsvermögen des Zeugen abzuschätzen vermögen.

„Die genaue Feststellung solcher oft kleiner Umstände ist überaus wichtig für die Schaffung der Operations-Basis, das heißt der Grundlage für das Beweisverfahren. Man ist sehr leicht geneigt, sich diese Operations-Basis zu leicht zu bilden. Es ist dies in der Ungeduld des Menschen begründet, eine feste Grundlage zu haben, auf der man arbeiten kann. Dadurch geschieht es zuweilen, daß eine Untersuchung musterhaft genau und vorsichtig durchgeführt ist und daß doch die schöne Arbeit umsonst war, weil man beim Schaffen der Operations-Basis irgend ein Moment übereilt angenommen hat."

Bei ernstem Willen, besonderer Sorgfalt und großer Vorsicht wäre es in

den allermeisten Fällen möglich, die **Verurteilung** Unschuldiger zu vermeiden. Viel schwieriger ist die Vermeidung der **Verhaftung** Unschuldiger im Interesse der Voruntersuchung, denn oft muß rasch gehandelt werden und dabei wird es selbstverständlich nicht ohne verhältnismäßig häufige Irrtümer abgehen können. Aber auch in dieser Beziehung ließe sich bei fester Entschlossenheit vieles bessern: einerseits durch erhöhte Wachsamkeit, anderseits durch erhebliche Selbstbeschränkung in der Verfügung der Untersuchungshaft. In letzterer Hinsicht bietet die Statistik eindringliche Lehren dar. Das Ziffernverhältnis zwischen den in Untersuchungshaft gezogenen und den verurteilten Personen ist ein so schreiendes, daß man das Wort eines anonymen Juristen, die herrschende Untersuchungshaftpraxis sei „die dunkelste Partie der Gerechtigkeitspflege, nämlich die Ungerechtigkeitspflege", als vollberechtigt anerkennen muß. So z. B. waren in einem einzigen Jahre in Österreich 147 000 Strafanzeigen wegen Verbrechen und Vergehen bei den Gerichtshöfen anhängig; davon wurden rund 100 000 — d. h. nicht weniger als 68 Prozent — verworfen oder eingestellt! In Untersuchungshaft kamen 44 000 Personen; darunter waren 46 Prozent so klar unschuldig, daß gegen sie nicht einmal die Anklage erhoben wurde! Rechnet man dazu die Freigesprochenen, so ergeben sich über 53 Prozent schuldlose Untersuchungshäftlinge. Wenn ein solcher Zustand nicht bedenklich ist, so möchte ich wissen, was man eigentlich bedenklich nennen kann. Der soeben erwähnte namenlose Gewährsmann schreibt:

„Eine Justizübung, bei der die Pein der Haft, die ja überhaupt das Wesen der Strafe ausmacht, mehr als die Hälfte Nichtschuldiger trifft, ist nur mehr eine mechanische Anwendung von Rechtsformeln, die sich damit begnügt, wenn nur äußerlich kein Paragraph verletzt wird, mögen auch noch so viele Unschuldige unter dieser mechanischen Gesetzesanwendung leiden. Dazu kommt, daß auch bei vielen von den Verurteilten die Untersuchungshaft überflüssig war, was ja das Institut der Einrechnung der unschuldig erlittenen Untersuchungshaft beweist. Auch ist die Untersuchungshaft keineswegs von kurzer Dauer, denn sie beträgt durchschnittlich 24 Tage, öfters aber viele Monate. Das Ärgste aber ist, daß die Zahl der Untersuchungshäftlinge von Jahr zu Jahr steigt, während die der Verurteilten fällt. Die Zahl der so durch die Unvollkommenheiten der Justizpflege Gestraften ist zu groß, als daß Gesetzgebung und Justizleitung dem noch länger untätig zusehen und nicht auf Mittel und Abhilfe bedacht sein sollte."

Das beste Mittel zur Verhütung erblickt der Betreffende mit der Mehrheit der Juristen in der Einführung der Entschädigungspflicht den schuldlos Verhafteten gegenüber. Er fährt fort:

„Die Besorgnis vor der Erschwerung der Überführung des Beschuldigten hat man auch schon gegen die Abschaffung der Folter eingewendet, bis man sie endlich fallen ließ. Der Gedanke der Entschädigung aber kann auch durch die Furcht vor den übergroßen Kosten, die hierdurch entstünden, nicht zurückgedrängt

werden. Im Gegenteil — die große Verminderung der Haftfälle und ihrer Dauer, die dann einträte, hätte eine so große Ersparnis zur Folge, daß demgegenüber die Entschädigungen, die zu zahlen sein würden, von geringer pekuniärer Bedeutung wären. Die durchschnittliche Dauer der Untersuchungshaft von vierundzwanzig Tagen macht bei 23 000 nichtschuldigen Häftlingen (1889) 552 000 Hafttage per Jahr aus. Nimmt man die Verpflegungskosten nur mit dem Durchschnitte der Vollzugskosten der Strafanstalten, das ist mit $36^{1}/_{2}$ Kreuzern per Tag, an, so ergibt dies 200 000 Gulden im Jahr. Soviel könnte man ersparen, wenn man Unschuldige nicht in Haft hielte, und daraus ließen sich die Entschädigungen, die dann doch hie und da zu leisten wären, leicht decken."

Sei dem wie immer, man braucht sich mit dem so ungeheuer wichtigen Gegenstand nur ernstlich zu befassen, um bestimmt Mittel und Wege zur Beseitigung der hauptsächlichsten Übelstände zu finden. Und das gilt nicht nur von der Untersuchungshaft, sondern auch von der Verurteilung Unschuldiger. Zu diesem Punkte möchte ich die folgende resumierende Zusammenstellung, in der ich eine knappe Übersicht der mir als die hauptsächlichsten und zweckdienlichsten erscheinenden Vorbeugungs- und Abhilfsmittel gebe, allgemeiner Beachtung empfehlen. Ich will sie nennen

Die zehn Gebote der Rechtspflege:

1. Man verurteile nur nach zwingender Beweisführung;
2. Man behandle Verdächtige oder Angeschuldigte nicht von vornherein als Schuldige;
3. Man gewähre der Verteidigung freiesten Spielraum;
4. Man arbeite ohne Unterlaß an der Verbesserung der Strafgesetze und der Prozeßordnungen;
5. Man führe die Entschädigungspflicht ein;
6. Man führe das Strafaufschubwesen ein;
7. Man schaffe theoretisch-praktische Lehrkanzeln für die Untersuchungswissenschaft;
8. Man behandle die Zeugen und deren Aussagen möglichst vorsichtig und veranlasse sie auch ihrerseits zur Anwendung von Vorsicht bei ihren Aussagen;
9. Man übe bei der Untersuchung, der Verhandlungsleitung, den staatsanwaltlichen Plaidoyers und den richterlichen Resumés Selbstbeherrschung und weise Beschränkung;
10. Man lasse anonyme oder augenscheinlich ungeeignete Strafanzeigen tunlichst unbeachtet.

Hinsichtlich der ungeheueren Wichtigkeit tüchtiger gerichtsmedizinischer Kenntnisse für die Vermeidung von Ungerechtigkeiten, sowie betreffs anderer in Betracht kommender Punkte — z. B. die Rolle des Gedächtnisses, des Hypnotismus, der Physiognomik, der Selbstentzündung usw., die Kniffe der Fälscher, der Bauernfänger etc. — sei auf die neueste Auflage des bereits erwähnten, außerordentlich wertvollen „Handbuches für Untersuchungsrichter, Polizeibeamte und Gendarmen" von Dr. Hans Groß verwiesen. Solange das siebente der obigen zehn Gebote nicht befolgt wird, kann dieses „standard work" sogar als ein nicht übles Surrogat desselben gelten, sofern es von allen studiert wird — und es bildet eine fesselnde Lektüre —, die mit Angeklagten oder Verdächtigen zu tun haben. Noch spannender liest sich und mindestens ebenso nützlich ist der jüngst erschienene erste Band des neuesten einschlägigen Buches: Die Verurteilung Unschuldiger. Von Justizrat Erich Sello (Berlin, Verlag R. v. Decker.)

Von diesem großangelegten Werk des berühmten Verteidigers liegt erst ein Band vor: „Justizirrtümer" — ein nach Ausdehnung und Inhalt monumentaler Band, der durch seine ebenso warmherzige wie vollständige Zusammenstellung und Besprechung aller „Fälle" der neueren Zeit eine praktische Materialiensammlung geschaffen hat, welche berufen ist, auf den Richterstand eine höchst abschreckende Wirkung zu üben und ihn ungemein vorsichtig zu machen. War mein Buch („Schuldlos verurteilt", Leipzig 1894) das erste ausschließlich diesem ernsten Problem gewidmete, so ist das seinige das zweite.

Wenn schon nicht aus Rücksicht auf die Interessen der Unschuldigen und die Gebote der Menschlichkeit, sollte der Staat doch wenigstens aus drei Erwägungen seines eigenen Interesses alle Hebel in Bewegung setzen, die Verurteilung bezw. Verhaftung Unschuldiger möglichst einzudämmen. Er sollte es tun, 1. um das viele Geld zu ersparen, das ihm deren Unterhalt bezw. Entschädigung kostet, 2. um das öffentliche Vertrauen in seine Rechtspflege — d. h. in eine seiner Hauptaufgaben — nicht unnötig zu erschüttern, 3. um sich nicht unnütz Feinde zu machen, denn der durch Untersuchungs- oder Strafhaft unschuldig Bestrafte bezw. Geschädigte kann begreiflicherweise leicht zu einem mehr oder minder erbitterten Gegner der bestehenden Gesellschaftsordnung werden.

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

VI.

Delphi, den 27. April 1912.

Unvergeßlich wird mir besonders der Sonntagmorgen bleiben, an dem wir unter Sotiriadis' Führung die Anlagen des alten Athen zu Füßen der Akropolis, besonders die viel berühmte und viel umstrittene Neunröhren-Leitung des Peisistratos, wie sie Dörpfeld wiedergefunden hatte, kennen lernten, — viel zu stark gefesselt, um des strömenden Regens zu achten. Und wenn wir bis dahin immer gesagt hatten: „Wir müssen überall hin, weil wir ja nie mehr herkommen", — so sehen wir es immer deutlicher: Wir müssen doch wiederkehren, und wir glauben an das glückliche Wort: „Geld findet sich".

Darum fühlten wir's, als wir am Sonntag abend zum Sonnenuntergang auf den Lykabettos gestiegen waren und die ganze unbeschreibliche Pracht des „veilchenumgürteten Athens" mit den dämmernden Bergen und dem unendlichen Meer vor uns ausgebreitet lag, nicht als einen Abschied fürs Leben —, und all den liebgewordenen Stätten, der Akropolis, dem Dionysostheater, dem Museum, allem, allem riefen wir im Herzen ein „Auf Wiedersehen" zu: „O Violenbekränzte, Du Glänzende, Neidwürdigste, unser Athen Du!"

Und nun zu unserer jetzigen Exkursion: Nauplia, Tiryns, Mykene, Argos, Korinth, Delphi, Olympia — mit Patras endigend, wo später die Einschiffung über Korfu und Brindisi nach Triest stattfinden soll. Wir hatten unter all den Bekannten und Freunden ernste Umschau nach zwei passenden Reisegefährten gehalten, da wir zu vielen der Fahrten einen viersitzigen bequemen Wagen nehmen mußten, auch war mir für meinen Mann ein verständnisvoller männlicher Gesinnungsgenosse und für mich ein liebes weibliches Wesen sehr erwünscht — sie durften aber weder Kinder noch Dienerschaft mit sich haben, denn den Kutscherbock brauchten wir fürs Gepäck. Und wir hatten wirklich das Glück in zwei Inselgenossen, Herrn Prof. B . . . . und Frau W., die denkbar angenehmsten Gefährten zu finden. Die äußeren Reisesorgen wurden mir anvertraut, und mein Mann lebte denn auch so gänzlich in höheren Regionen, daß wir ihn immer nur knapp zur Abfahrt in die betreffenden Vehikel hineinbekamen.

Am ersten Abend kamen wir nach Nauplia: die freundliche, saubere, kleine Handelsstadt ist am offenen Meer gelegen. Wir wollten am andern Morgen früh auf den prächtigen Festungsberg Palamidhi gehen, aber Nauplia hat die schweren Gefängnisse für ganz Griechenland, und gerade an dem Morgen 6 Uhr sollte ein fünffacher Mörder hingerichtet werden. Unser Wirt empfahl uns zwar mit orientalischer Beredsamkeit, uns dies erhabene Schauspiel anzusehen. Aber

wir warfen energisch den Kopf zurück — die alte, in Italien und Griechenland noch lebendige Geste der Verneinung. Doch sahen wir noch den Henker nach der Hinrichtung unter militärischer Bedeckung zurückkehren und in einem leichten Kahn in seine Wohnung, die in einem alten, mitten im Meer gelegenen Kastell liegt, fahren, denn er ist so verhaßt, daß er sich nur dort, auf der Insel Burtsch, halten kann. Das Henkersamt muß immer ein zum Tode verurteilter Verbrecher übernehmen, der dazu begnadigt wird. Nach zehnjähriger Amtsführung wird er dann freigegeben und auf Staatskosten ins Ausland „verfrachtet". Nach ihm sahen wir auch den Priester, von einem Soldaten geleitet, gebeugten Hauptes in schweren Gedanken heimgehen — aber dann tat der wundervolle Morgen, der über den Bergen und der See lag, das seine, um uns diese schneidende Dissonanz vergessen zu lassen. Wir fuhren im bequemen Wagen, hatten weite, herrliche Aussicht, und noch lange sahen wir die Mauern der beiden Festungen Palamidhi und Itsch-Kalah starren. Durch wundervolle Gärten mit Orangen und über die Mauern wuchernden Rosen fahrend, hielt plötzlich unser Wagen, und wir waren in Tiryns.

Über einem Tabaksfeld sahen wir riesige zyklopische Mauern ragen — durch ein enormes Burgtor, dessen steinerne Pfosten mit den Riegellöchern noch erhalten sind, traten wir ein, und mein Mann wurde uns zum Führer durch die in ihren Grundzügen so übersichtliche typische Burg eines homerischen Herrschers. Der weite Männersaal konnte uns einen Begriff von dem Raum geben, in welchem auf Ithaka die Freier der Penelope ihr Hab und Gut verpraßten und der schiffbrüchige Heimgekehrte, Odysseus, empfangen wurde. Besonders interessant waren die aus gewaltigen Steinblöcken erbauten und in Spitzgiebelform überdachten Galerien, dereinst von Zyklopen ohne jedes Bindemittel aufgeschichtet, die uns mit ihren angebauten Vorratskammern an Knossos und in ihrer Bauart an das vorgriechische Heiligtum auf Delos erinnerten. Wir waren wohl zu gründlich mit unseren Besichtigungen, denn Niko, unser bildhübscher Kutscher, knallte schon ungeduldig mit der Peitsche. So ging's endlich durch blühende Felder — immer wieder und wieder mit Blicken auf das Meer und die bergigen Ufer nach dem rossenährenden Argos.

Dort ist das Merkwürdigste das ganz aus dem Felsen gehauene Theater, vor dem eine wundervoll malerische römische Ruine steht, aber mein Mann entdeckte dicht daneben ein seiner Ansicht nach uraltes, aus dem Felsen gehauenes Heiligtum mit großer Felswasserleitung — die ihn am meisten fesselte. Die eine Wand war von großen dunkelvioletten Blüten wie von einem dunklen Sammetteppich buchstäblich überzogen. Nun hieß es, sich für das Größte des Tages vorbereiten: für Mykene. Darum aßen wir anspruchslos unser mitgenommenes Mahl — sie geben einem das schon immer fertig eingepackt im Hotel mit — im Wagen, kauften uns in einem am Wege liegenden Xenodochion (Wirtshaus) „Zur schönen Helena" eine Flasche Rezinato und stiegen gestärkt hinan zum nächsten und

größten Kuppelgrab, das Schliemann einst irrtümlich als Schatzhaus des Atreus bezeichnet hatte. Die Anlage ist ja bekannt genug, aber der Eindruck in Wirklichkeit verblüffend. Ich begreife nur nicht, mit welchen Kräften sie diese mehrere Meter langen und dicken Steinkolosse, die das Gewölbe über der Tür tragen, hinaufgewunden haben.

(Im Zuge zwischen Korinth und Olympia.) Sonntag.

Ist das eine lustige Fahrt! Es ist 7 Uhr früh, und auf jeder der kleinen Stationen kommt ein Hochzeitszug: voran Musiker, wilde braune Kerle mit Flöten und Trommeln, dann die Braut oder der Bräutigam, gefolgt von Verwandten und geleitet von allen Dorfbewohnern. Kinder tragen großmächtige, künstlich gewickelte Blumensträuße. Zu beiden Seiten Korinthenfelder — blühende Obstbäume — und Rosen, Rosen überall. Eben eine Station: alle Bäume bis hoch hinauf berankt mit üppig blühendem Caprifolium oder Rosen, Glycinien und fremden Schlingpflanzen.

Aber Mykene: Durch das trotz aller Wuchtigkeit fast zierlich wirkende Löwentor gelangten wir in das Gräberrund, die Stätte von Schliemanns ertragreichsten Ausgrabungen. Hier, wie überall in Mykene, war mein Mann gänzlich zu Hause, und selbst auf mich war ein schwacher Abglanz davon übergegangen, hatte ich doch zu oft seinen Vorträgen über die Goldfunde gelauscht und früher die Nachbildungen — jetzt aber in Athen die Originale — bewundert. Und wir kletterten von den jetzt leer starrenden Gräbern der Atriden hinauf zu den Resten des Palastes, der Stätte von Klytämnestras Untat und der Rache des Orest. Von der höchsten Stelle des Burgberges hatten wir herrliche Fernsicht, dann ging's hinab durch den Felsentunnel zum lebendig fließenden Wasser der Quelle Perseia. Nun weiter mit Niko, an einem „Kammergrabe" vorbei, zur Station — und da war es erst 3 Uhr.

Was hatte der Tag schon gebracht und wieviel sollte noch Korinth bringen. In Mykene stiegen wir in ein glückliches Kupee. Eine junge Griechenfrau mit mattfarbigem Gemmenprofil reiste mit einem großen Korb voll frischgeschnittener Rosen und begann sofort herrliche Sträuße zu winden, die sie uns vieren der Reihe nach schenkte. Ein sehr lustiger junger Grieche reiste mit einer enormen Korbflasche voll Rezinatowein, groß wie eine Vierteltonne, aus der er uns sofort aufs eifrigste bewirtete. Ein anderer gab uns gezuckerte Kringel, an denen man sich fast die Zähne ausbiß. Aber man mußte nach der Landessitte alles nehmen. In Korinth war große Abschiedstrauer — man schließt hier sehr schnell Freundschaft. Dort erwartete uns schon ein guter Wagen und fuhr uns und unser Gepäck ins Hotel, wo dieses höchst international gezählt wurde: eins, due, three, quatre. Dann weiter auf schönen Wegen: der korinthische Golf — also das ionische Meer, zu unserer Rechten, nach Alt-Korinth. Von all den Trümmern — den Tempeln, Markthallen mit lauter kleinen Abteilungen für die

einzelnen Verkäufer, drei Jahrtausend alten Zisternen, in denen noch das Wasser steht und oft noch gebraucht wird — imponierte mir am meisten eine, sechs Bauperioden aufweisende Quellenanlage, namens Peirene, mit Säulenreihen und unterirdisch plätscherndem Wasser. Ein anderer heiliger Quell in der Tiefe, zu dem man eine Felsentreppe hinabsteigen muß, und dessen Wasserstrahlen aus jetzt noch ganz erhaltenen bronzenen Löwenköpfen sprudeln, bildete früher ein von Priestern behütetes Asylon.

Im Hotel in Korinth kauften wir für mich ein weißleinenes Griechenkostüm mit unwaschbarer bunter Wollstickerei: unpraktisch, aber sehr hübsch.

Am nächsten Morgen ging's im Wagen nach dem kleinen Hafen von Isthmia, wo die ganzen Abhänge mit großen wildblühenden Kakteen bedeckt waren. Mitgebrachtes Lunch im Stationsgebäude, wo die höflichen Griechen uns Stühle etc. besorgten.

Mein Mann und Prof. B . . . . gingen auf Entdeckungsreisen aus — nach dem heiligen Bezirk für die Isthmischen Spiele, nach der Isthmos-Mauer und den Resten der Schleifbahn, auf der im Altertum die Schiffe von Meer zu Meer über die Landenge gezogen wurden; unser Boot wurde sichtbar, legte an, und unsere Herren waren nicht da. Man bedeutete uns, wir müßten uns ohne sie einbooten, ich weigerte mich, da ich die Billets, jedes immer auf vier Personen lautend, bewahrte — die Not stieg, endlich langten beide wolkenlos heiter und höchst befriedigt an.

Eine etwas bewegte, aber köstliche Fahrt folgte. Wir trafen unsere „Ismene", auf der mehrere Bekannte waren, aber auch die Schiffsleute und der Kapitän erkannten uns, und es gab ein frohes Grüßen. Unser Boot, ein Zollboot, erhob auch von ihr den Tribut.

Und dann nahm uns der „Ares" auf, und wir fuhren durch den berühmten Kanal von Korinth, der den saronischen mit dem korinthischen Golf verbindet. Noch lange winkte Akrokorinth, das wir diesmal leider aus Zeitmangel hatten meiden müssen. Die See war leicht bewegt, wir saßen auf bequemen Stühlen und „genossen intensiv". Plötzlich sah ich aus dem tiefblauen Wasser kleine schwarze Hügel aufsteigen — immer mehr, und erkannte eine ganze Schar Delphine. Ich jauchzte natürlich meine Entdeckung heraus, und da gab's sogleich einen großen Tumult, und noch lange sahen wir die fetten Flossen und Leiber auftauchen und verschwinden in fröhlichem Spiel.

Vor Itea tauchten immer mehr Gebirge auf: mit Schnee auf dem Haupt der Helikon — und köstlich grün und fruchtbar war die Landschaft. In Itea überließen wir die wartenden Maultiere jüngeren Rücken und stiegen lieber zu Viert in einen Wagen. Unvergeßlich wird mir die Fahrt nach Delphi hinauf sein. Reiche Olivenhaine, Wiesen so voller Blumen, daß sie wie Gärten schienen: große rote Anemonen, tiefdunkler Mohn, Staticae mit den blauen Glocken etc. Zu Füßen immer das Meer, über und vor uns Phädrion, rechts der Helikon, und

dann immer höher hinauffahrend, gewahrten wir das Schneehaupt des Parnaß! Aus all den ärmlichen, höchst malerischen Steinhütten, an die sich Wein- und Feigenstöcke schmiegten, von deren Erkern leuchtende Blumen niederhingen, guckten unzählige Kinder, die alle jauchzend winkten und Blüten warfen. Ein schönes gesittetes Mädchen kam vom Felde: sie hatte — wie die Frauen meist — eine Spindel mit weißer Wolle im Arm und spann im Gehen. Daneben trug sie einen Strauß voller reifer langhaariger Weizenähren, und als wir langsam an ihr vorbei bergan fuhren, reichte sie mir mit schönem Lächeln drei Ähren. Einem halbnackten Jungen mit unglaublich verschmitztem Schelmengesicht warf ich Münzen zu — dafür legte er mir einen ganzen Strauß Orangenblüten in den Schoß. Eine so fröhliche, glückliche Bevölkerung und solchen Kinderreichtum habe ich noch nirgend gesehen.

Endlich Delphi: Es war abends 7 Uhr — die Sonne ging eben unter, und wundersame Bilder rollten sich vor unseren Augen auf. Wie bezaubert sehen wir vor uns in der Tiefe, über die Ölwaldungen hinweg, die blau und grünlich schillernde Meeresbucht herüberschimmern — ganz unvergleichlich schien uns diese Lage auf hohem Bergeshange mit dem Blick aufs Meer; und dann die Bewohner des Dorfes, die bis vor kurzem über den Trümmern des heiligen Bezirks gewohnt hatten, bis die französische Regierung die Ausgrabung beschloß und die Bewohner des heutigen Delphi an der Straße abseits und unterhalb des heiligen Bezirks neu ansiedelte.

Die Leute kamen vom Felde, auf Mauleseln reitend — die Männer mit langen Stecken würdevoll schreitend, dazwischen Ziegen und Schafe, alle mit ihren Jungen — und süße, schmutzige, zerlumpte Kinder —, alles mit orientalischer Ruhe. Die Maulesel, oft ihre Füllen neben sich, mit Riesenbündeln von Olivenzweigen beladen, oder mit großen hohen Körben voll bunten Unkrauts als Viehfutter. Ein Bild: Ein Tierchen — ein braungrauer Maulesel, beladen mit zusammengerafftem, blühendem Unkraut, das ihm in mächtigen Büscheln zu beiden Seiten herabhing: brennender Mohn, goldleuchtende, große, gelbe, mir fremde Blumen — und dazwischen, müde in diesen Blumensattel geschmiegt, eine junge Frau von rührender Schönheit: blasses schmales Gesicht mit großen dunklen Augen; das schwarze Haar, das die hohe Stirn und die Wangen in glatten Strähnen einrahmte, war von einem roten Tuch zurückgenommen. In den mageren braunen Armen ein süßes, dickes, urgesundes Baby. Daneben der Vater schreitend, mit hohem Hirtenstabe, in weißem griechischem Mantel — dazu zwei Ziegen und ein Mutterschaf mit zwei Lämmern, eins schwarz und eins weiß. „Die heilige Familie", wie man sie sich ursprünglich schöner und ergreifender nicht denken konnte. Dann, vergnüglich auf seinem Esel reitend, mit den Beinen schlenkernd, der köstlichste Typ eines alten Mannes: verwittertes Gesicht, schlohweiß Bart und Haar, seine Pfeife rauchend. Spinnende Frauen auf Holzsätteln — ein Maultier, gleich mit drei dreckigen, aber entzückenden Kindern beladen —

so Bild auf Bild. Ich hatte den Apparat bei mir, und sowie sie merkten, daß ich sie ansah, machten sie bittende Gebärden und hielten augenblicklich still: sie wollten gern photographiert werden — und ich tat's, obgleich es schon zu dunkel war. Eine brachte nachher ihre Adresse, damit wir ihr das Bild schicken möchten.

Nach dem Essen zog's uns noch hinaus: Wir gingen die Straße zum Heiligtum hinauf — die wunderbarste Gebirgslandschaft mit dem Parnaß darüber tat sich vor uns auf. Der Himmel mit Sternen besät und der zunehmende Mond leuchtete hell. Plötzlich hörten wir leise, fröhliche Flötenklänge, und um die Ecke biegend, gewahrten wir drei Griechenknaben, die dort — ganz für sich und nur aus Freude daran — tanzten. Die drei, sich an den Händen haltend, in anmutigsten Windungen, Armbewegungen und Verschlingungen. Alle drei trugen die Fustanella. Sie ließen sich durch uns nicht stören, und es war ein echter griechischer Sommernachtstraum.

Am nächsten Morgen stand mein Mann schon früh um 5 Uhr auf — er hatte seine Weihestunde an der Heiligen Stätte vor dem Besucherschwarm. Um 8 Uhr kam der Kustos des Museums. Wir schritten — ein kleiner ausgewählter Kreis — am heiligen Bezirk vorbei zur Heiligen Quelle Kastalia, tranken ihr Wasser zum ersten und später noch zum zweiten und dritten Male, drangen in den Felsenschlund, in dem der Drache Python gehaust hat und den Apollon erschlug, bis zu der, nach Vermutungen meines Mannes, früher schon für ihn aufgespürten Felsentreppe vor, über die er in der Berliner Archäologischen Gesellschaft vor einigen Jahren die erste Mitteilung gemacht hatte.

Die ganze Anlage der Kastalia mit den Felsentreppen, die in das Bassin führen, den riesigen Glättungen der Felswand, dem verborgenen Felskanal, durch den das Wasser geleitet wird, und den sieben, einst mit Löwenköpfen verzierten Ausflüssen, ist äußerst eindrucksvoll. Besonders fesselte uns der heimliche Einschnitt in den Felsen, in dem verborgen ein Mann stehen kann, der früher die Gebete der Gläubigen anhörte und ihnen dann etwas vororakeln konnte — denn dies ist zwar nicht die eigentliche, aber wohl die älteste Orakelstätte. Dann die Straße abwärts zur Marmaria mit dem Gymnasium und dem in seinen Ruinen unvergleichlich schönen Rundbau aus dem vierten Jahrhundert vor Christi, der, wie Professor Pomtow gerade jetzt gezeigt hatte, das Herdfeuer der Stadtgemeinde Delphi hütete, und dann wieder über die Quelle zurück zum Heiligen Bezirk, der sich unbeschreiblich kühn und großartig hoch hinauf am Berghange aufbaut, so daß die von herrlichen Bauten umsäumte Heilige Straße in mehrfachen Windungen steil hinaufführt — die uralten Fliesen z. T. so glatt, daß namentlich der Abstieg beschwerlich und gefährlich ist. Pausanias' Schilderung gibt die Möglichkeit, in den Ruinen und Grundrissen all die zahllosen Gebäude und Weihgeschenke wiederzuerkennen. Aber vieles ist noch umstritten und unsicher. Tags zuvor hatte mein Mann in Korinth Pomtows soeben erschienene neue Schrift von diesem erhalten, die ziemlich alles bisher Festgestellte über den

Haufen wirft, und an deren Hand er sich über den neuesten Stand der Forschungen an Ort und Stelle orientiert hatte.

Der arme Kustos, ein früherer Phylar, der sich heraufgearbeitet hat, saß nun ganz begossen mit seinen Kenntnissen da und erwartete andern Tags den französischen Professor Homolle, der die französischen Ausgrabungen gemacht hat und nun Pomtows Behauptungen nachprüfen will. Er war bis vor kurzem Direktor des Louvre-Museums, hat nun aber wieder die Leitung der Ecole Française in Athen übernommen.

Wir haben gesehen, wo der Dreifuß der Pythia gestanden hat, wo die heißen geheimnisvollen Dämpfe aus der Erde gekommen sind, und sahen auf den Herd des Wunders, nämlich die zum Sitz der Pythia führende unterirdische Wasserleitung. Wir krochen bis tief hinunter in die geheimnisvolle Stätte, und im alten Theater, vor den sich hoch hinaufbauenden Steinfelsen-Bänken: hinter sich die wunderbarste Naturdekoration der Berge in köstlichem Grün und warmem Rot —, weit hinten ein leuchtender Streifen des Meeres, so sprach mein Mann die griechischen Schlußverse der Antigone. — Dann sahen wir das aus den Trümmern wieder errichtete Schatzhaus der Athener, gemäß seiner Inschrift, nach der Schlacht von Marathon aus dem zehnten Teil des Gewinnes gebaut; aber jetzt wollen die Archäologen herausgefunden haben, daß die Inschrift mit dem Vorbau, an dem sie sich befindet, nur nachträglich angebracht ist, so daß der Bau selbst aus älterer Zeit stammt; und weiter die große Halle, die die Athener nach der Schlacht von Salamis errichteten, und die Basis des Weihgeschenkes von Plataä, der Schlangensäule, die heute in Konstantinopel steht. Wie ergreifend und unmittelbar gegenwärtig empfindet man hier die Bedeutung der Perserkriege!

Dann hoch oben das mächtige Stadion — und ich konnte mich bei all den antiken Trümmereindrücken dem Zauber der üppigen Vegetation nicht verschließen. Eine — wie ein Kinderarm große — Eidechse, wundervoll blaugrün schillernd, entdeckte ich im Gras am Wege. Trotz unserer leisen Brührung regte sie sich nicht: wir glaubten, sie stelle sich tot, aber sie war es. Da konnte ich Menschen kennen lernen: eine Dame sagte leise zu mir: „Legen wir sie recht mitten auf den Weg, damit sich noch mehr Menschen erschrecken". Eine andere raffte Blumen und Grünes zusammen, warf's über sie und meinte: „Sie soll ihre Ruhe bekommen". Ist das nicht ein fast fertiges Märchen?

Bei den Mahlzeiten waren wir immer in heiterem Kreise. An der Quelle Kastalia, am Fuß des Parnasses pflückte ich Ölzweige und schickte sie heim. Mein Mann schwelgte bis zum letzten Moment: Wir hatten alles geordnet, das Gepäck war im Wagen, aber unsere Mäntel, die ein Hausknecht hielt, wanderten, sobald der eine Trinkgeld bekommen hatte, an einen anderen — immer weiter — bis etwa zwölf Leute am Wagen standen. Wir drei Reisegefährten wären lebensgern eingestiegen und dieser immer anwachsenden Lawine entflohen. Aber unser

Haupt war immer noch nicht da, und ich mußte erst losgehen, ihn zu suchen. Da kam er endlich, ganz wolkenlos, umgeben von den mitbegeisterten Museumsleuten und sagte: „So muß es sein, ich komme ja gerade richtig."

Nun fuhren wir von Itea nach Patras — eine wunderbar ruhige, herrliche Fahrt mit allerliebstem Mahl an Bord, nach welchem wir dann oben an Deck saßen. Viel zu früh endigte sie: Vor uns in einem hellen Lichtermeer, das sich ganz entlang dem Ufer zog — lag Patras. Unzählige Boote näherten sich in der stern- und mondklaren Nacht. Wieder heißes Ringen um Gepäck und Passagiere — die schlanken braunen Kerle führten die waghalsigsten Klettereien auf, um aufs Schiff zu kommen, dann im buntbehängten Boot durch die klare Nacht gerudert, und so landeten wir in Patras. —

(Im Zuge auf der Rückfahrt von Olympia nach Patras.)

Nach kurzer guter Nacht in Patras sechsstündige Eisenbahnfahrt nach Olympia. Merkwürdig deutsch, fast wie ein Stück Thüringen, mutet diese Stätte deutscher Ausgrabungen an. Leider stand uns nur der Nachmittag und der folgende Morgen zur Verfügung, daher nach kurzer Rast ins Museum.

Ich hielt mich nicht lange mit den andern Sachen auf, schlich mich schnell hin und fand ihn gleich und stand dann trotzdem erschreckt — denn von soviel Schönheit hatte ich mir doch keinen Begriff gemacht. Schaper hat die Einsätze zwischen Knie und Füße gemacht — die stören —, aber man vergißt es, wir saßen alle ganz, ganz schweigsam, lange, lange Zeit — aber nennen muß ich ihn doch, trotzdem natürlich jeder weiß, daß ich den Hermes des Praxiteles meine.

Auch die Nike, die Siegesgöttin, ist wundervoll in ihrer Bewegung. Dann die Metopen, nur zum Teil erhalten, die die 12 Arbeiten des Herkules zeigen; besonders die Darstellung, wie eine der Töchter des Atlas dem Herakles den Himmel für ihren Vater tragen hilft, ist von entzückender Naivität.

Endlich gingen wir in den heiligen Bezirk: Im großartigen, von den Trommeln der gestürzten Riesensäulen umgebenen Zeustempel, ein Trümmerhaufen schwarzen Gesteins — die Basis der goldelfenbeinernen Zeusstatue des Phidias, seines im Altertum zu den sieben Weltwundern gerechneten Meisterwerkes; im uralten Heräon, dessen unregelmäßige Säulen erkennen lassen, wie allmählich an Stelle der Holzpfeiler die Steinsäule getreten war, die Basis des Hermes. Dann die Echohalle, das Postament der Nike, auf der sich eine der riesigen blaugrünen Eidechsen sonnte. Ein ganzer Wald von Statuen muß da gestanden haben. Und dann vorbei an den 12 Schatzhäusern zum Stadion, wo die ersten berühmtesten Wettspiele — an denen sich nur Griechen beteiligen durften — stattfanden, und wo die Einigkeit der viel zersplitterten Stämme Griechenlands immer wieder befestigt wurde, während von Delphi, vom Dreifuß der Pythia aus, die Welt regiert wurde. Wir suchten und fanden in dem hohen, von Orchideen und anderen Blumen durchwachsenen Gras, nur noch an einem Marmorstein kenntlich, die Stelle, von wo die Wettläufe ausgingen, und dann,

mit großer Mühe, tief in einem Graben, die entsprechend bezeichnete Stelle, wo der Sieger ankam. Das Terrain hat sich natürlich in den Jahrtausenden gänzlich verändert. Während die anderen noch das Heräon genauer besichtigten, lief ich schnell zurück, um von dem Olivenbaum, der ganz in der Nähe steht — in einem Gerstenfeld —, da, wo früher der Kampf um die heißbegehrteste und höchstbewertete Siegespalme, einen Kranz aus Olivenzweigen, tobte, mir auch einen Bruch zu pflücken. Auch von einem wilden Myrtenstrauche pflückte ich Zweige und bewahrte sie.

Dann schnell zum Zuge: es ist sehr heiß, wir sind sehr durstig und kaufen auf jeder Station von den unvergleichlichen Orangen. Einen ganzen Korb voll bringe ich mit. Ich muß sie immer ansehen: meine Kinder sollen sie essen . . . .

Jetzt ein wundervoller Eichenhain. Dort, uns gegenüber, jenseits des Golfes, sehen wir die Berge liegen, an deren Fuße Messolunghi liegt, wo Lord Byron als Kämpfer für Griechenlands Freiheit fiel. Am Wege Eukalyptosbäume und Mispeln, reich mit den erfrischenden Früchten beladen. In einer Stunde sind wir in Patras, wo wir uns hoffentlich heute abend noch auf der Leopolis nach Triest einschiffen. „Hoffentlich" — nämlich, wenn die Türken das Schiff durchlassen. Wir sind sehr gespannt . . . .

Fr. Merkel:
Der Schädel Schillers.

Schillers Tod fiel in eine schlimme Zeit, die Heere des korsischen Eroberers überschwemmten Europa und kurz nachher wurde die Schlacht bei Jena geschlagen. Das sachsen-weimarische Land war der Schauplatz unaufhörlicher Truppendurchmärsche, es wurde ausgesogen, seine Bewohner lebten in steter Bedrängnis. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß man wenig an die Verstorbenen dachte, die Lebenden hatten genug mit sich selbst zu tun. Berücksichtigt man dies, dann muß man es — zwar nicht verzeihlich — aber doch begreiflich finden, daß die Grabstätte Schillers keine Pflege fand, daß sie der Aufsicht eines Totengräbers anheimgegeben war, und daß dieser, natürlich ganz verständnislose Arbeiter neben andern Särgen auch den zerfallenen Sarg mit den Gebeinen des Dichters auf die Seite räumte, um in dem Grabgewölbe Platz für neue Beisetzungen zu schaffen. Als dann wieder ruhige Zeiten eintraten, war über der jüngsten Vergangenheit, welche so vieles zerstört und so vieles auch wieder neu aufgebaut hatte, das hinter ihr Liegende halb vergessen und auch den irdischen Resten Schillers wandte sich

die Aufmerksamkeit nicht wieder zu. Erst durch die Auflassung des Jakobs-kirchhofes wurde der energische und pietätvolle Bürgermeister von Weimar, C. L. Schwabe, im Jahre 1826 veranlaßt, nach Schillers Gebeinen zu suchen, um sie in eine des großen Dichters würdige Ruhestätte überzuführen. Er fand trostlose Zustände vor und es war unmöglich, in dem ungeordneten Wust, welchen das Grabgewölbe barg, festzustellen, welche Reste, besonders welcher Schädel dem Dichter angehörte. Aus einer Anzahl von solchen, welche er in seine Wohnung hatte verbringen lassen, wählte er den aus, der ihm nach Größe und Beschaffenheit der Gesuchte zu sein schien, und legte ihn in der großherzoglichen Bibliothek nieder. Für einen vollständigen Laien war dies ein überaus kühnes Beginnen. Er suchte sich daher dadurch zu sichern, daß er die Ärzte, Leibarzt Dr. Huschke, Obermedizinalrat Dr. v. Froriep und Leibarzt Dr. Schwabe, seinen Bruder, veranlaßte, den Schädel zu untersuchen. Sie erklärten, daß der Schädel zur Totenmaske gehöre, also in der Tat der Schillersche sei. Goethe, welcher den Schädel ebenfalls betrachtet hatte, ließ nun im Grabgewölbe durch den Jenaischen Prosektor Schröter die zugehörigen Skelettknochen aufsuchen und legte sie in einem Sarg nieder, welcher in der Bibliothek aufgestellt wurde, während man den Schädel in dem Fußgestell der Danneckerschen Schillerbüste einschloß. In der Folge wurde dann alles, auch der Schädel, auf den Befehl des Großherzogs in einem neuen dauerhaften Sarkophag in die Großherzogliche Fürstengruft verbracht, wo derselbe heute noch steht. Vorher war von dem Schädel noch ein Gipsabguß genommen worden, von welchem ebenfalls noch mehrere Exemplare vorhanden sind. Die von Schwabe außer dem vermeintlichen Schillerschädel gehobenen Knochen sollten in einer Ecke des Friedhofes verscharrt worden sein.

Soweit ganz in Kürze das Tatsächliche.

Lange Jahre hatte man nun das befriedigende Gefühl, daß die Reste unseres großen Dichters im allerletzten Augenblick gerettet und in würdiger Weise bestattet waren. Da wurde im Jahre 1883 durch das Buch von Welcker*) der Glaube an die Echtheit der Gebeine in der Fürstengruft auf das stärkste erschüttert. Dieser Gelehrte war seinerzeit die erste Autorität in Untersuchungen, wie es die vorliegende ist. Er wies nach, daß sich die Männer von 1826 geirrt hatten. Die Methoden der kraniologischen Untersuchung hatten sich, in erster Linie durch Welckers eigenes Verdienst in der verflossenen Zeit erheblich verbessert und es war besonders die Methode der geometrischen Zeichnung hinzugekommen, welche die Resultate der Messung mit Bandmaß und Zirkel in sehr exakter Weise ergänzt. Auch die Photographie lieferte wertvolle Vergleichsobjekte. Er kam zu dem traurigen Resultat, daß der Schädel der Fürstengruft einer genauen Untersuchung

*) Hermann Welcker. Schillers Schädel und Totenmaske. Nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants. Braunschweig, Vieweg 1883.

nicht standhält; derselbe ist für die Maske im ganzen zu groß, er zeigt auch in den Umrissen Unstimmigkeiten mit derselben. Welcker bemühte sich auf das eifrigste und ehrlichste, Schädel und Maske miteinander zusammenzubringen, aber ohne Erfolg, so daß er zu den Schlußworten kommt: „Ich gestehe, daß ich gegenüber den zahlreichen, zusammenstimmenden Zeichen, welche die vorstehende Untersuchung ergeben hat, keine Möglichkeit sehe, die Annahme von der Echtheit des „Schillerschädels" aufrecht zu erhalten." Kein Sachverständiger, welcher die Welckerschen Ausführungen gelesen hat, zweifelt seitdem daran, daß der in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzte Schädel nicht der unseres großen Dichters ist. So sehr es nun jedem Verehrer Goethes widerstreben wird, zu denken, daß seine schönen und tief empfundenen Terzinen bei der Betrachtung von Schillers Schädel an eine „falsche Adresse" gerichtet waren, wie sich Herr Dr. Traumann*) ausdrückt, so bleibt doch nichts anderes übrig, als einen solchen Irrtum zuzugestehen. Goethe und seine Berater hatten eben nicht die Möglichkeit, eine einwandfreie Untersuchung anzustellen, wie sie die Wissenschaft jetzt nach den Fortschritten eines Jahrhunderts verlangt. Ich kann übrigens nicht finden, daß die falsche Adresse die Verse Goethes irgendwie herabsetzt, sie behalten ihren hohen poetischen Wert nach wie vor, ist es doch schon recht oft vorgekommen, daß große und schöne, auch nutzbringende Gedanken auf falschen Prämissen aufgebaut waren.

Der Stand der Frage ließ nun den Tübinger Professor A. v. Froriep nicht ruhen und der Wunsch, dem negativem Ergebnis Welckers ein positives an die Seite zu setzen, war ein lebhafter, was man versteht, da er ein geborener Weimaraner und Nachkomme des, bei der ersten Untersuchung des vermeintlichen Schillerschädels im Jahre 1826 beteiligten Obermedizinalrates gleichen Namens ist. Die Möglichkeit, daß das Grabgewölbe, in welchem Schiller im Jahre 1805 beigesetzt worden war, bei dem Neubau eines Säuglings- und Kinderheimes gänzlich vernichtet werden könnte, gab den Anstoß, in demselben Nachgrabungen vorzunehmen, ehe es zu spät war. Dem Gewölbe war ohnehin schon übel mitgespielt worden, der Oberbau war abgetragen, die Decke war eingeschlagen, es war mit Schutt aufgefüllt worden.

Im Laufe einer Woche konnte er den ganzen Inhalt heben und die beruhigende Überzeugung gewinnen, daß die von Schwabe exhumierten Schädel nicht in einer Ecke des Friedhofes eingescharrt worden, sondern nach der Untersuchung wieder in dem Gewölbe niedergelegt worden waren, so daß er sich sagen konnte, daß der echte Schädel noch unter den vorgefundenen Resten vorhanden sein mußte.

Man wird nun die Frage aufzuwerfen haben, ob Herr v. Froriep das Ver-

*) Frankfurter Zeitung Nr. 126 vom 7. Mai 1912.

trauen verdient, daß eine Untersuchung, wie die von ihm vorgenommene, auch sachlich einwandfrei durchgeführt werden konnte, denn seine Anhänglichkeit an die Vaterstadt reicht dazu natürlich nicht aus und die Resultate der ersten Exhumierung mußten zu größter Skepsis mahnen. Nun steht aber der Gelehrte in der ersten Reihe anatomischer Forscher, und seine umsichtigen und genauen Arbeiten haben von jeher bei den Fachgenossen rückhaltlose Anerkennung gefunden. Sie sind so sehr zu einem Gemeingut der Wissenschaft geworden, daß sie bereits zumeist in den klassischen Bestand der Lehrbücher aufgenommen worden sind. Überdies hat er sich gerade auf dem Gebiet kraniologischer Forschung mehrfach mit durchschlagendem Erfolg betätigt. In dem schön und vornehm ausgestatteten Werk, welches er über seine Untersuchung veröffentlichte*), zeugt gleich der Ausgrabungsbericht von der größten Umsicht und von der Anwendung der exakten naturwissenschaftlichen Methode und Beobachtung, welche seinen Ausführungen gegenüber das Gefühl der Sicherheit verleiht. Der Gelehrte konnte die Gebeine von 63 erwachsenen Personen nachweisen. Er sonderte diejenigen Schädel aus, welche nicht in Frage kommen konnten, nämlich die Schädel von weiblichen Personen, von Kindern, von älteren Männern, und behielt so aus der großen Zahl nur vier übrig, unter welchen sich der gesuchte befinden mußte. Einer von ihnen war so charakteristisch, daß er schon nach oberflächlicher Betrachtung vermuten durfte, in ihm den Schädel Schillers vor sich zu haben. Nachdem so festgestellt war, daß die begonnene Arbeit aller Voraussicht nach keine vergebliche sein würde, begann die eigentliche Untersuchung. Liest man Frorieps Bericht durch, dann muß man rückhaltlos bewundern, mit welcher Ruhe und Umsicht alle, auch die geringfügigsten Umstände geprüft wurden, wie er sich nicht verdrießen ließ, alle Spuren in den Akten, in gedruckten Schriften, in privaten Mitteilungen bis an das letzte Ende zu verfolgen, um die nötigen Unterlagen zu gewinnen. Er stellte fest, daß es sich neben den irdischen Resten Schillers nur um die Schädel von Moritz von Wedel, Johann Christian Carl Götze und Freiherr Karl von Thüna handeln konnte, zu welchen noch der in der Fürstengruft ruhende Schädel kommt. Es war ihm nicht genug, den gesuchten Schädel gefunden zu haben, er untersuchte auch die anderen genau und stellte mit völlig überzeugender Genauigkeit fest, welcher derselben jeder der genannten Personen zugehörte. Der in der Fürstengruft bestattete Schädel aber konnte nach dem guten Gipsabguß als der des Bürgermeisters Carl Christian August Paulssen nachgewiesen werden, was schon Welcker vermutet hatte.

Die erste und wichtigste Aufgabe bestand darin, den gefundenen Schädel mit den vorhandenen Totenmasken zu vergleichen, denn nur wenn sich beide

---

*) August v. Froriep, Der Schädel Friedrich von Schillers und des Dichters Begräbnisstätte. Leipzig, J. A. Barth 1913.

sicher vereinigen ließen, mußten die Zweifel verstummen. Da geschah das Unerwartete — der Schädel paßte zwar in seinen Umrissen vollkommen zur Weimarer Maske, war aber um etwa 5 Prozent zu klein. Bei der Überlegung des seltsamen Falles kam Froriep auf den Gedanken, daß vielleicht bei den Vervielfältigungen der Totenmaske in Ton ein aufquellendes Material benutzt sein könnte, um dadurch den Verlust der Tonnachbildungen, welchen sie beim Brennen erleiden mußten, auszugleichen.

Froriep, welchem die nötigen technischen Kenntnisse für eine solche Untersuchung fehlten, setzte sich mit dem Bildhauer und praktischen Keramiker Melchior von Hugo in Stuttgart in Verbindung, welcher feststellen konnte, daß die Maske von dem Tonmodell abgegossen worden war, welches von der ursprünglichen Form der Totenmaske genommen war. Dieses Tonmodell war dann durch Wasser zur Quellung gebracht worden, um außer dem Gipsabguß noch Tonabgüsse nehmen zu können. „Macht man über der auf diese Weise gequollenen und vergrößerten Tonreplik der Totenmaske eine zweite Gipsmatrize und formt daraus den zum Brennen bestimmten Tonausdruck, indem man einen nicht zu stark schwindenden Ton verwendet, so kann man eine Totenmaske in Terrakotta erzielen, die in den Ausmaßen mit der Originaltotenmaske übereinstimmt und alle Details genau wiedergibt.“

Dies aber war offenbar die Absicht des Abformers Klauer. Es ist also nicht die Weimarer Gipsmaske, sondern die im Marbacher Schillermuseum befindliche Terrakottamaske (sog. Schwabesche Maske) als die beste Replik der Originalform anzusehen, und mit dieser Maske stimmte der Schädel vollständig überein. Es ist fast unnötig, noch hinzuzufügen, daß Froriep noch besondere Versuche machte, um festzustellen, daß bei der Herstellung, wie es die vermutete ist, alles in der beschriebenen Weise vor sich geht, dies versteht sich bei einem Manne, der gewohnt ist, mit naturwissenschaftlichen Methoden zu arbeiten, von selbst.

Zu weiterer Sicherheit wurden dann auch die vorhandenen Büsten und Originalbilder des Dichters mit dem Schädel verglichen, wobei sich ergab, daß die Klauersche Porträtbüste augenscheinlich unter Zugrundelegung der Originaltotenmaske hergestellt ist und also in gewisser Weise als Ersatz für dieselbe anzusehen ist; daß auch die meisterhafte Danneckersche Büste die Gesichtszüge des Dichters, wie sie im Leben waren, erstaunlich getreu festgehalten hat. Bei ihr ist nur die Stirnpartie verbreitert und idealisiert. Die Vergleichung der Büsten erlaubte es auch, gewisse Verschiebungen der Weichteile, wie sie beim Nehmen der Gipsmaske durch den Druck des Formmaterials immer entstehen, zu berücksichtigen.

Die Beschreibung des Schädels von Schiller ist als eine kraniologische Untersuchung ersten Ranges zu bezeichnen, welche von feinster Beobachtung und von umfassender Berücksichtigung der einschlägigen Literatur Zeugnis gibt. Ich darf mir vielleicht darüber ein Urteil erlauben, da ich selbst mich mit ähnlichen

Studien, wie es die vorliegende ist, mehrfach beschäftigt habe. Aber nicht ich allein urteile so, sondern auch alle die vielen deutschen Anatomen, welchen Froriep den Schädel auf dem Anatomenkongreß in München 1912 zur Untersuchung vorgelegt hat. Die Versammlung schloß sich einstimmig seinem Urteil an, daß der vorgelegte Schädel samt Unterkiefer der Schädel Schillers ist*).

Ich will den Leserkreis dieser Zeitschrift mit den Einzelheiten verschonen, da sie nur für Sachverständige deshalb von Interesse sind, weil sie die erwähnte Genauigkeit der Untersuchung überaus klar erkennen lassen. Sie haben dem Verfasser sogar Gelegenheit geboten, allgemein interessante Beobachtungen zu machen, welche das Buch zu einem anatomischen Quellenwerk gestalten. Es sei nur erwähnt, daß der Schädel eine mittlere Größe zeigt, ziemlich dickwandig ist und ein ausgezeichnetes Gebiß besitzt, an welchem im Leben nur ein Backzahn fehlte, welcher dem Dichter nach Aussage seines Dieners ausgezogen worden war.

Der Verfasser hat auch nicht versäumt, den Rauminhalt des Schädels zu messen, sowie das Gehirngewicht zu bestimmen, was nach den neueren Methoden, zu deren Ausarbeitung Froriep selbst wichtige Beiträge geliefert hat, ohne Schwierigkeiten möglich ist. Es ergab sich für die Kapazität ein Mittelwert von 1410 Kubikzentimeter, aus welchem sich ein Hirngewicht von nicht ganz 1300 Gramm berechnen läßt. Das mittlere Gehirngewicht europäischer Männer beträgt aber mindestens 1360 Gramm, so daß also dasjenige Schillers unter diesem Mittel steht. Es ist dies ein neuer Beweis dafür, daß Gehirngewicht und Intelligenz keineswegs parallel gehen müssen, wie es die landläufige Ansicht des Publikums ist. Wird ja doch gar vielfach aus dem geringeren mittleren Gewicht des weiblichen Gehirns auf dessen Inferiorität geschlossen. Nichts ist fehlerhafter, als eine solche Annahme, gegen welche ich seit langen Jahren in meinen Vorlesungen Stellung nehme. In der Tat ist auch eine ganze Anzahl von Gehirnen geistig sehr hochstehender Personen bekannt, welche unter dem Mittelmaß standen, ich nenne nur den bekannten französischen Staatsmann Gambetta, dessen Gehirn nur 1120 Gramm wog, ein Gewicht, welches M. Duval, dem es zu gering erschien, auf 1294 Gramm rektifiziert hat. Es handelt sich vielmehr um die Art der Verbindungen der einzelnen Gehirngebiete miteinander, welche den Assoziationen dienen, und um die Ausbildung derjenigen Rindenbezirke, in welchen die höheren geistigen Funktionen lokalisiert sind. Die wichtigsten Assoziationszentren sind im Stirnhirn und im Scheitelhirn zu suchen. Von ihnen war bei Schiller das erstere besonders stark ausgebildet, während das letztere weniger hervortrat. Froriep kommt an der Hand der Untersuchungen des Leipziger

*) Jüngst trat Neuhauß mit der Frage hervor, ob der von Froriep beschriebene Schädel nicht vielleicht der des verwachsenen Fräuleins von Göchhausen sei, welche im September 1807, 55 Jahre alt, verstarb!.

Psychiaters Flechsig zum Schluß: „durch die geringe Entwickelung des Scheitellappens ist ein Mangel in den Organen objektiver Beobachtung angedeutet, für schöpferische Kombinationsgabe dagegen bietet das umfangreich entwickelte Stirnhirn eine breitere Unterlage dar," eine Feststellung, welche mit dem überlieferten Bild von Schillers Geistesleben nicht unvereinbar sein dürfte.

Den Schluß des Buches bildet der Bericht über die Aufsuchung und Zusammenstellung der übrigen Skelettknochen Schillers, von welchen ich aber schweige, da die Art und Weise, wie der Gelehrte seine Aufgabe angegriffen und bewältigt hat, nur für Fachmänner von Interesse ist. Überblicken wir die ganze Arbeit, so können wir uns nur darüber freuen, daß die irdischen Reste unseres großen Dichters in so pietätvoller Weise aufgesucht und gerettet worden und mit solcher Gründlichkeit festgestellt und beschrieben worden sind, und kein Leser wird das Buch aus der Hand legen, ohne es wohltuend zu empfinden, daß aus jedem Blatt das warme Gefühl für die Heimatstadt und die Verehrung für die große Zeit Weimars hervorleuchtet.

Dr. Eugen Wolbe
Oberlehrer an der Fichte-Realschule zu Berlin:

Berthold Auerbachs Beziehungen zu Otto Ludwig.

Als Berthold Auerbach im April 1848 seine Gattin Auguste nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod verlor, schien ihm „jede Lebensbeteiligung wie ein Hohn"; und doch: die Stürme des politischen Lebens, die damals Europa in seinen Grundfesten erschütterten, brausten auch hinein in sein verödetes Heim und sein für alles Ideale so leicht entzündliches Herz. Vielleicht um seinen Schmerz zu betäuben, jedenfalls in der bis zu ihrer endlichen Erfüllung verfochtenen Absicht, seine Kräfte für die Gründung eines einigen Deutschen Reiches einzusetzen, bewarb sich Auerbach um ein Mandat bei der Paulskirche, trat aber von der Kandidatur zurück, als er deren Erfolglosigkeit einsah. Impulsiv und begeistert, suchte er einen anderen Resonanzboden für seine Ideen und fand ihn schließlich in Wien, wo in den blutigen Septembertagen von 1848 die Reaktion die Revolution niederrang.

Hebbel macht es Auerbach zum Vorwurf, daß dieser seine Wiener Erlebnisse in einem „Tagebuch aus Wien" veröffentlichte — Hebbel tat das nämliche in

Briefform! — und belustigt sich, daß Auerbach sich mit der Flinte bewaffnete: „er trug das Gewehr aus Feigheit, um sich zu sichern. Da gehört Mut dazu, ohne das Wahrzeichen der sogenannten guten Gesinnung, die Flinte, auf die Straße zu gehen." Die Bekanntschaft mit Hebbel, dessen „das Krasse liebende Weise" seinem ruhig-heiteren Wesen durchaus widerstrebte, blieb ohne jeden Einfluß auf Auerbach, wenn auch Hebbels „Nibelungen" ihm gewaltige Achtung abnötigten. Statt dessen spannen sich die herzlichsten Beziehungen persönlicher und künstlerischer Natur zu dem Dichter, der — ohne daß Vergleichsmomente vorhanden sind — oft mit Hebbel verglichen wird, der aber, wie Auerbach, als Mensch und Künstler nach der Vollkommenheit rang — Hebbel war schon als Dreiundzwanzigjähriger „fertig" —, und dessen herzgewinnende Freundlichkeit von Hebbels äußerlicher Herbheit wohltuend abstach: Otto Ludwig.

Nachdem Auerbach am 1. Juli 1849 mit der Schwester des Dichters und Kritikers Hieronymus Lorm seine zweite Ehe eingegangen war, verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, und bald durfte er im Besitze neugeschenkten Glückes aufjubeln: „Ich habe hier eine schöne Häuslichkeit und einen Kreis gehobener Menschen". Gemeint sind Bendemann, Rietschel, Devrient, Reinick, Gutzkow und vor allem Otto Ludwig.

Auerbach trug sich damals mit dramatischen Plänen. Bei seinem Schauspiel „Andreas Hofer" standen Eduard Devrient und Gustav Freytag Paten. Bei seinen Dorfgeschichten hatte er nie des Rates bedurft. Jetzt schmerzte es ihn, „bereden und betappen zu müssen, was sonst unberührt in die Welt sprang". Fast ein Jahr lang hatte er sich gequält, das Volk als Helden, den Hofer hingegen nur als dessen Repräsentanten hinzustellen, — da sah er Ludwigs „Erbförster" (4. April 1850) und erkannte, daß seine eigene dichterische Kraft wohl für epische Behandlung, nicht aber für das Drama ausreichte. In eigenem Studium und im Umgang mit Freytag und Devrient geschult, war Auerbach der berufene Rezensent des „Erbförsters". Während die meisten Zeitungen das Werk arg herunterrissen, nannte es Auerbach im „Neuen Dresdener Journal" ein „Stück echter Poesie": Ludwigs Helden glichen den Schillerschen, aus seiner Sprache klinge ein Naturlaut, den wir bei Hebbel vergeblich suchen. Mit dieser Besprechung des „Erbförsters" hat Auerbach dies gehaltvolle Werk für die deutsche Bühne entdeckt.

Fortan verknüpft ein Band herzlicher Freundschaft die beiden Dichter — seinen „herrlichen Freund" nennt Auerbach den thüringischen Sonderling —, Beziehungen, die sich noch inniger gestalteten, als Ludwig nach seiner Vermählung mit Emilie Winkler seinen Wohnsitz dauernd in Dresden aufschlug. Auerbach brachte eine gewisse Stetigkeit in Ludwigs Schaffen, indem er den Freund, der vor lauter Verbessern und Umarbeiten selten zum Ziele kam, bei der Stange hielt, zur Ausführung verheißungsvoll begonnener Pläne anfeuerte und zur Veröffent-

lichung unanfechtbar scheinender Werke drängte, ein Unterfangen, das dem bescheidenen Ludwig, der die stille Selbstzufriedenheit dem lauten Erfolge vorzog, vielfach widerstrebte.

In den ersten beiden Jahren der Bekanntschaft war Auerbach unbedingt der Gebende: wohl war er ein unfähiger Dramatiker, ein unmaßgeblicher Kritiker war er nicht. Darum war er der erste, dem Ludwig sein im Jahre 1852 vollendetes Trauerspiel „Die Makkabäerin" — wie es ursprünglich hieß — vorlegte. Der ersten Bearbeitung folgte eine zweite, „Die Mutter der Makkabäer", auf diese eine dritte, endgültige, mit der Ludwig freilich noch weniger zufrieden war als mit der ersten, denn seine produktive Kraft wurde bei der dritten — wie er gestand — „von kritischer Hypochonderie gelähmt". Daß Ludwig in der zweiten Fassung Judah Makkabi in den Vordergrund der Handlung stellte, statt der beiden Frauen in der ersten, ging unzweifelhaft auf den Rat Auerbachs zurück, der als Jude an der Verherrlichung dieses Lieblingshelden seiner Glaubensgemeinschaft ein besonderes Interesse hatte.

Als Auerbach seine gewaltigste Novelle, „Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg", schuf, empfing er von Ludwig fruchtbare Anregungen. Bis dahin hatte er Anekdoten zu Erzählungen ausgestaltet, in Kalendern und populären Schriften sich die Verbreitung von Volksbildung angelegen sein lassen und im Zeitroman „Neues Leben" mit Gutzkow, Freytag und Spielhagen gewetteifert — jetzt kehrte er unter Ludwigs Einflusse zur „Heimatkunst", d. h. zur Dorfgeschichte, zurück und besprach mit dem Freunde alle Phasen des „Diethelm". Im Gespräch hörte Ludwig ruhig zu, hielt jedes Motiv, das Auerbach fand und erfand, „wie mit Klammern" fest, und fragte dabei nur: „was wird aus dem und dem?" Das machte Auerbach stets neu produktiv. Bartels vermutet, der tragische Konflikt des „Diethelm" sei dem Dichter aus Anregungen von seiten Otto Ludwigs erwachsen. Sicher ist, daß dieser Dichter den Freund zur sorgfältigen Ausmalung der Details und zu der „gedrungenen Kernhaftigkeit in jedem Wort" — die Auerbach an Ludwig rühmt — angehalten hat. Diese Prägnanz der Darstellung ist in keinem der späteren Werke Auerbachs mehr zu finden. Das „Barfüßele" z. B. zeigt wieder die alte „Verliebtheit" des Autors in seine Gestalten, die alte Lehrhaftigkeit und die mit ihr eng verbundene Vorliebe für Reflexion (die Auerbach seinem Vorbilde Jean Paul abgelauscht hat). Allerdings war es grade die Reflexion, „der Schmelz der Gedankenhaftigkeit", die Ludwig in seiner ausführlichen Besprechung am „Barfüßele" rühmte. Ja, er wünschte sogar, er könnte auch seinen psychologischen und selbst seinen technischen Reflexionen „jene blühende Bildlichkeit und jenen Schmelz der Melodie" verleihen.

Die Absicht, den Teppich des spannenden Geschehens mit den Fäden hoher Gedanken — „Gehalt" nennt es Ludwig — zu durchwirken, hat der Dichter verwirklicht — allerdings nur im Drama. Daß Auerbach die Veranlassung hierzu

gewesen war, bestätigte ihm der Wandergenosse ausdrücklich in einem Briefe vom 11. April 1856: „An meinen Stücken hast Du teil, ohne es zu wissen. Gestern abend, wie ich über dergleichen sann, ist mir's recht deutlich geworden, und ich habe mich darüber gefreut. Absichtlich und unabsichtlich hast Du mich immer auf Gehalt hingewiesen. Ich hatte mich im Naturalismus verfahren; ich wollte meine Leute immer nur sagen lassen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umständen ungefähr gesagt wurde. Das schloß alle Möglichkeit eines reicheren und allgemeinen Gehaltes aus. Wie ich diesen dennoch hereinbringen wollte, da zeigte sich's, daß meine Methode zu dialogisieren in ihrer Hastigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Übereinstimmung zu bringen war. Sprechweise und Gehalt zeigten sich unaufhörlich die Zähne, und im Verlaufe des Streites packte jederzeit einer von den beiden ein und überließ dem anderen den Kampfplatz. Es ist wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte und auf meinem alten, mir natürlich gewordenen Wege weiter gegangen wäre, hätten Deine Mahnungen mich nicht wieder aufgestachelt."

Indessen, zwei Jahre später empfand Ludwig die Durchsetzung des Dramas mit epischem Detail und mit Reflexion als unvereinbar mit seinem künstlerischen Gewissen. Die dramatischen Entwürfe aus dieser Zeit sind bereits von den Schlacken des Epischen gereinigt. Froh bekennt er in einem Briefe an Auerbach vom 27. November 1858: „Eine Klippe, die mich wieder zum mutlos untätigen Vor-Anker-Liegen zwingen könnte, kann mir nicht mehr aufstoßen, wenn ich von aller möglichen Einwirkung der Reize des Epischen mich isoliere."

Abermals zwei Jahre später verfährt Ludwig umgekehrt: anstatt das Drama mit epischen Zügen auszustatten, verwebt er jetzt psychologische Typen in die erzählende Dichtung, d. h. er entwickelt in ihr — wie im Drama — die Charaktere psychologisch. Zur nämlichen Zeit scheint er wieder auf Auerbach in dem eben angedeuteten Sinne gewirkt zu haben: er spricht seine Freude über Auerbachs „Edelweiß" aus, das schon als „Ungeborenes" sein Liebling war und an dem er „sympathetisch mit schwanger war". Die erhöhte Schätzung der epischen Dichtung geht vielleicht auf Ludwigs Vorliebe für G o t t f r i e d K e l l e r zurück, den Auerbach durch den Abdruck seiner besten Züricher Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" in seinem Volkskalender „entdeckt" hatte. Einen „Teufelskerl" nennt Ludwig den Schweizer Dichter; an dessen „Leuten von Seldwyla" rühmt er das „wunderbare Kolorit". Mit Hebbel verglichen, „der ebenfalls auf ein glühendes Kolorit hinarbeitet" — meint Ludwig — ist Keller Fleisch, mit Keller verglichen, ist Hebbel von Holz (Brief vom 8. April 1861).

Leider hallen die meisten Briefe Otto Ludwigs an Auerbach — deren Benutzung mir der Schwäbische Schillerverein für die vorliegende Arbeit freundlichst gestattet hat — von ergreifenden Klagen über seine bedrängte wirtschaftliche Lage wider. „Der alte Bettelmann" muß seinen „lieben Nothelfer" beständig um Darlehen bitten, die Auerbach gegen Schuldschein und zu $3^1/_2$ Prozent gern

gewährte. Von den Honoraren für die „Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde", ja sogar von den Stipendien des Königs von Bayern sowie der Schillerstiftung konnte Ludwig seinen Verpflichtungen auf Heller und Pfennig nachkommen. Das bayerische Gnadengehalt hatte auf Auerbachs Veranlassung Geibel beim Könige Max ausgewirkt; Ludwig rühmt in seinem Dankwort Auerbachs „alten Trieb, Deinen Freunden ohne ihr Vorwissen etwas recht Liebes zu tun . . . ." (Brief vom 25. März 1860).

Leider nahm der für beide Teile so fruchtreiche persönliche Verkehr der beiden Dichter — denen sich als Dritter der nach Dresden als Oberlehrer berufene Otto Roquette angeschlossen hatte — ein vorzeitiges Ende. Bei den Vorbereitungen und Veranstaltungen zwecks Anbringung einer Gedenktafel am Körnerhause zu Dresden und zu Schillers Säkularfeier hatte sich Auerbach mit Hettner verfeindet. Eifersüchteleien und Quertreibereien von seiten Gutzkows hatten den Brand geschürt, und da sich Auerbach gern schmeicheln ließ — „Kinder, lobt mich nur, ich bin ein Vielfraß an Lob!" —, so war er überaus empfindlich, wenn ihm einmal der erhoffte Vortritt versagt blieb. Dazu kam, daß ihm eine nervöse Gereiztheit den Blick für Menschen trübte, die ihm durchaus wohlwollend, ja freundschaftlich gegenüberstanden, ein Seelenzustand, der in den bitteren Enttäuschungen seiner zweiten Ehe begründet lag. Als Auerbach 1860 nach Berlin übersiedelte, war ihm von den Dresdener Freunden eigentlich nur Otto Ludwig treu geblieben, in dessen stiller Krankenstube er so oft sein gequältes Herz ausgeschüttet und Trost und Vergessen im kunsttechnischen Gespräch gefunden hatte. Ludwig sah voraus, daß Berlin den Freund nicht zu den Höhen künstlerischer Vollendung emporführen würde — „Der Sand der Spree ist nicht gemacht, Deine Heimat zu sein" —, er hatte recht: der Erfolg seiner zehn Dresdener Jahre, welchen die Gesamtausgabe seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten krönte, blieb ihm in Berlin nicht treu. Um so mehr erbat er den Rat des Freundes, zu dessen Besuche er oft über Sonntag nach Dresden hinüberfuhr.

Pfingsten 1863 war Auerbach der Überbringer einer Spende von 42 Napoleonsd'or, die er im „Verein Berliner Presse" für den kranken Freund gesammelt hatte. Auf dem Wege zu Ludwig hatte er Blumen, eingemachte Früchte sowie — als Pfingstgruß — einen schlanken Birkenstamm gekauft, Aufmerksamkeiten, die den Beschenkten zu Tränen rührten: „Ich war so stolz, so stolz, es hat mich noch kein Mensch auf der Welt weinen sehen als Du. Du darfst's." Mehr noch als über das Geld, das ihn für einige Zeit seiner Sorgen enthob, freute sich Ludwig des köstlichen Frühlingsboten. Auerbach schreibt darüber: „Ich trete mit dem Maien in der Hand ein. Der gute Kerl liegt schrecklich abgemagert auf dem Sofa im halb finsteren Zimmer. Er kann sich nicht aufrichten; er ist ganz glücklich und fährt mir immer mit der knöchernen Hand über die meinige. Ich stelle ihm den Maien hin. Er faßt ein Blatt an und sagt: Das einzelne Birken-

blatt riecht nicht, aber der ganze Stamm riecht. Da mach' einmal einen Vers drauf. Du, guter Alter, bist mein Wald und bringst mir den Wald." Und als der Arzt den Zustand des Kranken — er litt an Skorbut — für hoffnungslos erklärte, jammerte Auerbach auf: „Es geht mit ihm ein ganzer Blütenbaum zugrunde." Zu Auerbachs größter Verwunderung hatte Ludwig auch in den trübsten Tagen „das herrlichste Empfinden in sich", er gab die tiefsinnigste Begriffsbestimmung vom Wesen und der Technik der Kunst, und immer wieder kam er dabei auf Shakespeare zurück: „er lebt fast nur in der Welt dieses Heroen und zeichnet die Linien, mit denen er gestaltete und Geschicke schuf." Auerbach war überzeugt, wenn Ludwig wieder gesunden könnte, würde uns dieser das Größte schaffen, denn „er hat die Gesetze der Kunst wie physikalische Gesetze vor Augen", ohne daß sich dabei die Empfindungswärme verflüchtigte. Ludwigs „Shakespearestudien" begrüßte der Freund als ein Werk „von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für wenige"; Ludwig habe darin eine „Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie nie auch nur versucht wurde".

Auerbachs dringende Mahnung, der Freund möge seine Lebensschicksale niederschreiben — oder wenigstens diktieren — blieb unbefolgt. Ludwig begründete seine Ablehnung damit, er habe jahrelang an sich gearbeitet, um sich den Detailsinn abzugewöhnen, und habe dies schließlich über sich gewonnen; das dürfe er nun nicht wieder alles zerstören, und das werde sicherlich der Fall sein, wenn er das Leben seiner Jugend und seiner Heimat schildere. Hätte Otto Ludwig den Rat des Freundes befolgt, so besäßen wir heut ein Meisterwerk der Selbstbeobachtung, das sich Hebbels Tagebüchern würdig zur Seite gestellt hätte.

Wie bereits eingangs erwähnt, weisen Otto Ludwig und Hebbel keinerlei gemeinsame Züge auf. Ludwig behauptet von Hebbels dramatischen Helden, sie treten in der ersten Szene auf mit dem Dolch in der Brust und drücken ihn nur durch fünf Akte immer tiefer hinein. Auerbach erzählt, Ludwig habe sogar „Ekel" vor dem großen Dithmarschen gehabt, „der verderbend und verwirrend wirkt, mit Großprahlerei verblüfft und mit gesprochenem Fusel momentan betäubt, dann aber Katzenjammer erzeugt". Dies unzweifelhaft einer Unterredung mit Ludwig entflossene Urteil Auerbachs dürfte ebenso ungerecht sein wie eine Bemerkung gelegentlich einer Aufführung von Hebbels „Judith"; Auerbach schreibt hierüber am 7. April 1876 an seinen Vetter Jakob Auerbach: „Wenn es einen Dichter der Unnatur geben kann, Hebbel hat den Anspruch darauf, und es ist geschichtlich und psychologisch belehrend, daß ein so stelzenhaftes Phrasentum durch keckes, geniewütiges Aufprotzen sich einmal Geltung verschaffen konnte. Ich nehme daraus die beruhigende Belehrung, daß es einst — und hoffentlich bald — so auch mit Richard Wagner gehen wird. Man wird es unfaßlich finden, daß man je auf derartiges etwas halten konnte. Beide sind darin gleich, daß sie Mut und technisches Geschick haben, aber auch darin, daß, weil ihnen die natürliche Rhythmik einer Melodie fehlt, sie nun auch lehren und mit Werken

beweisen wollen, das Gesunde und Gerade sei Larifari. Immer kolossal! ist ihr Wahlspruch, und die Männer sind Bramarbasse und die Frauen ein Gemenge von sinnlicher Tollheit und philosophischem Wahnwitz."

Als Rubinstein nach Ludwigs gewaltiger Dichtung eine Oper „Die Makkabäer" komponierte, zu der Mosenthal den Text „zugerichtet" hatte, kränkt es Auerbach, daß Mosenthal das edle Werk des Freundes so mißbraucht hat; er hofft, daß der Librettist wenigstens den Ertrag den Hinterbliebenen Ludwigs zuwenden werde. Sein Bedauern, daß dem für die Oper eingerichteten Stoff das eigentliche dramatische Leben fehle, klingt freilich in eine Anerkennung aus: „Tief ergreifend oder eigentlich allein ergreifend ist der Gesang der Leah („Schlaget die Pauken"), der sich mehrmals dramatisch abzweigt und wieder aufschießt. Er ist aus einer Synagogenmelodie entlehnt und macht auf mich den Eindruck, als ob ich die Schwester Mosis, Mirjam, sähe, die da lobsingt" (Brief an Jakob vom 30. April 1875).

Das Erscheinen von Ludwigs literarischem Nachlaß (1873) ruft in dem Freunde die Erinnerung an den „guten" Ludwig wach, „der so redlich an sich und seinem Berufe gearbeitet und der doch nur Mauersteine statt der gewaltigen geplanten Baue hinterlassen mußte". Der erneute Einblick in die so redlich als selbstquälerisch sich abarbeitende Freundesnatur, diese Askese um der künstlerischen Konformität willen, diese rauh sich heiligende Selbstvervollkommnung habe so viel Erhebendes als Bedrückendes zugleich: es werde nicht leicht wieder eine so zum Höchsten sich ausrüstende Natur geben, wie es Otto Ludwig war.

Auerbach hat dem Frühvollendeten Treue gehalten über das Grab hinaus. So oft ein neuer Wandergenoß sich ihm zugesellte, bildete die Erinnerung an Ludwig den Gradmesser für dessen Wertschätzung. Auf einer Reise in die süddeutsche Heimat lernt er Scheffel kennen, der ihn „in vielen Stücken" an seinen „zeitlebens vermißten Otto Ludwig" erinnert: dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen, „denn es ist eine dumme Fabel, daß die Dichter nicht wissen, was sie machen". Scheffels äußere Erscheinung ist ihm „tief sympathisch": die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und im Ausdruck, „wie ein Einsiedler gewordener Bischof".

Als Auerbach neun Jahre später in Friedrich Spielhagen den letzten Freund seines Lebens gewinnt, stellt er hochbeglückt fest, er habe seit seinem „herzeinigen Leben mit Otto Ludwig solche rückstrahlende Glückseligkeit nicht empfunden". Die grundmäßig warme Freude, die Spielhagen am Bau des ihm vorgelesenen Romans „Brigitta" wie an dessen Einzelausführungen hatte, sein strahlender Blick, seine Zurufe, alles dies boten ihm eine Wonne, wie sie im Schaffen selber nicht größer und erhebender liegt, „wenn man spürt, das fügt sich und ist wie ein reines Geschenk des Genius". Wie einst bei Ludwig, so tat sich

jetzt bei Spielhagen „ein großes und gutes Herz auf", und als Auerbach mit seiner Vorlesung zu Ende war, umarmte ihn der jüngere Genosse einmal über das andere in derselben brüderlichen Weise, wie ehedem Otto Ludwig in gesunden Tagen Zustimmung und Zuneigung zum Ausdruck gebracht hatte.

Die hinterlassenen Aufzeichnungen von Auerbachs Freunden zeigen, daß diese die treue Gesinnung, die ihnen der biedere Schwabe entgegenbrachte, durchaus erwiderten. Spielhagen ist in Wort und Schrift für die gerechte Würdigung seines Freundes eingetreten; Scheffel freute sich, so oft Auerbach seinen Besuch ankündigte, und ließ hierzu dessen Lieblingsspeisen herrichten. Keiner seiner mitstrebenden Genossen aber hat auf Auerbach einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt wie Otto Ludwig; und wenn Auerbach in einem Briefe an seinen Vetter Jakob vom 20. Dezember 1872 sich rühmen darf: „Ich habe mit den Besten meiner Zeit in inniger Gemeinschaft gelebt, das halte ich fest und das kann mir nicht entrissen werden", so steht unter den Namen, die er an dieser Stelle nennt, als erster derjenige von Otto Ludwig.

Bernhard Münz: Der arme Mann im Tockenburg.

Im Jahre 1910 erschien bei Meyer u. Jessen in Berlin ein Buch „Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg", das nicht geringes Aufsehen erregte. Es war kein neues Buch, im Revolutionsjahr 1789 wurde es zum erstenmal gedruckt und seither wiederholt von neuem aufgelegt. Es hat Leser und Freunde gefunden, auch Bewunderer. Aber, wie es Büchern nun einmal zu gehen pflegt, es ist immer wieder vergessen worden. Auf seinen eigentlichen Platz in der Literaturgeschichte hat den „armen Mann im Tockenburg", Ulrich oder Uli Bräker, der am 22. Dezember 1735 in dem Schweizer Tal, das Tockenburg oder Toggenburg genannt wird, das Licht der Welt erblickte, erst unsere Zeit gestellt. Es war eine der letzten Taten Adolf Wilbrandts, der neuen schönen Ausgabe seiner Lebensgeschichte eine Einführung vorauszuschicken, die auf einen enthusiastischen Grundton gestimmt ist. „Er ist ein Phänomen", heißt es darin, „ein Einziger, Unvergleichlicher. Er war kein Fabulierer, kein Fruchtbarer wie Hans Sachs, aber zehnmal mehr Poet." Wilbrandt sagt wirklich nicht zu viel von Bräker. Er hat uns in seiner Biographie einen herrlichen, köstlichen Schatz hinterlassen. Er erzählt in entzückender Aufrichtigkeit und poesievoller Lebendigkeit, wie er, eines ewig blutarmen Mannes stets um sein Dasein kämpfender Sohn, Geißen weidet, liebt, tagelöhnert, webt, handelt, träumt, liest, phantasiert, kurz, wie er das Leben eines zum Dichter geborenen Habenichts führt, der redlich arbeitend, wenig erreichend, oft leichtgläubig, oft betrogen, bald

im Elend verzagt, bald sich eine Welt von Luftschlössern bauend, von seiner keifenden Hausehre immer gemeistert, nie an seinem Gott verzweifelnd, sich durch gute und böse Jahre wie ein vielgekrümmter Fluß durch sein Engtal hinwindet und sich zu immer reinerer und verklärterer Frömmigkeit emporringt.

Ein echter Dichter, ward er ein Dichter, ohne es zu wissen. Er lernte ohne Lehrer seine Gefühle und Gedanken formen, wie der Bildner Wachs und Ton. „Nur wenige Schilderungen aus dem eigenen Leben", sagt Wilbrandt treffend, „gibt es auf der Erde, die an Frische, Natur, Anmut, Poesie mit Ulrich Bräkers Werk zu vergleichen sind. Wie er seine Geißhirtenjahre, wie er seine Liebe zu Ännchen erzählt, das ist des größten Künstlers würdig. Aber alles lebt. Alles blüht auch. Oft reißt uns eine dramatische Kraft mit sich fort. Und ein Wunderding zum Kopfschütteln ist, wie ein Mensch, in dem keine kriegerische Ader lebte, die Lowositzer Schlacht beschrieben hat, in der er (der durch Werberlist Verlockte) desertiert. — Fast um dieselbe Zeit, in der Goethes Prosa sich im „Werther" zu ihrer höchsten Jugendblüte entfaltete, rang sich im alemannischen Gebirge ein ungebildeter Weber zu einem Schriftsteller empor, den man ruhig neben Goethe nennen kann; ja, vielleicht steht als Prosadichter niemand dem jungen Goethe so nahe wie er. Es war eine Begabung in ihm, die man immer anstaunen muß, schwer begreifen kann. Er hatte alle Eigenschaften des Dichters, nur Erfindung fehlte; von den Tönen, die unsere ganze Natur mit Kunst ergreifen, hat ihm vielleicht keiner gefehlt. Mitten in musenlosester Umgebung, in allen Bitternissen widerwärtigster Art, in selbstbildender, unberatener Einsamkeit, gewinnt er einen solchen Reichtum an Stimmungen, Vorstellungen, Empfindungen, eine solche Stufenleiter von Ausdrucksmitteln, daß man gerührt und beschämt vor diesem Naturwunder steht . . . . Kein Mensch hat lebendiger erzählt als er. Eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literaturgeschichte; eine allerhöchste Bekräftigung und Bestätigung, daß die große Zeit unserer Poesie aus der Urkraft unseres Volkes hervorgegangen ist." Diese Urkraft des deutschen Volkes lebt und webt auch in seinem gottvollen Optimismus. Wie wunderbar lieblich klingt doch das Buch in die von tiefinnigstem Natursinn und demutsvoller Andacht getragenen Worte aus: „Närrchen, freilich ist die ganze Welt unser. Oder wer wehrt dir, sie anzusehen und Lust und Freud' an ihr zu haben? Butter und Milch bekomm' ich ja von dem Vieh, das auf den Matten weidet, so viel mir gelüstet, also haben ihre Eigentümer nur die Mühe zum Vorteil. Was braucht es, jene Alpen mein zu heißen? Oder jene zierlich prangenden Obstbäume? Bringt man uns ja ihre schönsten Früchte ins Haus! Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja seine Blumen von weitem! Und selbst unser eigener kleiner, wächst nicht alles darin, was wir hineinsetzen, pflegen und warten? Also, lieber Junge! wünsch' ich dir, daß du bei allen diesen Gegenständen nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe und noch täglich empfinde; daß du mit eben dieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und

fühlest, wie ich ihn fand und fühlte, so nahe bei mir, rings um mich her und in mir, wie er dies mein Herz aufschloß, das er so weich und so fühlend schuf. Beschreiben kann ich's nicht. Aber mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich all' diese Herrlichkeit überschaute und so, in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, dieser Wiese entlang hin und her ging oder an einem schönen Sommerabend dort jenen Hügel bestieg, die Sonne sinken, die Schatten steigen sah, mein Häuschen schon in blauer Dämmerung stand, die schwirrenden Weste mich umsäuselten, die Vögel ihr sanftes Abendlied anhuben. Wenn ich dann vollends bedachte: „Und dies alles für dich, armer, schuldiger Mann?" Und eine göttliche Stimme mir zu antworten schien: „Sohn! dir sind deine Sünden vergeben." Oh! wie da mein Herz in süßer Wehmut zerschmolz, wie ich dem Strom meiner Freudentränen freien Lauf ließ und alles rings um mich her, Himmel und Erde, hätte umarmen mögen."

Das bedeutsamste geistige Erlebnis Bräkers war die Bekanntschaft mit Shakespeares Dramen. Sie wurden ihm erst durch seine 1776 erfolgte Aufnahme in die „Moralische Gesellschaft" zu Lichtensteig zugänglich. Das Verzeichnis der ausgeliehenen Bücher dieser Gesellschaft hat sich erhalten, und wir erfahren daraus, daß in den Jahren 1776—1792 fast ununterbrochen mehrere Bände Shakespeare, wenn nicht alle zwölf zusammen, von Bräker entlehnt waren. Der sehnsüchtige Wunsch, selber einmal in den Besitz der Werke des Dichters zu gelangen, dem er, wie Faust der Helena, „Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn" zollte, blieb dem in beständiger Armut Dahinlebenden unerfüllt; wie sehr er sich sie innerlich zu eigen gemacht, davon legt sein Buch „Etwas über William Shakespeares Schauspiele von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, ihn zu lesen" (Berlin, Meyer u. Jessen, 1912) ein lebendiges Zeugnis ab. Es ist für dasselbe höchst bezeichnend, daß ein Mann wie Hermann Grimm in der Vorrede zu seinem Buch über Homer sich äußert: „Ich wünschte, daß, was die Gesinnung anlangt, aus der heraus ich schreibe, meine Betrachtung Homers auf gleiche Stufe etwa gestellt würde."

Bei aller Shakespearetrunkenheit ist Bräker jedoch weit entfernt, auf den Meister zu schwören. Er läßt sich das Recht der Kritik nicht nehmen, wenn sich ihm auch öfter der Ausruf entringt: „Himmel, bewahre mich — ich würde zittern, wann mir irgend ein kritisches Wort entwischen sollte, wann irgend ein tadelnder Gedanke in meinem Busen aufsteigen sollte . . . . Nein, nur über alle Teile etwas, nichts Kritisches, nur Gefühl, Empfindungen, Gedanken bei diesem und jenem Stück — mit diesem lieben Mann reden, als wenn er bei mir am Tisch säße." Dieser Ausruf zeugt von Selbsterkenntnis. Bräker ist davon durchdrungen, daß ihm die literarischen und künstlerischen Voraussetzungen für eine objektive Wertung des Dichters fehlen, und er schreibt darum nach seinem Geständnis an vielen Orten weniger, als er möchte, weil er oft gegen seine Gedanken mißtrauisch ist. „Ich gebe mich," sagt er in aller Bescheidenheit, „für

keinen Kenner des Schönen dar — doch werde ich auch dürfen meinem eigenen Geschmack folgen wie ein anderer freier Weltbürger". Aber selbst diese Freiheit erfährt bei ihm eine Einschränkung: „Aber ich bin doch nicht so dumm, meinen Geschmack für delikat und gut zu glauben — und wann ich's glaubte, so dächte ich doch dabei, ich hätte diese Torheit mit andern großen Weltbürgern gemein."

Unser „armer ungelehrter Weltbürger" steht seinem Abgotte mit vollkommener Naivität gegenüber. Wie er selbst nur die „pur lautere" Wahrheit schreibt, Sachen, die er selbst gesehen und erfahren oder von glaubwürdigen Menschen als Wahrheit erzählen gehört, so verlangt er auch vom Dichter, daß er wirkliche Vorgänge des Lebens wiedergebe. Er ist beispielsweise entzückt von Porzias Weisheit, aber „so eine Porzia ist nirgends zu Hause, als in dir, lieber William. Du teilst dem jungen Ding gar zu viel von deinen Gaben mit." Über „Titus Andronikus" läßt er sich vernehmen: „Ein schreckliches, ungeheueres, grausames, teuflisches Stück. Wer die Menschen nicht kennt, die alten und neuen Geschichten nicht weiß, der wird sagen: du lügst, du lügst, William. Ich sage das nicht, ich weiß, daß es von jeher Menschen gegeben hat, die dergleichen barbarische Taten zu verüben fähig waren." Und er fährt entrüstet fort: „Aber das sage ich dir, großer Dichter: wann du das Ding für die Bühne selbst gemacht hast, ohne eine solche wahre Geschichte zu wissen, — schämtest du dich nicht in die Seele hinein, da du doch auch ein Mensch warst, schämtest du dich nicht, solche Ungeheuer auf die Bühne zu bringen, welche die ganze Menschheit entehren? . . . Nein, William, du hast sonst nie solche Schandtaten so frei, ohne wehmütige Empfindungen geschrieben. Hier bringst du fast keine guten Menschen aufs Theater, und wenn du sie noch so gut reden lassest, handeln sie doch konträr." Und Macbeth löst ihm nur ein Gefühl des Grauens aus: „Macbeth, du Mördergrube, du Schandfleck des menschlichen Geschlechts, eingefleischtes Ehepaar vom Teufel und seiner Großmutter, du Ausdünstung aus der Hölle! Ist es eine wahre Geschichte? Wie konntest du, großer William, das all ohne Schauder hersetzen, all das gräßliche Zeug, was die Hölle nur Ungeheures hat, auf dem Erdboden zusammenbringen und die Muttererde so scheußlich beflecken und ihre Söhne schänden! Sollte man nicht diese ungeheuren Schandflecken aus den Chroniken und Jahrbüchern auskratzen?" Er kann den Dichter nur damit entschuldigen, daß er der Welt ein warnendes Exempel vor Augen halten, ihr Entsetzen und Abscheu vor dem Laster einjagen wollte. In Gemäßheit dieses Standpunktes laufen seine Urteile im wesentlichen auf Urteile über den Charakter der handelnden Personen hinaus, sie sind ihm von Sympathien oder Antipathien eingegeben.

Die Grenzen seines ästhetischen Vermögens zeigen sich am deutlichsten bei der Beurteilung der phantastischen Elemente in Shakespeares Schöpfungen. Für die duftige, zaubervolle Welt der Elfen im „Sommernachtstraum" hat der dem Realistischen zugewandte, die Wirklichkeit scharf beobachtende Mann absolut

kein Verständnis; sie entlockt ihm die unwillige Äußerung: „Ich weiß nicht, was Feen für Dinger sind, und wann ich's wüßte, möcht' ich nicht mit ihnen umgeh'n". Nur an den Personen des Zwischenspiels, an Squenz, Schnock, Zettel, Schnauz, Flaut und Schlucker findet er Gefallen. Er ist auch über die Hexen im „Macbeth" sehr ungehalten und kann sich nur bis zu einem gewissen Grade bei dem Gedanken beruhigen, daß er den schrecklichen Aberglauben seiner Zeit in seiner Kraßheit zeigen wollte. Ganz freilich vermag ihn dieses Motiv nicht zu versöhnen, denn es bleibt noch das Bedenken übrig: „Aber darfst du da die grausamsten Sachen, die die Erde samt ihren Abgründen hat, auf die Bühne bringen? Es werden ja auch saubere Damen Zuschauer sein, darfst du dann vor ihrem edlen Aug' die unsauberen Hexen all das garstige Zeug kochen lassen: Schlangen, Kröten, Froschzehen etc.? Pfui, fort mit den Hexen und ihrem schmutzigen Geköch." Ebenso lehnt er Geistererscheinungen ab und er kann sich auch mit Zauberern und Geisterbeschwörern, wie Prospero, nicht befreunden.

Sein gütiges, mitleidiges Herz geht mit ihm manchmal durch. So sieht er sich veranlaßt, der keuschen Isabella eine Standrede zu halten, weil sie sich mit Entrüstung von dem Bruder wendet, der um den Preis ihrer Schande sein Leben retten will. Wer kann, wer wird es ihr verdenken, wenn sie dem sich um jeden Preis an sein Leben klammernden Claudio die Worte ins Gesicht schleudert:

O widrig Tier!
O feige Memm'! o ehrvergeß'ner Wicht!
Soll meine Sünde dir das Leben geben? —
Ist's nicht blutschänderisch, Leben zu empfahn
Durch deiner Schwester Schmach?

Ist dieser Zorn nicht eine sittliche Notwendigkeit?

Außerordentlich kindlich ist Bräkers Ausfall gegen „Romeo und Julie". Die zwei Verliebten kommen ihm so starrköpfig, eigensinnig, ungeduldig vor, daß ihm ihr Schicksal nicht sonderlich nahe geht. Ähnliche Vorwürfe sind übrigens später von Ulrici, Gervinus und Eduard von Hartmann gegen die Liebenden erhoben worden. Solchen philisterhaften, spießbürgerlichen Ausstellungen gegenüber hat man, wie Johannes Volkelt in der „Ästhetik des Tragischen" vortrefflich bemerkt, das Gefühl, „als ob täppische, rohe Hände in den Blütengarten der Shakespeareschen Dichtung griffen, um nach nahrhaftem Gemüse zu suchen."

Und doch trifft Bräker bei aller Einfalt oft den Nagel auf den Kopf. Er hat ein feines Verständnis für Falstaff. Er spricht uns aus der Seele, wenn er sagt: „Man kann ihn unmöglich hassen; so sehr er auch ein Schurke ist, hat er alleweil so viel Vernunft, Witz und List, daß er sich beliebt machen kann. Seine Laster erscheinen an ihm bei weitem nicht so häßlich, als an einem anderen. Seine Bildung, sein schneller Witz, der ihm so flugs aus aller Verlegenheit

herausshilft, macht sein Lügen zu lauter angenehmen Schwänken. Der Himmel verzeihe dir, Falstaff, du bist ein Erzlumpenkerl, aber doch hast du viel mehr Menschen belustigt als beleidigt." Wir teilen seinen Unmut darüber, daß Prinz Heinz kaum, daß er König geworden, Falstaff nicht mehr kennen will: „Erst in Gesellschaft der liederlichsten Buben die Tage vertrillern und nur so windige Gründe angeben; hernach plötzlich so majestätisch tun, ein Weltweiser, ein Moralist." In dem Falstaff der „Lustigen Weiber zu Windsor" sieht er mit vollem Rechte einen matten Abglanz des ursprünglichen Falstaff. Es ist ein Wahrwort, daß der Dickwanst sich besser auf Schelmenstreiche, aufs Windmachen versteht, als auf Liebespossen. Überhaupt ist die ganze Komödie nicht nach Bräkers Geschmack, weil der Humor in ihr geschnitzelt, nicht echt, natürlich, ungekünstelt ist. Sie weist keine einzige Person auf, die ihm die Seele bewegt. Sie erpreßt ihm den Seufzer: „Verzeihe mir, großer William, dein großes Genie scheint zwar überall hervor, aber doch scheint's mir, du habest dies Stück in irgend einigen leichtsinnigen Tagen, da deine Gemütsstellung ein bißchen aus dem Geleise war, gemacht, vielleicht nur zu Gefallen, lustige Damen zu ergötzen." „Der Widerspenstigen Zähmung" behandelt er nicht uneben mit Ironie, und über die „Verlorene Liebesmüh" fällt er das vernichtende Urteil: „Oft dacht' ich, dein Lehrjung' habe es gemacht . . ., oft dachte ich, du habest es etwa in müßigen Stunden, bei übler Laune, irgend in einem Bierhause in dein Taschenbuch niedergeschrieben, indem du eine spitzfindige Liebeszänkerei behorcht, hernach sei es, weil's von dir war, aufgeschnappt worden, wie von jenem König der Abgang zu Schnupftabak; oft dacht' ich, nein, irgend ein Papagei, ein Nachschwätzer habe es in deinem Namen gemacht."

Aber er übertrifft unsere Erwartungen, da er über „Antonius und Kleopatra" zu Gericht sitzt. Er verdammt nicht, er präsentiert sich uns keineswegs als Moralist, sondern er sieht in die Herzen und bedauert. Der Kritiker verstummt und wird zum Dichter. Shakespeare entzündet in Bräker den Götterfunken, so daß er gewissermaßen zu seinem Echo wird. Er bricht in den begeisterten Ruf aus: „O, die Meisterhand Williams hat hier ein Paar geformet, geschmückt und charakterisiert, daß man ihnen in jener Welt die Fortsetzung ihres Glücks von Herzen wünscht. Keinen Brutus für einen Antonius, Brutus ist mir zu finster und steif; keine Königin für Kleopatra, sie ist die schönste unter allen salomonischen Frauen, die schönste, die je der kunstreichste Maler zeichnen kann."

Vollends wird die ihm angeborene Kraft der Leidenschaft und Unmittelbarkeit der Empfindung durch die Wucht seines Hamlet-Erlebnisses zur Entfaltung gebracht. Es entflammt ihn zu dem Gedicht: „Hamlet, du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke, das je ein Dichter von der Art machen konnte, du Edelstein in der Krone, die dem Künstler mehr Ehre macht, als dem, der sie trägt, du Ausbund unter den Schönen, Zierde aller Bühnen, Diamant aller

Büchersäle, Herz in den Herzen — ich wüßte nicht Worte mich auszudrücken, wie sehr du mein Liebling bist; ich werde nicht ruhen, bis du . . . mein armseliges Bücherschrank zierst . . . Hamlet, du bist mir, was ich will — durch dich seh' ich deinem Meister ins Innerste. Komm, großer William, hier will ich mit dir ins Allerheiligste eindringen — stoße mich nicht zurück —, besorge nichts, ich will nichts ausschwatzen, nur wie dein Hündchen hinten nachschleichen." Und in diesem verständnisinnigen Tone geht es weiter.

„König Lear" setzt alle seine Lebensgeister in Bewegung und inspiriert ihn zu einem biderben Ausfall gegen die Epigonen. Ein heiliger Zorn erfaßt ihn: „O, ihr aufgeklärten Zeiten, wo ihr die Sprache verfeinert, alle Künste aufs höchste gebracht und so viel hochfliegende Geister zeugt, warum zeugt ihr keine Williams mehr, warum — warum nur so langweilige Schwätzer, die halbe Tage von einem gelben oder braunen Haar, von einer bogigen Nase schwätzen; die ganze Bogen füllen von dem Hauch eines Fürsten und in ganzen Bänden die Meinung eines anderen von einem Holzapfel zergliedern. Schreibet lieber, wie man Flöhe und Wanzen vertilge und den Schneevogel stumm mache."

Das Buch unseres Tockenburgers soll nur der Ausdruck unbegrenzter Dankbarkeit eines Mannes sein, der es als sein höchstes Glück genoß, daß er das Lebenswerk des „großen Menschenmachers" in sich aufnehmen durfte. Diese unbegrenzte Liebe und Verehrung ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß Bräker in den Genius des gewaltigen Dichters eingedrungen ist. Was ihn unwiderstehlich in seinen Bannkreis zieht, ist seine Natürlichkeit und Naturgemäßheit. Er apostrophiert ihn: „Wie genau folgest du der Natur", „Unter Tausenden wollt' ich deine Züge kennen und, wann ich blind wäre, deine Geschöpfe unter Tausenden am Ton erkennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die unter der Sonne nirgends da sind: mißgeschaffene Kreaturen, die keine Originale haben, zerstümmelte, gebletzete Geschöpfe von zusammengerafften Stoffen. Du ahmst die Natur nach, und wer trifft sie wie du?! Wo ist der Anatomist, der so zergliedert und weiß, in welchem Winkel die Krankheit steckt, und jedes Fieber am rechten Ort find't und ihm den rechten Namen gibt. Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt. Deine Personen haben die zierlichste Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt und doch reden sie der Natur gemäß und verfehlen ihres Standes und ihrer Lage nicht." Glauben wir nicht G o e t h e zu hören, der „Zum Shakespeares Tag" schreibt: „Natur, Natur! nichts so Natur, als Shakespeares Menschen . . . Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe . . ., und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes"?

Gustav Halm:
Der Stock und der Schirm.

„Das Leben ist ein Kampf" — sagte der Spazierstock und klopfte nachdrücklich mit der eisernen Zwinge auf die Fliesen des Steinflurs — und dann erzählte er, wie er vor Zeiten als schlanker Ast an einem Baume Indiens gesessen und in die gefahrvolle Dschungel hinausgeschaut hatte. Da waren giftige Schlangen durch das knisternde Unterholz geschlüpft mit dem glatten, geringelten Leib und hatten bunte Vöglein verschlungen und schlanke Antilopen — und da waren Menschen angefallen worden vom bengalischen Königstiger, der ein so prächtig samtschwarz gestreiftes Goldfell besaß. Elefanten hatten mit plumpem Tritt das gelbe Bambusrohr niedergetreten ringsum, daß es nur so krachte — und Indier mit brauner Haut und buntfarbigem Turban und Lendenschurz hatten Jagd auf sie gemacht. — Das und viel anderes hatte der Stock gesehen — „und heute noch prügle ich des Professors Jungen durch," so schloß er seine spannenden Ausführungen.

Der Regenschirm hörte aufmerksam zu, aber als der Stock ausgeredet hatte, schüttelte er die Krücke, wie die Menschen den Kopf zu schütteln pflegen, und sagte: „Nein, das Leben ist kein Kampf — es ist Ruhe und beschaulicher Friede —"

Und dann erzählte er: Wohl sei auch sein Stock vor Zeiten im Walde gestanden als Ast einer mächtigen Eiche — aber nur friedliche Vöglein hätten in ihrer Krone genistet und höchstens ein Liebespaar habe seine Namen unten in die Rinde geschnitten. Und der Herr Professor selber hätte nie, nie etwas von Kampf erwähnt; und der müsse es wissen. Ganz friedlich trüge er ihn unterm Arm oder lose in der Hand mit dem feinen Lederhandschuh — und anders gäbe es nichts auf der Welt, als dies ruhige, beschauliche Dasein.

„Und das Leben ist d o c h ein Kampf!" — beharrte der Stock —, „es geht nicht ohne Kampf und Krieg!" „Nein, das Leben ist niemals Streit — es ist behaglicher Friede!" — — und so fuhren sie aufeinander los, bis es dem Stock zu arg ward und er einen wütenden Hieb auf den Regenschirm führte. Der arme Schirm! Ein großes Loch kam in die schöne, schwarze Seide — und morgen würde sein Herr ihn dafür schelten! Das war doch zu toll! Und zudem hatte ja der Stock behauptet, das Leben sei nicht ewiger Friede! Das wollte er ihm schon eintränken — denn er hatte doch unbedingt recht! — Ritsch — da hatte er ihm eins ausgewischt mit der spitzigen Fischbeinstange! —

Und nun prügelten sie wüst aufeinander los und riefen dabei immerzu: „Das

Leben ist Kampf!" — „Nein, das Leben ist Ruhe und Frieden!" — bis sie endlich beide in Trümmern auf dem Boden lagen und mausetot waren.

Da endlich waren sie zufrieden, weil's nun einmal nicht anders ging — und keins hat dem anderen je wieder etwas zuleide getan.

Otto Franz Gensichen:
Bluttaufe.

(Nach dem von Karl Kuhn in seinem Buch „Aus dem alten Weimar" berichteten geschichtlichen Vorgang.)

Bei Leipzig war geschlagen die Schlacht,
Die Sieger marschierten nach Frankreich hinein.
Zerstoben war des Rheinbunds Macht,
Auch Weimar konnte von ihr sich befrei'n.
Abschüttelnd schnell den verhaßten Bann,
Rief zu den Waffen Carl August,
Und todesmutig strömte heran,
Wem deutsch noch schlug das Herz in der Brust.

Doch Elkans Witwe, die Jüdin, verbot
Ihrem einzigen Sohn, in den Krieg zu zieh'n:
Den Juden kümmre nicht Deutschlands Not,
Das doch nicht Vaterland für ihn,
Nein, wo noch heut er ein Fremdling sei,
Bedrückt und des Bürgerrechtes beraubt;
Und trete der Sohn den Freiwilligen bei,
Versage den Segen sie seinem Haupt!

Ist deutsch nach Glauben und Stamm er auch nicht,
Fühlt Elkan doch deutsch für das Volk und das Land,
Wo den Juden es dennoch an Schutz nicht gebricht,
Und wo die Wiege der Kindheit ihm stand;
Wo redlichen Reichtum sein Vater gehäuft,
Dem Goethe im Lied „Auf Miedings Tod"
Durch den Vers „der tät'ge Elkan läuft
Mit manchem Rest" die Unsterblichkeit bot.

Für das Land, wo der Segen des Vaters das Haus
Dem Sohn erbaute, will dieser nun
Beim nahenden, blutigen Waffenstrauß
In dankbarer Treue das Seine tun.
Zieht morgen früh der Jünglinge Schar
Kampffreudig hinaus, steht er nicht zurück;
Und bleibt er des Segens der Mutter auch bar,
Wagt doch er für Deutschland sein Leben, sein Glück!

In der engen Gasse im kleinen Haus,
Der Stadtkirche nah, drin Herder ruht,
Sah heut es düster und traurig aus
Bei der Sabbatslichter schwelender Glut.
Mahnt auch bei Thora und Talmud heiß
Die Mutter den Sohn an die Kindespflicht, —
Ehrfürchtig küßt er das Haupt ihr leis,
Doch wankt er in seinem Vorsatz nicht.

Auch hier bringt endlich den Schlaf die Nacht.
Die Glocken der Stadtkirche läuten schon,
Als Elkan spät vom Schlummer erwacht.
Fest schläft die Mutter. Sanft küßt sie der Sohn.
Er weiß in der Sippe fürsorglicher Hut
Sie sicher geborgen. Stumm eilt er hinaus,
Dorthin, wo sich mit Kampfesmut
Die Freiwilligen sammeln vorm Gotteshaus.

Er tritt zu ihnen. Hand streckt sich um Hand
Ihm jubelnd entgegen. Der letzte Rest
Von Glaubens- und Rassenunterschied schwand,
Die Waffenbrüderschaft knüpft sich fest.
Mit der Christenjugend tritt Elkan auch
Im festlichen Zug vor den Hochaltar,
Wo heut schon alles nach frommem Brauch
Zur Abendmahlsspende bereitet war.

Kaum Einen befremdet's, an diesem Ort
Den Juden zu sehn. Schon dröhnt der Choral,
Und herein drängt das Volk noch immerfort,
Bis die Gitter schließen der Kirche Portal,
Um das die Menge sich draußen staut,
Um durch die Stäbe hineinzuschaun
Und an der Predigt, die feurig und laut
Der Priester beginnt, sich von fern zu erbaun.

Inzwischen ist Elkans Mutter erwacht.
Sie sieht sich allein, sie durchirrt das Haus, ...
So hat er sich heimlich doch fortgemacht?
Sie weint, sie jammert, sie stürmt hinaus,
Sie drängt sich zu der Kirche Portal,
Das Mutterauge erspäht den Sohn:
Die Predigt endet; zum Abendmahl
Erhebt der Priester die Hostie schon.

Nur die Freiwilligen ladet heut
Das heilige Sakrament hier ein,
Und knieend Jüngling um Jüngling beut
Die Lippen dar für das Brot und den Wein.

Nur der neuen Blutsbrüderschaft sich bewußt,
Nach Segen lechzend, des Segens bar,
Folgt Elkan wahllos dem Drang seiner Brust
Und bietet knieend die Lippen dar.

Die Mutter gewahrt es. Das Herz steht ihr still
Vor Gram und Schreck. Wird jetzt sich nicht
Der Glaubenszwiespalt wiederum schrill
Bekunden? Ist's nicht des Priesters Pflicht,
Den Juden zurückzuweisen? Stutzt jetzt
Nicht auch die Gemeinde und bebt und bangt
Vor der Lösung? Sieht nicht auch der Priester zuletzt,
Wer knieend das Sakrament verlangt?

Doch der dort steht, wo Herder stand,
Sein Nachfolger nicht nur im Amt und Haus,
Nein, auch im Geist, legt aus der Hand
Die Hostie, breitet die Rechte aus
Auf Elkan und spricht: „Oh segne dich
Der Gott deiner Väter Abraham,
Isaak und Jakob!" — Wie Alpdruck entwich
Von der lauschenden Mutter Schreck und Gram.

Wie sie des Sohnes Beweggrund erriet,
So fühlt sie: die andren verstanden ihn auch,
Und verwischt sei der Glaubensunterschied
Durch der großen Stunde versöhnenden Hauch;
Fühlt auch: gesegnet ward doch ihr Sohn
Im Namen Jehovas auch durch den Mund
Des Christuspriesters! Statt Haß und Hohn
Gibt rings nur Bruderliebe sich kund.

Denn wer die bebende Jüdin erkannt,
Nickt hier warm leuchtenden Auges ihr zu,
Drückt dort ihr stumm, doch innig die Hand,
Und das zagende Mutterherz kommt zur Ruh.
Als ob von Herders Gruft sein Wort
„Licht, Liebe, Leben!" verwirklicht ward,
Verklingt in befreienden Schlußakkord,
Was anfangs in bangender Spannung erstarrt.

Vorbei ist das Hochamt, verstummt der Choral.
Und Zunkel, der Priester, schreitet hervor
Und führt durch das weit erschloß'ne Portal
Die Freiwilligen fort zum Erfurter Tor.
Fern, seitwärts vom Priester, wandelt verzückt
Die greise Jüdin, blickt bald zu ihm,
Bald zu dem Sohn und lächelt beglückt,
Als lausche sie Liedern der Seraphim.

Das Tor ist erreicht. Noch einmal erhebt
Zum Abschiedssegen Zunkel die Hand;
Im Kuß der letzten Umarmung erbebt
Noch einmal, wer miteinander verwandt.
Stumm sinkt vor der Mutter Elkan ins Knie,
Sie herzt ihn und jauchzt mit begeistertem Sinn:
„Zieh' hin mit dem Segen Jehovas! Doch zieh'
Auch mit dem Segen der Mutter dahin!"

Von dannen eilt der Freiwilligen Schar.
Die Ihren kehren nach Haus zurück,
In Sorgen die meisten. Nur eine war
Verklärt wie von überirdischem Glück:
Die Mutter Elkans. Von allem Gram
Und allem Zweifel ist jetzt sie quitt
Und groß und ruhig wie Abraham,
Als er zur Opferung Isaaks schritt.

Die Monde verstrichen. Durchs Erfurter Tor
Kehrt siegreich zurück der Freiwilligen Schar.
Laut jauchzend stürzt sich Elkan hervor
Und küßt der Mutter schneeiges Haar.
Sie staunt nicht, sie hat es gläubig gewußt,
Er werde kommen! Zum heimischen Herd
Führt sie ihn und zeigt ihm mit schwellender Brust,
Wie treu sie seinen Wohlstand gemehrt.

Der Segen blieb ihm. Und treu blieb er
Dem Glauben der Väter. Bluttaufe empfing
Auch er mit den Deutschen — was braucht es mehr?
Geehrt und geachtet bei hoch und gering
Blieb er und die Mutter. Bevor sie verschied,
Umarmte mit Zunkels Segenswort
Sie den Sohn, und er küßte vom Augenlid
Die letzten, brechenden Blicke ihr fort.

Hoch kam er zu Jahren. Vorsteher ward
Er seiner Glaubensgenossen. Doch fromm
Hat oft er zur Stadtkirche sinnend gestarrt,
Wo einst ihm das Licht des Segens erglomm,
Wo Herder und Zunkel gepredigt — der Ort
Blieb ihm auf immer heilig geweiht,
Und er betete: wirke das Herderwort
„Licht, Liebe, Leben!" in Ewigkeit!

Else Höffer:
Sieger.
Roman.

(Fortsetzung.)

Ein scharfes Klingelzeichen gellte durch das Haus. Sie hörten die Stimme des Vaters, der nebenan mit dem Stubenmädchen sprach. Keine Rücksicht dämpfte sie.

„Sie packen meine Koffer. Und zwar meine sämtlichen Kleider und Wäschestücke. In einer halben Stunde ist alles im Auto und folgt mir hinab in meine Bureaus. So, nun eilen Sie sich."

Er öffnete Schubladen und schloß Schränke auf, dann klappte die Korridortüre.

Frau Torbeck trat ans Fenster und sah mit staunenden Augen hinter dem Gatten her, der mit seiner Aktenmappe im Arm das Auto bestieg.

Sein Blick streifte die weiße Villa nicht mehr. Dies war abgetan für ihn. Mit kurzem Entschluß hatte er den Ballast über Bord geworfen, der seinen Höhenflug hindern wollte. Sein Gesicht war hart und unbewegt, er sah nur starr geradeaus, auf sein Ziel.

Frau Torbeck rang die Hände.

„Er macht einen Skandal! Er will in die Stadt ziehen, um uns zu blamieren. Das ist ja empörend."

Marga sagte mit zuckenden Lippen: „Der Abschied ist ihm nicht schwer geworden —"

Jo weinte leise in ihr Tuch. Sie dachte inbrünstig: „Hoffentlich siegt er in seinem Kampfe, hoffentlich wird er gewählt, damit er nicht ganz vereinsamt."

Dann saßen sie wieder schweigend um den Frühstückstisch. Die Tassen standen unberührt und die nervösen Hände spielten bröckelnd mit dem trockenen Brote. Nur der Mutter Hände lagen schlank und ruhevoll auf dem weißen Damast. Sie erlaubte ihnen kein aufgeregtes Spiel.

Nach einer Weile sagte sie mit einem Aufatmen: „Gottlob, heute kommt Onkel Gerhard!"

Jo schüttelte traurig mit dem Kopf. „Der ändert nichts, Mutter", sagte sie.

„Aber ich bitte dich, Vater kann doch nicht aus purem Trotz drunten wohnen bleiben! Damit alle Welt sieht: Torbecks haben sich entzweit! So etwas macht man doch innerhalb seiner vier Wände ab. Und dann: Vielleicht wird

er gar nicht gewählt, und dann wird er wieder vernünftig, und alles ist wie vorher." Ihr Glaube war ganz unerschütterlich.

„Es ist am besten, wir reisen bald", sagte Marga entschieden. „Schon aus Rücksicht für Schwanstedts, damit die nicht zu sehr in diese Unannehmlichkeiten verwickelt werden."

Sie fühlte sich schon halb als Glied der neuen Familie, das Auseinanderfallen der Ihrigen tat ihr kaum weh. „Ich habe eine Heimat, und Mutter und Jo sollen ihre Heimat bei mir haben, wenn es bis zum Äußersten kommt."

Ihr war merkwürdig leicht ums Herz. Durch den gewaltsamen Bruch gab der Vater ihr ja die Bahn frei zum Glück. Und was jetzt auch kommen mochte — über allem stand die selige Gewißheit: ich erreiche mein Ziel!

Gegen Mittag fuhr die Droschke vor, die den Superintendenten Janssen brachte. Frau Torbeck ging ihm freudig entgegen, und er küßte sie ritterlich auf die Wange.

Die Geschwister hatten viel Gleiches in der äußeren Erscheinung. Der Superintendent war schlank und sehr gut gebaut, auch seine Bewegungen zeigten die bewußte Ruhe und Abgemessenheit, die sich zuweilen zu steifer Grandezza steigerte. Sein Gesicht war schmal und hübsch geschnitten, und auch seine Augen waren liebenswürdig und leer. Um den Mund lag ihm der harte Zug eines kühlen Egoismus, und das war auch der Grundzug seines Wesens.

Er empfand sich selbst überall als der geistige Mittelpunkt, um den die andern bewundernd kreisten. Er setzte unbedingte Anerkennung seiner Überlegenheit als selbstverständlich voraus, und das gab ihm einen Schatten von Arroganz, den nur seine liebenswürdigen Formen dämpften.

Seine Frau sah in kritikloser Bewunderung zu ihm auf und widersprach ihm nie, und das hatte im Laufe der Jahre seine Unduldsamkeit noch gesteigert. Der einzige, der sich seinem Willen und seiner Bewunderung entzog, war sein einziger Sohn Markwart, und dies war der Grund zu schweren Mißstimmungen innerhalb in der Familie. Aber Janssen sprach niemals darüber, auch zu seiner Schwester nicht. Sein Hochmut duldete nicht, daß jemand wußte, daß sein Sohn sich gegen seine Autorität auflehnte. Nach außen sollte alles glatt und harmonisch aussehen.

Darum begriff er auch sofort der Schwester Not. Frau Torbeck sprach ungewöhnlich leidenschaftlich auf den Bruder ein, denn sie kannte seine starren Grundsätze und fürchtete heimlich, er könne von Marga eine Unterordnung unter den Willen des Vaters verlangen.

Aber Janssen war sehr ehrgeizig. Er war sehr entzückt von Margas Verlobung, die auch einen Abglanz auf ihn werfen würde, und außerdem glomm tief in seiner Brust etwas wie Rassenhaß gegen Torbeck, dessen kühle Ironie er stets gefühlt hatte, wenn er es auch nicht vor sich selbst eingestand, und dem er den einen Blick voll kalter Verachtung niemals verzeihen konnte, den Torbeck auf

ihn geheftet, als er einst auf dem Schreibtisch des Hofrats die Papiere zusammengeschoben und gesagt hatte: „Du willst also die Schulden deines Vaters nicht tilgen? Gut, so übernehme ich die Sache."

Die Worte waren ganz ruhig gesprochen, und trotzdem war es dem Superintendenten gewesen, als schlüge jedes einzelne ihm ins Gesicht. Und er wußte nun genau, daß zwischen ihm und dem Schwager eine unausgesprochene, eisige Verachtung stand.

Er hörte mit gesenkten Augen auf Frau Torbecks Bericht. Zuweilen hob er beschwichtigend die Hand. „Nicht so hastig, liebe Martha, langsamer, bitte." Und Frau Torbeck errötete und zügelte ihre Worte.

„Gerhard, ich bitte dich: ein Skandal! Wie entsetzlich für Schwanstedts und uns. Das mußt du verhüten, Gerhard."

Er nickte bekümmert. „Ein Skandal ist das Unangenehmste, was uns geschehen kann. Ich will mit Torbeck sprechen, und ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird —"

Er stockte etwas. Denn auf einmal stand der Mann in seiner ganzen lebendigen Energie vor ihm.

Er runzelte die Brauen. „Es wird mir schon gelingen", sagte er zuversichtlich, und die Schwester sah ihn dankbar an. Sie zweifelte nicht an seinem Sieg.

„Geh gleich zu ihm, bevor er vielleicht wieder verreist. Veranlasse ihn vor allem wieder hierher zu ziehen, das ist einstweilen die Hauptsache. Das übrige findet sich dann." Sie drängte ihn zur Türe. „Um halb zwei essen wir, Gerhard, lebwohl solange."

Janssen saß mit einem leisen Unbehagen im Wagen, und daß er dies Unbehagen fühlte und nicht leugnen konnte, das machte ihn noch schroffer. Er kniff die Lippen aufeinander und reihte wohlüberlegte und treffsichere Sätze vor sich auf. Als der Wagen hielt, hatte er sich wieder vollkommen gefaßt und war sich seiner Überlegenheit bewußt.

Er ließ sich nicht melden und klopfte gleich an Torbecks Privatbureau. Als er eintrat, arbeitete der Rechtsanwalt mit gesammelten Sinnen an seinem Schreibtisch, und auf seinem Gesicht lag der Schein eines befreiten und glücklichen Lächelns. Es war still und klar in ihm, er war mit sich einig.

Als er dem Schwager ins Gesicht sah, zuckte sein Gesicht weder in Spott oder Ärger, dies lag nun alles für immer hinter ihm. Janssen war ihm ein Mensch, fremd und gleichgültig wie irgend ein anderer.

Nur eine starke Abwehr gegen jede Störung war in ihm, und darum wollte er, was er zu sagen hatte, kurz sagen: Er bot dem Schwager nicht die Hand und wies ihm keinen Sitz. Er stand selbst rasch und lebhaft auf.

„Es ist mir lieb, daß ich mit dir sprechen und dir meine Entschlüsse mitteilen kann. Dir gegenüber kann ich das ganz geschäftlich tun. Ich habe die

feste Absicht, mich von meiner Frau scheiden zu lassen. Gründe und Rechtfertigungen bin ich dir nicht schuldig, und sie versteht sie doch nicht. — Ich habe die Sache durchdacht. Die Villa bleibt ihr, dazu eine Rente, von der sie leben kann wie bisher. Das Vermögen lege ich für meine Töchter fest. Und nun bin ich quitt und will allein meine eigenen Wege gehen."

Er hatte ganz leidenschaftslos gesprochen, wie einer, der flüchtig auf etwas zurückschaut, das weit, weit hinter ihm liegt.

Janssen fühlte ein Zittern in der Kniegegend, er hielt mühsam seine Haltung aufrecht. „Scheiden —?" sagte er tonlos. „Scheiden —"

Torbeck ging auf den Einwand nicht ein.

„Ich bleibe hier unten, unsere Wege brauchen sich nicht zu kreuzen; ich nehme die sogenannte „Schuld" auf mich. Das übrige wird rechtlich geordnet werden. Und nun bitte ich dich: geh, ich bin stark beschäftigt!"

Er wies auf den Schreibtisch.

Da besann sich Janssen. Er besann sich auf seine Mission und darauf, daß jetzt der Augenblick, der einzige vielleicht, gekommen war, in dem er den Schwager ducken konnte. Er reckte sich und setzte umständlich zum Sprechen an.

Torbeck kam ihm zuvor. Er machte eine sehr energische und abschließende Gebärde. „Bitte! Lassen wir alle theoretischen Erörterungen, sie sind fruchtlos und ermüden mich, und ich brauche meine Zeit und Kraft. Du stehst hüben, ich drüben, zwischen uns ist ein Strom, über den es keine Brücken gibt, und gäbe es sie, ich ginge nicht darüber. Du kennst meine, ich deine Ansichten, was wir gegenseitig voneinander halten, ist ja gleichgültig, mir wenigstens! Also bitte, spare uns die Umstände!"

Janssen war tief empört. „Du willst dich scheiden lassen, du zerreißt das Band deiner Ehe in dem Augenblick, wo es dir lästig wird?! Das ist unmoralisch! Das ist unethisch im höchsten Maße!"

„Bitte," sagte Torbeck ganz ruhig, „wir wollen keine Prinzipienfragen erörtern. Ich bin alt genug, um mir eine selbständige Lebensanschauung gebildet zu haben. Ich habe andere Deutungen für den Begriff „Moral" als euresgleichen."

„Und was soll aus Martha und den Kindern werden? Es ist undenkbar, daß du sie verstößt."

„Wozu die starken Ausdrücke? Es wird sich alles glatt ordnen, ich werde ihr möglichst jede Aufregung ersparen. Sie kann ihr Leben ganz ungestört weiterführen, sie hat einen neuen, selbstgewählten Verwandtenkreis, in dem sie ohne Zweifel sehr glücklich sein wird. Mich wird sie kaum vermissen, denn eine innere Gemeinschaft bestand zwischen uns schon seit Jahren nicht mehr. Es liegt alles höchst einfach."

„Aber der Skandal!" sagte Janssen erstickt.

Torbeck runzelte die Stirne. „Verschone mich gütigst mit diesen Argu-

menten! Einmal brachte ich Opfer, um einen Skandal zu vermeiden, das ist nun vorbei. Wenn sie den Eklat fürchteten — nun, so hätten sie mich nicht zum Äußersten treiben sollen. Und im übrigen: es ist gut so. Sie gehen ihren Weg, und ich habe nicht das peinliche Gefühl, sie zu hemmen. Diese Lösung ist für alle Teile die glücklichste."

Janssen bewegte die Lippen, er fühlte sich vollkommen machtlos, nur eine ohnmächtige Wut gärte in ihm, es beleidigte ihn, daß Torbeck über seine eigene Person hinweg ging und ihn nur als zufälligen Vermittler ansah.

„Und die Verachtung der Menschen, die ist dir gleich?"

Torbeck zuckte lächelnd die Achseln, er antwortete gar nicht.

„Ich — ich —"

Torbeck sah ihn voll an. Da stockte er.

„Deine Meinung, mein Lieber, spielt gar keine Rolle. Denke, bitte, von mir, was ich von dir dachte, in der Stunde am Schreibtisch deines Vaters. Mir liegt daran, mit euch allen quitt zu werden. Ich will los von euresgleichen, ehe ihr mich ganz in den lauwarmen Morast euerer Lebensanschauungen gezogen habt."

Es klopfte hastig. Torbeck erschrak, seine Nerven gehorchten ihm nicht mehr völlig.

Der Bureauchef trat erregt ein, er war blaß.

„Herr Doktor, eben kommt die Nachricht, daß sich der alte Huber ertränkt hat. Er hat zu seiner Wirtin gesagt, er hielte das Nichtstun nicht mehr aus, oder er endete noch beim Alkohol."

Torbecks Gesicht war ganz blutleer, seine Augen blickten starr auf die Wand, um seinen Mund lag ein gequälter Zug. „Wieder ein Opfer", dachte er, und eine drückende Trostlosigkeit war in ihm. „Einer, den ich gefällt habe."

Er preßte die Zähne auf die Unterlippe und atmete schwer, die Nachricht hatte ihn hart getroffen. Er faßte sich mit Anstrengung. „Meyer, sorgen Sie für alles. Blumen, Kränze, ich möchte ein sehr anständiges Begräbnis für den treuen Alten. Erkundigen Sie sich nach der Begräbnisstunde, ich werde auf alle Fälle kommen und hoffe dasselbe von meinem ganzen Personal."

Meyer ging. Da erst besann sich Torbeck auf die Gegenwart des Schwagers.

„Wir sind doch fertig?" fragte er gleichmütig und setzte sich vor seinen Schreibtisch.

Janssens Augen flammten, sein Atem ging rasch. „Du folgst dem Sarge eines Selbstmörders? Solch ein Beispiel willst du dem Volke geben? Ist das deine politische Mission?"

Er trat näher.

Da stand Torbeck ruhig auf und ging an ihm vorbei ins Nebenzimmer, er schloß die Türe ohne Hast und ohne Geräusch hinter sich.

Janssen wurde blaß bis in die Lippen, er empfand die völlige Niederlage

wie eine Schmach, er wußte nun, daß keines seiner Worte bis zu Torbeck heranreichte, daß der völlig unberührt darauf hörte, wie etwa auf das lästige Kläffen eines Hundes. Seine Eitelkeit war schwer getroffen, und seine Wut kristallisierte sich in dem heißen Wunsche, diesen Mann ein einziges Mal tief gedemütigt zu sehen.

Er ging, und seine Hände waren in den Manteltaschen krampfhaft geballt.

Frau Torbeck kam ihm auf dem Vorplatz entgegen.

„Nun?" fragte sie gespannt und half ihm selbst aus dem Mantel. Er hatte sich noch nicht völlig in der Gewalt.

„Gleich. Lasse ruhig anrichten, ich erzähle es bei Tisch." Als sie zögerte, sagte er: „Es schadet nichts, wenn Marga und Jo alles hören."

Sie drückte auf einen elektrischen Knopf, und er strich sich mit dem Taschentuch immer wieder über die hohe, faltenlose Stirne.

Marga und Jo setzten sich schweigend. Sie erwarteten gar nichts von des Onkels Einfluß auf den Vater, sie wußten, daß der Abschluß unwiderruflich da war.

Frau Torbeck bemeisterte ihre Ungeduld, aber zwischen jedem Löffel Suppe, den sie zum Munde hob, warf sie einen raschen fragenden Blick auf den Bruder. Der lehnte sich im Stuhle zurück.

„Ich habe ihm gesagt, daß seine Ansichten unmoralisch sind und seine Lebensanschauungen unethisch." Er fühlte nur sich selbst, hörte nur sich selbst, und während er sprach, wandelte sich ihm das Bild der Szene vollkommen, und er empfand sich als Sieger, und nur das erschien ihm wichtig, was er selbst gesagt hatte.

„Gründlich habe ich ihm die Meinung gesagt, auch über seine politische Mission."

„Und was hast du erreicht?" fragte Frau Torbeck.

Er sah sie überrascht an, er liebte Unterbrechungen nicht. „Auch über einen andern Fall habe ich ihn aufgeklärt, es handelte sich um einen Selbstmörder —"

Marga legte ihren Löffel hin.

„Was er gesagt hat, möchten wir wissen? Was läßt Vater uns sagen?"

Er war einen Augenblick so verblüfft, daß er ihr gehorsam antwortete —: „Er will sich scheiden lassen."

Ein lähmendes Entsetzen legte sich auf alle, das Wort wirkte grausam.

„Scheiden lassen —" Niemand wagte laut zu atmen. Also er wollte wirklich von ihnen gehen, für immer — Es sollte keine Gemeinschaft mehr sein zwischen ihnen — Das war doch ganz undenkbar — Das konnte er doch nicht wollen. Ein schmerzhaftes Staunen war in ihnen.

Die große Stille lag vor Janssen ausgebreitet, wie vor einem Rennpferd die weite Bahn, er stürzte sich auf die Stille mit großen tönenden Worten, denn

er gehörte zu den Menschen, die sich vor der Stille fürchten, weil Gedanken in ihr sind.

„Ihr könnt euch denken, wie ich ihm die Meinung sagte, wie empört ich über diese Roheit war. Euch einfach beiseite zu schieben, weil ihm das so paßt! Es ist unglaublich! Wo bleibt da Sitte und Religion?"

„Und er?" fragte Jo dringend. „Was sagte er?"

Janssen machte eine großartige Handbewegung. „Er wurde geschäftlich. Er sorgt tadellos für euch, darin war er sehr large, wirklich anständig!"

Jo sah ihn staunend an. „Das ist mein Vater stets!" sagte sie mit bebender Stimme. Sie haßte auf einmal den Mann, der es wagte, den Vater abzuurteilen.

Janssen sah sie überlegen an. „Du bist jung, liebes Kind, deine Gesinnung ehrt dich, gewiß." Er wandte sich zu der Schwester, die schweigend und fassungslos auf ihn sah.

„Wie findest du z. B. dies: Euer alter Bureaudiener hat sich das Leben genommen. Da läßt er ihm ein großartiges Begräbnis ausrichten, will selbst folgen, verlangt es auch von seinem Personal — sag' mir: Wie findest du das?"

Frau Torbeck gehorchte seinem überlegenen Willen und dachte nach, dann sagte sie mit kleiner Stimme: „Ich täte das nie. Selbstmord ist ein abscheuliches Verbrechen. Er sollte einem Selbstmörder nicht folgen, nein, das sollte er nicht."

Janssen nickte. „Das ist auch meine Meinung, ich bin auch, solange ich im Amte bin, noch nie einem Selbstmörder gefolgt. Und werde das weiter so halten."

Marga richtete sich auf, ihr Atem flog: „Und ich, ich finde es wundervoll von meinem Vater, daß er so groß denkt und einem Menschen, der ihm so treu gedient hat, die letzte Ehre gibt!"

„Ja", sagte Jo und sah aus klaren, ernsten Augen auf Janssen.

Der lächelte nur leicht. „Moderne Ansichten, ihr seid also auch davon angekränkelt. Na, es ist ja kein Wunder —" Er lachte vielsagend. „Ich jedenfalls bleibe bei meinen —"

Frau Torbeck schüttelte den Kopf. „Scheiden", sagte sie, „scheiden. Was denkt er nur? Das geht doch nicht. Er wird sich besinnen. Nicht wahr, er wird sich besinnen?" Ihr Blick ging angstvoll in der Runde.

„Wenn ich ihn nicht habe umstimmen können —" sagte Janssen. „Ich glaube schwerlich. Du wirst dich an den Gedanken gewöhnen müssen. Ich bin natürlich von Berufs wegen gegen Scheidung, aber praktisch gedacht: in diesem Falle ist es kein Unglück. Wenn man so wenig übereinstimmt. — Es ist doch besser, als daß er euch unglücklich machte —"

„Eine geschiedene Frau —" Frau Torbeck preßte die Hand auf die Augen. Sie sah nur Schande und Verachtung für sich. „Ich kann doch nicht als geschiedene Frau leben? — Daran habe ich niemals gedacht, das ist entsetzlich. Kein Mensch wird mehr mit mir verkehren wollen."

Marga dachte staunend: So war auch ich noch vor einigen Tagen. Es ist noch nicht lange her, da erschien mir das Nichtverkehrenwollen der Leute als höchste Schmach.

„Mutter," sagte sie zärtlich, „du hast doch uns und Schwanstedts und Onkel Gerhard und Tante Emma. Die andern werden sich doch zu dir finden."

Frau Torbecks Augen wurden heller. „Ja, vielleicht wegen Schwanstedts, es ist ein Glück, daß wir die haben. Aber es ist doch schrecklich, daß er sich scheiden lassen will."

„Du stehst doch nun unter meinem Schutze", sagte Janssen tröstend. „Du bist doch nicht verlassen."

Die Speisen standen unberührt auf dem Tisch. Jo stand auf.

„Wir dürfen doch gehen, Mutter?"

Die nickte gedankenlos.

Sie erhob sich und ging mit dem Bruder in ihr Zimmer, das auf der andern Seite des Eßzimmers lag. Er nahm die Mittagszeitungen auf, die auf einem maurischen Tischchen neben den Mokkatassen lagen

Er ließ das Blatt jäh sinken und verfärbte sich. Dann reichte er es schweigend der Frau. Sie folgte seinem langen weißen Finger und las:

„Es verlautet, daß Doktor Torbeck sich scheiden lassen will, da seine Ansichten mit denjenigen seiner Angehörigen nicht mehr übereinstimmen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Verlobung der Tochter mit dem Sohne des höchsten Regierungsbeamten dazu den Anlaß gegeben."

Das war Torbecks letzte Waffe, das war die verzweifelte Tat, mit der er sich das Vertrauen seiner Wähler retten wollte. Er hatte nun das letzte geopfert und wartete auf den Sieg, der ihm alles wieder vergelten sollte.

Frau Torbeck weinte hilflos vor sich hin.

„Ihr reist am besten gleich", sagte der Superintendent mit merkwürdig trockener Stimme. Er dachte an seine exponierte Stellung und an die Staatskarriere seines Sohnes. Dieser Skandal war ihm höchst peinlich. Sie nickte gehorsam. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie sich verkriechen vor all den neugierigen Augen.

II. Teil.

1. Kapitel.

Der Paßweg stieg in unzähligen Windungen zur Kammhöhe, um sich von dort in steilem Abfall in das jenseitige Alpental zu senken. Zuerst steigt der schmale Pfad durch dunkle Forsten und lauscht auf das dumpfe Raunen der alten Wettertannen, dann drängt er sich zwischen grünen Alpenmatten hindurch, die ihren starken, süßen Duft ausatmen, er klettert über schwarze Geröllhalden, die sich düster und tot bis zu den grünlich schillernden Gletschern dehnen, die bis zu den silbernen Firnenhäuptern steigen.

Zuweilen zwängt sich der Weg zwischen gewaltigen Felsenmauern hindurch, die drohend auf ihn herabstarren, zuweilen erobert er sich einen schmalen Raum, dicht am Abgrunde. Und drunten in der Schlucht tosen und heulen die weißschäumenden Wildbäche, und drüben am schroffen Hang donnern die Wasserstürze aus der klaffenden Brust des Berges heraus.

Es ist ein dunkler, drohender Tag. Droben auf dem weißen Bett des ewigen Schnees schläft der Sturm, dunkle Wolkenfahnen umhüllen sein Lager und schlagen schwarze Schleier um seine Ruhestatt. Zuweilen stöhnt er im Schlafe, dann antwortet ein heulendes Echo im Grunde, die Wetterfahnen beugen sich ächzend und stehen dann regungslos und warten auf den nächsten Atemzug des Sturmes; die schwarzen Wolkenschwaden lösen sich und flüchten hastig und bleiben an einer schroffen Felsenzinne oder in den dürren Armen der Tannen hängen. Und es braut und brodelt auf der Höhe, die Dämpfe steigen unablässig und ziehen schwer über das Gebirge, und immer häufiger heult der Sturm im Schlafe. Die ganze Natur atmet bang und wartet bebend auf das Erwachen des Herrn.

Dicht über dem Saumpfade, an der Stelle, wo das Feld jäh in die grausige Tiefe steigt, wölbt sich ein mächtiger Granitblock und bildet ein natürliches Dach, das ein kleines bemoostes Plätzchen schirmt.

Steil an die Felswand gelehnt sitzt Torbeck und schaut ohne Schwindel in die Tiefe und ohne Grauen auf den werdenden Kampf ihm zu Häupten.

„Ein Sturm kommt", denkt er, aber er rührt sich nicht, um ihm zu entfliehen. Eine sehnsüchtige Freude ist in ihm, er wartet mit Spannung auf das Entladen der Titanenkräfte, die noch zögernd verharren, als erwögen sie die Kampfesweise.

Er freut sich auf den verderbenbringenden Stoß, der über das Gebirge fegen wird, daß die Felsen zittern und die alten Tannen splittern und die Gletscher tückisch knistern —

Vielleicht trifft auch ihn der Stoß und rüttelt ihn auf aus seiner stumpfen Gleichgültigkeit und reißt ihn empor und schleudert ihn — ins Leben oder in den Tod —

Torbeck nahm den Filzhut vom Kopfe und bot die freie Stirn dem kühlen Luftzuge, der von der Höhe strich. Er atmete tief, aber der Druck löste sich nicht von seiner Brust, der Druck, der auf ihr lastet, seit vielen Wochen — seit das Leben ihm leer geworden ist, ganz leer —

Sein Gesicht war alt geworden und müde. Über seinen Brauen wuchtet ein schwerer Gram, und wenn der Mund zuckt, dann ist es in Bitterkeit und Hohn, seine Augen blicken gleichgültig, kein blauer Strahl des Zornes oder der Begeisterung sprüht auf in ihrem Grunde.

Er ist müde vom Leben. Er liebt es nicht mehr, seit es ihn betrogen hat,

er trägt es wie eine schwere, widrige Last. Seine Kraft und sein Glaube sind gebrochen. —

Und immer wieder kehren die matten Gedanken zu dem einen Tag zurück, an dem er ein Bettler geworden ist, ein Bettler an der Seele, das war der Tag, an dem sein Hoffen zusammenbrach, an dem er zurückgeworfen wurde in sein Leben voll öder Arbeit, ohne Ziel, ohne Lebensinhalt.

Er war nicht gewählt worden, er war unterlegen, die Gegenpartei hatte gesiegt —

Warum? Warum?

Immer wieder grübelte er über die Gründe, und die Nüchternheit seines Verstandes hatte sich getrübt, er verstieg sich zu qualvollen Erwägungen.

Margas Verlobung —, ja das war wohl ein Grund, ein wichtiger. Nicht für die starken, begeisterten Parteigenossen, aber für die, die noch schwankten, für die Mitläufer, die sahen in ihm wohl einen Überläufer, der aus einer anderen Welt kam, die flauten ab, die gaben ihre Stimme der Gegenpartei, weil sie nicht für die Sache, sondern für die Persönlichkeit stimmten.

Diese hatte er zuerst wohl mitgerissen, mit seinen starken Worten, da war sein Anhang groß gewesen und sein Sieg sicher, aber dann, als all die Hemmungen kamen —

Er stützte die geballte Faust auf das Knie und starrte auf die weiße, brodelnde Wassermasse in der Schlucht.

Und hatte seine letzte, verzweifelte Tat ihm genützt? Hatte es nicht vielleicht Antipathie geweckt bei den Gemäßigten, Bedachtsamen, daß er sich öffentlich von Weib und Kind lossagte? Erschien er ihnen nicht etwa als brutaler Gewaltmensch? Vielleicht hatte dieser letzte, gewaltsame Schritt, dieser Bruch mit seinem bisherigen Leben, ihm nur geschadet?

Wer kennt all die dunklen Strömungen der Volksseele, all die unklaren Empfindungen, die das Für und Wider bestimmen? Er hatte sie vielleicht im Allerheiligsten, im Familiensinn, verletzt, so daß sie scheu vor ihm zurückwichen —

Und er hatte doch nur an die große Sache gedacht und gemeint, ihr recht zu dienen, indem er sich frei machte, um ihr allein zu gehören mit Leib und Seele.

Er war mißverstanden worden. Die meisten wohl, die große Masse, die hielt zu ihm, weil sie zur Partei standen, aber die wenigen, die doch den Ausschlag gegeben, die wandten sich den andern zu.

Es war eine Niederlage um einige Dutzend Stimmen — —

Torbeck strich sich über die Stirne und schloß die Augen.

Vielleicht war es auch nur ein heimtückischer Zufall ohne Sinn und Begründung, der aus dem Dunkel des Schicksals grell emporzuckte. — Vielleicht waren alle Gedanken und Erwägungen müßig, der Zufall war ein lächerlicher, aber mächtiger Sieger. — Er trug die Narrenkappe tief in der Stirn, damit man

den Totenschädel darunter nicht sah. Aber er hatte sicher gezielt: Mitten ins Herz hat er ihn getroffen.

Von der Stunde an war seine Lebenskraft gebrochen, verdorrt, eine müßige Gleichgültigkeit hatte sich über sein Wesen gebreitet, er war wie gelähmt. Und so schwer und ungefüge wie die Bewegungen seiner Glieder waren auch seine Gedanken geworden.

Sie waren stehen geblieben vor dem großen Hindernis: Was nun? Und kamen nicht darüber hinweg.

Zurück in die alte Tretmühle? Geld verdienen, im Auto zwischen dem Bureau und der weißen Villa hin- und herfahren, die wohlzubereiteten Brötchen aus den schlanken, lässigen Händen nehmen, den Brautvater spielen mit Rührung und Humor, abends zu gleichgültigen Gesellschaften fahren, Skat spielen, über die einstigen politischen Ambitionen witzeln.

Ah — Verleugnen, was heiß ersehnt, vergessen, was sein Heiligstes gewesen, darüber lächeln, es herunterreißen in den Alltag — Und ein satter Philister werden, wie die andern, das öde Leben weiterschleppen — indes draußen irgendwo der Kampf tobte, indes jede Fiber zuckte in Sehnsucht nach der großen Aufgabe. —

Nein. Zurückgehen konnte er nicht mehr. Sich bewußt in den seelischen Tod stürzen, das wollte er nicht. Und wenn er denn nicht vorwärts konnte zur Höhe, so wollte er vor dem großen Hindernis stehen bleiben und mit den Händen daran rütteln, mit dem Kopf dagegen rennen — nur nicht umkehren, lieber zerschellen. Er fühlte den eisernen Trotz, der ihn aus der basse classe zu seiner festen sozialen Stellung geführt, und sie in dem Augenblick aufgegeben, als sie dem neuen Ziel im Wege stand.

Seine Frau hatte ihm geschrieben, aus Rom. Er hatte spöttisch gelächelt, als er das schmale, elegante Kuvert in der Hand hielt, denn er wußte seinen Inhalt im voraus. Sie schrieb auch wirklich fröhlich und naiv: „Welch ein Glück, daß sie Dich nicht gewählt haben, nun wird alles wieder gut werden, nun kehren wir im Herbst zu Dir zurück, bis dahin hat sich Dein Zorn und das Gerede der Leute gelegt."

Er hatte den Brief beiseite geschoben, er hatte nicht einmal mehr gelächelt, und er hatte ihn auch nie beantwortet. Was sollten ihm diese Menschen, denen sein Schmerz Freude war?

Die waren ja längst abgetan. Er suchte sie nicht mehr mit den Gedanken.

Auf der Höhe erwachte der Sturm und riß gewaltsam die Wolkenfahnen auseinander, um seinen Kampfplatz zu betrachten, dann schleuderte er sie von sich, und aus der brodelnden Tiefe stiegen neue Schwaden, die er heulend zusammenballte und über das Gebirge jagte. Noch war sein Treiben ein wüstes Spiel, aber die Tannen zitterten und raunten sich leise Abschiedsworte zu, und die Felsen reckten sich starrer, um den Kampf zu bestehen.

Vor Torbecks Augen stand eine düstere Nacht, die Wochen hinter ihm lag und ihm doch lebendig war. Der Regen klatschte gegen die Scheiben, und der Wind rüttelte an den Fensterrahmen, und seine Stimme war wie Hohn. Er ging in seinem Privatbureau auf und ab und starrte stumpfsinnig auf die Kokosmatte, die unter seinen Schritten knisterte. Er dachte nichts, er fühlte nur mit jeder Fiber die große Öde seines Daseins. Da war nichts, was seinen Willen spannte, nichts, das seine Kraft reizte, nichts, das ihm jubelnde Freude oder schwere Trauer gab. Nichts.

Er war unbewußt vor einem schmalen Eckschränkchen stehen geblieben, mechanisch hatte er den Schlüssel gedreht. Im Dunkel des Schrankes blinkten einige Flaschen; alter, dreigestirnter Kognak. Da hatte er gelächelt, und seine Hand hatte über den kühlen Leib der Flaschen gestrichen. Hier war ja Vergessen. Viele griffen darnach in solcher dunklen Stunde. Warum nicht er? Warum sollte er in dieser Nacht nicht das Erbe der Mutter antreten?

Da hatte er mit ruhiger Hand den Schlüssel gedreht. Nein, so feige war er doch noch nicht geworden, daß er sich betäubte, nur um den Schmerz nicht ganz auszukosten, um ihm aus dem Wege zu gehen. Er wollte den Gedanken standhalten, ihnen Rede stehen. Warum kamen sie nur nicht? Warum spürte er nichts weiter als diese grausige Leere?

Das Zimmer wurde ihm zu eng. Die Decke wuchtete auf ihm, und die warme Luft erstickte ihn. Da war er hinausgegangen in die eisige Nacht. Der Regen hatte sein Gesicht gepeitscht, der Wind an seinen Kleidern gezerrt, es war ihm, als ließe die Natur ihren wütenden Hohn auf ihn niederprasseln.

Und er hatte an seine Kindheit gedacht, an die einsame Nacht, da er den würgenden Händen der Mutter entschlüpft war und auf dem Steinhaufen genächtet, und da er sich gelobt hatte: ich komme hinauf.

Und dann sah er vor sich das dunkle Bett eines Stromes, er sah die Fluten nicht, er hörte nur ihr hastiges Jagen, ihr gieriges Drängen, er hörte, wie der Regen auf die Wogen klatschte, und wie Steine sich unter seinen Füßen lösten und hell aufschlugen.

Da war eine tiefe Müdigkeit über ihn gekommen und mit ihr ein sehnsüchtiger Gedanke nach Ruhe. Er hatte dicht am Ufer gestanden, und seine Gedanken waren wieder kühl und scharf.

„Ich brauche nur zu wollen — es ist ein kleiner Entschluß. — Aber ich bin zu alt dazu. — Nur wenn man jung ist, wirft man das Leben weg, wenn es nicht hält, was es verspricht. — Mit weißem Haar ist das eine Farce, da muß man im Trott des Droschkengauls weitergehen. —"

Der Sturm heulte gellend auf, wild antwortete ihm das Echo der Berge. Er rannte mit Titanenkraft gegen die Felsenbrust des Gebirges, er stampfte mit den Füßen die Gletscher und fegte den Firnenschnee.

Torbeck hörte über sich eine alte Tanne splittern, er hörte, wie der stürzende

Baum rauschend die Äste der Brüder streifte. Es war ihm, als bebte das Felsendach über ihm.

Da stand er auf und trat in den Sturm hinaus, der faßte spielend seinen Lodenmantel und riß ihm den Hut vom Kopfe und wirbelte ihn in die Tiefe, wo er als dunkler Fleck einen Augenblick auf dem weiß schäumenden Gischt tanzte. Torbeck sah ihm nach. Er hielt sich mühsam gegen den wütenden Anprall, und er fühlte, wie die Mattigkeit aus seinen Gliedern wich, wie die Sehnen sich strammten und die Muskeln spielten.

Und sein Geist streifte die wehen Erinnerungen ab und wurde hell wach und sah nur die Wirklichkeit, und die war Kampf. Sein Gesicht verlor den schlaffen Zug, in seinen Augen war wieder das blaue Leuchten. Er fühlte ein leises Staunen. Er war noch nicht ganz alt und morsch. Es lebte noch immer Kraft und Energie in ihm, die wach wurde, wenn es zum Kampfe ging?

Er drückte die Brust heraus und nahm den Mantel fest um den Körper. Gewaltsam erkämpfte er sich Schritt um Schritt auf dem schmalen Pfad zwischen Fels und Abgrund. Aber der Sturm stemmte sich gegen ihn und wehrte ihm das Schreiten, er zog und zerrte ihn zur Seite, raufte ihm das Haar und schleuderte ihm scharfe Regenschloßen ins Gesicht, die ihn blendeten und betäubten.

In dem Manne war nichts wie Trotz, jede Bewegung war gesammelte Energie.

Er sah auf den Weg und auf seinen Fuß, damit er nicht strauchelte, und strebte unbeirrt vorwärts. Der Sturm griff ihn von allen Seiten an und umtollte ihn wie eine heulende Bestie. Irgendwo im Gebirge hörte er ein dumpfes Donnern. Seine Gedanken irrten nicht von seinem Ziel, er überlegte nicht, ob das eine Lawine war oder Steinschlag. Er wußte nur, daß er vorwärts wollte, und daß das Unwetter ihn nicht zerbrechen durfte.

Der Regen fiel so dicht, daß auf dem Pfad rasche Bäche talab schossen. Torbeck fühlte, daß seine Kleider ganz durchnäßt waren. Er ging sicher vorwärts und bog sich kaum vor dem Sturm. In ihm war eine tiefe Freudigkeit. Zum ersten Male seit langer Zeit fand er das Leben wieder schön, weil er seine Kraft fühlte. So war ihm zumute gewesen, als er vor den vielen Tausend wartenden Augen gestanden hatte. — Da hatte er dasselbe Gefühl der konzentrierten Energie gespürt.

Ihm zur Seite dehnten sich schwarze Schutthalden, gewaltige Felsblöcke lagen darüber verstreut wie Marksteine. Torbeck sah dicht neben sich einen Gedenkstein mit Namen und Datum. Ein Erdrutsch hatte vor Jahren hier Menschen und Herden verschüttet.

Er blieb stehen und sah über den düsteren Hang, über den die Wolkenfetzen jagten und den der Regen peitschte. Es mußte schön sein, ein so stolzes, einsames Grab zu haben, auf dem in den Nächten der Sturm tanzte, daß man das

Stampfen seiner Füße fühlte und bis in Ewigkeit das gewaltige Lied hörte von der Urkraft des Lebens, die niemals stirbt, die sich mit jedem Tage neu gebiert. —

Torbeck ging langsam weiter. Er wußte, auf der Paßhöhe stand ein Gasthaus. Er sehnte sich nicht nach dem Schutze eines Daches, hier draußen in der wild bewegten Natur kamen ihm die Gedanken lebendiger, und es war ihm, als könne er wieder hoffen, daß auch seine Kraft nicht unverbraucht verebben würde im Alltag, als müsse doch noch einmal die Stunde schlagen, die sie auslöste zur großen Tat. Der bittere Zug um seinen Mund löste sich, er sah wieder jugendlich und froh aus.

Da hob sich zwischen dem grauen Gestein die fahle Mauer des Hotels dicht vor ihm. Immer wieder tollten die Wolken vor ihm her und verbargen ihm sein Ziel, aber er wußte nun, daß es nahe war. Dann stand er auf den Stufen, und ein Regendach schirmte ihn vor den Regengüssen, irgendwo kläffte ein Hund.

Ein Gefühl war in ihm wie Bedauern, daß er nun von dem wilden Leben da draußen scheiden und sich unter die niedrigen Dächer der Menschen bücken mußte.

Die Fensterläden waren fest geschlossen, um das tolle Lärmen des Sturmes auszuschließen. Torbeck öffnete die schwere Türe, ein warmer Dunst von Menschen und Speisen quoll ihm entgegen und widerte ihn an.

Flinke Hände nahmen ihm den nassen Mantel von der Schulter. Dann war er allein in einem warmdurchheizten Zimmer, und wie er die nassen Kleider abstreifte, kam das Gefühl eines stillen Behagens über ihn, es kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß seine Glieder eiskalt waren. Und mit der wohligen Wärme kam eine weiche Müdigkeit über ihn, er dachte nicht mehr an den Sturm, der ihn draußen lockend und werbend rief, er sah nur das weiße Lager und wußte nur, daß er heute wieder schlafen würde tief und traumlos, ohne Nervenbeben, wie er lange nicht mehr geschlafen hatte.

Nach einer Stunde weckte ihn ein tiefer Gongton, der durch das Haus schallte. Er erwachte und fühlte sich frisch und fröhlich. Es war ihm, als sei alles hinter ihm versunken. Nur der Augenblick hatte recht, die Zukunft war ihm fern und gleichgültig. Der Sturm hatte ihn dem Leben wiedergegeben.

Auf dem Stuhl lag ausgebreitet ein Anzug, der ihm die nassen Kleider ersetzen sollte. Er mochte dem Wirt gehören.

Torbeck betrachtete ihn voll Humor, und es kamen ihm rasche bunte Erinnerungen an die Fahrten seiner Jugend, da er auch zuweilen wegmüde in einem Gasthaus an der Straße gerastet und die Kleider des Wirtes getragen, indes die seinen am Herde trockneten.

Er lächelte, und das Lächeln blieb um seinen Mund. Und wie er die fremden Kleider anzog, war es, als nähme er eine neue Rolle auf sich, die nichts gemein hatte mit ihm und seinem Schicksal.

Alle Schwere wich von ihm, er fühlte einen jähen Übermut in seinem Blute. Es war die starke Reaktion auf die Wochen der tiefsten Gleichgültigkeit, es war

das erwachte Bewußtsein seiner kraftvollen Männlichkeit, der das Leben noch unendlich viel schuldig geblieben.

Auf dem Gang scholl Lachen, helles, weiches, dazwischen behagliches, tiefes, dann Stimmen, ermahnende, die nicht durchdrangen, das Laufen hastiger Schritte.

Torbeck öffnete rasch die Türe und stand in einer Gruppe von Menschen, deren Lachen ihn umgaukelte und ansteckte. Er sah seltsame Gestalten in seltsamer Gewandung, und er wurde sich der eigenen Komik in dem viel zu weiten Anzuge bewußt, und er lachte mit den andern, so herzlich und übermütig, daß sich ihm die Fesseln seines Wesens lösten. Und doch war ein heimliches Staunen in ihm, daß er so lachen konnte. Das hatte er nicht gewußt, und es war lange her, daß er sein eigenes Lachen gehört hatte.

Ihm gegenüber an der Wand lehnte in nachlässiger Haltung eine Frau und sah über die Köpfe der andern hinweg auf ihn mit einem seltsam aufreizenden, zwingenden Blick. Und sofort antwortete etwas in seinem Blute diesem Blick.

Er wußte ganz klar, es war eine dunkle Strömung, eine Regung, die dem Manne Torbeck, der vor einer Stunde mit dem Sturme gerungen und mit dem Leben gehadert hatte, fremd und ganz unmöglich gewesen wäre — aber der war auch nicht hier, er hatte das bestimmte Gefühl, als sei er von seinem eigentlichen Ich losgelöst. In diesem dämmerigen schwülen Hausflur, zwischen diesen lachenden Menschen war es ihm natürlich, daß er den Blick der Frau erwiderte.

Und wie sie lächelte, erschrak er doch. Aber hier war ja Vergessen — auch Leben — anders als er bisher es sich erträumt, aber vielleicht löste auch dies Leben die gebundenen Kräfte seines Wesens aus. Er fühlte ein unruhevolles Drängen und Tosen in seinem Blute.

Und während er auf die lauten Stimmen hörte und zuweilen eine Frage nach seinem Weg, seinem Ergehen und seinem Reiseziel beantwortete, betrachtete er die Frau mit ruhigen, heißen Blicken.

Und sie hielt lächelnd seinen Augen stand und reckte sich höher und sah ihn mit wartenden, verschleierten Augen an, die wußten, daß sie gefiel. —

Und der Mann sah in diesen Augen und dem vollen breiten Mund, daß er nur die Hand ausstrecken brauchte.

Es war eine matte Abwehr in ihm gegen ein Abenteuer, das so schleichend und so schwül sich ihm nahte, und doch fühlte er das sehnsüchtige Brennen in seiner Brust, das ein Ereignis wollte, ein Erleben, etwas, das die müde Stille endete und die faulgewordenen Gefühle anfachte.

Der Gongton ging wieder durch das Haus, die Gruppe setzte sich in Bewegung nach der breitgeöffneten Türe des Speisesaales.

Torbeck hatte nur einen flüchtigen Eindruck von den Menschen, sie schienen ihm zu laut, zu lebhaft, er hatte das unbestimmte Gefühl, daß sie innerlich unfein waren. Was galt ihm das? Er sah und fühlte nur das Weib, das vor ihm

schritt, dessen Blick es vermocht hatte, in seiner Brust Erregungen auszulösen, die seit vielen Jahren erstarrt waren.

Er sah auf ihre hohe Gestalt, sie fühlte seinen Blick, und ihre Bewegungen waren beschwingt, jede sagte ihm: sie gilt dir, will dich berauschen und entflammen.

Es war nichts Heimliches, Schamvolles in ihr, sie bot sich ihm ohne Scheu. Er fühlte, sie ist keine Dame!

Da lachte er höhnisch und dachte flüchtig an das Gesicht seiner Frau, das ihm leer und farblos erschien. Er wollte keine Dame — das Weib reizte ihn.

Das war so jäh aus ihm hervorgebrochen, daß er immer noch einen leisen Schrecken spürte. War er denn noch jung? Hatte er noch alle Rechte ans Leben?

Sie trug einen scharlachroten Woilach, der eng um ihren Körper geschlungen war und bis dicht unter die Arme reichte. Die Arme und Schultern waren von einer leichten, sehr durchsichtigen Bluse bedeckt.

Die phantastische Gewandung stand ihr ausgezeichnet zu dem bräunlichen Ton ihrer Haut, die durch die Bluse schimmerte, und zu dem dunkeln Haar, das sehr lose, etwas unordentlich frisiert war.

In der Tür des Speisesaales, als das helle Licht sie warm umfloß, wandte sie sich nach ihm um mit einer weichen Bewegung des ganzen Körpers.

„Sehen Sie nur, wie ich mich zurichten mußte! Die andern Kleider waren vergeben, denn alle Gäste kamen durchnäßt an."

Sie sah an sich hinunter, und er folgte ihrem Blick, er fühlte, sie hatte das gewollt. Denn der Woilach legte sich schmiegsam und fest um ihre schönen Glieder und verriet jede Form, jede Linie. Die leuchtende Scharlachfarbe warf einen Widerschein auf ihr blasses Gesicht.

Sie sah ihn prüfend an mit einem langsamen, musternden Blick. Sie sah das graue Haar an den Schläfen und das jugendliche Sprühen der Augen, sie lächelte, daß zwischen den roten Lippen kleine ovale Zähne blinkten.

Sie saß bei Tisch neben Torbeck, auf ihrer andern Seite war ein blutjunger Engländer ihr Nachbar, der sie gar nicht beachtete und den Blick kaum vom Teller hob. Der Zufall oder ihr Wille hatte sie von ihrer Gesellschaft getrennt, die an dem zweiten Tisch saß und zuweilen mit lautem Zuruf herüberwinkte. Sie antwortete nur mit einem Lächeln, und ihr Blick ruhte auf Torbeck und sagte ihm: ich bin froh, daß ich allein bin mit dir!

Der sah nur ihre werbenden Augen und den verheißenden Mund. Und er rang mit der Abwehr, die in ihm war, und ließ dem heißen Blute den Sieg. Er sprach wenig mit ihr. Er liebte Damenunterhaltung nicht, weil er den leichten und anmutigen Ton nicht verstand, und zufällige Abenteuer waren ihm

fremd. Es interessierte ihn kaum, wer sie war und woher sie kam, er fragte nicht, in welchem Verhältnis sie zu den Menschen stand, die um sie waren.

Er empfand sie nur als etwas, das er heiß begehrte, das er besitzen wollte, weil es ihm neues, längst vergessenes Leben in die Adern goß, weil es ihm Vergessen gab und sein Leben füllte auf wenige Stunden. Und dafür dankte er ihr.

Sie verstand nichts von ihm und suchte nichts hinter seiner Stirn und las nichts in seinen Augen. Sie fühlte nur ihren völligen Sieg, fühlte, daß sie wild begehrt wurde.

Und dies Bewußtsein weckte einen behaglichen Triumph in ihr und alle Kapricen einer launenhaften Frau, die gern katzengleich spielt, wo sie längst gefangen hat, die die wenigen kurzen Stunden ihrer Herrschaft auskosten will über den Mann, der ihr Sklave ist, weil sie gewähren oder verweigern kann.

Sie beschäftigte Torbeck unaufhörlich mit lächerlichen, kleinen Diensten, und er, jeder Ritterlichkeit ungewohnt, biß die Zähne aufeinander und fühlte klar das Demütigende seiner Situation.

„Ach, reichen Sie mir das Salz, bitte —" sagte sie mit einem kleinen Seitenblick. „Oder nein, lassen Sie nur, eigentlich ist es scharf genug."

Dann ließ sie einen Seidenschal zu Boden gleiten, er bückte sich, sie lächelte kaum merklich. „Lassen Sie nur, es ist mir zu heiß."

Er kniff die Lippe, und seine Augen blitzten ärgerlich. Das amüsierte sie, und sie ersann kleine niedliche Schikanen, und wenn auf seiner Stirne eine Falte stand, dann streifte ihr weicher Arm zufällig seine geballte Faust, oder sie beugte sich vor, daß ihr duftiges Haar seine Wange streifte, dann hörte er nur das Pochen seines Blutes, sah nur die grünen Augen und den Mund. —

Sie kannte das Spiel, sie wurde seiner nicht müde, aber sie fühlte wohl, daß er aus dem Spiel Ernst lösen wollte. Er trank rasch einige Gläser Rotwein, der schwer und blutrot im Glase lag, seine Stirn wurde ihm heiß, und er fühlte, daß er seine Selbstbeherrschung verlor.

Die Mahlzeit war zu Ende, ein Stühlerücken und Füßescharren füllte den Saal, dazwischen sehr lautes Lachen und nicht endenwollender Übermut, der immer neuen Stoff fand in den abenteuerlichen Kostümen der Gäste. Die Frau stand dicht neben ihm und sah ihm in die Augen. „Komm", sagte er leise und heißer.

Sie senkte den Blick und ließ ihn warten, der üppige Mund lächelte.

Da machte er eine heftige Bewegung. Sie hob den Blick und nickte kaum merklich mit dem Kopfe. Ein Taumel stiegt ihm zu Kopfe. Er folgte ihr durch das Gewirr der Menschen, die sich zu dem Nebenzimmer schoben. Er ging hinter ihr her über den matt beleuchteten Gang, über den die Kellner und Saalmädchen huschten. Auf einem dunklen Treppenabsatz blieb sie stehen und wartete auf ihn.

Da stand er neben ihr, riß sie in seine Arme und küßte sie durstig, mit geschlossenen Augen, ganz dem wilden Gefühl hingegeben, das ihn durchtobte, und glücklich in dem Bewußtsein, daß er noch fühlen konnte, stark und jung fühlen.

Sie ließ sich ihm. Ihr Mund duldete weich und nachgiebig seine Küsse, ihr Körper lehnte schwer in seinem Arm und drängte sich an ihn mit kaum merklicher Bewegung.

„Komm“, sagte er noch einmal, und seine Stimme war gebrochen.

Da stieß draußen der Sturm wütend, gewaltig aufbrausend gegen das Haus. Es war ein furchtbarer Stoß, wie aus Zorn und Empörung geboren. Der Mann horchte auf. Er löste seine Lippen von dem heißen Gesicht und hob den Kopf, und seine Brauen schoben sich zusammen im scharfen Nachdenken.

Der Sturm — ach ja, der tobte draußen und hatte ihm die Kräfte seiner Seele wieder geweckt. Wozu? Zum Leben? War das das Leben, das er da im Arme hielt? Ein Weib war es, dessen Namen er nicht kannte, das sich ihm kampflos gab, das morgen ebenso lässig die Küsse eines andern ertrug.

War das das Leben? Er straffte sich, und sein Blut war kühl. Für andere — vielleicht. Für ihn nicht. Für ihn war das nur eine häßliche Farce auf das Leben, zu der sich seine suchende Sehnsucht verirrt hatte.

Wieder rief der Sturm gellend und schüttelte das Dach. Das Weib fühlte, daß der Mann zauderte, dachte. — Sie wußte, daß Denken die Liebe tötet, diese Liebe.

Und sie drängte sich heißer an ihn, und ihre Hände umtasteten seinen Kopf. Sie wollte wecken, was so jäh gestorben war.

Doch Torbeck löste sich aus ihren Armen und atmete auf. Er wußte nun, daß er auf falschem Wege gewesen, der Lebenswille, den der Sturm geweckt, war für den Kampf geboren, nicht für schwüle Stunden, denen der Ekel folgte. Er war ganz ruhig und bewußt.

„Verzeihen Sie“, sagte er leise und schritt an der regungslosen Gestalt vorüber. „Ich habe mich in mir geirrt.“

Dann war er allein in seinem Zimmer, und eine klare Freudigkeit war in ihm. Er dachte an die Zukunft und suchte einen Weg.

„Ich habe die Krisis überstanden. Ich werde reisen, und wenn ich heimgekehrt bin, werde ich Arbeit suchen, die mein Leben füllt und reich macht. Das Leben ist voller Arbeit, es hat viele Zwecke, die des Strebens wert sind. Ich werde ein Ziel finden, weil ich es will. Der Wille ist alles. Er war krank, nun ist er gesundet!“

Er dachte an seine Familie. Marga — die war glücklich, die hatte eine Heimat, einen Mann, den sie liebte. Sie schied aus seinem Leben.

Seine Frau — — Eine jähe Abwehr erwachte in ihm. Nein, da gab es keine Brücke. Ihr Weg konnte nie wieder der seine werden, nie wieder konnte er sich dem Zwange ihres korrekten, glättenden, alles abflachenden Wesens beugen. Das wäre Sünde an sich selbst.

Und Jo? Er dachte nach und staunte, denn er wußte nichts von ihr. Was war Jo? Was war in ihr? Er wußte nur, daß sie sehr klare, sehr

gütige Augen hatte und eine feste Stirn und einen Mund, der so seltsam mütterlich lächeln konnte. War vielleicht in Jo ein Funke seines Ichs? Lag vielleicht in ihrer Brust die Möglichkeit des Verstehens?

Als er einschlief, fühlte er die klaren Augen seines Kindes über sich.

2. Kapitel.

Auf der braunen Terrasse eines Kurhauses am Wallensee saß Marga Torbeck und schaute zu den wilden Felsprofilen der sieben Kurfürsten empor, die in der grellen Sommersonne fahl leuchteten, daß sie die Augen senken mußte. Zu ihren Füßen lag im Mittagsschlummer der grüne See, die kleinen, bebenden Wellen blitzten, wie die Schuppen eines Panzers, auf dem die Sonne spielt. Bis dicht an die Terrasse drängten sich Matten mit großen Obstbäumen, zwischen dem dichten Laub glänzten schon die reifenden Früchte, zuweilen strich eine junge Katze geschmeidig und neugierig zwischen den Bäumen hindurch. Von fernher krähte ein Hahn, das behagliche Gackern seiner Hühner antwortete ihm. Man hörte nur trauliche, friedliche Laute, das Läuten einer Kuhglocke, den tiefen Schlag der Turmuhr und von fernher, weich gedämpft, das Rauschen eines Wasserfalles.

Marga schloß die Augen und atmete den Frieden dieser Stunde ein. Sie fühlte, wie ihre Glieder sich lösten, wie die gespannten Nerven erschlafften. Es war so süß hier, so traumhaft still. Während ihr Körper in einen wohligen Halbschlaf sank, blieben ihre Gedanken wach und strichen über die Erlebnisse der letzten Monate hin. Und all die vielen Reiseeindrücke und Erlebnisse wurden zu einem wirren Bilde.

Sie waren mit der Mutter und Maria gereist, nach Cannes, Nizza, Rom, sie hatten unendlich viel gesehen, und doch war ihnen das Herz nicht leicht geworden, nur Marias unbesiegbarer Frohsinn hatte sie erfrischt. Sie sehnten sich nach Ruhe, nach einer stillen Zeit, in der sie zu sich selbst zurückkehren konnten. Und Marga sehnte sich nach Immo und wagte doch nicht, in ihren Briefen von ihrer Sehnsucht zu schreiben.

In Frau Torbeck war eine merkwürdige Unrast, die nicht zu ihrem ausgeglichenen Wesen stimmen wollte. Seit sie den letzten Brief an den Gatten geschrieben und keine Antwort erhalten hatte, mußte sie begreifen, daß er bei seinem Entschlusse blieb. Sie fühlte keinen Schmerz, nur eine große Angst vor der Rolle der geschiedenen Frau, die sie nicht zu spielen verstand, weil sie aus dem Rahmen ihres Lebensprogrammes und ihrer Persönlichkeit fiel.

Und diese Angst verschloß ihr die Heimat. Sie dachte mit Schrecken an die weiße Villa, an all die Menschen, die sie besuchen würden — und fragen — nein, sie wollte reisen, sie wollte den Augenblick der Heimkehr hinausschieben.

Sie sah nicht, daß Marga und Jo unter dem ruhelosen Leben litten, daß sie sich nach einer Ruhepause sehnten. Auch ihr Körper litt, wenn sie dicht vor

den Spiegel trat, sah sie, daß ihr Gesicht welk geworden war und eine matte, unfrische Farbe hatte, sie hielt sich aber mit ihrer stetigen Energie aufrecht.

Sie hatten die Schweiz durchstreift und lange in Interlaken gewohnt, aber das große internationale Treiben, die steten Ansprüche an Eleganz und Elastizität hatten sie ermüdet, sie fühlte, daß sie bald am Ende ihrer Nervenkraft sein würde. So waren sie an den stillen Wallensee gegangen, den der große Menschenstrom nicht streift. In dem kleinen, braunen Kurhause war über sie alle eine Ruhe gekommen, ein Auslösen aller angespannten Kräfte. So still war es hier. —

Sie hatten das ganze obere Stockwerk gemietet, dessen breite Terrasse zu ihrer alleinigen Benutzung stand. Tante Emma Janssen mit ihrem Sohne Markwart war gekommen, um mit ihnen einige Sommerwochen zu verleben —, und Immo war da.

Marga öffnete rasch die Augen und lächelte. Immo war da —

Sie richtete sich geräuschlos in dem tiefen Korbsessel auf und spähte nach dem andern Ende der Terrasse. Da lag Immo lang ausgestreckt auf einem Liegestuhl und schlief. Gestern abend war er angekommen, daher war er heute noch ein wenig abgespannt von der Reise.

Die andern hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen, aber sie hatte sich nicht von ihm trennen wollen, und doch war sie zu scheu gewesen, dicht an seiner Seite zu bleiben. Als er sie bittend angesehen und den Arm um ihre Schultern gelegt hatte, hatte sie abwehrend gesagt: „Ich will dich nicht stören. Du mußt schlafen, Immo."

Um seinen Mund war ein bitterer Zug gesprungen, und er hatte müde gesagt: „Ja, ja, du hast ganz recht —"

Er hatte sich gar nicht mehr nach ihr umgedreht, als er auf die andere Seite der Terrasse gegangen war. Sie wäre ihm am liebsten nachgelaufen und hätte ihn mit beiden Händen festgehalten, aber sie ging still zu ihrem Sessel und kämpfte die aufsteigende Sehnsucht nieder. Dann hatte die brütende Mittagsglut sie müde und träumerisch gemacht.

Jetzt erhob sie sich vorsichtig und schlich zwischen den Tischchen und Sesseln hindurch. Ihr Herz klopfte stürmisch, als sei sie auf böser Tat.

Sie stand regungslos dicht vor dem Liegestuhl und sah auf Immo hinab, der ruhig atmend schlief. Er hatte die Hände lose verschlungen, sein Kopf lag gerade gereckt, so daß seine klare Profillinie gegen das braune Gebälk stand.

Marga sah ihn an, und sie fühlte, wie ihre Augen feucht wurden und ihr Atem stockte, so tief ergriff sie der Anblick seines Gesichts. Es war ihr, als gehörte er zum ersten Male ganz ihr, als sähen ihre Augen zum ersten Male seine Züge, — seine geliebten Züge.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Verschiebungen im europäischen Gleichgewicht.

Das System der europäischen Allianzen, das der englische Chefredakteur Robertson in einem besonderen Aufsatze dieses Heftes behandelt, steht heute auf der politischen Tagesordnung. Weder ist zwischen England und Rußland alles im reinen, noch zwischen Österreich und Italien. In Rußland hat eine fieberhafte Flottenvermehrung eingesetzt, die weder im Verhältnis zu der ihm von irgend einer seiner Küsten her drohenden Gefahr steht, noch durch den gegenwärtigen Stand der Geldmärkte irgend welche Aufmunterung erfahren kann. In der übereifrig gehätschelten, fieberhaft gesteigerten, ja bis zum Größenwahn aufgepeitschten russischen Großindustrie kriselt es bedenklich. Die Kapital-Panik in Frankreich, dem Geldgeber Rußlands, hat nicht nur erste Bankhäuser in Paris zum Zusammenbruch geführt, sondern ihre Schatten auch auf erste Großbanken wie die Société Générale geworfen, die sich, um einem „Run" vorzubeugen, genötigt sah, ihre Depots und Bücher treuhänderischer Begutachtung zu unterbreiten. Wie weit muß es in Paris gekommen sein, wenn ein französischer Senator von anerkanntem finanzpolitischen Ruf das Gespenst eines französischen Staatsbankerotts an die Wand malt, ohne von der Volkswut erdrosselt zu werden, wenn ferner der französische Ministerpräsident vor Eröffnung der Kammer sein Portefeuille niederlegt, weil er die völlige Ohnmacht einsieht, die dreijährige Dienstzeit, die von den französischen Wählern empfindlich angefochten worden ist, aufrechtzuerhalten und mit dieser Kammer die neue Anleihe zu beschließen, die Frankreich haben muß, um nicht vis-à-vis de rien zu stehen. Und in diesem kritischen Augenblick will Rußland 1200 Millionen Rubel für seine großen Flottenpläne verausgaben? Woher das Geld nehmen? Der französische Bundesgenosse hat mit seinen eigenen Finanzen die bittersten Sorgen, und da soll er noch für die russische Flotte Milliarden aufbringen? Die französische Republik selbst steht vor einem fatalen Fragezeichen.

Gewiß hat die Schwächung der Türkei infolge des unglücklichen Balkankrieges auch Rußland genau so vor neue maritime Probleme gestellt wie Deutschland vor strategische. Was

nämlich für die englische Politik Suez bedeutet — Lebensnerv, Schlagader, Herzpunkt —, das ist für Rußland das Dardanellenproblem. Das türkische Sperrverbot für Kriegsschiffe läßt sich nur aufrechterhalten, solange es eine starke Türkei gibt, die ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen vermag. Heute kann jeder neue Windstoß, wie die akut gewordene griechisch-türkische Frage, das wankende Schifflein der Türkei zum Kippen bringen. Sicherlich sehnt Rußland den Moment herbei, in welchem es seine Kriegsschiffe ohne türkisches Hemmnis ins Mittelmeer hinüberschaffen könnte. Aber man übersieht bei diesem politischen Kalkül eines, und das ist der Kernpunkt der Frage: wenn die Dardanellen geöffnet werden, können nicht bloß russische Kriegsschiffe hinaus, sondern auch andere Kriegsschiffe (Dreibund, England) in die russischen Gewässer hinein. Und hier liegt die wirklich große Gefahr für Rußland auf maritimem Gebiete. Bisher brauchte Rußland keine Befestigungen gegen fremde Flottenangriffe zu errichten, denn seine uneinnehmbare Festung waren die Dardanellen. Werden aber diese geöffnet, dann muß Rußland alle seine Häfen befestigen und eine Flotte bauen, um einer neuen Konstellation, die England nicht auf seiner Seite fände, die Spitze bieten zu können.

Die Verschiebung des europäischen Gleichgewichts, von welcher wir sprechen, ist eine natürliche Folge der Stärkung der Balkanstaaten auf Kosten der auf dem Boden liegenden Türkei. Die frühere Furcht Englands vor der maritimen Ausdehnung Deutschlands ist seit dem neuen Bagdadbahn-Abkommen mit Deutschland so gut wie gewichen. England war nur um seinen Suez-Kanal besorgt, der für dieses Land wegen der Verbindung mit Indien geradezu eine Lebensfrage ist. Mit Frankreich hatte sich England durch die Einräumung der Einflußsphäre in Marokko gegen Abtretung aller Ansprüche auf Ägypten schiedlich-friedlich geeinigt. Aber von deutscher Seite drohte durch die Bagdadbahn für die englische Alleinherrschaft in Ägypten eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Seitdem durch das neue Abkommen auch diese Sorge Englands um seine unbedingte Beherrschung des Suez-Kanals gewichen ist, sind ernstliche politische Reibungsflächen mit Deutschland nicht vorhanden, wenn auch noch die Handelsrivalität bestehen bleibt. Dagegen sind in Persien, China und Indien unendlich vitalere Interessen im Spiele, die einer Allianz mit Rußland entgegenstehen. England will weder Deutschland, noch Rußland zu groß werden lassen: das ist die traditionelle englische Politik seit Jahrhunderten. Ein gar zu mächtiges Rußland, das auch eine Flotte bekommt, mit welcher ernstlich zu rechnen ist, ist England unerwünscht. Deshalb werden die Sirenengesänge an der Newa und an der Seine, die zu einem festen Bündnis locken, an der Themse keinen Widerhall finden. Sogar die „Times", die vor dem Balkankrieg für die Umwandlung der Entente in eine Allianz eintrat, hat jetzt, nachdem der Balkankrieg das europäische Gleichgewicht verschoben hat, Wachs in die Ohren geträufelt, um die Sirenengesänge der beiden Freunde geflissentlich zu überhören.

Am 11. Juni hat sich Sir Edward Grey zum zweiten Male auf seine frühere Erklärung berufen, daß unveröffentliche Schriftstücke über besondere Vereinbarungen mit Rußland nicht bestehen. Die Umwandlung der Entente in eine Allianz wird von England nach wie vor abgelehnt. Mit Österreich versteht sich England ausgezeichnet. Die Beziehungen zu Deutschland sind seit dem Balkankrieg, insbesondere seit dem Bagdadbahn-Abkommen, das ihm

die Sorge um den Suez-Kanal abnimmt, wesentlich wärmere geworden, was auch symbolisch durch die Erteilung des Ehrendoktorats an den deutschen Botschafter, den Fürsten Lichnowsky, in die Erscheinung tritt. Zu Italien vollends hat England von jeher ein Herzensverhältnis, das zwar während des italienisch-türkischen Krieges etwas getrübt wurde, das aber zu tief sitzt, um durch vorübergehende Verstimmungen ernstlich gelöst zu werden. Zu welchem Ende sollte also England seine Ellbogenfreiheit aufgeben, da es an der französischen Revancheidee nicht das geringste Interesse hat, während die weiteren Ausdehnungsgelüste Rußlands im fernen Osten seinem vitalsten politischen Interesse aufs empfindlichste widersprechen? England fühlt sich als Zünglein an der Weltwage, als politischer arbiter mundi, unvergleichlich behaglicher und seinen imperialistischen Neigungen entsprechender, als in einem Zwangsverhältnis zu jenen beiden Mächten, aus welchem ihm wenig Ersprießliches erblühen, wohl aber ernste Verwicklungen erwachsen können.

Auch auf der Allianzseite hat eine Verschiebung des „starren Systems" Platz gegriffen. Ich denke dabei weniger an den kleinen Vorstoß des radikalen Flügels der ungarischen Unabhängigkeitspartei gegen die Bündnispolitik, die Graf Michael Károlyi in den Delegationen zugunsten einer Extratour mit Rußland unternommen hat. Die offiziellen Erklärungen der Grafen Berchthold und Tisza, die Abschüttelungen Károlyis seitens der beiden Führer Apponyi und Andrássy, endlich und besonders die jüngste Reise des Kaisers in Begleitung des Marineministers von Tirpitz zum österreichischen Thronerben nach Konopischt lassen über die Unlösbarkeit der politischen und rein menschlichen Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern und ihren Monarchen nicht den leisesten Zweifel aufkommen, wohl aber droht dem Dreibund eine Gewitterwolke von Albanien her, das sich je länger, desto ausgesprochener als ausgeklügelter Kunststaat erweist. Österreich und Italien haben während der Balkankrise ihre alten Gegensätzlichkeiten niedergekämpft, weil sie ein gemeinsames Interesse für die albanische Küste zusammenband. Aber die rauhe Wirklichkeit sieht anders aus, als der grüne Tisch, an welchem man in London die Balkankarte umzeichnete und mit einem Federstrich einen Kunststaat ins Leben rief, der nicht organisch zusammengewachsen, sondern mit Pappe zusammengeleimt war. Über die Person des Fürsten zwar einigten sich sämtliche Großstaaten, aber sie sahen über die Seelen der Völker und Religionen hinweg. Schon vor einem Jahrhundert gingen die von Napoleon dekretierten Kunststaaten sehr bald aus dem Leim. Inzwischen haben wir Dampfschiffe, Bahnen, Telegraphen, Telephone, Luftschiffe bekommen. Die Völker werden auch in den entferntesten Winkeln Europas über alles informiert, was in der Welt vorgeht. Wenn alle Balkanstaaten ihre Parlamente haben, dann werden die selbstbewußten Albanesen, die von jeher ein Schrecken ihrer Nachbarn waren, die letzten sein, die sich um der schönen Augen Europas willen zusammenschweißen und einen Herrscher aufoktroyieren lassen. Das hätte sich jeder Völkerpsychologe sagen müssen. Dem Kunststaat Albanien geht die innere Kohäsion ab. Wenn Bismarck das Balkanproblem einmal mit den geflügelt gewordenen Worten gekennzeichnet hat, daß ihm die Knochen eines pommerschen Grenadiers zu schade dafür seien, so werden wir uns wegen Albanien den Text nicht verderben lassen. Fürst Wilhelm und seine Interessen sind nicht wichtig genug, eine noch weitere Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zu unseren Ungunsten zu-

zulassen. Der Kunststaat Albanien darf nie und nimmermehr den Dreibund sprengen.

Die Besprechungen in Konopischt werden sicherlich dazu beitragen, eine Lösung für die albanesische Frage zu finden, welche die österreichischen Interessen befriedigt, ohne die italienischen zu verletzen. Kaiser Wilhelm hat wiederholt glücklich eingegriffen, wenn es galt, Differenzen zwischen den beiden Verbündeten beizulegen. Da Deutschland an der albanesischen Küste nur mittelbar durch seine Bundesgenossen interessiert ist, wird es dem Kaiser um so eher gelingen, zwischen Italien und Österreich zu vermitteln, als sich die Situation des Fürsten Wilhelm inzwischen wesentlich geklärt hat. Italien hat, wie der jüngste Generalstreik beweist, im Inneren zu große eigene Sorgen, zumal auch von Abessinien her Gefahren drohen, als daß es gewillt wäre, wegen der vergleichsweise untergeordneten albanesischen Frage seinen politischen Kurs zu ändern. Unter der Geldsorge, die Frankreich, den Bankier Europas, nicht minder drückt, als das reiche Belgien, leidet übrigens Italien, das seine reichen Mittel im Kriege mit der Türkei stark angegriffen hat, genau so wie sein österreichischer Verbündeter. Keinesfalls wird die albanesische Frage — rebus sic stantibus — an den unerschütterten Grundsäulen des Dreibundes zu rütteln vermögen.

Verhängnisvoller könnte der drohende Krieg zwischen Griechenland und der Türkei für Europa wirken. Das moralische Recht steht dieses Mal auf der Seite der Griechen. Sie sind die Angegriffenen. Und wenn auch alle Welt davon überzeugt ist, daß nicht die türkische Regierung, sondern das türkische Volk an den Austreibungen der Griechen die Schuld trifft, so wendet sich der begreifliche Ingrimm gegen eine ohnmächtige Regierung, welche die Zügel dermaßen auf dem Boden schleifen läßt, daß sie aller Autorität bar ist. Die Schwäche der türkischen Regierung könnte sich als die Stärke der griechischen erweisen, die zudem einen Venizelos an der Spitze hat. Und mögen auch beide Staaten finanziell erschöpft sein, so hat uns der letzte Balkankrieg darüber belehrt, daß finanzielle Ohnmacht kein entscheidendes Argument gegen den Mut der Verzweiflung ist. Kommt es aber zu einem griechisch-türkischen Krieg und in dessen Folge vielleicht zu einem völligen Zusammenbruch der Türkei, dann ist die Dardanellenfrage nicht mehr aufzuhalten, eben damit aber der paneuropäische Krieg nicht mehr hintanzuhalten.

Endlich drängen auch die politischen Verhältnisse in Frankreich zu einer Verschiebung des europäischen Gleichgewichts. Die Republik steht vor ihrer schwersten Krise. Der eine Ministerpräsident tritt, ungeachtet seines Wahlerfolges, zurück, bevor die Kammer eröffnet wird, der andere Ministerpräsident, Ribot, wird mit seinem glänzend zusammengesetzten Kabinett am ersten Tage gestürzt, was in den Annalen der Republik ohne Beispiel ist. Die Mehrheit der Kammer ist offenkundig gegen die dreijährige Dienstzeit, die der russische Verbündete in einem empfindlich diktatorischen Tone gefordert und durchgesetzt hat. Präsident Poincaré, der im Begriffe steht, seine Visite in St. Petersburg zu wiederholen, muß sich ein radikal-sozialistisches Ministerium Viviani gefallen lassen, will er nicht abdanken. Während in Rußland der Wind scharf nach rechts geht, dreht er sich in Frankreich nach links. Die Herren Sembat und Jaurès, die augenblicklich die Situation beherrschen, hegen für den russischen Absolutismus alles andere denn sympathische Gefühle. Wenn der Zar aus Konstanza nach dem freundschaftlichen

Händedruck mit König Karol heimkehrt und Poincaré in Petersburg mit einem radikal-sozialistischen Ministerium Viviani wiedersieht, dann werden sich in den Freudenbecher der Toaste bittere Tropfen mischen. Ein ausgesprochen linksstehendes Ministerium in Frankreich könnte eine weitere Verschiebung im europäischen Gleichgewicht herbeiführen.

Literarische Rundschau.

Von Arthur Silbergleit.

Mit der wachsenden Erkenntnis, daß Kunstwerke lediglich spielerischen Inhalts, mögen sie eine noch so anerkennenswerte Vollkommenheit in ihrer Form aufweisen, unser Leben höchstens mit Lustgefühlen, aber keinesfalls mit einem neuen Glauben und Trost zu beschenken vermögen, wenden sich sehnsuchtstiefe Naturen immer stärker von derartigen Gebilden ab und sie lenken gleich Schiffern, die sich lange Zeit auf den tanzseligen Wogen leichter Freuden schaukeln ließen, ihre Kiele zu den stillen Buchten eines weihevollen Daseinsernstes, deren abgrundtiefe Gewässer nicht nur die Schimmer des Himmels, sondern auch den Glanz schlichter Menschenseelen keusch und rein aufleuchten lassen. Daher steuerte Beng Berg, der sich bereits in seinem ersten Buch: „Der Seefall" von dem Kompaß seines Gewissens sicher geleitet zeigte, wiederum zielbewußt sein Dichterbot durch alle Strömungen unseres Schrifttums, bis er in seiner nordischen Heimat zu einem legendenumwobenen, von armen Fischern umwohnten See gelangte. Was er an den Ufern jener geheimnisvollen Flut erfuhr, erzählt er uns in seinem nach ihr feierlich „Genezareth" genannten Buch (im Verlage von Albert Bonnier, Stockholm und Leipzig).

Vuole Skind, ein nur in ein härenes Gewand gekleideter Mann mit einem reichen, wundergläubigen Herzen und mit reinen tatkräftigen Händen, ein Mensch von einer rätselhaften Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, taucht plötzlich im unwirtlichen Lande der Nordlappen auf und er empfängt in dem gastlichen Heim eines edlen Meerreichpfarrers die erste Kunde von den Lehren des Christentums. Aber so sehr ihn auch die Seelenschönheit und Güte des Gottesdieners anheimeln, er vermag nicht lange am Bibeltisch sinnend zu sitzen; sein Taten- und Pilgerdrang weisen ihn vielmehr in die Weite. Er eilt zu den Gestaden der Nordlandfischer hinunter, als ahnte er, daß hier die nebelgraue Luft hinter ihren trüben Wolkenwänden goldene Heiligenscheine in Gestalt gelber Sonnen und tausend flimmernder Ruhmeskränze und Sternendiademe zur Krönung seines Scheitels aufbewahre. Denn er gilt den Armen und Einfältigen als Erlöser und Gottessohn, und sie strecken ihm inbrünstig und erwartungsvoll ihre von der festen Umklammerung der harten Ruderstangen und im ständigen Kampf mit den Urgewalten der Natur rauh und rissig gewordenen Hände entgegen, und der stummen Sprache ihrer Augen entringt sich mit starker Beredsamkeit die Bitte, sie gemäß seiner messianischen Sendung mit einer neuen himmlischen Glut zu erfüllen, damit ihr Glaube so stark wie die Felsen werde, an deren Steilheit bei wildgischtender und stürmischer Brandung ihre Schiffe oft in jähem Anprall zerschellen. Und der Meister erhebt sich gemessen und hohepriesterhaft vom Throne seiner Träume, von seinem Lieblingsort, der Insel der Toten, und er weckt in den Seelen seiner Jünger, der armen Fischer, ein heiliges Staunen, nun er, von dem heimlichen

Glanz seiner Würde an Antlitz und Gewand verklärt, Wunder wirkt, indem er ein christliches Weib mit einer heidnischen Seele zum Glauben an seine Kraft bekehrt und alle Stimmen des Natur- und Seelenaufruhrs mit dem starken Zauber seiner Wesensstille bändigt.

Liebe und Haß, Traum und Trutz, die Wunder des Urmenschentums, einer pflanzenhaften Milde und einer tierischen Wut, Gefühlssättigungen und Leibeshunger erweisen in Bengt Bergs Werk ihre Herrschermacht. So geradlinig und kantig wie die Nordlandsfelsen erscheint der Verfasser des Buches, das in seinem legendenhaften Ton zuweilen eine Erinnerung an die Bibel weckt, und dennoch besitzt er einen heimlich edlen Schliff, der sich in der sorgfältigen Feilung seiner Sprachschätze und Sätze offenbart. Der kriegerischen Musik der See antwortet die friedliche einer Seele, und der Sohn einer unsichtbaren Mutter Gottes erfüllt seine offenbare Bestimmung, eine sichtbare Gegengöttin, die Verkörperung tierisch zügelloser, heidnischer Gewalten, zu besiegen. Zuweilen gewinnt man beim Lesen des Buches den Eindruck, als tauchte aus dem Sagennebel der Ferne der hohe Schatten eines nordischen Kipling hinter blendend weißen Kreidefelsen auf. Aber dieser vermag Bengt Bergs Glanz nicht zu verdunkeln, dessen Wirkung trotz gelegentlicher Schilderungsbreiten weniger in die Weite einer Menge als in die Tiefe einzelner ungebrochen-einfacher Menschenseelen dringt.

Keine ungebändigte, wilde und heldenhafte Landschaft, vielmehr eine durch Schönheit bezwungene, gepflegte und friedliche Natur entfaltet in des indischen Dichters Rabindranath Tagores neuestem Werke: „Der Gärtner" (im Verlage von Kurt Wolff, Leipzig) ihre milden Reize. Der Liniengleichförmigkeit blütenübersäter Ebenen und Fluren scheinen die langgestreckten Zeilen dieser Gedichte in ungebundener Sprache nachgebildet zu sein, und der Geist einer echt morgenländischen Beschaulichkeit und einer reifen Heiterkeit, die über alles Menschliche zu lächeln vermag, weil sie sich, von Jenseitsträumen eingewiegt, dem Glück des Göttlichen, den Paradiesespforten, nahe weiß, gibt den Worten des Indiers jene weise Gelassenheit, die wir etwa an Goethes „Westöstlichem Diwan" bewundern. Natur und Kunst schlossen in Tagores Gebilden einen Bund, und in der Gleichnis- und Bilderpracht dieses Bandes wetteifern die Schönheiten heiliger Haine mit den schimmernden Herrlichkeiten festlicher Wandstickereien und kunstvoller Teppiche, und manche Verzierungen und Malereien scheinen ihre alte Heimat, kostbare Waffen, Prunkgefäße und Tempelgeräte, verlassen zu haben, um nunmehr losgelöst, als gauklerische Spiele einer starken dichterischen Einbildungskraft, in der Freiheit leichter Himmelslüfte und -lichter ein neues Leben führen zu können. Von Wort zu Wort schwingt eine traumhaft zarte Sprachmusik, deren Tonfall uns der feinfühlige Übersetzer, Hans Effenberger, gemäß der Wesensart der ursprünglichen Laute in einer ganz leisen, nur von geschulten Ohren wahrnehmbaren Steigerung der Alltagsrede getreu zu vermitteln vermag. Im Stimmenreigen der Liebe und des Lebens, im milden Harfen- und wilden Waffenhall, vergißt sogar die Stille ihre tausendjährige Verzauberung, und ihr Geheimnisreichtum sucht in der scheuen Wiegsamkeit windgeschaukelter Wipfel beredt zu werden. Ein freier Waldvogel und sein gefangener gefiederter Bruder halten zwitschernd miteinander Zwiesprache; Bräute erwarten ihre Herzenseidame, schmücken die Schönheit ihrer Körper mit Spangen und lassen die verklärten Reize ihrer

Seelen durch eine ewig funkelnde Festlichkeit erhöhen. Von den Lippen Liebender fließen die süßen Gesänge der Sehnsucht, und sie vermählen sich mit den Flötentönen und Lockungsrufen anmutiger Hirten und mit dem hochzeitlichen Verzückungsklang sternenumbuhlter Bronnen. Ihrer heiteren Versonnenheit erfreut sich hier die heilige Dreieinigkeit von Landschaft, Liebe und Leben, und weil man in jeder Zeile dieses Werkes den Gesang einer Dichterseele vernimmt, seien alle, denen eine Gefühlssprache etwas zu sagen vermag, auf jenen Band, in dem das Reich des Scheins von der Welt des Seins sorgsam abgegrenzt wird, hingewiesen.

Dramatische Rundschau.

In der Continental-Weekly von Paris und Monte Carlo, vom 23. 4. 1914, erschien folgender Artikel von Mr. Williers Barnik:

Wissenschaft und Kunst in Monte Carlo.

Madame von Hobe als dramatische Schriftstellerin.

Mme. von Hobe, die reizende und talentvolle Gemahlin Seiner Exzellenz des Barons von Hobe-Pascha, die beide schon viele Jahre Monte Carlo regelmäßig besuchen, hat ein bemerkenswertes Dichtwerk geschaffen. Es ist natürlich deutsch verfaßt, aber in französische Verse von Raoul Gunsbourg übersetzt worden, dessen Operntexte Ivan le Terrible und Vénise schon seine Fähigkeiten als Dramatiker und Dichter ahnen ließen.

Ich habe den Vorzug gehabt, die Übersetzung eines Werkes zu sehen, das, wie ich erfahre, in dem Theater von Monte Carlo als Melodrama dargestellt werden soll, d. h. unter Begleitung des Orchesters und Gesanges, eine Begleitung, die schon deutlich begründet ist durch die Tatsache, daß einige sehr schöne lyrische Stellen in dem Stück enthalten sind. Kérimée, oder La Conteuse du Sultan, ist eine Tragödie, die auf einer alten Legende über Kérimée Hanoum beruht. Kérimée war in der Blütezeit des türkischen Reiches eine Art Priesterin der Wahrheit und Gerechtigkeit, eine Jungfrau, die ihr Leben der Keuschheit geweiht hatte und als Vermittler Gottes den Sultan zur Abstellung des Unrechts und zur Verteidigung des Rechts führte. Wenn man an die Stellung der Frau im türkischen Leben denkt, an die allgemeinen Tatsachen der politischen und sozialen Geschichte des Orients, an den Gegensatz, in dem diese Jungfräulichkeit mit beiden steht, und an die Möglichkeit, daß die Liebe sie zum Abfall bringen könnte, so wird man bemerken, daß sich hier ein weiter Raum für ein machtvolles Drama und schöne Poesie bietet. Madame Hobe hat sie zu ergreifender und wahrer Darstellung gebracht. Sie hat einige kraftvolle und rührende Szenen und einige lyrische Stellen geschrieben, die ebensosehr zu Herzen gehen, wie sie reizend sind, und sie hat — neben aufregenden Charakterkämpfen, Situationen und Gefühlen — jedes Element von darstellerischer Wirksamkeit und Bedeutung verwandt. Ihr Werk ist, kurz gesagt, eine gute Tragödie. Aber der bemerkenswerteste Zug an ihrem tüchtigen, sehr wahren, sehr menschlichen Stück ist, daß ihre Heldin weder gesündigt hat noch sündigt. Bei aller Versuchung, die sowohl in dem Gegenstand als in der Neigung der heutigen Dramatiker und des heutigen Publikums liegt, im Unsittlichen und Schmutzigen zu schwelgen, hat sie eine Tragödie hervorgebracht, in der das göttliche Gesetz der Reinheit triumphiert. Das Werk ist in der Tat

eine malerische und wirksame Verteidigung der Wahrheit und sittlichen Reinheit und eine erfrischende und energische Auflehnung gegen die jetzt allgemeine Zurschaustellung der Unwahrheit und des Bösen.

Der ursprüngliche Titel von Madame von Hobes Drama, unter dem es besonders in Deutschland schon wohlbekannt ist, ist Macboulé. Carmen Silva, die Königin von Rumänien, hat ein Vorwort dazu geschrieben, das die Aufmerksamkeit der deutschen Presse auf sich gezogen hat.

Madame von Hobe ist auch, wie viele Leser wissen, eine talentvolle Malerin. Zwei ihrer letzten Gemälde beweisen (wie Kérimée) ihr Verständnis für die Türkei und türkische Angelegenheiten. Eines ist ein ausgezeichnet entworfenes und interessantes Porträt einer türkischen Dame; das andere ist eine ergreifende Allegorie, die Pierre Loti „La Turquie attristée" genannt hat. Beide sind jetzt in Berlin ausgestellt und von der Kritik gelobt worden.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. C. F. W. Behl.

Ausstellungen von Hans Gerson.

Besonderes Merkmal des künstlerischen Lebens unserer Zeit ist die entschiedene Überschätzung des Stilmäßigen, der Technik, die Bewertung eines Kunstwerkes mehr nach dem Ausdrucksmittel als nach dem Ausdruck. So kommt es, daß statt der künstlerischen Persönlichkeiten die Richtungen, die Schulen einander ablösen. Erst der historische Rückblick, der freilich bei dem hastigen Wechsel des Stiles jetzt viel eher möglich wird als früher, löst aus den großen Bewegungen und Gruppen die Persönlichkeiten los, denen die Stärke nicht so sehr ihrer künstlerischen Ausdrucksform als ihres künstlerischen Inhaltes Dauer verbürgt. So gab uns vor etwa einem Jahre die Lovis Corinth-Gesamtausstellung das Bild eines in sich geschlossenen, wenn auch noch lange nicht abgeschlossenen Lebenswerkes.

Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, wenn einmal unter den jungen Künstlern sich eine Persönlichkeit heraushebt, bei der man das Gefühl hat, daß sie richtungsfern nur nach eigenem Ausdruck strebt. Ein Zufall zeigte mir jüngst zu gleicher Zeit in drei verschiedenen Ausstellungen Bilder und Graphik des jungen Berliner Malers Hans Gerson, dem wohl der Wille zum Persönlichen eignet. Gerson stellt sich, wenn auch nicht bewußt, außerhalb aller durch das Stilistische bestimmten Richtungen. Er erscheint mit keinem andern Ismus belastet, als mit dem (wenn man so sagen darf) künstlerischen Ego-ismus, und schon deshalb lohnt eine Betrachtung seiner Kunst, wenn man auch keinen umwertenden Neuerer, sondern nur einen starken künstlerischen Charakter, noch längst keinen Vollendeten, aber einen ehrlich um Vollendung Ringenden in ihm zu erblicken hat. Sympathisch berührt es auch, daß man bei ihm nicht auf bewußtes Persönlichsein-wollen stößt, daß man sehr wohl Einflüsse anderer, wie etwa Liebermanns, im einzelnen nachweisen könnte . . ., immer aber das Gefühl einer eigenartigen Persönlichkeit behält.

Im Salon Schulte in Berlin finden sich einige flämische Städtebilder, die mir für Gersons Kunst besonders charakteristisch zu sein scheinen. Hier offenbart sich sein Streben nach Verlebendigung der Landschaft durch das Erlebnis. So malt er beispielsweise eine Kirmeß in der alten Stadt Furnes. Kleine Verkaufs- und Schaubuden schmiegen sich um einen alten Dom,

dessen riesiger Turm hinter all dem bunten Leben der kleinen Leute wuchtend und mahnend aufragt. Nicht das Formalistische ist Endzweck des Bildes, sondern die Beseelung, das Stimmungsmäßige. Das zeigt sich auch auf einem zweiten Furner Bild, wo das Gemenge der hohen stolzen Renaissancebauten und der kleinen flämischen Häuser einen charakteristischen Lebensausdruck gibt.

Wenn Gerson einen „Maskenball" malt (es ist das beste seiner bei Schulte ausgestellten Bilder), so beachtet er auch hier weniger die technische Einzelheit, sondern ist bemüht, das Ganze zu einer geschlossenen Impression zu gestalten. Aus dem Gewoge der Tanzenden, das von der rhythmischen Gebärde des Dirigenten überschwebt wird, lösen sich einige Paare in stärkerer Bewegung los. Ein buntes Karussellbach ragt oben links in das Bild hinein und gibt eine bemerkenswerte räumliche Nuance.

Ein „Morgen vor der Fabrik" zeigt in fahler Dämmerung, durch die Feuerschein zuckt, harrende Arbeiter, an denen ein ärmlicher Leichenzug vorübergeht. Hier fällt der Mangel jeglicher theatralischen Aufmachung angenehm auf; die Schlichtheit des Ausdrucks, die Gerson eigen ist. Er wird nie, obwohl er kein Formalist ist, sogenannte „literarische" Bilder schaffen. Unaufdringlich und darum gerade wirkungsvoll malte Gerson eine Parkszene mit spielenden Kindern. Nie sind seine Landschaften leblos; aber sie wirken auch nie als bloße Szenerien.

In Dresden (bei Arnold) findet sich ein größeres Bild „Die Prozession". Sie gibt einen Kostümaufzug wieder, der alljährlich seit der spanischen Besetzungszeit in Furnes stattfindet. Mit großem Geschick hat Gerson hier die bunte Menge gruppiert, und diesmal interessiert auch die Behandlung der Farbe. Es ist sehr fein gegeben, wie aus der grauen, etwas melancholischen Stadt der bunte Mummenschanz allmählich herauswächst und lebendig wird . . ., gesteigert bis zu einem hervorspringenden Rot. Die Wiedererweckung mittelalterlichen Lebens inmitten der Gegenwart macht den Stimmungsgehalt des Bildes aus, das an die Reinhardtsche Mirakelwelt einigermaßen erinnert.

In Dresden und in dem jungen Kunstsalon von Neuner in Berlin hat Gerson neben kleineren Bildern noch Graphisches ausgestellt, und auch hier — in hingeworfenen Skizzen — zeigt sich der Grundzug seiner Kunst: der Wille zur Einfachheit und Konzentration. Die meisten dieser Zeichnungen sind in sich geschlossen und geben einen Lebensausschnitt.

Nach all dem darf man auf die weitere Entwicklung der Gersonschen Kunst sehr gespannt sein. Da sie so unbekümmert um Programmatisches sich gibt und aus dem persönlichen Erleben des Malers herauswächst, scheint sie mir reiche Entwickelungskeime zu bergen. Und ich wage zu hoffen, daß Gerson — zwar niemals eine Sensation, wohl aber ein entscheidender Erfolg mit einem reiferen Werke beschieden sein wird.

Ästhetische Rundschau.

Von Wilhelm Michel.

Von der Freude an der Form.

Das Wesen der musikalischen Freude erläuterte einmal ein feinsinniger Ästhetiker und fand dabei als Grundsatz: Die Musik stellt Gefühlsregungen nicht etwa nachbildend dar, sondern sie macht sie zur Freude. Liebesleid, stilles Glück, trotzige Empörung, Grimm, jauchzende Lust, sanfte Trauer, alles macht die Musik, indem sie es ausdrückt, zur Freude, zur musi-

kalischen Freude. Die ganze Seele rollt sich auf mit allem Licht und Dunkel. Aber sie liefert dieses Licht und dieses Dunkel in einer umgewerteten, verklärten Gestalt. Lust ist nun nicht mehr Lust, Leid nicht mehr Leid. Sie sind ihrer Buchstäbigkeit entkleidet und bedeuten etwas Höheres: Form.

Form — da sind wir bei dem gemeinsamen Grundbegriff aller Künste. Musik, Dichtung, Malerei, Plastik, Architektur, sie alle geben uns Form zu genießen. Ja, auch die Nutzkünste machen davon keine Ausnahme. Der Gehalt ihrer Erzeugnisse, der Stühle, Tische, Schränke und all der tausend anderen Dinge aus Holz und Metall, erschöpft sich nicht mit dem Gebrauchszweck. Der Zweck, dem der Stuhl dient, ist einfach und stets derselbe. Aber Stühle gibt es nach Tausenden. Was macht zwischen ihnen den Unterschied? Die Form, diese aus dem Menschengeiste stammende und der Stoffe sich bemächtigende Kraft.

Form ist Geistigkeit. Und eigentlich sind gerade die spröden Gebilde des Kunstgewerbes sehr dankbare Objekte, um an ihnen Form zu genießen. Gerade, weil ihr Zweck einfach ist und ihre Materialien widerspenstig; gerade deshalb zeigen sie, was menschliche Geistigkeit hier trotzdem an Varietäten erzeugen, an Gestaltungsideen verwirklichen konnte.

Um aus eigener Erfahrung zu sprechen: So war es mir beim Durchwandern kunstgewerblicher Ausstellungen stets ein Genuß besonderer Art, mich vor diesen Objekten täglicher Nutzung bewußt auf die Beachtung der reinen Formleistung einzustellen.

Man betrachtet da ein Speisezimmer, ein Herrenzimmer, versenkt sich in die Eigenart der Leistung, sucht sich vorzustellen, wie man es etwa selbst haben möchte, was man etwa tun würde, wenn man selbst einen solchen Raum zu erfinden hätte. Da kommt man langsam in eine Vorfreude, in eine Spannung hinein: Wie mag sich nun der folgende Innenkünstler mit der Aufgabe eines Speisezimmers, eines Herrenzimmers abgefunden haben? Wird er wirklich neue Ideen für seine Stühle haben, neue Verbindungen am Tische, neue Einteilungen an seinen Wänden, neue Konstruktionsgedanken in seinem Büfett? Was wird es für ein Geist sein, der aus den Leistungen des benachbarten Architekten spricht? Heiter, derb, freundlich, gelassen, spielerisch, massig, repräsentativ, bürgerlich behaglich? Je mehr man sich in diese Möglichkeiten versenkt, je mehr man auf der anderen Seite die Gebundenheit der Materialien bedenkt, desto größer ist dann die Freude über jeden gelungenen persönlichen Einfall, den man wahrnimmt. Oder man denke an die Beleuchtungskörper mit ihrer Fülle an Systemen und Gestaltungsmöglichkeiten, von dem einfachen Kerzenleuchter bis zum prunkvollen elektrischen Lüster. Je einfacher das System, desto stärker wird, zumal bei eindrucksvoller Benachbarung der verschiedenen Lösungen, jeder neue Konstruktionsgedanke fühlbar.

So steht es um die Freude an der Form. Sie ist eine Freude an der einen großen wichtigen Tätigkeit des Menschengeistes: das Ungestaltete zu gestalten. Denn die Menschheit ist als Ganzes an der Form interessiert.

Wenn jetzt wieder eine große kunstgewerbliche Ausstellung, die des deutschen Werkbundes zu Köln 1914, ihre Pforten auftut, so sollte das reiche Gut, das sie bietet, auch nach der Seite der reinen Formfreude gewürdigt und genutzt werden. Der Gewinn wird hier um so größer sein, als sich hier die Einzelleistungen alle abheben von dem Untergrunde einer einheitlichen kunstgewerblichen Anschauung, die in einem besonderen Sinne deutsch und modern ist.

Ausstellungs-Rundschau.

Von Professor Thormählen.

Künstlerische Erziehungsmethoden.

In keiner Zeit wurde in Deutschland auf künstlerische Erziehung so hoher Wert gelegt wie in der heutigen. Sowohl für die Erziehung zum künstlerischen Geschmack in den Schulen, die der allgemeinen Ausbildung dienen, wie auch für die Erziehung zur künstlerischen Produktion in den so zahlreich eingerichteten gewerblichen Lehranstalten sucht man unentwegt die Methoden zu verbessern. All diesen Schulen, die vorwiegend von den Staaten und den Gemeinden getragen werden, wendet auch der Deutsche Werkbund seine Aufmerksamkeit zu und sucht sie zu fördern, einerseits um in weitern Kreisen das Verlangen nach echter Kunst und nach schönen gediegenen handwerklichen und industriellen Erzeugnissen zu wecken, anderseits um den jungen Nachwuchs für die Deutsche Werkkunst in der rechten Weise zu leiten, damit er sich den höchsten Anforderungen gewachsen zeigt. Es lag daher nahe, auf der ersten Deutschen Werkbund-Ausstellung einen Überblick über die zurzeit in Deutschland auf den verschiedenen Schulen eingeschlagenen Wege zur künstlerischen Erziehung zu geben; staatliche und städtische Behörden unterstützen bereitwilligst die Ausstellungsleitung bei der Durchführung dieses Planes.

Den Kern der Abteilung „Künstlerische Erziehungsmethoden" bilden die allgemeinen Kunstgewerbeschulen und die Spezialschulen für einzelne Zweige des Kunstgewerbes. Preußen, Bayern, Württemberg und Hamburg sind zusammen mit 22 Schulen dieser Art vertreten und füllen in der Haupthalle einen Flächenraum von 1400 Quadratmetern, während weitere Anstalten gleicher Richtung Schülerinnenarbeiten im „Haus der Frau" ausstellen.

Eine allgemein gültige Methode, einen Normallehrgang für die Erziehung zur künstlerischen Produktion, gibt es nicht. Liegt auch der Aufbau des Unterrichts in den Berufsschulen in großen Zügen fest, so ist doch innerhalb dieser gerade für die künstlerische Erziehung der weiteste Spielraum gelassen, in der Erkenntnis, daß der Künstler als Lehrer mit einer ihm aufgezwungenen Methode niemals ein hohes Ziel erreichen wird, daß er die besten Erfolge erzielt, wenn er durch sein eigenes vorbildliches Schaffen dem Schüler Anregung gibt und dabei sorgfältig darauf achtet, künstlerische Eigenart im Schüler nicht zu ersticken, sondern zur Entwicklung zu bringen. Die Aufgabe einer, ausschließlich auf Qualität gestellten Ausstellung konnte es nicht sein, aus all diesen Schulen die auf eine künstlerische Erziehung der Schüler abzielenden Arbeiten lückenlos vorzuführen, vielmehr waren aus den verschiedenen Unterrichtsklassen diejenigen auszuwählen, die den eingeschlagenen Weg in besonders charakteristischer Weise zeigen. Nur wenige der Schulen sind umfangreicher mit allgemeinen Klassen für künstlerische Erziehung und einer Reihe von Fachklassen vertreten, die meisten beschränken sich auf eine Vorführung der künstlerischen Resultate einer oder weniger Fachabteilungen, bestehend in Entwurfszeichnungen und Modellen sowie ausgeführten Arbeiten aus den Schulwerkstätten. Der hohe Wert der Schulwerkstätten für die werkkünstlerische Erziehung tritt dabei besonders hervor.

Neben der Erziehung zur künstlerischen Produktion zeigt die Ausstellung, wenn auch weniger umfangreich, die Methoden der Erziehung zum künstlerischen Geschmack in den Volksschulen,

den höheren Schulen, den Lehrerseminaren, Zeichenlehrerseminaren und den Kursen für Handfertigkeitslehrer, erläutert durch Arbeiten aus den betreffenden Anstalten. Die Kurse, welche die neueren Bestrebungen des Handfertigkeitsunterrichts vorführen, stehen den Kunstgewerbeschulen am nächsten. Hier handelt es sich im allgemeinen nicht um eine fachmäßige, für die Berufsbildung vorbereitende künstlerische Erziehung, sondern darum, Auge und Hand geschickt zu machen und künstlerisches Gefühl zu wecken, um so der einseitigen Ausbildung des Verstandes vorzubeugen. Der Zeichenunterricht der Volks- und höheren Schulen kann naturgemäß für die künstlerische Erziehung nur ein vorbereitender sein; je mehr er in dem Schüler die Lust an der Wiedergabe des wirklich oder geistig Geschauten weckt und in ihm die Fähigkeit steigert, das Geschaute bildlich zu erfassen und aus dem Gedächtnis wiederzugeben, um so wertvoller wird er sein. Dieser Forderung sucht auch der Zeichenunterricht auf den Lehrerseminaren gerecht zu werden, während bei der Ausbildung der Zeichenlehrer darüber hinaus auf künstlerische Darstellung besonderer Wert gelegt wird.

Bietet die Ausstellung vielen, die für die Erziehung zur Kunst arbeiten, Belehrung und Förderung, so wird sie anderen Anregungen für neue Wege der künstlerischen Erziehung geben und so dazu beitragen, die schöpferischen Kräfte, die im Volke ruhen, weiter zur Entwicklung zu bringen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Der scheidende österreich-ungarische Botschafter in Berlin
Exzellenz Graf von Szögyény-Marich.

Nord und Süd

[illegible] Monatsschrift

[illegible] von Paul Lindau

[illegible] Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible], Kunst- und Verlagsanstalt
[illegible], A.-G., Breslau.

[illegible] Budapest [illegible]hagen
[illegible] k. k. Hofbuchhandl. [illegible] Hasselbalch.

[illegible]on [illegible]pel
[illegible]gate. [illegible] Otto Keil.

[illegible] Ursins Nachfolger, [illegible]

[illegible] O. von Bergen, Zürich [illegible]

[illegible] Sohn, [illegible]

[illegible] Petersburg:

[illegible] 12 [illegible]

38. Jahrgang. Band 150. Heft 479. August 1914

Der [illegible] Botschaft[illegible]
[illegible]

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
E. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

London
Williams & Norgate.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 150. Heft 479. August 1914

Professor Dr. Ludwig Stein: Weltpolitik und Kapitalismus.

Die Verquickung von Weltpolitik und Kapitalismus tritt je länger, desto greifbarer zutage. Das System des Austausches von politischen Freundschaften gegen Gewährung von Anleihen stammt aus Frankreich. Regierung, Börse und Haute finance haben in keinem Staate der Welt eine so enge Fühlung, ja geradezu Verflechtung wie in Frankreich. Das Machtmittel der französischen Regierung ist die Gewährung oder Versagung der Zulassung (Cotisierung) ausländischer Anleihen an der Pariser Börse. Seit einem Menschenalter etwa macht nun Frankreich von diesem Machtmittel den ausgiebigsten Gebrauch. Alle kapitalhungrigen Staaten richten ihre flehenden Blicke nach Paris, der unerschöpflich scheinenden Schatzkammer der Welt, um gutes Wetter für ihre Anleihen zu erbitten. Eisenbahnen, Wegebauten, militärische und maritime Rüstungen, Aufschließung von Minen und Urbarmachung ganzer Länderstriche, vor allem aber das Inslebenrufen neuer Industrien in den Balkanstaaten wie in den südamerikanischen Republiken waren davon abhängig, wie der Wind in Paris für die betreffenden Länder wehte. Rußland hätte weder sein Bahnnetz bis nach der Mandschurei ausbauen, noch seine Armee nach der zerschmetternden Niederlage im Kriege mit Japan reorganisieren, noch endlich eine überüppig wuchernde Industrie künstlich aus dem Boden stampfen können, wenn ihm Frankreich mit seinen Milliarden nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Les affaires sont les affaires wurde auch zum politischen Losungswort der französischen Regierung. „Cash" lautete die Parole des Tages. Jede politische Verhandlung wurde auf der Grundlage eines systematischen do, ut des geführt: Ich gewähre dir die Zulassung deiner Anleihen an der Pariser Börse, wenn du erstens einen Teil dieser Anleihen in Form von Bestellungen bei meinen Großindustrien festlegst und du mir zweitens bestimmte Einflußsphären in deinem Gebiete einräumst oder direkte politische Verträge unterzeichnest. Infolge der großen neuen Goldadern in Transvaal und in Alaska lag das Geld auf der Straße. Englische Consols wurden mit $2^{1}/_{2}$, französische mit 3% zum Parikurse und darüber glatt aufgenommen, ja selbst das ärmere Deutschland wagte sich mit 3% Anleihen an den Markt, und exotische Staaten bekamen mit 4—$4^{1}/_{2}$% ungemessene Kapitalien vom französischen Markt. Das Leihgeld seiner Sparer legte Frankreich unter Ägide seiner stetig wechselnden, aber in *diesem* Punkte durchaus einmütigen Regierungen in allen diesen Anleihen mit stark politischem Hintergrunde fest.

Diese von Frankreich inaugurierte, inzwischen von England, das seinen Überschuß an Kapitalien in seinen eigenen Kolonien gut unterbringen konnte, in abgeschwächtem Maße nachgeahmte Methode von kapitalistischer Politik beginnt sich bitter zu rächen. Natürlich konnte sich Deutschland diesem durch das Beispiel Frankreichs herrschend gewordenen System von ungesunder Verflechtung weltpolitischer mit rein ökonomischen Interessen nicht einseitig entziehen. Da sich die französische Regierung nicht bloß den deutschen Anleihen grundsätzlich verschloß, sondern auch dem Deutschland verbündeten Österreich-Ungarn die Türe der Pariser Börse nach und nach ganz verrammelte, so daß die Regierung nur einzelnen, besonders bevorzugten Hypotheken- und Eisenbahnobligationen mit Mühe und Not die Zulassung bewilligte, so blieb dem Deutschen Reiche nichts anderes übrig, als das französische System, wenn auch in engerer Umgrenzung, sich anzueignen. So kamen die türkischen Werte auf den Berliner Markt, weil das Interesse an den politischen Schicksalen der Türkei infolge der deutschen Bagdadbahn-Politik ein vitales wurde. Italien hatte sich zu seinem Glück, dank seinem Finanzgenie Luzzatti, finanziell auf eigene Füße gestellt, hatte seine Rente im günstigsten Augenblick konvertiert und die Zulassung zur Pariser Börse blieb unangetastet. Aber Österreich-Ungarn und Rumänien, das damals noch zum Dreibund-Konzern gehörte, waren auf den deutschen Geldmarkt angewiesen. Die deutschen Börsen mußten diese Anleihen aufnehmen, wenn anders der Dreibund nicht ins Mark getroffen werden sollte. In dem Augenblick, da Bismarck den russischen Werten die Beleihungsfähigkeit seitens der deutschen Reichsbank entzog und eben damit die Russen finanziell in die Arme Frankreichs trieb, war das Schicksal der Zusammenschweißung von Politik und Kapitalismus entschieden. Weltpolitik und Kapitalismus waren von nun ab nicht mehr von einander zu trennen. Was in Deutschland nur eine politische Repressalie wegen des Rückversicherungsvertrages war, das wurde in Frankreich zu einem System ausgebaut, dessen verhängnisvolle Folgen sich jetzt fühlbar machen.

Im letzten Grunde handelt es sich bei diesem Austausch von Anleihebewilligung und politischem Bündnisvertrag, der zu einer völligen Bereitstellung der Armee der Verbündeten verpflichtet, nur um eine verschleierte Form der Wiederbelebung des alten Systems der Werbeheere.

Nur wurden damals von professionellen Werbern einzelne Soldaten meist im Rausch geangelt, wie heute noch für das mittelalterliche System der französischen Fremdenlegion, oder die „Landeskinder" wurden gruppenweise wie Hammelherden vom Fürsten abgekauft, wie einst in Kurhessen. Der Kapitalismus arbeitet seiner Natur nach nicht individuell, sondern kollektiv. Wie er Petroleum, Getreide, Tabak, Leder, Metalle entweder national kartelliert oder in der Form von Ringen, Schwänzen u. s. w. international „vertrustet", so kauft der politische Kapitalismus keinen einzelnen Soldaten mehr, sondern

ganze Armeen. Die Konzentrierung des Kapitals geht unaufhaltsam als wirtschaftliches Fatum vor sich. Die Warenhäuser verschlingen den kleinen Kaufmann, die Industrien den kleinen Gewerbetreibenden, die Banken-Konsortien die kleinen Bankiers, die Konfektions-Magnaten mit ihren Konventionen den ganzen Manufakturzwischenhandel. Diese aufsaugende Tendenz des Kapitalismus hat jetzt auch die internationale Politik ergriffen. Wer das meiste Geld hat, der kauft sich in der Form von Anleihebewilligungen die besten politischen Freunde oder er sichert sich zum mindesten die höchsten wirtschaftlichen Vorteile.

Nur durch die hier aufgezeigte kapitalistische Form der Politik ist ein moralisch so widernatürliches Bündnis wie zwischen Frankreich und Rußland möglich geworden. Sobald die Weltpolitik zur Methode des „business" gegriffen hat, verlor sie jeden ideologischen Skrupel und das Feigenblatt der politischen Scham. Non olet. Nicht bloß das Geld selbst riecht nicht, sondern auch politische Geschäfte, die auf der Basis der Geldbewilligung (Anleihen) zustande gekommen sind, lassen die Geruchsnerven allmählich ganz abstumpfen. Sonst wäre es nicht zu verstehen, wie der französische Nationalstolz es dulden konnte, daß man von Petersburg aus kategorisch forderte, es müsse bei der dreijährigen Dienstzeit unbedingt sein Bewenden haben. Das in der Mehrheit seiner Vertreter sozialistische Frankreich läßt sich von der schärfsten Form der Autokratie diktieren, wie es seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen habe. Und der großen Presse, die so empfindlich ist, wenn von irgend einer anderen Seite eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs auch nur leise angedeutet würde, scheint das Gefühl dafür abhanden gekommen zu sein, wie demütigend es für die „grande nation" sein muß, wenn sie ihr „mot d'ordre" von der Newa aus entgegennehmen muß.

Die kapitalistische Form des Bündnissystems bedeutet eine völlige Umwertung und Umprägung des Begriffs: politische Freundschaft. Das Gefühlsmäßige wird zugunsten des rein Verstandesmäßigen völlig ausgeschaltet. An die Stelle der früheren Blutsbrüderschaft tritt der nüchterne Tintenvertrag. Wirkliche Bundesgenossen halten auf Gedeih und Verderb zusammen; sie opfern bedenkenlos ihr Letztes und Höchstes für einander, wie Geschwister oder Eltern, weil sie ihre enge Zusammengehörigkeit als Lebensinhalt empfinden. Das Symbol politischer Blutsbrüderschaft ist die Nibelungentreue. Kann bei kühlen Bündnisverträgen, die vom Interesse diktiert, vom Kopfe ersonnen, aber niemals vom Herzen inspiriert sind, von Nibelungentreue die Rede sein? Die auf kapitalistischer Basis entstandenen Bündnisse stellen sich als sachliches Ergebnis einer rein kaufmännischen Berechnung dar. Wenn solche Bundesgenossen eine Vernunftehe eingehen, so wird um die Mitgift auf beiden Seiten gefeilscht.

Ein ehrliches Treuverhältnis kann sich bei einer solchen Notehe, deren Sanktionierung vom Oberpriester Mammon vollzogen wird, niemals heraus-

bilden. Wenn Völker einander wirklich lieben sollen, dann müssen entweder Bluts- oder Stammesverwandtschaft sie zusammen ketten, wie die germanischen, romanischen und slawischen Stämme, oder Religionsgemeinschaft, wie die mohammedanischen Völker, oder Rassen- und Sprachgemeinschaften oder geschichtliche Waffenbrüderschaft, die sich aus gemeinsamen Kriegen und Siegen herausbilden können, oder endlich eine enge Kulturgemeinschaft. Von allen diesen Bindemitteln, welche ein natürliches Treuverhältnis zwischen Völkern herzustellen vermögen, ist in dem auf kapitalistischer Basis ruhenden französisch-russischen Bündnis auch nicht ein einziges Element vorhanden. Der französische Bauer in der Bretagne steht dem russischen Muschik in Gesinnung und Gesittung, im Fühlen und Denken, im Gebaren und Empfinden, in Sprache und Religion, in Moral und Kultur so wesensfremd und weltenfern gegenüber, wie etwa der Yankee einem Fidschi-Insulaner. Russen und Franzosen haben auch nicht Schulter an Schulter gekämpft, so daß sich eine geschichtliche Kameradschaft hätte herausbilden können. Und hätten wir heute einen politischen Satiriker von der Artung eines Juvenal unter uns, so würde er sich die weltgeschichtliche Kapriole kaum entgehen lassen, wie französische Delegierte zur Jahrhundertfeier in Moskau erscheinen und mit den slawischen Bundesbrüdern fraternisieren konnten. Wenn man kein geschichtliches Gedächtnis für Demütigungen hat, dann muß man folgerichtig sein. Warum sollte man Moskau und Waterloo so radikal vergessen können, und nur Sedan unauslöschlich im Gedächtnis behalten? Der Unterschied eines halben Jahrhunderts kann doch im Völkergedächtnis, das mit Jahrtausenden rechnet, keine entscheidende Rolle spielen! Die Generation von Sedan ist so gut wie ausgestorben. Die wenigen Veteranen, denen noch der alte Haß in den Adern glüht, werden das Schicksal der Welt nicht aufhalten. Sobald man nicht mehr wie hypnotisiert auf die Vogesen stiert, sondern einen ebenso dicken Strich unter die Vergangenheit Sedan macht, wie unter Waterloo und Moskau, dann ist der ganzen zivilisierten Menschheit eine Zentnerlast von der Seele genommen und alles würde wieder daseinsfreudig und zukunftssicher aufatmen können.

Die Diplomatie des Geldbeutels hat, wie alle geschichtlichen Anzeichen beweisen, kläglich Schiffbruch gelitten. Frankreich hoffte Österreich-Ungarn finanziell auszuhungern und das Deutsche Reich wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen, indem es seinen Kapitalmarkt für russische und exotische Werte sperrangelweit öffnete, aber diesen beiden sehr zahlungsfähigen Mächten beharrlich verschloß. Und was ist die Folge? Frankreich erlebt ein kapitalistisches Sedan. Die südamerikanischen, balkanischen und russischen Werte sind seit dem Balkankriege dermaßen im Kurse gesunken, daß die fünf Milliarden Kriegsentschädigung den Milliardenverlusten gleichkommt, welche der französische Markt in den letzten zwei Jahren erlitten hat. Deutschland

hat seine Milliarde Wehrsteuer, sogar unter Mitwirkung der Sozialisten, reichlich und ohne übermäßigen Druck eingeheimst, während Frankreich seinen dringenden Bedarf von nahezu zwei Milliarden Franken unter Bedingungen aufbringen mußte, die für Frankreich eine schwere finanzielle Demütigung bedeuten.

Wie soll diese Vermengung von Weltpolitik und Kapitalismus nun weitergehen? Soll wirklich das wahnwitzige Wettrüsten zwischen den europäischen Großstaaten in infinitum fortgesetzt werden? Mit dem Wettrüsten zu Lande ist man in Frankreich durch das Festhalten an der dreijährigen Dienstzeit an der obersten Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Die Intellektuellen, die Blüte der Nation, werden im dreijährigen Drill alles wieder vergessen, was sie in den Lyzeen mühsam genug sich angeeignet haben. Wir haben noch die Einjährigen, die den Kontakt mit den Hochschulen selbst während der einjährigen Dienstzeit, wenn auch lose, aufrechthalten. Aber ein dreijähriges Ausspannen von intellektueller, rein wissenschaftlicher Betätigung muß mit der Zeit verdummend wirken. Nach dreijähriger Unterbrechung kann man nicht wieder dort anknüpfen, wo der Faden beim Abgang vom Lyzeum zerrissen wurde. Deutschland behält also durch sein Wehrsystem nicht bloß das populationistische und durch seine straffere Disziplin das numerische und strategische Übergewicht, sondern durch sein Einjährigensystem das intellektuelle Übergewicht über Frankreich. Und das alles wegen des Loches in den Vogesen?

Aber nicht bloß zu Lande soll der letzte Blutstropfen ausgepreßt und das empfänglichste Quentchen Gehirnschmalz durch dreijährigen Drill ausgetrocknet werden, sondern auch zu Wasser und in der Luft sollen die wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht werden, um die Suprematie der Ententegruppe zu gewährleisten. Sind wir zwischen England und Deutschland nach unsäglichen Mühen dahin gelangt, ein stillschweigendes Proportionalverhältnis in den beiderseitigen Rüstungen zur See herzustellen, so kündet Rußland neue 1200 Millionen Rubel für Schiffsbauten und Frankreich den Bau von vier neuen Dreadnoughts an, wobei das Bestreben offenkundig zutage tritt, daß nach Niederwerfung der Türkei die Dardanellen geöffnet werden, so daß sich alsdann die russische Flotte mit der französischen und englischen werde vereinigen können, um den Dreibundmächten, denen sie zu Lande nicht beikommen können, zu Wasser den Garaus zu machen. Werden denn die Dreibundmächte stillestehen? Werden sie nicht zu Wasser dieselben Anstrengungen machen, wie Frankreich und Rußland? Und wird die Flugzeugtechnik der Deutschen die französische nicht bloß erreicht, sondern sehr bald überflügelt haben?

Man übersieht bei diesem gegenseitigen Zähnefletschen *ein* wichtiges Moment. Die heutigen Schlachten sind Massenschlächtereien. Nicht Tapferkeit, Ritterlichkeit, Wagemut und heroische Kraftentfaltung der Einzelnen (selbst nicht der Führer) geben wie ehedem den Ausschlag, sondern der *bessere*

Techniker triumphiert. Was einst für Hannibal die Elefanten gegenüber dem römischen Weltreich bedeuteten, das sind für unsere Kriegsführung die kriegstechnischen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. Wenn in den Befreiungskriegen der deutsche Schullehrer, im deutsch-französischen Krieg der deutsche Generalstab die eigentlichen Sieger waren, so werden im nächsten paneuropäischen Kriege die technischen Hochschulen die Heroen sein, denen der Siegeslorbeer zufallen wird. Weder in den Kasernen allein, noch im Generalstab, sondern in Laboratorien und technischen Versuchsanstalten wird heute das Geschick der Völker entschieden.

Schon hat das System der Dreadnoughts und Über-Dreadnoughts ein bedenkliches Loch bekommen. Ein führender Mann der englischen Marine erhebt bereits seine warnende Stimme gegen die eminente Gefahr, die den Dreadnoughts von den Torpedos her droht. Wie eine Hünengestalt ohnmächtig zusammensinkt, wenn unsichtbare Bazillen sein Lebensmark antasten, so werden diese Kolosse dem schleichenden Stich von Unterseeboten erliegen. Da entscheidet also nicht die Riesengewalt des Schiffes, sondern die konstruktive Finesse und präzise Bedienung der Unterseebote. Die Überlegenheit der deutschen Technik, die ein Erzeugnis der mustergültigen technischen Hochschulen des Reiches ist, wird von allen Kulturstaaten, obenan von England, ganz offen, wenn auch nicht neidlos anerkannt. Mag sich also Frankreich finanziell ruinieren, Rußland nochmals 1200 Millionen Rubel für seine Flotte leihen, ja für die Erweiterung seiner eigenen Flotte neben den schon genehmigten zwei Milliarden für die Armee eine weitere Milliarde opfern, so kann es weder die Disziplin in der Bemannung der deutschen Flotte, noch die Findigkeit und Akkuratesse der deutschen Ingenieure und Techniker aus dem Boden stampfen.

Und zu welchem Ende? Steht der Einsatz wirklich in einem auch nur diskutablen, rationalen Verhältnis zum Siegespreis? Mag die unsere europäische Politik in ihren Fugen erschütternde „Revanche" für einen großen Teil der Nation eine kostbare, aber tote Reliquie, für den anderen, vielleicht überwiegenden Teil der Nation eine heiliglebendige Idee, Tradition oder Aufgabe sein: was kann Frankreich im besten Falle gewinnen und im schlimmsten verlieren? Hier steht die europäische Frage auf des Messers Schneide! Gewinnen kann es Elsaß-Lothringen nur, wenn der ganze Dreibund zertrümmert wird und ohnmächtig auf dem Boden liegt. Auch in diesem, für Frankreich günstigsten Falle wäre zwar die Ehre gerettet, die „gloire" wiederhergestellt, vor allem die „Tricolore" zu altem Glanz erhoben, aber der unerbittliche Preis hieße doch unter allen Umständen: die Blüte der französischen Nation. Millionen tatkräftiger, zeugungsfähiger, die Fortpflanzung sichernder Menschenleben wäre unrettbar verloren, und das ohnehin entvölkerte Frankreich wäre nicht bloß seiner jetzigen, sondern auch der kommenden Jugend beraubt.

Abgesehen aber von dieser in Permanenz erklärten politischen Gefahr, welche die unausweichliche Folgerung in sich birgt, daß alsdann die „Revanche" auf deutscher Seite bliebe und für die nächsten Jahrzehnte alles politische Leben vergiften müßte, darf die soziale Gefahr, welche dieses Spielen mit dem Feuer eines paneuropäischen Krieges mit sich bringt, niemals aus dem Auge gelassen werden. Die Mehrzahl der Wähler bilden augenblicklich in Frankreich sowohl als auch in Deutschland die Sozialisten. Mögen sie sich im übrigen „unentwegte", „revisionistische" oder „radikale" nennen. Die Sozialisten beider Länder sind heimlich uneinig in der Schattierung, aber unheimlich einig im gemeinsamen Ziel. Solange Alle in geordneten Rechtsverhältnissen leben, droht weder von hüben, noch von drüben eine ernstliche Gefahr für unser gegenwärtiges, auf kapitalistischer Grundlage ruhendes Kultursystem. Die Sozialisten drüben sind „ministrable", und die deutschen Sozialisten haben die eiserne Disziplin der preußischen Armee in den Knochen.

Im Friedenszustande wird bei der ehernen Umklammerung jedes deutschen Sozialisten seitens seiner Parteiführung weder von einem sinnlosen „Putschismus", noch von einer planmäßigen Revolution ernstlich die Rede sein können, weil die Partei als solche es nicht will. Und sie will es nicht, weil der gegenwärtige Staat in seiner festgefügten Ordnung auch dem Sozialisten unendlich viel mehr Vorteile bietet, als ein Chaos. In dem Augenblicke aber, in welchem das Chaos doch zum Durchbruch kommt, sei es in Frankreich, wie wir es während der Herrschaft der Kommune erlebt haben, sei es auf den Kriegsgefilden der Dreibundstaaten, falls man den Fußtritt des von allem Kulturfirnis abgeleckten „Barbaren" zu spüren bekommt, dann kommen die Sozialisten an die Reihe, und die endgültige Abrechnung mit dem kapitalistischen System, dessen Hochblüte das republikanische Frankreich darstellt, erfolgt, und man wird um Sein oder Nichtsein zu würfeln haben. Der „große Kladderadatsch", den Bebel voraussagte und noch erleben wollte, aber nicht mehr erlebt hat, wird sich nach der alten Kriegsregel: à la guerre comme à la guerre nach einer endgültig verlorenen Schlacht hüben oder drüben, vielleicht schon auf dem Kriegsschauplatz, abspielen. Das „große Morden", wie es die Apokalyptiker in grellen Farben schildern, setzt zwar ein mit dem Krieg der sechs Großmächte gegen einander, aber es endet mit dem Bürgerkrieg der sozialen Klassen, der sich weder gegen die Dynastien, noch gegen die Regierungsformen, sondern gegen das ganze kapitalistische System richtet. Le capitalisme, voilà l'ennemi heißt alsdann die soziale Parole des geeinigten Proletariats.

Nicht Personen werden von den Sozialisten guillotiniert, — das verbietet ihnen ihr soziales Ethos, — wohl aber wird das ganze kapitalistische System zum Schafott verurteilt. Alle Anklagen, welche seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis hinauf zum „Kapital" von Marx gegen dieses ganze System wissenschaftlich erhoben wurden, werden ihre oberste Spitze gegen Frankreich

richten, weil diese radikal-sozialistische Republik sich am allerengsten mit dem Kapitalismus identifiziert, ja die Durchsetzung und Durchtränkung von Kapital und Politik, oder sagen wir es geradezu: die Mammonisierung der Weltpolitik zum ersten Male in der Weltgeschichte zu einem förmlichen System ausgebaut hat.

Will man nicht offenen Auges ins Verderben rennen, so muß mit diesem ungesunden System der Verquickung von Kapitalismus und internationaler Politik radikal aufgeräumt werden. Diese unselige Borgwirtschaft auf Grund politisch-wirtschaftlicher Gegenleistungen rächt sich jetzt bitterlich — auf beiden Seiten. Die Geldnehmer haben sich infolge des leichten, allzuleichten Kredits Bedürfnisse angezüchtet und einen Standard angewöhnt, den man zwar im Handumdrehen sich anzueignen, aber nur unter schweren Kümmernissen wieder abzulegen vermag. In den Balkanstaaten nicht minder als in den südamerikanischen Republiken floß von diesem französischen Goldregen ein guter Teil zwar in segenbringende Furchen, aber ein schwer kontrollierbarer Teil auch in private Taschen. Diese kapitalarmen Länder glaubten mit Hilfe des französischen Marktes zu kapitalistischer Blüte gelangen zu können.

Luxuriöse Regierungsbauten, pompöse Häfen und Kais, prunkende Denkmäler wurden auf Kosten des französischen Sparers hergestellt. Frankreich hat 40 Milliarden, mehr als 1000 Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, an Rußland und die genannten exotischen Staatengruppen ausgeliehen und dafür gar manche wertvolle Freundschaften eingetauscht. Aber wenn es heute, wo die eigenen Bedürfnisse auf den Beutel jedes französischen Sparers empfindlich drücken, sein Geld von den genannten Staaten zurückfordern will, so lautet die stereotyp eisige Antwort: non possumus. Ein Blick auf den Kurszettel aller dieser Werte belehrt uns, daß Frankreich heute schon, nach dem jetzigen Kurse, einen beträchtlichen Teil seines investierten Kapitals verloren hat. Hält die südamerikanische Krise an und verschärfen sich die Verhältnisse im Orient, so daß der paneuropäische Krieg, der künstlich und gewaltsam von der europäischen Diplomatie hintangehalten wird, doch losbricht, dann stehen sämtliche Geldnehmer Frankreichs vor dem Staatsbankerott, eben damit aber Frankreich selbst vor seinem kapitalistischen Zusammenbruch. Erleidet aber das kapitalistische Wirtschaftssystem, das Frankreich zuerst mit Nachdruck und Hochdruck auf die hohe Politik übertragen hat, an seinem zentralen Sitz eine katastrophale Niederlage, dann hat die Stunde der Sozialisten aller Länder geschlagen, so daß allenthalben der verzweifelte Versuch gemacht werden wird, die kapitalistische Gesellschaftsordnung abzuschaffen und die sozialistische an deren Stelle zu setzen. Ob der Versuch gelingt, und wie lange er vorhält, ist in diesem Zusammenhange irrelevant. Wir können hier nur das politische Horoskop für eine geschichtliche Symptomengruppe stellen, deren Komponenten bekannt und auf Grund früherer historischer Ereignisse übersehbar sind. Eine sozialistische Gesellschaftsordnung ist geschichtlich

in einzelnen ihrer Ansätze in der vorkapitalistischen Periode zwar verfolgbar, ob aber und wie sie sich in einer nachkapitalistischen Epoche bewähren wird, in welcher die Bedürfnisse der Menschen sich infolge des kapitalistischen Wirtschaftssystems vertausendfacht haben, das läßt sich heute nicht einmal mit einem Vermutungsakzent andeuten.

Und wieder steht wie unter dem Sonnenkönig und der großen Revolution Frankreich im Mittelpunkte der Welt. In Paris werden sich die Geschicke der Völker für das nächste Jahrhundert erfüllen. Frankreich hat mit seiner Mammonisierung der internationalen Politik Va banque gespielt. Dem Einsatz eines beträchtlichen Teiles des gesamten Nationalvermögens steht als einziger Treffer das Loch in den Vogesen gegenüber. Wird man auf dieser abschüssigen Bahn fortfahren und dem Ruin unseres ganzen, mühsam auferbauten Kultursystems entgegensausen, oder wird man noch im letzten Augenblick bremsen und dieser Looping-the-Loop-Politik Einhalt gebieten? Wird die blinde Leidenschaft über die klarsehende Vernunft obsiegen, oder wird man sich im Frankreich des Descartes, in welchem der Rationalismus seine höchsten Triumphe gefeiert hat, im letzten Augenblicke doch besinnen, daß die Instinkte geadelt werden müssen durch die Regulae mentis? Zwar sind die Instinkte in Frankreich augenblicklich durch Bergson ebenso Trumpf wie einst vor der Revolution durch Rousseau. Aber auch diese mystische Welle rauscht bald vorüber. Frankreich hat durch Maine de Biran, Ernst Renan und Hippolyte Taine Rousseau überwunden und wird in der nächsten Generation auch über den Bergsonismus zur Tagesordnung übergehen. Die Mystik war in Frankreich und blieb bisher immer nur der Begleitschatten der Sonne Vernunft. Das Irrationelle ist in Frankreich seit der mittelalterlich-mystischen Schule der Victoriner, seit Pascal und der späteren französischen Romantik immer nur vorübergehende Modeströmung gewesen. Der Zentralstrang der französischen Kultur ist und bleibt der Rationalismus. Und so dürfen wir auch nicht daran zweifeln, daß letzten Endes der politische Rationalismus, der Frankreich auf die Kulturstaaten weist, über den politischen Irrationalismus, der Frankreich in die Arme des Slawentums treibt, obsiegen wird. Und so können wir am Schlusse dieser Darlegungen nur ein Echoschall jener Worte sein, die Emile Boutroux, ein führender philosophischer Geist Frankreichs, der die Geschichte der griechischen Philosophie von Eduard Zeller ins Französische übertragen hat, in Jena und Berlin jüngst gesprochen hat. Wir treten rückhaltlos und ohne jeden Vorbehalt für eine deutsch-französische Annäherung ein. Die Fabel von einer deutschen „Alleinherrschaft“, die in manchen Köpfen spukt, ist eine slawische Lockspitzelidee. Wir wollen Hand in Hand mit Frankreich die gemeinsame europäische Kultur vor jenem Vandalismus schützen, der uns gemeinsam nach dem „großen Kladderadatsch“ droht. Deshalb warnen wir vor einer weiteren Mammonisierung der internationalen Politik. Will man

dem hier geschilderten sozialen Fatum entrinnen, so gibt es in meinen Augen nur einen Weg: Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland.

F. L. Graf von Voltolini: Der Einfluß des Nationalismus auf das politische Leben der Gegenwart.

Der Nationalismus ist ein politischer Faktor lediglich in der ältesten und in der neuesten Weltgeschichte: in der ältesten, weil hier die Völker die Entstehung ihres Gemeinwesens aus der Sippe noch klar vor Augen hatten, in der neuesten, weil die fortschreitende Kultur das Zusammengehörigkeitsgefühl der die gleiche Sprache und Sitte Aufweisenden neu erwachen ließ. Der moderne Nationalstaat ist daher jungen Datums. Neben so vielen andern Kulturerrungenschaften hat ihn uns das 19. Jahrhundert beschert. Es gab freilich schon früher Staaten, die, wie Spanien und Portugal, nationale Einheiten darstellten, oder solche, in welchen die Assimilierung aller Untertanen an die herrschende Rasse bereits vor dem 19. Jahrhundert vollendet war, wie Frankreich und England, dennoch ist der nationale Gedanke als Basis des Staates ein völlig neuzeitlicher. Seine Geburtsstunde fiel in das für unsere gesamte moderne Entwicklung so hochbedeutsame Jahr 1848. Noch der Wiener Kongreß hatte 1815 eine Landkarte Europas geschaffen, welche auf nationale Prinzipien keinerlei Rücksicht nahm, während nur drei Jahrzehnte später die Welt statt des dynastischen Prinzips das nationale Element als Basis des modernen Staates proklamierte. Die nationale Basis war ein Korrelat der Idee des Verfassungsstaates. In dem Staate, der ausschließlich in der Dynastie gipfelte, konnten sich gar mancherlei Nationalitäten finden und ohne Schwierigkeiten nebeneinander hergehen, in dem parlamentarisch regierten Staate dagegen mußten verschiedenartige Völker bald in Konflikt geraten.

Indessen setzte sich die nationale Idee dennoch durchaus nicht überall siegreich durch. Wäre dieselbe allenthalben so mächtig gewesen, daß ein neuer Weltkongreß eine nach dem nationalen Prinzip zurechtgeschnittene Landkarte Europas gefertigt hätte, so wäre alles in schönster Ordnung, nationale Reibereien wären ein Unding und alle völkischen Kämpfe für immer beseitigt gewesen. Allein der nationale Gedanke nahm eine führende Rolle nur in ganz wenigen Staaten ein, in andern kam er nur teilweise zur Ausführung, in einigen endlich zeigte sich seine Durchführung als eine absolute Unmöglichkeit.

Gerade aber der Umstand, daß die nationale Idee nicht allenthalben sich durchsetzte, während sie anderwärts Triumphe feierte, rief unter den nationalistisch den-

kenden Massen oft Unzufriedenheit und daher innere politische Schwierigkeiten hervor. Doch beschränkten sich die Gefahren, die das neue Prinzip im Leben der Staaten hervorrief, keineswegs auf die innere Politik, sondern die Unzufriedenheit der von dem nationalen Feuer ergriffenen Völker mit den historischen Grenzen schuf den gefährlichsten Auswuchs des Nationalismus, den Irredentismus. So kam es, daß die an sich gesunde und berechtigte Idee des Nationalstaates Anstoß zu einer Fülle politischer Probleme gab, die selbst eine flüchtige Untersuchung der Lage in den einzelnen Staaten klar vor Augen treten läßt.

Wenn ich die Idee des Nationalstaates als eine durchaus berechtigte bezeichne, so geschieht dies als Folge der Theorie der Entwicklung des Staates aus der Sippe und der Familie. Eine Konsequenz dieser Theorie ist der Anspruch des Nationalstaates, alle der seiner Nation angehörige Individuen in sich zu vereinigen. Während dieser Anspruch sehr häufig und sehr entschieden geltend gemacht wird, hat dagegen der ebenfalls eine logische Folge der Idee des Nationalstaats bildende Verzicht auf Landschaften, die von andern Völkern bewohnt sind, dem Nationalstaat aber angegliedert sind, niemals praktische Anwendung gefunden.

Wenden wir uns nun zu dem Bilde, wie sich die nationale Idee in den einzelnen Staaten entwickelt hat, so lassen sich eine Reihe von Stufen innerhalb derselben feststellen. Da sind zunächst die altnationalen Staaten, d. h. jene, welche eine nationale Uniformität in ihrer Bevölkerung schon vor dem für das Erwachen der nationalen Idee typischen Jahre 1848 zeigten. In diese Klasse gehören Frankreich, Spanien und Portugal. Hier erfolgte der Übergang vom dynastischen Staate zum Nationalstaat sehr leicht und einfach. In Frankreich bestand der Begriff der „Nation" schon seit der großen Revolution. Er war hier a priori gegeben, indem das Regime der Könige die nichtfranzösischen Elemente Frankreichs, die Bretonen, die wenigen Vlamen im Norden und die Basken in den Pyrenäen längst französisiert hatte. Nur im Elsaß und wenigen Teilen Lothringens war die Französisierung noch nicht durchgeführt, aber die Verwaltung stieß auch hier auf keinen Widerstand bei der exklusiven Anwendung des Französischen als offizieller Sprache. Deshalb konnte man in Paris schon am Ende des 18. Jahrhunderts von einem französischen Nationalgefühl sprechen, das in der ersten Republik seinen offiziellen Ausdruck häufig fand. Napoleons Herrschaft fügte Frankreich, wenn auch nur vorübergehend, viele fremdsprachige Provinzen zu, so daß der nationale Charakter in seinem Reich wieder völlig zurücktrat: das Reich Bonapartes war eben eine Personalschöpfung, und der eigenartige Zauber der Person des großen Korsen war der Kitt, der allein das Riesenreich zusammenhielt! Seit 1848 fand aber die nationale Idee neue Stärkung in Frankreich und wuchs um so mehr, als das Ausland sich ebenfalls auf den nationalen Standpunkt zu stellen begann. Nur als der Frankfurter Friede die deutschen Landesteile Frankreichs, Elsaß und Deutsch-Lothringen, wieder mit dem Mutterland vereinigte, zeigte das französische Volk, daß die Besitzesfreude doch stärker war als der Nationalismus. Nachdem Frankreich ein Jahrzehnt vorher Savoyen und Nizza

erhalten hatte, von welchen das erstere allerdings ein französischsprechendes Land war und das letztere die beste Anlage zeigte, sich rasch französisieren zu lassen, hätte, vom Standpunkt des reinen Nationalismus aus betrachtet, der Verlust dieser noch nicht völlig französisierten Provinzen nicht jenen Schmerz hervorrufen müssen, welcher hierüber tatsächlich das französische Volk ergriff und zum großen Teil bis heute beherrscht. Mangel an Konsequenz des nationalen Empfindens kann man daher die Sehnsucht der französischen Chauvinisten nennen, welche eine Wiedergewinnung dieser alten deutschen Landesteile immer noch erhoffen. Wenn daher die Vertreter der Friedensbestrebungen die sog. elsaß-lothringische Frage als den innersten Kernpunkt aller Hindernisse für eine Verständigung unter den Mächtegruppen Europas bezeichnen, so ist zu erwidern, daß der status quo vom Standpunkt des Nationalismus aus der natürliche ist und alle Bestrebungen, denselben zu alterieren, dem nationalen Staatsideal widerstreiten.

England hat schon mehr nationale Schwierigkeiten, selbst wenn wir von seinen Kolonien und überseeischen Besitzungen absehen, als Frankreich. Das irische Problem ist nationaler Art, und gerade seine Lösung ist die dornenreichste Aufgabe der sonst verhältnismäßig glatt sich abwickelnden inneren Politik Großbritanniens.

Den altnationalen, heute eine völlige nationale Einheit darstellenden Staaten stehen diejenigen Staaten gegenüber, die man als neunational bezeichnen kann, weil in ihnen das nationale Element erst seit dem Jahre 1848 in das Volksbewußtsein trat und hier, teilweise auf dem Wege gewaltsamer Umwälzungen, nationale Neuschöpfungen vornahm. In diese Klasse gehören das Deutsche Reich, Ungarn und Italien. In dem letztgenannten Lande ist das nationale Prinzip am entschiedensten zur Durchsetzung gekommen, insbesondere dadurch, daß der völkischen Einheit der Nation hier keinerlei Minoritäten gegenüberstehen; die albanesischen und griechischen Kolonien Italiens überbieten die reinen Italiener fast noch an Liebe zu Italien, und die wenigen deutschen Gemeinden an der schweizerischen und österreichischen Grenze sowie die paar tausend Slovenen im Bezirk Cividale sind ohne jede nationale Bedeutung. In Italien hat der nationale Gedanke aber nicht nur wohltätig gewirkt zur Schaffung des mächtigen Einheitsstaates gegenüber den altersschwachen Kleinstaaten, sondern hat einen im Irredentismus sich geltend machenden, nicht ungefährlichen Hypernationalismus geschaffen, der sehnsüchtig über die historischen Landesgrenzen hinausblickt, um die italienischen Stammesgenossen außerhalb des Reiches, d. h. in Nizza, im schweizerischen Kanton Tessin, in Südtirol und Istrien mit der nationalen Reichsschöpfung zu vereinigen. Trotzdem der Nationalismus in Italien durch den libyschen Krieg eine neue Stärkung erfahren hat, so ist die gefährliche Seite desselben, der Irredentismus, mehr und mehr zurückgetreten und hat heute einem, allerdings sehr entschieden geäußerten Verlangen nach Respektierung der sprachlichen Rechte der Italiener außerhalb des jungen Nationalstaates Platz gemacht. Immerhin aber ist das moderne Italien die ausgeprägteste Schöpfung der nationalen Staatsidee in der Neuzeit.

In Ungarn ist der magyarische Nationalgedanke in den Kämpfen von 1848—49 und in den folgenden Jahren bis zu dem Ausgleich von 1867 insofern zur Durchsetzung gekommen, als der Staat den reinmagyarischen Nationalcharakter trägt und alle Magyaren in seinen Grenzen vereinigt. Allein das nationale Prinzip stößt in Ungarn schon auf ungleich mehr Schwierigkeiten als in Italien, weil hier der magyarischen Majorität eine nicht unbedeutende slawische und rumänische Minorität gegenübersteht. Die Zugehörigkeit der Kroaten zu der heiligen Stephanskrone sowie der Slowaken in Nordwestungarn, vieler Rumänen in den östlichen Landesteilen, welch letztere besonders zähe ihre völkischen Eigentümlichkeiten bewahren und ihrerseits auf nationale Berechtigung pochen, bieten dem ungarischen Nationalismus nicht geringe Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß sich in den Reihen der ungarländischen Rumänen nicht wenige offene Irredentisten befinden, welche jede angebliche Vergewaltigung ihrer sprachlichen Rechte benutzen, um über den Gebirgswall der südlichen Karpathen in das rumänische Nachbarland, in die Moldau und die Walachei sehnsüchtige Blicke zu werfen und schwermütige Klagen zu lancieren. Ungarn bietet ein typisches Beispiel dafür, daß eine entschiedene Durchführung des Nationalismus in einem mehrvölkischen Lande von den Minoritäten meist als eine Provokation aufgefaßt wird und daher schroffe Gegenwirkungen bei diesen hervorruft.

Das Deutsche Reich ist die dritte nationale Neuschöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der nationale Gedanke fand in Deutschland jedoch seine wesentliche Beschränkung durch die große Zahl Deutscher, welche außerhalb des neuen Nationalreiches lebten, in Österreich, der Schweiz und in Rußland. Einen Irredentismus hinsichtlich der letzteren hat der deutsche Nationalismus niemals zeitigen wollen, einerseits, weil die Deutschen in Österreich wie in der Schweiz gute Patrioten ihrer Heimatländer sind, anderseits, weil das Verschwinden der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, besonders auf dem Lande durch die systematische Russifizierung, so bedauerlich die Tatsache auch an und für sich ist, doch nur noch eine Frage der Zeit ist. Gerade diese Mäßigung, welche sich die nationale Idee bei der Gründung des Deutschen Reiches auferlegen mußte, hat aber diesem eine gewisse Ritterlichkeit aufgeprägt, die dem deutschen Reichsgedanken sehr vorteilhaft war und ihm manche politische Schwierigkeit überwinden half. Der Verzicht der Reichsdeutschen auf jeden Irredentismus gegenüber den Deutschen in Österreich war die Basis des trefflichen einzigartigen Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn und im weiteren Sinne auch des mächtigen Dreibunds. Hätte die Bevölkerung des jungen deutschen Nationalstaates in den der Reichsgründung folgenden Jahren sich auf eine irredentistische Propaganda bei den Deutschen Österreichs eingelassen, so besteht kein Zweifel, daß die politische Gruppierung Europas eine völlig andere geworden und Deutschland nicht in der Lage gewesen wäre, seinen beispiellos dastehenden wirtschaftlichen Aufschwung durchzuführen.

Diese Beschränkung, welche die nationale Idee in Deutschland sich auferlegen

mußte, vermehrte anderseits naturgemäß den Wunsch, innerhalb der Reichsgrenzen das Deutschtum allenthalben zu fördern, in den alten deutschen, während der Fremdherrschaft zum Teil verwelschten Provinzen Elsaß und Lothringen deutsche Sprache und Sitte wieder zu Ehren zu bringen und in dem einzigen nicht rein deutschen Gebiet des Reiches, in Posen und Westpreußen, wenigstens dem Deutschtum eine dominierende Stellung zu verschaffen. Wenn hier in den letzten Jahrzehnten sich ein immer zunehmender Widerstand gegen diese deutsch-nationalen Bestrebungen zeigt, so ist auch dieser wieder eine Folge des erwachenden Nationalismus bei dem polnischen Volke, der trotz der Verschiedenheit der staatlichen Zugehörigkeit der von Polen bewohnten Provinzen heute mächtig emporflammt und in sich auch eine gewisse politische Gefahr birgt, indem die Polen, mit Ausnahme der mit ihrem Lose unter Habsburgs Zepter zufriedenen Galizier, sich als eine geschlossene „Irredenta" betrachten. Die heutige politische Gruppierung der Mächte paralysiert allerdings schwerere Folgen dieses polnischen Nationalismus.

Es folgen nun die neuesten nationalen Staatenbildungen in Europa, jene der Balkanhalbinsel. Der Nationalismus ist hier kriegerischer als anderswo und in der Wahl seiner Mittel auch höchst unbedenklich. Dies betrifft vor allem Serbien. Als die Pforte dem serbischen Vasallenstaat im Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten Rechte der Selbständigkeit einräumte, dachte man ebensowenig wie im Jahre 1878, als der Berliner Kongreß die Unabhängigkeit des kleinen Fürstentums bestätigte, an die Möglichkeit, daß dieses einmal prätendieren würde, der südslawische Nationalstaat zu werden. Die großserbische Partei hatte solche für Utopien gehaltene nationalistische Zukunftspläne schon seit längerer Zeit auf ihr Programm geschrieben, jedoch erst als die Annexion Bosniens und der Herzegowina die serbischen Nationalisten hochgradig erbitterte, trat dieser Gedanke mehr hervor, um dann, als das Resultat des Balkankrieges Serbiens kühnste Hoffnungen übertraf und ihm Altserbien, selbst große Teile Mazedoniens in den Schoß warf, völlig zu triumphieren. Seit dieser Zeit reklamiert die großserbische Partei nicht nur Bosnien und die Herzegowina, sondern alle südslawischen Länder der Donaumonarchie als „idealen Anspruch der serbischen Nation". Gerade diese Ansprüche einer von übertriebenem Selbstgefühl aufgeblasenen Partei sind zu einer konstanten Gefahr für die Beziehungen zwischen Serbien und Österreich-Ungarn geworden. Hier in Serbien erweist sich daher der Nationalismus als sehr gefährlich und steigerte sich allmählich zu jenem krankhaften irredentistischen Hypernationalismus, der in der Greueltat von Serajewo seinen Ausdruck fand. Wie krankhaft dieser Hypernationalismus ist, der von Belgrad ausgeht und auch jenseits der serbischen Grenzen überall dort propagiert wird, wo Serben sich finden, vor allem in Österreich-Ungarn, zeigt einerseits die Tatsache, daß ihm jedes Mittel zur Erreichung seines Zweckes recht ist und auch der Fürstenmord ihm als solcher dient, anderseits, daß er mit unerhörter Präpotenz seine Ansprüche auch auf Länder gemischter Nationalität wie Bosnien oder solche, die überhaupt fremder Nationalität sind, wie Teile von Albanien, ausdehnt.

Weit ungefährlicher ist der bulgarische Nationalismus, während das im Panhellenismus gipfelnde Nationalgefühl der Griechen schon bei der Lösung der Kretafrage der unbequeme treibende Faktor war und zurzeit durch seine Ansprüche auf Epirus und den Dodekanesimus, d. h. die zwölf von Italien besetzten ägeischen Inseln, neue Schwierigkeit hervorruft. Der extreme Panhellenismus freilich begnügt sich keineswegs bei diesen Zielen, sondern richtet seine Hoffnungen weiter auf die ganze Levante, Thrazien und im letzten Punkt auf Konstantinopel. Hier stoßen jedoch die Wünsche des Panhellenismus mit jenen des großbulgarischen Traumes von einem neuen bulgarisch-byzantinischen Reich zusammen, und dies stellt daher eine neue Gefahr dar, indem die nationalen Hoffnungen zweier Völker dasselbe Objekt als ideales Endziel haben. Dazu kommt, daß diesen Hoffnungen der jungtürkische Nationalismus entgegentritt.

Dieser im Jungtürkentum zum Ausdruck gekommene türkische Nationalismus ist jedoch keine einfache Übertragung des westlichen Nationalismus auf das Reich Osmans, da dieses durchaus keine nationale Einheit darstellt, sondern ein vielvölkischer Staat ist, in welchem die Türken nur die herrschende Stellung innehaben. Der türkische Nationalismus, der sich die Erhaltung des gesamten Reichs des Halbmonds sowie der prädominierenden Stellung des Türkentums in demselben zur Aufgabe gemacht hat, muß zu andern Hilfsmitteln greifen als der europäische. Diese aber findet er im religiösen Element. Die Verquickung des religiösen Elementes, also des Mohammedanismus, mit dem nationalen Gedanken bildet die Grundlage des türkischen Nationalismus, aber auch die trennende Kluft zwischen ihm und allen Formen der europäischen nationalen Idee.

Letzterem sind weit mehr als der türkische Nationalismus die diesem schroff entgegenstehenden nationalistischen Bewegungen unter den Armeniern und den Syrern verwandt, deren Hoffnungen und Ideale auf der rein-völkischen Basis sich erheben. Diese bilden bereits heute, da das Schwergewicht der Türkei in Kleinasien liegt, dunkle Punkte am Horizont der künftigen Entwicklung des osmanischen Reiches und werden mit Sicherheit später eine Gefahr für dasselbe bilden.

Unter den übrigen Balkanstaaten verdient der neuerwachende Nationalismus des Rumänentums unsere besondere Beachtung. Derselbe ist aber nicht nur die erhaltende Kraft der mächtig aufstrebenden Donauniederlande, sondern hat in der allerjüngsten Zeit die aggressiven Formen des Irredentismus angenommen. Dieser Irredentismus richtet sich gegen Ungarn und auch gegen Rußland. Die gegen Ungarn seit einigen Jahren sich geltend machende Stimmung des rumänischen Nationalismus gründet sich auf die angeblich schlechte Behandlung der rumänischen Stammesgenossen im Königreich der Stefanskrone, die ihrerseits, wie bereits erwähnt, nicht müde werden, sich bei den Reichsrumänen zu beklagen. Die Folge hiervon war die bekannte und in den Kreisen der Dreibundstaaten auch tief bedauerte jüngst erfolgte Entfremdung zwischen Rumänien und der benachbarten österreichisch-ungarischen Monarchie.

In der jüngsten Zeit hat man dagegen von einer Annäherung Rumäniens an Rußland gesprochen. Allein hier muß entschieden betont werden, daß der rumänische Nationalismus ebenso sehr seine Spitze gegen Rußland wie gegen Ungarn wendet, denn Rußland hat die nationalen Gefühle der Rumänen weit mehr noch als Ungarn durch die Entreißung Bessarabiens nach dem russisch-türkischen Kriege gekränkt. Man spricht zwar von einer Rückgabe Bessarabiens an Rumänien aus Anlaß einer bevorstehenden Verbindung zwischen den beiderseitigen Dynastien, allein es bleibt abzuwarten, ob diese Hoffnung, bei welcher auch Rußlands Volksvertretung mitzusprechen hätte, sich verwirklichen wird. So lange dies aber nicht geschieht, bleibt Bessarabien eine unvernarbte Wunde für den rumänischen Nationalismus. Es ist dies sehr leicht begreiflich, als gerade Bessarabien derjenige rumänische Landesteil war, welcher während der Türkenherrschaft den Mittelpunkt aller nationalen Regungen und kulturellen Bestrebungen des Rumänentums bildete und welchem die führenden rumänischen Geschlechter, die Sturdza, die Cantacuzene und andere, entstammten.

Dies führt uns zu dem Einfluß des Nationalismus auf das Zarenreich selbst. Rußland ist ebenso wie Österreich ein vielvölkischer Staat. In dem weiten Reich leben unter dem Zepter des weißen Zaren neben den Russen mannigfache nichtrussische Völker, wie die Ruthenen, Polen, Georgier, Deutsche, Armenier, Rumänen und viele andere. Und dennoch hat das Russentum in dem Zarenreiche eine so prädominierende Stellung, daß man heute von einem ausgeprägten russischen Nationalgefühl und deshalb auch von einem russischen Nationalismus sprechen kann. Allerdings ist die prädominirende Stellung der Großrussen, welche das ganze moderne Russentum zu repräsentieren beanspruchen, ein Werk roher Gewalttat. Vergleichen wir die Verhältnisse Rußlands mit Ungarn, wo ebenfalls der Nationalismus der herrschenden Rasse trotz der andersprachigen Völker innerhalb der Landesgrenzen zur Durchsetzung gekommen ist, so zeigt sich in Ungarn eine gewisse Reaktion dieser andern Völker, während in Rußland der großrussische Nationalismus alle anderen Völker zur schweigenden Dulderrolle niedergeknebelt hat, und zwar nicht nur die kleinen Nationen, sondern auch die viele Millionen zählende kleinrussische (ruthenische oder ukrainische) Nation. Es wird im Ausland viel zu wenig beachtet, welch ein tiefgreifender Unterschied zwischen den beiden russischen Nationen besteht. Beide Nationen haben ihre gesonderte Sprache, die sich zueinander nicht anders verhalten, wie welche slawische Sprache auch immer zu einer andern selbständigen slawischen Sprache, wie z. B. das Tschechische zum Kroatischen, beide besitzen eine besondere Literatur. Und doch hat es der großrussische, heute schlechtweg als russisch bezeichnete Nationalismus fertig gebracht, dieser Nation ebenso wie den andern minder zahlreichen Völkern im Zarenreiche jedes Existenzrecht zu nehmen; die ukrainische Literatur wurde verboten, die Dichter dieses Volkes, wie der große Taras Ševčenko, wurden verbannt, geächtet und selbst nach dem Tode, gleich Tolstoi, noch verfolgt. Gerade diese Behandlung mit Feuer und Schwert, durch welche

man allerdings kleine und schwache Minoritäten, wie das Deutschtum in den Ostseeprovinzen, allmählich vernichten kann, hat dagegen dem ukrainischen Volk gegenüber dazu geführt, daß dieses zu neuem nationalen Selbstbewußtsein erwacht ist, ein Selbstbewußtsein, dessen Vorhandensein der russische Nationalismus bis heute noch zu leugnen sucht. So kommt es, daß die staatlich geförderte Prätension des großrussischen Nationalismus, der sich schlechtweg mit dem russischen Patriotismus und je nach den Umständen auch mit dem Panslawismus identifiziert, das immerhin für den russischen Einheitsgedanken nicht ungefährliche Aufblühen nationalistischer und durch den Druck auch separatistischer Gefühle in den andern Völkerschaften des so viele Rassen umfassenden Zarenreiches gefördert hat.

Ganz anders sind die Verhältnisse in dem vielvölkischen Österreich, wo nicht weniger als sieben Völker das cisleithanische Staatswesen bilden: sieben Völker, welche heute mehr oder minder nationalistisch fühlen und entsprechende Wünsche und Hoffnungen haben. Allein in Österreich ist nicht ein prädominierendes Volk vorhanden, das die übrigen zurückdrängt. Denn die deutsche Sprache wird bebekanntlich ausdrücklich nur aus Opportunitätsgründen zum Zwecke der offiziellen Verständigung angewandt, ohne daß damit dem Deutschtum von der Regierung irgend eine Vorzugsstellung vor den andern Völkern eingeräumt würde. In Anbetracht der ängstlichen Zurückhaltung der österreichischen Regierung, in nationalen Fragen eine positive Stellung einzunehmen, kann man Österreich als denjenigen Staat bezeichnen, der die vollendetste Antithese des modernen Nationalstaates als solcher ist. Dem vorsichtigen Takt der Staatsleitung ist es zu danken, daß der Nationalismus der Völker Österreichs keine dezentralisierende Wirkung erzeugte. Ein anderes Moment, welches gegenüber der Gefahr einer Dekomposition Österreichs staatserhaltend wirkt, ist das hohe Ansehen, das die habsburgische Dynastie bei allen Völkern des Reichs genießt. Endlich kommt dazu das Opportunitätsgefühl der einzelnen Völker, die sehr wohl erkennen, daß sie, losgerissen voneinander, wirtschaftlich sinken oder aber bald eine Beute der mächtigeren Nachbarn werden. Zweifelsohne aber ist Österreich derjenige Staat Europas, der am meisten unter dem zunehmenden Nationalgefühl der Völker zu leiden hat. Das Interesse, das man in Rußland an den österreichischen Ruthenen nimmt (trotzdem man sie im eigenen Lande verfolgt), jenes der Reichsitaliener an den österreichischen Italienern und endlich jenes der Rumänen an ihren ungarischen Stammesgenossen hat, neben den inneren politischen Schwierigkeiten, auch Verstimmungen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik der Monarchie zur Folge gehabt.

Wie in Europa, so hat auch außerhalb Europas das nationalistische Empfinden Fuß gefaßt und politische Folgen gezeitigt, wenn auch vorläufig noch in bescheidenem Umfang. Wenn aber dieser in den Riesenreichen Asiens zum Bewußtsein der Völker im Laufe der kommenden Jahrhunderte infolge des wachsenden europäischen Kultureinflusses gekommen sein wird, so dürften dort noch weit durchgreifendere Umwälzungen politischer Art stattfinden, als dies in Europa bisher der Fall war. Dem

aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß der Nationalismus in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Einflusses auf die politische Gestaltung große Metamorphosen geschaffen hat: hier neue Staatengebilde, dort Wandlung dynastischer Reiche in moderne Nationalstaaten, hier Erneuerung der Volksseele bewirkend, dort Unzufriedenheit mit Jahrhunderte alten Verhältnissen hervorrufend. Endlich aber bildet der Nationalismus ein in der Hand der Staaten äußerst wichtiges Mittel zur Bekämpfung des Sozialismus und der von ihm gepredigten roten Internationale. Ein Volk, das national denkt und fühlt, wird weit weniger den Lockungen der Emissäre der sozialen Revolution zum Opfer fallen als jenes, das keine derartigen Ideale kennt. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Nationalismus einen großen Beruf und seine Pflege ist, dort wo es möglich ist, eine staatserhaltende Pflicht der Regierungen.

F. W. Teutoburg:
Die Revolution in Mexiko und die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Als am 18. Februar 1913 der Volkspräsident Francisco J. Madero von der Felix Diazschen Revolution gestürzt wurde und der General Viktoriano Huerta die interimistische Regierung übernahm, da hat es in Mexiko sehr wenig Leute gegeben, die die ungeheure Tragweite dieses Staatsstreiches übersehen haben. Von Huerta, dem der Ruf eines tüchtigen energischen Soldaten vorausging, hoffte man allgemein, daß er dem unter dem Maderoregime eingerissenen Banditenunwesen binnen kurzem ein Ende machen würde, und er selbst scheint diese Aufgabe auch nicht für allzu schwierig angesehen zu haben; denn in seinem ersten Manifest „An mein Volk" gab er in sehr sicherer Weise das Versprechen, die Ruhe im Lande in Kürze wieder herzustellen, „cueste lo que cueste," koste es, was es wolle.

Heute, also fast anderthalb Jahre später, ist der ersehnte Frieden nicht nur nicht wieder hergestellt, sondern die Zustände haben eine derartige Verschlimmerung erfahren, daß das blühende, schöne Land buchstäblich am Rande des Ruins steht. Die Revolution unter dem früheren maderistischen Gouverneur Venustiano Carranza, welche gleich nach dem Regierungsantritt Huertas einsetzte, beherrscht heute sämtliche Nordstaaten Mexikos und steht so gut wie vor den Mauern der Hauptstadt.

Das Huertaregime, dieser Einsicht kann sich heute niemand mehr verschließen, ist ein einziger großer Mißerfolg gewesen. Der Grund dafür ist zunächst darin zu suchen, daß man allgemein die Wirkung der von Madero propagierten Ideen unterschätzt hatte. Es stellte sich bald heraus, daß die ganze untere Klasse der

Bevölkerung der neuen Regierung, in welcher sie mit Recht die Fortsetzung des Porfirio Diazschen Gewaltsystems fürchtete, feind war, und in Scharen zu Carranza überging. Der Haß gegen Huerta war um so größer, als man ihn, und wohl mit Recht, für den Tod des Präsidenten Madero und des Vizepräsidenten Pino Suarez verantwortlich machte, welche beide einige Tage nach der Abdankung des ersteren auf der Straße erschossen wurden. Trotz der schärfsten Verfolgung seitens der Polizei bildeten sich sogar in der Hauptstadt geheime revolutionäre Vereinigungen, und es ist ungemein bezeichnend, daß bereits vier Wochen nach dem Tode Maderos dem Schreiber dieser Zeilen ein Bild des Volkspräsidenten gezeigt wurde, das die Unterschrift trug: Dein Blut, wie das Jesus', wird deine Gläubigen vervielfachen. Madero war zum Märtyrer geworden.

Eine moralische Unterstützung von gewisser Bedeutung erhielt Huerta durch die Anerkennung der europäischen Großmächte und Japans, welche augenscheinlich alle der Meinung waren, daß er der für Mexiko nötige Mann mit der berühmten eisernen Faust sei. Eine Ausnahme hiervon aber machte das Land, dessen Haltung für Mexiko von größerer Bedeutung war, als die aller anderen zusammengenommen, die Vereinigten Staaten, und hiermit kommen wir zu der zweiten Ursache des Fiaskos Huertas. Der am 4. März 1913 zur Regierung gelangte demokratische Präsident Woodrow Wilson weigerte sich konsequent, die, wie er sie nannte, de facto Regierung Huertas anzuerkennen, und begründete dies damit, daß die Vereinigten Staaten als größte Macht des amerikanischen Kontinents die moralische Verpflichtung hätten, eine Regierung, welche nicht aus dem Willen des Volkes hervorgegangen, sondern durch brutale Gewalt errichtet sei, nicht durch ihre Anerkennung zu sanktionieren. Er gab gleichzeitig seiner Überzeugung Ausdruck, daß Huertas Sturz nur eine Frage der Zeit sei, und sagte, daß die amerikanische Regierung alle Vorgänge in Mexiko aufmerksam verfolgen, sich aber in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten jenes Landes mischen werde. Mit dieser Haltung befanden sich die Vereinigten Staaten im strikten Gegensatz zu Europa, das augenscheinlich gewillt war, Huerta zu stützen. Offene und wirksame Maßregeln hierzu zu ergreifen, verbot nun aber den europäischen Großmächten die Monroedoktrin, deren an und für sich sehr weitgehende Bestimmungen tatsächlich durch die Haltung Wilsons eine ungeahnte Ausdehnung erfahren haben. Sah nämlich die Doktrin ursprünglich nur die Aufrechterhaltung des status quo auf dem amerikanischen Kontinent zur Abwehr vermeintlicher europäischer Eroberergelüste vor, so hält sich die Union nach dem von Wilson eingenommenen Standpunkt heute auch für berechtigt und sogar verpflichtet, eine moralische Aufsicht über die Länder des lateinischen Amerika auszuüben und ihre Stellungnahme davon abhängig zu machen, ob dort zur Erreichung gewisser Zwecke „reinlich" vorgegangen wurde oder nicht.

Die nächste Folge dieser Politik war die immer weiter um sich greifende Revolution im Norden Mexikos, die allerdings nicht allein durch die Opposition,

die der amerikanische Präsident Huerta machte, gefördert wurde, sondern auch von amerikanischen Finanzmännern offene und heimliche Unterstützung erhielt. Man kann sich auch des Eindrucks nicht erwehren, als ob auch seitens der amerikanischen Grenzbehörden nicht mit absoluter Neutralität vorgegangen und bei Waffen- und Munitionsschmuggel oftmals ein Auge zugedrückt worden sei. Eine gewisse Bestätigung erfährt diese Meinung durch die vor einigen Monaten stattgefundene Aufhebung des Waffenausfuhrverbotes, womit sich die Regierung in Washington offen auf die Seite der Rebellen gestellt hat. Huerta kam durch die Haltung der Vereinigten Staaten in die schwierigste Situation, da er ohne die Anerkennung derselben keine Anleihe im Auslande unterbringen konnte, seine Einahmequellen aber nicht zur Deckung der enormen Kosten, die die militärischen Operationen verschlangen, ausreichten. Die Zustände verschlimmerten sich denn auch bald so, daß die europäischen Mächte in Washington darauf drangen, irgendwelche Maßregeln zu ergreifen, worauf Wilson seinen Freund John Lind, den Exgouverneur des Staates Minnesota, als persönlichen Abgesandten nach Mexiko schickte. Da bei den Vorschlägen, die dieser der mexikanischen Regierung unterbreitete, der Rücktritt Huertas der springende Punkt war, so verliefen die Verhandlungen wie das Hornberger Schießen, und die Dinge gingen ihren Lauf weiter. Mittlerweile aber hatte die Union insofern einen bedeutenden Erfolg errungen, als sie von Europa und speziell von England, welches nach den Vereinigten Staaten die größten Interessen in Mexiko besitzt, freie Hand zur Erledigung der mexikanischen Frage erhalten hatte. England scheint im Anfang ziemlich energische Opposition gemacht zu haben, trat aber später, wie schon bei mancher anderen Gelegenheit, vor der Union den Rückzug an. Worauf dieses Nachgeben zurückzuführen ist, ist nicht leicht zu sagen, doch ist es immerhin bemerkenswert, daß in dem Augenblick, in dem England sein Einverständnis mit der Politik Wilsons erklärte, die Frage der Panamakanaltarife, welche von den Vereinigten Staaten auf früheren Protest Englands hin als innere amerikanische Angelegenheit erklärt worden war, nochmals dem Kongreß zur Beratung überwiesen wurde. Bekanntlich ging die Absicht der Amerikaner im Gegensatz zu vor einigen Jahren getätigten Verträgen darauf hinaus, die Schiffe amerikanischer Nationalität, welche den Kanal auf der Reise von einer Küste der Vereinigten Staaten zur anderen passieren, von jeder Abgabe zu entbinden, wodurch natürlich jede nichtamerikanische Konkurrenz ohne weiteres ausgeschaltet gewesen sein würde. Daß man sich nach den oben beschriebenen Vorgängen mit einem Male zur Revision dieser „inneren Angelegenheit" versteht, hat etwas auffallende Ähnlichkeit mit einem „Kuhhandel", bei dem das mexikanische Volk den zahlenden Teil darstellen soll.

Der Präsident Wilson blieb also bei seiner Politik des watchfull waiting und erklärte zu wiederholten Malen, unter keinen Umständen eine bewaffnete Intervention in Mexiko zu unternehmen. Was ihm damals schon von den verschiedensten Seiten vorgehalten wurde, nämlich, daß ihm bei dieser Politik des

Nichtsunternehmens die Dinge eines Tages über den Kopf wachsen und eine Gestalt annehmen würden, welche die Anwendung ernsterer Maßregeln gebieterisch erfordere, hat sich verwirklicht . . . . die Amerikaner haben am 21. April dieses Jahres den bedeutendsten Hafen Mexikos, Verakruz, mit Waffengewalt genommen.

Hierdurch erfährt nun die ganze Situation eine fundamentale Änderung. War bisher, wo sich Huerta und Carranza allein gegenüberstanden, die Lage eine verhältnismäßig durchsichtige, so wurde dieselbe nunmehr in das Gegenteil verkehrt. Es ist ungemein schwer zu sagen, warum die Amerikaner ausgerechnet nach dem entscheidenden Sieg der von ihnen unterstützten Revolution bei Torreon, der für Huerta den Todesstoß bedeutete, zu einer Maßregel greifen, über deren Tragweite sie sich keinen Illusionen hingegeben haben können. Die Behauptung, man habe wegen einer, der ganzen Sachlage nach wahrscheinlich provozierten, Arretierung amerikanischer Marinesoldaten in Tampico eine Genugtuung erzwingen wollen, ist nach der sofort erfolgten Entschuldigung der mexikanischen Regierung so offensichtlich haltlos, daß es sich nicht verlohnt, dieselbe noch besonders zu entkräften. Von anderer Seite wird der Meinung Ausdruck gegeben, man habe den Hapagdampfer „Ypiranga", welcher 17 Millionen Patronen für Huerta an Bord hatte, verhindern wollen zu löschen; was wiederum auch nicht den Kern der Sache treffen dürfte, da diese Munition inzwischen in dem südlich von Verakruz gelegenen Hafen Puerto Mexiko, wenn auch unter Protest der Amerikaner, gelandet worden ist. Die augenblickliche Konstellation und besonders das Verhalten Carranzas gegenüber den Bemühungen der Vereinigten Staaten ihn zu der Konferenz in Niagara-Falls zuzuziehen, gestatten aber noch eine andere Auffassung. Die Revolution hat, darüber kann niemand, der die Ereignisse des vergangenen Jahres verfolgt hat, im Zweifel sein, ihren Erfolg in erster Linie der tatkräftigen Unterstützung der Amerikaner zu verdanken, welche aber ganz gewiß nur gegen bestimmte Garantien gegeben worden ist. Liegt es nun nicht sehr nahe, anzunehmen, daß Carranza nach seinem entscheidenden Siege bei Torreon versucht haben könnte, seine Beziehungen zu Washington in etwas einseitiger Weise zu lockern, da er ja nunmehr Ursache hatte zu glauben, mit Huerta allein fertig werden zu können. Die Vereinigten Staaten, die möglicherweise die Früchte jahrelanger Politik in Gefahr wähnten, entschlossen sich kurzerhand, einen entscheidenden Schlag zu tun, und besetzten Verakruz, rückten aber nicht weiter vor, sondern erklärten die Einnahme der Stadt harmlos als Repressalie. Diese Auffassung wird, wie erwähnt, wesentlich durch die Stellungnahme Carranzas gegenüber der Konferenz in Niagara-Falls, welche von der gesamten amerikanischen Presse als undankbar gebrandmarkt wird, gestützt. Da sich die Amerikaner nun einmal eine und noch dazu vorzügliche Operationsbasis geschaffen haben, und außerdem Verakruz im wahren Sinne des Wortes den Schlüssel zu Mexiko darstellt, so ist es für sie unter den jetzigen Umständen ein leichtes, ihren

Forderungen gegenüber Carranza den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Worauf diese wahrscheinlich abzielen, wird weiterhin zu zeigen sein.

Aber wird die neue Regierung späterhin imstande sein, die Ruhe im Lande wiederherzustellen? Diese Frage kann leider nicht sofort mit „ja", aber auch nicht ohne weiteres mit „nein" beantwortet werden. Bei den verschiedenen Rebellionen im Norden, an der pazifischen Küste, in den Staaten Puebla, Morelos und Verakruz handelt es sich nicht etwa um eine einheitliche organisierte Bewegung, sondern um vier oder fünf verschiedene Revolutionen, welche zum Teil schon existierten, ehe Carranza die Fahne des Aufruhrs erhob. Einige dieser Rebellen, wie z. B. die Zapatistas in Morelos, unterscheiden sich schon dadurch von den Revolutionären im Norden, daß sie lediglich Verbesserungen der lokalen Verhältnisse in dem Agrarstaat Morelos, Aufteilungen der Großgrundbesitze etc. anstreben, wie überhaupt alle Bewegungen in dem genannten Staate stets mehr den Charakter einer sozialen, als politischen Revolution gehabt haben. Daß alle diese Aufrührer nach dem Einzug Carranzas in die Hauptstadt ihre Waffen niederlegen werden, scheint mehr als zweifelhaft, um so weniger, als letzterer seine weitgehenden Versprechungen, wenn überhaupt, nur im Laufe einiger Jahre realisiren kann und erfahrungsgemäß ein längeres Warten in Mexiko gleichbedeutend mit neuem Aufstand ist.

Die schlimmste Gefahr aber droht Carranza von der sich bei den Mexikanern nach endgültig erfochtenem Siege mit unfehlbarer Sicherheit einstellenden Uneinigkeit unter den Führern. Francisco Villa, der Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, hat schon mehrfach Proben davon gegeben, daß er eine ausgesprochene Neigung besitzt auf eigene Faust zu arbeiten. Bei dem gewalttätigen Charakter dieses Mannes, der sich im gegebenen Falle keinen Augenblick besinnen würde, gegen Carranza selbst vorzugehen, liegen Komplikationen ernstester Natur leider nicht außerhalb der Möglichkeit. Hierbei fällt für Carranza noch ungünstig in die Wagschale, daß Villa als erfolgreicher Soldat seinen Leuten naturgemäß näher steht, als er selbst, der, obgleich die eigentliche Seele der Bewegung, nie in so sichtbarer Weise hervortritt wie jener. Umgekehrt wird eine gewisse Bürgschaft für eine spätere Besserung der Verhältnisse durch die Anwesenheit der Amerikaner in Verakruz geboten. Die Vereinigten Staaten haben das denkbar größte Interesse, die kommende Regierung zu einer stabilen zu gestalten, immer vorausgesetzt, daß diese sich ihnen gefügig erzeigt, und die neuen Männer, welche die Geschicke Mexikos leiten werden, wissen aus eigener Erfahrung ganz genau, daß es für die Union ein leichtes ist, eine neue Revolution zu veranstalten, welche die neugeschaffene Herrlichkeit sehr schnell wieder zum Sturze bringen könnte, und die im äußersten Falle den Amerikanern den Vorwand liefern würde, ihr Hauptquartier von Verakruz nach der Hauptstadt zu verlegen.

Der traurige Zustand, in dem sich das Land heute befindet, ist also zum größten Teile auf das Konto der Vereinigten Staaten zu setzen. Es gibt Leute,

welche die Politik Wilsons einzig und allein auf ein fanatisches Festhalten an demokratischen Prinzipien zurückführen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, welch furchtbare Folgen diese Haltung schon gehabt hat, dann liegt es doch sehr nahe zu fragen, ob nicht Erwägungen materieller Natur bei der Stellungnahme Washingtons zum wenigsten mitgesprochen haben. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Revolution, die so viel heimliche und offene Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten erhalten hat, siegt, die neue Regierung in Mexiko sich in einer gewissen Abhängigkeit von Washington befinden wird. Hieraus ergibt sich nun wieder die Frage, ob diese Abhängigkeit für die Union eine solche Bedeutung besitzt, daß sie sich deswegen in eine derart gefährliche Politik eingelassen hat. Wir wollen versuchen, hierauf eine Antwort zu finden.

An der mexikanischen Golfküste sind vor Jahren Petroleumquellen entdeckt worden, welche von Kennern als die bedeutendsten der Erde angesehen werden. Den Löwenanteil an der Ausbeutung dieser Felder hat sich der englische Pearson Konzern noch unter der Regierung Porfirio Diaz' zu sichern gewußt. Die Interessen dieser Millionengruppe kollidieren nun mit dem der Standard Oil Company, für die es bei ihren Weltmonopolsbestrebungen naturgemäß eine Frage von vitalster Bedeutung ist, Produktionsstätten von solcher Ausdehnung und Ergiebigkeit unter ihre Kontrolle zu bekommen. Bei dem großen politischen Einfluß der Standard Oil Company unter den republikanischen Regierungen der Union ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Großkapitalsinteressen ein Wort bei der Haltung Washingtons gegenüber der Maderorevolution, die ebenso wie die jetzige von den Amerikanern begünstigt wurde, mitgesprochen haben. Madero hat, soviel scheint festzustehen, bestimmte Versprechungen in bezug auf die Ölfelder gemacht, deren Realisation sein Sturz verhinderte. Daß dieselben Kapitalisten, denen durch Huerta ein solcher Strich durch die Rechnung gemacht wurde, nun Carranza weiter unterstützen, ist durchaus logisch, da dieser ja die Fortsetzung des Maderoregimes darstellt. Dieser Punkt verdient um so mehr beachtet zu werden, als die Marine der Vereinigten Staaten immermehr zur Ölfeuerung übergeht, woraus für diese ohne weiteres die zwingende Notwendigkeit, sich rechtzeitig ergiebige Produktionsstätten zu sichern, entsteht.

Dann ist der allgemeine Reichtum Mexikos an Gold, Silber, Eisen, Kupfer etc. ganz gewiß ein Faktor, den man bei seinen Kalkulationen in Washington nicht übersehen haben wird; ganz abgesehen von dem unermeßlichen Felde, welches sich der Landwirtschaft in Zentral- und Südmexiko noch bietet. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß uns nichts ferner liegt, als den Präsidenten Wilson zu verdächtigen, sich in die Gefolgschaft der Riesentrusts, deren Bekämpfung er zu einem Hauptpunkte seines Programms gemacht hat, begeben zu haben; glauben aber, daß er bei der Wahrung der Interessen der amerikanischen Nation im ganzen auch die des Kapitals nicht übergehen kann, sondern daß diese bei seinen Entschlüssen und Dispositionen ihren berechtigten Platz einnehmen.

Ein weiteres wirtschaftliches Moment von Bedeutung bildet die Tehuantepec-Bahn, welche sich in englischem Besitz befindet. Diese Bahn läuft von Puerto Mexiko, am Golf von Mexiko, nach Salina Cruz am Stillen Ozean, verbindet also auf einer nur 304 Kilometer langen Strecke den Atlantik mit dem Pazifik und stellt somit eine gefährliche Konkurrenz für den Panamakanal dar.

Ungleich schwerer aber als alle Gründe wirtschaftlicher Natur dürften politische Erwägungen in die Wagschale gefallen sein, welche durch die geographische Lage Mexikos bestimmt sind.

Wir stehen vor der Eröffnung des Panamakanals. In weniger als einem Jahre wird das gigantische Werk vollendet und der Traum Humboldts und Goethes verwirklicht sein. Damit beginnt ein neuer Akt auf der Bühne des Welttheaters, dessen Verlauf heute noch niemand voraussagen kann. Die nächste Wirkung auf politischem Gebiete wird das Ringen der Amerikaner und Japaner um die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean sein. Es gibt Leute, die der festen Überzeugung sind, daß diese Frage nur durch Appell an die Waffen entschieden werden kann, eine Auffassung, welcher sich vieles entgegenhalten läßt. Immerhin besteht aber durchaus die Möglichkeit ernster Verwicklungen zwischen den beiden jüngsten Großmächten, und man braucht kein Politiker von Fach zu sein, um die Gefahr zu erkennen, die ein den Japanern freundliches Mexiko im Falle eines Krieges für die Union bildete. Ein auf mexikanischem Boden gelandetes japanisches Heer könnte die amerikanische Grenze innerhalb weniger Tage erreichen, eine Eventualität, der die vorwiegend auf Deckung ihrer Küsten bedachten Amerikaner schwerlich sofort im vollen Umfange begegnen könnten. Ferner haben wir an der pazifischen Küste Mexikos die Magdalena-Bai, welche infolge ihrer natürlichen Formation eine ideale Flottenbasis darstellt, und nach welcher von Washington sowohl, als auch von Tokio aus seit Jahren begehrliche Blicke geworfen werden. Es liegt auf der Hand, von welcher Wichtigkeit diese Bai für die beiden Rivalen sein muß, und man dürfte kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß dieser Punkt bei den Verhandlungen zwischen Mexiko und der japanischen Regierung und zwischen Washington und der mexikanischen Regierung eine weit größere Rolle gespielt hat, als der Öffentlichkeit bekannt geworden ist. Die Beziehungen der Huerta-Regierung zu Japan sind so auffällig intim, daß sich einem unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß hier noch etwas anderes zugrunde liegt, als die in Mexiko so sehr betonte, aber noch ziemlich unbewiesene Rassenverwandtschaft zwischen beiden Völkern.

Sollte aber nicht auch ein sicherer Landweg zum Panamakanal eine Frage darstellen, an der ein amerikanischer Politiker nicht ohne Aufmerksamkeit vorübergehen darf? Es existiert schon heute eine Bahnlinie, welche Mexiko der Länge nach durchschneidet und gegenwärtig bis zur Hauptstadt der Republik Guatemala reicht. Den südlichsten Teil dieser Linie hat man bezeichnenderweise „Panamerikanische Bahn" genannt, und die Fortsetzung bis zur Kanalzone wird

wohl nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen. Diese Verbindung kann aber für die Union nur dann von Wert sein, wenn sich in Mexiko eine Regierung befindet, welche sich den Wünschen Washingtons unbedenklich fügt; denn die kleinen zentralamerikanischen Republiken können den Amerikanern natürlich keine nennenswerten Schwierigkeiten machen, während es umgekehrt in die Hände Mexikos gegeben ist, den Verkehr auf dieser Bahn jeden Tag unmöglich zu machen.

Man sieht, die Interessen der Vereinigten Staaten in Mexiko sind so zahlreich und schwerwiegend, daß es geradezu hieße, den amerikanischen Staatsmännern Mangel an Einsicht und Pflichtgefühl vorwerfen, wollte man annehmen, daß diese bei der Politik der Union einfach außer acht gelassen wären. Worauf Woodrow Wilson eigentlich lossteuert, und wie weit die hier kurz skizzierten Erwägungen seine Haltung beeinflußt haben, entzieht sich naturgemäß der öffentlichen Kenntnis. Daß diese aber eine Rolle gespielt haben müssen, kann nicht geleugnet werden. In den Vereinigten Staaten bildet der imperialistische Gedanke seit dem Tage Roosevelts eine Macht, der auch ein demokratischer Präsident bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen muß, ohne daß er deshalb gegen seine Grundsätze zu verstoßen braucht. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es schon der nächsten Zukunft vorbehalten ist, Licht über die wahren Absichten der Amerikaner zu verbreiten. Soviel steht fest. Die mexikanischen Wirren, von Europa fast unbeachtet, können heute nicht mehr als innere mexikanische Angelegenheit angesprochen werden, sondern haben sich längst zu einer internationalen Frage ausgewachsen, über deren Bedeutung erst die Geschichte ihr Urteil sprechen wird.

Otto Koester:
Gegner der Friedensbewegung.

Daß in den Kreisen der Gebildeten der Pazifismus noch immer auf so erstaunliches Mißverstehen, auf so hartnäckigen Widerstand stößt, das ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte eines Volkes, aus dessen Mitte ein Kant hervorging. Wollte man die Ursache dieses tiefbedauerlichen Umstandes mit einem knappen Ausdruck kennzeichnen, so könnte man sagen: Mangel an Reinheit des intellektuellen Gewissens. Das soll nicht heißen, daß es der Gegenwart im Vergleich mit früheren Zeitaltern an gutem Wollen gebräche: ein Blick etwa auf die heutige soziale Fürsorge, in der doch neben allen „realpolitischen" Beweggründen ein reiner ethischer Kern nicht zu verkennen ist, kann da eines Besseren belehren. Es soll mit jenem Wort vielmehr gesagt sein, daß es in den gebildeten Schichten an dem folgerichtigen, unbeirrten Durchdenken der sittlichen Forderungen unserer Zeit in erschreckendem Maße zu fehlen scheint.

Zu einer schweren Gefahr für die Gesamtheit aber wird diese Erscheinung, wenn gerade die Männer, deren erhabener und verantwortungsvoller Beruf es ist, an der sittlichen Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, in ihrem Denken und Verhalten Widersprüche und Unklarheiten verraten, ja ahnungslos in breitester Öffentlichkeit zur Schau tragen, die nur aus einer Außerachtlassung ethischer Begriffe zu erklären sind. Das Amt des sittlichen Erziehers erfordert mehr als den in seinem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohlbewußten Menschen, mehr als den bloßen schlichten, guten Willen; es verlangt ein Wissen um das „praktische Gesetz", es verlangt eine streng systematische „Aufsuchung und Festsetzung des obersten Prinzips der Moralität". Zwar: „Was ich zu tun habe, damit mein Wollen sittlich gut sei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit," sagt Kant und wirft zugleich die Frage auf, ob es demnach nicht ratsamer sei, es in moralischen Dingen bei dem „gemeinen Vernunfturteil" bewenden zu lassen, „um nicht den gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt abzubringen". Kant sah Grund genug, diese Frage zu verneinen, und schuf ein Fundament der Ethik, das, gleichwie jene „kopernikanische" Wendung der Kritik der reinen Vernunft aller zukünftigen theoretischen Philosophie die entscheidende Richtung gab, in seinen Grundzügen, vor allem durch die Abkehr von jeglichem Empirismus, zum unverlierbaren Gut der Menschheit wurde.

Bisweilen aber könnte es den oberflächlichen Beobachter bedünken, als liege das Werk des tiefsten Denkers, den die Erde trug, abseits vom Strome des geistigen Lebens in der Gruft der Bibliotheken und Archive verschüttet und begraben, als sei sein Geist niemals aus dem Bereich einer kleinen, abgeschlossenen Gemeinde, aus dem engen Kreis der Fachphilosophen hinausgedrungen, um andere Wissenszweige und weitere Lebensgebiete zu befruchten. So konnte man meinen, als die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen fast beispiellosen Tiefstand des philosophischen Denkens zeitigten. So konnte man aber auch in jüngerer und jüngster Zeit noch manchmal meinen, trotzdem die letztvergangenen fünf Dezennien im Zeichen einer stetig wachsenden Besinnung auf Kant und der Ausbildung seiner Methode gestanden haben. Wir haben es erlebt, daß ein Ernst Häckel, den Wundt in die Gesellschaft der jüngeren jonischen Hylozoisten verweist, den breiten Massen die Lösung der Welträtsel verkündete und dafür als geistiger Befreier und Lichtbringer gefeiert wurde. Wir hören in der Gegenwart von einer „energetischen Weltanschauung" reden und werden belehrt, daß der kategorische Imperativ durch den der Neuzeit entsprechenden „energetischen Imperativ" zu ersetzen sei. Und erst vor kurzem wurden wir Zeugen eines Schauspiels, das alle, die an den endlichen Sieg des kantischen — und das heißt für mich: des wahren — Idealismus glauben, auf das tiefste beunruhigen mußte: wir erlebten es, daß die überwältigende Mehrheit derer, die von Berufs wegen jahraus, jahrein unter uns das Evangelium der Menschen-

liebe predigen, die Gemeinschaft mit denen verleugnete, die Haß und Kriegsgelüst der Völker bekämpfen, ja, daß manche von ihnen mit entrüsteter Gebärde und verächtlichen Worten die zum Bunde dargereichte Hand der Friedensfreunde zurückstießen. Zu ernster Sorge um die ethische Bildung unserer religiösen Volkserzieher muß das Faktum stimmen, noch ehe man an die Untersuchung der Gründe geht, aus denen sich diese Erscheinung allenfalls erklären läßt. Denn eine noch so tief in das Gefüge der psychologischen und sonstigen Ursachen eindringende Erklärung vermöchte nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß die Gesinnung jener Männer sich in offenen Widerspruch gesetzt hat zum Geist des Christentums und zu den Geboten der Vernunft. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß hier der gute Glaube antipazifistischer Geistlicher nicht verdächtigt werden soll; auch bloß den leisesten Argwohn aufkommen zu lassen, hier oder da könne böser Wille seine Hand im Spiel haben, vermöchte selbst nur böser Wille. In diesem Sinne ist das Moralische immer selbstverständlich; die Frage aber bleibt, ob dies Moralische, d. h. das Handeln nach bestem Wissen und Gewissen, wirklich auch stets das Gute ist.

Erinnern wir uns kurz des Geschehenen: Zu Anfang vorigen Jahres erging an 3000 Geistliche und theologische Hochschullehrer der evangelischen deutschen Landeskirche der Aufruf, öffentlich durch Unterschrift die Idee des Völkerfriedens zu vertreten. Den Aufruf unterzeichneten bis zum Herbst 1913 von jenen 3000 Männern 400, und diese Zahl hat sich seitdem nur um ein weniges vergrößert. Sechs Siebentel etwa aller derer, die es anging, verweigerten ihre Zustimmung zur Sache des Pazifismus! In seiner Schrift „Kirche und Krieg" hat Walter Nithack-Stahn, der hochgemute Verfasser jenes Aufrufs und bekannte Berliner Prediger, dieses beschämende Ergebnis erörtert und von den Antworten, die ihm aus dem Lager der Gegner zuteil geworden sind, Proben gegeben, die bestürzt machen. „Ich empfinde es als persönliche Beleidigung und als Kränkung meines Luthertums, mir eine solche Unterschrift zuzumuten. Wie man überhaupt das christliche und sittliche Recht des kriegerischen Blutvergießens nur anzweifeln kann, ist mir unverständlich . . . ." „Eine Verwechslung von Gottesreich und den Weltreichen halte ich für das Merkmal der Rottengeister und Schwarmgeisterei." „. . . Wie kommen Sie dazu, daß das Christentum nur Friede sei? Jesus sagt: Ich bin gekommen, um Frieden zu bringen. Sein Leben war ein Streiten." Einer meint, der Aufruf enthalte „fast nichts, was vor einer nüchternen, auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Kritik bestehen könne"; einen anderen hält „der Blick für die Wirklichkeit der Geschichte" von der Unterzeichnung ab. „Verschwommener, kosmopolitischer Friedensdusel," „christlich verbrämtes, sentimentales und schwächliches Gerede," „Gewinsel, Verbrechen am Vaterlande" — mit solchen und ähnlichen Wendungen tut man geistlicherseits den Pazifismus ab. — Wie ist das möglich? so fragen wir mit dem Verfasser des Ausrufs. Er ant-

wortet: durch Unwissenheit; er ist mutig genug, das rechte Wort zu gebrauchen. Und wenn er als Amtsgenosse, der von Amtsgenossen spricht, begreiflicherweise es unterläßt, einem notwendig sich aufdrängenden weiteren Gedanken Ausdruck zu geben, so wollen wir an seiner Statt es tun: daß nämlich diese Unwissenheit einem Mangel an sittlicher Durchbildung gleichkommt. Es ist Pflicht, unerläßliche Pflicht der religiösen Lehrer und Berater des Volks, in diesem Falle zu w i s s e n. Und dieses Wissen hat ein zweifaches zu sein: einmal ein Wissen um die grundlegenden Gedanken der Friedensbewegung (in schier unglaublicher Weise werden sie auch in Theologenkreisen noch immer mißverstanden), und ferner ein Wissen um diejenigen fundamentalen Prinzipien des philosophischen Denkens, die als das Vermächtnis Kants zum unzerstörbaren, vom Streit der Schulen nicht berührten Besitztum der Menschheit geworden sind. Nur zu diesem letzteren Wissen sei hier einiges kurz gesagt.

Es gibt in der Geschichte der neueren Theologie einen Mann, der, aus Hegels Schule hervorgegangen, gegen das Ende seiner Tage beim naturwissenschaftlichen Materialismus landete, und der des gewaltigen Einflusses wegen, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, von frommen Gemütern für eine Inkarnation des Erzfeindes, des Antichrists selber gehalten werden konnte: David Friedrich Strauß. So unwahrscheinlich es klingt, es scheint doch, als bestünde zwischen manchem evangelischen Pfarrer und diesem vom Geist des Christentums Abtrünnigen, diesem Gesinnungsgenossen der Vogt, Moleschott und Büchner und Verehrer Darwins, eine gewisse Seelenverwandtschaft. In seinem Buch: „Der alte und der neue Glaube" bringt Strauß bereits in mustergültiger Form ein Argument gegen die „Friedensschwärmer", das man heute bis zum Überdruß in allen Tonarten abgewandelt hört, und das auch in manchen jener antipazifistischen Äußerungen von Geistlichen mitanklingt. Er sagt dort: „Warum agitiert man nicht auch für Abschaffung der Gewitter? Wie sich in den Wolken immer Elektrizität ansammeln wird, so wird sich in den Völkern immer von Zeit zu Zeit Kriegsstoff ansammeln . . . . Zwischen zwei Völkern mögen sich untergeordnete Punkte durch freigewählte Schiedsgerichte schlichten lassen; im Streit über Lebens- und Machtfragen dagegen werden sie sich vielleicht eine Zeitlang zu vertragen suchen, in der Regel jedoch wird der Vertrag nur ein Waffenstillstand sein, bis das eine für sich oder durch Bundesgenossen sich so stark glaubt, um losbrechen zu können. Die ultimo ratio der Völker, wie sonst der Fürsten, werden auch ferner die Kanonen sein." Indem Strauß dann kurz auf die Ursachen des Krieges von 1870/71 eingeht, fährt er fort: „Wäre Kant selbst Minister des Königs von Preußen gewesen, er hätte ihm nicht anders raten können (sc. als zur Annahme des Krieges). Das setzt aber schon von der andern Seite Leidenschaft und Unvernunft voraus, und an dieser wird es, solange Menschen Menschen bleiben, bei Völkern wie bei einzelnen niemals fehlen. Die Kriege werden seltener werden, aber aufhören werden sie nicht . . . Stammt der Mensch, wenn auch als der

höchste, geläutertste Sprößling aus dem Tierreich her, so ist er von Hause aus ein irrationelles Wesen; es wird, bei allen Fortschritten von Vernunft und Wissenschaft, doch die Natur — Begierde und Zorn — immer eine große Gewalt über ihn behalten."

Hier haben wir, in Reinkultur, die Denkungsart, die man die Todsünde wider den heiligen Geist des Idealismus nennen könnte: der Mensch, der einst mit Vetter Gibbon und Gorilla auf Urwaldbäumen hauste, wird niemals seiner Tierheit ledig werden, „trotz aller Fortschritte von Vernunft und Wissenschaft," und es wird immer Kriege geben, „solange Menschen Menschen bleiben"; noch kürzer: weil es immer so war, wird es immer so sein. Es ist eine öde Logik, die so spricht, dieselbe Gesinnung, die einstmals auch Sklaverei und Despotismus für Wesensbestandteile einer unverrückbaren Weltordnung hielt; und die bequeme Berufung auf die vis inertiae der Menschennatur — sie ist nichts anderes, als die Beschönigung der eigenen sittlichen Trägheit. Wir haben keine Veranlassung, Friedrich Nietzsches geistreiches Pamphlet gegen Strauß, „den Bekenner und den Schriftsteller," zu unterschreiben, denn Nietzsche (der den „Willen zum System" bekanntlich für einen „Mangel an Rechtschaffenheit" erklärt) hat mit dem Geiste Kants nichts zu schaffen. Das Wort aber, das er auf Strauß und seinesgleichen gemünzt hat, scheint uns, gerade im Hinblick auf Straußens Bemerkungen zur Weltfriedensfrage, zutreffend: das Wort vom „Bildungsphilister". Man sehe nur hin, mit welchem selbstzufriedenen Behagen hier der einstige Zögling des Tübinger Stifts in den seichten Gewässern des Materialismus umherplätschert, herzlich unbekümmert um die Frage, was denn in einer Welt, in der es schlechterdings nichts anderes als bewegte Materie gibt, in der Denken, Wollen und Handeln nach ewigen, ehernen Gesetzen vor sich gehen und letzten Endes sich in nichts von physikalischen oder chemischen Energien und deren Umwandlungen unterscheiden, — was denn in einer solchen Welt die Begriffe Gut und Böse, Recht und Unrecht, Willensfreiheit und Verantwortlichkeit noch für einen Sondersinn behalten. Das aber eben ist das durchaus Unzulängliche, das Ewigsubalterne dieses Standpunkts, das untrügliche Zeichen des „Bildungsphilisters", daß der so Denkende, in selbstgefälligem Stolz auf den Ergebnissen empirischer Forschung fußend, eine „Weltanschauung" aufbaut, die ihrem Wesen nach Raum nur für Tatsachen, nicht für Werte, nur für erfahrungsmäßiges Sein, nicht für ein jenseits der Erfahrung liegendes Sollen haben kann, — ohne auch nur von ferne zu ahnen, daß der so hochgepriesene und alleinseligmachende Begriff von „realer Wirklichkeit" selbst dem höheren Gesetz des Sollens unterliegt, daß unser Erkennen nicht ein Aufnehmen und Widerspiegeln fertiger Gebilde, sondern ein Gestalten, daß alle wissenschaftliche „Wahrheit" selbst nur eine ewige „Aufgabe" ist. Und es sei hier gleich auch auf den zwiefachen Widerspruch hingewiesen, den diese Lehre, ganz abgesehen von ihrer naiv-dogmatischen, von keinem erkenntnistheoretischen Bedenken angekränkelten Grundlage, in sich

birgt: einmal wird die Natur des Menschen als ein Unveränderliches, Beharrendes hingestellt, während doch andrerseits die Welt nach natürlichen Entwicklungsgesetzen stetig fortschreiten soll; und ferner kann diese Ansicht, indem sie sich als Weltanschauung gebärdet, gar nicht umhin, fortwährend Wertmaßstäbe anzulegen, für die Entwicklung des Einzelnen wie der Gesamtheit letzte, um ihrer selbst willen zu erstrebende Ziele zu setzen und Wege zu weisen, die zu setzen und zu weisen müßiges Tun wäre, wenn wirklich alles, was geschieht, nach unwandelbaren, ewigen, von unserm Denken unabhängigen, das Denken selbst vielmehr (das ja auf diesem Standpunkt nur ein „Gehirnsekret" ist) beherrschenden Gesetzen geschähe. Überschreibt doch Strauß selbst den vierten Abschnitt seines Buches: „Wie ordnen wir unser Leben?" Ja, hat denn diese Frage des Ordnens überhaupt noch einen Sinn, wenn alles längst geordnet und so geordnet ist, daß kein menschlicher Wille, wenn anders von einem solchen überhaupt noch zu sprechen ist, diese Ordnung zu ändern vermag, wenn alles kommt, wie es kommen muß — mit unausweichlicher Notwendigkeit und unbeeinflußbar durch menschliches Handeln, das selbst ja den Gesetzen des Geschehens unterliegt, und dessen „Freiheit" eine (durch irgendwelche psychologischen Bedingungen mit Notwendigkeit bewirkte) Illusion ist? — So sehen wir, daß, wer die genetisch-kausale Betrachtungsweise als die allein berechtigte und mögliche anerkennt, bei folgerechtem Denken unweigerlich zu jenem Fatalismus gelangen müßte, der alles ethische Denken als eine von alters her dem Menschengeschlecht anhaftende und darum gewissermaßen ehrwürdige Schrulle vielleicht wohlwollend duldet, im stillen aber ihm das Existenzrecht abspricht.

Menschen sind Naturprodukte, und Kriege sind daher Naturereignisse, das ist die Quintessenz der Straußischen Lehre, und jede Zeile verrät es deutlich, mit welch siegesgewissem, selbstzufriedenen Philisterstolz der Autor sich damit auf den Boden der „realen Wirklichkeit" stellt, auf dem man vor dem Vorwurf der Ideologie, der utopistischen Schwärmerei und der Sentimentalität unbedingt gesichert ist. Wie hoch fühlt er sich, von den Zinnen der Naturwissenschaft den Weltlauf überblickend, den Rednern und Rednerinnen des „famosen" Lausanner Friedenskongresses (vom Jahre 1872) überlegen in dem beglückenden Bewußtsein realpolitischer Aufgeklärtheit: alle frommen Wünsche und Weltverbesserungsgedanken in Ehren, solange sie im stillen Kämmerlein bleiben — in der Welt, in der die Dinge hart aneinanderstoßen, wirken sie störend und lächerlich. Und als „Realpolitiker" zu gelten, das deucht auch heutzutage — und heute erst recht — so viele kleine und große Philister in deutschen Gauen als eines rechten Mannes höchster Ruhm; insonderheit aber scheinen die, deren Beruf es ist, das Streben nach verinnerlichtem Menschentum zu fördern und zu pflegen, für ihre bürgerliche Reputation keine größere Gefahr zu kennen, als in den Ruf eines Ideologen zu kommen; gleich als ob nicht Ideologie — zu deutsch der Glaube an die Macht des Gedankens — das Grundelement aller Kultur und Sittlichkeit

und von wahrer Religiosität untrennbar wäre. So gibt es gerade unter den Hütern der Religion offenbar viele, die nichts ängstlicher scheuen als den Verdacht, des „realen Sinnes" zu ermangeln, und jener Herr, der in dem Aufruf Nithack-Stahns fast nichts fand, „was vor einer nüchternen, auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Kritik bestehen könnte," auch ihm scheint, wenn nicht alle Zeichen trügen, das empirische Wissen um die menschliche Natur und um menschliche Lebensverhältnisse als einzig wertvolles Wissen zu gelten, auch er trägt wohl ein gutes Stück von Straußischem Philistergeist in sich. Dabei — das sei noch angemerkt — tut es nichts zur Sache, wenn man vom theologischen Standpunkt aus den kausal-notwendigen Ablauf alles Geschehens als „göttliche Weltordnung" auffaßt; der sittliche Wert solcher Weltbetrachtung ist beidemal der gleiche, nämlich gleich Null, denn hier wie dort wird die freie Selbstbestimmung des Menschen, die unbedingte Voraussetzung jedes sittlichen Urteils, ausgeschlossen.

Darum möchte es an der Zeit sein, das heranwachsende Theologengeschlecht in höherem Maße, als es bisher geschehen zu sein scheint, zu ernsthaften erkenntnistheoretischen sowohl wie ethischen Studien anzuleiten; allein auf diesem Wege läßt sich zur Klarheit über die wahren Grundlagen und Ziele unseres Geisteslebens und unserer Kultur gelangen, auf dem Wege nämlich nicht der psychologischen Analyse (diese vermag lediglich Kausalzusammenhänge aufzudecken und ist insofern, nach Kant, nur „Naturwissenschaft"), sondern der Erkenntnis des a priori und seiner verschiedenen Formen oder, um einen Ausdruck Windelbands zu gebrauchen, auf dem Wege einer „Wissenschaft der Werte". Solche Studien erziehen zugleich dazu, statt in Worten, die wohl gar noch mit falschen und irreführenden Gefühlswerten belastet sind, in strengen, rechtmäßig gebildeten Begriffen zu denken. Denn — damit kommen wir zum Kernpunkt dieser Erörterung — wie überhaupt, so scheint auch (soll man sagen leider oder Gott sei Dank?) unter den Theologen, die sich zur Völkerfriedensfrage ablehnend verhalten, ungleich häufiger als eine einseitig materialistische Gedankeneinstellung (materialistisch hier stets in rein philosophischem Sinne verstanden), diejenige Geistesdisposition sich vorzufinden, die idealistische Denkmotive mit materialistischen kritiklos verquickt, die das Kausalgesetz, die Willensfreiheit und womöglich auch noch die göttliche Vorsehung gewissermaßen nebeneinander in ein und dieselbe Ebene verlegt und mit einer intellektuellen Sorglosigkeit und Naivität ohnegleichen sich an Problemen versucht, über die ernsthaft schlechterdings nur auf dem Boden wissenschaftlicher Ethik gehandelt werden kann. Dieser Standpunkt — ist in Wahrheit kein Standpunkt, sondern nichts als eine fortgesetzte Grenzverwischung, nichts als ein haltloses Hin- und Hertaumeln, das von vornherein jede einheitliche systematische Betrachtung vereitelt. Es ist unmöglich, über Wesen und Bedeutung des Staates, über Individualismus und Sozialismus, Nationalismus und Kosmopolitismus

irgendetwas von maßgeblicher Bedeutung zu sagen, ohne sich über den Unterschied praktischer und theoretischer Vernunftprinzipien und ihr Verhältnis zueinander klar zu sein. Wer aber mit jedem Worte verrät — und jedes, auch das kleinste Wort verrät da unfehlbar —, daß die Grundlinien kantischen Denkens ihm fremd sind, der sollte es füglich unterlassen, in einer Frage wie der des Pazifismus öffentlich Stellung zu nehmen gegen die Ansicht eines Mannes, dem das menschliche Geistesleben die gewaltigste Förderung verdankt, die es je erlebte, und der das unablässige Streben, dem „heillosen Kriegführen, worauf als dem Hauptzweck bisher alle Staaten ohne Ausnahme ihre inneren Anstalten gerichtet haben, ein Ende zu machen", als den „ganzen Endzweck der Rechtslehre innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" bezeichnet hat. Mindestens aber sollte man es vermeiden, Sätze zu schreiben wie diesen, den ich einem um vergangene Weihnachten in einer unserer größten Tageszeitungen erschienenen Artikel eines streitbaren Geistlichen entnehme: „Wie die Eigenart der Menschen und mit ihr ihre Verschiedenheit, so ist auch die der Völker eine gottgewollte und für jedes Volk mit besonderen Aufgaben verbunden, aus denen dann auch Verwicklungen und Gegensätze zu andern Völkern erwachsen können, die mit Notwendigkeit zum Kriege führen." Das ist ein wahres Musterbeispiel für die kritik- und sinnlose Vermengung materialistischer und idealistischer Gedankenansätze (von dem religiösen Ingrediens sei hier ganz abgesehen). Als Stichprobe aus einer ungeheuer weitverbreiteten Gattung „geschichtsphilosophischer" Betrachtungen spricht dem, der Ohren hat zu hören, solch ein scheinbar harmloses Sätzchen Bände. „Die Eigenart der Menschen und mit ihr ihre Verschiedenheit" — hier ist der Blick auf empirisches, kausal bedingtes Sein eingestellt; die „Aufgabe" schließt den Begriff des „Sollens" ein und versetzt damit in diejenige Sphäre, in der nicht nach Ursache und Wirkung, sondern allein nach Zweck und Mittel zu fragen ist; und mit den „Verwicklungen und Gegensätzen, die mit Notwendigkeit zum Kriege führen", werden wir dann unversehens wieder aus dem Reich der praktischen in das der theoretischen Vernunft zurückgewiesen, in dem nach historischen Entwicklungsgesetzen Kriege zu gewissen Zeiten mit „Notwendigkeit" eintreten. Wir wollen hier nicht im allgemeinen die tieftraurige Tatsache beklagen, daß diese Art einer ganz und gar unsystematischen, unkritischen, prinzipienlosen Geschichtsauffassung mehr oder weniger unsere gesamte Tagesliteratur beherrscht. Wenn es aber auch, zumal unter der Herrschaft des überlebten Bildungsideals unserer höheren Schulen, unbillig wäre, von dem Gros unseres zu hastiger Arbeit gezwungenen Journalistentums bei der Erörterung von Fragen grundsätzlicher Natur überall strenge philosophische Begriffsbildung zu fordern, so verlangen wir doch von einem Geistlichen, der über ein Thema von so ungeheurer, unermeßlicher Bedeutung wie das des Völkerfriedens durch das Sprachrohr der Presse zu Hunderttausenden spricht, daß er sich nicht an einem Gegenstand, den ein Kant des tiefsten Interesses und der ernstesten Gedankenarbeit würdig fand, mit

brüchigen Redensarten verfündigt. Denn Phrase — das Wort muß ausgesprochen werden — nichts anderes ist ein solcher Satz wie der eben angeführte, und den gedanklichen Untergrund, auf dem er und seinesgleichen gedeihen, hat Kant einmal hart, aber treffend einen „ekelhaften Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halb vernünftelnden Prinzipien" genannt. Ihre Phrasennatur erweisen solche Sätze aber am klarsten dadurch, daß sie nie und nimmer zu einer Erkenntnis, sondern stets nur zu einem dialektischen Wortgeplänkel führen. Man versuche es nur einmal: Behauptet man etwa mit Hermann Cohen, daß der Mensch als autonomes Vernunftwesen die Aufgabe habe, „jede Person, also auch diejenige Person, welche jede andere Nation darstellt, niemals bloß als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck zu gebrauchen", so wird erwidert, das sei ja schön und gut gedacht, aber der Gegensatz nationaler Interessen mache „unter Umständen nach der geschichtlichen Entwicklung ein Volk zum Erbfeind des andern"; weist man dann aber darauf hin, daß die Entwicklung der Menschheitskultur gerade auf einen allmählichen Ausgleich nationaler Gegensätze deute, so bekommt man zu hören, es sei Pflicht jedes Patrioten, den verderblichen Weltbürgersinn durch Pflege des Nationalbewußtseins niederzuhalten. Daß solche Antworten nichts anderes dartun als die alte Wahrheit, wie trefflich sich's mit Worten streiten läßt, ist jedem Einsichtigen klar. Und — um es hier nochmals zu betonen — ihren eigentlichsten und tiefsten Grund hat die Fruchtlosigkeit solcher Diskussionen, wie wir sie in breiter, vielfältiger Ausgestaltung tagtäglich in der Öffentlichkeit erleben, darin, daß der Gegner bald aus dem „Reiche der Natur" in das der „Freiheit", bald wieder zurück in die Erfahrungssphäre gleitet. Bequem ist solches Verfahren ohne Frage und vorzüglich geeignet, sich gegen die Nötigung zu tieferm Nachdenken, gegen Skrupel und Zweifel, die leicht an Abgründe führen und dann zu Schwindel neigenden Köpfen gefährlich werden können, zu schützen. Aber es ist zugleich auch die Quelle aller Sophismen und schwächt, den Schein strenger Logik oft meisterhaft wahrend, in Wirklichkeit die Urteilskraft. Wer solcher Schwächung vorbeugen will, dem sei das Stahlbad kantischer Philosophie empfohlen, und diesen Rat, so scheint es, sollten unsere jungen Theologen beherzigen. Vielleicht, daß vorläufig dann eines wenigstens erreicht würde: daß nämlich ein evangelischer Geistlicher Bedenken trüge, sich eines Argumentes zu bedienen wie des Hinweises, „wie sehr es in den letzten Kriegen . . . nicht die brutale Gewalt, sondern die überlegene Kriegskunst gewesen ist, der wir die herrlichen Siege zu verdanken gehabt haben, und wieviel mehr wir dieser in jedem künftigen Kriege bedürfen werden". Will der also Redende etwa behaupten, daß mit Vervollkommnung von Strategie und Taktik sich die Zahl der Menschenopfer verringere? Dann möge er von den Verlustlisten des russisch-japanischen Feldzuges oder des Balkankrieges Kenntnis nehmen. Oder aber meint er, daß die Überlegenheit der Kriegskunst die Menschenschlächterei adele, glaubt er, daß der Massenmord

darum weniger Mord sei, weil man zu seiner Ausführung scharfsinnige Überlegungen und ein raffiniertes Instrumentarium anwendet?

Vielleicht auch würde die Beschäftigung mit kantischer Philosophie, die sich mit wahrer Frömmigkeit und einem gereinigten Theismus so gut verträgt, wie sie allem scholastischen Dogmatismus und Buchstabenglauben den Boden abgräbt, dazu beitragen, daß jene unsagbar kindliche, die Geistesverfassung unserer Theologie schwer kompromittierende, schlechthin unwürdige Art der Beweisführung verschwindet, die mit Hilfe einer Anzahl mühselig zusammengetragener Bibelstellen dartun möchte, daß der Stifter der christlichen Religion die Berechtigung und Notwendigkeit des Krieges gepredigt habe; vielleicht wird man uns dann verschonen mit Hinweisen wie dem, daß das Neue Testament durch drei Hauptmänner, den von Kapernaum, den unterm Kreuz und den von Cäsaräa, den Soldatenstand verherrliche.

Gottlob, es sind nicht viele, die den traurigen Mut haben, mit solchem Rüstzeug den Pazifismus zu bekämpfen — zur Ehre unseres geistlichen Standes sei es gesagt. Überhaupt: die meisten reden nicht, sie schweigen und stehen abseits, oft teilnahmlos, oft vielleicht auch innerlich schwer ringend.

Wir aber wollen nicht ablassen, auf das Nahen einer Zeit zu hoffen, da die Lehrer und Diener der evangelischen Kirche das Wort „Friedensschwärmer", das sie heute noch als Schmähung empfinden, erhobenen Hauptes sich als Ehrentitel zurechnen, da sie in geschlossenen Reihen den Fahnen des Pazifismus zueilen werden, und da jene leidenschaftlich-bitteren Verse Friedrich Bodenstedts auf die „Heuchelei der kriegerischen Nazarener" nur noch an Vergangenes erinnern. Denn, um jene träge Philistermoral im kantischen Sinne umzukehren: das Kriegführen der Völker wird genau in dem Maße abnehmen, als Menschen Menschen werden; und Menschwerdung — das bedeutet hier nicht weibisches Sichverlieren an verschwommen-humanitäre Sentiments, sondern strenge Zucht des Denkens und Besinnung auf jenen „erhabenen großen Namen", welcher Pflicht heißt.

Alfred Striemer: Mittelstand und Sozialismus als Kulturprobleme.

Was erstreben wir? Ein möglichst sorgenfreies, wirtschaftlich gesichertes Leben. Der Arbeiter fordert auskömmlichen, den Unterhaltskosten tatsächlich entsprechenden Lohn, Schutz vor Arbeitslosigkeit, Schutz seiner Persönlichkeit durch ausreichende Rechtsgarantien. Das gleiche fordern die auf Kündigung angestellten technischen und kaufmännischen Beamten. Die wirtschaftlich Selbständigen, Handwerker, Kaufleute usw. (der selbständige Mittelstand), fordern Schutz gegen die spekulativen Eingriffe des Großkapitals in ihre natürlichen Interessensphären.

Die Arbeiterschaft und Angestellten haben sich zum erheblichen Teil auf den Boden der sozialistischen Wirtschaftsauffassung gestellt. Sie erwarten von der Verstaatlichung der Produktionsmittel die Vorteile, daß ihnen eine Existenzsicherheit geboten wird, die unsere jetzige Wirtschaftsform nicht zu bieten vermag, daß ihre Persönlichkeit eine größere Freiheit und höhere Bewertung erfahren wird: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Muße, 8 Stunden Schlaf.

Die Verfechter der wirtschaftlichen Selbständigkeit erblicken in der Verstaatlichung der Produktionsmittel jene Gefahren in verstärktem Maße, die heute bereits in bezug auf die Entfaltung persönlicher Eigenart in den Groß- und Riesenbetrieben der Gegenwart sich gezeigt haben. Der Großbetrieb erfordert eine absolute Einordnung in das Triebwerk des fein gegliederten Organismus, die Abhängigkeit des einen vom anderen, die Unterordnung des einen unter den anderen. Die Arbeitsteilung, die Ausbildung auf engbegrenztem Gebiet, schlingt um den Angehörigen des Großbetriebes eine Fessel, die von Jahr zu Jahr seiner Werksangehörigkeit fester wird. Geht der Großbetrieb in den Staatsbetrieb über, so ergeben sich Rechtsgarantien für die Werksangehörigen, die ein wirtschaftlich sorgenfreies Leben bringen.

Es ergibt sich der Beamtenstaat. Die Arbeit ist geregelt, die wirtschaftlichen Sorgen sind beseitigt, die Zeit der Muße für die Pflege des persönlichen Lebens ist da. Die Menschen können mit ruhigen Nerven sich bestreben, an ihrem Emporkommen durch Entwicklung ihrer sittlichen Kräfte zu arbeiten. Dieser Zustand besteht bereits für einen erheblichen Teil unseres Volkes, für alle diejenigen, die in staatlichen oder kommunalen Betrieben die lebenslängliche Anstellung erworben haben, nicht nur auf dem Gebiet der Verwaltung, sondern auch der Produktion und des Verkehrs, bei den Eisenbahnen, Post, Bergwerken, Werften, staatlichen Fabriken, bei Gasanstalten, Elektrizitätswerken usw.

Daß der Erfindungsgeist, die Fortschrittsarbeit, in diesen Betrieben nicht tot sind, wissen wir wohl. Zahlreiche Erfindungen und Verbesserungen werden von diesen beamteten Angestellten, Werkmeistern und Arbeitern gleichfalls laufend gebracht. Haben die Beamten das Bedürfnis, die Arbeitsstellen zu wechseln, so wird dem Folge gegeben. Versetzungen von Beamten erfolgen ja ständig. Den Vorwärtsstrebenden liegt der Weg bis zu einem gewissen Markstein offen durch Ablegen von Prüfungen.

Die Fortschrittsarbeit selbst ist bei dem hohen Stande der Technik und Wissenschaft heute bereits an bestimmte Organisationen, an Versuchsanstalten und Forschungsinstitute gebunden, so daß es dem einzelnen auf vielen Gebieten überhaupt gar nicht mehr möglich ist, selbständig und mit eigenen Mitteln Fortschrittsarbeit zu leisten.

Alle diese Erscheinungen liegen doch klar vor, man braucht sie nicht erst in einen Zukunftsstaat hinein zu projizieren. Und wer aus ihnen die Forderung herleitet, daß das, was sich als lebensfähig, brauchbar und gut erwiesen hat, nunmehr auf das gesamte Wirtschaftsleben übertragen werden soll, die Forderung der Sozialisten, so ist gegen die Berechtigung dieser Forderung kaum eine Einwendung zu machen.

Die kapitalistische Entwicklung treibt ja selbst machtvoll, ja mit Riesenschritten zum Großbetrieb, zum Riesenbetrieb, durch Fusionen, Kapitalserhöhungen, Syndikats- und Trustbildungen.

Diese Entwicklung ist aber nur geeignet, diejenigen in der Richtigkeit ihrer Überzeugung zu bestärken, die in der sozialistischen Organisation des Wirtschaftslebens das Endergebnis des bereits herrschenden Wirtschafts- und sozialen Kampfes erblicken.

Es ist nun eine eigenartige Erscheinung, daß die Sozialdemokratie durch die Art ihrer politischen Propaganda, durch die Grobheit der von ihr geleiteten wirtschaftspolitischen Kämpfe, die klaren Grundlinien des wirtschaftlichen Prinzips im Sozialismus den bürgerlichen Kreisen vollständig verdunkelt und ein verschwommenes Bild, das mit den verschiedensten rein politischen Forderungen durchstrichen ist, für das bürgerliche Auge erzeugt hat.

Die politische Forderung des Ersatzes der Monarchie durch die Republik z. B. hat mit dem wirtschaftlichen Prinzip gewiß nichts zu tun, dient aber in allererster Linie dazu, es durch die Verquickung mit solchen politischen Fragen zu verdunkeln. Es ist doch eine offenbare Tatsache, daß heute für das große Bürgertum die Sozialdemokratie nichts anderes ist, als die Organisation der blutigen Revolution, der maßlosen Verhetzung der Volksmasse gegen den arbeitenden und unternehmenden, also Arbeit schaffenden Besitz, während sich der arbeitslose Rentner immer noch seines ruhigen Genusses erfreuen kann. Es ist ganz offenbar, daß die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt der schlimmste Feind des Sozialismus ist.

Über all diesen Kämpfen steht das Wohl und Wehe unseres großen, von Natur aus ideal veranlagten, gemütstiefen deutschen Volkes. Es wäre gewiß ein Unrecht, wollte man der Sozialdemokratie alle Schuld zuschieben. Das mangelnde Verständnis für das Naturnotwendige in dieser Entwicklung, für das Werdende, die Gewaltsmaßnahmen, um sie zu hemmen, haben ganz gewiß einen erheblichen Anteil an den politischen Überspannungen in der sozialdemokratischen Agitation und Kampfesweise. Der Kampf in solch schroffen Formen ist ihr gewiß zum Teil aufgezwungen worden.

Wir stehen nun an jenem Wendepunkte von gewaltiger historischer Bedeutung, der uns zu prüfen gemahnt, wo die Angelpunkte dieses großen wirtschafts- und sozialpolitischen Problems heute liegen: Staatssozialismus oder Klassenstaat mit wirtschaftlich selbständigem Mittelstand.

Dieses wirtschaftliche Problem ist das eigentliche Kulturproblem! Ist die Menschheit auf dem Boden der staatssozialistischen oder der privatwirtschaftlichen Organisation am besten in der Lage, einer möglichst großen Zahl der Volksgenossen die Möglichkeit zu bieten, ihre Naturanlagen für die Entwicklung zu Persönlichkeiten zu entfalten, sie zu Befriedigung, Auswirkung und zum Glück gelangen zu lassen? Es handelt sich gar nicht um die Magenfrage, denn, wenn man ernstlich will, ist es auch unter heutigen Verhältnissen möglich das Ziel zu erreichen, daß im deutschen Vaterlande Deutsche, und vor allem deutsche Kinder nicht zu hungern brauchten oder das zum Leben Notwendigste entbehren müßten. Das ist nur eine Frage des ernstlichen Wollens. Daß dieses ernstliche Wollen nicht immer vorhanden ist, ist eine Anklage, die für sich besteht.

Kleinbetrieb und Großbetrieb unterscheiden sich vor allem dadurch, daß der Inhaber des Kleinbetriebes, der selbst den größten oder doch den verantwortungsvollsten Teil der Arbeit leistet, mit seinen Auftraggebern und Kunden persönlich in enger Fühlung steht, was im Großbetrieb fast gar nicht, im Staatsbetrieb überhaupt nicht der Fall ist. Der Droschkenkutscher, der seinen eigenen Wagen fährt, hat an seinen Fahrgästen, an ihrer Kundentreue, ein ganz anderes Interesse als z. B. ein Zugführer einer Eisenbahn oder ein Postbeamter am Schalter. Der Verkäufer im Warenhaus oder Konsumverein hat an dem einzelnen Kunden persönlich gar kein Interesse, während der Inhaber eines Kaufladens, der seine Kunden selbst bedient, an ihnen sein größtes persönliches Interesse hat. Er ist auf sie angewiesen, während im Warenhaus, im Großbetrieb die Kundschaft wechselt. Der Käufer findet also im allgemeinen (nicht immer) im Kleinbetrieb eine individuellere, eine persönlich interessierte Bedienung und Befriedigung seiner Wünsche.

Es ergibt sich nun die Frage, welche Bedeutung man dem beizumessen hat. Gewiß werden viele auf dem Standpunkt stehen, daß ihnen die höfliche und interessierte Bedienung nebensächlich ist, Hauptsache dagegen die ordnungsgemäße

Befriedigung ihrer Wünsche, daß sie sich in der Eisenbahn, im Konsumverein etc. durchaus befriedigt fühlen. Die teilweise schroffe Abfertigung bei Behörden ist nur eine Frage der Kultur und Erziehung, die auf diesem Gebiet am ehesten zu lösen ist.

Warum sind nun aber so viele Menschen in Staats- oder privaten Großbetrieben, die in sicheren Stellungen sind, doch nicht zufrieden, warum ist in ihnen der Drang nach einer Selbständigkeit so groß? Sie dürfen im fein organisierten Großbetrieb in ihrer Tätigkeit, in ihrer Willens- und Schaffensrichtung sich nicht um sich selbst als Mittelpunkt bewegen, sondern sie dürfen nur einen ganz kleinen Ausschlag nach rechts oder links machen, und vielleicht auch den nicht einmal, da sie sonst in die Sphäre der Nachbarn eingreifen und von diesen zurückgewiesen werden. Der wirtschaftlich Selbständige dagegen hat erheblich freiere Betätigungsfelder, er kann sich auswirken.

Wenn dem Beamten ausreichende Muße gesichert ist, und seine berufliche Arbeit ihm nicht genügend Freiheit zur Auswirkung gibt, so gibt ihm die gesicherte Mußezeit die Möglichkeit, sich doch auszuleben, sich mit allen Kulturfragen zu beschäftigen und zur Persönlichkeit sich zu entwickeln.

Vor allem liegt doch aber noch die Frage offen, welcher Prozentsatz der wirtschaftlich Selbständigen mit der gesicherten Arbeit und Freizeit, mit der gesicherten Existenz zufrieden wäre, selbst wenn er einen Teil seiner Betätigungsfreiheit dafür opfern müßte.

Darf zugunsten einiger starker Individuen, die für den Wirtschaftskampf geboren sind und nach ihrer Anlage in ihm nur sich voll und ganz ausschöpfen und auswirken können, dem Bedürfnis der Volksmasse nach ruhiger, gesicherter Arbeit die Befriedigung vorenthalten werden? Die Volksmasse erhebt Anspruch, in den Genuß der kulturellen Schöpfungen zu gelangen, Lebensgenuß und Lebensfreude zu gewinnen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist aber ein planmäßig organisiertes Wirtschaftsleben, vielleicht die Verstaatlichung der Produktionsmittel, Voraussetzung.

Das Faktum der gesicherten Existenz kann aber allein nicht dafür entscheidend sein, daß Millionen von Menschen mit ihrem ganzen Herzen an der Selbständigkeit hängen.

Die Selbständigkeit gibt dem Individuum die Entscheidung in die Hand, Zeit und Arbeit nach eigenem Ermessen einzuteilen, sie weist ihm das Recht zu, selbständig entschließen zu können, sie gibt ihm die Möglichkeit, den Erfolg der Arbeit zu sehen und genießen zu können und durch ihn Befriedigung zu finden, sie bewahrt ihn vor Vorgesetzten, die über ihn zu bestimmen haben, sie ermöglicht ihm, aufrecht zu gehen. Der wirtschaftlich Selbständige ist befreit von der demütigenden Abhängigkeit, die ihn

zwingt, sich allen menschlichen Schwächen des Übergeordneten gegenüber ergeben zeigen zu müssen, und ihm höchstens gestattet, die Faust in der Tasche zu ballen. Der kleine Milchhändler im Keller, der Scherenschleifer auf der Straße, der Händler auf dem kleinen Boot, der den Schiffern Nahrungsmittel und andere Artikel liefert, der Flickschuhmacher im Keller, der Geigenbauer in der Künstlerwerkstatt und alle die Tausende von Berufsmenschen verschiedenster Art, sie alle haben gewiß Pflichten gegenüber ihren Abnehmern, die pünktlich und treu zu erfüllen sind, befinden sich aber dennoch in einer anderen Freiheit und Gebundenheit als der Lohnarbeiter oder Angestellte.

Wenn wir die Menschen vor die Wahl stellen, in einem großen Garten zu arbeiten, wo ihnen von übergeordneten Personen Anweisung gegeben wird, ein bestimmtes Stück zu bearbeiten, oder aber ein Stück außerhalb dieses großen Gartens nach eigenem Ermessen und nach eigener Zeiteinteilung in Bearbeitung zu nehmen, wie würden sie wohl wählen? Es ist anzunehmen, daß alle selbständig Denkenden die Bearbeitung nach eigenem Ermessen wählen, und die Unselbständigen sich der Führung anvertrauen und nach festgelegtem Plan im großen Garten arbeiten werden.

Und wie dürften die Wirkungen aussehen? Im großen Garten als gärtnerischen Großbetrieb würde, nach einheitlichem Plan angelegt, jeder einzelne Gartenarbeiter zum Spezialisten gemacht sein, und bei dieser Organisation der höchste wirtschaftliche Nutzen erzielt werden. Die freien Arbeiter, die sich außerhalb des Großbetriebes betätigen, werden eine große Vielseitigkeit in ihren Leistungen zeigen, jeder wird seinen Stolz darein setzen, etwas ganz Besonderes und Eigenartiges zu bieten, sie werden sich in ihren Schöpfungen ausleben, dagegen durch die unbedingte, freiheitliche Bewirtschaftung Reibungen wirtschaftlicher Natur erfahren. Andrerseits werden sie den Vorteil haben, daß ihnen die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse einen erhöhten Lebensgenuß bieten wird, während die Angehörigen des Großbetriebes nur den Genuß festbestimmter Sorten und Marken haben, an die sie sich gewöhnen müssen.

So steht Vorteil gegen Vorteil und Nachteil gegen Nachteil. Zwei Klassen von Menschen sind jedenfalls zu berücksichtigen, solche, die ihren Naturanlagen nach zur Einordnung in den Großbetrieb geeignet sind, und solche, die ungeeignet sind, für die die wirtschaftliche Selbständigkeit eine Lebensnotwendigkeit ist, wenn sie zur Befriedigung und zur Lebensfreude gelangen sollen. Gibt es doch auch Frauen, die von Natur aus zur Ehe bestimmt sind, die gleichgültig, was für einen Mann sie erhalten, sich doch in die Verhältnisse einpassen und in ihrer Stellung Glück und Befriedigung finden, während andrerseits ein anderer Teil der Frauen für die Ehe nicht geschaffen ist und in der freien Liebe nur ihre Entspannung finden kann.

So stehen sich zwei gleichnotwendige und gleichberechtigte

Wirtschaftsformen gegenüber, der Großbetrieb, bezw. Staatsbetrieb, und der wirtschaftlich selbständige Kleinbetrieb bezw. Mittelbetrieb (je nach der Abgrenzung).

Wenn nun aber alle Menschen gezwungen werden sollten, in einer einheitlich organisierten Riesenmaschine als Glieder sich einordnen zu müssen, so würde sicher jener erhebliche Teil, für den die freie Betätigung aus inneren Notwendigkeiten heraus eine Lebensbedingung ist, schwer leiden, und wir wären um nichts gegenüber dem heutigen Zustand gebessert. Heute sind die selbständig Denkenden und Arbeitenden, die Persönlichkeiten, die einen Trieb zur Tätigkeit, zur Entwicklung haben, die führenden Kräfte, und in ihren Dienst treten die weniger selbständigen und unselbständigen, die aus eigenem Trieb heraus die Arbeit nicht suchen, und die vorwiegend nur arbeiten, weil sie ohne diese Arbeit hungern müßten. Es liegt ja doch durchaus nicht in jedem Menschen ein Drang zur Arbeit! Bei vielen überwiegt der Drang zur Trägheit.

Je zahlreicher die von Natur aus zur Trägheit neigenden Individuen zur Massenorganisation und zur Betätigung im Riesenorganismus gelangen, desto größer wird ihre Macht und ihr Einfluß. So ist es vielleicht gar nicht ausgeschlossen, daß in einer staatlichen wirtschaftlichen Riesenmaschine das umgekehrte Verhältnis eintreten kann, daß die vorwärtstreibenden, entwicklungsbedürftigen starken Persönlichkeiten durch den überwiegenden Einfluß und die Macht der trägeren Teile gehemmt und gefesselt, und damit die Voraussetzungen für den kulturellen Fortschritt, für eine Entwicklung der Menschheit, vernichtet werden.

In unserer Zeit müssen wir es miterleben, daß durch die Macht des Groß- und Riesenkapitals eine Zwangseinordnung in den Großbetrieb in sehr energischem Tempo erfolgt, weil der Mittel- und Kleinbetrieb durch die großkapitalistischen Machtmittel vernichtet wird, und neue Kleinbetriebe nicht entstehen können, d. h. eine Proletarisierung der Mittelschichten vor sich geht. Die treibende Kraft ist der Profit, der Gelderwerbstrieb, ist die Wahnidee einzelner überragender und führender Köpfe, daß sie berufen seien zu zeigen und nachzuweisen, bis zu welchen Riesendimensionen ein Mensch Machtmittel in seinen Händen vereinigen könne, und bis zu welcher Riesenzahl sie abhängige Arbeiter und Angestellte unter ihren Marschallstab zwingen können. Der Staat sieht zu, er tut oft noch mehr, er zeichnet diese Männer mit den höchsten Ehren aus, er belohnt sie dafür und festigt ihre Stellungen. Haben wir diesen Männern wirklich etwas zu danken? Führen sie uns sicher einen Weg, der offen und frei liegt und zu den Höhen hinaufreicht, oder führen sie uns in einen Hohlweg, in dem wir vielleicht doch jämmerlich umkommen werden?

Welches Machtmittel gelangt zur Nutzanwendung? Ist es die Vernunft, sind es ehrliche Grundsätze, die bis in ihre letzten Konsequenzen nachgeprüft sind? Ist es die genaue Kenntnis und Erforschung der menschlichen Natur, ihrer

tiefsten Triebkräfte und Bedürfnisse? Nein, der Dampf, mit dem der Riesenkessel geheizt wird, ist das Kapital, ist das rollende Gold. In dem Mittelpunkt des Ringens steht nicht mehr der Mensch, seine Rechte und seine Würde.

Die Charakteristik des gegenwärtigen Konzentrationsprozesses ist die zwangsweise Einordnung auch der durchaus zur Selbständigkeit veranlagten Kräfte in den Riesenbetrieb. Diejenigen, die der überlegenen Kapitalsmacht nicht standhalten können, müssen hinein in den großen Kessel, es sei denn, daß sie auswandern und anderwärts ihr Glück suchen.

Eine andere eigenartige Erscheinung. Das Volk hat Vertretungen in seinen verschiedenen Parlamenten, die die Gesetzmaschine in Händen haben. Diese Maschine dient nun nicht zum Straßenbau, bereitet nicht die großen Wege für die Entwicklung vor, sondern sie arbeitet gewissermaßen als Straßenreinigungsmaschine, sie dient zur Ausbesserung, sie nimmt den Staub und Schmutz zusammen und legt ihn in Paragraphen geordnet an den Rand der Straße nieder. Wanderer, gib nun acht, daß du nicht über diese Paragraphen-Haufen stolperst! Vorn aber, am Anfang der Straße, da arbeitet das Gold, es holzt die Wälder, es bricht ein in die saftigen Fluren, und verzweifelt ringt der selbständige Bürger seine schwieligen Hände. Aber es hilft ihm gar nichts. Die Straßenreinigungsmaschine läuft langsam hinterher, sie ist noch nicht in Sicht und legt die Schutthaufen an den Rand. Wohin und in welchen Abständen diese Dunghaufen gelegt werden sollen, darüber müssen sich Hunderte von Herren die Köpfe zerbrechen in stolzen Parlamenten.

Wie steht es aber nun eigentlich mit der „natürlichen" Entwicklung? Die Entwicklung macht heute der Faktor Großkapital „natürlich", nicht der Faktor Intelligenz und Volkskraft. Nur die an Groß- und Riesenkapital gebundene Intelligenz macht die Entwicklung. Die Intelligenz ohne Kapital bleibt heute im größeren Umfang unfruchtbar und wirkungslos.

Während das auf Renten angelegte Kapital die Erscheinung gezeitigt hat, daß ein erheblicher Teil des Volkes arbeitslos von der Arbeit der Volksgenossen leben kann (Berlin allein hat jährlich 1¼ Milliarden an Mietszins aufzubringen, die zur Verzinsung von Hypotheken und Spekulationsgewinnen zu dienen haben), dienen die zusammengezogenen mobilen Riesenkapitalien zur Begründung von Monopolunternehmen und damit zur zwangweisen Einordnung des Volkes in die Riesenbetriebe, zur Vernichtung der wirtschaftlichen Selbständigkeit.

Früher haben Ritter, Fürsten, Kurfürsten, Könige die „natürliche" Entwicklung gemacht, Länder aneinandergefügt und Staaten aufgebaut, heute machen die Großbankdirektoren, die Industriekönige, die Milliardäre die Entwicklung „natürlich".

Die Weltgeschichte redet aber doch zu uns in einer anderen Sprache, sie ruft uns Reiche in die Erinnerung, die aus stolzer Höhe in den jähen Abgrund gingen, Reiche, in denen die „natürliche" Entwicklung gleichfalls von einigen überragenden Führern gemacht wurde, die Riesenmittel in ihren Händen vereinigten. Grausig sank ein stolzes Rom in Trümmer. Auch uns droht dieses Schicksal, wenn die Entwicklung weiter so „natürlich" gemacht wird. Im Schoß der wahren, in Fesseln geschlagenen Naturkraft liegt das Kulturproblem. Früher oder später werden die Menschen ihre Naturrechte, die ihnen genommen sind, siegreich fordern. Sozialismus und wirtschaftliche Selbständigkeit müssen daher als Kulturprobleme erfaßt werden.

Wenn die Existenz der Riesenunternehmen mit der Tatsache zu rechtfertigen gesucht wird, daß wir sie brauchen, um amerikanischen Trusts gleichstarke Kräfte im Weltmarktskampf entgegenstellen zu können, so ist diese Rechtfertigung teilweise zutreffend. Es gibt aber auch andere Mittel, die Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten, wenn die Bedingung, daß die Erträgnisse unbedingt einigen wenigen Großunternehmen zugute kommen müssen, freigegeben wird.

Je tiefer man in dieses große Problem eindringt, desto stärker drängt sich die Frage auf, geschieht nun heute alles, was möglich und nötig ist, um auf dem Boden unserer privatwirtschaftlichen Produktion die Ordnung derart herzustellen, daß den berechtigten Forderungen der Millionen Staatsbürger, die jährlich zufolge unserer Bildungsanstalten in das Kulturleben eingeführt werden, nachgekommen wird. Der Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit liegt doch vor allem darin, daß die Bildungsunterschiede zwischen den obersten und untersten Schichten durch die steigende Volksbildung ganz erheblich geringer geworden sind.

Früher war an den Besitz, den erworbenen und ererbten, die Bildung fast ausschließlich gebunden. Heute ist der Besitz nur mit einem ganz geringen Teil der Bildungsträger noch verknüpft, während weitaus der größte Teil der Gebildeten, der im Kulturleben Stehenden, ohne Kapitalsbesitz, im günstigsten Fall im Besitz einiger Sparmittel ist.

Hat doch die Einziehung des Wehrbeitrages ergeben, daß von 69 Millionen nur zirka 40 000 verpflichtet werden konnten, diese Steuer von 1 Milliarde aufzubringen.

Das ändert aber die Stellung, die man gegenüber dem privaten Kapitalsbesitz einnehmen kann, ganz erheblich.

Lassen wir unsere Bildungsanstalten dahin ausgebaut sein, daß wir praktisch allen Volkskindern das Mindestmaß geistiger Bildung, um sie in das Kulturleben aktiv eintreten zu lassen, geben können, daß also die Unterschiede in der Bildung praktisch ausgeglichen sind, wie wollen wir dann wohl noch rechtfertigen, daß nur ein ganz kleiner Teil in dem Besitz von Vermögen sein soll, das im erheblichem Maße dann noch ererbt sein dürfte?

Die mehr als $^{99}/_{100}$ des Volkes, d. h. gleichzeitig der Gebildeten, werden es gewiß nicht ertragen, daß $^{1}/_{100}$, das kulturell auch nicht wesentlich höher steht, den bestimmenden Einfluß ausübt nur durch seinen Vermögensbesitz. Denn das Kapital an sich ist kein Kulturfaktor, es kann Kultur fördern, aber auch vernichten. Wir können doch an diesen Fragen nicht vorübergehen; wir brauchen keinen Zukunftsstaat in unserer Phantasie aufzubauen, aber es fällt uns doch gewiß die Pflicht zu, wenigstens zwanzig oder dreißig Jahre voraus und dieser Entwicklung ins Auge zu sehen!

Nicht aus der Kapitalsbildung ergibt sich die „natürliche" Entwicklung, sondern aus der kulturellen Bildung der gesamten Volksmasse. Wir werden also unsere Auffassung über die heutige bevorrechtete Stellung der Kapitalisten in bezug auf die kulturelle Gesamtentwicklung erheblich zu korrigieren haben.

Heute arbeitet vorwiegend, fast allein, das Großkapital in ausschlaggebender und bestimmender Form; es ist souverän. Die Gesetzgebung kommt als Straßenreinigungsmaschine sehr langsam hinterher, um den Schutt, der sich gebildet hat, in die Paragraphen-Dunghaufen zu legen. (Unlauterer Wettbewerb.)

Wenn man sich ernstlich mit diesen Problemen beschäftigt, dann kann dem ehrlichen Mann diese heutige Schreierei gegen den Sozialismus kaum gefallen. Handelt es sich doch gar nicht darum, den Arbeitenden, sei er Arbeiter oder Unternehmer, um den Ertrag seiner Arbeit und seines Fleißes zu bringen, sondern nur darum, daß angesammelte Kapitalien nicht in der Weise fruchtbar gemacht werden, daß sie zur Knechtung gleich qualifizierter Volksglieder dienen, bezw., daß eine ganz kleine Volksgruppe geschaffen wird, die dauernd aus der Arbeit der restlichen Volksmasse Riesenvermögen ziehen kann. Das war in der Zeit der Sklaverei mit einer tiefstehenden Masse durchführbar. Aber hat sie nicht verschwinden müssen? Und warum? Weil die Grundgewalt der Kultur es zu einer unabweisbaren und unabwendbaren Bedingung gemacht hat.

Es kann nichts anderes sein als eine direkte Denkfaulheit, die es verschuldet, daß ein großer Teil unserer bürgerlichen Kreise und besitzenden Klassen heute noch diesen Kulturproblemen verständnislos und unwissend gegenübersteht.

Würde die Sozialdemokratie die Grundgedanken des Sozialismus in einer anderen Form propagieren, von der tatsächlichen Verhetzung des einen gegen den anderen Abstand nehmen und das Problem zur „Kulturfrage" machen, dann würde wahrscheinlich mehr positive Arbeit geleistet werden. Wahrheit ist Wahrheitsuchen! Ebenso wie der Kapitalismus einseitig die Kulturentwicklung aus ihrer natürlichen Bahn abdrängt, tut es eine radikale Organisation der arbeitenden Schichten, denn die Kultur ist ein Einigungsprodukt, das Zusammenklingen von Arbeit, Bildung und sittlichen Idealen.

Erblicken wir die Ausdrucksform unserer Kultur und Kulturideale in der Gesamtorganisation „Staat", dann ergeben sich für die Stellung zu diesem

Staat im „staatserhaltenden" Sinne auch ganz bestimmte Kennzeichen. Staatserhaltend heißt gewiß nichts anderes, als „die Erhaltung aller lebendigen, elementaren Kräfte", die eine „natürliche" Kulturentwicklung zur bedingungslosen Voraussetzung hat.

Deswegen kann auch die Partei nur wahrhaft staatserhaltend sein, die den Namen „Kulturpartei" mit Recht beanspruchen darf.

Das Phantom der ererbten Rechte wird sie aufgeben, und nur die Rechte der Persönlichkeit auf dem Boden einer sittlichen Ordnung gelten lassen können. Der Mensch hat im Mittelpunkt der Kultur zu stehen, nicht das Kapital, noch Privilegien irgendwelcher Art. Die Partei aber, die sich auf den Boden des Kulturproblems stellen will, darf nicht die Interessen einer einzelnen Schicht unter den ausschlaggebenden wirtschaftlichen Gesichtspunkten vertreten, sondern muß Hand anlegen an die Einordnung der Zeitbedürfnisse und Zeiterfordernisse in jenen Rahmen, in dem der Kulturmagnetismus ihnen die „natürliche" Ordnung geben kann, denn es gibt nicht nur von Natur aus begabte und unbegabte, sondern auch zur Selbständigkeit befähigte und unbefähigte, einordnungsfähige und unfähige Menschen, die alle Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Eigenart erheben dürfen.

Ein Stück Stahl ist ein Durcheinander von Molekülen. Bestreichen wir es mit magnetischer Kraft, so richten und ordnen sich diese wildgelagerten Teilchen und es entsteht ein Magnet, der eine vorher nicht vorhandene Kraft auszuüben vermag. Diese magnetische Kraft ist der menschliche Geist und seine Kulturideale. Bestreicht er die menschlichen Gemeinbildungen, dann ordnen sich alle Teilchen wie im Stahlstück und bilden einen Magneten, Kulturmagneten, Kulturzentren, die, wie wir wissen, aus tieferstehenden Gemeinden, aus anderen Völkern magnetisch fremde Menschen anziehen, die zu Eisen, d. h. Kulturkörnern, bereits geworden sind.

Wenn wir heute mit offenen Augen das deutsche Vaterland durchstreifen, Land, Dorf und Stadt, und erblicken in so hohem Maße sichtbar Wohlstand und Ordnung, Anteilnahme an den Kulturgütern und Lebensgenüssen, dann möchten wir beinahe meinen, daß eigentlich doch alles in so schöner Ordnung sei, wie man es nur wünschen könne, und daß es doch kaum berechtigt sein könne, wenn die Unzufriedenheit sich so laut bemerkbar machen will.

Das ist ja aber gerade das Zeichen unserer unter kapitalistischem Einfluß stehenden Pseudokultur, daß von außen alles in so schöner Ordnung erscheint, daß unter dem Kulturkleid, das unseren Augen wohlgefällt, sich das schmutzige und zerrissene Hemd befindet, das bei der geringsten Bewegung auseinanderfällt, daß der Mund lacht und das Herz doch zusammenbricht, die Kultur der falschen Fassaden, die das echte Material vortäuschen, die Kultur der Marmortreppen, die aber unter dem Deckenbelag nur aus Fichtenholz bestehen.

Wir ordnen kalt berechnend die Menschen in Riesenbetriebe, schaffen schöne Arbeitsräume und sagen ihnen, hier müßt ihr euch wohlfühlen. Und doch gibt der wahre Mensch seine Kammer, die ihm gehört, nicht auf gegen ein Schloß mit allen Schönheiten, wenn es ihm nicht gehört, wenn es nicht sein ist.

Die Zeit des verflachenden Lebensgenusses, auch ein Produkt des modernen Kapitalismus, wird nicht ewig dauern, die in die Kultur eingetretenen und eintretenden Massen werden diese Täuschungen und Surrogate bald genug von sich weisen, ihr natürlicher Instinkt wird sich dagegen aufbäumen. Von der Masse geht dann die Auflösung zur Individualität, zur Persönlichkeit, und damit entsteht dann wieder der tiefe Drang zur selbständigen Betätigung, zur Befreiung aus dem Groß- und Riesenbetrieb und die Rückkehr in die individuell, in die persönlich gestaltete Kammer, klein aber wohl, aber eigen und der Insasse ein König, sein eigener König, ein freier Mann.

Wie stark der Drang zur selbständigen Lebensführung ist, zeigen die Enttäuschungen mit Hauswirtschaftsgenossenschaften, Einküchenhäusern usw. Rein wirtschaftlich bieten sie zweifellos außerordentlich bedeutende Vorteile, aber der kulturell höher aufsteigende Mensch verlangt nach dem Eigenheim, verlangt nach der eigenen Küche und der seiner Individualität entsprechenden Kost.

Oft hört man den Hinweis, daß in gut organisierten Großbetrieben die einzelnen Abteilungsleiter ein sehr hohes Maß von Selbständigkeit und Freiheit haben, daß ihnen für Versuche und eigene Arbeiten jeder Betrag zur Verfügung stehe, was bei ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit sicher nicht der Fall wäre, dort gäbe es ein derartiges Experimentieren mit Millionen nicht. Insbesondere in einzelnen chemischen Großbetrieben soll es Stellungen geben, die dem Abteilungsleiter das praktisch überhaupt mögliche Höchstmaß von Selbständigkeit gewähren. Jedenfalls dürfte es sich aber hier um jene großen Konzerne handeln, die laufend sehr hohe Gewinne abwerfen, die bestqualifizierte Beamte hoch bezahlen können und ihnen die weiteste Freiheit lassen. Ihre Kenntnis der Fabrikationsgeheimnisse bietet ihnen noch einen ganz besonderen Schutz und eine besondere Existenzsicherung. Hier handelt es sich um jene Ausnahmen von der Regel, die ja überall bestehen.

Die Zahl der Fälle, wo alte, bewährte und selbständige Beamte, Abteilungsleiter durch irgend eine Äußerung auf Versammlungen oder im Kollegenkreise, die der Direktion mißfallen hat, ihre Existenz haben einbüßen müssen, ist leider in den Kreisen der Privatangestellten nur zu bekannt. Welche Folgen das in der Zeit hat, in der ein Mann über vierzig Jahre in einem Großbetrieb kaum mehr eine angemessene Anstellung, meistens überhaupt keine findet, bedarf keiner besonderen Ausführung. Die Angestelltenverbände kennen diese älteren Kollegen, die sie zu stützen haben, die vielleicht nur einmal versäumten, den Rücken vor einem neuen jungen Vorgesetzten nicht krumm genug gemacht zu haben. In welchen tragischen und erschütternd traurigen Situationen

die Menschenwürde hier gefunden wird, das weiß der Stand der Privatbeamten, der sogenannte neue Mittelstand, leider nur zu genau.

Ein ganz besonderes Kapitel dieses Problems Mittelstand und Großbetrieb, Selbständigkeit und Beamtenschaft ist auch der Faktor Sparsamkeit. Welcher Unterschied zwischen Betrieben, die der Inhaber selbst übersehen kann und in der Hand hat, und den kapitalistischen Großbetrieben besteht, wo niemand an den einzelnen Objekten ein persönliches Interesse hat, ist ja nur zu bekannt. Gewiß gibt es Musterbetriebe, wo das kleinste Abfallteilchen gesammelt und zurückgewogen wird. Aber welchen bedeutenden Apparat an Schreibwerk und Kontrollen erfordert dieser mechanisch wirkende Sparer, der das persönliche Interesse ersetzen muß!

Der wirtschaftlich selbständige Mittelstand, der Händler, wird nicht nur durch das Großkapital auf der einen Seite und die Konsumgenossenschaft der organisierten Arbeiter andererseits bedroht. Die Festbesoldeten, die Privatbeamten und Arbeiter sind Nur-Konsumenten. Sie sehen in dem Zwischenhandel eine Verteuerung, sie sind in der Zwangslage, aus ihrem fest bestimmten knappen Einkommen das höchstmögliche herauszuwirtschaften. Also Herabsetzung der Einkaufspreise, Beitritt zu Beamtenwirtschaftsgenossenschaften und Komsumvereinen.

Jeder neue Großbetrieb bedeutet nicht nur für den selbständigen Mittelstand einen direkten kapitalistisch überlegenen Konkurrenten, sondern die in diesem Großbetrieb Tätigen sind wirtschaftlich Gegner des Kleinhändlers und Großhändlers und Zuläufer der Einkaufsgenossenschaft.

Je tiefer man in das Problem eindringt, desto deutlicher tritt die große Zahl wichtigster Einzelerscheinungen zutage, die mit ihm so eng verknüpft sind.

So ringen die Menschen verzweifelt die Hände. Wohin soll uns diese Entwicklung, dieses Chaos von Interessen und Interessengegensätzen führen! Soll es zu einem Kampf aller gegen alle kommen, und das Recht des Stärkeren siegen! Daß dieses Recht des Stärkeren nicht gleichbedeutend mit dem Recht der Vernunft und mit der Auswirkung der naturnotwendigen Kulturentwicklung ist, wissen wir aus der Geschichte. Die physische Kraft der Kulturträger ist besiegbar, der Geist der wahren Kultur ist aber doch unbesiegbar, er erhebt sich immer wieder aus allen Notlagen heraus, er erscheint in der Hütte der Armut, wenn der Reiche ihn zum Tempel hinausgejagt hat, er ist frei, er hat die Kraft der Auferstehung. Tempel können in Trümmer gehen, der Kulturgeist und der Humanitätsgedanke umkreisen den Erdball und erscheinen in den Menschen, die die Würde emporhebt aus der Masse der geistig dunklen Gestalten, aus der egoistischen Beschränktheit.

Darum steht unser politischer Kampf heute immer noch nicht auf dem Boden ehrlicher, wahrer Kulturarbeit. Staatserhaltend heißt Ringen um Kultur. Ehrliche Leiter eines Kulturstaates haben die Pflicht, alle Kräfte, die um Kultur

ringen, frei zu machen, und kein Recht, diejenigen in die Hölle zu weisen, als vaterlandslos anzusprechen, die um Kultur ringen, aber auf einem Wege, der an ererbten Rechten, an ererbtem Besitz und an Privilegien nicht vorbeikann, weil der Strom der Massen zu breit und die Gasse der alten Privilegien und Besitzrechte für diesen starken Strom zu eng ist. Wird sie nicht freigegeben, dann wird sie freigemacht werden durch die Urkraft der Kulturmacht.

Möchten sich doch die Leiter unserer Staaten beschwören lassen und diesen wahnwitzigen Kampf gegen den Sozialismus, in dem doch die Urkraft des Kulturringens ihren Ausdruck findet, aufgeben, und diesem Strom ein Bett suchen lassen, in dem er mit den anderen Strömen anderer Kulturauffassungen zusammenströmen kann, denn die Kultur ist ein Einigungsprodukt.

Bitten wir um einen neuen Bismarck, der nach der politischen Einigung die kulturelle Einigung schafft durch eine deutsche Kulturpartei, die sowohl einer sozialistischen Auffassung wie der freiwirtschaftlichen eine Grundlage bietet, um nicht das Kapital, sondern den Menschen und die Menschenwürde, das Kulturproblem, in den Mittelpunkt zu stellen.

In der Wucht der Masse liegt die Bedeutung der Sozialdemokratie, die sie für die Kulturprobleme heute einzusetzen vermag. Ihre heutige politische Stellung verurteilt sie in nicht unerheblichem Grade zur Unfruchtbarkeit, und die ihr innewohnenden Kulturkräfte werden gefesselt. Die Befreiung der in ihr schlummernden Energien erfordert die geistig und kulturell bedeutenden Persönlichkeiten, die aus der bürgerlich freien Kultur hervorgehen. Beide sind aufeinander angewiesen, denn die kulturell zur Führung Qualifizierten bedürfen des Widerhalls in der breitesten Masse des Volkes, der heute unleugbar abgefangen wird durch eine künstlich errichtete Scheidewand, die die Parteimaschine um die Volksmasse zu ziehen sich bemüht. Zu überwinden ist diese Mauer aber nur dadurch, daß die vielen Millionen deutscher Volksgenossen, die sich auf den Boden einer sozialistischen Wirtschaftsordnung zufolge ihrer ungünstigen Wirtschaftlage und ihrer durchaus berechtigten Wirtschaftsauffassung gestellt haben, nicht geächtet werden, sondern sich die bürgerlichen freien Elemente mit ihnen einigen in dem Höherstreben um die wahre Kultur der Menschlichkeit, der beruflich-werktätigen und geistigen Freiheit.

Wohin uns die zukünftige Entwicklung führen wird, vermag niemand zu sagen. Der Großkapitalismus führt uns anscheinend mit wachsender Geschwindigkeit zum völlig ausgebauten Staatssozialismus, der nicht das Kulturproblem erfüllen wird, da er nur als das Ergebnis einer einseitig erzwungenen Entwicklung erscheinen kann, nicht aber als Entwicklungsstufe auf der natürlichen Bahn.

Armin Ronai: Siebenbürgen.

Nun ist also auch mein altes, stilles Heimatland Siebenbürgen in die Weltaktualität eingerückt. Man spricht von ihm, man befaßt sich mit ihm, man erwägt seine Chancen, es liegt, zur „Frage" präpariert, in der Luft, in der Feder, auf dem Tische der Tagespolitik. Und es war doch so lange ein ganz abseits von der großen Heerstraße gelegener Erdenwinkel, ein Idyll, ein Versteck, — gewissermaßen der letzte Ausläufer Europas nach Osten zu. Was dahinter lag, war Walachei, Bulgarei, Türkei — Asien.

Das hat sich nun in einer weltgeschichtlich sehr kurzen Spanne Zeit gewaltig geändert. Siebenbürgen selbst ist ja im großen ganzen geblieben, wozu es von seiner entlegenen geographischen Gruppierung und von seinen besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen für lange Zeit noch berufen scheint: ein Land permanenter Rückständigkeit, ein Organ im Staate, das seiner weiten Entfernung wegen vom Herzen des Reiches und vom befruchtenden Westen stets nur spärlich mit dem Blute des Fortschritts, des Wohlstands und der Kultur gespeist wird. Aber hinter Siebenbürgen, wo einstens die Völker unaufhörlich aufeinanderschlugen, wie ist es da inzwischen anders geworden. Das Stück vorgeschobenen Asiens, das gleich hinter Hermannstadt am Rotenturmpaß begann, das wilde Land boyarischer Zügellosigkeit, die unter türkischer Willkürherrschaft brach und wüst darniederliegende terra incognita zwischen den transsylvanischen Alpen und der Donau, ist heute ein gar wichtiges Kulturland geworden. Nicht mehr Asien — Balkan, sondern vollwertiges Europa. Ein Land von eminenter Bedeutung nicht nur in der wirtschaftlichen Wechselbeziehung der Staaten und Völker, sondern auch ein gewichtiger politischer Faktor. Mit 1866 hub der Wandel an. Auf dem Schlachtfeld vor Plewna fiel die letzte große Entscheidung, und der Balkankrieg jüngsten Datums brachte eine Schlußapotheose, die das Königreich Rumänien der erstaunten Welt im bengalischen Lichterglanz vollster politischer Reife und stolzen Selbstbewußtseins zeigte.

Und seit diesem historischen Schlußeffekte, der in der Diplomatie so bleibende Eindrücke hinterlassen hat, soll, so wollen es die politisch Weisen einmal haben, aus meinem alten bergumkränzten Jugendlande Siebenbürgen eine „Frage" geworden sein. Das aufblitzende Licht an der Dimbowitza soll in das siebenbürgische Dunkel grell hineingeleuchtet haben, damit alle Welt deutlich das Fragezeichen sieht, das auf der Spitze des Negoi himmelan ragt.

Mein trautes, weltfremdes Siebenbürgen, mein großfürstliches Aschenbrödel, so lange ungekannt, unbeachtet, ungesucht, — nun wird es gar durch die Politik

erreichen, was all seine landschaftlichen und ethnographischen Reize nicht vermocht haben: es zieht die Aufmerksamkeit des Westens auf sich. Es schiebt sich aus dem Dämmergrau der Bedeutungslosigkeit in das helle Licht aktuellen Interesses. Nun wird man sich mit ihm befassen, seine Besonderheiten studieren, seine Schönheiten beachten, weil es eine „Frage" geworden. Man wird es vielleicht sogar eines Besuches wert finden. Und das ist heute nicht einmal ein Wagnis mehr, wie vor einigen Jahrzehnten noch, wo man, um aus dem fortgeschrittenen Westen in das Land jenseits des Königsteiges zu gelangen, erst die weite ungarische Tiefebene, das Alföld, im Postwagen durchqueren mußte mit seinem tiefen Sande, den Rozsa Sándors, den einsamen Csárden. Wo Lenaus drei Zigeuner unter dem Weidenbaum einst die Romantik verkörperten und wilde Betyáren die Lieder Rákoczis des Rebellen sangen, braust heute der Expreßzug dahin mit Schlafwagen und dining cars. Wenn man des Morgens um sieben in Budapest abfährt, so hat man schon am frühen Nachmittag die endlosen Flächen der Puszta hinter sich, der Zug schlängelt sich schon bald durch den Gebirgswall, der Siebenbürgen von allen Seiten ringförmig umschließt, und am Abend kann man schon in Klausenburg (wenn man über Großwardein fährt) oder in Déva (wenn man die Route über Arad einschlägt) siebenbürgische Waldluft atmen und sich an den sehr geschätzten Delikatessen der siebenbürgischen Küche ergötzen. Das „letzte Bollwerk der Kultur", das nun selbst auf der orientalischen Seite vom größeren Fortschritt umspült ist, kann ja von allen Richtungen bequem, rasch und billig mit der Eisenbahn erreicht werden, es fehlte bisher nur der mächtigere Ansporn, um mehr Reisende zum Vergnügen und zur Erholung in das Waldland zu dirigieren. Die Anziehungen der lokalen Vereine für Fremdenverkehr haben weder im eigenen Reiche, noch jenseits der Monarchiegrenzen erheblich werbend zu wirken vermocht. Der Zuzug blieb minimal, trotzdem es doch dort so viel des Schauenswerten gibt.

„Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Pracht . . ."

So sang schon in den vierziger Jahren der begeisterte Moltke, — nicht der Feldherr glorreichen Namens, sondern der Buchhändler aus Leipzig, der in Kronstadt sich zu diesem Dithyrambus auf Siebenbürgen begeistert fühlte. Aber es kamen stets viel zu wenige, um diese Pracht auch anzustaunen. Vielleicht wird nun die Politik, die sonst so viel Unheil anstiftet, dem kleinen weltfernen Lande zu einer wichtigeren Beachtung und Bewertung im Reisepublikum verhelfen.

Siebenbürgen, Transsylvanien — schon diese Bezeichnungen lassen ja auf viel Naturschönheit schließen. Berg und Wald, das sind ja wohl auch die Hauptbestandteile, aus denen dieser geographische Begriff zusammengesetzt ist. Das dritte Element fehlt im siebenbürgischen Landschaftsbilde ganz und gar. Nämlich das Wasser in größeren Massen als Seen und schiffbare Ströme. Darum ist das siebenbürgische Landschaftsbild auch in seinen schönsten Partien so unbelebt.

Es ziehen ja zahlreiche Wasseradern durch die Täler, aber die Flußläufe sind seicht und die Wassermengen ganz von den atmosphärischen Niederschlägen abhängig. Bald hochangeschwollene Ströme, daß man meint, sie könnten Flotten tragen, bald spärliche Bäche, die man bequem durchwaten kann. Unreguliert, ungezähmt, und in die Millionen geht der Schaden, den die Überschwemmungen alljährlich der Landwirtschaft zufügen. Aber kein Schiff weit und breit. Das ganze über 50 000 Quadratkilometer große Land kennt eine Schiffahrt überhaupt nicht. Nirgends in Siebenbürgen qualmt der Schlot eines Dampfers, rattern die Räder eines Kettenschiffes. Kaum, daß man ab und zu auf der Maros oder auf dem Olt einen Fischerkahn zu sehen bekommt. Eine Wasserfläche in der Größe des Traunsees am Fuße des Negoi, oder wie der Wolfgangsee im Erzgebirge bei Verespatak oder in der Csik im Szeklerland und — wahrlich, die Landschaftsbilder ständen hinter jenen des Salzkammerguts nicht zurück.

Einmal hatte Siebenbürgen selbst auf seinen seichten Gewässern so etwas wie eine Schiffahrt. Doch sie wurde von der Eisenbahn totgeschlagen. Ehe diese gebaut war, wurde das Salz aus den unerschöpflich reichen Gruben von Marosujvár auf großen Schiffen die Maros hinunter bis Szegedin verfrachtet. Natürlich unter bedeutenden Mühseligkeiten, da die Schiffe jeden Moment an den Sandbänken scheiterten. Seit 1870 hat auch dieser primitive Wasserverkehr aufgehört, und das Salz wird mit allen anderen Erzeugnissen des Feldes und des Waldes — andere kennt ja das auch heute noch so industriearme Land überhaupt nicht — rasch und sicher per Eisenbahn verfrachtet. Der Mangel an praktikablen Wasserstraßen hat Siebenbürgen wohl auch länger in seiner Rückständigkeit verharren lassen, als es bei dem sich sonst überall zeigenden Fortschritt natürlich wäre. Ringsherum sind Länder unter viel ungünstigeren Umständen rascher zu großer Blüte gelangt. Rumänien hat seine Donau, das Schwarze Meer, und es wäre ohne diese Verkehrsmittel wohl nicht das reiche, mächtige Land geworden, das es heute zweifellos ist.

Und nun ertönt als Folge der plötzlich entdeckten Fraglichkeit in den Zeitungen und auch in politischen Körperschaften der Monarchie der Ruf nach einer besseren Befestigung Siebenbürgens. Fortifikationen soll man bauen gegen Fronten, die bisher gar nicht als Eventualität galten, und gegen imaginäre Gegnerschaften, die noch von weiter her aus phantastischen Kombinationen gleichsam als apokalyptische Heerscharen das grüne Land bedrohen könnten. Und fast gleichzeitig hat die österreichisch-ungarische Heeresleitung die einzige Festung Siebenbürgens, die noch aus alter Zeit auf uns gekommen ist, ihres Charakters als befestigten Platzes entkleidet. Die Festung Karlsburg wurde als offene Stadt erklärt.

Karlsburg, ungarisch Gyulafehérvár, rumänisch Alba Julia, oder wie der autochthone Bauer auch heute lieber sagt: Belgrad — die Geschichte dieser

Stadt ist zugleich die Geschichte Siebenbürgens. In ihr verkörpert sich das Schicksal des Landes, die Blüte und der Verfall, der Glanz und die Verarmung, die Bedeutung und die Stagnation. Sie bestand schon zur Zeit, als die Magyaren vor tausend Jahren ins Land zogen und die Erbschaft nach den stammverwandten Hunnen und Avaren antraten. Gyula, Julius, hieß der dazische Begründer, und daher auch die ungarische Bezeichnung Julius-Weißenburg. Der im Volke fortlebende Name Belgrad weist auf die slawischen Anknüpfungen vor der Völkerwanderung, wie doch Belgrad eben Weißenburg heißt. Als römische Kolonie hieß der Ort Apulum. Der Name Karlsburg selbst stammt aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts und rührt von Kaiser Karl VI. her, der die Festung nach den Anschaungen der damaligen Zeit restaurieren ließ. In dieser Gestaltung erhielt sie sich auch bis auf den heutigen Tag. Und nun erklären die modernen Kriegskundigen die Festung für veraltet, wertlos, überflüssig, und sprechen ihr den bisher stolz getragenen Charakter ab. Sie „lassen sie auf". Freilich, wer diese alte Feste kennt, die außer zahlreichen Kasernen und sonstigen militärischen Zweckbauten, die ehrwürdige, auch architektonisch bedeutende katholische Kathedrale, die Residenz des katholischen Bischofs, Schulen, Zivilämter, Strafanstalten und auch eine ansehnliche kleine Stadt für die Zivilbevölkerung in sich schließt, der wird es verstehen, warum sie in der strategischen Einschätzung so tief gesunken ist. Einst in den Türkenkriegen und noch in den Operationen der neueren Zeit ein für uneinnehmbar betrachtetes Bollwerk mit gewaltigen Mauern, trutzigen Bastionen, tiefen Gräben, jedem Sturm gewachsen, vor jeder Überrumpelung sicher — heute ohne fortifikatorische Qualität zum Montur- und Waffen-Depot degradiert. Weil eben alle Anhöhen ringsherum, kaum 3 bis 4 Kilometer in Luftlinie entfernt, den Hügel, auf dem die Feste Karlsburg liegt, bedeutend überragen. Ein einziger dieser dominierenden Punkte im Besitze des mit moderner Artillerie aufziehenden Feindes, und die Bomben und Granaten können nur so mitten in die Festung „hineingespuckt" werden. In zwei Stunden wäre der ganze Platz mit all seinen nichtmilitärischen Bauten ein Trümmerhaufen. Eine Festung aber, die nicht durch einen Gürtel von Forts und Zitadellen sich den Feind mindestens auf zehn Kilometer vom Leib halten kann, ist für die Kriegführung unserer Zeit überhaupt keine Feste mehr. Ein elektrisch geladener Stacheldrahtzaun spielt jetzt eine größere Rolle, als eine so alte Ummauerung. Und darum nahm man wohl auch der Burg Karls VI., der letzten Festung Siebenbürgens, die strategische Bezeichnung.

Man wird die Mauern darum nicht schleifen, die Bastionen nicht sprengen, die Gräben nicht ausfüllen und so die Eigenart des alten Gyulafehérvár doch unversehrt erhalten. Die Eigenart aus der letzten Epoche seiner Geschichte. Denn sonst hat die Pietät dort nicht viel, fast gar nichts bewahrt, was an die glorreiche Vorzeit erinnern könnte. Die Paläste der einstigen Großfürsten von Siebenbürgen sind gelbangestrichene Kasernen oder ölriechende Gewehrmagazine ge-

worden und speziell in dem Saale, wo Fürst Bocskay seine prunkvollen Feste feierte, hält jetzt die Regimentsmusik ihre Proben ab. Keine Tafel, kein Denkmal erinnert an die mehr als tausendjährige Geschichte der Stadt und Festung. Nur einige Epitaphe in der Kathedrale bewahren das Gedenken der Helden, die hier gekämpft haben. Aus der dazischen Zeit kein Türmchen, kein Pfeiler, kein Stein, der den nachwachsenden Geschlechtern erzählen könnte. Dagegen hat die römische Epoche, die noch viel weiter zurückliegt, zu den Karlsburgern einmal zu sprechen begonnen, aber die Karlsburger haben die Sprache nicht verstanden. Als man 1866—68 die Erste Siebenbürger Bahn von Arad nach Gyulafehérvár baute, wurde beim Ausheben des Erdreichs das ganze einstige Apulum entdeckt. Ein wahrhaftiges kleines Pompeji hätte man damals der Hüterin Erde wieder aus dem Schoße graben können, wenn man nur etwas verständnisvoller, pietätvoller, auch spekulativer gewesen wäre. Aber man ließ die gute Gelegenheit, sich eine Anziehung, eine Fremdenverkehrsförderung zu schaffen, ungenützt verstreichen, man trieb unverständigen, tollsten Raubbau mit den unermeßlich kostbaren Schätzen und verschleuderte die Sarkophage, Urnen, Statuen, Säulen, Vasen, Grabsteine, Lanzen, Juwelen, Münzen, Cameen nach allen Windrichtungen. Und in die Grabgewölbe einstiger römischer Prätoren trieben die Bauern ihre Schafe und Schweine. Bis die Zeit auch diese Schmach zudeckte und wieder mit Erde überschüttete und mit Rasen überzog. Noch heute könnte eine systematische Ausgrabung in der Umgebung Karlsburgs wohl ungeheuere Werte ans Tageslicht fördern. Aber die Gegenwart mit ihren realen Forderungen und Fragen nimmt die Geister ganz gefangen. Kaum, daß es einem emsigen Forscher nach vieler Mühe gelungen war, ein kleines Museum in Karlsburg zu etablieren, um an einigen geretteten Stücken zu zeigen, welche gute Gelegenheit die Stadt einstens verpaßt hat. Und wenn in jedem Lenz die Bauern mit der Pflugschar aus ihrem Acker Vasen und Münzen schon aus einer Tiefe von 20—30 Zentimetern graben, dann stellt man darüber Betrachtungen an, was alles noch weiter unten in der Erde an Kostbarkeiten aus einer versunkenen Kulturwelt verborgen und wohlbehütet liegen müsse!

Nicht Roß und Reisige schützen die steile Höh' — auch Befestigungen allein tun es nicht mehr. Man muß Vertrauen in die Zukunft dieses schönen Landes haben, das ja in seinem Kranz von hohen Bergen den besten natürlichen Schutzwall besitzt. Und die altbewährte Treue seiner Bewohner — zählt die nicht? Über Festungen hat man ja heute ohnedies eine ziemlich geteilte Meinung, seitdem nämlich der Balkankrieg gezeigt hat, daß einige Kilometer gut verteilter, elektrisch geladener Stacheldrähte größeren Verteidigungswert haben, als Bastionen und Wälle. Nicht Festungen — Fabriken errichte man zahlreicher in Siebenbürgen, damit sich mitten in der prächtigen Natur auch die Lebensbedingungen der Menschen bessern und heben. Dann baue man Hotels, moderne, wohleingerichtete, bequeme — mit einem Wort, europäische Hotels überall hin,

wo die Natur sich zu besonderen Sehenswürdigkeiten konzentriert. Dann wird der Fremdenstrom, der jetzt so dünn rieselt, in mächtigen Massen in das schöne Land hineindringen und den Boden mit fremdem Gold befruchten, Verdienst, Fortschritt, Wohlstand und Kultur mit sich bringen. Statt Zitadellen Spitäler für die Kranken, und an Stelle der Grenzwächter — Ärzte. Befestigt die Kultur in Siebenbürgen, fördert die Wohlfahrt seiner Bewohner; Festungen hat das großfürstliche Aschenbrödel auch jetzt und in alle Zukunft nach keiner Seite hin nötig.

Paul Sickel: Friedrich Hebbel und das Problem der Kultur.

Besteht das tiefste Wesen der Kultur in der ideellen Einheit aller menschlichen Bestrebungen und Gestaltungen, so scheint eine solche Einheit in zweifacher Weise möglich zu sein: entweder durch die Unterordnung alles Denkens und Schaffens unter ein einzelnes Kulturgebiet oder durch die gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller möglichen Faktoren der Kultur. Das erste Ideal ist in großartiger Weise im Mittelalter erstrebt und auch zum Teil verwirklicht worden, indem das gesamte Leben von der Religion bestimmt wurde. Dem Geiste des Mittelalters entsprach eben die Beugung der Gedanken unter die Macht eines allein herrschenden Prinzips. Im Gegensatz dazu sucht die Neuzeit — wenn auch unter Beibehaltung gewisser Wert- und Rangunterschiede — Gleichberechtigung und Selbständigkeit der einzelnen Kulturgebiete. Allerdings vollzieht sich in den ersten Jahrhunderten der neueren Geschichtsepoche zunächst nur die Auflösung der mittelalterlichen Anschauungsweise. Erst allmählich erwächst aus den mannigfachen und zerstreuten Richtungen, in denen der Geist seine Fähigkeiten oft einseitig zersplitterte, der Gedanke einer harmonischen Ausbildung *aller* menschlichen Kräfte zum Zwecke einer geistigen Erhöhung des Lebens.

Dieses neue Ideal findet sich zum ersten Male dargestellt in der Persönlichkeit und dem Leben Goethes, der nicht nur seine vielseitigen Anlagen gleichmäßig entwickelte und an fast allen Bewegungen der Zeit teilnahm, sondern auch die verschiedenen, scheinbar gesonderten Gebiete seines Geisteslebens zu einer harmonischen Bildung vereinigte. In ihm war das vielleicht von vielen geahnte moderne Kulturideal mit leuchtender Klarheit den Menschen vorgezeichnet. Mit ihm beginnt daher, wenn man den Blick vom Einzelnen auf die Idee der Kultur richtet, eine wirklich neue Zeit. Und dieses Ideal kann nun der Menschheit niemals wieder verloren gehen. Es bedeutet eine Aufgabe, deren Lösung sich kein moderner Mensch ganz wird entziehen können; zugleich aber bietet es einen Maßstab, an dem jede hervorragende Geistesentwickelung gemessen werden muß.

Unter den Männern, die in der nachgoethischen Zeit den Kampf um Kultur

aufgenommen haben, steht Friedrich Hebbel in einsamer Größe da. Eine Persönlichkeit, die sich aus dem denkbar kleinsten Bestande vorhandener Kultur, ja, man möchte sagen: aus einem Nichts, rein durch die Kraft des eigenen Geistes aufbauen muß, wird sicherlich eine eigenartige Stellung zu der Gesamtheit jener Probleme einnehmen, die wir mit Kultur und Bildung bezeichnen.

Ein Blick in wenige Seiten von Goethes Dichtung und Wahrheit und wiederum in Hebbels Kindheitserinnerungen wird den ungeheueren Abstand in den Bildungsgrundlagen dieser beiden Dichter und Denker sofort hervorspringen lassen. Bei Goethe ein freudiges Ergreifen der Kulturgüter, in deren Mitte der Glückliche gestellt war, nicht immer mühelos, aber jederzeit fruchtbringend und befriedigend. Dazu eine unbegreifliche Fähigkeit des Aufnehmens und die herrliche Gabe, aus der Überfülle des Dargebotenen gerade das der jeweiligen Entwickelungsstufe Angemessene zu erkennen. Und schließlich die Kraft, trotz allen Einwirkungen von außen den innersten Kern der Persönlichkeit unversehrt zu erhalten, ja, dem ursprünglich Fremden den Stempel der eigenen Individualität aufzuprägen.

Wenn sich Hebbel in den Lebensgang Goethes vertiefte, so konnte er ein Gefühl des Neides nicht unterdrücken: „Auf den wurden alle Lebensblüten herabgeworfen, er konnte sich damit bekränzen oder darin begraben, ganz nach Belieben, und ein anderer, dem doch auch Keime in die Seele gelegt sind, muß die Existenz schleppen, wie eine blinde Spinnerin ihren Faden zieht!" Mit so bitteren Empfindungen blickte er in seinem 29. Jahre auf sein bisheriges Leben zurück. Und er hatte Grund dazu. In seiner früheren Jugend war er von aller Kultur abgeschlossen gewesen. Das Gefühl, der gesellschaftlichen Umgebung überlegen zu sein, hatte sich zu hartnäckigem, schroffem Stolze gesteigert, während das Bewußtsein, an äußerer Bildung vielen Menschen nachzustehen, ihn scheu und unzufrieden gemacht hatte. Statt harmonischer Einheit empfand er in seinem inneren und äußeren Leben nur Zerrissenheit — das Gegenteil aller echten Kultur. Später stürmten Eindrücke der verschiedensten Art auf ihn ein. Zum Teil aber fanden sie nun in seinem Geiste keinen günstigen Boden mehr, wie er denn kaum je ein näheres Verhältnis zur Musik und zu den bildenden Künsten gewinnen konnte. Unter der Fülle neuer Erkenntnisse, mehr aber noch unter der Last niederdrückender Lebensnot fürchtete er, dem innersten Wesen und Kern seiner Persönlichkeit, dem eigenen Selbst entfremdet zu werden. Die ruhige, gleichmäßige Entwickelung, die er als das Höchste im Leben preist, war ihm versagt. Man hat die Kultur als den „Weg der Seele zu sich selbst" bezeichnet (Georg Simmel). Nur wenigen unter unsern Großen wurde dieser Weg durch Hemmnisse jeder Art so erschwert wie Friedrich Hebbel.

Es ist begreiflich, daß das Problem der Entwickelung unter solchen Umständen bei Hebbel, der doch nichts bloß durchlebte, sondern im tiefsten Sinne des Wortes innerlich erlebte, oft zum Gegenstande des Nachdenkens wurde.

Geist ist für ihn stete Beweglichkeit, beständiges Fortschreiten. Wer sich für fertig hält, ist geistig tot. Aber solche Beweglichkeit darf nicht bei einer bloßen Unruhe stehen bleiben, wie etwa bei Byron. Bei ihm vermißt Hebbel das Emporklimmen zu immer höheren Stufen. Dasselbe ist in noch stärkerem Maße bei Goethes Tasso der Fall. Er ist nach Hebbels Ansicht durchaus nicht der typische große Künstler. Denn er verharrt eigensinnig auf einer untergeordneten Bildungsstufe und geht so an dem Widerspruch der Welt zugrunde, während der wahrhaft große Mensch diesen Widerspruch „als notwendig für die eigene Entwickelung begreifen lernt und in die Ausgleichung desselben seine höchste Aufgabe setzt". Die Sehnsucht, die jeder tief angelegte Mensch empfindet, und die letzthin auf dem Gegensatze des Endlichen und Ewigen in unserer Natur beruht, darf nicht im Überdruß am Leben und in dem Nietzscheschen Ekel vor der ewigen Wiederkehr des Gleichen ersticken. Auch Hebbel hat dieses Gefühl wohl gekannt. Er formt daraus aber nicht eine metaphysisch-kosmische Lehre, sondern empfindet es als eine Schwäche, die überwunden werden muß. Der optimistischen Seite seines Wesens entspricht das Vertrauen zu einer Weiterentwickelung, ohne die ihm das Leben unerträglich scheint.

Aber die Entwickelung ist nicht nur Eroberung eines neuen, höheren Standpunktes; sie ist auch das Verlassen des früheren. Entwickelung ist Tod des Bestehenden. Zeitweise zwar mochte es Hebbel geradezu wünschenswert erscheinen, die Last quälender Erlebnisse abzuschütteln: „Die Kunst zu leben besteht in dem Vermögen, die Reste der Vergangenheit zu jeder Zeit durchstreichen zu können." Aber gerade dasjenige, von dem wir uns losreißen möchten, bleibt oft mit zäher Hartnäckigkeit bestehen, während Wertvolles durch den Druck äußerer Verhältnisse zerstört wird. So empfand Hebbel das Leben manchmal als eine „Plünderung des inneren Menschen". Überhaupt weiß der große Künstler, der geniale Mensch, der nicht nach äußeren Zwecken handelt, sondern dem mächtigen Drange seines Inneren folgt, niemals, wohin ihn sein Geist treibt. Daher jenes Sprunghafte, scheinbar Unzusammenhängende und Zweckwidrige des Künstlerlebens, das in so schroffem Gegensatze zu der zweckmäßigen Ordnung des „bürgerlichen" Daseins steht. Die tiefe innere Befriedigung und der erhabene Genuß, nur dem eigenen, auf das Unendliche gerichteten Genius zu folgen, muß erkauft werden durch die zweifelnde Unsicherheit, unter der jeder große Mensch zeitweise zu leiden hat. Um sich von solcher Unruhe zu befreien, lenkt der Mensch seinen Blick gern auf die Gegenwart und begnügt sich mit einem kraftvollen Erleben des Augenblicks. „Den Augenblick immer als den höchsten Brennpunkt der Existenz, auf den die ganze Vergangenheit nur vorbereitet, ansehen und genießen, das würde leben heißen." Freilich ist das für den weiter strebenden Geist kaum möglich.

Aus diesen Betrachtungen über die Entwickelung tritt deutlich ein Grundzug des Hebbelschen Denkens hervor, nämlich die dualistische Auffassung, und zwar

hier der Dualismus zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen denen die Gegenwart doch nur die unfaßbare Grenze bildet, der Zwiespalt zwischen dem Schmerz über das Entschwundene und dem Vertrauen auf das Zukünftige, schließlich zwischen Endlich-Begrenztem und Ewigem, zwischen Sein und Werden.

Dieses persönliche Entwickelungserlebnis wird nun zum Ausgangspunkt für die Beurteilung der objektiven Kulturzustände, wie Hebbel sie in seiner eigenen Zeit wie auch aus der Geschichte kennen lernte.

Hebbel wurde zeit seines Lebens von heftigen Zweifeln an einem wirklichen Kulturfortschritt bewegt. Wenn er das Weltall in metaphysischer Auffassung als vernünftig und zweckvoll ansah, so übermannten ihn doch skeptische Stimmungen, sobald er sich den irdischen Geschichtslauf vergegenwärtigte. In der Frühzeit wollte er die Kultur mit Rousseau verfluchen und meinte, das Ergebnis der ganzen Weltgeschichte bestehe nur darin, daß die Bestialität „Handschuh über die Tatzen gezogen" habe. Jedoch dachte er keineswegs an eine Rückkehr zum Naturalismus, sondern wünschte im Gegenteil eine Erhöhung der Kultur. Nur erschienen ihm die Ideen Herders von einer Erziehung des Menschengeschlechtes als „schöne Träume", die einer nüchternen Betrachtung der Wirklichkeit nicht standhielten. Eher mochte er sich mit der Vorstellung eines steten Wandels befreunden, der etwa mit der Bewegung einer Wellenlinie zu vergleichen ist. Zwei entgegengesetzt wirkende Kräfte sind in aller Geschichte tätig, eine aufwärtsstrebende, die Neues, Höheres schaffen, und eine beharrende, die das Gewordene erhalten will. „Gewicht ruft immer Gegengewicht hervor, und sobald das Gegengewicht überwiegt, kehrt das Verhältnis sich um. Der ganze Weltprozeß wird am besten durch die zwei Eimer im Brunnen veranschaulicht." In diesem Auf- und Abwogen der Kräfte ist aber nicht die erhaltende die wichtigere, sondern wesentlich ist für die Geschichte der Kampf gegen das Gewordene und Vererbte. Nicht als ob Hebbel irgendwie einer radikalen Neuerungssucht das Wort redete. Auch „die Welt braucht ihren Schlaf". Aber das Alte muß seinen Wert und seine Berechtigung immer wieder dadurch erweisen, daß es den Angriffen der nach Neuem strebenden Jugend standhält; das Überkommene, das zur trägen Gewohnheit und zu bequemem Besitz geworden ist, muß immer von neuem vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen werden. Man könnte Hebbels Ansicht vielleicht mit einer jetzt beliebten, aber schon von Kant gebrauchten Wendung so ausdrücken: der Mensch soll, ja er muß handeln, *als ob* ein Fortschritt möglich wäre. Im ganzen verrät uns seine Stellung zu diesem Problem jenen Dualismus, der sich wohl im Grunde jedes tieferen Geistes regt, daß wir nämlich aller Skepsis der Erfahrung zum Trotze doch an der Forderung eines zweckmäßigen Ganges der Geschichte festhalten müssen; und dieser Dualismus kann durch anderweitige, seien es systematische oder emotionale Beweggründe nur eine scheinbare Lösung finden. — In solchem Widerstreit der Anschauungen tritt aber ein weiterer wesentlicher Zug des Hebbelschen Geisteslebens hervor: das stolze,

durch keine Einzeltatsache zu erschütternde Bewußtsein, Glied einer vernünftigen Weltordnung zu sein, und demgegenüber die niederdrückende Erfahrung, daß auf der Erde der Fortschritt nicht nachweisbar sei. — Wenn später in seinem Tagebuch gelegentlich von der Zielstrebigkeit auch des irdischen Weltlaufs die Rede ist, so ist das keine Ansicht, welche die frühere umstößt, sondern der Ausdruck einer versöhnlichen Stimmung, die sich wie eine ausgleichende Schicht über die vom furchtbarsten Kampfe aufgewühlten Tiefen seines Herzens gelegt hat.

Hebbels Urteile über den wirklichen Verlauf der Geschichte sind stark subjektiv und überall vom Standpunkt des Dramatikers gefällt. Sie sind eher aufklärend über die Persönlichkeit ihres Urhebers, als daß sie großen sachlichen Wert hätten. Er scheint zwei Arten geschichtlicher Perioden anzunehmen: solche, in denen gleichmäßige Entwickelung und verhältnismäßige Ruhe herrscht, und solche, die er als ein „Brechen der Weltzustände" bezeichnet. Es ist begreiflich, daß der Dramatiker seine Aufmerksamkeit und Teilnahme vorzüglich den letzteren zuwendet. Wenn er von den beiden Perioden der Ruhe im griechischen Altertum und im Mittelalter sagt, damals sei das Leben „schön" gewesen, so will er damit jenen Zeiten durchaus nicht einen besonders hohen Wert zusprechen. Denn das Wort „schön" ist hier in dem gewöhnlichen Sinne als das äußerlich Harmonische, Glatte, Leidenschaftslose aufgefaßt, während Hebbel selbst nach einer Schönheit strebte, welche die Dissonanz in sich aufgenommen hat. Seine Ansicht erhellt deutlich aus dem Satze: „Die Schönheit ist in der Welt der Kunst ebenso unbequem wie in der wirklichen die Tugend." Jene Höhepunkte der Kultur, die er übrigens in stark idealisierender Beleuchtung sah, entbehrten für den Dramatiker allzusehr des Kampfes. Vom Altertum gesteht er selbst, daß der damalige Zustand seinem Innersten fremd sei: „Ich kann nicht glauben, daß so viel Helles, Frisches, Fertiges mich glücklich gemacht hätte." Die Antike blieb ihm, so sehr er auch Plato gelegentlich bewunderte, als Ganzes so stumm wie die Götterstatuen, die ihn in ihrer leidenschaftlosen Ruhe fast unheimlich berührten. Seltsam mag es auf den ersten Blick erscheinen, daß ihm, der zeitweise die heftigsten Anklagen gegen die christliche Religion schleuderte, der Geist des Mittelalters näher stand. Offenbar hatte er vom mittelalterlichen Leben, das er schon in der Genoveva geschildert hatte, ein lebhafteres Bild als vom Altertum. Er sagt: „Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum, . . . aber der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens." Es ist die romantische Neigung seines Geistes, die hier spricht, und die sich durch die bunte Außenseite, vor allem aber durch den mystischen Hintergrund des mittelalterlichen Lebens stark angezogen fühlte. Ja, der Übergang vom Geheimnisvollen zum nüchternen Gedanken, wie er sich in der neueren Zeit vollzogen hat, erscheint ihm nicht in jeder Beziehung als Fortschritt.

Viel mehr als die Höhepunkte der Kultur fesselten den Dramatiker die Perioden der Umwälzung, in denen eine fertige Kultur sich auflöste und eine

neue sich bildete. Denn sie allein boten ihm geeignete Stoffe für die Tragödie. Er nennt als solche vor allem die Zeit der Entstehung des Christentums, „als die antike Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivität in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging," und dann den Beginn der Neuzeit, als in Reformation und Renaissance die „Emanzipation des Individuums" sich durchzusetzen begann. Ein ähnlicher welthistorischer Prozeß vollzog sich nach Hebbels Meinung auch in seinem Jahrhundert. Aber er behauptet, daß es sich diesmal nicht um eine Umwertung der Werte handelte, sondern um eine festere Begründung des Bestehenden; und hierin offenbart Hebbel seine konservative Neigung und unterscheidet sich grundsätzlich von Nietzsche. Er denkt dabei in erster Linie an soziale Einrichtungen. Diese sollen nicht mehr auf äußere Autorität gegründet werden, sondern auf Notwendigkeit und Sittlichkeit, was für Hebbel gleichbedeutende Begriffe sind. Wenn sich der Dichter von solchen allgemeinen Erwägungen den besonderen sozialen Fragen seiner Zeit, also dem Sozialismus und Pauperismus zuwendet, zeigt sein Urteil eine gewisse Unsicherheit, ja Weltfremdheit, die recht seltsam berührt, wenn man sich erinnert, daß er selbst die psychische Verfassung des Armen in seiner Jugend kennen gelernt hatte. Hier liegen wohl verwickelte seelische Beziehungen zugrunde, die an dieser Stelle nicht erörtert werden können. Dagegen sei noch ein Kennzeichen der neueren Zeit hervorgehoben, von dem Hebbel wiederholt spricht: Es ist das Überhandnehmen des Gedanklichen, die Verflüchtigung des Erlebnisses zum blassen, abstrakten Begriffe. Die transzendentale Richtung unseres Geistes führt, wenn sie den Zusammenhang mit der konkreten, halb im Unbewußten, Traumhaften wurzelnden Anschauung verliert, zum bloßen Schemen. Dies ist intellektuelle Überkultur, die merkwürdigerweise in ihren Wirkungen zuweilen dem krassesten Aberglauben nahekommt. Wenn nämlich dieser „an jede Absurdität glaubt, weil er nie nach Gründen fragt, so jene (die höchste Bildung) an keine, weil sie immer nach Gründen fragt, und doch ist das eine . . . . vielleicht noch törichter als das andere." Denn Wahrheit liegt nicht im verstandesmäßigen Wissen allein, sondern ist „der Punkt, wo Glaube und Wissen einander neutralisieren."

Doch hiermit sind wir, dem Zwange von Hebbels Denken folgend, unvermerkt aus dem Gebiete der äußeren Kulturgeschichte, über die der Dichter doch nur Fragmentarisches sagt, in das Gebiet der ideellen Kultur übergegangen und haben mit den letzten Sätzen dem Gange unserer Darstellung vorgegriffen. Denn es fragt sich nun, wie sich in Hebbels Weltanschauung das Kulturideal als harmonische Vereinigung der menschlichen Betätigungen darstellt oder, genauer gesagt, in welches Verhältnis religiöse, ethische, intellektuelle und ästhetische Kultur zueinander gebracht werden.

In der Frühzeit seiner Entwickelung vermochte dem drängenden Zweifel, der sich gegen alle überkommenen Anschauungen richtete, nur die Kunst stand-

zuhalten. Der Religion gegenüber empfand der Dichter eine tiefe Abneigung, gegen das Christentum sogar Haß. Ethische Fragen fanden vorläufig in seinem Denken und Fühlen nur schwachen Widerhall; denn die autonome sittliche Forderung wurde allzu laut übertönt von dem Rufe einer schicksalsmäßigen Notwendigkeit, deren Walten er an sich selbst erfahren hatte. Der Wissenschaft endlich, insbesondere der Philosophie, begegnete er mit offenem Mißtrauen. Indem er aber mit zunehmender Reife zu einer gerechteren Abwägung der verschiedenen Seiten der Kultur gelangt, werden jene vorher gering eingeschätzten Geistesgebiete in ihrer Bedeutsamkeit allmählich erhöht und in innere Beziehung zu dem ästhetischen Weltbilde gesetzt. Das Einseitige seiner früheren Auffassung hat Hebbel bis zu einem gewissen Grade überwunden; von der ganz überragenden Stellung der Kunst und des Künstlers ist später kaum mehr die Rede. Jene innere Beziehung der ursprünglich gesonderten Gebiete aber wurde nicht durch spätere Reflexion hergestellt, sondern ergab sich wie von selbst aus dem tiefsten Lebensgefühle des Dichters, das schon früh auch in begrifflicher Fassung seinen Ausdruck gefunden hatte und wesentlich von dem Dualismus zwischen Allgemeinem und Einzelnem, zwischen Weltall und Ich beherrscht wurde. Hierin lag der Ausgangspunkt seiner Entwickelung, hierin vollendete sich auch die Selbstverwirklichung seiner Persönlichkeit.

Hebbels tiefste religiöse Stimmung beruhte auf der Spannung zwischen zwei scheinbar entgegengesetzten Gefühlen: dem stolzen Bewußtsein: ich bin ein Mensch, ein selbständiges Wesen, in dem der göttliche Funke glimmt — und der demütigen Empfindung: dem Weltall gegenüber bin ich nur ein Teilwesen, ein Tropfen im Strome des Allebens. Dieses gefühlsmäßige Erleben von Welt und Ich zielt auf eine Verschmelzung des Unendlichen und Endlichen hin, erstrebt also ein pantheistisches Erfassen des Seins: das Ich wird als Göttliches zur Welt ausgeweitet, und die Welt wiederum zieht sich zum Ich zusammen. Jedoch sind beides Gedankenrichtungen, deren Schnittpunkt im Unendlichen liegt. Nur eine mystische Anschauung könnte hier an Erfüllung glauben. Im Bereiche unseres wirklichen Lebens aber erwächst daraus die ethische Forderung. Da das Individuum nur in und mit dem Ganzen lebt, so hat es auch in seinem Handeln dessen Zielen zu folgen. Der Notwendigkeit des Weltlaufs muß sich das Einzelwesen fügen; denn dieses Notwendige im höchsten Sinne ist zugleich das Sittliche. Und wenn der Mensch durch ein solches „Müssen" seine freie Individualität zu verlieren scheint, so erobert er sie sich auf höherer Stufe wieder, indem er frei in das Notwendige einwilligt. Aus dem Müssen wird ein Wollen. Die fordernde Notwendigkeit d. h. Sittlichkeit des Weltlaufs aber gibt sich in ihm selber kund durch die Sprache des Gewissens. Auch in dieser wieder nur ideellen Richtung des ethischen Tuns liegt eine doppelte Empfindung eingeschlossen: das Gefühl der Demut: du mußt — und das des Stolzes: du willst.

Ein so hoher ethisch-religiöser Standpunkt läßt sich jedoch nur erreichen,

wenn wir über das Wissen von Einzelheiten, also über die Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne zu einer Erkenntnis des Allgemeinen fortschreiten, aber nicht eines Abstrakt-Allgemeinen, sondern eines solchen, das das Einzelne als Element in sich enthält. Die Philosophie, die von alters her wahre Erkenntnis des Seins erstrebte, konnte ihr Ziel nicht erreichen, da sie das Leben in abstrakten Begriffen zu erfassen suchte, worin es sich nicht einfangen läßt. Aber das Unwißbare, das Irrationale gehört auch zum Leben; und in seine träumerisch-mystischen Tiefen dringt nur unmittelbare Anschauung, inneres Erleben und Glauben. Wahrheit ist daher „der Punkt, wo Glaube und Wissen einander neutralisieren". Diese Vereinigung findet Hebbel im großen Kunstwerke verwirklicht. Denn darin sind Allgemeines und Einzelnes, Begriff und Anschauung zur Einheit geworden, indem das Einzelne nur Sinn hat als Symbol des Allgemeinen und wiederum das Allgemeine nur durch Besonderes seinen Ausdruck findet. Die Kunst gewährt uns daher eine ideelle Lösung des Dualismus. Sie steht nicht als ein gesondertes Gebiet neben oder über den anderen Betätigungen des Menschen, sondern umschließt sie alle: in ihrer erhabensten Gestaltung als dramatische Kunst ist sie höchste Erkenntnis, zeigt uns das Wesen des Sittlichen und offenbart damit auch die religiöse Stellung des Menschen zur Welt und zu Gott.

Wenn man der großartigen Synthese dieses Kulturideals seine Bewunderung nicht versagen kann, so wird man doch nicht leugnen dürfen, daß es eine gewisse Einseitigkeit enthält. Zwar würde der Vorwurf, daß Hebbel einer ästhetischen Kultur das Wort rede, nicht eigentlich zutreffen, da er Begriff und Zweck der Kunst in einer Weise erweitert, daß alle höheren Bestrebungen darin eingeschlossen sind und insbesondere die Idee der Sittlichkeit einen wesentlichen Bestandteil bildet. Aber gerade diese höchste Steigerung und Vergeistigung des Kulturgedankens führt dazu, gewisse Seiten des Lebens zu übersehen. Hebbel meint, es hänge alles davon ab, ob wir das Ziel unseres Lebens im Leben selbst sähen oder darüber hinaus verlegten. Sein Blick schweifte gern über die trübe Gegenwart hinauf in das Reich der Ideale. Zudem dachte er, der sich in der Masse der Menschen als Einsamer fühlte, im Grunde individualistisch. Und wie sehr er auch davon durchdrungen war, daß der Einzelne nur ein untergeordnetes Glied des Großen und Ganzen sei, so trat doch der eigentlich soziale Gedanke bei ihm stark zurück. Ja, es wird gelegentlich angedeutet, daß nur das Streben nach Selbstentwickelung seines Erfolges sicher sei und jeder der Gesamtheit am besten dadurch diene, daß er sich selbst möglichst vervollkommne. Hier erkennen wir deutlich die Grenzen von Hebbels Kulturideal. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es gerade die Überwindung des Sozial-Allgemeinen, des Masseninstinkts und des Kleinmenschlichen war, wodurch Hebbel seine menschlich-künstlerische Kultur errang. Geboren aus hartem Kampfe mit dem Niedrigen und Gemeinen war dieses Ideal zugleich ein kräftiger Protest gegen alle materiell-utilitaristische Lebensauffassung.

Und doch scheint Hebbel in späterer Zeit, als sein Denken sich vom Metaphysischen mehr der Wirklichkeit zuwandte, seine Kulturidee nicht mehr für absolut und unwandelbar gehalten zu haben. Wenigstens spricht er einmal die Vermutung aus, daß die Erhebung des Geistes, deren wir bedürften, und die ehemals durch die Religion, in der Gegenwart aber durch die Kunst bewirkt würde, zukünftig Aufgabe des „Patriotismus" sein werde. Wie fremd uns dieser Gedanke bei Hebbel anmutet, braucht kaum gesagt zu werden. Nicht aus den Tiefen seiner Weltbetrachtung war er emporgestiegen, sondern äußerlich durch die neue, lebhafte Teilnahme am politischen Leben der Zeit nahegelegt. Das frühere Ideal wird also davon nicht angetastet.

Wie aber vermag nun der einzelne Mensch, der in diese Welt materieller Bedürfnisse und sozialer Anforderungen gestellt ist, einem so hohen Kulturideale sich wenigstens zu nähern? Wie ist persönliche Bildung zu gestalten?

In der bloß passiven Aufnahme der jeweilig vorhandenen Kultur kann Bildung offenbar nicht bestehen. Nicht wie in einem Spiegel soll sich in dem menschlichen Geiste ein „außer" ihm Befindliches als Abbild noch einmal wiederholen. Denn zunächst hat ja das, was wir objektive Kultur nennen, seine Wirklichkeit und Wirksamkeit eben nur in den individuellen Geistern, muß also in ihnen erst entstehen und durch Anstrengung errungen werden. Dann aber soll durch solche Aneignung der überkommene Kulturbesitz nicht einfach erhalten und weiter vererbt werden, sondern in jedem einzelnen Geiste eine ganz persönliche, einzigartige Ausprägung und dadurch Förderung erfahren. Indem nämlich die zerstreuten Gedanken und Bestrebungen einer Zeit in einem individuellen Geiste zu mannigfachen Verbindungen zusammentreten, entstehen nach Wundts Grundsatz der „schöpferischen Synthese" ganz neue Auffassungen und Willensantriebe. Persönliche Kultur setzt sich demgemäß aus zwei Faktoren zusammen: aus dem individuellen Wesen des Einzelnen und dem vorhandenen Kulturzustande. In diesem Sinne sagt Hebbel: „Der Mensch ist das Durchschnittsprodukt von Natur und Bildung." Indem er in die Kultur hineinwächst, entwickelt er an ihr zugleich seine eigene Persönlichkeit, und es entsteht so eine innige Wechselwirkung zwischen objektiver Kultur und subjektiver Natur, zwischen Welt und Ich. Diese Wechselwirkung kann nun je nach dem Stärkeverhältnis und der qualitativen Beschaffenheit der beiden Faktoren sehr verschiedene Ergebnisse haben, aus denen sich nach Hebbels Darlegung zwei Haupttypen der Bildung aussondern lassen.

Wie es nämlich in der geschichtlichen Entwickelung Perioden der ruhigen, harmonischen Sammlung und wiederum Zeiten einseitig starker Bestrebungen und gewaltsamer Umwälzungen gibt, so kann man auch bei den Menschen harmonisch gesammelte und einseitig individuelle Naturen unterscheiden. Hebbel vergleicht den ersten Typus mit einer Kristallkugel, „die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf

und gibt es treu zurück, fügt ihr aber nichts hinzu als die Verklärung." Solche Menschen sind also auf keinem Gebiete schöpferisch. Bedarf die Welt ihrer zur stillen Zusammenfassung der Kräfte, so muß sie doch, um ihre Fähigkeiten nach allen Richtungen zu erschöpfen, ebenso sehr jene einseitige Ausprägung des Individuellen hervorbringen und gelangt dann im äußersten Falle wohl zu Erscheinungen, die im höheren Sinne gar keine Individuen sind, sondern „schroffe Manifestationen der einen oder der anderen in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft". Echte Bildung erstrebt natürlich eine Vermittelung zwischen diesen Gegensätzen, eine gleichmäßige Harmonie der Kräfte. Das Allgemein-Menschliche, das dem 18. Jahrhundert als Kulturideal vorschwebte, soll nur das einigende Band sein, das die individuell entwickelten Einzelfähigkeiten umschließt und zusammenhält. Wenn Hebbel sagt: „Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen", so gilt das mehr oder weniger von jeder höheren Betätigung. Nur wer als Mensch groß ist, kann auch auf dem besonderen Gebiete seines Schaffens wahrhaft Großes vollbringen. Der Begriff der Bildung ist daher, wie Hebbel betont, durchaus relativ, und es ist unberechtigt, von „gebildeten Klassen" zu sprechen: „Gebildet ist jeder, der das hat, was er für seinen Lebenskreis braucht." Daß ein Gebildeter dieses oder jenes wissen müsse, ist daher eine törichte Annahme, die gerade in unserer Zeit, wo man den Wert der Einzelkenntnisse und der staatlichen Prüfungen so sehr überschätzt, viel Unheil anrichtet. Mit Fug und Recht eifert Hebbel gegen das „flache, enzyklopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mitteilen läßt" und „gerade jenen widerwärtigen Hochmut" erzeugt, „der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe .... nie herabdringt".

In solcher Einseitigkeit liegt eine Gefahr für alle Kultur. Es wiederholt sich hier beim einzelnen Menschen, was auch ganze Perioden kennzeichnet, nämlich die Überschätzung einer besonders ausgebildeten Fähigkeit auf Kosten einer harmonischen Gesamtentwickelung. Da sich diese Erscheinung meist nur als Auswuchs einer höheren Bildungsstufe einstellt, so nennen wir sie Überkultur, obwohl sie nicht eigentlich ein Übermaß echter Kultur, sondern eher ihr Zerrbild ist. Die besonders eifrige Verfolgung eines Einzelziels führt, wenn nicht eine große allgemeine Kultur- und Weltanschauung zugrundeliegt, immer zu einem Punkte, wo dieses Einzelziel als Selbstzweck erscheint und seine nur relative Bedeutung als Mittel zu einer Gesamtkultur dem Bewußtsein entschwindet. Ist dieser Punkt erreicht, so ist damit die Grenze wahrer Kultur schon überschritten. „Die Höhe der Kultur ist," wie Hebbel sagt, „die einzige, zu der viele Schritte hinaufführen und nur ein einziger herunter." Zu unserer Zeit sind Ästhetentum und zum Teil auch der übertriebene Sport treffende Beispiele.

Im engen Zusammenhange damit steht eine andere Erscheinung. Sobald nämlich die Kulturgüter wegen ihrer weiten Verbreitung jedermann zur Verfügung stehen, liegt die Gefahr vor, daß vieles nur äußerlich aufgenommen statt

innerlich entwickelt wird. Hebbel spricht mit Recht von einer gefirnißten Barbarei, die schlimmer sei, als die Barbarei vor aller Kultur, und meint: „Der Wilde, der seinen in die Rinde eines Baumes geschnitzten Götzen für ein unübertreffliches Meisterstück der Kunst hält, steht ästhetisch auf einer weniger bedenklichen Stufe als der Modenarr, der das non plus ultra der Malerei auf seiner Tabakdose mit sich herumzutragen glaubt." Lag der Überkultur ein mißleitetes und oft krankhaftes, immerhin aber ehrliches Streben zugrunde, so offenbaren Unkultur und Banausentum in ihrer Unechtheit und Heuchelei eine sittliche und intellektuelle Schwäche.

Viel harmloser stellt sich demgegenüber jene enge Lebenshaltung dar, bei welcher der Mensch sich in seinen bescheidenen Lebenskreis gewissermaßen einspinnt und die höheren Ziele des Lebens und allgemeinen Bestrebungen der Kultur überhaupt nicht sieht. Solche Menschen können innerhalb ihres Kreises Gutes leisten; da sie aber nicht darüber hinausblicken, so überschätzen sie ihre eigene Bedeutung. Es ist meist Egoismus und Beschränktheit in ihnen; aber in ihrer Beschränkung liegt ihr Glück. Sie gewinnen viel leichter eine Art innerer Harmonie, als tiefangelegte und weitschauende Geister. Daher auch „ihre Zuversicht, ihr Stolz, ihr Hochmut, zugleich aber auch die unschätzbare Fähigkeit, alle ihre Nerven für das nächste Ziel anstrengen zu können". Es sind dies die unproblematischen Naturen, die mit triebmäßiger Sicherheit ihren Lebensweg gehen, allerdings nur solange, als ihr Dasein ohne tiefere Störungen verläuft. Ihre Art läßt sich nicht mit e i n e m Worte bezeichnen, aber wesentliche Züge davon finden wir im typischen Kleinbürger, im Philister und auch im Pedanten wieder. Ihnen allen ist mehr oder weniger die Einengung und Erstarrung des Geistes eigen, die im schärfsten Gegensatz zu der Beweglichkeit des künstlerisch-empfindenden Menschen steht.

So werden wir am Schlusse unserer Darstellung wieder auf die Eigenart der künstlerisch-ästhetischen Auffassung zurückgeführt, und es sei besonders betont, daß, wenn Hebbel sowie andere Dichter und Denker behaupten, der Künstler sei der einzig wahre Mensch, jener erweiterte Begriff des Künstlerischen gemeint ist, der auf eine harmonische Gestaltung des inneren wie des äußeren Lebens zielt und nicht einmal Betätigung oder tiefes Verständnis auf einem bestimmten Gebiete der Kunst voraussetzt. Nur in d e m Sinne also ist dieses Ideal zu verstehen, in dem nicht nur Plato, Spinoza, Kant, sondern auch Männer der Tat, wie etwa Friedrich II. und Bismarck, im Grunde genommen künstlerisch empfindende Menschen waren.

Oswald Brüll:
Hermann Hesse und sein neues Buch.

(„Roßhalde." Roman. Verlag von S. Fischer, Berlin.)

Fast ein Dutzend Bücher — Gedichte, Romane, Novellen*) und Essays — hat Hermann Hesse bisher veröffentlicht, aber trotzdem fällt es schwer, dem umfangreichen Ensemble solche charakteristische Züge zu entnehmen, welche uns die Persönlichkeit des Schöpfers unzweideutig begrenzten. Und ist es doch gerade bedeutungsvoll, wie die geistige Biographie eines Dichters von der Mitwelt erfaßt wird; denn dieser offenbart sie sich lediglich durch das Medium des Werkes, und dem Werk allein ja sind wir verpflichtet, das Werk allein macht den Meister unsterblich und nicht der Kommentar. Der Kommentar ist die Zutat der Nachwelt, hundertfach erschlichenes Material, das, jenseits des Kunstwerkes hergeholt, dessen ursprüngliche Konturen verschüttet. Die Nachwelt setzt das Werk in Relation zu des Künstlers Person; die keuschere Mitwelt betrachtet das Werk als ein Wesen für sich und forscht beziehungslos nach der Seele desselben: nach des Künstlers Persönlichkeit. Es leuchtet ein, daß die Mitwelt gegenüber der Nachwelt den Vorzug einer betont ästhetischen Betrachtungsweise hat.

Warum entgleitet Hermann Hesses Persönlichkeit aufs erste der kritischen Fixierung?

Wir begegnen bei den meisten unserer bedeutenden Autoren irgend einer positiv (wenn auch nur symbolisch) geäußerten, vorwaltenden Idee — ob sie nun vorgefaßt, erlebt oder erlesen ist —, die gleichsam vom Gefüge ihres Schaffens den sichtbaren Kitt vorstellt. Es muß nicht eben eine komplexe, philosophisch durchgebildete Weltanschauung sein, an welcher diese Autoren uns kenntlich werden und auch kenntlich würden, wenn sie nicht Autoren, sondern schlechtweg Menschen unseresgleichen wären — nein, es genügt der Bruchteil einer Weltanschauung, irgend eine Formel, die sie zum Maß obschon nicht aller, so doch vieler Dinge machen, es genügt das offenbare Übergewicht ihres Interesses an bestimmten Lebenssegmenten; also beispielsweise die Vorliebe für die Abwandlung religiöser oder sozialer oder erotischer oder politischer Probleme, für Probleme, die beschlossen sind in der Kontrastierung von Schein und Sein, Kultur und Natur, Kunst und Leben, u. s. w. Alle diese Autoren zwingen, liebend oder hassend, ihrer erzählten Welt (und der Welt überhaupt)

---

*) Über das belletristische Schaffen Hesses sei folgende Übersicht geboten: Hermann Lauscher, 1901 und 1908. — Gedichte, 1902. — Peter Camenzind, 1904. — Unterm Rad, 1905. — Diesseits, 1907. — Nachbarn, 1909. — Gertrud, 1910. — Umwege, 1912. — Roßhalde, 1914.

ihre Individualität als Form auf. Selbst wenn sie Vorwürfe ergreifen die ihre Parteinahme nicht herauszufordern scheinen, wird der subtile Genießer stets den Hauch der Subjektivität spüren.

Mit Hermann Hesse aber steht es so, daß für ihn gerade die Abwesenheit einer gewollten und um jeden Preis gewollten ideologischen Gebundenheit bezeichnend ist. Das Leben vorurteilslos leben, allseitig leben, ohne sich vorweg bloß auf ein Segment, ein vielleicht unglücklich gewähltes, einzuschwören — das ist die oberste Maxime Hermann Hesses. Wie man sieht: ebenfalls eine Maxime; aber eine so weit und gewissermaßen negativ gefaßte, daß man darüber leicht vergißt, daß sie immerhin eine ist.

Dieser kurz beschriebene Leitgedanke von Hermann Hesses Persönlichkeit soll nun auf Ursprung und Wirkung überprüft werden.

Er entspringt dem eminenten Naturgefühl des Dichters. Naturgefühl ist indessen nur jenem Menschen möglich, der passiven Verhaltens fähig ist, der selbstlosen Hingabe an das Außen; die Poren seiner Sinne dürfen nicht durch einen einwärts gewendeten Konzentrationsakt verschlossen sein, sie müssen ein sanftes Einströmen der Welt, ein sanftes Ausströmen des Ichs gestatten ... Solcher Art — meint der Dichter — möge auch sonst der Mensch den Reichtum des Alls in sich aufnehmen; ohne Zwang wie sein Verhältnis zur Natur sei seine Begegnung mit den Menschen; ohne Zwang („ohne Zwangsvorstellung" ist noch deutlicher) freue er sich auch an den geistigen Schätzen, die allerorts ausgestreut liegen, entfalte sich ihm sein eigen geistig Teil ... Bedarf es so vieler Worte, um das naturbeseelte Evangelium auszusprechen, das Hermann Hesse mit einem Großen der Geschichte, mit Franz von Assisi*), gemeinsam hat? Nein, bloß eines einzigen. Liebe, Natur- und Menschenliebe, heißt dieses Evangelium.

Wie der Dichter zu ihm gelangte — wie ein jeglicher zu ihm gelangen kann —, ist in seinem Roman „Peter Camenzind" erzählt. Was Peter Camenzind wünschte: „den heutigen Menschen das großzügige, stumme Leben der Natur nahe zu bringen und lieb zu machen" und ihnen „ein Führer und Lehrer der Liebe zu sein", hat sich in seinem Schöpfer erfüllt.

Die heutigen Menschen haben „Peter Camenzind" großen Ruhm bereitet. Denn ihnen, die so weit von der Natur abgekommen sind, so sehr verkünstelt und losgerissen vom Allgefühl, die der Einseitigkeit frönen und willensverzückt oder blindäugig über sich selbst hinausstreben — ihnen klang die Weise des „Peter Camenzind" lieblich ins Gemüt; sie fühlten sich angenehm abgespannt und doch nicht entkräftet; sie wähnten sich um ein Erlebnis bereichert, das geeignet

*) Ihm hat Hesse in der von Paul Remer herausgegebenen Bücherreihe „Die Dichtung" eine herzliche Monographie gewidmet. — Ebenda „Boccaccio" (1904).

schien, fürderhin viel Wirrsal der inneren und äußeren Welt zu glätten oder vollends zu lösen. Und wenn auch die heütigen Menschen im ganzen und großen nach dem Erscheinen der sechzigsten Auflage von „Peter Camenzind" nicht anders lebten als vor der ersten — so sind wir nun einmal heute: skeptisch und gefühlsverstockt (die Zeit der Religionsstifter ist vorüber) —, allen war dennoch von diesem gütigen Buch ein Quentchen Menschlichkeit zugewachsen, etwas Unverlierbares. Der Dichter des „Peter Camenzind" hatte sich eine große Freundesgemeinde geworben.

Aber diese Freundesgemeinde ist in den letzten Jahren von ihrem Mittelpunkt in Unzufriedenheit abgerückt. Unzufriedenheit drückte zumindest die verbündete Presse aus. Man hörte vornehmlich dies: Hesse ist verbauert; Hesse ist nicht mehr der alte ... Nun ja; Daniel Spitzer, der Wiener Spaziergänger, von dem einst so viel feuilletonistischer Glanz ausging, hat bemerkt: wenn man von jemandem sagt, er ist nicht mehr der alte, so meint man damit, er ist nicht mehr der junge. Diese lustige oder eigentlich traurige Wahrheit auch hinsichtlich unseres Dichters zugestehend, vermesse ich mich trotzdem der Behauptung, daß Hermann Hesse seiner im „Camenzind" manifestierten Grundmeinung treu geblieben ist bis auf den heutigen Tag und billiger Weise nicht gescholten werden dürfte, wofür er ehedem erhoben wurde.

Hesse ist sich treu geblieben schon im gedanklichen Gehalt seiner folgenden Bücher — die Sammlung „Diesseits" ausgenommen, deren Konzeption mit großer Wahrscheinlichkeit vor „Peter Camenzind" angesetzt werden darf (weil in dem Roman eine geistige Entwicklung abgeklärt ist, welche jene Novellen noch in Gärung zeigen). Auch die folgenden Bücher illustrieren die nämliche Lebensanschauung und zwar a contrario; wie man gegen sie sündigen kann, sei es durch fremde oder eigene Schuld. Durch fremde: siehe Hans Giebenrath aus „Unterm Rad". Durch eigene: siehe die Schicksale, von welchen die Bände „Nachbarn" und „Umwege" Kunde geben.

Und auch in der konkreten Stoffwahl hat Hermann Hesse sich Treue gehalten. Denn er hat — zumeist — die kleinen Angelegenheiten kleiner Leute vorgeführt; — und schließt nicht sein pantheïstisches Evangelium das Gebot in sich, das Kleinste als lebendigen Teil des göttlichen Ganzen zu achten und zu lieben?

Nicht Inkonsequenz, nicht Entartung, nicht „Verbauerung" darf mithin Hermann Hesse vorgeworfen werden. Eine andere Frage ist, ob er genug künstlerisches Vermögen besitzt, um seinem Evangelium allseitig dichterischen Ausdruck zu leihen, um seine unzweifelhafte Konsequenz der Idee durch die Tat wahrzumachen.

Auf diese — entscheidende — Frage kann bloß ein bedauerndes Nein antworten.

Nein. So gewiß der Gemeinplatz der Kunstlehre richtig ist, daß die Größe eines Kunstwerkes nicht von jener des Sujets abhängt, daß ein gut gemaltes Stilleben wertvoller sei als eine schlecht gemalte Madonna, so gewiß steht fest, daß nur die großen Gestalter, welche jedweden Stoff zu adeln fähig sind, diesem Gemeinplatz vertrauen dürfen. Hermann Hesse ist keiner unserer großen Gestalter. Seine künstlerische Stärke ruht durchaus im Lyrischen, in der Stimmungsmalerei; von der Wesenheit Gottfried Kellers, mit dem er so oft pauschal verglichen wird, ist ihm dies allein vererbt. Viel eher — und Hesse selbst ging uns mit solcher Konstatierung voran — mag man ihn einen Wahlverwandten Ludwig Tiecks, der Romantiker überhaupt nennen, bei welchen ja auch Naturgefühl, Lyrismus und geringes Vermögen künstlerischer Verdichtung ichfremden Seins kausal verknüpft sind.

Und darum tut Hermann Hesse übel daran, wenn er kargen Stoff ergreift. Er tut gut daran, wenn er sich schon in der Stoffwahl Wirkung sichert, wenn er das Problematische sich nicht vom Leib hält, sondern bevorzugt, wenn er das Schöne im Schönen und nicht im Unschönen sucht. Darum gefiel sein Musikerroman „Gertrud", wie sein Dichterroman „Peter Camenzind" gefallen hat und sein Malerroman „Roßhalde", das jüngste Opus, gefallen wird. Darum ist der Novellenzyklus „Diesseits" mit den wundervollen Mittelstücken „Die Marmorsäge" und „Heumond", die duftschwer sind von Schönheit, Jugend und Sehnsucht, das Köstlichste, das Hermann Hesse uns bis nun schenkte, der dauerndste Titel seines Erzählerruhms — gleichwie der wundervolle Epilog desselben Buches uns als die Krone von Hesses Liederdichtung dünkt:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
kein Baum sieht den andern,
jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
als noch mein Leben licht war;
nun, da der Nebel fällt,
ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
der nicht das Dunkel kennt,
das unentrinnbar und leise
von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
jeder ist allein.

. . . Wohl haben äußerlich die Novellen aus „Diesseits" schon objektive Form, wie es dann in den Bänden „Nachbarn" und „Umwege" durchaus der Fall; wie sehr schien aber hier noch fremdes Schicksal als eigenes erlebt, des Dichters Ich im „Man" enthalten! Hier sprach zum letzten Male „Hermann Lauscher" zu uns.

Hermann Lauscher! Möglich, daß dieser mit weniger Recht als nachmals, da er Peter Camenzind hieß, der Welt ein „Homo sum!" hätte entgegenrufen dürfen; mit wieviel mehr Recht jedoch ein „Poëta sum"! Der rügte

in seinem Tagebuch 1900 Tolstois „Mangel an Freude"; denn er selbst war noch völlig den Entzückungen des Spieltriebes hingegeben, er wünschte: „Meine ganze schwerblütige Art aufzulösen und als schmucke Seifenblase ins Blaue zu blasen!" Der war noch Schöngeist — im guten Sinne des Wortes —: „Ich weiß nun, daß meine Religion kein Aberglaube ist, daß es sich lohnt, alle körperlichen und geistigen Dinge nur in ihren Beziehungen zur Schönheit zu betrachten, und daß diese Religion Erhebungen schenken kann, die an Reinheit und Seligkeit denen der Märtyrer und Heiligen nicht nachstehen."

So dachte und schrieb Hermann Lauscher, und er war, will uns bedünken, der künstlerischen Mission näher als Peter Camenzind. Denn dessen Auffassung von der Natur als einer (obschon gütigen) Allmacht, der sich Menschenkunst demütig und Frieden suchend unterwerfen soll, ist in ihrer letzten Konsequenz unkünstlerisch, mehr als das: die Verneinung der Kunst.

Das Wesen der Kunst nämlich ist Schein, ist des Menschen Befreiung von der Natur, ist sein Triumph über diese, der Triumph der Form über die Materie. Das hat ausgesprochen, der für den künstlerischen Trieb des Menschen den Namen „Spieltrieb" erfand; der in ewig herrlichem Geistesflug Naturbedrücktheit überwand und jauchzend rief: Freude, schöner Götterfunken!..

Im Schaffen Hermann Hesses, der nicht mehr Hermann Lauscher ist, wird man den schönen Schein vergeblich suchen; schmucklose Sachlichkeit drückt uns dort nieder, wenn anders nicht — wie im „Peter Camenzind" — wir aus ihr einen anmutigeren, beflügelteren Gedanken zu destillieren wissen. Sie hängt sich zentnerschwer auch dann an den Dichter, wenn er fast wider Willen sich höher emporschwingen möchte. So zieht es fast alle seine Geschöpfe, von deren Entwicklungsgang wir Zeugen sind, nach kurzem ideellen oder sozialen Aufschwung in die Tiefe, jegliches höhere Streben fällt von ihnen ab wie ein trügerisches Gaukelkleid. „Kleider machen Leute" — auch Gottfried Keller hat diese ironische Lebensweisheit mit einer gewissen lehrhaften Absicht an seinem hochhinauswollenden Seldwyler Völkchen bekräftigt. Aber er gelangt in seiner Erzählung zu einem Punkt, wo der Spieltrieb alle Wirklichkeitsskrupeln besiegt und die Ironie nurmehr matt durchschimmert: „Es war ein wahrhaft schönes Bild, das seine Berechtigung ganz allein in sich selbst zu tragen schien." Hier übt der Meister von Zürich — ein bißchen verschämt — Andacht vor dem Altar der Form, der Form als Selbstzweck.

Von selbstzweckhafter Form, von einer Ausnahmestellung der Schönheit muß der Dichter des „Peter Camenzind" gering denken — nach allem, was wir von ihm gehört haben. Der adäquate Stil für seine Anschauungsweise des Lebens, welche die Empfänglichkeit der Sinne über die Selbsttätigkeit des Geistes stellt, wäre eigentlich ein konsequenter Impressionismus, die Absage an formale Geschlossenheit und somit lyrische Auflösung. Wenn trotzdem Hermann Hesse den besten Stilisten unserer Literatur beizuzählen ist, so hat

man darin weniger die Äußerung geflissentlichen Bemühens als seiner Herkunft aus dem sprachgewaltigsten Gebiet Deutschlands zu erblicken. (Er ist 1877 zu Calw in Württemberg geboren.) Freilich zieht die Natürlichkeit seiner Prosa des öfteren mit dem Vorzug der Kraft den Nachteil der Roheit nach sich.

Wie er gegen bessere Einsicht ein bedeutender Formkünstler ist, mag Hermann Hesse auch wider Willen berühmt geworden sein. Schließt sein Dogma von der Größe der Natur und von der Hörigkeit aller Menschenkunst denn nicht in sich, daß wir klein und nebensächlich sind, daß es auf uns und auf Wohlergehen, Ruhm und solche Kinderwünsche garnicht ankommt? — Die Kunst (wie jeder große Gedanke) ist nicht da, den Wunsch des einzelnen nach Ruhm und Glück zu erfüllen, sie braucht und verschlingt Glückliche und Unglückliche, Berühmte und Namenlose und lebt und wächst auf deren Kosten. Aber das macht das Leben wert, daß es in Glück oder Leid am Ende in einen Strom mündet, den es speisen hilft, der es unsterblich macht . . .

Das Recht des Individuums hat innerhalb dieser Lebensphilosophie, die aus Hermann Hesses letzten Büchern herausklang — im Grunde mit dem Refrain: Menschen, Menschen sind wir alle —, keinen Platz. Umso bemerkenswerter erscheint uns die Problemstellung seines neuesten Werkes; umso freudiger begrüßen wir seinen neuen Roman „Roßhalde". Denn er ist die poetische Bejahung jenes fraglichen Rechtes auf Persönlichkeit.

Roßhalde heißt das Landgut, auf welchem der angesehene Maler Johann Veraguth mit seiner Familie lebt. Mit ihr und doch getrennt von ihr. Die Gatten sind einander im Laufe der Zeit entfremdet, ohne daß einer von ihnen daran eigentlich Schuld trüge. Adèle ist nicht so geartet, einen Künstler dauernd befriedigen zu können. Der ältere Sohn Albert, nunmehr schon in den Jünglingsjahren, hat durch sein zorniges Gemüt, das leidenschaftlich für die Mutter Partei ergriff, die Gegensätzlichkeit der Eltern noch verschärft. Sein jüngerer Bruder, der siebenjährige Pierre, ein Kind von großer Anmut des Geistes und Leibes, soll erst schlüssig werden, welchem der beiden Eltern er anhangen soll, die beide bereit sind zum Kampfe um ihn, die eifersüchtig um ihn werben. Den kleinen Pierre friert es in dem Hause, darin das abgewandte Antlitz der Liebe der Haß ist. Und den Vater friert es nicht minder. Unbeschadet seiner künstlerischen Tüchtigkeit ist er in so trostloser Ehe verknöchert, längst ist in ihm die Kraft des Willens erloschen, dem allen ein Ende zu machen, die Fesseln der Gewohnheit zu zerreißen. Da kommt ein alter Freund auf Besuch nach Roßhalde — von Indien herüber, wo er seit langem heimisch geworden. Seine Schilderungen der tropischen Welt entzünden Veraguth, fachen mächtig dessen erkaltetes Lebensgefühl an. Endlich fühlt dieser sich Mannes genug, glatten Tisch zu machen. Er wird Roßhalde verlassen, für immer, er wird seinem alten Freund nach Indien folgen. Aber Pierre, was ist mit dem kleinen Pierre? Der wird der Selbstbefreiung seines

Vaters kein Hindernis entgegensetzen. Er stirbt an einer Gehirnhautentzündung. Gleich nach dem Begräbnis reist Johann Veraguth ab, von Adèle und Albert ohne Bitterkeit scheidend, in der tiefen Erschütterung gleichwohl stark. Das Schicksal fügte es, daß er nichts aus seinem bisherigen kargen Leben hinüberretten sollte in sein neues, auch das Liebste nicht; doch gleichwohl wird sein neues Leben in Wahrheit ein neues sein, freudig und ichbewußt.

Wenn wir uns selbst erschüttert fühlen, da wir Hermann Hesses neues Buch aus der Hand legen — das erste von ihm, das nicht in Resignation ausgeht —, so ist dies um des kleinen Pierre willen. Er ist das lieblichste unter allen Geschöpfen des Dichters, die wir kennen, und überdies das künstlerisch lebensvollste. Überhaupt hat Hesse noch nie zuvor so trefflich zu charakterisieren verstanden wie in „Roßhalde" . . . Sinnen wir nach, wo und wann in der Literatur uns mit ähnlicher gütiger Meisterschaft die Psyche eines zarten Spielkindes enthüllt worden wäre, so fällt uns einzig und allein Hanno Buddenbrook ein; insonderheit werden wir dann seiner erinnert, wenn wir die außerordentlich exakte und rührende Schilderung von Pierres Krankheit und Tod lesen: da können wir getrost einen Vergleich mit jenem berühmten Kapitel aus Thomas Manns monumentalem Familienroman wagen, das anhebt: „Mit dem Typhus ist es folgendermaßen bestellt" . . . Beiläufig bemerkt, kann nichts für das künstlerische Profil Hermann Hesses eine bessere Folie abgeben als eine korrespondierende Betrachtung von Thomas Manns Persönlichkeit. Stück für Stück sind sie Antipoden, der rustikale Schwabe und der lübische Patriziersohn, gleich nur in ihrer Bedeutung als künstlerische Individualitäten, obschon, klassifiziert, nicht von gleicher Bedeutung.

Auch Johann und Albert Veraguth sind, wie schon vorweggenommen, sehr fein gezeichnet, Charaktere von typischer Geltung, und doch ist es zum ersten Mal, daß wir ihnen in einer Dichtung begegnen; nur die Figur der Adèle wünschte man sich prägnanter ausgeführt. In der Komposition des Ganzen ist ein künstlerischer Takt zu spüren, den der Hermann Hesse der letzten Jahre oft genug vermissen ließ. So gelange ich mit aufrichtiger Freude zu dem Ergebnis, daß unser Dichter mit „Roßhalde" sein Bestes seit „Diesseits" gegeben hat.

Darf man zu guter Letzt einen Ausblick wagen? Den kleinen Pierre hat ein Dichter beseelt, der die Schönheit liebt — wieder liebt. Den Maler Johann Veraguth führt ein Mensch den Weg ins Freie, der vielleicht selbst aus allzu passivischer Weltanschauung herausgefunden hat. Vielleicht . . ., Hermann Hesse ist ja mittlerweile seinem Romanhelden nach Indien gefolgt (oder vorausgeeilt — und ein stimmungsreiches Tagebuch von dieser Reise ist uns bereits bekannt geworden). Vielleicht hat eine üppigere Natur vermocht, die spröden Konturen seiner geistigen Physiognomie, welche den ernsten Zügen seines heimatlichen Hochlandes nachgezogen scheinen, mit farbigem

Leben zu erfüllen. Vielleicht aber bedeutet Farbe nicht viel weniger als Freude und farbiges Leben soviel als Kunst — jene Kunst, die Schiller meinte. Und vielleicht ist Hermann Hesse als Hermann Lauscher wiedergekehrt, über Indien zurück in seine Jugend.

Dr. Felix Freudenthal: Alt-Heidelberg vor 40 Jahren.

Im Jahre der Zentenarfeiern wirft gar mancher Graukopf einen Blick in die Vergangenheit, und sind es auch nicht grade hundert Jahre, auf die er zurückblickt, so ist es sicherlich jenes Dezennium um 1870 herum, welches sich unvergeßlich seinem Gedächtnis eingeprägt hat. Gehört doch mal zum Köstlichsten im Menschenleben die Erinnerung an gewaltige Ereignisse und monumentale Gestalten, deren Zeitgenossen und leibhaftige Bewunderer gewesen zu sein nur wenigen Generationen vergönnt ist. —

Und wem das Schicksal sich besonders hold erwiesen, wem es gestattete, nicht lange nach unseren märchenhaften Siegen, als junger Musensohn eine Reihe von sonnigen Tagen an der poesieumkleideten Hochschule der Zähringer zu durchkosten, dem wird das von Minnesängern und Bühnenschriftstellern, von Dichtern und Malern so oft gefeierte Heidelberg ein unerschöpflicher Born kristallheller Jugendbilder bleiben. Wie eine echte Perlenschnur gewinnt dieses vielgepriesene Schmuck- und Schaustück der badischen Krone von Jahr zu Jahr an glanzvollem Reiz und unschätzbarem Wert; nur in traumhaftem Zagen versetzt sich der gealterte Philister noch einmal in jene Zeit, wo er mit lockigem Haar und elastischem Schritt der alma mater zueilte, die unter dem Zepter des Schwiegersohns des ersten deutschen Kaisers eine stattliche Reihe leuchtender Sterne an ihrem wissenschaftlichen Himmel vereinigte. Es war kein leichter Entschluß, als mein um seinen filius immer ängstlich besorgter Vater sich im Vorfrühling 1873 endlich damit einverstanden erklärte, den Abiturienten des Werderschen Gymnasiums in die trinkfeste Stadt des Herrn von Rodenstein zu senden, sollte es doch das erste Mal sein, daß ich auf längere Zeit aus der elterlichen Oberaufsicht entlassen wurde. Wer konnte wissen, auf welche dunkeln Abwege und in wessen zweifelhafte Hände der bisher streng bewachte und mit Taschengeld nicht allzu reich ausgestattete neubackene Studiosus geraten würde. Dazu kam, daß damals eine Eisenbahnfahrt von Berlin nach den Landen jenseits des Main eine ganz ansehnliche Reise bedeutete und daß die süddeutsche Geldwährung mit ihren Gulden und Kreuzern, sowie das ewige Umrechnen unserer braven preußischen Taler, Silbergroschen und Pfennige für einen sparsamen Familienvater manches Abschreckende hatte. Die Berliner von 1870 waren noch nicht

die Weltbürger von heute; sie litten, trotz aller Anläufe zur großzügigen Weiterentwicklung, an stark-ökonomischer Behaglichkeit und jener beschaulichen Solidität, die sich von fremden und kostspieligen Dingen nur ungern stören läßt. Was nicht aus Berlin war, galt in den Augen der damaligen Spreeathener von vorneherein nicht für voll, und selbst die Bewohner der nächsten Vororte, wie Schöneberg, Charlottenburg und Rixdorf, wurden mit mehr oder weniger guten Witzen als Bauern oder Kleinbürger verspottet. Den Süddeutschen begegnete man mit einem gewissen Mißtrauen; sie wurden für leichtlebige, teilweise sogar leichtsinnige Brüder gehalten, deren Universitäten nicht dem Lerneifer und Ernste des norddeutschen Charakters entsprächen. Selbstredend eine recht schiefe Beurteilung, die aber damals in vielen Berliner Kreisen als maßgebend galt. Schon darum war es meinem Vater eine große Beruhigung, als sich unter meinen früheren Mitschülern ein junger, als Primus omnium abgegangener Compenäler fand, der gleichfalls sein juristisches Wissen aus der Ruperto-Carolina schöpfen wollte. Wir verständigten uns schnell darüber, zunächst für das Sommerhalbjahr eine gemeinsame Bude zu mieten, und nach kurzem Briefwechsel konnten wir noch von Berlin aus ein anscheinend geräumiges und hübsches Quartier, sogar mit Pianino, in einem am Kornmarkt gelegenen zweistöckigen Hause unser eigen nennen.

Mit vielen guten Lehren und Ermahnungen neben der üblichen Studentenausstattung versehen, dampfte ich endlich gen Süden ab, nicht ohne daß ein längeres väterliches Schreiben meine bevorstehende Ankunft der Wirtin, einer betagten Witwe Guttenstein, übrigens Mutter einer der ersten Blüte bereits lange entwachsenen filia hospitalis, feierlichst angezeigt hätte. Voller Neugierde rückte ich nach etwa fünfzehnstündiger, recht ermüdender Fahrt in den damals noch sehr engbrüstigen, von einigen trüben Gaslaternen armselig erleuchteten Bahnhof der heißersehnten Musenstadt ein. Mein Gepäck konnte ich erst am nächsten Morgen erhalten, und so eilte ich denn mit kleiner Handtasche und großem Glücksgefühl, eine Perronsperre kannte man noch nicht, schnurstracks die Hauptstraße mich entlang fragend, auf das Haus zu, in dem sich meine stark zusammengeschüttelten Knochen von der endlosen Reise auszuruhen hofften. Eine Klingel, oder wie es dort heißt, eine Schelle befand sich zwar an dem verschlossenen Eingang, doch diente sie entweder nur Dekorationszwecken, oder sie war so stark invalide, daß sie trotz aller Anstrengung keinen Ton von sich gab. Selbst mein gewiß nicht leises Klopfen wurde nicht gehört. Die Familie schien ausgestorben, und so war guter Rat teuer. Der nächstliegende Gedanke, ein Hotel aufzusuchen, fuhr mir wohl durch den Kopf, doch die Nacht war so lau und lenzesschön, der Mond so leuchtend und einladend, daß ich beschloß, noch ein paar Stunden im Freien zuzubringen und dann von neuem zu versuchen, das Dornröschenhaus zu wecken. Die Müdigkeit war plötzlich verschwunden, und die ganze Situation fing an mir wirklich Spaß zu machen. Ich bummelte also über den Marktplatz durch eine enge Gasse hinunter zu der berühmten alten Carl-Theodor-Brücke, erfreute mich, hoch über dem schnell dahinflutenden Neckar stehend, an den

im Sternenschimmer doppelt romantisch daliegenden Schloßruinen und faßte dann die Kateridee, diesen selbst in der Geisterstunde einen Besuch abzustatten. Irgend ein Wächter zeigte mir bereitwilligst den Burgaufgang, und ohne Zögern trat ich die ungewöhnliche Promenade durch einsam daliegende Laubgänge und uralte Baumreihen in die Höhe an. Die Hoffnung, irgend einem Gespenst der feucht-fröhlichen Pfalzgrafen oder ihrer Lehnsmänner in rasselnden Ketten und rostigem Harnisch zu begegnen, erfüllte sich leider nicht, dagegen trug ich einen ganz modernen Schnupfen davon, den mir die dort oben schlummernden hochfürstlichen Herren für diese nächtliche Ruhestörung wahrscheinlich zudiktierten. Damals gab es weder ein Schloßhotel noch eine obere Villenkolonie, keine Bergbahn, kein Restaurant, keine „Elektrische" erinnerte an die geräuschvolle Gegenwart; Verehrer des Mittelalters und phantasiereiche Schwärmer kamen demnach in weitem Umkreise der Burg noch voll auf die Kosten. Sobald die rosenfingerige Eos der Erde ihren ersten Gruß entbot, spazierte ich hinunter, nahm dann zum Erstaunen der verschlafenen Kellnerin im Café Wachter den Morgenimbiß und versuchte, nunmehr mit besserem Erfolg, Zutritt zu meinem Logis zu erlangen. Unsere braven Wirtsleute waren fast sprachlos, als ich ihnen meine nächtlichen Erlebnisse erzählte. Sie versicherten hoch und teuer, keine Mitteilung von meinem Eintreffen erhalten zu haben, und daß sie nicht flunkerten, bewies der Postbote, der erst einige Stunden später den fraglichen Brief überbrachte. Durch irgend ein Versehen war er unterwegs liegen geblieben; demnach stand Familie Guttenstein einschließlich Bedienung bis auf den allzu gesunden Schlaf und die berufsunfähige Schelle glänzend gerechtfertigt da. Mein Studienkollege, der einige Tage nach mir anlangte, und dem ich die Geschichte brühwarm erzählte, wollte sie nicht recht glauben, er meinte, ich hätte gewiß nur geträumt. Kaum waren 24 Stunden nach meinem Eintreffen vergangen, als auch schon einige Abgesandte farbentragender Verbindungen ihre Karten bei mir abgaben, um mich für ihre Korporationen, wie ja der Kunstausdruck lautet, zu „keilen". Ich leugne gar nicht, daß ich große Lust verspürte, den an mich herantretenden Lockungen zu folgen; das forsche Auftreten, die koketten Mützen und bunten Bänder, die martialischen Schmisse und das joviale, liebenswürdige Wesen der gewandten Werber hätten mich sehr bald gefügig gemacht. Allein ich hielt es für geraten, die Sache mit meinem Freunde zu beraten und von dessen Entscheidung auch die meinige abhängig zu machen; wäre es doch wenig erquicklich gewesen, wenn von den Bewohnern der gleichen Bude der eine dieser, der andere jener Couleur angehörte. Als der sehr verständige junge Herr sich aber gegen alles Einspringen aussprach und die Freiheit der „Wilden" in lebhaften Farben pries, lehnte ich es gleichfalls ab, mich einer Burschenschaft oder einem Korps anzuschließen. Die goldene Ungebundenheit besaß schließlich doch höheren Wert als die Eitelkeit, durch Schmisse und farbige Abzeichen zu glänzen. Im Auditorium und in den zahlreichen Kneipen lernten wir bald eine Menge junger Leute kennen und machten mit denen, die uns am besten paßten, sehr vergnügte Ausflüge in die landschaftlich und kultur=

historisch so genußreiche Umgebung des Städtchens. Denn eine richtig gehende Mittelstadt war Heidelberg trotz aller Berühmtheit und stolzer Vergangenheit vor vierzig Jahren wirklich kaum zu nennen. Die Baulichkeiten, in denen etwa 20 000 Einwohner ihr harmlos-fröhliches Dasein führten, waren recht klein, eng und wenig ansehnlich; die Hauptrolle spielten wohl noch mehr wie heutzutage die Studenten, denen sich, damals freilich als pikante Neuheit, einige weibliche Kommilitonen, fast ausschließlich Russinnen und Polinnen, anschlossen. Die Universität, nach Prag und Wien die älteste Deutschlands, erfreute sich bekanntlich anfangs der siebziger Jahre eines wohlverdienten europäischen Rufes, hat doch nur selten die Welt eine so große Anzahl hervorragender Forscher und Lehrer an gleichem Orte und zu gleicher Zeit vereinigt gesehen. In der Jurisprudenz stand der große Pandektist Bernhard Windscheid an der Spitze, dessen Vortrag — er sprach, unterstützt von wirksamen Gesten und Posen, wie ein klassischer Redner des alten Rom in kurzen gedankenreichen Sätzen — seine Jünger mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte. Neben ihm Renaud, ein bedeutender Wechsel- und Handelsrechtsprofessor, der bei offenen Fenstern so laut dozierte, daß seine Studenten es mitunter vorzogen, in einem gegenüberliegenden Bierlokal statt im Hörsaal den Vortrag niederzuschreiben. Männer wie Bunsen und Kirchhoff, die berühmten Entdecker der Spektralanalyse, der große Mathematiker Königsberger, noch heute eine Zierde der Hochschule — sein unsterblicher Freund Helmholtz war kurz vorher von Heidelberg nach Berlin berufen —, der geniale, leider schon damals schwerhörige Treitschke, dessen eigenartige, leidenschaftlich patriotische Sprache jugendliche wie greise Hörer in einen Taumel der Begeisterung versetzte, der bekannte Musikschriftsteller und Komponistenforscher Dr Nohl, der hochangesehene Staatsrechtlehrer Bluntschli und manche andere klangvollen Namen lockten die studierende Jugend aller Länder zur Ruperto-Carolina. Die Literaturschwärmer kamen bei Cuno Fischer auf ihre Rechnung, dessen Kolleg über Goethes Faust immer am meisten besucht wurde, was dem kleinen beweglichen, später zur Exzellenz avancierten Herrn, der nicht nur im Alter an übertriebener Eitelkeit und Selbstliebe litt, ungemein schmeichelte. Also eine illustre Gesellschaft von Hochschullehrern, die der, ohne Rücksicht auf die Kosten, nur um die allerhervorragendsten Kräfte bemühten badischen Staatsregierung alle Ehre machte. Für die Studierenden galt es leider noch als Zeichen ernster Pflichterfüllung, wenn sie der Vorlesung recht wacker mit der Feder folgten und ein stattliches Kollegienheft in größter Buchstabentreue lückenlos zusammenschrieben. Ich weiß nicht, ob die heutige Methode, insbesondere für Juristen, die gleiche ist. Jedenfalls war sie eine verkehrte. Denn diese Art Wettschreiben ging schließlich in eine rein mechanische Tätigkeit über und war wohl imstande, gewandte Kanzlisten, nur nicht tüchtige selbstdenkende Persönlichkeiten heranzubilden. Vorträge an der Hand guter Lehrbücher mit packenden Beispielen aus dem Leben, verbunden mit seminaristischen Übungen und interessanten Aufgaben, hätten uns zehnmal mehr genützt als die graue Theorie und dickleibige Manuskripte, die doch sehr bald

beiseite gelegt wurden und verstaubt und verkramt höchstens vor dem Examen noch einmal das Tageslicht erblickten. Heidelberg eignete sich auch weniger für ernste Studien als für genußreiche Ausflüge, namentlich in den ersten Semestern.

Selbstverständlich war das noch in Trümmern riesengroß erscheinende Schloß, dessen reiche Ornamentik und feine Gliederung selbst die Bewunderung der einfachsten Besucher erregt, und die sich anschließenden Parkanlagen unser bevorzugter Treff- und Erholungspunkt; indessen auch die weitere Umgebung wie die Molkenkur, der Königsstuhl, Stadtwald, Schlierbach, Neckargmünd und Neckarsteinach, das idyllisch gelegene Wolfsbrunn, bekannt wegen seiner schmackhaften Forellen, haben uns marsch- und sangeslustige Studiengenossen oft genug gesehen. Der jenseits des Flusses gelegene, an seinem Ufer sich hinziehende, leider sehr sonnige Philosophenweg führte uns in ein niedlich gelegenes, kleines Wirtshaus, wo noch niedlichere kleine Wirtstöchter delikate dicke Milch mit Zimt und Zucker als Labung bei der mitunter tropisch glühenden Hitze präsentierten. Daß wir dabei der badischen Weine, meistens des Markgräflers und des roten Affenthalers, nicht vergaßen und für deutschen Sekt eine unglückliche, aber unbesiegbare Liebe besaßen, bezeugte der häufige Besuch der alten Mutter Felix in Handschuhsheim, deren Gedächtnis weit über 100 Semester umfaßte. Ebenso berühmt wie ihre Bowle, war ihre Sammlung von Photographien anhänglicher Studierender, die der trefflichen, geradezu klassisch angehauchten Matrone eine stolze Bildergalerie aller vier Fakultäten gestiftet hatten. Korps und Burschenschaften lagen auch damals hergebrachtermaßen in grimmer Fehde, und gepaukt wurde in der Hirschgasse nicht weniger wie in unseren Tagen. Als ganz besondere feine Couleur galten von jeher die Saxoborussen, und wer den Vorzug hatte, von ihnen aufgenommen zu werden, mußte schon besonders gut empfohlen sein und über einen recht starken Wechsel verfügen: Es war eine Art Ahnenprobe, der sich die Kandidaten zu unterziehen hatten und die gar etlichen Bewerbern bittere Enttäuschung bereitete. Im Neckar, dessen graubraune, schnell dahinjagende Fluten nicht ganz mit den Lobpreisungen seiner poetischen Verehrer in Einklang standen, wurde fleißig gebadet und geschwommen. Das kühlende Wasser zeigte sich oft recht erforderlich, denn gar manches Professorentöchterlein hatte von den leicht entzündbaren Herzen der Kommilitonen Besitz genommen, meistens in ebenso echter wie aussichtsloser Liebe, waren doch die verliebten jungen Leute schon pekuniär nicht in der Lage, eine Familie zu gründen. Man vertröstete sich gegenseitig auf spätere bessere Zeiten, und vielleicht ist auch hin und wieder aus einem Heidelberger Herzensbund ein regelrechtes Ehebündnis zustande gekommen. Im allgemeinen sind die angeschmachteten Blauäuglein viel eher Großmütter geworden, als ihre Anbeter Väter, unsichere Kantonisten, die gewöhnlich beim Universitätswechsel auch einen Neigungswechsel vorzunehmen pflegten. Besonderen Ansehens erfreuten sich die sogenannten Museumsbälle, die von den Honoratioren der Stadt, also insbesondere von den Dozenten mit Frauen und Töchtern sowie von den akademischen Bürgern und jungen Offizieren besucht wurden. Hier standen die farben-

tragenden Korporationen hoch im Kurs und die Unterhaltungen drehten sich hauptsächlich um P. P. Suiten, Schloßbeleuchtung, Säbelmensuren, Pistolenduelle und Renommierfahrten. Glückliche Jugend, die von dem wahren Ernst des Lebens nur geringe Ahnung hatte! Um so mehr Liebeskummer und Eifersuchtsszenen haben die behaglichen Gesellschaftsräume des Museum genannten, aber nur Festlichkeiten dienenden Gebäudes lächelnd mit angeschaut, und wenn sie erzählen könnten, zahlreiche bühnengerechte Romane würden Lesern und noch mehr Leserinnen in effektvoller Beleuchtung geboten werden. Allzu tragisch wurden freilich derartige Anbändeleien und Flirts selten genommen. Die hingebende Zärtlichkeit reichte nur ausnahmsweise über den Semesterschluß hinaus, und die Herren Väter trugen schon ohnehin Sorge, daß die Grenzen der Dezenz und Moral streng innegehalten wurden. Wer sich etwas mehr gehen lassen wollte und den Tanz ohne Zeremonie und Vorstellung liebte, hatte dazu in dem angrenzenden Neuenheim vollauf Gelegenheit. Hier wurde Sonntags bis zum frühen Morgen hinein „geschwoft" und die strammen, von Schüchternheit wenig beschwerten, oft derbgezimmerten Pfälzerinnen mit blühend kirschroten Lippen und frischen vollen Wangen ließen sich nicht lange bitten. Sentimentalitäten gab es hier nicht und bei Fidel und Trompete — elektrische Klaviere und Phonographen resp. Grammophone waren noch Zukunftsmusik —, bei dünnem Bier und Butterschnitten amüsierte sich jeder nach seinem Geschmack. So gingen die Tage in reicher Abwechselung bald in den kühlen Räumen der alma mater, bald in dem köstlichen Genusse einer bevorzugten Natur leider allzu schnell dahin. Langeweile kam nicht einen Augenblick auf. Das war schon bei einem Stubenkollegen ausgeschlossen, der, wie der meinige, neben scharfen Geistesgaben mit sprühendem Witze ausgestattet war, der ihm auch im Alter in seiner hervorragenden Stellung als Vizepräsident des deutschen Reichstags jederzeit treu geblieben ist. Nur schweren Herzens trennten wir uns von der herrlichen Musenstadt, die durch ihre Geschichte, durch Kunst und Wissenschaft jederzeit einen hervorragenden Platz in unserem großen Vaterland eingenommen hat. Jahrzehnte hindurch hatte ich nur wenig Gelegenheit, in Heidelberg wieder mal haltzumachen. Erst neuerdings konnte ich dort ein paar Tage bleiben und war riesig erstaunt über die Fortschritte und den Aufschwung, die sich überall auf den Straßen und in ganz neuen, eleganten, fast luxuriös zu nennenden Villenvierteln bemerkbar machten. Schon der stattliche Bahnhof mit seinen repräsentabeln Auf- und Zugängen, seinem regen Verkehr und ausgedehnten Anlagen deutete auf die hastende Neuzeit hin. Das Leben und Treiben in den verbreiterten, umgestalteten Straßen bewies mir zur Genüge, daß die Bevölkerungszahl seit 40 Jahren um mehr als das dreifache zugenommen hat. Ist die Stadt doch jetzt ein beliebter Wohn- und Ruhesitz für pensionierte Gelehrte und beschauliche Naturfreunde geworden, und nicht weniger Ausländer lassen sich mit Vorliebe in dem reizvollen Neckartal nieder. Auch noch manches bemooste Haupt ist der Musenstadt treu geblieben; rotnasige, ergraute zerhackte Gentlemen, die sich mit dem Zwerg Perkeo so eng assoziiert haben, daß sie, unterstützt von reichen Ver-

bindungen, ihr feuchtfröhliches Dasein hier zu beschließen gedenken. Verleihen ja die klimatischen Verhältnisse allen Insassen eine besonders lange Lebensdauer. Die berühmte Bergstraße gewährt Schutz gegen allzu rauhe Winde, Gebirgs- und Waldluft ist in Hülle und Fülle vorhanden, dichte Schienennetze verbinden den Ort mit allbekannten Erholungs- und Heilstätten Badens und Hessens, und — last not least — zahlreiche Kneipen sorgen für den unbezwingbaren teutonischen Durst.

Hoch über den neuen Geschlechtern ragt nach wie vor das grandiose rotleuchtende Schloß, monumental und unvergänglich in gigantischen efeuumsponnenen Ruinen, die jahrein jahraus eine überaus fesselnde Sehenswürdigkeit und patriotische Wallfahrtsstätte für zahllose Besucher bilden.

Nur dem großen Faß, die Kleinigkeit von 221 726 Liter Wein enthaltend, wenn es bis oben gefüllt ist — das soll etwa einhalbdutzendmal der Fall gewesen sein —, hat weder Zeit noch Feind etwas anhaben können. Seine ungeschwächte, jedermann imponierende Existenz beweist schon am besten, in welch' riesigen Dimensionen bei den alten Gebietigern der Rheinlande pokuliert wurde und welche Hauptrolle die goldene Bacchusgabe bei deutschen Turnieren und Ringelstechen gespielt hat.

Daß diese Neigung auch späteren Geschlechtern nicht abhanden gekommen, ist von keinem Geringeren als von Viktor Scheffel bezeugt, dem klassischen Sänger der Pfalz, dem trunk- und liederkundige Verehrer an entzückend gelegener Stelle nahe dem obersten Burgwall ein ehernes Denkmal errichtet haben. Weit hinaus schaut der herrliche Mann in die schimmernde, duftende, endlose Ebene. Sein liederreicher Mund scheint immer wieder das Lob Heidelbergs anstimmen zu wollen, wenn am Tage wundersame Reflexe über die geöffneten Blütenkelche huschen oder abends bleiches Mondsilber an allen Zweigen hängt und zahllose Sterne in das geheimnisvolle Schweigen der schwülen Nächte herniedergrüßen.

Es war der echte genius loci, der uns zum Abschied die tiefempfundenen Worte des Dichters zuflüsterte:

Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's draus zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal.

Hans Prutz: Jugenderinnerungen eines Dankbaren.

II. Halle.

Im Herbst 1851 wurde ich in die Quinta des Königlichen Pädagogiums bei den Franckeschen Stiftungen in Halle aufgenommen.

Was meinen Vater eigentlich bestimmt haben mag, mich dorthin zu geben, ist mir niemals recht klar geworden. Vermutlich waren es persönliche Beziehungen zu dem damaligen Direktor der Franckeschen Stiftungen und Inspektor des Pädagogiums Hermann Agathon Niemeyer (1802—1851). Er war der jüngste Sohn des vortrefflichen Kanzlers A. H. Niemeyer (gest. 1828) und so der Sprößling einer hochverdienten Theologen- und Pädagogenfamilie, welche durch die Mutter des 1788 in der gleichen Stellung verstorbenen Daniel Gottlieb Niemeyer auf August Hermann Francke selbst zurückging und mit dessen Schöpfung Generationen hindurch so eng verbunden gewesen war, daß ihr von der Regierung ein gewisses Recht auf die Stellung an deren Spitze zugestanden wurde. Auch Hermann Agathon Niemeyer war daraufhin aus Jena, wo er als jugendlicher Professor der Theologie wirkte, in dieselbe berufen worden und hatte den in ziemlich desolatem Zustand übernommenen Komplex von Schul- und Erziehungsanstalten nebst den von alters her damit verbundenen gemeinnützigen Instituten vielfachen Schwierigkeiten zum Trotz in selbstloser aufreibender Arbeit zu neuer Blüte erhoben, dabei seit einigen Jahren erfolgreich unterstützt von dem vortrefflichen August Eckstein (1810—1885), der als Konrektor insbesondere die „Lateinische Hauptschule" leitete, ein sehr zahlreich besuchtes Gymnasium. Nähere Beziehungen meines Vaters zu Niemeyer, einem freisinnigen Mann, der die Stadt Halle in der preußischen Nationalversammlung vertreten, bei deren Verlegung nach Brandenburg aber sein Mandat niedergelegt hatte, der erstarkenden Reaktion gegenüber jedoch fest geblieben war, möchte ich schon daraus vermuten, daß der Vielbeschäftigte die Güte hatte, mir während der letzten Wochen vor dem Schulanfang selbst noch lateinische Nachhilfestunden zu geben: die unter Leitung der Mutter in Jena begonnenen lateinischen Studien hatten mich doch nicht weit genug gefördert, um mein Mitkommen in der Quinta — eine Sexta gab es auf dem Pädagogium nämlich nicht — zu sichern. Einige Male ließ er sich dabei durch seinen künftigen Schwiegersohn Otto Nasemann (1821—1895) vertreten. Dieser — er ist als Direktor des später entstandenen städtischen Gymnasiums in Halle gestorben, als ausgezeichneter Pädagoge und verdienter volkstümlicher Schriftsteller auf geschichtlichem Gebiet allgemein anerkannt — war bei der Erhebung der Elbherzogtümer gegen die dänische Herrschaft als freiwilliger Jäger in die Schleswig-Holsteinische Armee eingetreten und hatte, der

bewiesenen Tapferkeit wegen zum Offizier befördert, auch nach dem Waffenstillstand von Malmö der Sache der Freiheit weiter dienen, weil er nicht in das „Land der Blamage" zurückkehren wollte, in einem der letzten Gefechte ein Bein verloren. Begreiflicherweise machte die Berührung mit einem solchen Mann auf mich tiefen Eindruck, einen tiefern und nachhaltigern als der doch nicht ganz berechtigte Jubel, unter dem ich nach dem Waffenstillstand die aus den Elbherzogtümern heimkehrende Hallesche Garnison hatte einziehen sehen.

Mit sehr gemischten Gefühlen denke ich an die auf dem Pädagogium verbrachten Jahre zurück. Wohl wurde ich dort wissenschaftlich erfreulich gefördert, recht planmäßig und erfolgreich jedoch eigentlich nur in den alten Sprachen, während der Unterricht in den übrigen Fächern, wie mir später klar wurde, erstaunlich ungleichmäßig und lückenhaft blieb. Mich recht wohl gefühlt aber und mit innerem Behagen und wahrer Freude in der Schule selbst gearbeitet habe ich dort eigentlich niemals. Denn ich kam mir immer trotz vorzüglicher Leistungen wie nicht recht für voll angesehen und nur geduldet vor. Das hatte seinen Grund in dem besonderen Charakter der Anstalt und dem exklusiven Geist, der infolgedessen die tonangebende Mehrheit der Schüler und auch einen Teil der Lehrer erfüllte. Das Pädagogium — nicht ohne Grund wurde es im Gegensatz zu den Franckeschen Stiftungen, denen es durch eine Art von Personalunion nur äußerlich affiliiert war, als „Königliches" bezeichnet, wie denn auch der Direktor ihm gegenüber nur als Inspektor fungierte — war nämlich eigentlich ein Internat für Söhne des Adels, die als „Scholaren" schon deshalb auf uns nicht zur Hausgemeinschaft gehörige „Stadtschüler" mit Geringschätzung herabsahen und uns wie ihnen gegenüber nur geduldet behandelten. Als Sohn eines liberalen, in der Presse tätigen und daher bei der Regierung übel angesehenen und von der in Halle herrschenden Reaktion von Jahr zu Jahr systematischer schikanierten Professors hatte ich eine ganz besonders üble Stellung, zumal ich, viel jünger als die Mehrzahl meiner Mitschüler, mich unter Umständen nicht mit Erfolg zur Wehr setzen konnte. Die „Scholaren" rekrutierten sich fast ausschließlich aus dem märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Adel: unter ihnen waren die verschiedenen Zweige des Hauses von Arnim, auch die Grafen von Arnim-Boytzenburg, die Schwerin, die Ziethen, die Krosigk und andere vertreten, denen bei der damals in diesen Kreisen herrschenden Denkweise es schon unangenehm war, die Bank mit einem Bürgerlichen teilen zu müssen. Zudem war es den meisten von diesen jungen Herren gar nicht darum zu tun etwas Ordentliches zu lernen: ihrer wartete die Übernahme ihrer väterlichen Güter oder der Offiziersstand. Damit hing es zusammen, daß die Lehrer, namentlich die jüngeren, die obenein in den unteren Klassen fortwährend wechselten, keine rechte Autorität besaßen und auch nichts von dem tun durften, wodurch sie im entscheidenden Augenblick solche sich hätten erzwingen können. Weit mehr als die alten Klassiker interessierten manchen von den Herren Scholaren die Reitstunden,

zu denen sie pünktlich eine Viertelstunde vor dem Schluß des Unterrichts entlassen wurden, um dort ja nichts zu versäumen, und gelegentlich konnte man beim Anhören ihrer Unterhaltung sich statt in einem Gymnasium auf einer Reitbahn glauben. Die stets recht geflissentlich betonte Ausnahmestellung der Anstalt fand auch darin ihren Ausdruck, daß der Nachmittagsunterricht an ihr an anderen Tagen ausfiel als an den übrigen Schulen und die großen Ferien nicht mit denen jener zusammentrafen. Der aristokratischen und feudalen Geistesrichtung, die sich in alledem betätigte, wurde von seiten der Lehrer noch Vorschub geleistet oder doch zum mindesten respektvoll Rechnung getragen, zugleich aber dem Ganzen durch einen ausgesprochen frömmelnden Anstrich noch ein ganz besonderer Charakter aufgeprägt, der für den sich ihm zu fügen Genötigten zuweilen geradezu etwas Verletzendes hatte.

Als die Verkörperung dieser Richtung, die freilich so recht nach dem Herzen des Ministers von Raumer war und sich mit dem von oben durchgeführten System völlig im Einklang befand, steht mir der Nachfolger des vortrefflichen Niemeyer im Direktorat der Franckeschen Stiftungen und im Inspektorat des Pädagogiums Kramer noch jetzt lebendig vor Augen. Ein gelehrter Mann, der sich als Herausgeber des Strabo und durch Forschungsreisen in Griechenland wissenschaftlich verdient gemacht hatte, der Schwiegersohn des Geographen Karl Ritter und bisher Direktor des Collège Français in Berlin, galt er als besonderer Vertrauensmann Raumers und war als solcher von diesem mit der Untersuchung betraut worden, die unlängst auf die Denunziation eines seiner Lehrer gegen den verdienten Leiter des hochangesehenen Marienstifts-Gymnasiums in Stettin, Hasselbach (1781—1864), geführt worden war, aber natürlich nichts Kompromittierendes ergeben, sondern nur dem liberalen Schulmann sein Amt verleidet hatte. Weit davon entfernt, an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der von ihm betätigten Gesinnung zu zweifeln, muß ich doch bekennen, den Typus des Fanatikers der kirchlichen und der politischen Reaktion nie so ausgeprägt gefunden zu haben wie in diesem Mann. Stets schwarz gekleidet, mit steifer schwarzer Halsbinde und hohem schwarzen Hut, gemessenen Schritts und leise tretend mit einer gewissen Feierlichkeit einhergehend und in seiner Haltung etwas von bußfertiger Demut zur Schau tragend, bei dem geringsten Anlaß aber jähzornig auffahrend und sich in leidenschaftlichem Schelten ergießend, hatte Kramer etwas von einem Bußprediger an sich, der im Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit erst recht eifrig den Verfehlungen seiner Mitmenschen nachspürt und durch ihre Aufdeckung und Züchtigung ein Gott besonders wohlgefälliges Werk zu tun glaubt. Die täglichen Schulandachten mit Gesang und Gebet nahmen unter ihm größeren Raum ein und der jeden zweiten Sonntag gehaltene Schulgottesdienst wurde ganz kirchenmäßig mit umfänglicher Liturgie und korrekt dreiteiliger Predigt ausgestaltet. Ob dadurch auf die Scholaren ein so guter Einfluß ausgeübt wurde, wie Kramer erwartete, darf bezweifelt werden, und mir sind einige Vorgänge

erinnerlich, die auf den wahren Stand der äußerlich so vortrefflich scheinenden Disziplin ein bedenkliches Licht fallen ließen, indem sie mit dem plötzlichen Verschwinden einzelner Schüler der obersten Klassen aus nicht weiter bekanntgegebenen Gründen endeten. Als Lehrer war Kramer, der mit der Leitung eines so großen Komplexes von Anstalten verschiedener Art eine gewaltige Arbeitslast zu tragen hatte, nur in beschränktem Maße tätig: ich entsinne mich, von ihm in den oberen Klassen französischen Unterricht erhalten zu haben, der jedoch durch die Art, wie er die damals und besonders durch ihn in Aufnahme gebrachten Ploetzschen Lehrbücher benutzte und mit uns Voltaires Histoire de Charles XII las, nicht gerade Lust und Liebe zum Gegenstand erweckte.

Unter den Lehrern, die neben Kramer am Pädagogium wirkten, war eigentlich nur eine originelle und bedeutende Persönlichkeit, die auf die Schüler erweckend und anregend wirkte, zumal sie durch eine gewisse behaglich zur Schau getragene absonderliche Äußerlichkeit anzog und durch liebevolles Eingehen auf ihre besondere Anlage und Art an sich zu fesseln wußte. Das war Hermann Adalbert Daniel (1812—1871), dem als Inspector adjunctus insbesondere die Aufsicht über die Hausschüler oblag und der in den oberen Klassen den Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte erteilte. Auf mehr als einem Gebiet, namentlich der Theologie und Kirchengeschichte als gelehrter Forscher bewährt und durch seine Leitfäden und Handbücher um die Pflege der Geographie im Sinne Karl Ritters verdient, hat Daniel wiederholt Gelegenheit gehabt, in einen andern und größeren Wirkungskreis überzutreten, ist aber, wie ich vermuten möchte, zum Teil aus Bequemlichkeit dem Pädagogium treu geblieben. Er war Junggeselle und früh zum Sonderling geworden. In seiner freundlichen Amtswohnung bildeten eine mächtige Zypernkatze und ein Rabe seine Gesellschaft, und man mußte fürchten seine Gunst zu verlieren, wenn man beim Eintreten die unerwartete Zutraulichkeit dieser Tiere unwirsch abwehren wollte. Auch äußerlich war Daniel eine ungewöhnliche Erscheinung: wohlgenährt, das bartlose rundliche Gesicht in feinem rosigen Teint leuchtend, beherrscht von zwei fröhlich dreinblickenden und klugleuchtenden Augen, darüber früh ergraute krause Locken, denen bei festlichen Gelegenheiten besondere Sorgfalt zugewandt wurde, und mit ungewöhnlich kleinen, zierlichen und wohlgepflegten Händen, die er nicht ohne eine gewisse Koketterie zur Geltung zu bringen liebte — so hatte er, wenn er in seinem langen braunen Rock behaglich einherschritt, etwas von einem den Freuden der Welt nicht unzugänglichen Bischof oder mehr noch von einem französischen Abbé an sich. Den Nimbus, den die merkwürdige, aber äußerst liebenswürdige Erscheinung umgab, steigerte die Kunde von seiner ungewöhnlichen Zeiteinteilung: Daniel ging mit den Hühnern zu Bett, war dann aber längst vor ihnen bei seinen Büchern und hatte, wenn er um acht Uhr zum Unterricht ging, schon Stunden angestrengter und fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit hinter sich. Sein Unterricht in Religion und in Geschichte hat mir keinen besonderen Eindruck hinter-

lassen, und meine Neigung zu der letzteren wurde wirksamer genährt durch die fleißige Lektüre von Beckers Weltgeschichte, aus der ich meiner Mutter stundenlang vorlesen mußte, namentlich immer wieder die Geschichte der französischen Revolution, die sie stets von neuem aufregte und begeisterte. Einen sehr tiefen und allezeit sehr dankbar empfundenen Eindruck dagegen machte auf mich Daniels Unterricht im Deutschen, mit dem er freilich heutzutage bei Direktoren und Schulräten keine Gnade finden würde, der aber auf talentvolle und strebsame Schüler äußerst anregend und befruchtend wirkte, freilich mehr nach der Seite der Phantasie und der Gewandtheit im Ausdruck, als nach der der Schulung im logischen Denken und in der folgerichtigen Darlegung des Gedachten. Es war nicht sehr pädagogisch, aber für die Schüler höchst angenehm und für diese sowie für ihn selbst amüsant, daß er für die monatlichen deutschen Aufsätze nicht ein von allen gleichmäßig zu bearbeitendes Thema stellte, sondern uns die Wahl zwischen den verschiedensten, oft wohl einem Dutzend ließ, von denen jeder nach Anlage und Neigung sich dasjenige aussuchte, das ihm am wenigsten Mühe oder am meisten Vergnügen zu machen verhieß und Gelegenheit bot, seine besondere Begabung vor Lehrer und Mitschülern leuchten zu lassen. So habe ich ihm einmal durch ein sehr keckes Nachspiel zu Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" und ein ander Mal durch ein höchst phantastisches „Gespräch der Tiere in einer Menagerie" großes Vergnügen bereitet. Überhaupt erfreute ich mich seiner besonderen Teilnahme und seines freundlichen Wohlwollens, die freilich einer gewissen, in mancherlei Neckereien geäußerten Verwunderung über den kleinen Kerl nicht entbehrten — (ich war mit dreizehn Jahren Obersekundaner und kam mit vierzehn nach Prima) — der in einer so ganz anderen geistigen Atmosphäre aufwachsend, frühreif die ihm noch so fremde Welt auf seine Art widerspiegelte. Er rieb sich sozusagen gern an mir, was freilich wohl weniger mir galt als meinem Vater und dessen politischer und literarischer Richtung. Daniel verdankte ich denn auch den mir durch die ganze Hallenser Zeit anhaftenden Spitznamen „Der kleine Pascha". Er entstand aus Anlaß eines 1853 erschienenen Pamphlets „Robert Prutz, der große Pascha von Halle", in dem ein Anonymus — es ging die Rede, es stecke dahinter einer unserer jüngeren Lehrer, — unter der Maske eines Giauren meinen Vater wegen der allerdings nicht immer glücklichen Art, in der er neue poetische Erscheinungen im „Deutschen Museum" kritisierte, außerordentlich heftig, aber nicht ohne schlagenden Witz bekämpfte.

Von den übrigen Lehrern am Pädagogium habe ich zu keinem in einem näheren Verhältnis gestanden, Wohlwollen aber und freundliche Förderung schon meines redlichen Strebens wegen von ihnen allen erfahren, auch von dem steifen und strengen kleinen Doktor Voigt, der in Prima lateinisch unterrichtete, uns in die Lektüre des Tacitus und des Horaz einführte und die Künste der lateinischen Stilistik in den Aufsätzen erschließen sollte, daneben den sorgsam betriebenen Turnunterricht leitete und im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kollegen wegen

seines durchdringenden Blicks, seiner sich stets gleichbleibenden kalten Ruhe und seiner eisernen Strenge allgemein gefürchtet war. Wie ein Fremdling erschien in diesem Kreise Oberlehrer Nagel, eine kraftvolle, etwas demokratisch angehauchte Persönlichkeit, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und Freund eines guten Trunks, der sich ebenfalls des höchsten Respekts erfreute, auch bei den Scholaren, deren tägliche Gänge zum Schwimmen er im Sommer leitete. Er war kein Gelehrter, aber ein vortrefflicher Praktikus, der die ihm unterstellte Tertia, auch dort die zahlreichste und am schwersten zu leitende Klasse, mit eiserner Hand in Ordnung hielt und uns die griechischen unregelmäßigen Verba, so schwer sie waren, glücklich beibrachte. Wenig erbaulich dagegen war auch sein geschichtlicher Unterricht: er bestand im Diktieren eines Hefts, dessen Inhalt ohne jede weitere Erläuterung alle paar Wochen abgefragt wurde. Ganz übel aber sah es mit dem mathematischen Unterricht aus, zumal er meist in den Händen jüngerer Lehrer lag, die obenein sehr rasch wechselten. Abgesehen von meiner leider sehr mangelhaften Begabung für diese Disziplin, mochte es wenigstens zum Teil diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß ich darin nie etwas geleistet und mich immer nur so notdürftig nachgeschleppt habe. Das war freilich nicht zu verwundern, wenn wir z. B. die Lehre von den quadratischen Gleichungen bewältigen sollten nach einem von dem betreffenden Lehrer ausgearbeiteten Heft, das unter uns zirkulierte und das jeder sich abzuschreiben hatte. Von einem eigentlichen physikalischen Unterricht war überhaupt nicht die Rede.

Dennoch habe ich aus der Hallenser Schulzeit, die mit dem Schluß des ersten Semesters in der Prima ein unerwartetes Ende nehmen sollte, reichen Gewinn mit hinweggenommen, nämlich eine sicher fundierte, breit angelegte und durchgeistigte philologische Bildung, in der ich auch heutigen Tages noch, unbeirrt durch alles realistische Schelten und alle Prätensionen der Technik, die beste Vorbereitung erblicke für jede Art höherer geistiger und insbesondere wissenschaftlicher Tätigkeit. Wenn es heute fast zum guten Ton gehört, diese letzten Grundlagen unserer modernen Geisteskultur als veraltet und entwertet zu bezeichnen und ich demgemäß in ähnlichen selbstbiographischen Aufzeichnungen, wie sie hier versucht werden, die Verfasser sich in breitem Behagen habe darüber aussprechen hören, daß sie dem Gymnasium eigentlich gar nichts verdanken und vielmehr trotz demselben etwas geworden sein wollen, so möchte ich im Gegensatz dazu, in Übereinstimmung mit zahlreichen gleichdenkenden Altersgenossen auch hier wiederum nachdrücklich Zeugnis ablegen für die noch immer ungeminderte Verdienstlichkeit und Unentbehrlichkeit der humanistischen Bildung, von der sich noch weiter zu entfernen, als schon geschehen ist, für den Gesamtstand der geistigen Kultur unseres Volks nur nachteilig werden kann.

Freilich soll nicht die Grammatik mit ihren Finessen im Mittelpunkt des altsprachlichen Unterrichts stehen, wie das früher gelegentlich in übertriebenem Maße der Fall war: sie ist aber unentbehrlich nicht nur zur Schulung des Verstandes,

sondern auch um dem jugendlichen Geist die Herrschaft über die Sprache zu verschaffen, ohne die ein Eindringen in den ewig jungen Kulturschatz des Altertums unmöglich bleibt.

Gerade in dieser Hinsicht leistete die Schule, der ich die Grundlagen meiner Bildung verdanke, ohne mich über ihre zum Teil recht auffallenden Mängel zu täuschen, Vortreffliches und ich habe niemals vergessen, was ich ihr gerade da schuldig bin. Das Entscheidende war, daß auch die Realien des Altertums gebührend betont wurden und deshalb die Lektüre der Alten ohne grammatische Haarspaltereien um des Inhalts willen großen Raum einnahm. Ohne daß es eine ausdrückliche Vorschrift gefordert hätte, galt es als selbstverständlich, daß man am Schluß des Jahres in Obersekunda die ganze Odyssee gelesen hatte, und der gleiche Nachweis wurde von den Abiturienten für die Ilias erwartet. Auch gaben die meist geschichtliche Themata behandelnden lateinischen Aufsätze reichlich Anlaß, sich in dem auf der Schule nicht offiziell angebauten Gebiet der altklassischen Literatur durch selbständige Lektüre umzusehen. Erleichtert wurde das allerdings dadurch, daß die Schüler der beiden obersten Klassen, irre ich nicht, alle Monate einen sogenannten „Studientag" frei hatten, der ausdrücklich für derartige Privatlektüre bestimmt war, und dessen richtige Verwendung von Zeit zu Zeit durch Stichproben aus dem als gelesen angegebenen Pensum kontrolliert wurde.

So stieg ich allmählich von der Quinta bis in die Prima auf, meiner Jugend wegen und bei den an der Anstalt bestehenden eigentümlichen Verhältnissen ziemlich vereinsamt und auf mich selbst angewiesen. Erst während der letzten Jahre fand ich in Berthold Delbrück, nachmals einer der Zierden der Sanskritforschung, einen gleichstrebenden und geistesverwandten Mitschüler, mit dem ich umsomehr bald in vertrauten täglichen Verkehr kam, als uns beiden die beschränkten Verhältnisse des elterlichen Hauses für die Art der Erholung und Zerstreuung enge Grenze zogen.

Wir waren eifrige Schwimmer und kämpften uns im Ruderboot mühsam gegen den Strom der rasch fließenden Saale aufwärts und wanderten nach der Doelauer Heide, nach Kröllwitz und den Trothaer Felsen. Von Sommeraufenthalten und Reisen war nicht die Rede. Nur einmal machten mein Bruder und ich mit den Eltern einen mehrtägigen Ausflug nach dem Thüringer Wald, von Eisenach über Ruhla und Liebenstein nach dem Inselsberg wandernd, und für die Versetzung nach Obersekunda, die besonders glänzend ausfiel, belohnte mich in den Herbstferien ein Besuch bei den Verwandten in Stettin, der mir eine ganz neue Welt erschloß und mich auch zum erstenmal an das Gestade der Ostsee führte.

Damals bereitete sich in unseren häuslichen Verhältnissen aber schon die Krisis vor, die uns von Halle fort und für die Dauer an die Ufer der Oder

führen sollte. Von den Hoffnungen, mit denen mein Vater die Stellung in Halle angetreten hatte, war keine in Erfüllung gegangen. Anfangs hatte er große Scharen von Zuhörern um sich versammelt gesehen und sich des vertraulichen Anschlusses Reiferer und Höherstrebender erfreuen können. So sind mir namentlich August Förster (1828—1889), der später zum Theater ging und als Leiter des Deutschen Theaters in Berlin, des Leipziger Stadttheaters und schließlich des Burgtheaters in Wien einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Theaters gewonnen hat, Otto Roquette (1824—1896), dessen Namen bald danach als der des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt" auf aller Lippen war, und Julius Grosse, der, anfänglich noch zwischen Malerei und Poesie schwankend, bald nach München ging und dort ganz heimisch wurde und sich einen angesehenen Namen in der Literatur erwarb, als viel bei uns ein- und ausgehend in der Erinnerung geblieben. Bald aber erfuhr meines Vaters Wirksamkeit eine entmutigende Einschränkung. Der Geist politischer und kirchlicher Reaktion, der die Universität beherrschte, unterwarf auch die Studierenden seinem Bann: wer bei den tonangebenden Männern, einem Tholuck, einem Leo, einem Pernice und anderen in Gunst stehen, Stipendien erhalten und die Prüfungen glatt bestehen wollte, durfte bei einem Mann wie Robert Prutz nicht Kolleg gehört haben. Geflissentlich wurde ihm die Studentenschaft abwendig gemacht und ferngehalten, so daß er bald die Fühlung mit ihr verlor und seine Wirksamkeit auf das Äußerste eingeschränkt sah. Allerdings stand er damit anfangs nicht allein. Der Historiker Max Duncker (1811—1886), der im Frankfurter Parlament gesessen hatte und mutig für die Sache Schleswig-Holsteins eingetreten war, und der geistvolle Theologe Karl Schwarz (1812—1885) befanden sich mit ihm in der gleichen Verdammnis. Letzterer war einer der intimsten Freunde des elterlichen Hauses, der einzige aus akademischen Kreisen. Wie mein Vater ein Pommer, der Sohn eines Geistlichen auf der Insel Rügen, hatte Schwarz sich bereits während seiner Studienzeit als eifriger Gegner der Hengstenbergschen Orthodoxie hervorgetan und als Schüler Schleiermachers und Hegelianer eine entschieden oppositionelle Richtung gegenüber dem zur Herrschaft gelangenden System eingeschlagen. Wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen hatte er 1837 längere Zeit auf der Festung gesessen, war aber 1842, begünstigt von der vorübergehend aufkommenden liberalen Richtung, in Halle als Privatdozent zugelassen worden und als solcher erfolgreich gewesen. Seine Beteiligung an den „Halleschen Jahrbüchern" war nur vorübergehend gewesen, da ihm deren steigender Radikalismus mißfiel. Dennoch war er 1845 einige Zeit von der Lehrtätigkeit suspendiert, 1848 aber vom Minister von Ladenberg rehabilitiert und zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Im Frankfurter Parlament hatte er der Kaiserpartei angehört. Er war eine elegante Erscheinung von weltmännischer Gewandtheit, ein ausgezeichneter Gesellschafter und geistreicher Plauderer, ein berühmter Meister im L'hombrespiel und höchst

empfänglich für die Freuden der Tafel. Den Theologen hätte ihm niemand angemerkt, und es erregte in dem kleinen Freundeskreise ungläubiges Erstaunen, als er, bereits 1854 durch sein Buch „Lessing als Theologe" weithin bekannt geworden, infolge seines Werkes „Zur Geschichte der neuesten Theologie", das noch heute als klassisch bezeichnet werden darf, 1856 von Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha zum Hofprediger berufen wurde mit der Anwartschaft, demnächst an die Spitze der Gothaischen Landeskirche zu treten, und damit in die ihm bisher völlig fremdgebliebene praktische kirchliche Tätigkeit überging.

Neben ihm waren nur noch zwei Häuser mit dem meiner Eltern in regem Verkehr, beide nicht den akademischen Kreisen angehörig. Das war einmal das des Predigers Hildenhagen, der seiner Pfarre zu Queis in der Nähe des Petersberges entsetzt war, weil er in der preußischen Nationalversammlung mit für die Steuerverweigerung gestimmt hatte. Er unterhielt in Halle ein großes Pensionat, in welchem die dort die Schulen besuchenden Söhne liberaler Väter untergebracht zu werden pflegten. Er hat, als die Zeiten sich später wandelten, in dem öffentlichen Leben Halles noch lange Jahre eine hervorragende Rolle gespielt und sich namentlich als Stadtverordneten-Vorsteher große Verdienste erworben. Das andere Haus war das des Naturforschers Otto Ule (1820 bis 1876), der ebenfalls in jungen Jahren an freiheitlichen Bestrebungen teilgenommen und sich dadurch den Weg zu der erstrebten akademischen Tätigkeit und überhaupt zu jeder amtlichen Stellung verlegt hatte. Eine Zeitlang als Lehrer an der von Hildenhagen in Queis errichteten Agrikulturfortbildungsschule beschäftigt, sah er sich, nachdem diese als eine gefährliche liberale Schöpfung von der Regierung geschlossen war, auf freie literarische Tätigkeit angewiesen und hat sich in der Folge als Herausgeber der im Verlag von Gustav Schwetschke erscheinenden Wochenschrift „Die Natur" große Verdienste erworben um die Popularisierung der Ergebnisse der eben in jenen Jahren so erstaunlich fortschreitenden Naturwissenschaften. Durch seine Frau, die Tochter eines Mainzer Kaufmanns, war er mit Jakob Moleschott (1822—1893) verschwägert, doch ist dieser, der in der Schweiz und in Italien als gefeierter Professor der Physiologie wirkte, unserem Hallenser Kreise persönlich niemals nahegetreten. Um so größere Bedeutung erlangte für diesen eine Zeitlang Frau Ules jüngere Schwester, Lina Strecker. Der Sommer, den sie in Halle verbrachte, bezeichnete den sonnigen Höhepunkt unseres dortigen Lebens. Strahlend in jugendlicher Schönheit und von bestrickender Natürlichkeit, mit allen liebenswürdigen Eigenschaften der Rheinländerin verschwenderisch ausgestattet, wurde die fröhliche Mainzerin der allgemein gefeierte und verhätschelte Mittelpunkt unseres Kreises, der sich nicht genug tun konnte in ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten aller Art, unter denen abendliche und nächtliche Gondelfahrten eine Rolle spielten, die bei Becherklang, Gesang und Feuerwerk die Saale hinauf nach der Rabeninsel unternommen wurden. Die Herren standen ausnahmslos unter dem Bann „der

schönen Lina", die mein Vater als das „Rheinnixchen" und „das goldene Kind des goldenen Mainz" feierte. Namentlich unserem Haus trat sie sehr nahe, und die damals geschlossene Freundschaft hat sich, als wir uns nach Jahrzehnten unter ganz veränderten Verhältnissen wiederum begegneten, sofort als ungemindert fortlebend bewährt. Denn nur kurze Zeit, nachdem sie im Herbst 1856 von den Hallenser Freunden gerührten Abschied genommen hatte, kehrte Lina Strecker als Gattin ihres Vetters, des berühmten Chemikers Adolf Strecker (1822—1871) auf der Durchreise nach Christiania dorthin zurück. Später hat sie den ihre Persönlichkeit umstrahlenden Zauber in Tübingen und Würzburg beglückend und allgefeiert entfaltet, und er war auch noch nicht ganz von ihr gewichen, als ich sie, eine Greisin, in München wiederfand, um ihr schließlich am Grabe den letzten Gruß zurufen zu dürfen.

Über diesen kleinen Kreis hinaus hatten die Meinigen in Halle kaum irgendwelche Fühlung. Wohl wurde mein Vater, der als Herausgeber des „Deutschen Museums" eine literarische Macht bedeutete, häufig von Gesinnungsgenossen und jüngeren Schriftstellern aufgesucht: ich entsinne mich Adolf Boettger (1816 bis 1880), den Dichter und Übersetzer, Adolf Strodtmann (1829—1879), den Biographen Heines, Müller von Königswinter (1816—1873), den liebenswürdigen rheinischen Sänger, Robert Giesecke (1827—1890), den Romandichter, Karl Fröhlich, den bescheidenen Vertreter „der schwarzen Kunst" — er schnitt aus freier Hand reizende Porträtsilhouetten und Genrebilder aus — und andere bei uns ein- und ausgehen gesehen zu haben. Gelegentlich erschien, sich ängstlich verbergend, Frau Emma Herwegh, geb. Siegmund, bei uns, wenn sie aus dem Exil in der Schweiz ihre Familie in Berlin aufsuchte. Dazu kamen öfter die Stettiner Verwandten und der mit einer Schwester meiner Mutter verheiratete Rechtsanwalt Heinrich Oppermann (1812—1870), der als Mitglied der Opposition der hannöverschen Kammer eine Rolle spielte und sich durch allerhand, zum Teil recht formlose Versuche auf verschiedenen Gebieten auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Aber das Gefühl der Vereinsamung, des geflissentlich Gemiedenwerdens lastete doch immer schwerer auf meinem Vater, zumal die herrschende Partei in übermütiger Siegesgewißheit alles tat, um ihm die ohnehin schon so arg verkümmerte Wirksamkeit vollends zu verleiden und aus seiner Tätigkeit als Herausgeber des „Deutschen Museums" immer neue ärgerliche Verwickelungen zu bereiten. Seit dem Weggang Dunckers nach Tübingen und Schwarz' nach Gotha sah er sich völlig vereinsamt, während die Gegner ihn nun vollends unschädlich zu machen hofften. Die Handhabe dazu verhieß ihnen die Festrede zu bieten, die er auf eine an ihn ergangene Einladung im November 1856 bei der Schillerfeier in Leipzig hielt. Um ihretwillen wurde von dort aus eine Denunziation bei der preußischen Regierung angebracht, als deren Urheber in angeblich unterrichteten Kreisen — ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben — der damalige Rektor der Leipziger Universität bezeichnet wurde, ein Gelehrter

von europäischem Ruf, der dem Festredner auch seinen Beifall in warmen Worten kundgegeben hatte. Die Folge war die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen meinen Vater. Es lag in den Händen des damaligen Kurators der Universität, des Professors der Rechte Ludwig Pernice (1799—1861), des literarischen Vorkämpfers der ehemaligen Reichsunmittelbaren, der schon dadurch als ein Reaktionär gekennzeichnet war, dessen mittelalterlich feudalem Eifer seine Gesinnungsgenossen, die in diesem einen Punkt der gewandelten Zeit Rechnung trugen, noch lange nicht weit genug gingen. Pernice faßte das ihm 1844 übertragene Amt eines Kurators und Regierungsbevollmächtigten noch ganz im Sinn der Karlsbader Beschlüsse auf und gebrauchte seine Autorität nach Art eines Professoren und Studenten zur Aufsicht gesetzten Polizeimeisters. In stundenlangen Verhören, denen er eine für den Inquirierten möglichst verletzende Form gab, suchte er aus meinem Vater eine Schuld herauszupressen, von der nach dem Zeugnis unbefangener Hörer seiner Rede keine Spur vorlag, die er aber erweisen zu können hoffte, wenn er das Manuskript der Rede in die Hände bekäme. Daß es ein solches nicht gab, da mein Vater, wie immer bei solchen Gelegenheiten, frei gesprochen hatte, erschien ihm völlig unglaublich und wurde von ihm als Notlüge gedeutet.

Begreiflicherweise erschütterten die mit diesen Vorgängen verbundenen Aufregungen die ohnehin stets schwankende Gesundheit meines Vaters auf das schwerste. Überanstrengung bei hastig betriebener literarischer Arbeit tat ein Übriges, um ihn in einen Zustand zu versetzen, der den Seinen die größte Sorge machte und dem gegenüber die Kunst der Ärzte versagte, für den vielmehr nur von der Verpflanzung in eine ganz andere Umgebung und gesündere und leichter zu atmende Luft noch Besserung zu hoffen war. So entschloß sich mein Vater nach einem traurigen Winter im Frühjahr 1857 einen längeren Urlaub zu erbitten. Er wandte sich nach seiner pommerschen Heimat und ließ sich in der Nähe von Stettin, in dem damals noch ganz ländlichen Vorort Grabow nieder. Der Erfolg bestätigte die Richtigkeit dieses Entschlusses: seine Gesundheit besserte sich, und bald konnte er gekräftigt und voll neuer Schaffenslust zur Arbeit zurückkehren, die nach wie vor in erster Linie dem „Deutschen Museum" galt. Das wohltuende Gefühl der Genesung auf dem Boden und in der Luft der Heimat, die freundliche Aufnahme, die er bei seinen auf ihn stolzen Landsleuten fand, und die herzerquickende Wiederanknüpfung alter, bis in seine Jugend zurückreichender freundschaftlicher Verbindungen, die ihm dieser Sommer gewährte, ließen ihm den Gedanken der endgültigen Rückkehr in die unerquicklichen Hallenser Verhältnisse schließlich völlig unerträglich erscheinen: er beschloß, seine dortige Stellung aufzugeben — wenn an ihr überhaupt etwas aufzugeben war — und ganz nach Stettin überzusiedeln. Nur zur Vorbereitung dieses Schritts brachte er den Winter 1857/58 wieder in Halle zu. Sein Abschiedsgesuch, so wohl motiviert es war und so sehr gewisse Kreise, namentlich in Halle selbst, sich desselben

freuten, fand überraschenderweise in Berlin nicht die erwartete glatte Bewilligung. Zu seinem nicht geringen Erstaunen versuchte man ihn vielmehr zu halten und zeigte sich bereit die Wünsche zu gewähren, von deren Erfüllung er sein Verbleiben im Amte abhängig machen würde. Darin offenbarte sich wohl die Annäherung des Umschwungs, dem Preußen entgegenging, seit die im Herbst 1857 erfolgte, bald als unheilbar erkannte Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. die Aussicht auf einen Systemwechsel eröffnete: die um ihre Zukunft besorgten Träger der Reaktion hielten es für nötig, etwas leiser zu treten und ihre bisherigen Gegner zu versöhnen. Bekanntlich waren die ersten Anzeichen von der beginnenden Umnachtung des Königs gerade in Halle während der im September 1857 in der dortigen Gegend gehaltenen großen Manöver zutage getreten. Das militärische Schauspiel hatte uns jungen Burschen erwünschten Anlaß gegeben, einige Tage hinter den Truppen her weit in die Umgegend hinaus zu wandern. Auch den König bekamen wir dabei mehrfach in nächster Nähe zu sehen, namentlich wenn er von der unserer Wohnung benachbarten Oberpostdirektion, wo er sein Quartier genommen hatte, die Fahrt zum Manöver antrat oder davon dorthin zurückkehrte. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er eines Tages die große Freitreppe hinab und in den bereitstehenden Wagen stieg, in schlaffer, höchst unmilitärischer Haltung, mit eigentümlich verständnislosem Blick auf die herumstehende Menge schaute und dann apathisch auf seinem Platz zusammensank, während hinter ihm irgendein hoher Hofbeamter in goldstrotzender Uniform durch allerlei Gesten, die Arme erhebend und den Hut schwenkend, sich vergeblich bemühte, das Publikum zu Hurrarufen zu animieren. Es verharrte in verwundertem Schweigen, und man empfing den Eindruck, eine gefallene Größe vor sich zu haben, für welche die ihr sonst dienstfertig huldigende Menge schon keinen Gruß mehr übrig hatte — und das in dem frommen und auf seine Königstreue stolzen Halle, wo ein Mann wie Heinrich Leo nur eine pflichtmäßige Betätigung seiner politischen Gesinnung darin sah, wenn er den Abend vor Königs Geburtstag bei dem von dem „Preußenverein" veranstalteten Umzug mit der Stocklaterne einherschritt. Aber selbst wenn man hätte vorhersehen können, daß nach kaum Jahresfrist die in dem König verkörperte Reaktion zu Fall gekommen und die neue Ära befreiend eingetreten sein würde, hätte mein Vater den überraschenden Anerbietungen, durch die man ihn zum Verbleiben im Amt zu bestimmen suchte, doch wohl nicht nachgegeben. Er war durch alles, was er zu erdulden gehabt hatte, zu erbittert und zu tief entmutigt, um an die Möglichkeit einer Besserung seiner ihm planmäßig verdorbenen Hallenser Stellung zu glauben und von dem in der Ferne auftauchenden Umschwung die Erschließung einer ersprießlichen und befriedigenden Tätigkeit zu hoffen. Er verharrte auf seinen Abschied und erhielt ihn.

Ob er den Schritt später in der Stille doch nicht bereut hat? Wer vermöchte das zu sagen? Schied doch der 41jährige damit aus den akademischen

Kreisen aus und verzichtete auf den ihm eine Zukunft eröffnenden Wettbewerb und damit auch auf die Erlangung einer ihn wirtschaftlich sicherstellenden sorgenfreien Position zu einer Zeit, wo das von ihm vor Jahren so erfolgreich angebaute Fach der Literaturgeschichte auch auf den preußischen Universitäten Bürgerrecht erlangte und seinen Vertretern sich endlich günstigere Aussichten eröffneten.

(Ein dritter Teil folgt.)

Heinrich Glücksmann: M. E. della Grazia, zum 14. August 1914.

Ein Herz, das weiblich weich und warm empfindet,
Ein Geist, der männlich kühn um Höchstes ringt,
Durch alle Himmel flattert traumbeschwingt,
Indes der Blick zu Erdenhöllen findet, —

Das ist's, was mächtig in dir sinnt und singt,
Was Rosenketten um die Seelen windet
Und sie in reiner Liebe dir verbindet,
Die heute dankbar ihre Kränze schlingt.

Zu schöner Reife blühtest du die Saat,
Die ins Gemüt der Edelste dir senkte;
Sein Denken, Fühlen wuchs zu Lied und Tat,

Zum Banner, das im heil'gen Kampfe schwenkte
Dein Heldenarm dem Sonnensiege zu,
Des freien Menschentums Prophetin du!

Else Höffer:
In Belgien.

Heyst.

Sonntagsstille am Strand.
Nur des Meeres große Stimme
Spricht dunkle Weisen,
Lautlos gleitet die Möwe,
Leise zittern die Gräser der Düne.
Auf das graue Meer
Wirft die Sonne blasse Spuren.
Leise gehen die Träume
Die silberne Straße ins göttliche Licht.
Sonntagsstille am Strand —
Nur des Meeres große Stimme
Spricht dunkle Weisen.

Kanalfahrt.

Du grünes Land der weiten Flächen,
Durch das Kanäle still sich zieh'n,
Umsäumt von schlanken, feinen Birken,
Mit Dörfern fern im Wiesengrün.
Du Land der lichten, klaren Farben,
Du Land, wo sanft der Abend weilt,
Du Land, wo mild der Morgen leuchtet,
Du Land, das alle Unrast heilt —
Du grünes Land der weiten Flächen,
Durch das Kanäle still sich zieh'n,
In deine tiefe, grüne Stille
Laß vor der lauten Welt mich flieh'n

Brügge

Trübe Kanäle schleichen um altes Gestein,
Murmeln dumpf und kosen graues Gemäuer.
Schwere Brücken biegen sich träge hinüber.
Lenzgrüne Büsche tauchen spielend
Schwanke Zweige in kühle Flut.
Aus toten Häusern steigen Stufen
Zögernd zur Tiefe hernieder.
Leise schaukelt ein morscher Kahn
Und ladet zaghaft zur stillen Fahrt.
Lautlos zieh'n wir die grüne Straße,
Flüsternd teilt sich die Welle am Kiel.
Aus licht-grauem Dämmern
Hebt sich ein Turm traurig und stolz.
Müde singen die Glocken vergessene Lieder —
Und neben uns rauscht das lichte Gefieder
Des weißen Schwans, der still uns umzieht.

Bruges morte.

Vom hohen Belfried aus lichter Höh'
Schau' ich hinab auf die tote Stadt.
Seltsame Weisen aus ferner Zeit
Singt das Glockenspiel leise und matt.
Um die stolzen, gotischen Türme
Scharen rote Dächer sich dicht,
Graue Giebel schauen bedächtig
Der neuen Zeit in das kalte Gesicht.

Brügge schläft seit viel hundert Jahren,
Träumt einen tiefen Sehnsuchtstraum,
Träumt von dem Meer als von dem Geliebten —
Das fernher schimmert mit silbernem Schaum.
Das Meer nur kann der Träumenden lösen
Die schweren Bande der alten Zeit.
Nicht tot ist die Stadt, sie schläft —
Und wartet in Sehnsucht, zur Hochzeit bereit.

Im Beguinenhof.

Ein weiter Hof mit grünen Schatten,
Unter allen Bäumen weicher Frieden.
Weiße Häuschen, dicht gedrängt,
Schau'n mit matten Fenstern in den Abend.

Schwarze Gestalten, vom Leben gebogen,
Wie starker Sturm wohl Bäume versehrt,
Huschen durchs Dämmern zur dunklen Kapelle.

Zuweilen doch zögern sie lauschend —
Ach, Minnewater klopft leis' an die Mauer
Und flüstert verstohlen von Jugend und Glück.

Margarete Sachse:
Lange Schatten.

(Ludwig von Hoffmann)

Sonne hat geladen
uns ins Feuerhaus!
Flammenschwall und Schwaden
fuhren hell heraus.
Mitten in dem Brande
kam uns Jubel an;
Schmerzen und Gewande
wurden abgetan.
Licht floß von der Höhe
aus dem hellen Saal . . .
War es nicht, als flöhe
rascher Strahl um Strahl?
War es nicht, als gösse
Glut um Glut sich aus,
Stund' um Stunde flösse
kürzer schon heraus?
Lag nicht auf den Matten
schweres Dunkelgold,
wo die Schar der Schatten
tief hinunterrollt?
— Brüder, von den Firnen,
Schwestern, von dem Glanz
wendet eure Stirnen
in das Dunkel ganz!
Nun uns fahler Schimmer
um die Häupter hängt, —
talhinab! Und immer,
wenn der Weg sich längt,
immer nach ihr schauen,
die im Schreiten singt,
und den dunkelblauen
Flor zu Häupten schwingt.
— Werden wir dich sehen,
Sonne, noch einmal?
— Wie du willst. Wir gehen —
gehen zu Tal.

Else Höffer:

Sieger. — Roman.

(Fortsetzung.)

Ihr Blick hing selbstvergessen an ihm und nahm jede Linie in sich auf, jeden Farbenschatten, das leise Beben der Nasenflügel, das Zucken der Lippe.

Und dann sah sie von der Nase zum Munde einen fremden Zug, der nicht in dies energische, frische Männerantlitz paßte. Es war der Zug einer tiefen Bitterkeit.

Es war ihr, als wandelte sich nun dies Gesicht vor ihr, die Stirn schien ihr düster, um die Augen lag ein schmerzlicher scharfer Zug, er war vorhin um seinen Mund geflattert, als sie sich seinen Armen entzog, nun haftete er dort wie eingemeißelt.

Sie preßte die Handflächen gegeneinander und sah bang auf ihn herab. War sie schuld an dem bösen Zug, der früher nicht in seinem Gesicht gestanden? Hatte sie die Bitterkeit in ihm geweckt, die seiner harmlosen, selbstsicheren Natur so fremd gewesen? Hatte sie Konflikte in sein Leben gebracht?

Sie preßte die Hand an die Schläfen. Gab sie ihm nicht genug Liebe? War unerfüllte Sehnsucht in ihm?

Sie fühlte einen jähen Schmerz. Und auf einmal faßte es sie wie ein sanfter Schwindel. Sie fühlte eine große, heiße Liebe, die jede Fessel der Scheu und Überlegung zerriß, die sich ganz frei machte und ihr ganzes Wesen überflutete. Sie fühlte nichts anderes, als diese große Liebe, für die es keine Schranken mehr gab, die sie vorwärts trieb, der Erfüllung entgegen.

Ein Zucken ging durch ihren Körper. Sie streckte die Arme aus und brach in die Kniee. Mit beiden Armen hielt sie ihn umfaßt und drückte ihr Gesicht dicht gegen seine Wange, und die Tränen stürzten ihr rasch und heiß aus ihren Augen. „Immo, Immo — ich hab' dich ja lieb."

Er fuhr auf und schlang beide Arme um sie. Dann lag er regungslos mit geschlossenen Augen, und sein Herzschlag ging so stark, daß Marga die mächtigen Stöße fühlte. Er spürte den leidenschaftlichen Druck ihres Körpers, die heißen zuckenden Lippen auf seinem Munde. Er atmete tief auf.

„Marga — endlich —"

Dann richtete er sich auf und hob sie neben sich auf den Stuhl, und sie saßen schweigend und hielten sich eng umklammert und hörten nur auf ihren Herzschlag, der laut und selig ging, wie Glockenton.

Als Immo sprechen wollte, legte Marga ihm die Hand auf die Lippen. „Nicht", sagte sie leise. Da zwang er sie, ihm in die Augen zu sehen, und sie lächelte ihm zu, wie glückselige Menschen lächeln, wenn sie auf der goldenen Schwelle stehen.

„Wie wird es schön werden, Marga", sagte Immo ergriffen. „Ich habe es gewußt, daß du den Weg zu mir finden würdest!"

Er zog sie dichter an sich.

„Verzeih mir", sagte sie leise und drückte einen scheuen Kuß auf seine Hand. Er errötete rasch und küßte ihren Mund, er wußte gar nicht, was er ihr verzeihen sollte, danken, nur danken wollte er ihr.

Aber Marga dachte mit unerbittlicher Klarheit an die Stunde, da sie nicht den Mann angesehen, der um sie warb, sondern da sie „ja" gesagt, um der andern willen. Da hatte sie ihn verraten. Sie löste sich aus seinem Arm.

„Immo," sagte sie fest, „du weißt nicht, warum ich damals deine Braut geworden bin! Nur aus Feigheit vor den Leuten, nur weil ich unsere gesellschaftliche Stellung verloren sah, nur weil ich nicht die Kraft hatte, die „Schande" zu tragen, darum wollte ich mich hinter deine Persönlichkeit und deinen Namen verkriechen. Und aus feigster, häßlichster Berechnung wurde ich dein —"

Immo war sehr blaß geworden. Er hielt ihre beiden Hände, aber seine Glieder waren schwer. „Und nun?" fragte er tonlos.

Da glitt sie an ihm nieder und legte beide Arme um seinen Körper.

„Nun habe ich dich lieb", sagte sie zitternd und sah ihm in die Augen. Da versank alles vor ihm, und er wußte nur, daß er ein Weib in den Armen hielt, das er aus ganzer Seele liebte, und das seiner Liebe sehnsüchtig entgegenbebte.

Der Mittagszauber spann sie ein, und die behaglichen Töne, die vom Dorfe heraufschollen, machten die Stille noch süßer.

Da scholl aus dem Hintergrunde des gemeinsamen Wohnzimmers, dessen Flügeltüren sich auf die Terrasse öffneten, leises diskretes Pfeifen.

Marga stand rasch auf und trat an die Brüstung und sah auf den See hinab, ein ganz leiser Luftzug strich über ihr erhitztes Gesicht. Sie wollte nicht, daß fremde Augen die Erregung sahen, die über ihren Zügen vibrierte. Immos Augen folgten ihrer schlanken Gestalt, es tat ihm fast weh, sie aus seinen Armen zu lassen.

Er wandte sich nach der Türe und sah Markwart Janssen, der im weißen Flanellanzuge, mitten im Zimmer stand und sich eine Zigarette ansteckte. Ein Gefühl rascher Antipathie war in Immo, er mochte Margas Vetter nicht, dies Gefühl war schon unklar in ihm aufgetaucht, als gestern abend Markwarts müde Hand in seiner festen gelegen.

Markwart schlenderte näher, er hielt die Zigarette lose zwischen den Lippen und unterdrückte ein mokantes Lächeln. „Verzeiht mein unmelodisches Pfeifen,

ich bin nämlich nicht musikalisch, aber ich pfeife prinzipiell, wenn ich mich Brautpaaren nähere. Sehr diskret, nicht wahr?"

Er sah aus seinen dunklen Augen spöttisch auf Immo und bemühte sich Margas Gesicht zu sehen, das dem See zugekehrt war.

Immo nickte flüchtig, er antwortete nicht, der Ton lag ihm nicht. Er empfand instinktiv, daß der andere belächelte, was ihm heilig war. Er sah aufmerksam in das schmale, sehr hübsche Gesicht Markwarts, das durch den müden Zug um die Augen und den schlaffen Mund etwas Energieloses, Weibisches hatte. Der Eindruck verlor sich sofort, wenn er lebhaft wurde, dann spannte sich sofort das Gesicht und die Augen sahen jung aus, in der Nähe aber war der Ausdruck matt.

Immo konnte seine Antipathie nicht überwinden. „Er hat jedenfalls flott gelebt", dachte er aburteilend. „So jung er ist, ist er schon ohne Illusionen."

Markwart fühlte den prüfenden Blick, und seine Lippe zuckte hochmütig, er kniff die Augen zusammen und sah über die Felskontur des Kurfürsten und dachte: „Dies ist ein robuster Wirklichkeitsmensch, ohne Nerven — Agrarier! Ich hätte Marga höher eingeschätzt! Aber vielleicht reizt sie gerade dies gesunde —"

Er sah nach ihr hin, aber sie entzog ihr Gesicht seinen Blicken. Er fühlte deutlich, daß mit seinem Erscheinen eine Stimmung gestört worden war und einem leisen Unbehagen Raum gegeben hatte, aber in einem Gemisch von spöttischer Schadenfreude und schmerzlichem Trotz setzte er sich zu ihnen in einen niederen Sessel und stieß den Rauch der Zigarette in die blaue Luft.

Er empfand, daß sein Wesen und seine Lebensanschauung ihnen fremd und zuwider war, daß seine spöttische Überlegenheit sie gar nicht berührte, daß diese beiden so rein und stark empfinden konnten, während er unfähig war, ihr Gefühl auch nur zu verstehen. Er sah, sie waren glücklich, es war ein Glück, das für ihn unerreichbar war, und darum bespöttelte er es, und trotzdem zog es ihn in ihre Nähe, er quälte sich selbst, indem er sich vorhielt, daß er ein solches Schicksal verscherzt hatte.

Marga drehte sich um und setzte sich neben Immo, sie sah den Vetter kühl an, auch bei ihr war Abwehr die einzige Empfindung, die sie für ihn hatte.

Markwart bot ihnen Zigaretten an, dann legte er sich weit hintenüber und schlug die Beine übereinander, daß ein breites Stück des lila-seidenen Strumpfes zu sehen war. Die Haltung war träge, doch voll lässiger Eleganz.

„Eigentlich ist es tödlich langweilig hier," sagte er mit leiser, etwas monotoner Stimme. „Ich überlege immer, ob ich nach Ragaz übersiedeln soll, da ist mehr Betrieb. Aber ich kenne mich, da kann ich dann nicht widerstehen, komme keine Nacht ins Bett, und schließlich haben meine Nerven die Ruhe sehr nötig."

„Das glaube ich", sagte Marga trocken.

Sie wußte, daß der Vetter in Berlin ein sehr bewegtes Leben führte, wenn auch die Tante energisch versuchte, es zu vertuschen, Markwart selbst machte kein Hehl daraus.

Er verbeugte sich ironisch vor ihr.

Da kam Jo und brachte die Teetassen. Sie sah sehr frisch und froh aus, ihre kraftvolle Gestalt wirkte straff und geschmeidig in dem fußfreien Leinenkleid, ihre Bewegungen hatten etwas Sorgliches und sehr Bestimmtes.

„Jo," sagte Markwart, „ich werde hier schlecht behandelt. In diesem Himmelreich ist keine Freude über mich Sünder."

Jo stellte das Tablett hin und trat zu der Gruppe. Ihre klaren Augen lagen sehr ruhig auf Markwart. „Du hast doch versprochen, nicht mehr zu rauchen! Wie kann man so schlapp sein!"

Sie nahm ihm die Zigarette sehr bestimmt aus der Hand und warf sie auf die grüne Wiese hinab.

Er richtete sich auf, wie im Widerspruch, dann sagte er:

„Was hast du für eine angenehme kühle und sichere Hand, Jo!" Er betrachtete sie. „Ich glaube, wenn du meine Mutter wärest, würde noch etwas aus mir werden! Du bittest nicht erst lange, wie die — du handelst einfach. Und das fehlt mir eben. Handeln liegt mir nicht."

„Wo ist Maria? fragte Immo unvermittelt, er ärgerte sich, daß Markwart immer nur von sich sprach, mit einer Selbstverständlichkeit, als sei er für alle die Hauptperson.

„Sie spielt Tennis mit den Holländern", sagte Jo und beugte sich über die Brüstung, um nach Marias heller Gestalt zu spähen, die drunten behende über den Tennisplatz huschte.

„Sie flirtet" fügte Markwart hinzu.

„Ach," sagte Jo lachend, „du ärgerst dich nur, daß sie nicht mit dir flirtet. Aber du bist nicht ihr Genre, du bist zu sehr Lebemann!"

Markwart verzog das Gesicht, aber es wurde kein Lächeln. „Danke," sagte er, „dann bleibt dir nichts anderes übrig, als dich meiner zu erbarmen. Jo, wir sind so zu sagen aufeinander angewiesen."

Jo stellte die Tassen auseinander und schob die Sessel um das Tischchen. Sie hatte eine lächelnde Ruhe, und der fragende, drängende Blick des Vetters drang nicht in sie hinein. „Flirt?" sagte sie bedächtig, „nein, dazu habe ich nicht die Leichtfertigkeit. Ich kann es nicht. Und wenn auch — da ist ja noch die Holländerin, die hat dich bei Tisch sehr freundlich angesehen."

Markwart hob abwehrend beide Hände. „Holländerinnen sind meist plump, haben breite Hüften, starke Knochen, große Füße. Dazu ein blondes Phlegma. Ich kenne das Genre von Scheveningen her. Für mich ist Grazie bei einer Frau alles. Das Gesicht kommt erst in zweiter Linie. Nur die Grazie berauscht mich. Die verrät schöne Glieder, schöne Linien und schöne Formen —"

Immo stand brüsk auf. Er streifte Markwarts Gesicht mit keinem Blick. „Wollen wir nach Mutter sehen, Marga? Sie war sehr blaß bei Tisch.“ Sie gingen, er hielt sie lose untergefaßt.

Markwart lachte unverhohlen.

„O pardon!“ sagte er, „man ist prüde —“

Jo trat zornig vor ihn hin, ihre hellen Augen blitzten.

„Markwart, wenn ich nicht dächte, daß das alles nur Pose ist, in der du dir gefällst, dann müßte ich dich widerwärtig finden.“

„Aber liebes Kind, was habe ich denn gesagt? Schöne Glieder und Linien —?“

„Der Ton!“ sagte sie empört.

„C'est le ton, qui fait la musique! Na, so bin ich denn in Ungnade!“ Dann stand er auf und stellte sich neben sie, er war auf einmal ganz ernst. „Liebe Jo, leider ist es keine Pose! Es ist Wahrheit. Ich bin der, der ich scheine. Was du für Maske hältst, ist mein Gesicht. Ich bin blasiert, verlebt, „widerwärtig“, wie du sagst. Ich hielt das für selbstverständlich, war stolz darauf. Aber merkwürdig — seit ich mit euch zusammen bin, ist mir, als sollte ich es bedauern. Ich habe das Gefühl, als hätte ich etwas verloren, was ihr andern noch habt —“

Sie war von ihm zurückgewichen, wie in Ekel.

„Es ist nicht wahr, daß du bist, wie du sprichst!“

„Es ist wahr!“ sagte er sachlich.

Sie schwieg und sah ihn an, Staunen, Mitleid war in ihrem Blick. „So ist nichts mehr in dir, kein Glauben — gar keine Hoffnung auf irgend eine Erlösung —“

Er sah an ihr vorbei. „Sehnsucht“, sagte er.

Und im gleichen Augenblick fühlte er: „Warum sage ich das? Es ist ja nicht wahr. Ich sehne mich ja gar nicht mehr. Es ist nur diese seltsame süße Stimmung, die mich fortreißt und solche Dinge sagen läßt.“ Er machte einen hastigen Schritt auf das Geländer zu.

„Sehnsucht“, sagte Jo mit dunkler Stimme. Das Wort traf sie. Sie sah auf den grünen See hinab und grübelte. Doch Markwart duldete die Stille nicht.

„Es ist natürlich Unsinn“, sagte er. „Hirngespinste, die von der Hitze kommen.“

„Warum verzerrst du gleich jedes Gefühl?“ sagte Jo gequält, „sei doch wahr!“

Er wandte sich ihr schroff zu. „Das ist's ja eben“, sagte er rasch und heiß. „Kann ich denn wahr sein? Ganz wahr? Ich bin ein halber Mensch. Meine Halbheit hemmt mich auf Schritt und Tritt. Ein Stimmungssklave. Jetzt fühle ich: Ich sehne mich! Und ich weiß doch, daß diese Sehnsucht ohne Glut und

Tatkraft ist, daß ich morgen darüber lache. Ich kann mir eben nicht selbst helfen, und andere wollen es nicht." —

Jo sah ihn an und dachte, wie anders er aussieht! Er ist ja gar nicht müde und abgeblaßt, er ist nur unglücklich. Und da stand etwas in ihr auf, das war ganz groß und zielbewußt und schwankte nicht und ließ sich nicht deuteln. Das war eine starke Hilfsbereitschaft, das ruhige Bewußtsein ihrer klaren Kraft, die auch andere stützen konnte und wollte: Ihr war, als sähe sie eine Mission, eine Idee. —

Sie lehnte neben ihm an der Brüstung. Sie konnte nicht in seine heißen Augen sehen, sie blickte auf den kühlen See.

„Nach was sehnst du dich?" fragte sie wie ein Arzt, der die Krankheit vorsichtig sucht.

Drunten gingen Immo und Marga die Wiese hinab nach dem Tennisplatz. Sie gingen aufrecht nebeneinander mit freien schönen Bewegungen, sie hatten etwas Unabhängiges, Stolzes in ihrem Schreiten. Wenn sie mit einander sprachen, sahen sie sich an und lächelten, der häßliche Eindruck lag weit hinter ihnen, war untergetaucht in den Alltag, der nicht an sie heranreichte, sie sahen nur sich und waren losgelöst von allem.

Markwart wies auf die beiden.

„Sieh, die — darnach sehne ich mich! Verstehe mich nicht falsch! Nicht nach dem behaglichen philisterhaften Glück, das ihnen auf ihrer Wasserburg winkt! Dazu bin ich nicht geboren, das müßte ich zersetzen und zerlegen, bis ich es nicht mehr zusammenfügen könnte. Aber ich möchte einmal fühlen wie sie: Ganz in einem Menschen aufgehen können. Ganz deutlich nur ein Ziel sehen. Darum kämpfen und ringen. — Nicht spielen, kritteln und wegwerfen, wie das meine Art ist. — Aber wem die Liebe zur Routine geworden ist, der hat das Recht an ein großes Erleben verloren —"

„Du hast viel Häßliches erlebt!" sagte Jo mit schwerer Stimme. Er machte eine heftige Gebärde.

„Als ich es erlebte, fand ich es immer schön!"

„Und dann?" fragte sie leise.

„Dann — nachher, ist mancher Nachgeschmack bitter." Er lächelte spöttisch.

„Und jetzt? Und heute?"

„Ich weiß nicht!" Über sein Gesicht lief ein nervöses Zucken. „Das sind alles Stimmungen! Im Augenblick, angesichts dieser stolzen Berge, dieses klaren Sees — wenn ich deine reinen Augen sehe und deine makellose Nähe fühle — dann kommt mir mein ganzes Leben jämmerlich vor — schmutzig. Aber, wenn ich heute nach Ragaz reiste und über die Promenade ginge und das Parfüm der Eleganz und des Lasters einatmete, — dann wäre ich in meinem Element und würde lächeln, daß ich hier mit dir philosophiert habe. Ja, das kommt von der Langeweile, Jo."

Er wollte das Gespräch abbrechen, denn seine sprunghafte, nervöse Art hielt nicht bei einem Thema aus.

Aber Jo zwang ihn stand zu halten, ihre Blicke hielten ihn fest. Sie war sehr blaß, als sie langsam sagte: „Ich will dir helfen. Ich weiß nicht wie, aber ich habe den festen Glauben, daß ich es kann. Mein Leben war ganz ziellos, nun ist mir auf einmal, als hätte es einen Inhalt. Ich will nichts von dir, nichts für mich. Ich will dir geben aus meinem Überfluß, der brach liegt. Es ist wie eine Idee. — Ich denke kaum an dich, aber ich liebe die Idee. — Ich werde dir helfen."

Markwart war sehr überrascht, er konnte sich gar nicht in ihren Worten zurechtfinden. Er hatte das Gefühl, als müsse er ihre Hände tätscheln und sagen: „Du bist überspannt, mein liebes Kind."

Aber der schwere Ernst in ihrem Gesicht machte ihn ganz wehrlos. Er war sehr neugierig, was sie eigentlich wollte. Und die Neugierde wuchs. Er betrachtete sie aufmerksam. Über ihrem Gesicht war ein Leuchten.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Markwart, mach es mir nicht schwer. Es ist schade um dich, ich möchte dich wieder jung machen und froh —"

„Gehörst du vielleicht zur Heilsarmee?" fragte er höhnisch. „Du willst wohl meine Seele retten?"

Sie errötete, und die Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie beherrschte sich, sie empfand diesen Schmerz als den ersten Tribut ihres Werkes. Sie wußte, es war ein dornenvoller Pfad, aber sie freute sich auf die Dornen.

Markwart dachte: „Sie hat doch Temperament, das hätte ich nicht erwartet, und hübsch ist sie auch. Was sie nur will. Mir helfen? Mich hoch kriegen?"

Seine Stimmung war verrauscht, er fühlte ihr Beharren mit Unbehagen, aber es rührte ihn doch. Ein offenes Empfinden in ihm drängte ihn, ihr zu sagen: „Laß von mir, es ist ganz zwecklos. Aus einem so jämmerlichen Bruchstück eines Menschen wird nie ein ganzer Kerl —"

Aber dann sah er die öde Langeweile dieser Sommerwochen auf sich zuschleichen, er konnte nicht ohne Emotionen leben, und diese war ihm neu und reizte ihn. „Was sie bloß denkt? Was sie wohl mit mir machen wird?" dachte er in lächerlicher Neugierde. „Ich will sie gewähren lassen —"

Er sah sie voll an und streckte ihr die Hand hin. „Versuch es!" sagte er, und sein Ton war ernster, als er gewollt hatte.

Jo nahm seine Hand und hielt sie fest, seine ernste Stimme hatte sie glücklich gemacht. „Er ist unglücklich. Es ist Frauenmission, einem Suchenden zu helfen."

Und nun sah sie sein Gesicht mit anderen Augen. Die Züge erschienen ihr nicht mehr schlaff, sondern weich und leidvoll, und den spöttischen Augen hatte sie ja auf den Grund gesehen, als sie in Sehnsucht gestrahlt hatten. Sie war glücklich, daß sie allein das Geheimnis seines Wesens kannte. Es war doch nur

eine Maske, was er den andern zeigte. — Sie hatte das Gefühl, als hätte sie einen Schatz entdeckt. —

Ohne es zu wollen, drängte sie ihn in seine Rolle, und er fügte sich ihr, weil er zu willenlos war, ihren Willen abzuschütteln, und weil er in dem Spiel eine neue Sensation empfand.

Ganz schattenhaft tauchte ein leises Mitleid in ihm auf. Sie mußte ja enttäuscht werden, das war doch das Ende. — Aber sie wollte es ja! dachte er leichtfertig, vielleicht langweilte auch sie sich.

Sie saßen sich schweigend gegenüber, es war eine schwere Verlegenheit auf ihnen. Sie kamen jetzt erst zum Bewußtsein, daß sie sich eigentlich ganz fremd waren, und daß nichts dieses spontane Vertrauen berechtigte. Jo hatte das peinliche Gefühl, als sei sie zu weit gegangen, als habe sie ihm zu viel angetragen von ihrem Ich, aber dann überwand sie dies Gefühl. „Ich muß ihm ja geben", dachte sie freudig.

Markwart sah sie verstohlen von der Seite an. „Sie ist wirklich hübsch", dachte er. „Nicht so hübsch wie Marga, nicht so rassig und reizvoll, — aber hübsch —"

Durch das Wohnzimmer kamen rasche, etwas schwere Schritte, denen man es anhörte, daß sie eine gewichtige Last trugen.

Es war Markwarts Mutter, die sich sehr rosig geschlafen hatte, und die sich nun auf den Kaffee freute. Dann wollte sie einen kleinen Bummel in den Wald machen, damit man wieder Appetit für das Abendbrot bekam. Ihr Programm lag ganz fest und war jeden Tag das gleiche.

Das war ihre Erholung, d. h. eigentlich lebte sie zu Hause genau so. Von einer Mahlzeit zur andern. Ihre wirkliche, unausgesprochene Erholung bestand darin, daß sie der anspruchsvollen und ermüdenden Gegenwart ihres Gatten ledig war. Der Superintendent machte eine Nordlandreise, weil er das für eindrucksvoller hielt, als in die Schweiz zu fahren.

Seine Frau genoß ihre Freiheit. Sie konnte reden, wann und was sie wollte, sie konnte über sich verfügen, ohne die stete Bevormundung zu fürchten, sie konnte lachen und konnte mit ihrem Jungen durchstecken, wenn er zuviel Geld verbrauchte oder Dinge sagte und tat, die der Vater gewiß gemißbilligt hätte. Sie kam sich wundervoll frei und selbständig vor und wußte es gar nicht, daß sie ihr Leben, abgesehen von der veränderten Kulisse, genau so führte wie daheim, wo der Wille des Gatten es in bestimmte Bahnen gezwungen. Sie war so sehr an seine Autorität gewöhnt, daß die noch auf sie wirkte, selbst wenn er fern war.

Aber der Glaube an ihre Ungebundenheit machte sie selig. Sie war daher immer in gehobener Stimmung, und ihr rundes Gesicht mit den sehr roten Backen lachte immer. Die braunen Augen lachten, selbst das winzige kleine Näschen verzog sich vergnügt. Ihre rundliche Gestalt wippte, und obwohl sie die strengste

Ordre hatte, gegen die Korpulenz zu kämpfen und schlank zu werden, setzte sie rosiges Fett an. Das war aber auch der einzige Punkt, in dem sie ungehorsam war.

„Nun, Jo, ist der Kaffee fertig? Das ist wirklich ein vernünftiger Gedanke von dir, daß du uns nicht dem Hotelkaffee oder Tee auslieferst, sondern ihn selbst bereitest! Da vermißt man die heimische Gemütlichkeit nicht. Wo ist deine Mutter? Ruht sie noch? Sie gefällt mir gar nicht so recht, ich finde, sie sieht leidend aus. Ich meine, ihr solltet mal einen Arzt zu Rate ziehen."

Jo schüttelte abwehrend den Kopf. „Mutter hat eine entsetzliche Scheu vor Krankheit. Kranksein bedeutet für sie Schlimmeres als Sterben — der bloße Gedanke, einen Arzt zu konsultieren, würde sie aufregen. Sie klagt auch nicht. Ich glaube, die ungewohnten Erregungen sind schuld, daß sie gealtert hat. Ihr Leben ist früher stets so sorglos gewesen."

„Ach ja!" sagte Frau Janssen seufzend und sah ein wenig neidvoll auf ihren Sohn. Der lächelte sie amüsiert an.

„Ja, Mutter, ein einziger Sohn hat es schwer! Die Freuden, die andern Eltern von vier Kindern beschert werden, wollen seine Eltern an einem erleben! Und wenn sie aber vierfache Sorgen mit in den Kauf nehmen sollen, so streiken sie."

Tante Emma sah verlegen auf Jo. Die hatte die Brauen gefaltet und sagte ruhig: „Dafür erntet dies eine Kind auch vierfache Liebe —"

„Aha," sagte Markwart, „die Erziehung beginnt. Sagen wir noch: braucht die Erbschaft nicht mit vier anderen zu teilen —"

Er versuchte Jo zu reizen, aber sie blieb ruhig. Sie winkte mit einer Serviette nach dem Tennisplatz hinab und begann die Tassen zu füllen. In dem Augenblick kam auch Frau Torbeck. Sie war viel schlanker geworden, aber ihre Haltung war gut und straff. Um die Augen hatte sie bläuliche Schatten, und ihre Hände sahen blaß und zart aus.

Sie nickte der Schwägerin zu und sah Markwart freundlich an. Sie hatte eine Vorliebe für den Neffen, dessen lässige Eleganz ihr gefiel, und weiter, wie bis zu den Äußerlichkeiten, drang ihr Urteil nicht. Sie war überzeugt, daß Markwart eine glänzende Karriere vor sich hatte, dank seines distinguierten Auftretens. Sie sah in ihm Ähnlichkeiten mit ihrem Vater, der ihr als das Vorbild des untadeligen Kavaliers erschien.

Markwart spielte mit seinem Zigarettenetui, er kämpfte mit sich, er hatte das starke Bedürfnis zu rauchen, und er ärgerte sich, daß Jos Augen bittend auf ihm ruhten. Er wollte sich dafür rächen, es war eine kleine, sehr häßliche Regung. Er hielt ihr das goldene Etui hin.

„Sieh mal — schick, nicht wahr?" Er lächelte vielsagend. „Ich habe es von sehr schöner Hand als Erinnerung für sehr schöne Stunden —"

Jo stellte ihre Tasse hin, sie rührte das Etui nicht an, sie hatte das Gefühl, als kröche etwas Widriges an sie heran.

Markwart wog das Etui in der Hand. Seine Mutter beugte sich neugierig vor und sagte ganz aufgeregt: „Das hast du mir noch nie gesagt! Wunderhübsch! Ich finde es nur sonderbar, daß junge Mädchen so kostbare Geschenke machen."

Sie sah fragend auf Frau Torbeck. Markwart lachte leise und herzlich. „Sagte ich „junge Mädchen?" Na, bleib bei dem Gedanken —"

„Aber doch nicht eine Frau, Markwart, — eine verheiratete Frau?" Frau Janssen war ganz verlegen, sie wußte nicht, sollte sie sich schämen oder stolz sein auf ihren Sohn, der auch noch Frauen gefiel.

„Warum denn nicht", fragte Markwart verständnislos und ließ das Etui in seine Tasche gleiten.

Jo blickte auf den grünen See. In ihr war ein dunkles Bangen. Sie fühlte, da waren Dinge, gegen die konnte sie nicht kämpfen, weil sie sie nicht kannte und nur dunkel ahnte, und weil sich alles in ihr wehrte, sie kennen zu lernen.

Marga und Immo kamen wieder auf die Terrasse und sprachen auf die Mutter ein. Da beugte sich Markwart dicht an Jos Ohr und raunte ihr zu: „Nicht wahr, du hast deine Mission jetzt schon satt? Wie würdest du dich erst abwenden, wenn du alles wüßtest!"

Jo hörte nicht den Spott, sie hörte nur die Bitterkeit in seiner Stimme. Sie beugte sich zurück und sah ihm fest in die Augen. „Ich habe es mir vorgenommen", sagte sie.

„Eben hast du deinem Vater verblüffend ähnlich gesehen", sagte Markwart. Jo lächelte ein wenig. Dies Wort machte sie stolz und glücklich. Sie versorgte die Tassen und schob die Sahne und den Zucker zurecht. Unter ihren Händen kam alles an den rechten Ort, das Porzellan klirrte nicht, der leichte Tisch schwankte nicht. Sie hatte eine sichere Art, jeden Gegenstand ihrem Willen unterzuordnen und seiner Bestimmung zuzuführen. Markwart beobachtete sie voll Interesse. „Wenn sie mit Menschen gerade so umgeht —" dachte er, „dann kann es mir ja wohl ergehen!"

Und in seine Überlegenheit mischte sich ein leises Gefühl von Behagen, es mußte ein wundervolles Gefühl sein, von dieser sicheren Hand geführt zu werden.

„Kommt Maria nicht zum Kaffee?" fragte Frau Torbeck. „Sie mag das Spiel nicht unterbrechen", entschuldigte Immo. „Sie ist unglaublich passioniert."

„Für das Spiel oder für den Partner?" fragte Markwart. Frau Torbeck drohte ihm lächelnd. „Für das Spiel selbstredend."

Immo kämpfte gegen seinen Ärger an, aber er konnte ihn kaum unterdrücken. Jedes Wort, das Markwart sprach, reizte ihn, er fürchtete, daß er ihm den ganzen Aufenthalt verderben würde. Marga sah ihn zärtlich an. Sie

fühlte seine Mißstimmung und wollte sie gern zerstreuen. Sie selbst war an des Vetters Art lange gewöhnt, darum berührte sie sie kaum, er war ihr ganz gleichgültig, sie gab sich nicht einmal die Mühe, zu unterscheiden, was echt und was Pose bei ihm war.

Nach dem Kaffee gingen alle an den Strand hinab. Einige Boote, bunt gestrichen, schaukelten am Ufer und fuhren zuweilen knirschend auf den hellen Kies. „Wollen wir rudern?" fragte Markwart. Er lebte schon ganz in seiner Rolle als Jos Ritter. Sie nickte.

Sie stiegen in ein Boot, und er trieb es mit ein paar starken Ruderschlägen vom Ufer. Frau Janssen winkte ihnen nach. Frau Torbeck schwenkte ihren blauen Sonnenschirm, und das Brautpaar schlenderte nach dem Walde hinauf, ohne sich nach ihnen umzusehen.

Immo drückte Margas Arm, dann sagte er besorgt: „Markwart wird doch nicht etwa Jo gefährlich werden? Es täte mir leid um sie, er ist ein haltloser Mensch."

Marga blieb stehen und lachte hell auf. „O Immo! Jo sich in Markwart verlieben!? Niemals! Dazu kennt sie ihn viel zu gut! Ach nein, da kannst du ruhig sein! Und dann: Jo ist sehr kühl, ich weiß gar nicht, ob die lieben kann, so — so wie wir." Sie errötete und sah ihn strahlend an. Da drückte er ihren Arm fester und vergaß Jo und ihr Schicksal.

Markwart ruderte schweigend bis zur Mitte des Sees, dann zog er die Ruder ein und glitt von der Bank und lag ausgestreckt auf dem Boden des Kahnes, den Kopf auf die Hand gestützt. Er behielt eine straffe Haltung niemals lange bei. Sein Sitzen war immer ein halbes Liegen. Jo saß aufrecht mit gefalteten Händen und sah zu dem wuchtigen Haupt des Glärnisch hinüber, dessen Schneekappe rosig glänzte im Abendschein.

Es war ein stiller, tiefer Sommerabend. Der Himmel war dunkelrot überflammt, kleine, festliche Wolkenwimpel, golden umsäumt, flatterten über ihn hin. Über dem Glärnisch stand eine lose, duftige, goldene Wolke, die aussah wie ein Triumphwagen, vor dem sich helle Rosse bäumten. Von Weesen klang weiches Glockengeläute herüber und gab dem Abend eine stille Andacht. Dicht am Ufer fuhr eilfertig wie eine dunkle Schlange ein Zug entlang. Die weiße Rauchfahne wehte kühn hinter ihm her, mit grellem Pfiff verschwand er im Tunnel dicht am Seeufer. Drüben auf einem winzigen Landflecken, der sich zwischen dem See und den steilen Felsenwänden der Kurfürsten zwängte, lagen die kleinen, hellen Häuser von Quinten. Die Fenster blitzten rot im Abendscheine. Durch die stille Luft klang das Läuten der braunen Rinderherden, die über die tiefgrünen Matten von Amden verstreut, friedlich grasten.

Der See war wie ein Wunder. Kühl und doch voll grüner goldener Glut. Wie ein großes Auge, in dem ein Sonnentag sich spiegelt. Die kurzen, runden Wellen stießen spielend an das Boot und schaukelten es leise. Zuweilen schoß

ein silbernblitzender Fisch übermütig aus der Flut empor, sah sich rasch die rosige Welt an und tauchte blitzschnell wieder in sein grünes Element. Die wilden Häupter der Kurfürsten waren tief errötet. Die gewaltigen Profile schienen weicher, die Schrunden und Wunden in dem alten Gestein tiefer.

Jo hielt die Hand in das Wasser und freute sich, wie die drolligen, kleinen Wellen sie stießen und ihr zwischen den Fingern hindurchschlüpften. Sie hatte Markwart fast vergessen, denn seine Persönlichkeit war ihr noch nicht innerlich nahe. Da fing er an zu sprechen, und sie hörte ihm zu, obwohl sie lieber das süße Schweigen genossen hätte, durch das das Abendläuten bebte.

„Es ist eigentlich sehr anspruchsvoll von meinen Eltern gewesen, mich „Markwart" zu nennen. Markwart! Solch ein Name hat so viele Voraussetzungen, er verpflichtet. Man denkt sich unwillkürlich einen Menschen mit unbeugsamem Willen, klarer Stirn, blauen Augen. — Einer, der einen geraden Weg mühelos geht. Einer, der nicht strauchelt, nicht flieht— Markwart!" Er horchte auf den Klang. „Es klingt gut: germanisch und zuverlässig. Und dazu ich! Ein Mensch, der nicht weiß, was er will, nicht einmal, was er soll. Der aus dem Schwanken und Straucheln nicht herauskommt, eine wahre Angst hat vor einem geraden Weg. Mir hätte man einen ganz indifferenten Namen geben sollen. Egon oder Edgar, das klingt weich und elegant, das genügt vollständig für mich."

„Ich meine, wenn du fühlst, daß solch ein stolzer Name Verpflichtungen auferlegt, solltest du dich bemühen, ihn zu Recht tragen. Man kann sich noch wandeln —"

„Du predigst, liebe Jo, das steht dir nicht. Und dann, denke an dich, heißt du nicht Jo? Gibt es einen süßeren, zärtlicheren Namen? Ein Kosewort ist es! Weißt du, wie ich mir eine Jo denke? Mit heißen verliebten Augen und einem roten, zuckenden Mund, und anschmiegenden Bewegungen, streichelnden Händen. Sie muß leise klingend lachen und heiß und durstig küssen —"

Er sah mit halb geschlossenen Augen in die Ferne.

Jo fühlte, daß ihre Stirne brannte, sie hatte das Gefühl, als sei sie beleidigt worden. „So bin ich nicht!" sagte sie herb.

Er sah sie voll an. „So kannst du aber vielleicht noch werden — " Seine Augen waren voll Spannung. „Nein", sagte sie und fühlte, daß sie wahr sprach. So konnte sie niemals werden.

In dem Manne war eine bohrende Neugierde. Die Vorstellung, daß vielleicht aus dem kühlen, klaren Mädchen eine leidenschaftliche, sehnsüchtige Geliebte werden konnte, wenn ein Mann sie weckte, reizte ihn, ihn, den nur ein Kampf reizte: Der Kampf um ein Weib.

Er richtete sich auf und betrachtete sie. Die Abendsonne weckte in ihrem braunen Haar rote Funken, wie ein feingesponnenes, goldenes Netz umflimmerte es ihren Kopf. Auf dem hellen Gesicht lag ein rosiger Hauch, die Augen waren

gesenkt und die geraden, dunklen Brauen zuckten. Die leichte Bluse legte sich straff an die Kontur der starken schönen Schultern und umschloß eng den schlanken Arm. Über der Figur lag immer noch der leise herbe Hauch, der ihr etwas Jünglinghaftes gab.

Sie gefiel dem Manne, dem dieser Mädchentypus neu und fremd war. Er fühlte, wie sie Macht über ihn gewann. Und er begann zu sprechen und um sie zu werben, ganz verstohlen schlich er an sie heran.

„Weißt du, Jo, wenn ich so mit dir allein bin, und das Leben fern von uns, all das Vergangene reicht nicht bis zu uns heran — dann ist mir, als könnte ich wirklich ein ganz anderer Mensch werden — durch dich! Wenn du mich mit festen und zärtlichen Händen hieltest." Sie schwieg und sah an ihm vorbei, sie fühlte sich eigentümlich verwirrt.

„Aber du müßtest bei mir bleiben — immer, du dürftest mich nicht mehr mir selbst überlassen. Wenn eine Versuchung käme, müßtest du an meiner Seite stehen, damit ich deine ruhige Kraft fühle und deine kühle Hand —"

Sie wich seinen Augen nicht mehr aus. „Ich will dir ja helfen, Markwart, ich habe es dir versprochen."

„Helfen? Wie denkst du dir das, Jo?"

Sie sah ihn unruhig an. „Ich weiß noch nicht recht, aber ich denke, ich werde es fühlen, und im rechten Augenblick das Rechte tun."

„Das sind Worte, Jo! Taten beweisen!" Er stand auf und ging durch das schwankende Boot. Er ließ sich vor ihr nieder und faßte ihre Hände, die gefaltet auf ihren Knieen lagen.

„Ich will es dir sagen: Du mußt mich lieb haben!"

Sie sah ihm immer noch in die Augen, und ihr Blick wurde hell und freundlich, sie lächelte. „Ich habe dich gern, Markwart, sonst würde ich mich nicht um dich kümmern!"

Er zuckte die Achseln, sein rasches, heißes Blut war erwacht und machte ihn ungeduldig. „Gern? Dafür danke ich, das ist ein Almosen. Du sollst mich lieben, ganz heiß, ganz wild, wie ein Weib einen Mann liebt, so wie Marga Immo liebt!"

Seine Augen brannten zu ihr auf. Sie löste ihre Hände aus seinen Fingern und sagte: „So liebe ich dich nicht!"

Er dachte nur: sie versagt sich mir. Er hatte das Gefühl, als hätte sie ihm einen Schimpf angetan. „Du sollst mich aber lieben, Jo. Du sollst es lernen! Ich will all das Kühle, Abgeschlossene, das dein Wesen fesselt, zerreißen. Du sollst ein Weib werden — und mein."

Jo fühlte, daß ein heißer Schauer über ihre Haut rann. Sie schloß einen Augenblick die Augen und dachte: liebe ich ihn? Und sie wußte ganz klar, daß ihr Herz still und gütig blieb und den großen Schlag der Leidenschaft nicht tat.

Er nahm wieder ihre beiden Hände und preßte seine glühende Stirn in die kühlen Handflächen.

„Jo, was denkst du nur! Wenn ein Mann sich so wandelt, wie du willst, daß ich mich wandeln soll, dann tut er es nur für ein Weib, das er liebt — das ihn liebt!"

Seine Stimme war voll tiefer Glut. Er fühlte und glaubte, was er sagte, in dem keuschen, stillen Sommerabend, erschien ihm Jo wie eine Erlösung seines Lebens, wie die Entsühnung seiner Vergangenheit.

„Jo, ich habe viel Schlechtes getan, das ich vor deinen Ohren nicht nennen kann. Ich habe viele Frauen geliebt — geliebt?" Er lachte höhnisch. „Ich habe sie geküßt, weil sie sich mir nicht versagten. Aber du — vor dir möchte ich knieen. Dich möchte ich bitten: hab mich lieb! Mach einen Menschen aus mir."

Seine dunklen Augen flehten leidenschaftlich, er preßte seine Brust gegen ihre Knie, daß sie das wilde Pochen seines Blutes hörte.

„So habe ich es nicht gemeint, Markwart", sagte sie. Sie bebte am ganzen Körper, und ihr Gesicht war blaß. In ihren Augen war eine tiefe Ratlosigkeit. Sie dachte mühsam: ich habe mir die Liebe anders gedacht, jubelnd, freudig. Und einen starken und reinen Menschen. Ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Und dies ist so anders —.

Und dann war sie wieder im Banne ihrer Idee, die sie glühend begeisterte und betörte. „Ich wollte ihm doch helfen. — Ich wollte ihm geben, den Glauben ans Leben, Hoffnung, das leichtherzige Lachen. — Und nun will er mehr — er will alles. Da darf ich nicht geizen. Er ist ein Suchender, meine Hand ist stark, er glaubt an mich, ich kann ihn halten."

Die Gedanken jagten sich. „Ist das Liebe, was ich für ihn fühle? Ist es nicht nur Mitleid? Ich bange um ihn. — Bin ich denn überhaupt einer so starken Leidenschaft fähig, wie Marga? Mein Wesen ist ruhiger, ausgeglichener, — meine Liebe muß auch stiller sein und selbstloser —"

Ihr Atem ging rasch. Markwart beobachtete sie in höchster Spannung. Er sah: Dies waren die ersten Liebesworte, die sie aus einem Männermunde hörte. Er hatte schon zu vielen Frauen von Liebe gesprochen, aber noch nie hatte er diese bange Scheu gespürt. Und Jo war anders als alle andern, die fühlten nur oder berechneten, und sie dachte —

Er sah, wie in ihren Augen die Gedanken kamen und gingen. Er sah, daß sie schwer und ernst erwog, was sie ihm geben konnte. — Und dies füllte ihn mit Staunen. Wie konnte man klar und logisch denken, wenn das Blut in Brand war und in wilden Stößen durch den Körper ging?! Oder war ihr Blut kühl geblieben, unberührt von seinen werbenden Blicken und dem leidenschaftlichen Druck seines Körpers?

Da legte Jo die Hand auf sein Haar und strich leicht und zärtlich darüber

hin. Sie sprach nicht, aber aus ihren Augen brach ein warmer, zärtlicher Strahl, der ihn erschreckte und ergriff.

Er küßte ihre Hände ganz sanft und vorsichtig. „Jo", sagte er erstickt. „Jo — Jo —"

Dann schloß er die Augen und gab sich einer starken, tiefen Seligkeit hin. Er fühlte, diese klaren, gütigen Augen schirmend und gebend über sich, und er glaubte ganz fest, daß in dieser stillen Stunde sein Leben sich wandte, um auf goldener Bahn zu gehen. Und eine Dankbarkeit war in ihm, die war grenzenlos und echt.

Er öffnete die Augen und sah sie an, und ihr Ausdruck verwirrte ihn. „Du siehst aus," sagte er sinnend, „wie eine Mutter siehst du aus, die auf ihr Kind niederschaut —"

„Oh", sagte sie lächelnd. Sie freute sich, daß er ihr Gefühl so verstanden. Sie begriff, daß in ihrer Liebe so viel Selbstloses, Gebendes, Mütterliches war, sie hatte das Gefühl, als sei er jünger wie sie, als müsse sie ihn fürderhin sanft bemuttern und zärtlich leiten.

In dem Manne war ein leises Unbehagen. Er zog ihren Kopf zu sich herab und sah ihr heiß und zwingend in die Augen. Sein Atem flog über ihr Gesicht. „Du sollst mich lieben wie ein Weib, nicht wie eine Mutter — wie mein Weib —" sagte er dringend, und seine Küsse loderten über ihr Gesicht.

Sie wand sich leise in seinen Armen, seine Leidenschaft erschreckte sie, nichts in ihr antwortete seinem Ansturm.

„Laß mir Zeit", bat sie und die freie Ruhe ihres Wesens schwand. Ihre Augen waren schwer von Tränen. „Du mußt es lernen, Jo", sagte er bittend. „Nichts ist so süß —"

„Wenn du mich lieb hast, laß mir Zeit! In mir ist alles still —"

Er verstand sie nicht. Er wußte nicht, daß sich Leidenschaft nur schwer und mühsam löst, wenn sie tief im Wesen wurzelt. „Ich will dich wecken", sagte er zärtlich und küßte ihre Schläfe, ihr loses Haar, ihren Hals.

Da stand sie rasch auf, daß das kleine Boot schwankte. Ihre Augen waren dunkel in dem weißen Gesicht. „Ich will dir geben, was ich kann, nur fordern darfst du nicht, so nicht."

Markwart war ernüchtert, seine weiche sehnsüchtige Stimmung verflog. Er biß sich auf die Lippe und senkte die Augen. Er nahm sofort die Ruder auf und ruderte in langen Stößen dem Ufer zu.

Jo saß tief erregt. Sie fühlte, daß sie ihn gekränkt hatte. „Ich kann es doch nicht zwingen", dachte sie. „Das nicht! Wenn er mich lieb hat, muß er Geduld haben."

Markwart kannte keine Geduld und begriff das Süße einer leisen und langsamen Entwickelung nicht. „Sie ist launisch!" dachte er wütend. „Wenn sie nicht will, auch gut."

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Als sie unter den runden Apfelbäumen der Hotelwiese waren, blieb Jo stehen. Der Abend verdämmerte leise über den Höhen und warf violette Schleier auf das Land.

Jo sah zu Markwart auf. „Verzeih mir", sagte sie leise. „Versteh' mich bitte." Er stieß mit der Fußspitze in den Rasen, eigentlich sehnte er sich gar nicht nach einer Versöhnung. Aber wie er sie ansah und den klaren wahrhaftigen Blick sah und das echte reine Gefühl, das ihm selbst so fremd und rätselhaft war, da wußte er, daß sie ihm unendlich viel gab. Und er riß sie rasch in seine Arme und küßte ihr Gesicht, wild, durstig, er preßte ihren Körper dicht an sich und sein Atem ging schwer.

Jo lag mit geschlossenen Augen in seinen Armen und ertrug schweigend den Sturm seiner Leidenschaft, und jeden seiner Küsse empfand sie wie eine Wunde, die er ihr schlug. Sie wußte: so hätte er sie nicht küssen dürfen, heute nicht — so nicht.

Sie wußte nicht, daß Markwart den heiligen Kuß keuscher Liebe verlernt hatte in seinem wilden Leben, aber sie verstand nun, was er ihr heute auf der Terrasse gesagt hatte: „Ich habe etwas verloren, was ihr alle noch besitzt."

Als sie in ihrem Zimmer war, setzte sie sich still auf das Bett und weinte lautlos, ohne Schluchzen, ohne Erschütterung. Sie fühlte, daß mit Markwart das Leid in ihr Leben gekommen, und ihr war, als müßte sie in ihr ruhiges klares Mädchendasein zurückflüchten und sich gegen alles wehren, was von ihm kam. Aber da war etwas in ihr, wie ein antreibender Wille, das sie zwang, nicht abseits zu stehen vom Leben und mit stillen Zuschauergefühlen dem Kämpfen und Ringen zuzusehen. Sie mußte selbst hinein in die Lebensnot, mit leiden, mit jubeln, siegen oder untergehen. Das war Menschenlos, dem mußte auch sie sich beugen.

„Ich kann ihn nicht im Stiche lassen, er glaubt an mich." Dies Bewußtsein gab ihr die innere Ruhe wieder und ward ihr wie ein Wegweiser.

Sie hörte nebenan Margas leises und frohes Trällern, zuweilen ihren leichten Schritt und das Rieseln ihrer Kleider. Das brachte sie zum Bewußtsein, daß sie sich zur table d'hôte anziehen mußte.

III. Kapitel.

Markwart und Jo gingen langsam die weiße Straße nach Amden hinauf, dessen Häuser weit verstreut auf grüner Halde lagen. Es war ein drückend heißer Tag, die Bäume und Sträucher ließen müde die Köpfe hängen, selbst die Halme am Wege beugten die schlanken Körper unter der Last des Tages. Es war, als wuchtete die Luft schwer, wie etwas Greifbares auf der Natur. Über dem Glärnisch stand eine blauschwarze Wolke, schwer und undurchsichtig wie eine Wand, ihre Ränder waren gerade, wie abgeschnitten.

Markwart blieb stehen und sah hinüber: „Es kommt ein Gewitter“, sagte er nervös. „Das ist unangenehm.“

Ein fernes Grollen klang aus den Bergen, es war, als hockte hinter dem breiten Rücken des Glärnisch das Unwetter und wartete auf den rechten Augenblick, um tückisch loszubrechen.

„Wir kommen keinesfalls mehr zurück, die Wolke wächst rasch. Wir wollen schnell ausschreiten, um Amden zu erreichen, bevor es losbricht.“

Jo nickte und ging rasch an seiner Seite die mählich steigende Straße hinauf.

„Mir sind Gewitter fatal“, sagte Markwart zwischen den Zähnen.

Jo sah ihn überrascht an, sie kannte keine Furcht und begriff diese Regung bei einem Manne nicht. Er fühlte ihren Blick und es reizte ihn. „Es sind die Nerven, liebes Kind, aber davon versteht euresgleichen nichts. Euch ist gleich Feigheit, was im Grunde eine rein physische Veranlagung ist.“

Er wandte sich wieder nach der immer rascher näher hastenden Wolke.

„Gewiß, verstehe ich das, wenn es mir selbst auch fremd ist“, sagte Jo. Aber es war doch ein Unbehagen in ihr, es kam ihr widernatürlich vor, daß sie die Besonnene und Stützende war, während er, der Mann, versagte.

Aber war das nicht immer so in ihrem Verhältnis zueinander. Sie seufzte leise. Er begehrte sie als Stütze, als Schild gegen das Leben und seine Versuchungen. Er machte keinen Hehl daraus. Und er nahm es als selbstverständlich an, daß sie fest stand auf ihren Füßen und ihre Stirn jedem Sturm Trotz bot.

Während sie atemlos bergauf hasteten, horchte sie auf ihre flüchtigen Gedanken.

Wie, wenn ihr einmal die Kräfte versagten, wenn sie unter einer Last zusammenbrach? Würde er sie da halten und stützen — er, der nicht gewohnt war, sich selbst zu halten, der noch nie einen Finger geregt hatte für einen anderen Menschen?

Sie sah ihn von der Seite an, sein Gesicht zuckte unruhig. Da kam ihr ein Gedanke, und der war ihr Schmerz und Trost zugleich.

„Dahin wird es nie kommen!“ dachte sie bestimmt. Er ist kein Mensch, der im gleichen Schritt mit einem anderen gehen kann, ein Leben lang. Er wird mich überholen, oder zurückbleiben, wir gehen nur eine Strecke Wegs nebeneinander her.“

Die schwarze Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben, mit einem Schlage erstarb alles Licht auf der Landschaft, sie sah fahl und drohend aus. Da zuckte über den Himmel ein greller zackiger Blitz, der ein grausames Licht auf die Erde warf, und ein betäubender, zermalmender Donnerschlag folgte.

Markwart wandte sich nicht um, er ging in einem wilden Tempo bergauf, er fragte nicht, ob Jo ihm folgen konnte, der Gedanke kam ihm gar nicht.

Sie blieb dicht an seiner Seite, und sie dachte: „Woher habe ich diese grausame Klarheit des Blickes? Ist es ein Segen oder ein Fluch? Ich weiß ganz

genau, daß dies, was wir jetzt gemeinsam erleben, keine Dauer haben wird, es ist nichts Beständiges in ihm, seine Hände können nicht festhalten, was sie ergreifen, und auch mich nicht. Ich muß meine Mission an ihm erfüllen, das ist alles."

Wieder fuhr ein Blitz wie ein Schwert aus der Wolke, wieder toste ein wütender Donner über das Gebirge, und dann begannen große Regentropfen rasch und schwer niederzustürzen.

Seitwärts am Hang stand ein Haus, braunes Gebälk überspann das weiße Gemäuer, ein trauliches Dach sprang schützend vor und schirmte eine Galerie.

Sie liefen den schmalen Weg, der sich durch die grüne Wiese zog, hinauf und standen atemlos im Hausgang. Draußen brach das Unwetter mit wüster Gewalt los.

Die Blitze züngelten und zerrissen das Dunkel, die Donnerschläge knatterten und machten die Erde beben. Die Bäume beugten sich stöhnend und keuchend, ein wilder Reigen zerrissener Blätter tanzte vor dem Sturm her, der Regen geißelte die Halme und warf sie zu Boden, kleine Bäche rannten über die Straße talab. Von fern her hörte man das tiefe, angstvolle Brüllen einer Kuh, dem der helle Angstruf eines Kalbes folgte. Dazwischen das langgezogene Jaulen eines Hundes.

Jo lehnte mit dem Rücken an der Wand und sah in Markwarts blasses Gesicht. Er beherrschte sich nur mühsam, seine Nerven gehorchten ihm nicht mehr, er war dem Augenblick nicht gewachsen, er fühlte sich klein.

Und Jo fühlte nur die Größe und Wucht der Natur, die in den Bergen ihre höchste Majestät zeigte. Ihr Atem ging still, sie fühlte nur Schauer der Ehrfurcht, und sie sah die Kluft, die sie von dem Manne an ihrer Seite trennte.

Im Hintergrund öffnete sich eine Türe und eine junge, blonde Frau stand auf der Schwelle. Ein schlanker, sehr zierlicher Junge lugte neben ihr neugierig in die Diele.

Jo ging auf sie zu. „Wir haben bei Ihnen Schutz gesucht", sagte sie entschuldigend.

Die junge Frau streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit einer tiefen, warmen Stimme, die seltsam zu der lichten Erscheinung kontrastierte: „Bitte, treten Sie näher und seien Sie meine Gäste. Sie sind mir willkommen."

Sie trat in die Stube zurück, um Jo eintreten zu lassen, und Jo sah, sie war eine Dame ihres Lebenskreises, trotz der schlichten Kleider. Sie wandte sich zu Markwart: „Darf ich bitten."

Und sie traten in den Raum, der braungetäfelt war und sehr ernst und behaglich aussah.

Rund um das Zimmer lief eine Bank, auf der bunte Kissen mit Bauernmotiven lagen. In der Mitte stand ein klobiger Tisch, um den sich wuchtige Sessel schoben. Auf einem Paneelbrett oberhalb der Bank standen Kannen und Gläser.

Jo atmete auf. „Wie fühlt man sich hier geborgen," sagte sie dankbar, „wie schön und eigenartig ist dieser Raum."

Die blonde Frau lächelte vor sich. Dann schob sie den Knaben von sich. „Gib den Herrschaften die Hand, Erwin."

Jo streichelte über das weiche Blondhaar, das gerade und schlicht um das feine Pagengesichtchen hing. Es war ein seltsam graziöses, aristokratisches Kind.

Jo wunderte sich über die schlichte Sicherheit der Frau und über die reine Sprache, die an keinen Dialekt anklang, und während sie sich setzten, dachte sie: „Sie ist eine Norddeutsche. Wie kommt sie hierher? Dies scheint ein dauerndes Heim zu sein."

Die Frau drückte auf eine Klingel und ein altes Mädchen kam herein, dem sie halblaut einige Worte sagte. Nach einer Weile brachte sie Gläser und eine Kanne.

Markwart hob abwehrend die Hand. „Ich danke wirklich — nein, vielen Dank. Ich habe starke Kopfschmerzen und möchte nicht trinken."

Die junge Frau stand rasch auf und öffnete die Türe zum Nebenzimmer. „O bitte, dann ruhen Sie sich hier ein Weilchen, hier ist ein Divan, das steht Ihnen gern zur Verfügung."

Markwart erhob sich bereitwillig und nickte Jo flüchtig zu. Dann schloß er die Türe hinter sich.

Jo war sehr verlegen. Sie fand sein Betragen schlaff und unmännlich. „Er gibt sich stets nach", dachte sie verstimmt. „Niemals kommt ihm der Gedanke, sich zu beherrschen. Er folgt jeder Regung, die durch ihn zuckt." Stimmungssklave! Das Wort stand vor ihrer Seele.

Die junge Frau bot ihr das Tablett mit den Gläsern an. Jo nahm dankend und zog den Jungen zu sich herüber und streichelte seine schmale Hand. Sie empfand es wohltuend und taktvoll, daß ihre Wirtin sie mit keiner Frage belästigte, sondern gelassen wartete, ob sie sprechen würde. Sie sah voll Sympathie in das reizvolle, lebendige Gesichtchen, und da sah sie, daß in den Augen ein trostloser Ausdruck stand. — —

Sie wandte sich ihr zu und begann zu sprechen.

„Wir wohnen drüben, am andern Seeufer in dem braunen Kurhause — eine ganze Familie —. Und sie erzählte von jedem einzelnen, sprach unbefangen über ihre Eindrücke und enthüllte der Fremden im leichten Gesprächston ihren Namen. Die junge Frau hörte aufmerksam zu und ließ den Blick nicht von Jo. In ihren Augen war ein hungriger Ausdruck.

Als Jo schwieg, sagte sie inbrünstig: „O wie bin ich Ihnen dankbar! Wie habe ich mich nach der Unterhaltung mit einem gebildeten Menschen gesehnt. Sie wissen gar nicht, was Sie mir geben — Nur allein, Sie sprechen zu hören — Ich bin fast vergangen vor Sehnsucht —"

Schluß folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Austriacae res.

Die Blicke aller politisch Denkenden sind augenblicklich in banger Sorge auf die österreichisch-ungarische Monarchie gerichtet. Das Schicksal Europas ruht im Moment in der Hand jenes ehrwürdigen Herrscherhauptes, das zum Glücke der von ihm in patriarchalisch weiser Fürsorge beherrschten Völker den „Willen zur Macht" niemals in herausforderndem Tone hervorgekehrt, aber dafür den „Willen zum Leben" um so wirksamer und vorbildlicher in sich verkörpert hat. Wer ein solches Bündel von tückischen Schicksalsschlägen weise überwunden und dabei in diesem hohen Alter den Kopf hochbehalten hat, der darf füglich als der fleischgewordene Lebenswille angesprochen werden.

Und dieser wahrhaft majestätische Weise, der die „Sprüche Salomonis" nicht aus sich heraus gedichtet, sondern das ganze „Buch Hiob" an sich erlebt und doch wie der weiseste aller überlieferten Monarchentypen gehandelt hat, sieht sich heute zwei seiner stärksten Stützen beraubt. Sein langjähriger Vertrauensmann und Botschafter in Berlin, Ladislaus Graf Szögyény-Marich, dessen Bild wir an der Spitze unserer Augustnummer bringen, verläßt nach 53jähriger Tätigkeit im Dienste der Monarchie, von denen die letzten 22 Jahre dem Berliner Posten gewidmet waren, das wichtigste Botschafteramt der Monarchie, um auf seinen ungarischen Gütern ein otium cum dignitate zu genießen. Und sein Thronerbe, Franz Ferdinand, wird von ruchloser Hand um seine Zukunft gebracht. Im ehernen Willen des verschlossenen, in sich gekehrten Thronfolgers loderte der Funke jenes „Willens zur Macht", dem sich alle Groß-Österreicher im stillen Herzenskämmerlein wehmütig entgegensehnten, und diese Zuversicht ist durch Mordbuben frevlentlich vernichtet worden. Franz Ferdinand starb, bevor er recht eigentlich gelebt hat, und die festeste Stütze des Thrones, die „starke Hand", deren Wirken und Walten in den letzten Jahren für alle Kenner zum Vorschein kam, ist gefällt, bevor sie ihr gewaltiges Können vor aller Welt hätte bewähren und erproben können. Graf Szögyény-Marich sieht auf ein erfülltes Leben und eine glänzend gelöste Aufgabe zurück, so daß er den ihm vom Schicksal vergönnten Lebensabend mit der Niederschrift seines reichgesegneten Lebens auszufüllen vermag, während der Thronfolger in den Vorstadien zum ersten Kapitel seines Auftretens in der Geschichte eine Beute hirnwütiger Phantasten geworden ist. Und daß es just slawische Hände sein mußten, die jenen kostbaren Lebensfaden jäh und grausam durchschnitten, ist eine bittere Ironie jener Tragödie, die sich in Serajewo abgespielt hat.

Mit dem Grafen Szögyény-Marich scheidet nicht bloß der Doyen der Diplomatie am Berliner Hofe aus dem politischen Leben, sondern auch der Diplomat vom alten Schrot und Korn, der eine Zierde seines Standes ist. Mag er auch zur „alten Schule" der Diplomatie gehört haben, so war nur die „Schule" an ihm alt, und von dieser „Schule" hatte er sich die besten Qualitäten, die „fine fleur" ihrer Leistungsfähigkeit, zu eigen gemacht. In seiner Tatenfreudigkeit und glücklichen Inspiration nahm es Graf Szögyény-Marich mit den besten

Köpfen der österreichischen Diplomatenschule auf. Da er das volle Vertrauen beider Monarchen in gleicher Weise genoß, vermochte er durch seinen natürlichen Verstand, dem sich eine 53jährige Erfahrung zugesellte, Aufgaben zu bewältigen, die einer jüngeren Kraft auch dann nicht zugetraut werden durften, wenn selbst die höchste diplomatische Begabung sie ausgezeichnet hätte. Seine männlich-ritterliche Art fand selbst in den heikelsten Momenten Gehör, weil hinter seinen Worten nicht bloß sein Kaiser stand, sondern eine geschlossene Persönlichkeit, der man auch dann den Zoll der Ehrfurcht nicht versagte, wenn diese Worte auch einen empfindlichen Nerv treffen mußten. Maß, Haltung, Geradheit, Noblesse der Gesinnung und chevalereske Umgangsformen bilden die Grundzüge seines Wesens, und mit diesem Bündel von glücklichen Eigenschaften hat er sich jene tonangebende Stellung in der Berliner Diplomatie erworben, die neidlos anerkannt wurde. Wenige Botschafter können mit dem stolzen Bewußtsein vom heißen Berliner Boden scheiden, keinen Gegner, geschweige denn einen Feind zurückzulassen. Nicht bloß die gesamten Landsmannschaftsverbände der österreichisch-ungarischen Monarchie stehen geschlossen hinter ihrem scheidenden Botschafter, der nicht nur mit patriarchalischer Würde, sondern mit menschlich warmem Herzen ihre Interessen vertrat, sondern der ganze Hof und die große Berliner Gesellschaft bringen dem scheidenden Botschafter jene warmherzige Sympathie entgegen, die sich nur ein gütiger Mensch zu erwerben und dauernd zu erhalten vermag.

Daß sogar der menschliche, allzumenschliche Urtrieb, der Neid, sich nicht hervorwagte, ist um so verwunderlicher, als das persönlich-herzliche Verhältnis des Kaisers zu diesem Botschafter ganz dazu angetan war, den Neid geradezu herauszufordern. Bei jedem sich darbietenden Anlaß hat der Kaiser den österreichisch-ungarischen Botschafter ostentativ bevorzugt. Noch kurz vor der Enthebung vom Botschafterposten stand der Kaiser bei der Enkelin des Botschafters zu Pate. Und nach der Tragödie von Serajewo, als der neue Botschafter schon ernannt war, bekundete der Kaiser dem Grafen Szögyény gegenüber jenes persönliche Treuverhältnis, das der Person ebenso galt wie dem Staate, den sie vertrat. Man versteht dieses Treuverhältnis, abgesehen von der persönlichen Sympathie, am besten dann, wenn man aus der Geschichte der letzten 22 Jahre weiß, was Graf Szögyény hinter den Kulissen für die Pflege, Aufrechterhaltung und Vertiefung der Beziehungen beider Monarchien getan hat. Waren Bismarck und Andrássy die Schöpfer dieses Bündnisses, so war Szögyény sein umsichtiger Erhalter. Mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens widmete er sich dieser seiner Lebensaufgabe: das Bündnisverhältnis zu befestigen und zu verinnigen. Während der Annexion Bosniens und der Herzegowina hat Graf Szögyény seine größte diplomatische Tat vollbracht. Nur den Kaiser hatte er in die vom Thronfolger inspirierten Pläne des Grafen Aehrenthal eingeweiht, aber den damaligen Reichskanzler, Fürst Bülow, hat er wohlweislich ohne Kenntnis gelassen, so daß Fürst Bülow im Reichstag mit vollem Fug erklären konnte, er sei froh, von dieser Aktion des Bundesgenossen erst hinterher unterrichtet worden zu sein. Und daß es dem diplomatischen Geschick des Grafen Szögyény gelang, ungeachtet dieser Umgehung des verantwortlichen Reichskanzlers, die „Vasallentreue" des Deutschen Reiches zu erhärten und sie als Eckstein der europäischen Politik zu erweisen, das wird stets das goldene Blatt in der Geschichte seiner diplomatischen Laufbahn bilden.

Sein Nachfolger, Prinz Gottfried Hohenlohe-Schillingsfürst, der mit der Erzherzogin Marie Henriette, Tochter

des Erzherzogs Friedrich, verheiratet ist, findet in Berlin eine glückliche Konstellation vor, wie sie nicht so bald wieder einem Botschafter beschieden ist. Daß die Prinzessin auf den ihr gebührenden Rang einer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit für die Dauer der Botschaftertätigkeit ihres Gemahls verzichtet hat, wird ihr allerorten nur Sympathien eintragen. Prinz Hohenlohe bringt, abgesehen von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Berliner Hofe, eine persönliche Note mit, die ihm eine besonders ersprießliche Tätigkeit auf seinem neuen Posten gewährleistet. Er war nämlich vier Jahre österreichisch-ungarischer Militärattaché in Petersburg und hat es durch sein gewinnendes Wesen verstanden, den russischen Hof günstig für sich und die von ihm vertretene Sache zu stimmen. Als die Spannung zwischen Österreich und Rußland im Februar vorigen Jahres ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde Prinz Gottfried Hohenlohe dazu ausersehen, jenes Handschreiben des Kaisers Franz Josef an den Zaren Nikolaus zu überbringen, das einen Markstein in der Geschichte der Entspannung zwischen den beiden Mächtegruppen gebildet hat. Wer die feinen Fäden zu verfolgen vermag, mit denen das zarte Gewebe der Weltpolitik hinter der Bühne des öffentlichen Marktes genäht wird, der kennt die intimen Zusammenhänge zwischen jenem berühmt gewordenen Brief und der Botschafterkonferenz in London. Prinz Hohenlohe hat am russischen Hofe ehrliche Freunde, und das ist für einen österreichischen Botschafter in Berlin eine Zugabe von nicht zu unterschätzendem Belang. Alle Vorzeichen sind daher dem neuen Botschafter in Berlin günstig.

Weniger vom Glück begünstigt war der österreichische Gesandte in Belgrad, Baron Giesl, in dessen Hause der russische Gesandte von Hartwig einem Herzschlage erlegen ist. Die „Tücke des Objekts" hat es gefügt, daß der ingrimmigste Hasser Österreichs und Deutschlands gerade in den exterritorialen Räumen der Gesandtschaft den letzten Herzschlag tun mußte. Daß die großserbische Fama aus diesem unglückseligen Zusammentreffen etwas Hinterwäldlerisch-Balkanisches herauswittern würde, war vorauszusehen. Der großserbischen Phantasie sind Gift, Meuchelmord und stilles Beseitigen nicht erst seit den Tagen einer Draga Maschin geläufige Bilder. Und von Hartwig war der vordergründliche Protektor der großserbischen Idee, was auch bei seiner Beerdigung auf serbische Staatskosten unverhüllt zutage trat. Was Iswolsky für den Westen, das bedeutete von Hartwig für den Osten der russischen Politik: die Verkörperung des russischen Nationalismus, die Hätschelung der panslawistischen Idee, den Fieberwahn einer Kosakisierung Europas. Und inmitten seiner Lebensaufgabe, auf dem Zenit seiner Wirksamkeit, kurz nach dem Attentat auf das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar, bricht der virtuose Beherrscher balkanmethodischer Politik kraftlos auf österreichischem Boden zusammen. Das überwallend heiße Herz hat aufgehört, sowohl f ü r Rußland als g e g e n Österreich zu schlagen. Politische Komplikationen werden sich vorerst nicht daraus ergeben, nicht weil in Serbien der Wille dazu fehlte, wohl aber weil Kraft und Mittel völlig versagen. Ein Federzug in Ischl, und Serbien liegt in Staub und Asche. Aber diesen Federzug wird der ehrwürdige Kaiser in Ischl nicht übers Herz bringen. Deshalb glauben wir an keine unmittelbare Kriegsgefahr. Die serbischen Maulhelden können auch schweigen, wenn Ohnmacht sie dazu verurteilt. Der greise Monarch w i l l, der junge Thronfolger k a n n keinen Krieg führen, bevor er sich in die großen Aufgaben, die seiner harren, eingelebt hat. Die österreichisch-

ungarische Monarchie wird an der Seite ihrer beiden mächtigen Verbündeten den europäischen Krieg nicht aus einem Zufallsgrunde heraufbeschwören, sondern ihn nur dann planmäßig und zielbewußt durchführen, wenn er als ultima ratio unumgänglich ist.

Internationale Rundschau.

Von Margaret v. Seydewitz.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in allen Ländern und auf allen Gebieten der Wunsch nach Annäherung und Verständigung zum Ausdruck kommt. Es gibt zwar noch immer viele Menschen, die nur in der Kriegsbereitschaft und in der Vergrößerung von Heer und Flotte eine sichere Gewährleistung des Friedens und des nationalen Wohlstandes erblicken. Daneben aber ist die Zahl derer im Wachsen begriffen, die an friedliche Verständigung durch friedliche Mittel glauben. Alle solche haben in letzter Zeit manches erleben dürfen, was ihren Glauben stärken und ihnen für die Zukunft eine frohe Zuversicht geben kann. Ich brauche nur auf die verschiedenen Individuen und Vereinigungen hinzuweisen, die an Stelle einer alten Feindschaft ein besseres Verständnis herzustellen suchen zwischen Menschen verschiedener Nationalität, Konfession und Rasse. Man redet schon von einer Deutsch-Englischen, Deutsch-Französischen, Deutsch-Russischen Verständigung. Man tauscht ideale Werte aus durch das Auftreten eines Richard Strauß oder eines Weingartner in Paris, wie durch die Einladung seitens deutscher Universitäten eines französischen Philosophen wie Boutroux. Deutsche Arbeiter werden nach London, englische nach Berlin eingeladen. Englische Studenten machen eine Besuchsreise nach deutschen Universitäten. Durch die Austauschprofessuren vermittelt man einen internationalen Austausch der besten geistigen Güter des eignen und eines fremden Volkes. Ich könnte noch unzählige Beispiele anführen, ohne alles zu erschöpfen, was in dieser Beziehung erstrebt wird und schon erreicht wurde.

Immer weitere Kreise zieht diese Bewegung, die nicht nur Individuen und Einzelvölker, sondern die Gesamtmenschheit umfassen soll, um ihr Ziel in vollem Umfang zu erreichen. Tatsächlich ist auch vor drei Jahren eine im weitesten Sinne internationale Vereinigung ins Leben gerufen, als der erste Weltrassenkongreß Ende Juli 1911 in London tagte, zu dem mehr als 50 Völker der Erde ihre Delegierten gesandt und sich 1200 Teilnehmer aus aller Herren Ländern eingefunden hatten. Natürlich war auch Deutschland gut vertreten, und ein bedeutender deutscher Gelehrter bezeichnete diese Zusammenkunft als ein großes Erlebnis, ein weltgeschichtliches Ereignis. Man sah Staatsmänner in führender Stellung, Parlamentsmitglieder, Anhänger jeder politischen Partei und jeder religiösen Richtung, Professoren, Gelehrte und Schriftsteller, denkende Männer und Frauen aus allen Kontinenten, die ernst und sachlich ihre Gedanken über große Menschheitsfragen austauschten, vor allem über die Möglichkeit der Verständigung zwischen allen Völkern und Rassen der Erde. Insbesondere wurden die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen eingehend erörtert, vom Standpunkt der Wissenschaft und des modernen Gewissens und unter Ausschluß jeder politischen Tendenz, wie überhaupt jeder Polemik.

Es wurde beschlossen, weitere ähnliche Weltkonferenzen zu veranstalten, jedes Mal in einem anderen Lande. Die nächste soll im Sommer 1915 in Paris stattfinden, und die Vorarbeiten dazu sind schon energisch in Angriff genommen durch einen Ausschuß, der den Prinzen Roland Bonaparte, den Senator d'Estournelles de Constant und

den Philosophen Emile Boutroux unter seinen Mitgliedern zählt. In dieser zweiten Weltrassenkonferenz wird die Rassenfrage vom biologischen, psychologischen, soziologischen, ethischen und juristischen Standpunkt erörtert werden, und es sollen wieder die Mittel besprochen werden, die zum Verständnis und zur Eintracht führen können zwischen allen Mitgliedern der großen, verschiedenartigen menschlichen Familie.

Während in Paris und in der Zentralstelle London diese Konferenz eifrig vorbereitet wird, strebt man gleichzeitig die Gründung von Zweiggruppen und nationalen Ausschüssen dieser großen Weltbewegung an. Auch in Deutschland soll eine solche gegründet werden, damit „das Land der Dichter und Denker", das in der Wissenschaft, in der Geisteswelt, aber auch in praktischen und realen Dingen immer so Großes geleistet hat, nicht zurückbleiben möge hinter den anderen an dieser Menschheitsfrage arbeitenden Völkern der Erde.

Pazifistische Rundschau.

Von H. L—St.

Bertha von Suttner †.

Die Vorkämpferin für internationale Verständigung und Völkerfrieden ist dahingegangen. Aus ihren Memoiren wissen wir, daß das Edelfräulein, überdrüssig der schalen Vergnügungen ihrer Kreise, einen gleichgesinnten Mann erkor, Gundakkar von Suttner, mit dem sie ihr Leben dem menschlichen Fortschritt zu weihen verstand. Sie mußte es in die Welt hinaus schreiben, daß unser Friede nur einem Waffenstillstand vergleichbar sei, daß das menschliche Leid des Krieges, wie es das Auge einer Frau, Florence Nightingale, sah, totgeschwiegen wird über den Posaunentönen des Sieges. Und wie sie durch „Die Waffen nieder" einen Appell an die Verantwortlichkeit der Kriegführenden richtete, so wandte sie sich — gemeinsam mit ihrem Manne — gegen jede Art von Vergewaltigung. In „Schach der Qual" sehen wir sie Front machen gegen die Auswüchse der Vivisektion, und in demselben Buch bekämpft sie aufs schärfste den Antisemitismus, und ihr Mann gründete als Erster einen Verein zur Abwehr der damals in Österreich in Blüte stehenden antisemitischen Bewegung.

Es darf bei diesem Anlaß hervorgehoben werden, daß Bertha von Suttner die erste Anregung zur Interparlamentarischen Union gab, welche in jährlichen Zusammenkünften die Parlamentarier aller Länder zusammenberuft, um auf gemeinsamem Boden internationale Fragen zu erörtern, wie Kollisionen unter Völkern zu vermeiden seien. Durch ihre persönlichen Beziehungen zu Nobel gewann B. v. Suttner diesen für ihre Ideen, wie sie auch Carnegie, als dessen Gast sie noch unlängst in Amerika weilte, dazu anspornte, die Mittel zu dem Friedenspalast im Haag zur Verfügung zu stellen. Anläßlich ihrer Amerikareise im Jahre 1912 wurden ihr große Ehrungen von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten erwiesen. Mit nahezu 70 Jahren hat sie in Amerika in Volksversammlungen, in Kirchen, Klubs, Frauenvereinen usw. nahezu 100 Vorträge gehalten. Wenn sie mit ihrer imposanten Erscheinung das Rednerpult betrat, herrschte atemlose Spannung. Es würde zu weit führen, ihre schriftstellerische Tätigkeit an dieser Stelle zu würdigen. Sie war ständige Mitarbeiterin des von ihr begründeten und später von Dr Fried redigierten Organs „Die Friedenswarte"; sie organisierte und inspirierte die zahlreichen Kongresse; sie stand in Korrespondenz mit unzähligen Staatsmännern und suchte darauf einzuwirken, daß in den Schulen neben der Kriegsheldenverherrlichung auch die Würdigung anderer Kulturtaten gepflegt werde. So schloß sich ihr eine immer größere Zahl

von Anhängern an, und weit über Deutschlands und Österreichs Grenzen hinaus wird um die große Frau getrauert. Das Werk, das ihren Namen zuerst berühmt gemacht hat, ist in alle Kultursprachen übersetzt worden. Die von ihr ausgestreute Saat wird dermaleinst goldene Früchte zeitigen.

Im Anschluß an diesen Nachruf geben wir die Kundgebung des Organisations-Ausschusses des XXI. Friedens-Kongresses wieder:

Bertha von Suttner und der Wiener Welt-Friedens-Kongreß.

Einen herrlichen Augenblick ihres Lebens hat Bertha von Suttner den Augenblick genannt, den sie auf dem XX. Welt-Friedens-Kongresse im Haag erlebte, als die Kongressisten in jubelnden Beifall ausbrachen bei der Überbringung der Einladung seitens der österreichischen Friedensgesellschaft, den XXI. Welt-Friedens-Kongreß 1914 in Wien abzuhalten. Und als sie am 22. Mai, kurz vor Beginn ihres letzten Krankenlagers, einer Sammelsitzung aller Vorbereitungskomitees für den Wiener Kongreß im Hotel Bristol beiwohnte, war ihre dortselbst gehaltene Ansprache getragen von freudigster Erinnerung an diesen im Haag erlebten Augenblick. Und voller Glück und Zuversicht sprach sie vom Werden und Gelingen des Wiener Kongresses. In einem Brief an einen ihrer tätigsten Mitarbeiter schrieb sie noch vor wenigen Wochen folgendes über die Vorbereitungen: „.... Das ist ja ein Zauberprogramm. Ich entbiete den Ausdruck meines großen Respektes für dieses Gelingen. Ob nicht ein Wort des Kaisers an den Minister dahinter steckt. Das Ding wurde ja förmlich alles auf dem Präsentierteller gegeben .... Ich gratuliere uns und dem Pazifismus — das wird der brillanteste Kongreß."

Nun ist die große Frau so früh aus dem Kreise ihrer Mitstreiter geschieden. Statt einer Ehrung an die Lebende wird der Wiener Welt-Friedens-Kongreß im September d. J. zu einer imposanten Trauerkundgebung an die große Tote werden.

Belletristische Rundschau.

Von Leonore Frei.

Erika v. Watzdorf-Bachoff: „Maria und Yvonne". — Die Geschichte einer Freundschaft. Verlag: Cotta, Stuttgart-Berlin.

Erika v. Watzdorf-Bachoff, die Lyrikerin, bringt uns ihr erstes Buch „in Prosa". — Aber es ist nicht Prosa, was sie schreibt: es ist Poesie, es sind aufgelöste Gedichte. Und das ist gut. Denn wir können keine Prosabücher mehr ertragen. Wir haben die tapferen schriftstellerischen Lederstiefel, mit denen wir so lange auf den Chausseen des Lebens herumstapfen mußten, durchaus abgetragen, ja wir sind zuweilen auch der nägelbeschlagenen Gipfelschuhe müde und freuen uns, wenn wir mit einem Dichter — weich und doch fest sandaliert — in abseitigen grünen Wiesentälern wandern dürfen, und durch mohnrote Kornfelder. Mit „Maria und Yvonne" dürfen wir in diesem holden abseitigen und doch so lebensbewegten Tale wandern und weilen. —

Die sehr einfache Fabel dieses Buches sei hier nur angedeutet: denn nicht in ihr liegt der Hauptwert dieser feinen Erzählung; der liegt vielmehr in der wundervoll getroffenen und durchgehaltenen Stimmung, liegt weit mehr in dem, was verschwiegen, als in dem, was ausgesprochen wird. —

Die Fabel: Maria, die zweite Gattin des ungeschlachten und kulturlosen Baron Grunhof, ist mit Yvonne, dessen Tochter aus erster Ehe, in innigster zartester Seelenharmonie verbunden. „Sie konnten stundenlang zusammen schweigen in einem Gefühl restlosen

Verstehens, das sie aller Worte überhob." Sie sind auch zu Schutz und Trutz — und doch ganz unmerklich und unausgesprochen — gegen Yvonnes Vater verbunden. Denn was diese Ehe zwischen dem gröblichen Mann und dieser im schönsten Sinne sensitiven Frau (die bei allen Gaben, die sie empfängt, zuerst nach den Blumen greift) noch eben zusammenhält, ist, neben Marias tiefgewurzeltem Pflichtgefühl, die Liebe für Yvonne, und für Heide, das Sonnenkind, das gemeinsame Kind dieser zweiten Ehe. —

Mit einem Schloßgast, der während einer Reise des Hausherrn auf Grundorf erscheint, mit dem jungen Dichter Graf Johann Nepomuk Ettal, zieht eine seltsame Unruhe, ein geheimes Auseinanderleben bei den beiden Frauen ein. Denn beide lieben ihn. Maria, die Reine, die Poetin, das wissende Weib ist es, die diesen Mann zuerst an sich fesselt, weil sie beide einerlei Stoffes sind: beide tief und schwer lebend, beide Blüten höchster Kultur. Und eben dieses Allzuähnlichsein entfremdet sie allmählich einander, läßt den Einen am Andern leiden, weil jeder von ihnen nur Wiederholung, nicht Ergänzung findet. — Ettal wendet sich mehr und mehr Yvonne zu, flüchtet, um aus den Zwiespalten herauszukommen, zu ihrer herrlichen starken Natur, die mit dem herben thüringischen Boden, in dem dieses prachtvolle Geschöpf wurzelt, eins zu sein scheint.

Ein leichter Unfall des jungen Grafen bringt Yvonnes Leidenschaft, bringt auch Ettals Liebe zu ihr zutage. Maria entsagt mit einer freien und großen Gebärde. Und hier wird sie, die sich bisher gleichsam als der starken Yvonne geliebtes und geschütztes Kind gefühlt hat — hier wird Maria zum ersten Mal im höchsten Sinne Mutter. Denn sie lernt, daß es ein höheres Glück gibt, als das eigene: das Glück eines geliebten Wesens.

Dies ist die sehr einfache Fabel. Die Schönheit des Buches aber liegt vornehmlich darin, daß eine Lyrikerin es schrieb: daß es Poesie ist, was sie uns bringt. Daß wir mit ihr — wohl fest sandaliert — aber doch leichten Fußes durch abseitige grüne Wiesentäler und mohnrote Kornfelder wandern dürfen. —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Es gibt Bücher, in denen man findet und liebt die weite reiche Welt, die sich jenseits der Heimatsgrenze öffnet, findet und liebt das Andersartige, das bunte Neue, die fremde Hülle des geistigen Lebenskernes, der die Fremde dann doch wieder zur Heimat macht und die Heimat zur ganzen Welt. Es gibt aber auch Bücher, die sind wie die Heimat selbst. Die Züge des Geistigen, wie sie gerade i h r eignen, stellen sie fast rein dar, inmitten aller konkreten Vertrautheit, die die äußere Heimat ausmacht. Als ein solches Buch begrüßen wir heute „Uwes Sendung"*). Ein Erziehungsbuch ist es. Wo wäre die Pädagogik mehr zu Hause, mehr eine heiße Angelegenheit des ganzen Volkes, als bei uns? Sind wir es doch, die den Ideen Rousseaus mit wahrer Inbrunst einst lauschten; unser Land hallte wider vom neuen Geist der Philanthropie; die Klassizität führte Philosophen und Dichter an die Seite der Pädagogen zum Gemeinsamkeitsstreben. Die Romantik schenkte uns Jean Paul und die Blüte seiner Levana. Immer fühlen wir die Verantwortung unseres Erbes aus hundertjähriger Vergangenheit, fühlen sie nicht als Zwang, sondern als tief-

*) Uwes Sendung. Von Hans Würtz. Unter Mitwirkung von Willy Schlüter. F. E. W. Vogel, Leipzig, 1914.

wurzelnde Neigung. Und die ist es, die diesem neuen Buch zustrebt wie einem Stück heimatlichem Lebensbrot. Wenn das erzieherische System, dessen Entwicklung ihm angelegen ist, in vorherrschendem Maße ein spezielles darstellt hinsichtlich des Objektes, das hier das Krüppelkind ist, auf das seine Anwendung zielt, so hat es doch gleichzeitig höchste allgemeine Bedeutung. Einmal in Anbetracht des Bodens, der allgemeinen Psychologie, dem es entsproß, dann im Hinblick auf die uns wie ein großes Licht überzeugende Wahrheit, daß wir alle, als Nation, als Stand, als soziales Wesen, als Individuum, unsere sittlichen, geistigen und seelischen Verkrüppelungen, Defekte tragen und daher wohl Erziehungsobjekte wären. Haben wir teil an aller Not des Buches, so haben wir auch teil an allem, was diese Not lindert, ja überwindet. Alle Hoffnung, alle Siegesgewißheit ist gegründet auf die Seele des Menschen. Königlich, göttlich ist sie in ihren Möglichkeiten, ihrer Freiheit, in ihrem schöpferischen Willen und ihrem schöpferischen Tun. Wenn das Denken als Tun in ihr waltet und das Gefühl, so auch ihr ethisches Wollen, das persönlich, sozial, national, menschheitlich ist. In einer Religion wurzelt es im tiefsten Grunde, die ein Mitopfern, ein Mitkämpfen ist im Sinne Goethes: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Das Evangelium vom Leben, das durch die Tat beschwingt wird, durch die Tat, die fortzeugend Taten gebiert, ist das Buch. Als wollte es uns glauben machen: Im Anfang war die Tat. Wir glauben es; denn wir wollen froh sein. Das Buch baut seine Psychologie empirisch sowohl, als auch erkenntniskritisch auf; so gibt es den mit sich fortreißenden Strom des warmen Lebens; so führt es hinauf zur Höhe, wo die leidenschaftslose Leidenschaft des reinen Denkens uns umfängt. Sie ist Eklektizismus und Originalität zugleich. Sofern sie zur Krüppelpädagogik sich praktisch formt, eröffnet sie neue und die reichsten Aussichten. Sie ist aus dem Leben inmitten einer Schar von Krüppelkindern geworden, aus der Intensität praktischer Arbeit und gedanklicher Forschung und stützt sich im besonderen auf eine neue philosophische Schöpfung. Wenn dem Erzieher, dem Arzt, dem Psychologen das Werk von Hans Würtz und Willy Schlüter Bedeutendes zu sagen hat, gleichsam Fachliches, so spricht es alles doch auch zu allen. Denn ins Menschliche ist alles übersetzt, das uns nicht fremd ist, ist außerdem in die eigenartigste und reizvollste Form gegossen; wir sind zugegen bei einem Dialog, bei einem gesellschaftlichen Zusammensein, bei einem Vortrag. Wir folgen mit Spannung und ohne Ermüdung trotz der großen geistigen Kost dem Lebens-Schaffensgang von Uwe Hardt, wie er im Ringen um sein Persönlichkeitsein sich als zur Krüppelpädagogik berufen erkennt, wie er wirkt und denkt an seiner Arbeitsstätte, wie er heranreift zur Schöpfung von Neuem. Auf sie weist er uns nun wohl und spricht: „Seht alle, ob es gut ist." Ein großer Reiz des Buches liegt auch in der Fülle der Kulturbilder, die es gibt; ihren feinsten Wert besitzen sie darin, daß sie nicht schillernde Spiele sind, sondern organisch einer Ganzheit verwachsen, dem Leben und Weben Uwes verwachsen, der etwa die Edda, der Jesum und Goethe aus sich heraus schafft und uns unendliches Sehnen weckt, gleiche Kulturpflichten und gleiche Persönlichkeitsrechte zu erfüllen. Poetische Schönheiten hat das Buch, ein warmes Empfinden, das um die Gedankenkreise atmend steht, wie Blütenkelche um einen See; es hat den deutsch-germanischen Ernst, der wohl die Erde liebt, aber lieber noch den Himmel bezwingen will, weil er muß. Der Ernst dieses Buches ist ein weites Umfassen historisch-kultureller, soziolo-

gischer, künstlerischer Probleme, ein tiefstes Erfassen und ein wundervoller mutreicher Glaube an die Höhenentwicklung des Menschen. Nicht jedem Pädagogen-Philosophen wurde der Ernst so heiter beschwingt. Da ist Wilhelm Münch, dem haftete er immer ein wenig schwer an der unzulänglichen Erde. Wo dieser große Lehrer der Pädagogik an der Berliner Universität ihn ohne pädagogische Tendenz frei-künstlerisch ausströmen ließ, wurde er zum feinsinnigsten deutschen Humor, der ja durch Tränen lächelt. Diesen heimatlichen Schatz birgt die Novellensammlung „Der Schneider von Breslau und andere Geschichten"*), diese letzte Frucht eines vollmenschlichen Geisteslebens, die Adolf Matthias uns an Stelle des Heimgegangenen jetzt darbietet, im lautersten und vertieftesten Glanze. Sieben Erzählungen sind es, ereignisarm wie die kleinen Städte, die sich in ihnen spiegeln; nur in dem „Schneider von Breslau" grollt der Donner der Weltgeschichte vor hundert Jahren. Aber wenn es im Hinblick auf Erd- und Sternengeschehen nur ein sehr Geringes ist, daß eine Mutter sich jährlich zur Februarzeit drei Hyazinthentöpfe kauft und sie zärtlich pflegt im Erinnern an die drei heimgegangenen Kinder, die ihr einst wie Hyazinthen zublühten — ja, wenn es ein sehr Unbedeutendes ist, daß eine junge Schwester ihrem Bruder dazu verhilft, Förster im grünen Walde zu werden oder daß eine arme Prinzessin ihrem Herzen sein Blühen versagen muß oder daß ein Mann nie sein Weib findet — so ist doch all dies unendlich wichtig fürs Menschenherz, dem es gerade beschieden ist zum Durchleben. Wie voll und schwer und heldenmütig schlägt es in diesem kleinen Buch, in allen diesen kleinen einfachen Leben. Die kleinen Gänge, die so ein Menschenkind tut, was wissen sie nicht heimlich zu erzählen: von Dornen, die blutig ritzen, von unstillbaren großen Wunden, von großem Jauchzen. Und wie der Herrgott schaut der Dichter auf seine Menschenkinder: ach, ihr Kleinen, daß ihr das Stündliche so groß und absolut nehmt, als wäre es das Ewige; aber tut es nur weiter, es ist einmal eure Art; ja, ich will euch euer Ewigkeitsschauen gutschreiben für euer einstiges Ewigsein. Zu allererst aber ist der Dichter Mensch mit seinen Menschenkindern, ist ein Mensch, der zu weinen und zu lachen lernte wie sie, sich hinaufzuweinen und hinaufzulachen zu Gott, und der sie deshalb kennt und sich in ihnen. Die kleinen Schwächen der Menschen, die doch nur wenig mit dem Lebenswichtigen zu tun haben, trifft er mit seinem gütigen Sarkasmus. Künstlerisch dient ihm sein großes Anschauungsvermögen, seine sichere, treffende Zeichenkraft. Von Kindern und jungen Menschen, die er liebt, wie man jede gute Hoffnung liebt, weiß er ihr Innerstes, das sie um unserer Art willen uns verschweigen.

Humor, der mehr die neckischen Zufälle des Tages, die „Feindseligkeit der Objekte" anlacht, und der es mehr nur zu den lächelnden Seufzern kommen läßt, als zu den lächelnden Tränen, winkt aus dem schmucken Bändchen „Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart"*). Neben Gedichten und Erzählungen, die kleine und große Menschenschwächen, Sitten und Anschauungen nicht ohne Liebe geißeln, blüht etwa ein Frühlingslied voll süßer Kinderpoesie; durch die Verse, die Schiller gelten und seinem hundertjährigen Geburtstag, raunt das meerestiefe Menschenleid der Armut,

*) Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Von Wilhelm Münch. Herausgegeben von Adolf Matthias. Verlag C. H. Beck, München 1913.

*) Friedrich Stoltze: Ausgewählte Gedichte und Erzählungen in Frankfurter Mundart. Herausgegeben von Otto Hörth. Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. M. 1913.

das auch dieser Große tragen mußte; aber nur leise spült dieses Meer an die rauhen Klippen der Worte. Daneben stehen solche, die sind eitel Gefühl und Poesie. Oder das ganze närrische Menschengetriebe ist mondbeglänzt, ist in die Sommernacht gehüllt; die stumme Kreatur blickt hinein. Ein Zusammen von Unendlichem und Endlichem. Das Endliche spricht und hat weder große Worte, noch erhabene Gesten; das Unendliche flüstert, tönt, rauscht und stiehlt sich in unser lachend-weinendes Herz.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Der Internationale Frauen-Kongreß in Rom.

Man schreibt uns aus Rom:

Ihrer liebenswürdigen Einladung, über die Generalversammlung der internationalen Frauenbünde in Rom Ihnen einen Bericht zu erstatten für die mir wohlbekannte Zeitschrift: „Nord und Süd", entspreche ich gern, obgleich ich nicht ohne einiges Bedenken mich dieser Aufgabe unterziehe. Seit einer langen Reihe von Jahren in Rom lebend, von dem sehnsüchtigen, eitlen, aber ewig unerfüllbaren Wunsche beseelt, mich als Römerin fühlen zu dürfen, habe ich meine Treue für mein deutsches Vaterland und speziell für Berlin stets im Herzen bewahrt, und es erfüllt mich mit Genugtuung, daß Sie mich dazu ausersehen, meinen Landsleuten etwas von den merkwürdigen Tagen zu erzählen, die im Monat Mai des Jahres 1914 an dieser Stätte urewiger, sich stets erneuernder Denkwürdigkeiten, urewigen kulturellen Lebens sich abspielten. Allerdings muß ich offen bekennen, daß ich, trotz meines lebhaften Interesses an der Frauenbewegung, mich doch nur als Laienschwester betrachten darf, weil ich noch keine Gelegenheit hatte, mich tatkräftig an dieser imposanten, staunenswerten Arbeit zu beteiligen, deren Resultate in diesen Kongreßtagen vor uns ausgebreitet wurden. Vielleicht verdanke ich Ihrer ehrenvollen Aufforderung die Anregung, mich künftighin daran zu beteiligen, obwohl der Einblick, den ich hier davon gewann, ein Bild so beispielloser Energien, Ausdauer, Hingebung, rastlosen Mühens und zielbewußten Schaffens aufrollte, daß schwache Kräfte sich kaum daran wagen dürfen. Was aber auch diese können, ist, zu verkünden, was Frauengeist und Frauenkraft anstreben und der Erfüllung immer näher bringen, und den Eindruck wiederzugeben, den diese glorreiche Vereinigung der Internationalen Frauenbünde hervorrief. Mit freudiger Begeisterung sage ich: es war ein außerordentlicher, bedeutungsvoller, unvergeßlicher und reizvoller. Und die Sonne Roms bestrahlte eine Welt von Frauen und Frauen von Welt, die daran sind, sich ihre eigene Welt aufzubauen. Neben, oder auch gegen den Willen derer, die sich bis nun als die Herren der Welt bezeichneten und dünkten. Daß ich mich trotz meiner Bewunderung dieses monumentalen Frauenwerkes, ohne begünstigende Voreingenommenheit, ganz objektiv äußere, beweise Ihnen, daß ich an diesem Werke trotzdem einen fundamentalen Fehler gefunden zu haben glaube. Es war viel zu viel des Guten, zu viel des Erhofften, des Verheißenen. Man konnte bedenklich werden vor der Fülle des Gebotenen, ängstlich vor der gigantischen Größe der Bausteine, obwohl wir hier in Rom ja an die Überlebensgröße der Erscheinungen gewöhnt sind. In den Fachzeitschriften der Frauenbewegung wird das Material, das schier unerschöpflich scheint, sachlich und statistisch korrekt behandelt und die Errungenschaften der letzten fünf Jahre, die die Frauenbünde zu verzeichnen

haben, nach den hier stattgehabten Berichten festgestellt werden. Eine Laienschwester, wie ich, blickt respektvoll auf dieses Übermaß des Wollens und Könnens und bescheidet sich, al fresco zu schildern, was sie erschaut und erlebt hat in diesen denkwürdigen Tagen.

Mit einem festlichen Empfang wurden die Gäste, die zu diesem Kongreß in Rom eingetroffen waren, im Hause der Gräfin Spaletti-Rasponi begrüßt. Ein gastlicher Auftakt für den großen Begrüßungsabend, der die Arbeitstage der Kongreßmitglieder einleitete. Man hatte römische Gastfreundschaft den Teilnehmerinnen von Anbeginn ihrer Romfahrt entgegengebracht. Schon die weiten Eisenbahnfahrten wurden ihnen durch große Preisermäßigungen erleichtert, und hier fanden die Ankommenden so viel liebenswürdiges Entgegenkommen, so viel fürsorgliches Bemühen für ihre Unterbringung, ihre Bequemlichkeit und ihr Behagen, wie es nur Rom, des Fremdenverkehrs Zentrale, verständnisvoll zu bieten vermag. Selbst des Trubels im Kongreßbureau mit seinem völlig internationalen Gepräge und amüsanten Sprachenwirrwarr wurde man Herr. Und allen wurde Auskunft, Rat und Führung zuteil, wobei, wie ich glaube, die Deutschen am besten fortkamen. Sicherlich aber haben alle die notwendige Aufmerksamkeit gefunden, deren sie bedurften. Nicht ganz leicht wurde das, denn es handelte sich um Hunderte, die herbeigeeilt waren, diesem Feste der intellektuellen Frauenarbeit beizuwohnen. Schon in der Stimmung beim ersten öffentlichen Begrüßungsabend prägte sich eine Zufriedenheit und Freudigkeit der Versammlung aus, die das beste erwarten ließ. Ernst und Anmut ruhte über dem vielgestaltigen Bild, das Erscheinungen aus aller Herren Ländern aufwies, die wohl hie und da nationale Merkmale verrieten, aber doch unter dem gemeinsamen Zeichen einer geistigen Verbrüderung — pardon, Verschwisterung — standen, deren nicht geringes Ziel es ist, dereinst nicht nur von aller Herren, sondern von „aller Frauen und aller Herren Ländern" zusammen zu kommen. Und so unmöglich erschien das nicht, wenn man den mutigen Reden der Frauen folgte, die an diesem Begrüßungsabend gehalten wurden. Die Rednerinnen des Abends, Gräfin Spaletti-Rasponi, Präsidentin des italienischen Frauenbundes, sowie Lady Aberdeen, die unermüdliche Führerin der internationalen Frauenbewegung, vermieden es mit feinem Takt und vornehmer Ruhe, das Panier des Kampfes zu schwingen, das diese Bewegung in manchen Kreisen einer unliebsamen Beurteilung aussetzt. Die Gräfin Spaletti hob mit besonderer Betonung sogar die ausgezeichnete Liebenswürdigkeit und würdevolle Haltung von Lady Aberdeen hervor, die der Frauenbewegung ihre Erfolge sichere. Ein bedeutungsvoller und zum Nachdenken anregender Hinweis, als die beste Kampfmethode für die begründeten Forderungen der Frauen. Daß Lady Aberdeen in gleichem Sinne diese Ansprache erwiderte, ist selbstverständlich bei dieser Vorsitzenden des Weltfrauenbundes, die im Anschluß daran einen sehr befriedigenden Bericht über die letzte fünfjährige Geschäftsperiode gab. Tüchtige Leistungen waren zu vermelden und erfreuliche Erfolge, die den Glauben erstarken, die Hoffnung endlichen Sieges berechtigt erscheinen lassen, im Zeichen des Wahrwortes des Frauenweltbundes: „Handelt gegen die anderen, wie ihr wünscht, daß sie euch gegenüber handeln." — Das gilt wohl der Menschheit im allgemeinen? Nicht den positiven Gegnern, fragt die Laienschwester bescheiden. Kann die Frauenbewegung anders als aggressiv sein, wenn sie Bestehendes umstürzen, vernichten will?

Die nächsten Tage brachten darüber manche interessante Aufschlüsse. Vorher sei noch erwähnt, daß die Delegierten der verschiedenen Länder die Grüße

ihrer Vereinigungen brachten. Jede dieser Reden wurde mit der Nationalhymne des betreffenden Landes eingeleitet, die stehend angehört und vielfach mitgesungen wurde. Mit großem Enthusiasmus wurde die Rede der Vertreterin Amerikas aufgenommen. Mrs. Kate Barret, die sich nicht nur als Delegierte der amerikanischen Frauen, sondern auch der Regierung vorstellen durfte, „als bezahlte Vertreterin der Regierung der Vereinigten Staaten". Es sprachen ferner die Vertreterinnen von Österreich, Ungarn, Schweden, Dänemark, England, Frankreich, Argentinien, Schweiz, Belgien und Norwegen, alle erfüllt von dem Hochgefühl, sich in Rom zusammengefunden zu haben. Fräulein Gertrud Bäumer vertrat die Gruppen der deutschen Frauenbünde in einer in Inhalt und Form vortrefflichen Ansprache. Besonders bemerkenswert erschien der Geist der Einmütigkeit und organisatorischen Sicherheit, der die Versammlung beherrschte und zum Schluß, als nochmals die italienische Nationalhymne erklang, zu erhebender Kundgebung sich steigerte, als die Delegierte der österreichischen Frauenvereine, Frau Anna Hainisch, die Versammlung mit den Worten schloß: „Wir wollen die Erde besser verlassen, als da wir sie betraten."

Die Sitzungen des Vorstandes und der Kommissionen der Frauenbünde, die streng vertraulich waren, hatten schon am 5. ihren Anfang genommen und wurden am 6. und 7. fortgesetzt, wodurch den nicht beteiligten Kongressistinnen Gelegenheit geboten wurde, sich in Rom umzutun. Es wird mir schwer, das Entzücken und die Begeisterung mit nur wenigen Worten abtun zu müssen, die diese einzige Stadt der Welt hervorrief. Dieses Rom, das man täglich erlebt, und das einem stets Neues bietet, so lange man darin auch immer weilt, stets Unerwartetes, so genau man es zu kennen glaubt. Wahrlich, man denkt, an Gregorovius, der, nachdem er Rom vierzig Jahre kannte, es noch immer nicht zu kennen vermeinte. Aber diesen klugen, empfänglichen, temperamentvollen Frauen schien doch ein heller Schimmer davon aufgegangen, wenn man sie so lebhaft vom Forum und Palatin, Vatikan und Capitol und . . . und . . . ja, wo fängt's an in Rom, und wo hört's auf?

Am 8. Mai fand die zweite öffentliche Versammlung statt, im großen Speisesaal des Hotel Quirinal, in dem auf blumengeschmücktem Podium die Vorstandsmitglieder und Delegierten erschienen. Es gibt kaum einen Gegenstand des modernen Lebens und kultureller Fragen, die nicht zur Verhandlung standen, nachdem die geschäftlichen Angelegenheiten, Bericht über die fünfjährige Arbeitsperiode der Präsidentin, Bericht der Kassenverwaltung und Decharge-Erteilung, Anträge, Resolution, kurz der große Apparat so weit umfassender Organisationen erledigt war. Verdient um diese ungeheure Arbeit machte sich die korrespondierende Schriftführerin der Frauenbünde, Fräulein Dr Alice Salomon aus Berlin. Es wurde hierauf von vier Rednerinnen: „Das Leben der Frauen auf dem Lande" vorgeführt. An dem nächstfolgenden Tage, 9. Mai, wurde der internationale Vogelschutz auf die Tagesordnung gesetzt, für den der Frauenweltbund besonders bemüht ist, um durch Gesetzesbestimmungen die Ausrottung schönfarbiger Vögel zum Zwecke des Frauenhut-Schmuckes zu verhindern.

Die erste Arbeitswoche war damit beendet, jedenfalls mit einem, den Frauenherzen Ehre machenden Beschluß. Es folgten nunmehr frohe Feste. Am Nachmittag dieses Tages ein Ausflug nach dem wundervollen Fraskati, wo in dem Garten der Villa Torlonia den Gästen, — mehrere Hundert an der Zahl — ein Imbiß vom italienischen Frauenbund in gastlicher Liebenswürdigkeit dargeboten wurde. Auch die später

anlangenden Vorstandsmitglieder, die vorher zur Audienz bei der Königin von Italien geladen waren, wurden noch bewirtet, und ein fröhliches Beisammensein vereinte alle bis zur Dämmerstunde in dem prachtvollen Park. Der Sonntag war freier Erholung gewidmet. Sonntag-Sonnentag in Rom! Das sagt Alles. Die deutschen Delegierten waren zudem noch zum Tee bei Frau von Flotow in die deutsche Botschaft gebeten, wo sie die Nachmittagsstunden in dem herrlichen Garten über dem tarpejischen Felsen verbrachten. Den für die Kongressistinnen unvergeßlichen Stunden — von ihnen allen konnte man das gleiche hören — gesellten sich die auszeichnenden Empfänge bei den Botschaftern und Gesandten verschiedener Länder, sowie die überaus freundliche Aufnahme bei Frau v. Bülow in der Villa Malta.

Die am Montag fortgesetzten Verhandlungen fanden alle freudig bei der Arbeit. Schon Vormittag begannen die Sitzungen, die auch am Dienstag und Mittwoch ihren Fortgang nahmen, unter regster Beteiligung der hier vertretenen Frauenbünde. Besonderes Interesse fanden die Mitteilungen der Erziehungskommission, wie überhaupt alles, was für die „Jugendlichen" und die Abhilfe von Mißständen für diese von Belang war, sehr eingehender Betrachtung unterzogen wurde. Der Kampf gegen die unmoralischen Einwirkungen der Kinematographen wurde lebhaft empfohlen, auch der Mädchenhandel und die Auswanderung gelangten zur Erörterung. Die Bewertung der Frauenarbeit fand ebenfalls sachliche und verständige Behandlung, sowohl die der Lohnarbeiterin, als die in Ziffern zu berechnende Leistung der Hausfrau. Unerschöpflich schien das Gebiet all dieser Fragen, und bis in die späten Tagesstunden des 13. Mai zogen die Verhandlungen sich hin, die am Abend der vierten öffentlichen Versammlung den Kongreß beschlossen.

Für die nächste Tagung der Frauenbünde im Jahre 1919 wurde Christiania in Aussicht genommen, und nachdem die zwischen den Tagungen vorgenommenen Neuwahlen bekannt wurden, die folgende Liste ergaben: Vorsitzende: Lady Aberdeen; erste Vizepräsidentin: Madame Jules Siegfried, Frankreich; zweite Vizepräsidentin: Fröken Forchhammer-Dänemark; dritte Vizepräsidentin: Mrs. Dobson, Australien; korrespondierende Schriftführerin: Frl. Dr Alice Salomon, Deutschland; korrespondierende Schriftführerin: Madame Salvador, Frankreich; Schatzmeisterin: Mrs. Sandford, Kanada; Ehrenvorsitzende: Miß Wrigth Sewall, Vereinigte Staaten, sagte man sich in höchster Befriedigung und warmen Dankes voll „Lebewohl" und auf „Wiedersehen"!

Franziska B . . . .

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Bertholb Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 150. Heft 480. September 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der Wert der Autorität im Kriegsfalle.

Von einem kommunistischen Historiker, Hippolyte Castille, stammt das denkwürdige Wort: „das Prinzip der Autorität ist eine ewige Schutzwehr der menschlichen Gesellschaft. Robespierre war ein bedeutender Mann, nicht seiner Talente und Tugenden halber, sondern wegen seines Sinnes für Autorität." Selbst Räuberbanden gehorchen einem Häuptling, dessen Autorität sie sich blindlings fügen. Denn wo alle zu befehlen haben, da gibt es keinen Befehl. Wo es aber nur Befehlende gibt und keine Gehorchende, da feiert der „Wille zur Macht" seine wüstesten Orgien. Die Geschichte kennt kein Beispiel eines Zusammenlebens und Zusammenwirkens von menschlichen Gemeinschaften ohne Oberhaupt. Im patriarchalischen Zustande unter Hirtenvölkern ist dieses Oberhaupt der Patriarch. Bei kriegerischen Stämmen ist es der Feldherr. In Stadtstaaten ist es der „Basileus". Im republikanischen Gemeinwesen finden wir die präsidiale Spitze. In Theokratien steht über den Königen und Oberpriestern das „Gesetz", das den Gipfelpunkt aller Autorität darstellt, sofern Könige und Oberpriester oder Päpste allesamt und ausnahmslos sterblich sind, während „Gesetze" Jahrtausende überdauern. Das „Gesetzbuch" des Manu, das „Zehntafelgesetz" Solons, die „Zwölftafelgesetze" der Römer, die „Thora", das „neue Testament", der „Koran" sind Autoritätsquellen, aus denen zahllose Völker und Stämme Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende hindurch die Ge- und Verbote ihrer Lebensführung geschöpft haben. In der Regel stützen sich menschliche Autoritäten (Päpste, Monarchen) auf diese „geoffenbarten" oder überlieferten Autoritäten, um ihre vergängliche Person mit dem Schimmer des Unvergänglichen zu umkleiden.

Jede Art von Autorität ist für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesittung unter Menschen förderlicher, als völlige Herrenlosigkeit. In jedem Haushalt, in jeder Anstalt, in jedem Dorf oder gar Bezirk ist ein wie immer gearteter Befehlender unerläßlich, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll. Heiße dieser Vorsteher in der Familie pater familias, in einem Institut Pfleger oder Dirigent, in der Dorfgemeinschaft der Schulze oder in einem Bezirk der Amtmann — immer und überall muß es ein Oben und Unten geben, und zwar nicht bloß im Interesse der Führenden, sondern sogar im wohlverstandenen Eigen-

interesse der Gehorchenden selbst. Man denke sich eine Kinderschar ohne Familienhaupt, ein Waisenhaus ohne Waisenvater, eine Schule ohne die Autorität des Lehrers, eine Kirche ohne Pastor, ein Geschäft ohne Chef, eine Bank ohne Direktor, eine Armee ohne Offiziere, ja ein Orchester ohne Dirigenten — überall Planlosigkeit, Willkür, Wirrwarr. Ein solches Chaos, das den davon Betroffenen selbst nur zum Unsegen gereichen kann, wird nur wettgemacht, wenn eine leitende Persönlichkeit mit der Machtfülle ausgestattet ist, dem Trubel entgegenstehender und sich durchkreuzender Individualwünsche und Sonderinteressen ausgleichend entgegenzutreten. Dazu genügt aber kein bloßes Wort, das überschrien werden kann, sondern es bedarf einer Machtbefugnis, die ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen weiß. Da der „Wille zur Macht" jeden Einzelnen beseelt, eben damit aber lahmlegt, weil die einzelnen Machtatome zu einem plan- und sinnlosen „Krieg aller gegen alle" führen müßten, muß es höhere Machtzentren geben, welche die einzelnen Machtwillen in Schach zu halten und ihnen Grenzen zu weisen wissen. Solche Machtzentren heißen dann Autoritäten.

Gilt diese Unterwerfung des Einzelnen unter das Allgemeine schon im Friedenszustande, so doppelt und dreifach im Kriegszustande. Welchen Segen das Autoritätsprinzip zu spenden vermag, ersehen wir aus der machtvollen und heilbringenden Wirkung, welche die staatliche, obenan die monarchische Autorität im Ernstfalle auszuüben vermag. Hätten wir keine streng gegliederte Rangordnung zwischen Befehlenden und Gehorchenden im Heere, so könnte jenes Wunderwerk sich nicht vollziehen, das wir in diesen schicksalsschweren Tagen als lebendige Zeugen erlebt haben. Aller Streit und Hader zwischen Individuum und Parteien, zwischen Klassen und Kasten waren wie im Nu weggeblasen, weil die höchsten Kaiserlichen Autoritäten in Österreich und Deutschland alle widerstrebenden Elemente zu einem einzigen heiligen Gesamtwillen zusammengeschmiedet haben. Hundertjähriger Streit zwischen Tschechen und Deutschen ist wie vom Sturmwind hinweggefegt. Deutschland und alle Völker Österreichs sind ein einig Volk von Brüdern. Persönliche Feindschaften sind vergessen, als wäre eine Treuga dei über diese nahezu 120 Millionen Menschen gekommen. Und diese gewaltige suggestive Kraft auf 120 Millionen Menschen ist wesentlich und vorzüglich z w e i obersten Befehlenden zu danken: dem mit autoritativer Machtbefugnis ausgestatteten Oberhaupt der Habsburger und dem Träger der deutschen Kaiserkrone.

Mag man im Friedenszustand über Berechtigung, Umfang und Grenzen der Autorität verschiedener Meinung sein, so gibt es im Kriegszustande im eigenen wohlverstandenen Interesse aller Völker, Stände und Individuen nur e i n e Autorität, das ist die militärische. Das Heer trägt für die Zurückgebliebenen seine Haut zu Markte. Der Generalstab ist allein der Wissende und daher auch das oberste militärische Kommando, der allein Gebietende. Es ist ein unvergängliches Wort Platons, daß nur der Wissende zugleich der Befehlende sein sollte. Die

„Wissenden" sind im Friedenszustande die Gelehrten, im Kriegszustande die Generalstäbler. Alle subjektive Bewertung bleibt ausgeschaltet und sinkt zu gegenstandsloser Bierbankpolitik herab, weil sie unorientiert ist. Nur die obersten Befehlshaber wissen in diesem Augenblick, was für das Wohl der beiden Reiche dienlich ist. Im Kriegszustande gilt es: Salus publica suprema lex esto. Diese salus publica spricht es in 120 Millionen Stimmen begeistert aus, daß wir siegen werden, weil wir siegen müssen. Das erste Gebot des Kriegszustandes lautet also:

lerne gehorchen!

Professor Dr. Robert Piloty: Über nationale Erziehung.

Es ist noch nicht lange her, seit man in den Kulturstaaten wieder eine besondere Erziehungswissenschaft gelten und wirken läßt. Die führenden Geister dieser jungen Wissenschaft können sich ihrer Aufgabe freuen, denn die ganze gebildete Welt lauscht auf sie mit einem besonderen Grade von Aufmerksamkeit: ist doch die Seele eines jeden auf doppelten Ernst gestimmt, wenn die Lehren vom Leben, von Staat und Gesellschaft, welche im Kampfe der Geister und der Interessen gewonnen werden, auf ihre erzieherische Brauchbarkeit hin geprüft werden, und hat doch jeder Erzieher die Erfahrung gemacht, daß im Bereiche der grundsätzlichen Überzeugungen in allen Lebensfragen nur das wirklich echt und dauernd ist, was die Probe auf den erzieherischen Wert bestanden hat.

Tritt man mit diesem Bewußtsein, — ich möchte es ein Bewußtsein gesteigerter Verantwortlichkeit nennen — an das Problem der nationalen Erziehung heran, so gilt es vor allem, um zum Kern zu gelangen, sich durch einen Wald von Vorurteilen hindurchzuringen. Vorurteil ist, was nur vom Gefühle eingegeben und von der Vernunft nicht nachgewogen ist. Wie ungern wir uns aber gerade in Erziehungsfragen von der blinden Herrschaft der Gefühle trennen, das wird uns nirgends so alltäglich und so aufdringlich zum Bewußtsein gebracht, wie gerade im Bereich der nationalen Erziehung. Die Liebe zum eigenen Volke und zum eigenen Vaterlande ist uns der selbstverständliche Ausgangspunkt, sie zu wecken und zu entwickeln, das selbstverständliche Ziel. Was aber ist diese Liebe anders als Gefühl? Also Erziehung zu Gefühlen durch Vernunft. In diesem schwer logisch faßlichen Aufeinanderwirken des Willens von Person zu Person liegt zugleich die Schwierigkeit und der Reiz des Problems; die Schwierigkeit, denn wie sollen wir zu klaren, festen, allgemeingültigen Vernunftsätzen gelangen,

wo alles vom Gefühle ausgeht und aufs Gefühl zu wirken bestimmt ist? Und doch der Reiz solcher Gedankenarbeit, liegt er nicht eben darin, daß wir zwar aus Erfahrung wissen, wieviel davon abhängt, Klarheit über unsere persönliche Beziehung zu unserem Volke und über die Beziehung von Volk zu Volk zu gewinnen, daß es aber doch sehr schwer hält, diese Klarheit zu erlangen und in jeder Lage zu behaupten.

Die Erziehung muß vor allem selbst von der Erkenntnis ausgehen, daß die beiden Dinge: Beziehung des Einzelnen zu seinem Volke und von Volk zu Volk zwei sehr verschiedene und doch unter sich zusammenhängende Dinge sind.

Wir möchten so gern das Wissen von diesen so schwer faßlichen Dingen zur reinen Erkenntnis steigern und zum Gemeingut aller machen, wir möchten die Schule dahin bringen, daß durch sie dieses Wissen vermittelt werde, und wir sehen doch im täglichen Leben, wie unendlich fern wir diesem Ziel sind. Erfahren wir doch täglich, wie viele Unglückliche schon an der ersten Stufe, an ihrer Beziehung zum eigenen Volke scheitern und wie oft es selbst den klügsten und stärksten Staatsmännern nicht gelingt, die Beziehung von Volk zu Volk in ein Verhältnis zu bringen, welches uns nach allgemeinen Begriffen von Menschlichkeit als das rechte erscheinen kann, gar nicht zu reden von all den vielen Schäden, Verlusten und Leiden, welche man sich im Volksleben gegenseitig unbewußt oder bewußt antut. Uns Deutschen war die Geschichte bis in die neueste Zeit eine besonders strenge Schule dieser doppelten politischen Erziehung. Über anderen Interessen hatten wir das Volksbewußtsein verloren und mußten es in schweren Zeiten erst wieder erlernen. Und da wir begannen, in Kampf und Not es wieder zu erlernen und mit Blut und Eisen es zu behaupten, da fanden wir uns in unserer Stellung in der Welt der Völker von anderen überflügelt, und dann setzten wir eine Energie der Gesamtarbeit ein, wie sie vorher nie geleistet worden war, und über deren ferneren Zielen noch die Schleier der Zukunft liegen. Diese Schleier so weit zu lüften, daß wir die Wege vor unseren Füßen sehen, das sollte die Aufgabe der nationalen Erziehung sein.

Ihr einer Teil ist uns klar vorgezeichnet. Die politische Arbeit des 19. Jahrhunderts bestand in der Erziehung für den Staat und in der Errichtung und äußeren Einrichtung desselben. Das 20. Jahrhundert wird uns daran tätig finden müssen, die gewonnene Volkseinheit zu behaupten und ihre politischen, rechtlichen und sozialen Einrichtungen den äußeren und inneren Bedürfnissen unseres Gesamtlebens immer besser anzupassen. Die Richtung für die staatsbürgerliche Erziehung ist damit gegeben. In allen Kreisen des Volkes muß von Jugend an mehr als bisher der Sinn aufs Ganze hingelenkt, das Wissen von dem inneren Bau des politischen Körpers, von den Bedürfnissen und Mitteln des Staates, von den Pflichten und Rechten des Bürgers muß auf eine höhere Stufe gehoben werden. Es gehört zu dem elementaren Bildungsstande eines jeden, daß er sich nicht nur seiner individuellen Daseinsbedingungen bewußt sei,

sondern daß er auch wisse, wie das Ganze, dem er angehört, beschaffen sei, wie es als Ganzes auf ihn und wie er aufs Ganze wirke.

Aber dieses Wissen und die Wirkung dieses Wissens genügen nicht.

Die nationale Erziehung besteht in ihrem zweiten Teile darin, daß jeder auch erkenne, und zwar nicht nur mit dem Gefühle, sondern auch mit dem Verstande, wie dieses Ganze, dieser Staat im Leben der Völker der Erde sich bewegt, welche Macht er ist, und wie diese Macht im Vereine aller Mächte besteht und wirkt. Herd und Haus eines Volkes ist sein Staat. Unantastbare Heiligtümer birgt es für alle, und Wege führen von ihm zu den Häusern der anderen Völker. Die Volkserziehung und besonders die Jugenderziehung muß das Bewußtsein darum zum Gemeingute machen, wie Völker durch ihre Staaten vom festen Grunde aus beweglich aufeinander wirken, wie sie verkehrs- und rechtsfähig werden durch das Gefüge ihrer Staaten. Es muß die rohe Vorstellung, als seien Völker nur dazu da und nur deshalb politisch geeinigt, um aufeinander loszuschlagen, allmählich aus der Welt der politischen Ideen völlig verschwinden. Im echten Stolz des machtvoll geeinten Volkes liegt ja selbstverständlich vor allem der Wille, sich zu behaupten und sein Gut auch zu mehren. Aber diese Mehrung soll nicht im Zeichen des Raubes, sondern des Verdienstes stehen. Das Volk ist das mächtigste, welches den andern das Meiste und Beste zu geben hat, und die Kultur eines Volkes zeigt sich vor allem in den allgemein gültigen Werten an Gütern des Geistes und an materiellen Gütern, welche die Welt bei ihm sucht und findet. Somit ist es innere Arbeit, die vor allem einem Volk die Kraft gibt, im Wettbewerb der Völker für sich zu werben. Daß unser deutsches Volk seine guten Anlagen zu solchem Wettbewerbe stärke und bilde, das muß seine erste Sorge sein, und darin besteht die zweite Aufgabe seiner nationalen Erziehung. Es ist nach menschlicher Klugheitsregel nicht weise, andere Völker, bei denen man um Geltung ringt, als geborene Feinde zu betrachten oder sich zu Feinden zu erziehen. Nur die Achtung, die man bei strenger Selbstkritik wirklich zu fordern hat, läßt sich erringen und behaupten. Der Aufdringling wird abgelehnt, der wirklich Starke gewinnt Freunde durch seine Leistung. Somit ist die Erziehung zum Staat auch die Erziehung für die Welt und — was das letzte Ziel jeder Erziehung ist — die Erziehung zum Menschen.

Dr. N. Hansen: Wie die englische Herrschaft in Indien untergraben wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Herrschaft der Engländer in Indien heute stärker denn je gefährdet ist. Und wenn es vor kurzem hieß, Lord Kitchener sei zum neuen Vizekönig des indischen Kaiserreiches ausersehen worden, weil man in ihm den Mann erblickt, der die dort herrschenden Schwierigkeiten am besten zu meistern geeignet sei, so erhebt sich für uns Deutsche, die wir die russisch-englische Politik in Vorderasien mit größter Aufmerksamkeit verfolgen und bisher wenig Einblick in die Gestaltung der indischen Dinge gewinnen konnten, die Frage: Warum ist zur Zeit die Situation für England in Indien so bedenklich, und wie haben dort die unterminierenden Kräfte in den letzten Jahren gearbeitet?

Hierzu auf Grund einiger neuester, recht beachtlicher und interessanter privater Berichte aus Indien eine Anzahl neuer die Zusammenhänge beleuchtender Gesichtspunkte zu bieten, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Daß die stärkste Gefahr den Engländern in erster Linie von seiten der 14 Millionen Brahmanen droht, die bereits heute eine Art heiligen Krieg gegen die englische Herrschaft predigen, ist eine Tatsache, die von allen Kennern der indischen Verhältnisse in gleicher Weise betont wird. Aber auch die fortgesetzte Zersetzung des 3000 Jahre alten Kastenwesens hat in den letzten Jahren so starke Fortschritte gemacht, daß z. B. in Städten wie Benares und Madras vor kurzem Hindus mohammedanische Vertreter gewählt haben und Mohammedaner ihrerseits wieder für die Wahl einer Anzahl Hinduvertreter eingetreten sind. Dieser Kastenzersetzungsprozeß zeigt sich besonders deutlich im Punjabgebiet, wo bisher das starre Kastensystem eine der wirksamsten Stützen der englischen Herrschaft war. Überall weist die „Geheime Gesellschaft" die Spuren ihrer revolutionären Arbeit auf. Mein Gewährsmann, ein angesehener indischer Rechtsanwalt aus Kalkutta, schreibt hierzu: „Die Tatsache, daß die englische Polizeigewalt sich nicht mehr als fähig erwiesen hat, den Gewaltakten der letzten Jahre Einhalt zu gebieten, zeigt, daß sie mit der geheimnisvollen Arbeit der „Geheimen Gesellschaft" nicht genügend vertraut ist." Daß die Inder selbst, wenn es notwendig werden sollte, nicht vor Bluttaten zurückschrecken, das hat trotz der strengen Preßzensur, die die Engländer in Indien im Laufe der letzten Jahre erheblich verstärkt haben, noch Ende Mai 1914 eine mir vorliegende Zeitung Kalkuttas, die eine führende Rolle in der Eingeborenenpresse spielt, zum Ausdruck gebracht, indem sie schrieb: „Wenn die ganze indische Nation inspiriert wird, das englische Joch abzuwerfen, dann mag es in Gottes Namen geschehen. Wessen Ansprüche sind gerechter, die

unsrigen oder diejenigen der Engländer? Wir Inder sind bereit, selbst in einem See von Blut zu schwimmen, wenn wir nur unser Ziel erreichen. Die Herrschaft der Engländer über Indien ist tatsächlich nichts mehr als ein Phantom."

Man darf nun keineswegs annehmen, daß die geheimen Banden, die zur Zeit in Indien arbeiten, vorwiegend aus fanatischen und unzuverlässigen, leicht erregbaren Eingeborenen bestehen, sondern hinter ihnen steht eine respektvolle Organisation, die ihre Spitze in der Person des Brahmanen Tilak gefunden hat. Man bezeichnet ihn nicht mit Unrecht als den erfolgreichsten Pionier der geheimen Gesellschaften und als einen der besten Organisatoren, die Indien bisher besessen hat. Die Bombayer Ausschreitungen haben zum ersten Male den Schleier gelüftet und einen Einblick gegeben in die sorgfältig vorbereiteten Pläne dieses Brahmanen, der mit seinen „Turnschulen" für die Jugend unter dem Deckmantel körperlicher Schulung halbmilitärische Organisationen schuf, die später als „National Volonteers" bezeichnet werden. Diese „National Volonteers" waren seinerzeit in weitem Umfange an den Unruhen beteiligt, und man weiß sehr gut, daß sie auch heute noch militärische Übungen abhalten, jedoch scheint es, als ob die englischen Behörden dieser verschleierten militärischen Organisation immer noch viel zu sorglos gegenüberstehen. Übrigens sind hier nicht allein die unteren und ungebildeten Schichten der indischen einheimischen Bevölkerung allein beteiligt, sondern auch zahlreiche Gebildete finden sich bereit, die Wühlarbeit gegen die Engländer mehr oder minder versteckt zu fördern.

Eigenartigerweise befindet sich der Herd der indischen Aufstandsbewegung heute nicht mehr in Indien selbst. Vielmehr stehen verschiedene Zentren in England und in den Vereinigten Staaten durch „unterirdische Kabel" mit den geheimen Gesellschaften in Indien in Verbindung. Ein solches Zentrum in England war z. B. das „India House" in London. Die englischen Behörden haben jedoch diese Stelle im Laufe der letzten Jahre derartig scharf beobachten lassen und jeden ankommenden und fortgehenden jungen Inder so strenge überwacht, daß selbst bisher unbeteiligte Inder infolge häufigen zu rigorosen Vorgehens und auf Grund der Behandlung, die sie von den englischen Behörden erfuhren, zu Mitgliedern der „Geheimen Gesellschaft" geworden sind.

Die Folge der scharfen Beobachtungen in England selbst war, daß sich auf amerikanischen Boden eine Anzahl neuer Zentren, besonders in Kalifornien gebildet hat. Die Arbeit dieser Zentren wird publizistisch durch das Organ „Free Hindustan", das in zahlreichen großen Städten des nordamerikanischen Westens verbreitet wird, gefördert. Die Gefahr dieser der englischen Rechtsprechung und Aufsicht entzogenen Organisationen liegt in dem Umstande begründet, daß sie revolutionäre Literatur unter die Sepoys verteilen lassen, während gleichzeitig viele Sikhs, alte Soldaten, an den kalifornischen Küsten für die radikalen Ideen der „Geheimen Gesellschaft" gewonnen wurden, in der Absicht, daß sie diese Ideen später bei den Angehörigen der englischen Regimenter in Indien verbreiten

sollten. Eine der wichtigsten von diesen indischen Organisationen in Kalifornien heißt der „Jungindienverband". Er hat es sich scheinbar zur Hauptaufgabe gemacht, Waffen und Explosivstoffe nach Indien zu schmuggeln.

Die Wirksamkeit dieser Banden trat schon während der letzten großen bengalischen Unruhen wiederholt in für England bedenklicher Form in die Erscheinung. Schon damals wies Lord Morley darauf hin, daß, wenn ein gewisser Führer nicht verhaftet und forttransportiert worden wäre, die sämtlichen Sikhregimenter sich in derselben Nacht aufgelehnt hätten. Daß die Situation seitdem noch erheblich prekärer geworden ist, und daß der wachsende Zerfall der Kasten den bisher unmöglichen Zusammenschluß aller Kreise besser als je zuläßt, gibt jeder einsichtige, die Dinge mit offenen Augen verfolgende Engländer in Indien jetzt schon selbst zu. Zweifellos hat der russisch-japanische Krieg dem Renommee Englands in Indien erheblich mehr geschadet, als man in Deutschland bisher anzunehmen geneigt war. Die Niederlage Rußlands hat den Asiaten gezeigt, daß die Überlegenheit der weißen Rasse nicht ein für allemal feststeht. Viele Millionen Inder sind am Ende des russisch-japanischen Krieges revolutionslustiger geworden, nicht nur, weil sie einsahen, daß die weiße Rasse doch zu besiegen war, sondern weil sie auch darüber aufgeklärt wurden, daß die Zivilisation der weißen Rasse es nicht vermocht hatte, die Armut, die Pestepidemien und die Hungersnöte zu beseitigen. So konnte denn auch in Indien zum Teil von japanischen Protektoratsbestrebungen genährt, die asiatische Monroedoktrin, das „Asien den Asiaten", entstehen, ein weltpolitischer Grundsatz, der je länger, desto mehr Anwartschaft hat für die Politik der asiatischen Völker als Programmpunkt zu dienen. Mit Recht hat vor kurzem ein englischer Journalist in der „Britannic Revue" auf die wachsende Bedeutung dieser asiatischen Monroe-Doktrin und auf die führende Rolle, die Japan dabei in Indien und China spielt, hingewiesen und betont, daß es ihretwegen in nicht zu ferner Zukunft zu einer Auseinandersetzung der weißen und gelben Rasse kommen müsse, und daß ein ökonomisches Bündnis, wie es Japans Premierminister im Auge hatte, nicht nur aus wirtschaftlichen und politischen Gründen für England ein Unsinn war, sondern, daß England sogar durch finanzielle Unterstützung Japans, das unverkennbare Protektoratsgelüste in Indien zeige, daraufhin arbeite, daß ihm dieser wertvolle Besitz so schnell wie möglich entrissen werde.

Dr. von Bilguer:
Von der „italienischen" Gefahr in Afrika.

Über zwei volle Jahre hindurch hatte ich in Tripolis an allen Phasen der praktischen Durchführung der Giolittischen „historischen Schicksalsfügung", wie er die libysche Unternehmung genannt hatte, teilgenommen. Alle dort eingeschlagenen Kurse gingen an mir vorüber: vom Galgen Canevas bis zur rollenden Lira Ragnis, von den Koransprüchen des Generals Briccola bis zur sammetweichen Versöhnungsmethode des Gouverneurs Garioni.

Ich empfand das Bedürfnis mehr von Tripolitanien zu sehen, als man mir gezeigt hatte, und wollte, dem Rat unseres greisen Afrikajubilars Schweinfurth folgend, nach Ghadames und Mursuk, wo das Herz des tripolitanischen Handels so mächtig geschlagen hatte und nun wieder schlagen soll. Seit 1875 hat kein Deutscher diese Gegenden betreten, die in den italienischen Berichten als so schön, so reich und so friedfertig verherrlicht wurden.

Im Augenblick der Abreise verweigerte die italienische Behörde die Erlaubnis. Daher fuhr ich nach der Insel Djerba, setzte über den Meeresarm von El-Kantara und kam in das tripolitanische Grenzgebiet, heute bekannt als das eigentliche Zentrum jenes Widerstands, den die mohammedanische Welt unter der Leitung des Emir Ali, eines Sohnes des berühmten Abd-el-Kaders, gegen die „christlichen Eindringlinge" im Nachbarlande in Szene gesetzt hatte.

Der Krieg hatte gezeigt, welchen Grad die Spannung zwischen den beiden lateinischen Schwestern, Italien und Frankreich, erreichen konnte. In Italien schrie man über den Mangel an französischer Neutralität, über das französische Postamt in Tripolis, welches geheime Depeschen und Korrespondenzen in die türkischen Lager beförderte, über den tunesischen Kriegsschmuggel und die von dieser Grenze aus besorgte Verproviantierung der feindlichen Armee; in Frankreich aber tauchte wieder das Gespenst des péril italien, der italienischen Gefahr auf, das durch die bekannten Vorkommnisse mit der „Carthage" und „Manouba" gefördert, sogar in der Hauptstadt des Protektorats zu einem Volksaufstand gegen die Italiener führte, die eine ganze Reihe von blutigen Opfern zu verzeichnen hatten.

Gibt es nun wirklich eine „italienische Gefahr" in Afrika, wie immer und immer wieder versichert wird?

Erst vor kurzem hat der französche Professor Seguin Alarm geschlagen. Überall in Tunesien sieht man das Bildnis Viktor Emanuels III., aber nicht diejenigen unserer Staatsoberhäupter; überall organisiert man einen wahren Irredentismus. Man muß dieser italienischen Invasion einen starken französischen Einwandererstrom entgegenstellen — so rief Prof. Seguin.

Aber auch kein Geringerer als der Senator Bérenger schlug in seinem Matin-Artikel „Frankreich oder Italien" einen gleichen Ton an. Vor allem aber — so mahnt er — ist es notwendig, daß Frankreich endlich daran denkt, den drei Millionen dortigen Eingeborenen den Nutzen begreiflich zu machen, den sie in der französischen Sparsamkeit, Arbeit und im Frieden finden.

In Italien hat man von jeher mit den nordafrikanischen Ländern geliebäugelt. Erstens waren die alten Römer dort gewesen, zweitens sah man in ihnen einfach die geographische Fortsetzung des eigenen Landes: liegt Tunesien doch nur 140 Kilometer von Sizilien entfernt. So hatten ja auch ihrerseits die Sarazenen gedacht, als sie Sizilien eroberten.

Nachdem die italienischen Illusionen bezüglich Tunesiens durch den Vertrag von Bardo vom 12. Mai 1881 gescheitert waren, mußte sich der Italiener jene Stimmung bemächtigen, die schließlich zur Okkupation von Tripolitanien und der Küste der Zyrenaika führte.

Nach den neuesten Schätzungen haben sich in Tunesien 130 000 Italiener niedergelassen (114 000 Katholiken, 15 000 Israeliten, alle aus Lucca und Pisa, und 500 Protestanten). Fast drei Viertel aller dieser Italiener (73 Prozent) sind Sizilianer aus den Provinzen Trapani und Palermo; 16 Prozent sind Toskaner, 5 Prozent Süditaliener; nur 3½ Prozent stammen aus dem nur 170 Kilometer entfernten Sardinien und 2½ Prozent aus Norditalien (Ligurien).

Diesen 130 000 Italienern stehen nur 40 000 Franzosen gegenüber, einschließlich der Beamten und Soldaten.

Das numerische Übergewicht der Italiener ist also ein gewaltiges.

Aber alle diese Italiener leben in den bescheidensten Verhältnissen: als einfache Arbeiter (50 Prozent), Handwerker (16 Prozent), Ackerbauer (14 Prozent), Kleinindustrielle (12 Prozent) und Angestellte (8 Prozent).

Die italienische Regierung hat von jeher — wie überall — so viel sie konnte, für ihre Landsleute in Tunesien getan, namentlich auf dem Gebiet des Unterrichts. Sie errichtete und subventioniert ein Gymnasium, eine Realschule, 7 Elementarschulen, eine Erziehungsanstalt, eine Abendschule und zwei große Kindergärten, die zusammen von 6266 Schülern und Schülerinnen besucht werden. Aber niemand konnte bisher verhindern, daß 7000 italienische Kinder ohne jeglichen Unterricht aufwachsen und somit bald die Zahl der erwachsenen Analphabeten vermehren werden, die sich heute bereits auf neunundfünfzigtausend beläuft.

Die Franzosen gründeten hier — außer den höheren Lehranstalten und Fachinstituten — 150 Primarschulen mit 20 000 Schülern, unter denen sich, neben sehr vielen Eingeborenen, auch nicht weniger als 4500 junge Italiener befinden.

Die soziale Stellung der hiesigen Italiener spielt also eine nur untergeordnete Rolle. Außerdem haben viele italienische Staatsangehörige ihre Heimat vergessen und sind in den Maltesern aufgegangen, deren Sprache sie auch angenommen haben.

Es liegt ferner wohl auf der Hand, daß diese Italiener, trotz ihrer von allen offen anerkannten Nüchternheit, Geduld und Sparsamkeit „zwar bewunderungswürdige Arbeiter sind, die verstehen sich abzumühen, ein Leben voll von Entbehrungen zu führen und abzuwarten, bis das unfruchtbare Land Erträgnisse gibt, und die bereits solches in üppige Weiden und Weinberge umgewandelt haben" (C. Riban: Peuplement français et péril italien, 1901), keine große Rolle im wirtschaftlichen und sozialen Leben spielen.

Es gibt nun zwar in Tunesien italienische Grundbesitzer, deren Gesamtländereien die Größe von 45 000 Hektaren haben. Sie alle sind Kleinbesitzer. Der französische Grundbesitz beträgt indessen 625 000 Hektare, ist also vierzehnmal größer. Die italienischen Ackerbauer und Arbeiter, die das unfruchtbare Land in üppige Felder und Gärten verwandelten, taten dies also — für andere.

Nicht anders sieht es im italienischen Handwerk und in der Industrie aus. Da es sich in der Hauptsache um Sizilianer handelt, die in dieser Hinsicht sehr konservativ sind, so finden wir auch in Tunesien in ihren Betrieben nur die allerprimitivsten Werkzeuge und Maschinen, während die kapitalskräftigen Franzosen hier die modernsten Errungenschaften auf diesen Gebieten einführten.

Man muß zugestehen, daß das französische Protektorat dem Sichausbreiten der Italiener wenig Widerstand entgegensetzte. Sie sahen es nur ungern und wurden nervös, wenn sie „überall auf ihren Wegen am Mittelmeer die kleine lateinische Schwester antrafen". Im übrigen hielten sie sich strikt an die Konvention vom 28. September 1896, die am 29. Mai 1914 auch auf Libyen ausgedehnt wurde. Nur eine französische Verordnung vom 9. Mai 1903, welche für die italienischen Einwanderer allerlei hygienische Maßregeln vorschrieb, könnte auch in einem wenig wohlwollenden Sinne ausgelegt werden, was in Italien denn auch der Fall war.

Schon seit den achtziger Jahren faßte man in Frankreich die Möglichkeit eines italienischen Handstreichs auf Nordafrika ins Auge. Ein solcher auf Tunesien war 1881 durch Frankreich rechtzeitig vereitelt worden. Damals ließ man in Frankreich nichts ungeschehen, wodurch eine eventuelle, mehr oder weniger friedliche Erwerbung Tripolitaniens den Italienern verleidet würde. Schon am 22. Januar 1885 schrieb das „Journal des Débats": Il est clair, si la France réussissait à pénétrer au Soudan, au moyen d'une ligne ferrée ou d'une simple route commerciale, Tripoli serait dépossédé, car, le jour où l'Italie serait établie à Tripoli,

elle verrait la France la gagner de vitesse et la prévenir sur les marchés du Soudan.“

Die Franzosen haben dies alles in Erfüllung gehen sehen. Alle Maßregeln waren rechtzeitig getroffen. Ein tripolitanischer Handel mit dem Sudan, ja selbst mit der Sahara, existiert nicht mehr. Die tunesische Grenze gegen Tripolitanien ist militärisch streng abgesperrt, alle tripolitanischen Sudaneingänge sind durch vorgeschobene französische Posten geschlossen. Tripolitanien hat sein natürliches Hinterland gänzlich verloren.

Frankreich aber errichtet eine neue Karawanenstraße, die vom Sudan kommend und an der alten tripolitanischen Handelstadt Ghadames vorbeigehend, direkt ans Meer führt, wo ein neuer riesiger Handelshafen südlich von Djerba gebaut werden soll. Etwa 15 Kilometer von Ghadames bauen die Franzosen eine neue Stadt sowie eine lange Reihe von artesischen und anderen Brunnen. Das alles soll dem tripoliner Handel den Rest geben.

Die Wirkung dieses Vorgehens der französischen Konkurrenz zeigt sich bereits. Nach einer Statistik der Polizeidirektion in Tripolis ist die dortige italienische Bevölkerung im letzten Jahre um 307 Individuen zurückgegangen; fast die Hälfte der Kaufleute hat ihre Geschäfte geschlossen und Zahlungseinstellungen sind an der Tagesordnung.

Es wäre also vielmehr am Platze, von einer „französischen Gefahr“ für die Italiener in Afrika, als von einer italienischen für das französische Afrika zu sprechen.

Crispi hat einmal Tunesien „eine italienische Kolonie von französischen Soldaten bewacht“ genannt. In ähnlichem Sinne könnte man Tripolitanien „eine italienische Kolonie von französischer Konkurrenz entwertet“ nennen. —

Professor Dr. Alfred Loebl: Die Verfassung, ihre Hüter und das Staatsvolk in Österreich.

Aus Vergangenheit und Gegenwart.

Leitsatz: „Nach dem gleichen Naturgesetze, weshalb der geringste Organismus unendlich mehr ist als die kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus, denn jene ist der Entwicklung fähig, also lebendig; dieser ist, was er ist, also tot."
Mommsen, Röm. Gesch. III., S. 477.

Infolge übertriebener Vorstellungen über staatsgefährliche Wirkungen der nationalen Streitigkeiten im Donaureiche ist im Ausland vielfach die Meinung verbreitet, das österreichische Staatsleben ruhe auf einer Scheinverfassung, der schwache Parlamentarismus sei oben erwünscht, alle oder die meisten Wahlreformen seien nur geschaffen worden, um die Verfassungseinrichtungen ad absurdum zu führen durch die Einsicht in die Unmöglichkeit ihrer Funktionen. Unter solchen Vorstellungen leidet vor allem der Kredit. Deshalb vornehmlich sollen die nachfolgenden Zeilen wahrheitsgemäß der Aufklärung und Richtigstellung dienen.

Unsere Verfassung ist ein Fürstengeschenk. Sie ist als zartes Wesen vor bald 50 Jahren zur Welt gekommen. Neunzehn Jahre dauerte die Geburt. Die verschiedensten Ärzte haben geholfen. Dualistische Züge wiesen die Kaiserlichen Handschreiben vom 16. und 17. März des Sturmjahres auf, dem Gesamtstaate galt das Oktroi vom 4. März 1849. Wiener und Kremsierer Reichsboten schufen ihre österreichischen Entwürfe vom 25. April und 22. Oktober 1848. Volks- und Länderkammern blieben bis zum Silvesterpatent des Jahres 1851. Nach den Niederlagen des Jahres 1859 wurde der ständige Reichsrat zu einer ständischen Ratsversammmlung erweitert. Der ständige und verstärkte Reichsrat sollte einen billigen Ausgleich zwischen gesamtstaatlicher Einheit und länderstaatischer Selbstverwaltung herbeiführen. Dann übernahm das Februarpatent 1861 das Kremsierer Kind: die zwei Kammern. Statt Volks- und Länderkammern für Zisleithanien hieß es jetzt: engerer und weiterer Reichsrat, dieser für den Gesamtstaat. Allein schon nach vier Jahren wurde der neue Versuch aufgegeben. Zwischen Oktroi und Sistierung waren so 17 Jahre hingegangen in Krisen mancherlei Art. Die schlimmste stand bevor: Nach „Königgrätz" hatten die Grafen ab-

gewirtschaftet. Der Kaiser erfüllte die Zusagen der Märzreskripte seines Oheims, gewährte den Völkern Anteilnahme an den Geschicken der beiden Staaten und stützte seine Zusage durch den feierlichen Eid auf die Verfassung.

Noch mehr: Die Völker Österreichs erhielten Bürgschaften gegen die Wiederkehr der Methoden jener Geburtshelfer in den vergangenen 19 Jahren, die sich selbst in England sehen lassen können. Über Beschwerden der Staatsbürger wegen Verletzung der ihnen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte wacht das Reichsgericht. Eine eigene Schuldenkommission ist berufen, streng darauf zu achten, daß keine dauernde Belastung des Staatsschatzes ohne die verfassungsgemäße Bürgschaft des Staatsvolkes vorgenommen werde. Vor einem besonderen Staatsgerichtshofe, dessen Mitglieder vom Parlament bestimmt werden, die keinem der beiden Häuser angehören dürfen und unabhängige, rechtskundige Männer sind, hat die Ministeranklage zu erfolgen. Ausgearbeitet sind die Bestimmungen, welche das Verfahren regeln, und mit der Erhebung der Anklage erlischt, ohne daß das kaiserliche Begnadigungsrecht angesprochen, noch angewendet werden kann, die Amtstätigkeit der Minister. Daneben unterliegen alle Verordnungen der Prüfung durch die zuständigen Gerichte. „Kein verfassungswidriger Akt," sagt das Gesetz, „kann lediglich mit Berufung auf die Staatsnot zu einem gesetzmäßigen erhoben und richterlicher Prüfung entzogen werden." „Nur wenn sich die dringende Notwendigkeit zu einer Zeit herausstellt, wo der Reichsrat nicht versammelt ist" (gedacht ist an Kriege, Pest, Seuchen), soll also heißen: nicht versammelt sein kann, darf die Regierung Anordnungen mit dem Notparagraphen treffen, die sonst in die Zuständigkeit des Reichsrates fallen. Dieser Paragraph kann die Regierung nur ermächtigen Anordnungen zu treffen, die in die Zuständigkeit des Herrschers fallen, für welche aber der Herrscher an die Zustimmung des Reichsrates gebunden ist, unter bestimmten Voraussetzungen ohne diese Zustimmung zu erlassen, niemals aber die Zuständigkeit des Reichsrates an sich zu ziehen.

Da die Feststellung des Staatsvoranschlages — dessen Prüfung ist die oberste Pflicht der Volksvertreter — durch den Reichsrat sich immer nur auf ein Jahr erstreckt, ohne neuerliche Feststellung aber keine Steuer eingehoben werden darf, so muß, falls der Reichsrat vertagt oder geschlossen worden ist, noch bevor er über den Voranschlag des nächsten Jahres beschließen konnte, der Reichsrat noch im Laufe dieses Jahres, und zwar zu solcher Zeit einberufen werden, daß Schlußrechnungen und Voranschlag verhandelt werden können.

Durch Vertagung oder Auflösung des Hauses vorher macht sich jede Regierung des Verfassungsbruches schuldig. Jeder Steuerforderung im ex lex Zustand muß die Rechtswirkung abgesprochen werden. Aus der Erlassung eines

neue Steuern einführenden Gesetzes folgt noch nicht die Zulässigkeit ihrer Einhebung. Auch für diese bedarf es der alljährlichen Bewilligung durch den Reichsrat. Ein Budget ohne Deckungsermächtigung ist einfach unvollziehbar.

Bei Anleihen ist die vom Monarchen ausgehende Ermächtigung ohne Zustimmung der Häuser nicht gültig. Diese Auffassung kommt selbst in den früheren Verfassungsversuchen (§ 47 der April-, § 145 der Kremsiererverfassung, § 110 des Märzpatentes, II. Abt. des Oktoberdiploms, § 10c des Februarpatentes und § 11c des Dezembergesetzes) einwandfrei zum Ausdruck. In der Vollmacht zur Eingehung einer Rentenschuld steckt durchaus nicht auch die Vollmacht zur Begebung einer kurzfristigen Kapitalschuld. Eine Verordnung, welche eine dauernde Belastung des Staatsschatzes oder eine Veräußerung von Staatsgut zum Gegenstande hat, kann unter keinen Umständen jemals materielle Gesetzeskraft der Notverordnung erlangen; solche Veränderungen können nur rechtswirksam werden auf Grund von Gesetzen, die mit Zustimmung beider Häuser erlassen wurden.

Trotz dieser Schranken gegen die Wiederkehr der Rückschläge von 1849—67 ist die Verfassung gegenwärtig ausgeschaltet, ihre Hüter haben versagt, die Volkshäuser stehen leer. Waren die Volksvertreter schon während des Balkankrieges wenig gefragte Zuschauer oder überhaupt nicht zusammengerufen worden, haben sie Kriegsleistungsgesetze, Heereserhöhungen, Flottenverstärkungen als „Staatsnotwendigkeiten" meist debattenlos bewilligt, so wurden sie nach dem Kriege ohne Dank heimgeschickt. Ohne alle verfassungsmäßig vorgesehenen Maßnahmen zu versuchen, die Wähler neuerdings zu fragen, oder von anderen Regierungen die Verantwortung zu heischen, wurden Notverwaltungen geschaffen, Notverordnungen verkündet — die Verfassung ausgeschaltet. Und Tausende haben diesen bequemen Weg gebilligt, die Urteile der Regierung nachgesprochen, andere haben sie im stillen längst herbeigesehnt, Lobredner haben sie verfochten. Und doch kann keiner beweisen, daß diese Urteile klar und richtig seien. Auf ihnen aber beruht die ganze Regierungspraxis vom Kampf gegen die Forderungen des absoluten Rechtsstaates bis zur Berufung auf die Funktionen der Notverwaltungsbehörden.

Wenn ein staatliches Organ (etwa der böse Landtag) funktionsunfähig wird, dann muß die Regierung helfend eingreifen, dann kann man es dem Verwaltungsgerichtshof nicht „verargen", wenn er am 8. Oktober 1913 die Rechtmäßigkeit der Einsetzung einer kaiserlichen Verwaltungskommission in Böhmen anerkannt hat, dann muß man diese Rechtsprechung fordern. Allein mit mindestens dem gleichen Rechte, mit dem behauptet wurde, „daß die parlamentarischen Parteien auf diese nie versagende Staatskuratel hin lustig sündigen und um einen billigen Preis in den Augen der Welt eine heroische Pose ein-

nehmen", kann entgegengehalten werden, daß die Regierung (welche nicht alle Maßnahmen erschöpft hat) sich freut, der unbequemen parlamentarischen Kontrolle ledig, Anleihen unter ungünstigen Bedingungen begeben, Virements im Voranschlag vornehmen, Rekruten ausheben zu können. Und es muß aufs schärfste zurückgewiesen werden, wenn der Monarch zum Zeugen für die Verfassungsmäßigkeit angerufen wird, von dem alle Welt weiß, daß er nicht die Absicht hat, die Verfassung zu brechen und nicht, „wie die Obstruktion," darauf ausgeht, verfassungsmäßig geforderte Bestände — und die Rechtspersönlichkeit der Länder gehört zu ihnen — zu zerstören, sondern sie zu erhalten. Die verantwortliche Regierung und nur sie urteilt, und jede Anrufung anderer Zeugen verschiebt die Urteilsgrundlage. Wenn der Landesausschuß in staatsrechtlicher Agonie liegt, muß eben ein neuer Landtag gewählt werden, oder die Regierung muß ihr Amt einer anderen überlassen. Erst wenn diese beiden Maßnahmen vergebens versucht waren, sind alle Mittel erschöpft — dann ist der Notstand da. Das Urteil des freien Ermessens, des subjektiven Empfindens der Regierung: „Die Schwierigkeiten sind auch durch die Demission der Regierung, durch Neuwahlen nicht zu beheben, ergo wird die Verfassung ausgeschaltet", hat Verteidiger unter den Kreisen gefunden, die berufen waren, als Hüter der Verfassung, das Gesetz und nur dieses peinlich zu beachten:

1. Vom Reichsgerichte verlangte man eine Prüfung der Rechtsgültigkeit des kaiserlichen Patentes vom 26. Juli 1913 (Einsetzung der vorgenannten Verwaltungskommission). Böhmische Landesausschüsse beschwerten sich darüber, daß ihnen ihr verfassungsmäßiges Recht genommen wurde. Das Reichsgericht antwortete: Die Regierung habe, indem sie dritte Personen mit der Verwaltung Böhmens betraut habe, keine Verfügung wider die Beschwerdeführer getroffen. Die Verfügung des Präsidenten der Kommission, durch welche er die Beschwerdeführer an der Ausübung ihrer Rechte „gehindert habe", sei deshalb keine „Behinderung" gewesen, weil die Ausschüsse schon vor Erlassung des Patentes an der Ausübung behindert gewesen seien. Über die Beschwerde gegen die Einstellung des Gehaltes urteilte das oberste Gericht überhaupt nicht. Und derartige Zirkelschlüsse wurden nachträglich noch verteidigt. Ja, ein Präsident des obersten Gerichtshofes beglückwünschte das Ministerium zu einer Notverordnung betreffend die Entlastung der Gerichte und die Änderung des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstritten, und Männer der Wissenschaft, wie Tezner und Bernatzik billigten die Urteile des freien Ermessens und fügten ihnen noch das Lob hinzu, welches aus tiefer Einsicht in den Komplex „Wissenschaft und Erfahrung" gewonnen, selbstlosem, redlichem Forschen entsprungen zu sein schien.

2. Ohne daß sich die dringende Notwendigkeit der längst bestehenden gesetzlichen Verpflichtung „erst zu der Zeit herausgestellt hätte, da der Reichsrat nicht

versammelt war", hat die Regierung sich selbst mittels der Notverordnung eine Anleihe von 375 Millionen Kronen bewilligt und $4^1/_2$prozentige amortisable Schatzanweisungen mit 15jähriger Laufzeit begeben. Es war die größte Anleihe, die in Österreich seit 49 Jahren mit einer einzigen Begebung fest übernommen wurde. Der Kapitalsverlust des Staates aus der Differenz zwischen Begebungs- und Übernahmekurs beträgt 216 Millionen Kronen. Und die Staatsschuldenkontrollkommission schloß sich mit Mehrheit der Auffassung an, daß diese Anleihe keine dauernde Belastung des Staatsschatzes sei, und ermächtigte den Minister zur Aufnahme der Anleihe, obzwar in der Verordnung, die provisorische Gesetzeskraft hat, von der Verwendung der Anleihe wenig gesprochen wird. Die Regierung kann die Summen, welche sie für militärische Investitionen oder anderweitig verwenden will, selbst bestimmen; also können auch Kredite, die für einen bestimmten Zweck bewilligt wurden, anderen Zwecken zugeführt werden (Revirements), was neuerdings gegen das Gesetz verstößt. Nach der Ermächtigung, welche die Kontrollkommission der Staatsverwaltung zur Aufnahme dieser in 16 Jahren amortisablen Anleihe von 375 bezw. 396 Millionen Kronen gab, glaubte die Regierung, daß auch die Umwandlung der ganzen Schatzscheinverpflichtung (am 1. Juli 1914 und am 1. Januar 1915 sind je $62^1/_2$ Millionen Kronen in Dollarschatzscheinen fällig) in Rente, also in eine konsolidierte Schuld, keiner allzugroßen Gegnerschaft ausgesetzt sein würde. Allein die Kommission beschloß am 26. Juni 1914 nur die Ausgabe von Rente für 33 Millionen Kronen zu gestatten, die Umwandlung des ganzen Betrages von 125 Millionen als unzulässig, als verfassungswidrig abzulehnen. Und selbst diese Entnahme von 33 bezw. 41,5 Millionen Kronen Kronenrente aus den Manipulationsvorräten der Kommission erfolgte auf Grund eines anderen Paragraphen (§ 5 statt 4) im Gesetze über das Budgetprovisorium vom 25. Dezember 1911 und mußte berechtigten Widerspruch auslösen.

3. In dem Gesetze vom 22. Februar 1880, durch welches die Verwaltung der okkupierten Länder dem gemeinsamen Ministerium für Finanzen übertragen wurde, heißt es, daß finanzielle Leistungen, die nicht in den Bereich der laufenden Administration gehören, wie für Eisenbahnen, nur auf Grund von Gesetzen gewährt werden dürfen, die in beiden Teilen der Monarchie übereinstimmend zustandegekommen sind, die also den gleichen Inhalt und die gleiche Form haben, namentlich auf verfassungsmäßige Weise zuwege gebracht wurden.

Nun hat der gemeinsame Finanzminister von 400 beanspruchten Millionen 270 als bosnische Eisenbahnanleihe und 130 als Investitionsanleihe beansprucht. Allein für Österreich fehlt das Gesetz und die Übereinstimmung, welche für die Verfügungen der beiden Staaten gefordert wird. Der Finanzminister ist daher gesetzlich nicht ermächtigt, die Anleihe aufzunehmen, und die Bürgschaft Österreichs mangelt dem Anlehen. Und doch wurden 60 Millionen bereits in zwei Anleihen zu je 30 an ein deutsches Bankenkonsortium so begeben, daß sich die Be-

lastung des Staates für Verzinsung und Amortisation auf etwa 5,2 Prozent, also ähnlich hochstellt, wie die vorgenannte Schatzanweisungsanleihe.

Die dringende Notwendigkeit für diese Eisenbahnanleihe hat sich nicht erst zu der Zeit herausgestellt, da der Reichsrat nicht versammelt sein konnte, und der Notparagraph ist auf Vorlagen nicht anwendbar, die eine dauernde Belastung des Staatsschatzes zur Folge haben. Die § 14-Verordnung widerspricht hier nicht bloß dem österreichischen Staatsgrundgesetz über die Reichsvertretung, dem bosnischen Verwaltungsgesetz vom 22. Februar 1880, sondern selbst dem Art. VI. des bosnischen Landesbahngesetzes vom 17. Februar 1913. Auch ist infolge der Auslegung: Gesetz in Ungarn und Notverordnung in Österreich erfüllten die Anordnung der „übereinstimmend zustande gekommenen, also der paktierten Gesetze", die Bahn frei auch für die Änderung des Verhältnisses der annektierten Länder zur Monarchie.

Und alle diese Verfassungsbrüche — dazu kommt noch die Notverordnung über die Rekrutenerhöhung, welche den verfassungsmäßigen Grund der Wehrmacht erschüttert hat — haben die Völker teilnahmslos, zum Teil freudig hingenommen. „Es geht besser," so urteilt man in Böhmen seit den Tagen der Kommission, in Österreich seit der Ausschaltung der Volkshäuser. Das Vertrauen in die Staatsgesinnung der Regierenden ist größer, als das in die Einsicht der Parteien. Man hat schon am 31. Dezember 1913 die Verfügungen erwartet, von denen ein Teil die Beschlüsse des „arbeitsunfähigen", vielfach gehaßten Volkshauses hätte ersetzen sollen. Zur vox populi gesellen sich die Träger alter Namen, welche immer die Schlagwörter von der bedrohten Macht, dem vergilbten Glanz, der verblaßten Kommandogewalt der Krone prägen. Sie billigen alles, was die Exekutive tut. Männer der Wissenschaft, Staatsrechtslehrer, die in Lehrbüchern mit beweglichen Worten von der Notwendigkeit der Pflege und Erziehung von Recht und Gesetz, ja von Rechtsempfinden und -gesinnung dozieren (vgl. die oben zitierten Sätze aus Tenzer, Die Volksvertretung, S. 341, 368, 377, 387, 348 und 372), stellen sich der Regierung zur Verfügung.

Wie diese Tatsachen zu erklären sind! Bei zunehmender Demokratisierung wurden die gesetzgeberischen Leistungen der Volkshäuser geringer und schlechter. Die nationalen Kämpfe drohen unüberbrückbare Gegensätze zu schaffen. Immer schrecklicher enthüllt die Korruption, daß Politik Geschäft ist, und daß nur wenige Unabhängige den Lockungen des Angebotes widerstehen. Allgemein ist die Enttäuschung über die geringen Erfolge und die nur mangelhaften verhüllten Mittelmäßigkeiten unter den Volksvertretern. Es wird zu wenig wirklich gearbeitet. Und gerade Arbeiter braucht, ja sucht man. Daß bei uns seit bald zwanzig Jahren kein Budget durchgeprüft wurde, ist bekannt; minder die Tatsache, daß

auch die französische Kammer mit ihren Jahresanschlägen im Rückstande geblieben war. Das Budget vom Jahre 1911 ist 6½, das von 1913 gar 7 Monate zu spät erledigt worden, und das für 1914 wurde der neuen Kammer zugeschoben. Sachliche Arbeit gehört so wenig zum Zeitgeschmack, wie ein solides Gewerbe lernen und es rechtschaffen, arbeitsam ausüben. Auch im Reiche des Geistes wird über die Arbeiter gespottet. Ja sie werden mißliebig, weil sie namentlich in Ämtern die Gemütlichkeit stören. Wie also könnte man Abgeordneten zumuten, sie sollten bei ihren vielen gesellschaftlichen Pflichten und Interventionen für Parteifreunde und Parteiblätter auch Staatsrechnungen sachgemäß genau prüfen, wie gar den „Führern“, sie sollten Kostenüberschläge vornehmen, um den Heller feilschen, den Herren Delegierten, sie sollten Vergleichstabellen der kartellierten und außer Kartell offerierenden Rüstungsfabriken durchsehen oder gar die Paragraphen eines langen Gesetzes studieren!

Zahlreich sind daher die Stimmen der freien, parteilosen Kulturarbeiter, welche neben Berufspolitikern Sachkundige, Fachleute wünschen, die bei Budgetverhandlungen aufklären, eine politisch farblose Geschäftspartei im Volkshause bilden.

Der vielfach beobachtete Zug nach rechts, den man als Wirkung der Balkankriege erklärt, hat seinen Grund in Österreich in der Unzufriedenheit der Massen mit den geringen Erfolgen der Demokratie. Nicht parlamentsmüde sind die Völker — sie verlangen Arbeit, sichtbare Leistungen, Erfolge und Entschiedenheit. Man ist des schwankenden, unsicheren Tastens überdrüssig, hofft von Energie und Zielbewußtsein auch wirtschaftliche Erfolge; denn die Monarchie ist reich, reicher als irgend ein europäisches Land — allein sie braucht Unternehmergeist, um ihre Brachen der Weltwirtschaft zuzuwenden, sie braucht Aufklärer, die ihr Freunde in der Welt zuführen, ihren Naturschönheiten die Bewunderer, ihre Fertigwaren aber könnten getrost jeden Wettbewerb auf dem Weltmarkte bestehen, wenn nicht die Unsicherheit, genährt von zahlreichen Reichsfeinden, die großen und kleinen Gefälligkeiten verhinderten, ohne die es auf den Weltmärkten keine Gegenseitigkeiten gibt. Ihre Hauptlosung aber ist den vielen Pessimisten und Gegnern der Ruf vom Zerfall der Monarchie.

Es gibt kein schädlicheres und unsinnigeres Schlagwort. Es nährt die wüste Phantasie, lähmt die Energien, steigert die Unsicherheiten und erhält die Schwebezustände im Beamtenstaate mit ihren typischen Erscheinungen: Anspannung, Besichtigung, Faulenzerei, Strebertum und Denunziantenwesen, Gesinnung nach Bedarf und nach den Vorgesetzten, Gschaftelwesen und Rückgratsverkrümmung.

Und weiß es einer noch, das Gesetz der Evolution der Völker und Rassen mit einigem historischen Flitter augenfällig zu umhüllen, ist er des billigen Beifalls sicher. Er wird gepriesen, unternimmt Reisen, erzählt den biederen Zuhörern auch außer Landes immer wieder sein Sprüchlein von der natürlichen Entwickelung der Rumänen, Ruthenen, Serbokroaten und Italiener, von Autonomie und Dezentralierung, und wirbt geradezu um Anerkennung selbst im Ausland für seine Theorien, Prophetien und Utopien. Was Wunder, wenn die Ausländer solchen Redensarten Gehör schenken, sie für den Bündniswert einschätzen und mit dem nahen Zerfall rechnen. „Nach der Türkei — Österreich-Ungarn." „Der Krieg zwischen Germanen und Slaven steht bevor." „Und dann kommt das große Aufteilen."

Jede Obstruktion, jede Klofačreise nach Belgrad, wird unter dieses zurechtgemachte Schema eingereiht, ein schwungvoller Handel mit „Büchern, die in Österreich verboten sind", selbst im deutschen Nachbar- und Bundesreiche betrieben, die voll sind von derartigen Phantasien. Und die Mordtat von Sarajewo vom 28. Juni dieses Jahres hat ihnen reiche Nahrung zugeführt.

Allen diesen Wortführern und Spekulanten kann nicht laut genug vor aller Welt zugerufen werden, daß ihre Wahrsagekunststücke Luftgebilde und Hirngespinste sind.

Die Monarchie steht heute viel fester da, als ihr Ruf ist.

Sie birgt außer Naturschönheiten und Bodenschätzen einen mächtigen Fundus an Staatsgefühl, an dynastischer Treue, und diese Kräfte würden in Tagen der Gefahr zur äußersten Hingebung gesteigert, eine Anspannung ermöglichen, welche die Reichsfeinde und alle Spekulanten auf des Reiches Zerfall erschauern machen würden. Auch heute noch wie zu Zeiten des ersten Napoleon nimmt es die Monarchie mit jeder europäischen Großmacht auf. Die Deutschen, welche diesen Staat geschaffen und erhalten haben, bleiben ihrer Sendung treu. Slaven und Magyaren aber wissen, daß sie in keinem anderen Staatengebilde die Rolle spielen können, die ihnen hier beschieden ist. Ein weiterer Kranz von Legenden hat sich um die Person des ermordeten Thronfolgers geflochten. Man hat in ihm den Wiedererneuerer der gesamtstaatlichen Reichsidee vielfach gefürchtet, hat vorausgesagt, er hätte mit der Schaffung eines südslavischen Königreiches die Vormacht der ungarischen Adelsoligarchie drüben und durch einen gewaltsamen Ausgleich hüben die immer noch mächtige deutsche Bürokratie brechen, die Nordslaven fördern wollen. Die geschichtliche Sendung der deutschen Staatenbildner wäre so künstlich auf die Slaven übertragen, ihnen die Förderung der Gesamtstaatsidee anvertraut worden.

So viele Anzeichen, Äußerungen und Bemerkungen auch für solche Bestrebungen vorliegen, ebensoviele heben sie auf. Ein Freund des deutschen Kaisers, des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Ungarn, ein abgesagter Feind

der Bürokratie und ihrer zeitvergeudenden, vielfach unnützen formalistischen Arbeitsweise, kann nicht gewollt haben, daß die Deutschen in Österreich, die Magyaren in Ungarn, ihrer staatserhaltenden Sendung entrückt, von der Brutalität der Ziffer in den Hintergrund geschoben werden. Und daß er daran gedacht hätte, im Zeitalter immer leichter getrübten Vertrauens, immer verwickelteren Weltleiheverkehrs und stärkster Preisstürze bei geringen Kräuselungen in diesem Fluidum die Bürgschaft des Fürsten an die Stelle jener der Völker zu setzen, kann ihm, dem Förderer von Heer und Flotte, nicht ernsthaft zugeschrieben werden.

Bleibt nur die Hinneigung zur ecclesia militans, zum Feudaladel und die begeisterte Liebe zu jenen Epochen österreichischer Geschichte, in denen die Ständemacht vom absoluten Herrscher niedergeworfen worden, der Staat welterobernd geboten hat.

Ich meine die Zeiten nach den Schlachten von Mühlberg, vom weißen Berge, nach dem Preßburger Reichstag, nach dem Szalhmarer-Frieden. Kann man einem zielbewußten Fürsten verargen, solchen staatlichen Kraftäußerungen liebevoll, ja begeistert nachzustreben?

Der Parlamentarismus ist krank, der Apparat zu unbeholfen, die Erfolgsmöglichkeiten für eine gute Gesetzgebung bei der zunehmenden Macht der Bürokratie sehr gering. Auf papierene Entschließungen, ungesunde Beeinflussung der Verwaltung und hinziehende Methoden der Beratung sind die Volkshäuser beschränkt. Die Besitzverteilung ist ungesund, in den Kämpfen zwischen Ständen und Klassen triumphiert das demagogische Schlagwort: An Verkehrtheiten kranken Tausende Einrichtungen. Kein Wunder, wenn man zu solchen Persönlichkeiten aufblickt, die in sich geschlossen, mit festen Gebundenheiten, willensstark und zielsicher einen guten Stern für die Zukunft bedeuten, an den sich Schwankende klammern.

Fassen wir zusammen: Das Weihnachtsgeschenk des Jahres 1867 ist keine Scheinverfassung. Im Gegenteil. Sie kann sich unter allen Verfassungen Europas sehen lassen. Sie ist mit einer stattlichen Anzahl von Rechtsbürgschaften umgeben und gestützt. Und doch hat sie versagt. Langsam, stückweise sind ihre Grundmauern geborsten, die letzten schweren Quadern, die obersten Spruchhöfe, die Schuldenkommission sind gefallen. Das freie Ermessen der Regierung hat einen starken Bundesgenossen in der öffentlichen Meinung des Bürgertums gefunden, das vielfach parteiüberdrüssig, vor allem nicht mehr gewillt ist, um Teile der Verfassung zu retten, irgendwelche Opfer am Volkstum zu bringen. Man kann daher nur soweit in der Vorhersage der Zukunft gehen: Diese Verfassung und diese Art von Volksvertretung werden nicht lange mehr leben. Was aber an ihre Stelle kommen wird, verschließt sich vollkommen jeder Mutmaßung. Hoffentlich wird man bald heller sehen, denn im Beamtenstaate sind Verfassung und Charakter nahezu

Korrelativa. So sehr es viele gelüsten mag, jene Autorität wieder aufgerichtet zu sehen, an welche weder Vernunft, noch Recht, noch Liebe heranreicht, siegreich werden doch die Keime emporblühen, die Mut, Charakter und tatfrohe Deutschgesinnung wieder an die Stelle der Gift- und Fremdpflanzen bringen, die wie Opportunismus, Servilismus, Denunziation, Pessimismus, Chauvinismus, Byzantinertum, bürokratischer Absolutismus und Protektionswirtschaft aus jenen unsicheren Schwebezuständen aufgezüchtet waren und sich im Beamtenstaate ebenso seuchenartig verbreitet hatten, wie die Gerüchte von des Reiches Zerfall im Auslande.

Jugendfürsorge, Heimat-, Mutterschutz, Auslandschulen, Unternehmertum, Arbeiterversicherungen, Pflege der Sprache und Volksart bei Bekämpfung aller Überreiztheiten, Verbreitung von Wissen und Bildung für die Volksgesundung, Teilnahme an der Weltwirtschaft, Ablenken von unfruchtbarer, kleinlicher Kampfesart, das sind jene Keime, die auch dem Staate neue Kräfte fördernd zuführen werden.

Ingenieur Chr. Jungkunz: Zum Völkerfrühling.

Die naturpolitische Konstellation*).

Vor allem möchte ich einige Worte der Rechtfertigung anführen gegen die vermutlich unter den Lesern dieser Zeitschrift bestehenden Zweifel an der Kompetenz eines Ingenieurs, zu den politischen Weltfragen zu sprechen. Gewiß können die meisten Fachingenieure als solche aus Mangel an philosophischer Ausbildung und Denkfähigkeit, an Weit- und Tiefblick, vor allem aus Vernachlässigung der organischen, also auch der politischen Technik, die politischen Zeit- und Weltfragen nicht oder nicht richtig beurteilen, obwohl sie als höhere Verwaltungsbeamte vor allem Weitblick, Verständnis für Organisationstechnik und Politik haben sollten. Aber die höhere technische, wie jede andere Entwicklung geht ihren eigenen Gang und hält sich nicht an die Schranken althergebrachter Fachanschauungen und physischer Tätigkeitsgebiete der Ingenieure.

In neuerer Zeit erheben sich auch Ingenieure aus der Versunkenheit in Fachspezialismus und Utilitarismus, um zu einer Weltanschauung, zur Erfassung der Stellung und Lage der Technik in der allgemeinen Kulturentwicklung der Menschheit, zur Einsicht in die organischen Zustände und Verhältnisse zu gelangen, welche durch die großen technischen Umwälzungen auf allen Lebens- und

*) Vergl. Juniheft c. d. Z.

Arbeitsgebieten und vor allem auch in der Politik entstanden und voraussichtlich noch entstehen werden. Der Techniker ist infolge dieser organischen Umwälzungen und Neubildungen nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, am Rat der Völker und Kulturmenschheit teilzunehmen, das Gewicht der technischen Kulturleistung und -aufgabe in die Wagschale der öffentlichen Beurteilung zu legen. Der technische Umwälzungsprozeß hängt nachweisbar sehr eng zusammen mit dem politischen und überhaupt mit dem allgemeinen Entwicklungsprozeß der Völker, Staaten und der Gesellschaft. Die Frage der Erhaltung, Stärke, Sicherheit, Lebens- und Leistungsfähigkeit unserer politischen Organisationen ist eine technische, im weitesten und tiefsten Sinn des Wortes; sie erfordert zu ihrer Lösung vor allem Einsicht in das Wesen, die Prinzipien, Systeme, Grundformen und -einrichtungen des organischen und physischen, vor allem des natürlichen Bauens.

Wir begreifen das Schöpfungswerk der Natur am einfachsten und sichersten als Bauwerk im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen. Dieses Werk in seiner Gesamtheit hat drei Hauptstufen, welche im Laufe der Naturentwicklung auszuführen waren, bezw. noch sind: 1. der Bau des Betriebswerkes der Himmelskörper und der Erde als Fundament, 2. das darauf errichtete Organisationsstockwerk mit den Spezialstufen der Pflanzen, Tiere und Menschen, und 3. das auf dieses Werk zu bauende höchste und allumfassende Stockwerk menschlicher Gemeinschaftsorganisationen. Letzteres Werk ist in der Naturbauentwicklung am weitesten zurückgeblieben. Demgemäß haben wir auch verschiedene Naturbauentwicklungsperioden, je nach der Stufe oder dem Stadium der Naturbauausführung, oder nach dem Zustand, in dem sich das Schöpfungswerk gemäß seinem oder vielmehr der Menschen Stellungsverhältnis zu den es beherrschenden und bestimmenden Mächten oder Wesen befindet. So z. B. ist die Zeitperiode des Völkerfrühlings die der natürlichen Wiedergeburt oder des Um- und Neubaues unserer Volks- und Staatsorganisationen zum höchsten Organisationsstockwerk der Natur, wo die Menschen, Völker und Staaten zu diesem Bau vom Naturwesen begabt, bewegt und naturgesetzlich, weltordnungsgemäß geleitet werden.

Nach technischen Grundbegriffen ist es ganz selbstverständlich, daß das Naturbauwerk im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen einen allzusammenfassenden und -bildenden Baugeist als Bauleitung, eine generelle und spezielle bauliche Idee oder Weisheit, Weisung, Zielung, Planung und Ausführung, also auch ein Bausystem und -prinzip, absolut notwendige bauliche Kräfte, Formen, Mittel oder Materialien, Werkzeuge und Werkteile oder Einrichtungen haben muß. Nur wer keinen oder einen falschen Begriff von der Technik hat, kann sich einbilden daß das Naturbauwerk lediglich aus Teilkräften und Teilstücken oder Urelementen, nach den diese bestimmenden mechanischen, physischen und chemischen Grundgesetzen ausgeführt und betrieben werden kann.

Auch lassen sich die Verirrungen, Mängel und Fehler der Naturbauentwicklung, welche vorzüglich in unseren politischen u. a. Gemeinschaftsorganisationen von Menschen, als Naturbauführern, durch Abfall von der Naturbauleitung gemacht wurden, am einfachsten und sichersten als technische erkennen und korrigieren. Wenn man das bestehende politische Weltgetriebe mit technischem Blick durchschaut, so findet man seinen Hauptfehler, die Hauptursache der Krankheit und Mißstände unserer politischen Organisationen darin, daß in ihm in technisch widersinnigster Weise nicht nur der bauende Geist oder die Seele, Idee fehlt, die das Ganze zusammenfaßt und leitet und die Geschicke der Menschen, Völker und Staaten bestimmt, sondern statt dessen alle möglichen Gewalten herrschen, während in allen natürlichen Einzelorganisationen und in der ganzen physischen Menschentechnik, überhaupt im gesunden und normalen Zustand, durch richtigen Bau dieser Werke alle Gewalten an natürliche Arbeitsleistungen, Fähigkeiten und Bedürfnisse dienstbar gebunden sind. Ein echter politischer Techniker, wie es Bismarck als Reichsbaumeister war, steht über den politischen Gewalten; aber alle Politiker und Staatsmänner, die kein Verständnis für politische Technik haben, stehen unter Gewalten, können sie nicht technisch richtig fassen und behandeln, nicht beherrschen, sondern sie werden vielmehr von ihnen in der schmählichsten Weise beherrscht. Alle politischen wie physischen Gewalten haben gerade in der mangelnden Technik ihre größte Schwäche, ja ihren Tod. Der Riese Goliath fiel durch seine eigene Rüstung, weil David die technische Schwäche derselben erkannte und benützte. Ähnlich wie David verfährt die Technik: sie bedient sich ganz einfacher Vorrichtungen, um selbst die größten physischen wie politischen u. a. Gewalten an ihre Bestimmung, an menschliche Arbeit und Bedürfnisbefriedigung zu binden. Und es gibt keine Gewalt, vor welcher sich die Technik und technische Natur zu beugen, oder die sie zu befürchten hätte.

Wir bedürfen also zweifellos eine technische Lösung des Rätsels unserer die Welt beherrschenden politischen Sphinx. Es fehlt uns der politisch-technische Natur- und Mutterwitz. Dieser Witz sollte wie der Blitz einschlagen, erschüttern; aber indem er in der öffentlichen Geistes- und Bewußtseinsatmosphäre gründlich durchleuchtet und erhellt, auch diese Atmosphäre reinigen, erheitern und erfrischen, in ihr alle vorhandenen Spannungen und Bedrückungen fauler und morscher Elemente auflösen und beseitigen. Wenn der Blitz die Gewitterwolken der Atmosphäre durchleuchtet, so lösen sie sich unter der Erschütterung und dem Donner dieser Durchleuchtung in Regen auf. Vielleicht kann auch einmal ein politischer Weltwitz und -blitz, der unsere politischen Gewitterwolken durchleuchtet, unter einem donnerartig erschütternden Weltgelächter, die unerträglich gewordenen Überspannungen und Überdrückungen dieser Wolken und ihrer Gewalten, besonders die überspannten Erwartungen und Wertungen, die

wir von unseren weltbeherrschenden Riesenmächten hegen, in einen herzerquickenden und gesunden Heiterkeitsregen auflösen.

Der ungeheuere technische Fehler, den die Menschen, Völker und Staaten in der Politik von jeher begingen, ist auf eine Täuschung, ja auf einen Betrug derselben zurückzuführen. Diese Täuschung beginnt schon in der Auffassung des Auf- und Niederganges der Lebenswelle, der Jugend und des Alters der Menschen und Völker, wie der ganzen Menschheit. Diese Täuschung ist ähnlich der früheren über die Bewegung der Himmelskörper. Es wird angenommen, beim Lebens- oder Entwicklungslauf der Menschen und Völker gehe ihr Lebenswesen selbst auf und unter, oder es vollzögen sich die geschichtlichen Prozesse und Wandlungen so, wie sie nach dem menschlichen Standpunkt und Gesichtskreis, Kulturverstand und Interesse aufgefaßt und ausgeführt werden. Aber tatsächlich bleibt das Ur- oder Stammwesen der Menschen, ihre innere Zentrale, ebenso wie die Sonne als Urbestimmung und -leitung der Schicksale und Bewegungen der ihr angeknüpften Körper bei allem äußeren Wandel derselben innerlich unerschütterlich feststehen. Und es ist, auch nach Kant, die äußerlich wahrgenommene, zeitliche und räumliche Erscheinung der Dinge von dem, was sie an sich, in ihrem Urwesen, nach ihrer Bestimmung und Entwicklung aus der Naturzentrale sind, streng zu unterscheiden.

Gewiß hat sich im Entwicklungslauf die allgemeine Weltzentrale oder -axe geteilt, weil die ursprünglich enger an sie gebunden gewesenen Weltkörper und Naturgeschöpfe beim Ablauf ihrer Lebenswelle von ihr abfielen und eigene Zentralen oder Drehaxen ihres Lebenslaufes bildeten. So hat der äußere physische Gesamtleib der Natur, soweit wir ihn in Himmelskörpern kennen, seine eigene Zentrale, die Sonne, während die Seelenzentrale dieses Gesamtleibes der Schöpfung als Urwesen in Menschen und anderen Organisationen der Natur lebt. Ebenso trennten sich die Erde und andere Himmelskörper, welche ursprünglich die gemeinsame Schale des Sonnenkernes bildeten, von der Sonnenzentrale, die Menschen von ihrer inneren Stammzentrale oder inneren Sonne, um eigene Einzelwesen- oder Art- und Gattungsstammzentralen zu bilden. Aber bei dieser Trennung ist die absolute Zentraleinheit und damit auch das System, die Ordnung und Gesetzgebung der Natur, die Gesamtbestimmung und Leitung, der Gesamtbau und -betrieb des Schöpfungswerkes an sich nicht aufgehoben, sondern nur eine Wandlung und Neugestaltung im Schöpfungs- und Entwicklungsprozeß vollzogen worden. Bei allen Bewegungen, Wandlungen und Gestaltungen der Himmels- und Erdkörper, der Pflanzen, Tiere und Menschen, Völker und Staaten drehen sie, oder vielmehr ihre Lebens- und Entwicklungswellen, sich um ihre verschiedenen physischen und organischen Welt-, Gattungs, Art- und Individualstammzentralen und damit schließlich auch um die Hauptzentrale und -axe der Schöpfung. Das Auf- und Niedergehen der Lebenswellen der Völker, Menschen, Tiere, Pflanzen, Erde und anderer Himmelskörper ist auf Drehung

derselben bei ihrem Lebens- und Entwicklungslauf um ihre generellen oder speziellen Zentralen zurückzuführen. Bei diesem Entwicklungslauf entstehen und wechseln die verschiedenen Zeitperioden aller dieser Körper und Wesen; aber immer im Kreislauf oder in der Oszillation um ihre Zentralen. Und zwar wechselt die Zeitperiode des Aufganges der Lebenswelle, der Jugend, des Frühlings und Sommers, mit der Zeitperiode des Niederganges dieser Lebenswelle, des Alters, des Herbst und Winters. Nach diesem Kreislauf alles Lebens und Entwickelns kann es keinen Anfang und kein Ende desselben geben, folgt auf den Niedergang der Wiederaufgang, aus dem Alter und Tod die Wiedergeburt und Jugend, auf den Herbst und Winter der Frühling und Sommer.

Die Täuschung über die Bewegung der Lebens- und Entwicklungswelle verursachte auch die bisherige irrige Annahme, daß die Periode des Abfalles von der äußeren und inneren Sonne und der Vorherrschaft der diesen Abfall betreibenden elementarischen u. a. Gewalten, sowohl bei der Entwicklung der Erde wie der Menschen, Völker und Staaten, die erste und ursprünglichste sei. Aber naturgemäß mußte allen im Weltraum vorgekommenen und noch folgenden Niedergängen der Lebens- und Entwicklungswelle, also allem Abfall ihrer Körper und Wesen von ihren Zentralen, ein Aufschwung dieser Welle, eine Anziehung und Schöpfung ihrer Körper aus ihrer Zentrale vorangegangen sein und umgekehrt. Bevor die Himmelskörper, von Elementargewalten betrieben und beherrscht, von ihrer Sonnenzentrale abfielen und eigene Bewegungszentralen bildeten, mußten sie als eine gemeinsame, durch den Abfall gebrochene Schale von einem gemeinsamen Sonnenkern innerlich gefaßt und geleitet gewesen sein. Ebenso mußten die Menschen, bevor sie wie ihre Völker und Staaten von ihren inneren Zentralen oder vom Naturwesen abfielen, und gleichfalls von sinnlichen, materiellen u. a. Gewalten oder Trieben beherrscht und bewegt wurden, von einem gemeinsamen Urstamm der Schöpfung, von ihrem Urwesen innerlich gefaßt und geleitet gewesen sein. Also muß der unermeßlich langen Winterperiode der vorherrschenden sinnlichen, materiellen, kriegerischen u. a. Gewalten, die wir nach dem Geschichtszeugnis bisher durchliefen, eine nicht minder lange Sommerperiode, in der die Menschen, wie Tiere und Pflanzenstämme vom Urwesen der Natur eng zusammengefaßt und geleitet waren, vorangegangen sein.

Nun ist es ja der Natur gelungen, auf Grund des revolutionären Ausbruches der Himmelskörper, der das Unterste ins Oberste kehrte, nämlich die Elementargewalten ins „Übermaß der Herrschaft freier Luft" versetzte (vergl. Faust II. Teil), die Weltordnung und -regierung aus der Sonne wiederherzustellen, geregelte Zeitperioden einzuführen, nämlich einen Himmelskörperstaat herzustellen, in dem die Sonne regiert und alle Elementargewalten technisch und organisch dienstbar an ihre Naturbestimmung gebunden sind. Nur Eruptionen, Erdbeben, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Wetterkatastrophen, erinnern noch an die große Elementarrevolution unter den Himmelskörpern und in der Erde, welche die

Natur im Bau der Welt und Erdkörper überwand, der diesen Körpern die durch den Abfall gewonnene volle Freiheit der Selbstbestimmung, nämlich den Lebens- und Entwicklungslauf um eigene Drehaxen ließ.

Aber bisher war es der Natur nicht möglich, auf Grund des Abfalles der Menschen und Völker von ihrer Zentrale die natürliche Weltordnung unter denselben und geregelte Zeitperioden einzuführen und einen Weltstaat herzustellen, in dem die sinnlichen, materiellen, militärischen u. a. die Menschen beherrschenden Gewalten technisch-organisch an ihre Bestimmung gebunden, nämlich in den Dienst des Naturzweckes, menschlicher Arbeitsleistungen, Naturfähigkeiten und -bedürfnisse gestellt, also die Naturanlagen naturgemäß entwickelt werden könnten. Wir haben deshalb immer noch winterartige Zustände des Krieges und der Kriegsrüstung, des Kampfes aller gegen alle, der Erstarrung und Verknöcherung, der Unterdrückung und Mißbrauchung menschlicher Naturanlagen und Naturbedürfnisse etc. in politischen u. a. Organisationen.

Den Zeitperioden des Entwicklungskreislaufes oder des Aufganges, Niederganges und Wiederaufganges der Lebens- und Entwicklungswelle entsprechen Grundtriebe, die wir auch den Zug oder Strom der Zeit nennen können. Schiller unterschied drei Hauptzeitperioden oder Entwicklungsstufen, die sowohl die ganze Menschheit wie der einzelne Mensch zu durchlaufen hat: die physische, die ästhetische und die moralische, demgemäß auch drei Grundtriebe. Diese drei Zeitperioden, wie ihre Entwicklungsperioden und Grundtriebe, sind jedoch gemäß dem Kreislauf und der Oszillation ihrer Aufschwungs- und Abfallbewegung besser in umgekehrter Reihenfolge folgendermaßen zu verstehen.

Die moralische Zeitperiode ist die des Aufganges der Lebenswelle, der Wiedergeburt, der Kindlichkeit und Jugend, des Frühlings und Sommers der Menschen und Völker. In dieser Zeitperiode regiert unter den Menschen die innere Sonne oder das Naturwesen, werden die Menschen und Völker von dieser innerlich erfaßt, angezogen, erleuchtet, erwärmt, zum organischen Schöpfen aus dieser Stammquelle bewogen und geführt. In dieser Periode sind die geistigen und seelischen Kräfte oder Naturanlagen ihrer Bestimmung und dem Naturbedürfnis gemäß angewendet und entwickelt, waltet der Trieb zum intuitiven Erkennen und Bilden, zum Schaffen von innen heraus, zum Verarbeiten, Verdauen und Assimilieren der Wissens- und Lebensstoffe, zum Idealisieren, Generalisieren etc. In dieser Zeitperiode werden alle physisch- und organisch-technischen Werke vollkommen ausgebaut, alle Gewalten, Elemente und Elementartriebe der Natur und Menschen durch diese Werke in den Dienst der Naturzwecke, menschlichen Arbeit und Bedürfnisbefriedigung, geistigen und seelischen Naturkräfte gestellt.

Dagegen die physische Zeitperiode ist die des Abfalles der Lebenswelle von der inneren Sonne, des Alters und Todes, des Herbstes und Winters der

Menschen und Völker. In dieser Zeitperiode kann die innere Sonne zu ihrer Schöpfung oder zu ihrem Naturzweck nicht mehr in und über den Menschen regieren, werden sie von dieser Zentrale immer mehr abgezogen, demgemäß ihre Naturanlagen teils verbraucht, teils mißbraucht, teils unterdrückt, ihre Organisationen erstarrt und verknöchert. Vielmehr werden in dieser Zeitperiode die von der inneren Sonne abziehenden sinnlichen, materiellen u. dergl. Mächte, demgemäß die Grundtriebe zum Ergreifen (nicht Begreifen und Verarbeiten) der Kenntnis- und Lebensstoffe, zum Erwerben, Genießen, Besitzen und Gewalthaben, zum Materialisieren, Spezialisieren, Subjektivieren u. dgl. vorherrschend.

Sodann besteht, auch nach Schiller, ein dritter Grundtrieb, also auch eine demgemäße Entwicklungsbewegung und Zeitperiode, welche zwischen den einander entgegengesetzten vermittelt oder einen Übergang, eine Wendung und Wandlung von der einen zur anderen bewirkt. Aber es ist klar, daß es zwei solcher Wendungen geben muß: eine von der Jugend zum Alter, vom Frühling und Sommer zum Herbst und Winter, und eine in umgekehrter Richtung Winter-Frühling. Die eine erfolgt am Gipfel oder an der äußersten Beanspruchung der Lebenswelle, die anderen dagegen an der Sohle, im Todpunkt dieser Welle, wenn der Alterszug abgelaufen ist und eine neue Lebenserhebung, Wiedergeburt und Jugend beginnt.

Die Einführung geregelter Entwicklungsperioden, wie die des Völkerfrühlings, wird hauptsächlich durch Verirrung der ihnen zugrundeliegenden Zeittriebe und -züge verhindert. Um diese Verirrung und ihre Korrektur gründlich festzustellen, müßten die Grundtriebe, wie die naturgesetzliche (Selbst-) Regulierung ihrer Wirksamkeit im Anschluß an Kant, Fichte und Schiller untersucht werden, was an einer anderen Stelle geschehen soll. Hier mag darüber nur folgendes angeführt sein. Die beiden Hauptgrundtriebe: der zur inneren Sonne hinziehende, aus ihr schöpfende, erleuchtende, erwärmende etc. ist von dem von ihr abtreibenden stofflichen, erstarrenden, verknöchernden, ebenso unzertrennlich wie ihre Gestaltungen und Auswirkungen oder Objektivationen: Jugend und Alter, geistige Erleuchtung und Verdunkelung, seelische Erwärmung und Erkaltung, Form und Stoff, Begreifen und Ergreifen, Erkennen und Kennen, Beseelung und Verkörperung, Idealität und Realität, Verarbeitung oder Kraftanwendung und Erwerbung, Verdauung und Genuß, das Werk und sein Material, das Ganze und seine Teile, Objekt und Subjekt etc. Aber es hat doch jeder dieser Triebe seine eigene Strebart, Kraftzielung und -richtung. Also sind in allen Zeitperioden beide Grundbetriebe und Zeitzüge voneinander abhängig wirksam; aber sie können doch, so lange ihr Lauf nicht geregelt ist, statt sich ergänzen und zusammenwirken, vielmehr sich bekämpfen über und unterschieben, also verirren und so auch unregelmäßige Zeitperioden verursachen. In abnormalen Zeitperioden, wie wir sie noch auf allen Gebieten menschlichen Erkennens und Bildens, Lebens und Wirkens haben, ist immer der peripherische oder dezentrale,

der ergreifende, auch kennende (nicht erkennende), erwerbende, besitz- und macht-strebende Grundtrieb und -zug vorherrschend, so daß er den anderen, den zentralen, schöpferischen Grundtrieb entweder mit fortreißt, mißbraucht oder unterdrückt, oder nicht vollständig aufkommen, seiner Anlage und seinem Zweck gemäß wirken läßt. Doch hat sich bisher auch der zentrale, schöpferische Grund-trieb, z. B. in unserer klassischen Zeitperiode, in der Weise verirrt, daß er den ergreifenden, kennenden, erwerbenden Grundtrieb vernachlässigte.

Aber immer war die Verirrung des einen Grundtriebes die Hauptursache seines Rückganges und des Aufkommens des anderen. So wird auch der Zug der Zeit, wenn er durch seinen Grundtrieb beim Fortschritt nach der einen Richtung sein Ziel überschießend verfehlt, oder wenn er die Errungenschaften des anderen in der vorangegangenen Zeitperiode vernachlässigt, durch diesen in entgegengesetzter Richtung reguliert. So erklärt sich die wellenförmig auf und abgehende oder oszillierend oder kreisförmig hin und hergehende Bewegung des Stromes oder Zuges der Zeit, sowie die den Historikern schon längst aufgefallene Tatsache, daß die verschiedenen Zeitperioden mit ihren Grundbewegungen und -trieben, z. B. die des Idealismus und Materialismus, der Philosophie und Naturwissenschaft, wechseln, wiederkehren oder sich ablösen.

Aber auch in den *einzelnen* Menschen und Völkern findet sich ebenso wie die Grundverschiedenheit auch der Wechsel und Wandel der Zeitperioden, je nachdem sie nach Naturanlage, Lebenslage, Bildungs- und Gesittungsstandpunkt, Denk- und Handelnsweise da und dort, einerzeit und andererzeit, ihrer inneren Naturzentrale näher oder ferner stehen, seinen Licht- und Wärmestrahlen, seiner organischen Erzeugungs- und Wachsekraft mehr oder weniger zugänglich, von dem einen oder anderen der Grundtriebe bewegt sind. Wie die einen Himmelskörper, so sind auch die einen Menschen und Völker enger, die anderen ferner mit ihrer Sonnenzentrale verbunden, von ihr erfaßt, bewegt, beeinflußt und geleitet, die einen mehr zur Frühlings- und Sommer-, die anderen mehr zu Herbst- und Winterzuständen veranlagt. Zu der ersteren Art gehören die hervorragendsten Kulturvölker, sowie die Genies und Helden der Weltgeschichte, welche aus der inneren Geistessonne schöpften, durch epochale Werke die Weltorganisation oder den Völkerfrühling förderten.

Wir dürfen uns aber durchaus nicht über den Wechsel und Wandel, sondern nur über das *Mißverhältnis* der verschiedenen Zeitperioden, Grund-bewegungen, und -triebe oder vielmehr darüber beklagen: *daß sich bisher der zentrale oder schöpferische Grundzug der Zeit noch niemals vollständig durchsetzen konnte, sondern stets schon nach verhältnismäßig äußerst kurzen und flüchtigen Perioden seines Frühlingslaufes vom peripherischen oder dezentralen Gegenzug zurück-gedrängt und besiegt wurde.* Ich erinnere nur an die letzten

Genie- und Völkerfrühlinge im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Das erklärt sich sehr einfach daraus: daß während der großen Abfallkatastrophe, welche die Völker- und Menschengeschichte kundgibt, die innere Sonne noch niemals als weltregierende Macht zur Regulierung der Zeitzüge er- und anerkannt wurde, also auch noch niemals in den Naturanlagen und Grundtrieben der Menschen hat vollständig aufgehen und sich durchsetzen können.

Dagegen ist festzustellen, daß sich die neuen Genie- und Völkerfrühlinge mit ihren Bewegungen und Errungenschaften immer mehr an die alten ihnen zunächst vorangegangenen, z. B. die heutige philosophische Bewegung und Erzeugung der des 18./19. Jahrhunderts, anschließen und so der Grundzug dieser Frühlinge immer mehr verstärkt, zeitlich und räumlich immer weiter ausgedehnt wird. So darf erwartet werden, daß wir nun der großen Genie- und Völkerfrühlingsperiode näherkommen, in der an den fundamentalen Schöpfungswerken der früheren weitergebaut, oder die alten Geisteskern- und -stammanlagen, die durch vorzeitig einbrechende Winterperioden unterdrückt und vergraben wurden, nun endlich mit der inneren Sonne neu aufgehen, weiter wachsen, reifen und Frucht bringen werden.

Vollkommen geregelte Zeitperioden werden wir offenbar nur dann haben, wenn ähnlich wie in vollkommen ausgebauten Naturorganisationen oder in der heutigen Menschentechnik eine harmonische und zweckmäßige Zusammenwirkung beider Grundtriebe in der Weise stattfindet, daß der schöpferische oder erkennende, bildende, bauende Trieb bestimmend und leitend, ziel- und maßgebend, dagegen der kennende, ergreifende, stoffansammelnde und gewalthabende Trieb dienend und stützend ist. Auch im Weltraum kam nur in der Weise eine Ordnung, Regelung der Zeitperioden zustande, daß die Sonne mit ihrem Grundtrieb der Anziehung, Erleuchtung, Erwärmung etc. für alle sich um sie drehenden und von ihr versorgten Himmelskörper regierend wurde.

Auch daß diese natürliche und technische Ordnung bisher in der Menschenwelt unmöglich war, ist in der erwähnten Täuschung begründet, nach der die Menschen und Völker von der ihren Abfall betreibenden naturfeindlichen Kulturmacht in dieser Abfallbewegung und gegen eine Bewegungslenkung oder Weltregierung aus und nach ihrer inneren Naturzentrale befangen gehalten werden, um ihre (dieser Macht) eigene Weltherrschaft zu behaupten. Im Bilde des „Fidelio" zeigt sich dieses Verhältnis zwischen dem Kulturpizarro und dem Naturflorestan. Pizarro gründete seine Herrschaft und Vormundschaft über den zu dieser Herrschaft einzig berufenen Naturflorestan und konnte diesen unterdrücken und ausbeuten durch eine trügerische Täuschung. Unter dieser Täuschung erscheint die den Abfall betreibende Macht (Pizarro), welche im gesunden Zustand nach natürlichen und technischen Grundgesetzen ebenso wie die Weltmaterie den

Menschen und Völkern, oder ihrem Naturwesen und -zweck, dem Gebrauch und der Entwicklung ihrer Naturanlagen, der Befriedigung ihrer Naturbedürfnisse dienen sollte, als von jeher unerschütterlich und weltherrschaftsberechtigt, und umgekehrt das Naturwesen (Florestan), welches wie die Sonne in der Welt regieren sollte, als ein totes oder die Menschen und Völker wenig oder gar nicht beeinflussendes schwankendes Ideal. Und diese verdrehte, unnatürliche und untechnische Weltanschauung entspricht auch der unter den Menschen bestehende falsche und trügerische Ansicht: daß das Naturwesen sich Menschen, ihrer realen Erkenntnis und Tätigkeit entziehe, vielmehr die sie von diesem Wesen abziehende Kulturmacht das Absolutreale und -notwendige des menschlichen Lebens- und Entwicklungslaufes, vertrete, also der Zustand dieser Abziehung oder der Vorherrschaft sinnlicher, materieller u. a. Gewalten ursprünglicher, bleibender und entscheidender sein und so die Zeitperiode des Menschen- und Völkerwinters sich als vorherrschende auf alle anderen erstrecken müsse.

Obwohl bei diesem Kulturtrug die Menschen, Völker und Staaten der schmachvollsten Sklaverei politischer u. a. Gewalten verfallen und ihre höchste Freiheit und Selbständigkeit nur in ihrem Leben in und aus der reinen Natur läge, stellt doch dieser Trug, verdrehend wie er wirkt, die Natur als Macht vor, welche durch blinde Gewalten oder Lebenstriebe die Menschen beherrscht, fesselt und bedrückt, und von welcher die Menschen durch Kultur, die diese bekämpft und besiegt, zu befreien und erlösen wären.

Nach diesem Kulturtrug hält man alle aus dem Abfall von der Natur entstandenen abnormalen Lebens- und Entwicklungsläufe, die unregelmäßigen, vorwiegend winterartigen Zeitperioden und -zustände, alle Mißstände, Fehler und Mängel unserer Gesamt- wie Einzelorganisationen, als der menschlichen Naturanlage und Bestimmung gemäß und die Kultur für den großen Korrektor der Menschennatur.

Nun hat ja Kant diesen Trug insoweit festgestellt und korrigiert, als er bewies, daß wir das Naturwesen oder Ding an sich als Zentrale des Naturorganisationssystems, ähnlich wie die Sonne als Zentrale des Weltkörpersystems, sowie als die diesem System gemäße Zentralleitung und Endbestimmung menschlichen Wollens und Lebensbetriebes anzunehmen, und alles, was aus dieser Zentrale entsteht, von dem, was nach unserer menschlichen Kulturauffassung und -behandlung der Natur in Zeit und Raum erscheint, streng zu unterscheiden haben. Aber Kant wurde wegen Unklarheit und Unbestimmtheit seiner Feststellungen nicht ganz verstanden. Ja, er verfiel selbst dem betreffenden Trug und dem unnatürlichen Kultureinfluß, indem er annahm:

1. das Naturwesen, dem wir uns durch Kultur entziehen, entziehe sich uns, unserer Einsicht und Tätigkeit;

2. es sei das, was in der Natur an sich verbunden ist: theoretische und praktische Vernunft, Erkennen, Wollen und Wirken, das Ideale oder Sollende und Reale, Freiheit oder Sittlichkeit und Natürlichkeit, kategorischer Imperativ und Natur- oder Staatsgesetz u. dgl. m. nur als unvereinbare Gegensätze zu denken und begreifen;
3. die Realität und Notwendigkeit der Erkenntnis sei nur auf äußere Erfahrung, nicht auf die inneren Naturanlagen und vor allem auf das innere Erleben der Natur und Welt, zurückzuführen;
4. das Naturwesen könne nicht innerlich (transzendent) bewußt, schöpferisch und regierend unter den Menschen und Völkern wirken, nicht ihre Lebens- und Entwicklungsläufe bestimmen, wenn sie sich ihm immanent entziehen.

Kant hat aber diesen Irrtum teilweise eingesehen und seine zukünftige Berichtigung vorausgesehen. Schon in der Kritik der praktischen Vernunft hat er bezüglich Punkt 1 und 2 zugestanden, daß wir vom Naturwesen, also auch vom Naturschöpfungswerk, soweit Einsicht haben, als sie zur Erreichung des höchsten Gutes, der Freiheit, Unsterblichkeit, durch Befolgung des kategorischen Imperatives nötig und möglich ist, oder als wir am Naturwesen festhalten und daß es dereinst zu einer Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft, also von Theorie und Praxis, Denken und Sein, Ideal und Leben, Natur und Kultur kommen werde.

Sodann hat Kant auch eine Korrektur von Punkt 4 vorausgesehen, als er sagte, die Natur verfolgt in der Geschichte den verborgenen Plan einer Staatsverfassung, welche zu einer (nach dem kategorischen Imperativ bestimmten) Anwendung und Entwicklung der Naturanlagen notwendig ist.

Die menschlichen Naturanlagen nach ihrer naturgesetzlichen Gebrauchsweisung, den kategorischen Imperativ im Staat anwenden und entwickeln, heißt aber soviel wie: den kategorischen Imperativ ins Staatsverfassungsgesetz, das Naturwesen ins Staatswesen, die natürliche Weltregierung in Staatsregierung, das System der natürlichen Weltordnung, der Lebens- und Entwicklungsläufe der Menschen und Völker, in Staats- und Staatenordnung, die innere Sonne in die Zentrale aller dieser Entwicklungsläufe umwandeln.

Diese von Kant vorausgesehene Umwandlung, welche tatsächlich eine natürliche Wiedergeburt der Staaten oder der Völkerfrühling wäre, konnte aber so lange nicht durchgeführt werden, als der Völkerwinter mit seinen naturfeindlichen Kulturgewalten in der Welt herrscht, oder vielmehr der gekennzeichnete Kulturtrug diese Herrschaft, den fortgesetzten Abfall der Menschen und Völker von ihrem Ur- oder Stammwesen sichert. Denn nach diesem Trug sieht man mit der Brille des Kulturabfalles von der Natur in den Gewalten, die zu diesem Abfall treiben, sowie in den geschichtlichen Folgeerscheinungen dieses Abfalls absolute Realitäten, während tatsächlich die Erscheinungen der Geschichte, der

Menschen- und Naturwelt, nur soweit sie nach den vom Naturwesen bestimmten Lebens- und Entwicklungsläufen sich bewegen und gestalten, an sich absolut realen und notwendigen Bestand haben.

Aber dieser Abfalltrug und Niedergang der Entwicklungswelle der Menschheit kann nicht ewig dauern und hat seine Grenzen in der Gegeneinsicht, dem Gegentrieb und -zug, die mit, ja aus jenem nach dem Gesetz der Selbstregulierung der Zeitzüge erwachsen. Denn einerseits werden, wie schon angedeutet wurde, im Laufe der Entwicklung beide einander entgegengesetzte Zeitzüge sich immer mehr nähern, wechselseitig ergänzen und fördern — nicht mehr so wie früher von einem Extrem der Verirrung ins andere verfallen, so daß jeder bei seinem Fortschritt immer weniger über sein Ziel verirrend hinausschießt —, indem er dabei immer mehr die Errungenschaften des anderen berücksichtigt. Und daraus folgt, daß jeder neue zentrale schöpferische Zug sich nicht nur mit dem peripherischen Zug, sondern in immer weiterem Maße mit den Errungenschaften seines älteren Laufes verbindet und so verstärkt.

Andererseits muß sich die Entwicklungswelle mit ihrem Abfallzug immer mehr vertiefen oder dem Tod und Wendepunkt ihres Laufes nähern. Und je mehr das geschieht, desto mehr wird nach der Selbstregulierung der Zeitzüge der Gegenzug ausgelöst und hervorgetrieben. Durch die politischen und anderen Krankheits- oder Winterzustände und Notlagen, die der Abfallzug verursacht, werden die Menschen und Völker immer mehr vertieft, ihrem inneren Urwesen genähert und, von ihm genährt, werden immer mehr anwachsende Kräfte und Tätigkeiten oder Anlagen der Natur zur Überwindung des Abfallzuges, wie seiner Macht und Folgewirkungen, entwickelt. Je mehr sich die Menschen und Völker in sich vertiefen, desto mehr können sie zur Wiedergeburt ihrer Gemeinschaftsorganisationen aus ihrer inneren Sonnenquelle Licht und Wärme, Wirkenskraft schöpfen, von dieser Sonne angezogen begabt, bewogen und geleitet werden; um so mehr erkennen sie den Trug des Abtriebes von ihr, die Mittel und Wege ihres neuen Entwicklungsganges aus und nach dieser Zentrale. Und zwar werden in erster Linie die G e n i e s der Völker, die von der inneren Sonne am tiefsten erfaßt werden, die innersten und stärksten Naturanlagen haben, also auch am schwersten unter der Zeitkrankheit, dem Niedergangszug und -druck leiden, den Wiederaufgang der inneren Sonne verkünden und verkörpern, epochale Bahner neuer Wege des Entwicklungslaufes der Menschheit sein. Durch sie wird also der gekennzeichnete Trug der naturfeindlichen Kulturmacht aufgedeckt. Durch sie wird das Rätsel der weltbeherrschenden Sphinx gelöst, die ungeheuere technische Schwäche der Gewaltriesen und ihrer Rüstung erkannt und benützt werden, wenn dieser Sphinxriese unter seiner eigenen Rüstung zusammenbrechen soll.

Nun wären zunächst die weiteren Fragen zu beantworten: durch welche Art des abfallenden Grundtriebes wurden die Menschen und Völker kulturtrügerisch von ihrer inneren Naturzentrale und damit von dem eigentlichen Entwicklungsziel

und -gang ihrer Natur abgetrieben, wie können sie demgemäß wieder zu ihrem Naturwesen geführt werden; wie kann sich die Naturzentrale in und unter den Völkern und Staaten als innere Regierung oder Lenkung ihres Lebens- und Entwicklungsganges, als Urkraftträger und -schöpfer ihrer natürlichen Wiedergeburt, des Um- und Neubaues ihrer Gemeinorganisationen, festgestellt und so der Prozeß des allgemeinen Völkerfrühlings ein- und durchgeführt werden?

Hans Prutz: Jugenderinnerungen eines Dankbaren.

III. Stettin.

Im Frühjahr 1858 siedelten wir nach Stettin über, wo mein Vater sich durch sehr beifällig aufgenommene und gut besuchte literarhistorische Vorlesungen einführte. Die neue Umgebung machte auch ihm anfangs ein freundliches Gesicht. Die Stettiner, die auf ihren berühmten Landsmann stolz waren, kamen ihm warmherzig entgegen: er wurde gewissermaßen gefeiert und schien berufen zu sein, in dem geistigen Leben seiner Vaterstadt eine leitende Stellung zu gewinnen. Aber Stettin war und blieb doch immer eine Handelsstadt, in der die wirtschaftlichen und infolgedessen überhaupt die materiellen Interessen den Ausschlag gaben und Denken und Streben selbst der gebildeten Kreise fast ausschließlich beherrschten. Auch stumpfte sich der Reiz der Neuheit rasch ab, den meines Vaters Erscheinung und Tätigkeit zunächst ausgeübt hatten. Die Teilnahme an den von ihm in den ersten Wintern regelmäßig veranstalteten Zyklen von Vorträgen für ein größeres Publikum erlahmte allmählich; eine von ihm in Gemeinschaft mit einem Stettiner Buchhändler begründete „Montagszeitung" konnte sich nur ein Jahr halten und die anfangs nach verschiedenen Seiten hin angeknüpften geselligen Beziehungen erloschen bald, so daß das elterliche Haus, von den Verwandten abgesehen, bald in ähnlicher Weise wie früher in Halle fast ganz isoliert stand und der anregenden Fühlung mit den Vertretern anderer Interessen so gut wie ganz entbehrte. Das wird sich namentlich dem Herausgeber des „Deutschen Museums" als ein Mangel fühlbar gemacht und seine Tätigkeit in mancher Hinsicht erschwert haben. Diese Mißstände wurden vollends empfindlich, als auch Krankheit und in Verbindung damit wirtschaftliche Sorgen sich einstellten. Erst in späteren Jahren trat darin eine erfreuliche Änderung ein, als mein Vater auf die schriftstellerische Tätigkeit verzichtete — das „Deutsche Museum", in dessen Leitung er sich zuletzt mit Karl Frenzel in Berlin geteilt hatte, ging ein — und seine Kraft auf die Vortragszyklen konzen-

trierte, die er allwinterlich vor Scharen dankbarer Zuhörer als Wanderredner in verschiedenen Städten hielt und mit denen er namentlich in Berlin, Königsberg, Breslau, Hamburg und Frankfurt a. M. glänzende Erfolge hatte.

Davon freilich bin ich selbst nur noch aus der Ferne Zeuge gewesen, da ich zwei Jahre nach der Übersiedlung nach Stettin das elterliche Haus verließ und dann immer nur vorübergehend als Gast in demselben erschien. Aber mit ganz besonders freudiger Dankbarkeit blicke ich auf die zwei Jahre zurück, die ich in der Prima des Marienstifts-Gymnasiums verbracht habe. Denn ich bin mir durchaus bewußt, daß sie für meine geistige Entwicklung von segensreichster Bedeutung waren, und daß ich es im wesentlichen der dort empfangenen Anregung und Ausrüstung zu verdanken hatte, wenn ich später mein Streben nicht vergebens auf höhere Ziele richten konnte.

Der Abschied von dem Hallenser Pädagogium war mir nicht schwer geworden. Denn so sehr ich die Trennung von Berthold Delbrück, mit dem mich die engste Studiengemeinschaft verband, bedauern mochte, so war ich doch froh, aus der mich dort umgebenden geistigen Atmosphäre herauszukommen, die auf Geist und Herz des noch nicht fünfzehnjährigen Primaners allmählich ähnlich niederdrückend wirkte wie die dunstige Braunkohlenatmosphäre, welche die Stadt Halle und ihre Umgebung auf Meilen einzuhüllen pflegt. Welche Fülle von Eindrücken bot dagegen die rasch erblühende Seestadt mit ihrem mächtig pulsenden Leben, dem Gewimmel von Schiffen aller Art, die dichtgedrängt am Bollwerk lagen, und den gewaltigen Seedampfern, die in ihrem regelmäßigen Kommen und Gehen ferne Länder und Völker unserer Phantasie naherückten. Ich wurde nicht müde mich in dieser neuen Welt herumzutummeln und war bald in ihr gewissermaßen heimisch. Dazu kam der Reiz, den die schöne Lage der Stadt mit ihrer anmutigen Umgebung, dem von Höhen begleiteten breiten Tal der Oder, dem silbernen Spiegel des Dammschen Sees und dem in der Ferne aufleuchtenden Haff immer von neuem ausübte und der oft genug zu fröhlichen Wanderungen in die schönen Buchenwälder einlud. Weit wichtiger aber war doch das geistige Behagen, das mich bei dem Eintritt in die neue Schule überkam, mochte derselbe mir auch zunächst manche Schwierigkeit bereiten und Anforderungen an mich stellen, denen zu genügen es der größten Anstrengungen bedurfte.

In einem ganz anderen, höheren Sinn als das feudale Pädagogium hatte das Marienstiftsgymnasium eine Tradition, die hoch zu halten nicht bloß vortreffliche Lehrer bestrebt waren, sondern auch ehrliebende Schüler als eine selbstverständliche Pflicht erachteten. An seiner Spitze stand seit 1856 Wilhelm Heydemann (1808—1877), der Sproß einer verdienten Berliner Beamtenfamilie und Bruder des bekannten Lehrers des preußischen Rechts an der dortigen Universität, ein tüchtiger Philologe und Historiker, ein Jugendfreund von Johann Gustav Droysen und wie dieser einst Felix Mendelssohn nahe verbunden. Seine ungewöhnliche Begabung und Tüchtigkeit hatten ihm die Auszeichnung eingetragen,

daß er dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III., geschichtlichen Unterricht zu erteilen berufen wurde. Als Schulmann hatte er sich glänzend bewährt, indem er das arg in Verfall geratene Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, dem er 1850 vorgesetzt war, trotz der ihm von polnischer Seite bereiteten Schwierigkeiten in Ordnung brachte und zu einer Musteranstalt entwickelte. Ohne gerade ein großer Gelehrter zu sein, verfügte Heydemann über ein gründliches, auf einer umfassenden allgemeinen Bildung beruhendes Wissen, das er in angenehmem und fließendem Vortrag mitzuteilen verstand. Kirchlich positiv und politisch konservativ gerichtet, war er doch duldsam und milden Geistes und ließ auch abweichende Ansichten gelten und suchte sie zu verstehen. Ruhig und besonnen, kein Eiferer und ein Feind alles Scheltens, wirkte er durch eine feine Ironie im rechten Augenblick mehr als andre durch zornige Reden. So leitete er die große Anstalt mit starker Hand, ohne daß man eigentlich etwas davon merkte, im besten Einvernehmen mit seinen Kollegen, von denen manche ihm nicht bloß an Jahren weit überlegen waren, sondern bei ihrer scharf ausgeprägten Eigenart auch amtlich nicht immer leicht zu behandeln gewesen sein mögen, ebenso wie mit den Schülern, deren Vertrauen seine freundliche und wohlwollend eingehende Art rasch zu gewinnen pflegte. Auch bei mir war das der Fall, zumal er meinem redlichen und nach anfänglichen Schwierigkeiten erfolgreichen Bemühen besondere Teilnahme schenkte, die mich auch noch auf meinem späteren Lebensweg begleitet hat. Seine Persönlichkeit prägte dem Leben auf der Anstalt einen besonders angenehmen Charakter auf. Da war keine Spur von Duckmäuserei, wie sie in Halle geherrscht hatte, alles trug einen freieren, heitereren und dabei doch ernsteren, weil innerlich wahren Zug. Wie ganz anders war hier das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern! Fröhlich tummelten sich von den ersteren die jüngeren nach den Turnstunden draußen in Neu-Torney — heute ist die Gegend längst städtisch bebaut — mit den Schülern in allerhand Turnspielen, einer der eifrigsten und als Gegner beim Ballspiel besonders gefürchtet Franz Kern, dessen gewaltige Gestalt alle um Haupteslänge überragte, später mein Direktor am Gymnasium in Danzig und von dorther bis an sein Lebensende mir in aufrichtiger Freundschaft verbunden. Ein Fest für Lehrer und Schüler war es, wenn ein der Turnerei besonders geneigter Stettiner Reeder uns im Sommer alle auf einem seiner Dampfschiffe die Oder hinauf nach Garz führte, wo dann in dem schönen Walde des Schrey Turnübungen aller Art und Turnspiele ausgeführt wurden. Besonders schön betätigte sich das gute Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern während meines letzten Halbjahrs in der Prima, wo ich mit einigen Freunden unter Heydemanns kaum merklicher Oberleitung eine Schillerfeier zustande brachte, wie sich einer solchen wenig Gymnasien werden haben rühmen können. Denn auch das Verhältnis der Schüler untereinander war hier von einem ganz anderen Geist beherrscht als unter den adelsstolzen Scholaren des Hallenser Pädagogiums. Wir lebten als gute

Kameraden in vertraulichem Austausch unserer Interessen, unter denen die Arbeit an der eigenen Bildung obenan stand.

Gegenüber der konzilianten Persönlichkeit Heydemanns, die bei aller Straffheit und Festigkeit doch niemals Urbanität und Humanität als ihre Grundlagen verleugnete, erschienen die sonst damals in der obersten Klasse unterrichtenden Lehrer als ungewöhnlich hart ausgeprägte, höchst eigenartige, ja in mancher Hinsicht befremdliche Charakterköpfe. Aber eben dadurch übten sie auf die Schüler einen starken Einfluß, dem sich diese der Mehrzahl nach willig hingaben, mochten sie auch gelegentlich durch verwunderliche Ecken und sonderbare Schroffheiten in Erstaunen gesetzt werden oder gar ihre jugendliche Spottlust gereizt fühlen. So weit ihre Richtungen auseinandergingen, ja in manchen Dingen einander geradezu entgegen waren, so ergänzten sie einander doch in eigentümlicher Weise und korrigierten zugleich gegenseitig unbewußt, was die Einseitigkeit des einen oder des andern bei uns Schülern etwa versah.

Da war zunächst der greise Ludwig Giesebrecht (1792—1873), dem seine hochragende Gestalt in der stets feierlich gemessenen Haltung mit dem leuchtenden Auge und dem wohlklingenden tiefen Organ schon äußerlich etwas von der Ehrwürdigkeit eines Patriarchen gab. Dazu verkörperte er für uns die große Zeit der Freiheitskriege: 1792 zu Mirow in Mecklenburg geboren, war er als Berliner Student 1813 freiwillig in das Mecklenburg-Strelitzsche Husarenregiment eingetreten und hatte an der Katzbach mitgefochten, war dann aber durch schwere Krankheit von der weiteren Teilnahme am Kriege zurückgehalten worden. Seit 1816 wirkte er am Stettiner Gymnasium und hatte sich durch verschiedene Arbeiten, namentlich historische, wie die verdienstvollen „Wendischen Geschichten" auch in der wissenschaftlichen Welt einen guten Namen erworben. Selbst als Dichter war er über die Grenzen Pommerns hinaus bekannt geworden, während seine religionsphilosophischen Spekulationen, die einer gewissen romantischen Färbung nicht entbehrten und sich hie und da in eine eigentümliche Mystik verloren, nur eine kleine Gemeinde Gleichdenkender gewannen. Dieser letzte Zug an ihm überraschte umsomehr, als Ludwig Giesebrecht als Lehrer des Deutschen es sich vornehmlich angelegen sein ließ, seine Schüler zur Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens und zu entsprechender Darlegung des Gedachten anzuhalten. Gegen lange Aufsätze hatte er von vornherein ein Vorurteil: er war ein Feind aller unnötigen Worte, und wer ihm damit kam, wurde bei der Rückgabe der Arbeit nach Vorlesung einer bezeichnenden Probe mit der Bemerkung zurechtgewiesen: „Aber, Lieber, lauter Phrasen", die der Betreffende tiefer empfand als sonst in scharfe Worte gefaßten Tadel. Im Gegensatz zu dem, was auf diesem Gebiet in Halle Daniel liebte und demgemäß begünstigt hatte, um die Phantasie seiner Schüler anzuregen und dieselben zu blühendem, womöglich poetisch angehauchtem Vortrag zu veranlassen, erschien mir diese nüchterne Art zunächst recht befremdlich, ist dann aber bald als außerordentlich bildend und

als ein vortreffliches Mittel zu guter geistiger Zucht erkannt worden. Strenge Schulung des Denkens war auch das Ziel, auf das Karl Ernst August Schmidt bei dem Unterricht in den alten Sprachen vornehmlich hinarbeitete. Fast ausschließlich von diesem Gesichtspunkt aus behandelte er die römischen und griechischen Autoren: nicht der Inhalt ihrer Werke interessierte ihn, sondern die in dem Wortgefüge sich offenbarende innere Notwendigkeit des richtig logischen Denkens und fast mehr noch die Entwickelung der verschiedenen durch ein Wort bezeichneten Begriffe aus dessen erster, ursprünglicher Bedeutung. Es mag übertrieben gewesen sein, wenn man ihm nachsagte, er habe sich gelegentlich gerühmt, die Tragödien des Sophokles so und so oft gelesen zu haben, aber was darin stehe, wisse er noch immer nicht: jedenfalls war damit die Art trefflich gekennzeichnet, in der er die Sprache auffaßte und behandelte. Gewiß war das einseitig und übertrieben, wirkte aber klärend auf die jungen Köpfe und führte sie von einer Seite in das Sprachstudium ein, die damals meistens noch ganz vernachlässigt wurde, und gab ihnen in der Erörterung und Klarlegung der Begriffe und ihrer Entwickelung eine Schulung im Denken, die ihnen auch auf anderen Gebieten zugute kam. Zu den meisten seiner Kollegen stellte sich Schmidt dadurch freilich in einen ausgesprochenen Gegensatz, der gelegentlich zu unserem nicht geringen Vergnügen in allerlei spitzen Bemerkungen von beiden Seiten zum Ausdruck kam. Am einfachsten und feinsten verfuhr auch da wieder Heydemann, indem er das, was Schmidts Einseitigkeit etwa an unserer Ausbildung versäumte, seinerseits dadurch nachholte, daß er im Sommer in ein paar frühen Morgenstunden die Ilias kursorisch mit uns las, um uns die Schönheit des Dichterwerkes ungehindert durch grammatische Haarspaltereien genießen zu lassen. Auch mit seinen Publikationen aus dem von ihm mit solcher Vorliebe angebauten Gebiet, so große Gelehrsamkeit darin steckte, hat Schmidt zunächst kein Glück gemacht, und er täuschte sich nicht darüber, daß die Philologen im allgemeinen seine Art für wunderlich und verfehlt hielten. Das gab dem langen, hagern alten Herrn mit dem wie Pergament vertrockneten Gesicht, den lebhaften Augen und dem wirren weißen Haar im Auftreten eine gewisse Bitterkeit und Schärfe. Erst später hat man ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und seine bei ihrem Erscheinen wenig beachteten oder gar vornehm abgelehnten Arbeiten werden, wie ich höre, heute im Kreis der Sprachforscher geschätzt, teils als originelle, auf neue Ziele hinweisende Versuche, teils als Fundgruben für eine Menge verschollener, sonst nicht beschaffbarer Einzelheiten. Mir persönlich hat Schmidt, der ebenso wie Giesebrecht noch meines Vaters Lehrer gewesen war, allezeit ermunterndes Wohlwollen erwiesen: als sein Gehilfe in der Verwaltung der reichen Gymnasialbibliothek erhielt ich Zutritt zu deren Schätzen und durfte mir manches Werk zum Privatstudium mit nach Hause nehmen. Auch führte er mich mit einem Kreis strebsamer Genossen privatim in das Studium des Gotischen ein: er las Ulfilas mit uns und erschloß uns einen ernsten Blick in

die Sprachvergleichung. Das tat übrigens gelegentlich auch der Lehrer der Mathematik und Physik Hermann Graßmann (1809—1879), wenn er eine Vertretungsstunde zu geben hatte: dann behandelte er sprachgeschichtliche Probleme und imponierte uns durch seine Kenntnisse in einem Gebiet, auf dem er später, der Last des Amtes entledigt, durch groß angelegte Arbeiten sich außerordentliche Verdienste erworben hat. Er war da entschieden weit bedeutender als in dem Fach, das er von Amts wegen zu vertreten hatte und mit dem mich in ein besseres Verhältnis zu bringen bei der leidigen Einseitigkeit meiner Begabung auch ihm nicht gelingen wollte.

Weitaus die originellste, ja eine in ihrer Art einzige Erscheinung unter den Lehrern, die in jenen Jahren am Stettiner Gymnasium wirkten und es für die Mehrzahl der Schüler zu einer Stätte ungewöhnlich freudigen und erfolgreichen Strebens machten, war Ferdinand Calo, in dessen Händen in den obersten Klassen der französische und der fakultative englische Unterricht lag. Schon sein Äußeres war ungewöhnlich: hochgewachsen und breitschultrig, stets in elegantem schwarzen Anzug mit zierlichen Schnallenschuhen, das weiße Haar kurz geschoren, das runde glattrasierte Gesicht rötlich leuchtend — so schritt er, stets barhaupt und mächtige Stapel von Heften tragend, bei jedem Wind und Wetter ohne Mantel von seiner nahen Wohnung zu dem Schauplatz seiner Tätigkeit hinüber. Von der Art seines Unterrichts, der mit dem, was er bot, und mit dem, was er geleistet sehen wollte, auf einen Neuling wie mich zunächst geradezu betäubend und entmutigend wirkte, einen richtigen Begriff zu geben, ist kaum möglich. Aber sie war vortrefflich, riß auch die anfangs Widerstrebenden schließlich mit sich fort und leistete mehr, als sonst irgendwo auf diesem Gebiet geleistet wurde, dank seiner sprudelnden Lebhaftigkeit und nie erlahmenden Energie. In jeder der zwei wöchentlichen französischen Stunden wurde zuerst in einer Art von Hetzjagd ein Pensum von Vokabeln und Phrasen aus Ploetz' Vocabulaire français überhört, dann ein Stück aus Lamartines Voyage en Orient gelesen — für dieses etwas schwülstige Buch hatte Calo wohl von seiner eigenen Orientreise her eine besondere Vorliebe gefaßt —, dann ein von ihm vorgesprochener deutscher Text, wozu er häufig leichtere Stellen aus französischen Dichtern wählte, von uns französisch niedergeschrieben. Dieses mußte dann, korrigiert zurückgegeben und genau durchgenommen, acht Tage darauf auswendig gelernt sein und unter strengster Kontrolle der Aussprache von möglichst vielen abschnittweise vorgetragen werden, während die übrigen einen vorher von ihm gehaltenen kurzen französischen Vortrag in freier Fassung schriftlich wiedergaben. Ich bekenne, daß ich infolge der Mangelhaftigkeit des französischen Unterrichts in Halle diesem Betrieb gegenüber zunächst völlig ratlos war und fast daran verzweifelte mich in ihn hineinzufinden und den hier wie selbstverständlich gestellten Ansprüchen auch nur einigermaßen zu genügen. Aber dank dem freundlichen Wohlwollen, mit dem Calo mir in dieser schwierigen Lage beisprang, gelang es mir doch durch die Konzentrierung

meiner Kraft auf dieses bisher nur allzusehr vernachlässigte Gebiet bald nachzukommen und weiterhin mit meinen besseren Mitschülern gleichen Schritt zu halten. Durch diesen vortrefflichen Lehrer von nie versagender Frische und Arbeitskraft taten wir einen Blick in die Schätze der französischen Literatur, lernten manches von den Werken ihrer Klassiker kennen, und Viktor Hugo, Béranger und andere waren für uns doch keine leeren Begriffe mehr, sondern wir verbanden damit, dank den im Lauf der Jahre unserem Gedächtnis eingeprägten zahlreichen Proben, bestimmte, oft sehr lebendige Vorstellungen. Mit ganz derselben originellen Methode erteilte Calo der Mehrzahl der Primaner fakultativen Unterricht im Englischen, im Winter sogar in seiner geräumigen Junggesellenwohnung, und der Erfolg war gleich erfreulich. Im Mittelpunkt der Lektüre stand da Shakespeare, aber auch Byron und andere neuere Dichter lernten wir kennen und dann wenigstens in Proben Historiker wie Macaulay und gelegentlich sogar die großen Redner wie Lord Brougham. Während des letzten Winters hatte Calo, dessen Selbstlosigkeit ebenso groß war wie sein Tätigkeitsdrang, die Güte mich mit zwei anderen Abiturienten in gleicher Weise in das Italienische einzuführen, so daß ich, als meine Schulzeit sich ihrem Ende näherte, die drei neueren Sprachen so weit beherrschte, daß ich jedes darin geschriebene Buch mühelos lesen und mich schriftlich und mündlich im wesentlichen korrekt ausdrücken konnte. Welch wertvolle Unterstützung ich damit für meine künftigen Studien erhalten hatte, ist mir erst recht klar geworden, als sich diese immer mehr der Geschichte zuwandten und die Lektüre französischer, englischer und italienischer Werke nötig machten.

Die Ansprüche, die an die Arbeitskraft und das Fassungsvermögen eines pflichttreuen Primaners des Stettiner Gymnasiums damals gestellt wurden, waren demnach wahrlich nicht gering. Denn auch an dem Unterricht im Hebräischen, das ich bereits in Halle begonnen hatte, nahm ich teil, ohne je an das Studium der Theologie zu denken. Dennoch entsinne ich mich nicht, jemals das Gefühl der Überbürdung gehabt oder gar über solche geklagt zu haben. Vielmehr fand ich noch immer Zeit, seitab liegende Privatstudien zu treiben und mit meinem Hallenser Freund Berthold Delbrück, der mit zwei gleichstrebenden Genossen, Bernhard Sohmke, der nachmals als Professor der Physik in Karlsruhe, Jena und zuletzt an der Technischen Hochschule in München gewirkt hat (gest. 1897), und Alfred Pernice, der sich als römischer Rechtshistoriker einen Namen gemacht und zuletzt in Berlin gelehrt hat, zu einem kleinen wissenschaftlichen Verband zusammengetreten war und mich zur Teilnahme an dessen Bestrebungen veranlaßte, brieflich lebhaften geistigen Austausch zu pflegen. Es waren meist aus der Vertiefung von Giesebrecht gestellter Aufsatzthemata hervorgegangene literarhistorische und historische Versuche, die ich den Freunden zu gemeinsamer Lektüre und Beurteilung einsandte. Trotzdem haben weder die Eltern, noch deren ärztliche Berater jemals an der angestrengten Tätigkeit, die uns die Schule auferlegte, Anstoß genommen oder gar üble Folgen für unsere Gesundheit davon be-

fürchtet. Die Überbürdungsklage ist eine durchaus moderne Erfindung und erscheint bei unbefangener Prüfung befremdlich dem gegenüber, was von uns damals als selbstverständlich gefordert und freudig geleistet wurde in dem beglückenden Gefühl der steigenden Kraft. Daß die Leistungen der höheren Schulen heute gegen die damaligen in dem Maße gesteigert seien, daß sie so viel größere Anstrengungen nötig machten, wird im Ernst niemand behaupten wollen. Eher würde das Gegenteil zutreffen. Sind doch fast überall die Ziele des Unterrichts niedriger gesteckt als früher, der Lehr- und Lernstoff ist wesentlich beschränkt und die Methode vereinfacht und bequemer gemacht. Dem aufmerksamen Beobachter aber wird es nicht entgehen, daß eben infolgedessen die Lehrer heutigen Tages im allgemeinen weniger umfassend und gründlich gebildet und weniger selbständige geistige Individualitäten sind, sondern meist eine gewisse Schablone vertreten und daher auch auf ihre Schüler nicht so eindringlich und anregend wirken, wie das jene ältere Generation tat. Infolge der Sorge vor angeblicher Überbürdung wird dem heranreifenden Jüngling gegenwärtig alles möglichst bequem gemacht und alles fern gehalten, was für seinen künftigen Beruf nicht unmittelbar nötig ist. Damit hat in unserem höheren Unterricht ein Nützlichkeitsprinzip die Herrschaft gewonnen, mit dem jeder höhere Schwung des Strebens bei Lehrern und Schülern unvereinbar ist, weil es die zwanglose, freie und eben dadurch auch befreiend wirkende Bewegung in den reinen geistigen Regionen unmöglich macht. Insofern haben diejenigen nur allzu recht, die gerade auf diesem Gebiet ein besorgliches Schwinden des idealen Sinnes bemerken wollen. Wenn immer nur gefragt wird, ob das zu Lehrende und zu Lernende später praktisch anzuwenden und dadurch von Nutzen sein wird, kann rechte Freudigkeit des Strebens weder bei Lehrern noch bei Schülern aufkommen, da ohne jenen Idealismus der edle Ehrgeiz nicht erzeugt werden kann, dem schon das Streben und das Vorwärtskommen an sich Befriedigung gewährt und reicher Lohn ist. Dieser unerquicklichen Entwickelung, deren Fortgang auf die geistige und sittliche Kultur unseres Volkes nur nachteilig einwirken kann, wird in unseren Tagen von der anderen Seite her noch Vorschub geleistet durch die Errichtung immer neuer Spezialschulen, welche die jungen Leute unter möglichster Fernhaltung alles dazu nicht nötigen Wissens für einen bestimmten Beruf zu bilden oder eigentlich abzurichten suchen, sich aber dennoch hochtönend Hochschulen nennen.

Im Gegensatz dazu hat es mir immer als ein Zeugnis von dem hohen Stand des Stettiner Gymnasiums in jenen Jahren erscheinen wollen, daß aus der Schülergeneration, deren mittleren Jahrgängen ich angehörte, eine ungewöhnlich große Zahl von Männern hervorgegangen ist, die sich auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft rühmlich hervorgetan und der Anstalt, der sie ihre Bildung verdankten, besonders zur Ehre gereicht haben. Ich nenne von älteren den Nationalökonomen Schönberg, der als Kanzler der Universität Tübingen starb, die Juristen Gierke in Berlin und Zitelmann in Bonn, von meinen Koätanen die Theologen

Erich Haupt in Halle und den früh verstorbenen Bindemann in Greifswald, den ebenfalls längst dahingegangenen Mathematiker Kossak in Berlin und weiterhin neben dem lange Jahre in Marburg wirkenden Chirurgen Ernst Küster den Naturforscher Anton Dohrn, den Schöpfer der biologischen Forschungsstation in Neapel, den Linguisten Johannes Schmidt, der seinem Oheim, dem alten K. E. A. Schmidt, die für sein Leben entscheidende Anregung verdankte, und den Philologen Wilhelm Studemund, erst in Straßburg, dann in Breslau. Nicht viele Gymnasien dürften sich rühmen können, eine so stattliche Reihe von Abiturienten entlassen zu haben, die in ihrem Beruf weit über den Durchschnitt hinausgehende Leistungen aufgewiesen haben.

Eigentlich wäre meine Schullaufbahn mit dem Schluß des zweiten Primanerjahrs im Herbst 1859 beendet gewesen, wegen meiner Jugend aber hielt mich mein Vater sehr vernünftigerweise noch ein halbes Jahr zurück. Dieser letzte Winter in der Schule ist mir in mehr als einer Hinsicht nicht bloß in sehr angenehmer Erinnerung geblieben, sondern auch besonders nützlich geworden. Da es mir leicht wurde, allen Anforderungen vollauf zu genügen, blieb mir reichlich Muße, meine Privatstudien nach verschiedenen Seiten hin auszubreiten und zu vertiefen. Ich tat das namentlich, von Calo gütig unterstützt, im Gebiet der neueren Sprachen und ihrer Literaturen, bewältigte, was ich von den alten Klassikern bisher noch nicht gelesen hatte, und fing an, mich eingehender und planmäßiger als bisher mit historischer Lektüre zu beschäftigen. Dazu kam, daß Stettin sich damals eines vortrefflichen, in künstlerischem Sinn geleiteten Theaters erfreute, dessen häufiger Besuch mir die Bekanntschaft nicht bloß mit den klassischen Dramen, sondern auch mit dem modernen Schauspiel vermittelte.

IV. Studienzeit in Jena und Berlin.

Ostern 1860 bezog ich, noch nicht ganz siebzehnjährig, die Universität Jena, um Philologie und Geschichte zu studieren.

Andere Fächer kamen bei meiner auf der Schule bewiesenen Begabung und der ihr entsprechend entwickelten Vorliebe um so weniger in Betracht, als bei den damaligen Verhältnissen in diesem eine frühe Versorgung im Lehramt zu hoffen stand. Daß ich die ersten Semester in meiner Geburtsstadt verbringen würde, stand ebenfalls seit lange fest, nicht als ob mein Vater für die burschenschaftlichen Erinnerungen besonders empfänglich gewesen wäre, welche die sächsische Gesamtuniversität damals noch für manche mit einem gewissen Nimbus umgaben, sondern einfach, weil seine dortigen freundschaftlichen Verbindungen dem jugendlichen Studiosus einen Rückhalt zu gewähren verhießen, der ihn vor manchen Gefahren schützen konnte und eine Gewähr dafür gab, daß er in der Ungebundenheit des akademischen Lebens den segensreichen Einfluß gebildeten Familienverkehrs und gehaltvollere Geselligkeit nicht entbehrte. Auch kann ich

noch heute nicht dankbar genug mich der liebenswürdigen und verständnisvollen Güte erinnern, womit meines Vaters alte Freunde dieser Absicht entgegenkamen. Fast keins von den Professorenhäusern, die in dem damals noch so bescheidenen geselligen Leben Jenas eine Rolle spielten, ist mir verschlossen geblieben und in mehr als einem durfte ich vertraulich aus- und eingehen. Bei meinen Kommilitonen fand ich damit freilich nicht immer Beifall, und im Kreise der Burschenschaft Germania, der ich mich, wie es ja meistens geschieht, mehr infolge zufälliger Begegnungen als in einer bewußten Absicht nach einigen Wochen anschloß, hatte ich deshalb manche Neckereien auszustehen: das „Familiensimpeln" war nach mancher Ansicht des freien Burschen nicht recht würdig. Auch kamen bei manchen der Herren Professoren ihre geistigen Vorzüge im geselligen Verkehr mehr zur Geltung als auf dem Katheder, ganz abgesehen davon, daß die mir so vermittelte Anregung über das Fachstudium hinaus auf andere Gebiete hinübergriff. Und welch Segen ist es für den Jüngling, gerade in diesem Stadium der Entwickelung sich des Verkehrs mit gebildeten Frauen erfreuen zu dürfen!

Nicht gerade reich an Gelehrten mit weithin berühmten Namen, wies Jena damals doch eine ganze Anzahl nicht bloß wissenschaftlich verdienter, sondern auch durch ihre Persönlichkeit fesselnder Männer auf, die schon durch ihren Namen und ihre Stellung der jüngeren Generation lehrreiche und interessante Beziehungen erschlossen. Da war Karl Hase (1800—1890), der berühmte Theologe aus der Tübinger Schule, ein alter Burschenschafter und einst als Demagoge verfolgt, ein geistvoller, freilich aber auch etwas süßlicher Herr von herzgewinnender Milde, der stets ein die Gegensätze wenn nicht ausgleichendes, so doch verhüllendes blumenreiches Wort bereit hatte. Sein Kolleg über die Kirchengeschichte der neuesten Zeit wurde auch von vielen Nichttheologen besucht und gewährte dadurch noch einen besonderen Reiz, daß er in seinem vornehm ausgestatteten Auditorium fast jedes von ihm angeführte Buch den Zuhörern aus seiner kostbaren Bibliothek auf Tischen und Repositorien zur Ansicht vorlegte. Da war der Jurist Heinrich Luden (1810—1880), als Kriminalist verdient, der Sohn des berühmten Historikers, welcher dereinst in trübster Zeit der Pflege der deutschen Geschichte im patriotischen Sinn in Jena eine Stätte bereitet hatte: sein Haus bildete einen der beliebtesten Sammelplätze heiterer Geselligkeit für jung und alt. Das gleiche galt von seinem Fachgenossen A. H. E. Danz (1806—1881), dem Sprößling einer jener Professoren-Dynastien, wie kleinere Universitäten sie früher zuweilen aufwiesen, ein Mann von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Beweglichkeit; sein schönes, an einem großen Garten gelegenes Haus war namentlich im Sommer der Schauplatz fröhlicher Feste, die zuweilen mit einer Art von italienischer Nacht endeten. Auch Ernst Erhard Schmidt (1815—1885), ein vielseitiger, auf den verschiedensten Gebieten bewährter Naturforscher, eine überaus gewinnende Persönlichkeit, darf da nicht ungenannt bleiben, mochte er auch nach dem frühen Tod seiner jugendlichen Gattin sein Haus für größere Geselligkeit schließen. Aber

auch Männer von weniger ausgeprägten sozialen Neigungen und Talenten sahen ihnen nähergetretene Zuhörer zu zwangloser Unterhaltung an ihrem gastlichen Tisch oder nahmen sie als Gäste mit zu den sommerlichen Tanzvergnügungen der „Rosengesellschaft" in Zwätzen, die das Seitenstück bildeten zu den beliebten Rosenvorlesungen und Rosenbällen, die im Winter ein paarmal „tout Jena" vereinigten. Das brachte mich auch mit dem Philologen Karl Nipperdey (1821 bis 1875) in nähere Berührung, der uns dabei ebenso wie im Kolleg wegen seiner durch nichts in ein schnelleres Tempo zu bringenden, fast schläfrigen Seelenruhe merkwürdig war, sowie mit dem als Entdecker der Pflanzenzelle berühmten Naturforscher Matthias Jakob Schleiden (1804—1881), einem einsiedlerischen Mann, der schweigsam wie ein Fremdling durch die Welt zu gehen schien. Erwähne ich dann noch den Theologen Eduard Schwarz (1802—1870), Gesenius' Schwiegersohn, der mit der Professur für praktische Theologie das Amt des ersten Predigers an der Stadtkirche und Superintendenten verband, und Volkmar Stoy (1815 bis 1885), einen verdienten Pädagogen Herbartscher Richtung, der ein blühendes Erziehungsinstitut leitete, in dessen weiten Sälen und Gängen im Winter für Schüler und Gäste fröhliche Maskenfeste stattfanden, so habe ich wohl all die lieben Menschen genannt, denen ich während zweier glücklicher Jahre reiche Anregung und manche Freude verdankte.

Ganz besonders eng aber gestaltete sich von Anfang an mein Verhältnis zu den Häusern Grettling, Kuno Fischer und Adolf Schmidt. Nicht bloß für meine Jenenser Studienzeit, sondern weit darüber hinaus sind namentlich meine Beziehungen zu Kuno Fischer und Adolf Schmidt von Bedeutung für mich geworden, während die zu Grettling vor allem für Herz und Gemüt vom Segen waren. Karl Grettling und seine Schwester Alwine, mit der der Witwer haushielt, waren die ältesten und intimsten Jenenser Freunde meiner Eltern. Ein Sohn des einst berühmten Chemikers Johann Friedrich August Grettling (1755—1809) und durch dessen Verbindung mit Goethe in jungen Jahren noch der fördernden Teilnahme des Weimarer Olympiers gewürdigt, war Karl Grettling (1793 bis 1869) mit Jena inniger verwachsen als die meisten seiner Kollegen: er verkörperte gewissermaßen die Geschichte der Universität in den letzten Jahrzehnten. Bereits auf dem Gymnasium in Weimar durch Franz Passow und Johannes Schulze früh für das Studium des klassischen Altertums begeistert, war er 1814 als freiwilliger thüringischer Jäger nach Frankreich gezogen, hatte sich dann in Berlin unter Friedrich August Wolf und Boeckh weiter gebildet und nach kurzer Tätigkeit in höherem Schulamt 1822 eine außerordentliche Professur in Jena erhalten, dem er treu blieb, obgleich er Rufe nach Berlin (1826), Schulpforta (1830), Göttingen (1831) und Tübingen (1845) erhielt. Diese Bodenständigkeit bedingte sein ganzes Wesen — ein oft überraschendes, zuweilen komisch wirkendes Gemisch von thüringischer Derbheit, der er auch im Dialekt huldigte, mit feinstem klassischen Formensinn und antiker Geisteshelle. Er war kein großer Redner,

aber jeder Zeit Herr des treffenden Ausdrucks, doch mehr für die Ironie disponiert als für das Pathos und in guten Stunden von schlagendem Witz, ein feiner Beobachter, dem die Schwäche der Menschen und die Schattenseiten der Dinge nicht entgingen. Wiederholte Reisen nach Griechenland hatten ihm eine bei den Archäologen damals noch seltene lebendige Anschauung des hellenischen Altertums vermittelt, das ihn ganz erfüllte. Das gab seinen Vorlesungen, in denen er freilich zuweilen durch Formlosigkeit überraschte, einen besonderen Reiz und fesselte die meist allerdings nur spärlichen Zuhörer, namentlich wenn er die Meisterwerke der griechischen Kunst erklärte, deren er eine beträchtliche Anzahl in einem archäologischen Museum zusammengebracht hatte, das im Erdgeschoß des jetzt verschwundenen alten Schlosses aufgestellt war. Er und seine vortreffliche Schwester nahmen mich wie eine Art von Pflegesohn alsbald in ihre besondere Obhut. Alwinens Fürsorge verdankte ich die behagliche und selbst für jene Zeit ungewöhnlich billige Wohnung am Johannisplatz, die mich bereits bei meiner Ankunft erwartete, allwöchentlich einmal war ich ihr Tischgast und auch zu ihren geselligen Veranstaltungen wurde ich häufig hinzugezogen. Welch angeregte, genußreiche und bildende Stunden habe ich mit dem geistvollen und warmherzigen Geschwisternpaar verlebt, und mit welch wohltuender Teilnahme stand mir dasselbe bei, als erst eine schwere Krankheit meines Vaters, die das Schlimmste befürchten ließ, und dann der jähe Tod meines jüngeren Bruders, bange Sorge und schweres Leid über mich brachte.

Neben Grettlings war es damals namentlich Kuno Fischer, der sich meiner mit einer milden Herzlichkeit annahm, die ich dem sonst fast gesucht rauhen, scharfen und schneidigen Mann kaum zugetraut hatte. Denn vom Philosophen hatte er wenig an sich: das wußte er und betonte es gern, wie überhaupt bei ihm die Pose, und zwar nicht bloß die unbewußte eine große Rolle spielte. Meinte er doch einmal in einer der vertraulichen Aussprachen, deren er mich gelegentlich würdigte, für das Katheder sei er eigentlich gar nicht geboren, vielmehr von der Natur eher zu einem verwegenen Reiteroffizier bestimmt — und dabei schlug er mit seinem elastischen Spazierstöckchen einige sausende Lufthiebe.

Kuno Fischer (1824—1907) war damals die eigentliche „Attraktion" von Jena. Die Maßregelung, die den jungen, ungewöhnlich erfolgreichen Privatdozenten auf perfide kollegiale Denunziation hin in Heidelberg getroffen hatte, sowie die Versagung der Habilitation in Berlin durch den Kultusminister von Raumer hatte ihm allgemeine Sympathien erworben. Mit Vergnügen hatten auch der Sache fernerstehende Kreise die meisterhaften Streitschriften gelesen, in denen er für das Recht der freien Forschung und Lehre eingetreten und mit seinen Gegnern unbarmherzig ins Gericht gegangen war. Es entsprach den besten Traditionen der sächsischen Gesamtuniversität und des Staates Karl Augusts, daß man dem in Baden und Preußen als gefährlich Verfolgten an der Stätte einen Wirkungskreis eröffnete, die für die Pflege der Philosophie in Deutschland schon

früher hohe Bedeutung erlangt hatte. Auch wurden die auf ihn gesetzten Erwartungen noch weit übertroffen. Er war bald der gefeiertste Dozent, und in dichten Scharen strömten die Studierenden nach dem düstern, stallartigen Auditorium im Hofe des alten Kollegiengebäudes, dem größten, das es damals gab, wenn die Nachmittagsstunde nahte, in der er las. Es waren Zuhörer aus allen Fakultäten, farbentragende und nichtfarbentragende, und selbst bei den Agronomen, den damals recht zahlreichen Studierenden der Landwirtschaft, gehörte es zum guten Ton, wenigstens Kuno Fischers literarhistorisch-ästhetische Vorlesungen über Goethe, Schiller usw. zu besuchen. Daß dabei immer wirkliches Interesse und Bildungsdrang den Anlaß gegeben hätten, möchte ich freilich nicht behaupten, so wenig wie etwas davon zu merken war, daß die Jenenser Studentenschaft etwa von einem besonders philosophischen Geist erfüllt gewesen wäre. Man hörte diese Kollegien um des Dozenten willen, den manche fast wie eine akademische Sehenswürdigkeit aufsuchten. Auch war Fischer ein Meister der Rede und ein vollendeter Vortragskünstler, wie er denn auch im Freundeskreis gern klassische Dramen vorlas und damit lebhaften Beifall fand. Die Freude an dieser bei einem akademischen Lehrer ja nicht allzu gewöhnlichen Eigenschaft beeinträchtigte es auch nicht, wenn man erfuhr, daß diese scheinbar so unmittelbar hervorquellende Beredsamkeit sorgsamst studiert und in bezug auf Tonfall und Gesten auf das genaueste vorbereitet war. Ein eigenes philosophisches System hat Fischer nicht entwickelt: er war und blieb der Geschichtsschreiber der Philosophie und zwar vornehmlich der neueren. Bewundernswert war da seine Fähigkeit, die Gedanken der großen Denker nachzudenken und in ihrem allmählichen Zusammenschluß und Ausbau zum System darzulegen. Er gab dabei sozusagen sich selbst ganz auf, kritisierte und glossierte nicht, sondern war je nachdem ganz Descartes, Spinoza, Leibnitz oder Kant. Die Vorlesung über des großen Königsberger Philosophen Lehre, die ich im ersten Semester bei ihm hörte, war wohl die vollkommenste Anleitung zum philosophischen Denken, die einem Anfänger geboten werden konnte, und wirkte wahrhaft befreiend. Dagegen stand Fischers Darstellung der alten Philosophie wesentlich zurück, und dem aufmerksamen Zuhörer entging es nicht, daß da gelegentlich aus den Quellen mehr herausgelesen wurde, als darin lag und Gedankengänge künstlich konstruiert wurden, welche die betreffenden Philosophen kaum als die ihrigen anerkannt haben würden. Aber so gern Kuno Fischer gehört wurde — beliebt war er bei den Studierenden doch eigentlich nicht, ja eher ließ sich fast das Gegenteil behaupten. Sein selbstbewußtes, schneidiges, fast provozierendes Auftreten, die Geringschätzung, mit der er, wie bekannt war, Dinge behandelte, die in den Augen namentlich farbentragender Studenten von großer Wichtigkeit waren, die bitteren Spöttereien, in denen er sich gelegentlich darüber erging, und die unverhohlene Mißachtung, mit der die unregelmäßig erscheinenden Zuhörer behandelt wurden — alles das brachte ihn um so mehr um die Sympathien der Studenten, als er kein Hehl daraus machte, daß ihm an

diesen wenig gelegen sei. Man hörte Kuno Fischer gern, bewunderte ihn gelegentlich, rieb sich aber innerlich und äußerlich gern an ihm, so daß da eigentlich dauernd eine gewisse Spannung herrschte, die zuweilen zu einer Art von latentem Kriegszustand wurde. Seine gern stark pointierten Äußerungen wurden begierig aufgegriffen und möglichst ungünstig gedeutet kolportiert, bis sie an ihn zurückkamen. Das gab bei seiner großen Reizbarkeit, hinter der manche nur gekränkte Eitelkeit sehen wollten, Anlaß in Menge zu Mißverständnissen und sie zu heben bestimmten Auseinandersetzungen. Wiederholt bin ich von Fischer geradezu beauftragt worden, im Kreise meiner Freunde und durch diesen dann weiterhin solchem Gerede entgegenzutreten. Denn von Anfang an hatte er sich mir besonders freundlich erwiesen: wie oft habe ich Sonntags im Kreise seiner Familie gegessen, auch da zuweilen überrascht durch die Heftigkeit seines gelegentlich fast gewaltsamen Wesens, wie wenn er z. B. einmal eines der jüngeren Kinder dadurch zur Ruhe einschüchterte, daß er es zum Fenster hinauszuwerfen drohte, auch wirklich ergriff und hinaushielt, zum Entsetzen der übrigen und namentlich seiner zarten, fast stets leidenden Gattin. Wie manche winterliche Abendstunde bin ich aber auch in anregendem Gespräch mit ihm um den Graben promeniert. In solchen Stunden liebte er es, vor jedem Widerspruch sicher und des Eindrucks auf den Hörer gewiß, sein Herz auszuschütten und erging sich in rückhaltlosem Freimut und meist nicht allzu wohlwollend über Menschen und Zustände. Gerade diese Seite seines Wesens machte immer wieder den Eindruck, als ob er trotz aller Erfolge sich in Jena doch nicht recht befriedigt fühlte, als ob sein unruhiger Ehrgeiz nach einem größeren Wirkungskreis und nach lauterer Anerkennung strebte. Er verwand nicht, was ihm in Heidelberg widerfahren war, sondern verlangte Genugtuung, und daß sie ihm schließlich zuteil wurde, indem man ihn unter demonstrativ eifriger Mitwirkung seiner ehemaligen Gegner an die Hochschule zurückrief, die ihn einst ausgestoßen hatte, hat er als einen lange ersehnten Triumph mit vollen Zügen genossen. Mir aber hat er sein freundliches Wohlwollen allezeit bewahrt, und von späteren Besuchen in Jena und in Heidelberg habe ich die angenehmsten Eindrücke mitgenommen, freilich auch den des Fortbestehens der ihm anhaftenden Schärfen und Schroffheiten, die das Alter kaum gemildert zu haben schien.

Indem ich mir so Kuno Fischers Eigenart und sein durch sie bedingtes Wirken vergegenwärtige, wird mir vollends klar, warum für Fernstehende beide den Reiz allmählich verloren. So hat sich denn auch die anfangs in mir erregte Lust mich ganz der Philosophie zu widmen, so sehr Fischer sie nährte, nicht lange erhalten, vielmehr wandte ich mich immer entschiedener der Geschichte zu. Entscheidend wirkte dazu der enge Anschluß mit, den ich von Anfang an an Adolf Schmidt gewann. Dieser (1812—1887) war eben Ostern 1860 als Nachfolger Johann Gustav Droysens von Zürich nach Jena gekommen. Der kleine, gleichsam vertrocknete Mann mit den scharf geschnittenen Zügen und den lebhaften, fast

stechenden Augen, dessen sonst kahlen Scheitel eine Locke krönte, die er in Eifer geratend mit einem raschen Griff emporzudrehen pflegte, sammelte alsbald einen engeren Kreis um sich, den er in die Methode der historischen Forschung einführte. Dazu gehörten neben mir Heinrich Ulmann, später Professor in Dorpat und Greifswald, der Schweizer Hidler, später in Bern, der Straßburger Rudolf Reuß, und später gingen durch dieselbe Schule Franz Rühl, nachmals als Professor der alten Geschichte mein Kollege in Königsberg und gewissermaßen der literarische Testamentsvollstrecker seines Lehrers, Arthur Böhtlingk in Karlsruhe und Dietrich Schäfer in Berlin — schon die Zusammenstellung dieser Namen zeigt, wie frei Schmidt bei aller Strenge der Methode die Individualität seiner Schüler sich entfalten ließ und sie nicht auf bestimmte Forschungsgebiete festlegte oder zu Handlangern bei seinen eigenen Arbeiten machte. Auch blieb in seinen Übungen gerade das Gebiet völlig unberührt, welches die Arbeiten historischer Seminarien damals vorzugsweise anbauten und das dazu auch besonders geeignet ist, das Mittelalter, welches Schmidt ganz fremd war, infolge seines eigentümlichen Bildungsganges. Aus ihm erklärt sich auch die einigermaßen isolierte Stellung, die er unter seinen Fachgenossen einnahm, obgleich er sich als Herausgeber der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" um deren Gesamtgebiet große Verdienste erworben hatte. Zwar hatte er an Rankes Übungen teilgenommen, hat sich aber niemals als dessen Schüler betrachtet. Dazu wich seine Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Geschichte zu sehr von der jenes Meisters ab. Er wurzelte ganz in der klassischen Philologie und besonders im griechischen Altertum. Auch war er ein stark philosophisch angelegter Kopf, und zwar ein ausgesprochener Hegelianer, jedoch mit starken praktisch politischen Tendenzen und daher bemüht, von der Spekulation den Weg zu dem tatsächlich Gegebenen zu finden, so das Einzelne am richtigen Platz einzureihen und mit dem Ganzen zu verknüpfen. Daher konstruierte und systematisierte er gelegentlich etwas viel und wurde doktrinär, namentlich in den übermäßig lang ausgesponnenen Einleitungen zu seinen Kollegien. Er ging stets darauf aus, in der scheinbaren Unregelmäßigkeit des Geschehenen doch die Regel als herrschend nachzuweisen und das auf den ersten Blick Zusammenhanglose als zusammenhängend darzutun. So führte ihn die Betrachtung der Vergangenheit immer auf die entsprechenden Erscheinungen der Gegenwart. Das war ihm sogar in seiner akademischen Laufbahn hinderlich geworden. Im Jahre 1840, als Droysens Weggang nach Kiel in Berlin günstigere Aussicht eröffnete, hatte er sich dort habilitiert und in seinen Vorlesungen namentlich das griechische Altertum behandelt; 1847 erschien dann seine „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit in dem ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christentums". Sie zog ihm heftige Angriffe zu, da man darin eine Tendenzschrift sah, die unter der Maske des römischen Imperatorentums das von Friedrich Wilhelm IV. in Preußen zur Herrschaft gebrachte System geistiger Unfreiheit bloßstellen wollte — mit Unrecht: dem strengen

Wahrheitssinn Schmidts und seiner hohen Vorstellung von der Pflicht des Historikers lag ein solches Verfahren fern. Aber daß die von ihm geschilderten Zustände in der Gegenwart eine Parallele fanden, konnte auch nicht geleugnet werden. Das gewann dem Buch das Interesse weiter Kreise und steigerte seinen Erfolg, mochte auch der Verfasser einen solchen nicht erstrebt haben. Nach oben empfohlen hatte er sich damit natürlich nicht. Seine lebhafte Teilnahme an der Bewegung 1848/49 besserte seine Stellung nicht, zumal er, seiner Zeit vorauseilend, bereits auf sozialpolitischem Gebiet neue, schwierige Probleme als der Lösung harrend nachwies. Hatte er doch bereits 1847 ein Schriftchen veröffentlicht über „Die Zukunft der arbeitenden Klassen und die Vereine zu ihrem Wohl", worin er die Gründe aufdeckte für die steigende Not der Arbeiter und zur Abhilfe die Errichtung von Kranken- und Invalidenkassen sowie die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit forderte. Dann saß er im Frankfurter Parlament als Vorkämpfer der Einigung Deutschlands durch Preußen, für die er auch literarisch mit den Waffen der Geschichte eintrat in seinem Buch „Preußens deutsche Politik 1795, 1806 und 1849", das 1866 überarbeitet und weitergeführt nochmals erscheinen lassen zu können ihn mit besonderer Genugtuung erfüllte. Aber nach dem Sieg der Reaktion war in Preußen für Schmidt keine Aussicht, es über die bereits 1847 erlangte außerordentliche Professur hinauszubringen. So folgte er 1851 einem Ruf an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, wo er natürlich weniger fachwissenschaftlich als allgemeinbildend wirkte. In Zürich entstanden seine meist aus den Berichten der Schweizer Gesandten geschöpften „Zeitgenössischen Geschichten: Frankreich 1815—30, Österreich 1830—38", die eine Fülle neuer Erkenntnis brachten und ihm den Ruf nach Jena eintrugen.

Solche Erfolge, wie der feurige, geistsprühende Droysen sie gehabt hatte, waren ihm dort allerdings nicht beschieden: dazu war er zu nüchtern, zu scharf und vielleicht auch hie und da zu pedantisch. Wenn er aber Geschichte der neuesten Zeit las und mit seiner ruhigen Sachlichkeit, leidenschaftslos, aber aus der Tiefe einer in mannigfacher Mitarbeit im öffentlichen Leben gewonnenen Überzeugung Menschen und Ereignisse, Zustände und Richtungen in sich allmählich erwärmendem Vortrag schilderte und die Fäden aufdeckte, die von da zur Gegenwart hinüberleiteten, und dann auf die Aufgaben der Zukunft hinwies, dann lauschten zahlreiche Zuhörer seinen Worten und nahmen reiche Belehrung und mannigfache Anregung mit heim. Noch mehr kamen diese Eigenschaften Schmidts denen zugute, die ihm persönlich nahe traten. Das war mir vollauf beschieden, und dankbar erinnere ich mich der vielen schönen Stunden, die ich in seinem gastlichen Haus, in seiner und seiner gütigen Gattin Gesellschaft verlebte. In ganz besonderem Maße durfte ich mich Adolf Schmidts Schüler nennen, auch hat er mich immer als solchen wert gehalten, mochten auch meine Studien eine andere Richtung einschlagen, als er mir vielleicht zugedacht hatte.

Meinen Arbeiten, so fern sie seinem besonderen wissenschaftlichen Interesse lagen, waren seiner verständnisvollen Teilnahme stets gewiß, und niemals hat er eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wo er mir nützen oder zu weiterem Fortkommen helfen konnte. So habe ich denn mit dem vortrefflichen Mann bis an sein Lebensende in freundschaftlichem Verkehr gestanden: zu Anfang der siebziger Jahre, wo ihn sein Jenenser Reichstagsmandat regelmäßig nach Berlin führte, habe ich ihn als freudig begrüßten, teilnahmevollen und mitteilsamen Gast in meinem Hause willkommen heißen und dann später von Königsberg aus auf den sommerlichen Reisen nach dem Süden wiederholt in Jena aufsuchen dürfen.

Reich und mannigfaltig war also die Anregung, die ich in Jena erhielt. Philosophische, philologische und historische Studien gingen nebeneinander her. Die philologischen wurden erweitert durch die Einführung in die vergleichende Sprachforschung durch August Schleicher (1821—1868), dessen nervös fahriges Wesen, die traurige Folge eines an aufreibenden Kämpfen, Enttäuschungen und Überanstrengung reichen Lebens, den Genuß des Gebotenen freilich beeinträchtigte. Dazu kamen die ein erstaunliches Material zusammenhäufenden Vorlesungen von Moritz Schmidt (1825—1883) zur Einleitung in Homer, die man freilich erst hinterher recht würdigte, da für Schmidt die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden zu sein schien, er vielmehr an die Fertigkeit seiner Zuhörer im wörtlichen Nachschreiben seines raschen Diktats große Anforderungen stellte. Einer der größten Vorzüge des Jenenser Studentenlebens bestand damals darin, daß regelmäßiger Kollegienbesuch und eigene Arbeit vereinbar waren mit dem Genuß der akademischen Freuden, die dort noch besonders in Blüte standen, sich aber dank der Einfachheit der Lebensverhältnisse in bescheidenen Grenzen hielten. Wohl wurde hier und da dem Gambrinus mehr als billig gehuldigt: spielten doch die „Exkneipen" auf den „Bierdörfern" Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz usw. mit dem gelegentlichen feierlichen „Bierstaat", einer nicht immer witzigen, meist aber doch lächerlichen Persiflage von Staat und Kirche, bei den farbentragenden Korporationen eine Rolle. Im allgemeinen aber wurden auch die „Aktiven" von der Verbindung doch noch nicht so ganz in Anspruch genommen und zu Sklaven eines oft recht öden Formalismus gemacht, wie das später üblich wurde. Auch konnte man in seiner „Couleur" etwas gelten, ohne so und soviel Mensuren gehabt zu haben. Im übrigen hängen die äußere Stellung und der innere Gehalt aller solcher Verbindungen ab von ihrer im Laufe der Zeit wechselnden Zusammensetzung, und die sich äußerlich gleichbleibende Form kann im Wechsel der Zeiten einen sehr verschiedenen Inhalt bergen. Einen Namen gewonnen haben von meinen damaligen Couleurbrüdern nur Heinrich Ullmann und Georg Meier, später Lehrer des Staatsrechts in Jena und Heidelberg und als Reichstagsabgeordneter ein hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei. Auch werden sich innerhalb eines solchen größeren Verbandes immer kleinere Gruppen bilden, die mehr als durch das farbige Band durch die Gleichheit der Neigungen

zusammengehalten werden. Diese Erfahrung habe auch ich als Jenenser Germane gemacht. Während das eigentliche Verbindungsleben bei zunehmender Reife an Reiz verlor und gelegentlich wohl gar als Fessel empfunden wurde, habe ich innerhalb desselben und unabhängig von ihm ein paar Freundschaften geschlossen, die trotz räumlicher Trennung und nur seltenen Wiedersehens bis auf diesen Tag fortdauern. Mit einem dieser Genossen, dem Mecklenburger Karl Mayhoff, der sich als Philologe einen Namen gemacht und als Schulmann in Dresden und Leipzig verdienstlich gewirkt hat, machte ich Pfingsten 1860 eine Wanderung über Rudolstadt, Schwarzburg, Paulinzella und Ilmenau, der dann aber auf der Höhe der Schmücke die Ungunst des Wetters ein vorzeitiges Ende bereitete. Entschädigt wurde ich durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Weimar. Dort verdankte ich Franz von Dingelstedt, damals Intendanten des Hoftheaters, einem literarischen Freund meines Vaters, eine Reihe genußreicher Theaterabende. Auch Ludwig Preller (1809—1861), den bekannten Philologen und Archäologen, der damals der Weimarer Bibliothek vorstand und als literarischer Beirat der Großherzogin Maria Paulowna in dem geistigen Leben der Residenz eine Rolle spielte, lernte ich kennen. Besonders freundliche Aufnahme aber fand ich damals sowie bei späteren, häufigen Besuchen in Weimar bei dem meinem Vater seit langen Jahren intim befreundeten Hofschauspieler Eduard Genast (1797 bis 1866) und seinen Töchtern. Auch sein Sohn Ernst Genast, damals Staatsanwalt, später Staatsrat, nahm sich meiner freundlich an und führte mich nach Belvedere und anderen klassischen Stätten. Nach Weimar hinüberzufahren gab es häufig Anlaß: auf den dortigen Bällen waren die Jenenser Studenten gern gesehene Gäste, und wenn es im Theater „Die Räuber" gab, zogen die Burschenschaften insgesamt hinüber, um nach altem Brauch dem auf der Bühne gesungenen „Ein freies Leben führen wir" vom Parterre aus das Gaudeamus folgen zu lassen. Gedenke ich schließlich noch einer Rheinreise, die mich in den ersten Herbstferien über Gießen, Frankfurt, die Bergstraße nach Heidelberg und dann über Speyer und Mainz den Rhein hinab nach Köln führte und mit einem Zusammentreffen mit meiner Mutter bei Onkel Oppermann in Nienburg a. d. Weser und Ausflügen nach Bremen und Hannover endete, so habe ich wohl alles erwähnt, was aus jener Zeit frischster Empfänglichkeit an Anregung und Gewinn zu verzeichnen ist. Auch auf dieser Reise machte ich einige interessante Bekanntschaften als Überbringer von Grüßen meines Vaters. Den größten Eindruck empfing ich in Heidelberg von dem greisen Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), dem berühmten Historiker. In seinem Lehnstuhl, schwer beweglich, das feingeschnittene Gesicht von weißen Locken umkränzt, das eine Auge jedoch schon halb geschlossen, aber geistig frisch und beweglich, plauderte er eine halbe Stunde mit dem ihm empfohlenen jungen Studiosus, der zu ihm als dem ehrwürdigen Vertreter längst entschwundener Zeiten bewundernd emporblickte. Auch Karl Theodor Welcker (1790—1869) besuchte ich damals im Auftrage meines Vaters,

einen der ältesten Vorkämpfer des Liberalismus in der badischen Kammer und im Frankfurter Parlament, wo er freilich eine Einigung Deutschlands ohne preußische Spitze unter einem kollegialisch zusammengesetzten Direktorium befürwortet hatte.

Wie gleich beim Abschied festgestellt worden war, besuchte ich erst nach Ablauf eines vollen Jahres das Elternhaus wieder: so jung in die Welt hinausgehend, sollte ich erst eine gewisse Selbständigkeit gewinnen, ehe ich auch nur vorübergehend in die gewohnten Verhältnisse zurückkehrte. Jetzt fand ich diese freilich unerfreulich verändert. Den jüngeren Bruder, einen Jüngling von ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit, bekannt als einer der besten Turner und Schwimmer, aber abenteuerlustigen Sinnes, den er am liebsten als Seemann in fernen Ländern befriedigt hätte, hatte ein jäher Tod hinweggerafft. Der Vater hatte die Folgen eines Schlaganfalls nicht mehr ganz überwunden. Sorgen drückten ihn, auch war er vereinsamt in der geistigen Interessen wenig zugänglichen Handelsstadt. Die Mutter und die jungen Schwestern standen unter dem Druck dieser Verhältnisse, zumal von ablenkendem und anregendem Verkehr keine Rede war. Der Kontrast gegen Jena war also sehr empfindlich, obgleich die auf dem Elternhause lagernden trüben Schatten auch bis dorthin gereicht hatten. So wurden die Ferien daheim zu einer Zeit besonders angestrengter ernster Arbeit, bei der mich meine alten Gönner K. E. A. Schmidt und Calo aus ihren Bücherschätzen unterstützten.

Was Jena mir bieten konnte, war in zwei Jahren erschöpft: Ostern 1862 vertauschte ich es mit Berlin. Unverhofft schnell lebte ich mich dort ein. So groß die Stadt war und so gewaltig das Leben in ihr pulste, es ging doch noch nicht in der atemlosen Hast her wie jetzt. Durch die Straßen rumpelten nur schwerfällige Omnibusse, und vor dem Brandenburger Tor hielten in langer Reihe Torwagen und Kremser, um, wenn sie genug Einsassen gefunden hatten, nach Charlottenburg, dem Spandauer Bock oder nach dem Grunewald zu fahren. Die Umgegend war als öd und unschön verrufen, weil eigentlich niemand sie kannte. Dafür lebte aber noch etwas von der alten Berliner Gemütlichkeit, die anmutete und Behagen erzeugte. Zudem traf ich in Berlin einige liebe Schulkameraden aus Stettin, mit denen sich bei der Gleichartigkeit der Verhältnisse und der Verwandtschaft der Bestrebungen bald ein fast täglicher Verkehr entwickelte. Der eine war Wilhelm Studtemund (1843—1889), nachmals Professor der klassischen Philologie in Straßburg und Breslau. Der andere, Wilhelm Kühne, der bereits eine bescheidene Lehrerstelle bekleidete, ist später Gymnasialdirektor in Ostpreußen geworden und als solcher in Altenburg gestorben. Der dritte war Adolf Hart, ein reichbegabter, feinsinniger Mensch, eine zartbesaitete Natur: er starb früh als Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin, noch bevor er die ihn beschäftigenden wissenschaftlichen Pläne verwirklichen und den bereits eingeleiteten Übergang zur akademischen Tätigkeit vollziehen konnte. Mehrmals

wöchentlich wanderten wir vier zum Kaffee hinaus nach dem damals noch ganz ländlich im Grünen gelegenen Moritzhof, in lebhaftem Austausch des Gelernten und Erstrebten und uns gegenseitig für das allmählich nahende Examen vorbereitend.

Nun verdankte ich aber auch in Berlin den literarischen Beziehungen meines Vaters manche interessante Bekanntschaft und den Zutritt in Häuser, die in dem geistigen Leben der preußischen Hauptstadt damals eine Rolle spielten. Das verschaffte mir auch nähere Fühlung mit dem politischen Leben, dessen Wogen — es war die Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes — gerade damals besonders hochgingen. Befreundeten Abgeordneten, wie Schulze-Delitzsch und Schmidt-Randow, verdankte ich häufigen Zutritt zur Tribüne des Abgeordnetenhauses, wo ich Bismarck, von Roon, Fritz von Eulenburg und andere im Redekampf mit Waldeck, Twesten, von Sybel, Reichensperger und anderen hören konnte. Auch nach dieser Seite hin war das Haus von Adolf Stahr und Fanny Lewald besonders interessant, weil an den offenen Montagabenden die Vertreter der Fortschrittspartei und ihre publizistischen Verbündeten dort vielfach verkehrten und die Tagesfragen lebhaft erörterten. Namentlich die ostpreußischen Abgeordneten von Hennig-Plomhott, von Saucken-Tarputschen und andere Mitbegründer Jung-Litauens suchten das Haus ihrer berühmten Landsmännin häufig auf. Von Berliner Größen dieser Art gingen im Laufe des Winters dort die meisten an einem vorüber: — die hochragende Gestalt Franz Dunckers, des Verlegers der Volkszeitung und des Begründers und langjährigen Vorsitzenden des Berliner Handwerkervereins, mit den mähnenartigen weißen Locken, H. B. Oppenheim (1819—1880), ein kleiner beweglicher jüdischer Herr, damals Redakteur der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur", Ferdinand Lassalle und andere. Was im Gebiet der Belletristik neu auftauchte, versäumte nicht, sich bei Fanny Lewald (1811—1889) vorzustellen, welche diesen bunt gemischten Kreis mit ihrem klaren Blick für Menschen und Dinge zusammenhielt und in gewissem Sinn beherrschte, eine Frau von ungewöhnlicher, fast männlicher Verstandesschärfe, bei der auch die poetische Produktion mehr von dieser Seite als von einer schöpferischen Phantasie ihren Ursprung nahm, obenein eine vortreffliche Hausfrau und stolz darauf, die Pflichten einer solchen trotz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zu erfüllen. Doch war sie sich dieser außerordentlichen Gaben auch vollauf bewußt und daher nicht immer frei von einer gewissen Pose. Diese spielte allerdings bei Adolf Stahr (1805—1876) eine ziemlich bedeutende Rolle. Von umfassender Gelehrsamkeit, verdient als Aristoteles-, Lessing- und Goethe-Forscher, hatte Adolf Stahr durch sein „Ein Jahr in Italien" in epochemachender Weise dazu beigetragen die Kulturschätze Italiens für das moderne deutsche Geistesleben zu erschließen und sich weiterhin als einen der konsequentesten und schlagfertigsten Vorkämpfer freiheitlicher Prinzipien bewährt, wobei er allerdings, der Geistesrichtung der Zeit folgend, weniger nationale als internationale Gesichts-

punkte geltend machte. Gerade das aber gab dem Freunde Mazzinis und Korrespondenten Orsinis für das Berliner Leben eine eigenartige Bedeutung. Stahr schrieb damals gerade seine vielumstrittene und nicht eben glückliche Rettung des Kaisers Tiberius, von der er eine Umgestaltung des bisher geltenden Urteils über den größten römischen Geschichtsschreiber, Tacitus, und eine neue Epoche in der Behandlung der römischen Kaisergeschichte erwartete: die eine wie die andere ist ausgeblieben. Überhaupt trat es nicht selten als eine schwache Seite in dem Wesen dieses vortrefflichen und bedeutenden Mannes hervor, daß er überall originell und selbständig sein, nicht auf anderer Leute Schultern stehen wollte: das gab ihm zuweilen etwas Manieriertes und ließ ihn eitel erscheinen.

Flüchtiger waren meine Berührungen mit Berthold Auerbach (1812—1882), der eben damals den Versuch machte in Berlin festen Fuß zu fassen, begünstigt von der Königin Augusta und infolgedessen auch von anderen hochgestellten Persönlichkeiten durch Aussicht auf eine staatliche oder höfische Stellung animiert. In einer solchen freilich konnte man sich den kleinen, gesucht lebhaften Mann kaum recht denken, der, stark schwäbelnd, immer den Eindruck des Affektierten machte, in Wort und Geste auf den Effekt ausging und durch ein wunderliches Gemisch geflissentlich zur Schau getragener Bäuerlichkeit mit den Allüren eines zu glänzen beflissenen Salonmenschen auch die Verehrer seiner Dichtung zur Kritik herausforderte. In die eigentlichen Künstlerkreise Berlins tat ich einen Blick durch den Verkehr mit dem liebenswürdigen Bildhauer Hermann Heidel (1810—1865), Schwanthalers Schüler, dem Schöpfer einer leider nie in Marmor ausgeführten herrlichen Gruppe „Antigone den blinden Vater führend" sowie der berühmten Iphigenie in der Orangerie zu Sanssouci, weiteren Kreisen bekannt, als der Meister des Haendel-Denkmals in Halle. Unverheiratet, hielt Heidel Haus zusammen mit seinem Freund Adolf Helfferich (1813—1894), einem Württemberger von Geburt, der 1833 als Burschenschafter zu leiden gehabt und deshalb seiner Heimat den Rücken gekehrt hatte, um nach unstetem Wanderleben schließlich als außerordentlicher Professor der Philosophie in Berlin unterzukommen. Während seine früheren philosophischen und literarhistorischen Arbeiten sowie seine Reiseschilderungen Anerkennung gefunden hatten, sind seine späteren linguistisch-kulturgeschichtlichen Versuche — „Der Erbacker" und anderes —, die jeder Methode spotteten und sich in ganz extravagante Phantastereien verloren, nicht bloß abgelehnt, sondern vielfach verlacht worden.

Besonders interessant war mir in Berlin die wenigstens oberflächliche Berührung mit dem Theater, die ich meines Vaters Freundschaft mit Theodor Doering (1823—1878) und Franz Wallner (1810—1876) verdankte. Doering hatte seine große Zeit freilich schon hinter sich, mochte er auch als der Geisteserbe Emil Devrients gelten wollen und dessen einstigen Platz an dem berühmten Tisch in der Weinstube von Lutter und Wegener am Gendarmmarkt einnehmen: als Nathan, Mephisto und Falstaff war er noch unübertrefflich und ihn darin zu

sehen ein Ereignis, dessen Eindruck lange nachwirkte. Franz Wallners, eines geborenen Österreichers, Schöpfung in der Blumenstraße war erst unlängst aus dem Vaudeville-Theater vorgegangen, das Rudolf Cerf, ein Berliner Original, von dem noch eine Fülle köstlicher Anekdoten umlief, geleitet hatte, bis er das groß angelegte Viktoria-Theater ins Leben rief. Das Wallner-Theater oder, wie es im Volksmunde hieß, „Die grüne Neun" wurde schnell zu einer in ihrer Art einzigen Berliner Spezialität. Es war die Blütezeit der guten alten Berliner Posse, die im Volk wurzelte und auf das Volk wirkte und in gewissem Sinne eine Macht war. Das so leidenschaftlich erregte politische Leben der Zeit spiegelte sie in heiterer Verzerrung wider. Was ist da gelacht und gejubelt worden, wenn der schon beim Öffnen des Mundes lächerlich wirkende Helmerding, der in seiner komischen Grandezza unwiderstehliche Reusche und die kleine rundliche Anna Schramm, die bei aller scheinbaren Naivität den Effekt so fein zu berechnen wußte, in hinreißender Situationskomik und witzigen Couplets die harten Worte und harten Taten verspotteten, welche die Konfliktszeit zutage förderte. Die Gegner, die sich auf der Tribüne und in der Presse noch eben leidenschaftlich bekämpft hatten, lachten herzlich miteinander, jeder wenigstens zum Teil auf des anderen Kosten. Das gab eine wohltätige Entladung der übermäßig gespannten Atmosphäre und milderte die erbitternde Wirkung des heftigen politischen Kampfes. Doch auch höher geartete Genüsse bot die bescheidene Bühne, wenn in feinen kleinen Lustspielen oder pointereichen Konversationsstücken Frau Agnes Wallner und Hedwig Raabe, später die Gattin Niemanns, ihre entzückende Kunst entfalteten.

Daß ich mich in Berlin bald heimisch fühlte, hatte seinen Grund jedoch vornehmlich in der entscheidenden Wendung, die gleich im Beginn in meinen Studien eingetreten war — wenn man will, infolge eines glücklichen Zufalls: richtig benutzt, spielt ein solcher im Leben des Menschen eine viel größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Eines Tages sprach mich auf der Straße Dr. Wilhelm Arndt (1838—1895) an: als Göttinger Student war er auf einer Pfingstfahrt Gast der Germania in Jena gewesen. Auf dem Gymnasium zu Culm an der Weichsel vorgebildet, hatte er in Göttingen zu den bevorzugten Schülern von Georg Waitz gehört, sich ganz in dessen Richtung eingelebt und war, auf Grund einer verdienstlichen Dissertation über die Wahl König Konrads II. promoviert, als Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica" eingetreten, die damals Georg Heinrich Pertz (1795—1876) als Alleinherrscher leitete. Wir kamen bald in lebhaften Verkehr. Arndt protegierte und dozierte gern und fand dafür an mir ein um so dankbareres Objekt, als die Dinge, in denen er seit Jahren mit der der Waitzschen Schule eigenen Einseitigkeit lebte, mir neu waren und mich fesselten. Denn gerade das Mittelalter, das Gebiet, auf dem damals eine so emsige und erfolgreiche Tätigkeit herrschte und immer neu zuströmendes Material auch dem Anfänger die

Möglichkeit bot zu einer ersten wissenschaftlichen Bewährung, war mir fremd geblieben. Mit um so größerem Eifer vertiefte ich mich jetzt hinein, und Arndt, mit dem mich bald aufrichtige Freundschaft verband, war mir dabei ein zuverlässiger Berater und Helfer. Wenn ich dieser Anregung so willig und dankbar nachgab, so hatte das seinen Grund zum Teil darin, daß Berlin mir gerade in dem ersten Semester unerwartet wenig bot. Von den Vertretern der klassischen Philologie war August Boeckh (1785—1867) doch nur noch der Träger eines großen Namens, eine ehrwürdige Ruine, Moritz Haupt (1808—1874) aber, in seinen Interpretationskollegien und im Seminar nicht bloß stets scharfsinnig, sondern oft auch geistreich, hing zu sehr am Buchstaben, als daß er eine realistisch gerichtete Natur hätte fesseln können, ganz abgesehen davon, daß er, selbst wenn er sein elegantes Latein sprach, durch die alles Maß übersteigende Grobheit abstieß, mit der er seine Fachgenossen kritisierte. Von den Historikern war Leopold Ranke beurlaubt, während Johann Gustav Droysen (1808—1884), dessen von großen Gesichtspunkten ausgehende und reiche Details bietende Vorlesungen durch ihren originellen Geist mich wie jeden fesselten, meine Bitte um Zulassung zu seinen historischen Übungen wegen Platzmangels abweisen mußte. Erst ein Jahrzehnt später, als ich mich in Berlin habilitierte, bin ich Droysen nähergetreten und habe von dem hochbedeutenden und originellen, dabei so bescheidenen und liebenswürdigen Mann vielfache Beweise des Wohlwollens erhalten. Damals ging ich, von Freund Arndt beraten, zunächst allein meinen Weg und kam darauf ein erfreuliches Stück vorwärts, da ich meinen Studien, ebenfalls auf Arndts Anregung, in der Geschichte Heinrichs des Löwen einen festen Mittelpunkt und zugleich ein letztes Ziel gegeben hatte.

Den reichsten Gewinn brachte mir der ebenfalls von Arndt vermittelte Eintritt in einen auserwählten Kreis reichbegabter und hochstrebender Fachgenossen, welche, obgleich alle bereits promoviert und zum Teil durch größere Arbeiten bekannt geworden, mich liebenswürdig wie einen Gleichberechtigten aufnahmen. Unlängst waren sie in dem Wunsche, die so mächtig anwachsende neue geschichtliche Literatur einander durch Referate bekannt zu machen, zu einem zwanglosen Verband zusammengetreten. Ich fand dort nicht bloß wissenschaftliche Anregung und Förderung, sondern habe auch Freundschaften schließen können, die mir ein kostbarer Besitz für das Leben geworden sind. Soweit es in diesem Kreise einer Leitung der Verhandlungen bedurfte, lag sie in den Händen von Bernhard Erdmannsdörffer (1833—91): meist schweigsam, immer bedächtig und sich nicht leicht erschließend, war er, wenn er es einmal tat, überraschend geistvoll und tief. Ein Schüler Droysens, hatte er in Jena als Privatdozent begonnen, war seinem Lehrer dann nach Berlin gefolgt und als Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" eingetreten, las auch an der Universität und an der Kriegsakademie, erst allmählich zur Geltung kommend und recht gewürdigt, um

dann rasch nacheinander Professuren in Greifswald und Breslau zu bekleiden und schließlich als Nachfolger von Heinrich von Treitschke nach Heidelberg zu kommen. Nie bin ich später in die schöne Neckarstadt gekommen, ohne mich des Wiedersehens mit ihm zu erfreuen. Ebenfalls ein Schüler Droysens war Paul Hassel, der eben mit den ersten Ergebnissen seiner groß angelegten und nie abgeschlossenen Forschungen über den Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit hervorgetreten war, aber, vielseitig gebildet und beweglichen Geistes, sich auch auf anderen Gebieten mit Glück versuchte, eine feine, im besten Sinn des Wortes distinguierte Persönlichkeit. Trotz späterer großer Erfolge an der Berliner Universität nicht vorwärts gekommen, ging er später zur Archivverwaltung über und wurde schließlich an die Spitze des sächsischen Staatsarchivs in Dresden berufen, wohl infolge seiner persönlichen Beziehungen zu dem Kronprinzen von Sachsen, dessen Hauptquartier er 1870/71 als Berichterstatter beigegeben war.

Besonders zahlreich waren unter uns natürlich die „Waitzianer" vertreten. Außer Arndt (1838—95), der durch seine Editorentätigkeit an eigener Produktion gehindert wurde, zählte zu ihnen der liebenswürdige, lebhafte und vielseitige Immanuel Rosenstein, der sich in die Geschichte der Völkerwanderung vertiefte, aber auch in der des achtzehnten Jahrhunderts heimisch war und uns die damals so lebhaft erörterten politischen Kontroversen vermittelte. Auch mit ihm bin ich bis an sein Lebensende in freundschaftlichem Verkehr geblieben; damals Erzieher im Hause Bleichröder, nahm er später als Direktor des Wolffschen Telegraphenbüros eine auch politisch bedeutende Stellung ein. Der Waitzschen Schule entstammte auch Rudolf Usinger (1839—1878), der in heldenmütigem Kampf gegen die an ihm nagende hoffnungslose Krankheit doch Kraft fand zu bahnbrechender Forschung, deren Ergebnisse er in den „Deutsch-dänischen Geschichten 1189—1227" niederlegte; später hat er als Professor in Kiel sich besonders um die schleswig-holsteinische Landesgeschichte verdient gemacht. Aus der Göttinger Schule stammte endlich auch Karl Wittich: von den ihn bisher beschäftigenden Studien über das mittelalterliche Herzogtum Lothringen wandte er sich solchen über die Zerstörung Magdeburgs zu, die auf Grund eines gewaltigen archivalischen Materials, das er zusammenbrachte, später zu überraschenden Ergebnissen führten.

Die eigentliche Berliner, d. h. Rankesche Schule vertrat Theodor Toeche: auf Grund seiner schönen Arbeit über die Erwerbung des Königreichs Sizilien durch Kaiser Heinrich VI. promoviert, hatte er der Geschichtsforschung als Lebensberuf entsagen müssen, um sich der Laufbahn als Verlagsbuchhändler zu widmen und das großväterliche Geschäft E. S. Mittler u. Sohn zu übernehmen. Doch blieb er der Wissenschaft treu und arbeitete weiter an seinem Kaiser Heinrich VI., der als Teil der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen „Jahrbücher des Deutschen Reichs" erschienen ist. Da unsere Arbeiten sich vielfach berührten, traten wir bald in lebhaften Austausch, der dann

brieflich fortgesetzt wurde und um so fruchtbarer wurde, als Toeche, in Berlin heimisch, der Mittelsmann wurde und blieb, durch den jener Freundeskreis, nachdem seine Glieder weithin verstreut waren, doch immer noch auf eine Art zusammengehalten wurde und die alte Gemeinschaft pietätvoll pflegte. Als ich dann späterhin durch mein Amt für mehrere Jahre nach Berlin zurückgeführt wurde, konnten wir in lebhafterem persönlichem Verkehr auf dem so gelegten Grund weiterbauen. So entstand jene auf glückliche Jahrzehnte mit einer reichen Fülle gemeinsamer äußerer und innerer Erlebnisse zurückblickende Freundschaft, die mich mit Theodor Toeche-Mittler verbindet und, dank einer seltenen Harmonie des Fühlens und Denkens, auch auf unsere Frauen überging und schließlich als ein kostbares Stück väterlichen Erbes sogar auf unsere Kinder übertragen wurde.

Gelegentlich erschienen in dem historischen Verein auch Eduard Simson, der Sohn des späteren Reichsgerichtspräsidenten, von Königsberg her ein Schüler Wilhelm Giesebrechts: er arbeitete im karolingischen Zeitalter und ist diesem sein Leben lang treu geblieben. Auch Heinrich Peter verkehrte da, ein Sohn des bekannten Rektors von Schulpforta und Geschichtsschreibers Roms (1808 bis 1883): er war an den „Urkunden und Aktenstücken" tätig und hat später einige wertvolle Monographien zur Geschichte des Großen Kurfürsten geliefert. Die Rechtswissenschaft, besonders das für den Historiker des Mittelalters so wichtige Kirchenrecht vertrat Emil Friedberg, der sich damals in Berlin habilitierte und später in Freiburg i. B., Halle und Leipzig wirkte, und ferner ein junger bayerischer Jurist von Sicherer, der nachmals in München als Staatsrechtslehrer tätig war. Endlich gehörte diesem Kreise auch noch ein junger österreichischer Gelehrter an, und zwar ein zu großen Dingen berufener, dessen bedeutender Kopf, rastloser Fleiß, sprühende Lebhaftigkeit, nie versagende Schlagfertigkeit, und auf hohe Ziele gerichteter idealer Sinn Glänzendes erwarten ließen — Wilhelm Scherer (1841—1886). Ein Schüler des Wiener Germanisten Franz Pfeiffer, war er nach Berlin gekommen, um bei dem strengen Karl Müllenhoff (1818—1884), wie er selbst sagte, „Methode zu lernen". Deshalb nach der Heimkehr in Wien, wo er sich habilitierte, durch kleinliche Schikanen seines ersten Lehrers planmäßig gehindert, aber doch allmählich durchgedrungen, hat Scherer nachher als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Straßburg und in Berlin eine glänzende und lange nachwirkende Tätigkeit entfaltet, der leider ein vorzeitiger Tod ein allzu frühes Ende bereitete.

Für meine wissenschaftliche Entwickelung wurde der Eintritt in diesen Kreis entscheidend. Die frische Luft, die ich dort atmete, half mir über die Schwierigkeiten hinweg, die sich einem Autodidakten, wie ich es im Gebiet der mittelalterlichen Geschichte bisher eigentlich war, entgegenstellten. Die freundliche Anerkennung, die meine ersten bescheidenen Leistungen dort fanden, ermutigte mich, mir mein Ziel allmählich höher zu stecken. So folgte dem reichen Sommer, dessen Abschluß eine Fahrt nach Rügen, Stralsund und Greifswald bildete, ein

noch viel reicherer Winter. Nun begann Philipp Jaffé (1819—1870), zum außerordentlichen Professor für historische Wissenschaften ernannt, seine Lehrtätigkeit: mit Scherer, Hassel und anderen gehörte ich zu den eifrigsten Teilnehmern seiner Paläographischen Übungen. Vor allem aber las nun auch Leopold Ranke und nahm seine historischen Übungen wieder auf. Auf dem Katheder freilich enttäuschte er zunächst, und ich möchte fast vermuten, er sei nie ein großer Dozent gewesen. Die Zahl der Zuhörer war nur klein, nicht selten aber erschienen Fremde, namentlich Engländer, um bei dem berühmtesten deutschen Historiker zu hören: sie zogen sich bald zurück. Das undeutliche, stoßweise Sprechen des kleinen, etwas hochschultrigen Herrn, der sitzend hinter dem Katheder fast verschwand, um nur in Momenten besonderen Eifers sich aufrichtend mit dem stark geröteten, von krausen weißen Locken umgebenen Gesicht und den kleinen, wundersam leuchtenden blauen Augen darüber hervorzugucken, als wollte er sich von der Wirkung seiner Worte überzeugen, bereitete wohl den des Deutschen nicht recht mächtigen Hörern noch besondere Schwierigkeiten. Auch sachlich waren seine Vorlesungen ungleich, erhoben sich aber gelegentlich zu der Höhe des Gedankenfluges, auf der er ganz der große Historiker war, den wir in seinen Schriften bewunderten. Wenn bei nahendem Semesterende die Reihen der Zuhörer sich noch mehr lichteten, so daß zu befürchten stand, er könnte das Auditorium das nächste Mal leer finden, dann faßte er wohl den eigentlich noch für mehrere Vorlesungen bestimmten Stoff in genialer Improvisation schnell zusammen und entwarf eins jener großzügigen Bilder eines ganzen Zeitalters, wie seine Werke deren so viele aufweisen. Auch an seinen historischen Übungen, die für die deutsche Geschichtsforschung einst ein neues Zeitalter eröffnet hatten, nahmen damals nur wenige teil, meist reifere Leute, wie Hassel, Alfred Dove und andere. Es ging da ziemlich formlos her, und das Ganze machte mehr den Eindruck eines Konversatoriums: die gelesenen Quellen — damals Adam von Bremen — wurden durchgesprochen, genau geprüft und an den anderen Berichten sowie an den erwiesenen Tatsachen gemessen. Das gab freilich Ranke, der meist zwischen den Zuhörern auf einem Tische Platz nahm, Gelegenheit, die ihm eigene historische Intuition zu betätigen und uns einen Blick in seine Geistesarbeit tun zu lassen. Eigene Arbeiten verlangte er nicht: hatte aber jemand etwas fertig, so wurde es vorgelegt und auf Grund eines darüber erstatteten Referates eingehend besprochen. Mit reichem Gewinn für mich geschah das mit den ersten Fragmenten aus meinem Heinrich dem Löwen. Ranke interessierte sich für die Arbeit; so kam ich auch persönlich zu ihm in nähere Beziehungen, was sonst in Berlin kaum üblich war. Er erwies mir ermutigende Teilnahme, erwartete etwas von mir und hat mein Vorwärtskommen gelegentlich auch durch ein empfehlendes Wort gefördert. Dazu kam noch die sehr anregende Teilnahme an den historischen Übungen eines kleinen Kreises, den Rudolf Koepke (1813—1870) im Sommer 1863 um sich vereinigte, ein feiner Kopf mit ästhetischen Neigungen,

wie er ja auch im Gebiet der Literaturgeschichte Vortreffliches geleistet hat. Da stand die Besprechung eigener Arbeiten im Vordergrund. Die gute, von Koepke mit warmen Worten bestätigte Aufnahme meiner dort vorgelegten Darstellung der Geschichte Heinrich des Löwen in den Jahren 1176—1182 ermutigte mich, mich schon jetzt dem Doktorexamen zu unterziehen, da sich mir ganz unerwarteterweise die Aussicht auf eine Anstellung eröffnet hatte, noch dazu eine solche, die als günstige Staffel für die Zukunft gelten konnte.

Von einer für die Monumente unternommenen Bibliotheks- und Archivreise nach dem Nordosten zurückgekehrt, teilte mir Freund Arndt gelegentlich mit, er sei von dem neuen, ihm entfernt verwandten Oberbürgermeister von Danzig, Herrn von Winter — dieser war während der „neuen Ära" der Hauptgehilfe des Ministers Grafen Schwerin bei der Einführung der neuen Kreisordnung und dann Polizeipräsident von Berlin gewesen, bis er durch eine reaktionäre Intrigue gestürzt wurde — angegangen worden um Nachweisung eines jüngeren, wissenschaftlich höher gerichteten Historikers, der gewillt wäre, an dem Danziger Gymnasium neben dem um die Geschichte des einstigen Ordenslandes hochverdienten Theodor Hirsch (1806—81) zu wirken. Selbstverständlich ging ich mit Eifer auf die Möglichkeit ein. Herr von Winter, dem ich mich bei seiner Anwesenheit in Berlin vorstellte, akzeptierte meine Kandidatur trotz meiner Jugend. Das Oberlehrerexamen wurde zunächst nicht verlangt, der Nachweis des Erwerbes des Doktortitels sollte genügen. Schwieriger war es, meinen Vater für die Sache zu gewinnen: er hielt sie für aussichtslos und schalt mich einen leichtgläubigen Phantasten, ließ mich aber schließlich doch mein Glück versuchen. Nun wurde in rastloser Arbeit Heinrich der Löwe in die damals noch erforderliche lateinische Form umgegossen, und am Ende des Sommersemesters 1863 bestand ich auf Grund von Rankes günstiger Beurteilung meiner Arbeit die Doktorprüfung, bei der neben Ranke Friedrich von Raumer, der Geschichtsschreiber der Hohenstaufen, Boeckh und Trendelenburg als Examinatoren fungierten. Am 1. August wurde ich dann, nachdem ich Dissertation und Thesen gegen Arndt, Rosenstein und Hart in üblicher Weise verteidigt hatte, von dem Dekan Müllenhoff zum Doktor promoviert. Nach einigen Wochen gespannter Erwartung fiel in Danzig die gehoffte günstige Entscheidung, und Anfang Oktober trat ich die Reise dorthin an.

Dr. Otto Philipp Neumann: Der Positivismus vom modernen Standpunkte aus.

Unter den vielen philosophischen Richtungen spielte der Positivismus besonders in Frankreich eine große Rolle. Zwar sagt der große Spötter Fritz Mauthner im Artikel: Monismus seines „Wörterbuches der Philosophie", daß der Ausdruck positif und positivisme in Frankreich seit Comte zu einem Worte für alles heruntergekommen sei. In ganz ähnlicher Weise, meint Mauthner, wie der „Monismus". Monistisch heiße soviel, wie modern. Es ist nun von Interesse, daß der alte Comtesche Positivismus neuerdings von zwei ganz verschiedenen, ja ich möchte sagen diametralen und antipolaren Seiten angefaßt worden ist, nämlich von monistischer Seite durch Ostwald und von jesuitischer Seite durch Gruber. Die letzte Beurteilung liegt allerdings etwas weiter zurück. Es ist zweifellos das Verdienst Comtes, die Phänomenologie in den Vordergrund der Betrachtung gestellt zu haben. Die Gesetze beobachten, das ist das Wichtigste, das ist wissenschaftlich, das ist positiv. Metaphysik wird abgelehnt. Unsere Erkenntnis ist subjektiv und relativ. Es ist eine Anschauung, wie sie in das Zeitalter der Technik paßte. Die Soziologie ist auch nur ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sie ist die letzte „Wissenschaft" einer Stufenreihe. Das positive Stadium ist das dritte, nachdem das mythologische und metaphysische überwunden ist. Man verzichtet auf die Erkenntnis der Endursachen überhaupt und beschränkt sich auf die gesetzmäßigen Zusammenhänge der Phänomene und deren erfahrungsgemäße Feststellung. Daß Comte diese Grundsätze auf die Soziologie und auch auf die Religion übertrug, sei nur nebenher erwähnt. Er spricht von einer „Menschheitsreligion". Auf das gesamte Weltproblem vom positivistischen Standpunkt kann ich hier nicht eingehen. Es sei nur das kurz gesagt, was ich nachher in Beziehung setzen will zu Ostwald und Gruber. Der Positivismus soll sich auszeichnen durch voraussetzungsloses Forschen. So ist die naive Vorstellung einer absoluten Substanz schon sehr frühzeitig geleugnet worden, ebenso wie ja der „Monismus" keineswegs eine neuzeitliche Erscheinung ist. Die Sehnsucht nach „Einheit" ist lediglich ein intellektuelles Bedürfnis. Man sucht den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". In der Mechanik fand man ihn allein nicht, und so sagt Mach sehr treffend, daß die Mechanik nur einen Teil der Welt faßt. Die Positivisten halten daran fest, daß mit dem Physischen das Psychische zugleich gegeben sei. Man kann die Vorgänge beschreiben, aber nicht erklären. In dieser Negation Machs liegt etwas Positives. Masse und Kraft sind Relationen. Der Positivismus nennt sich nach William James auch Pragmatismus. Der Phänomenalismus ist metaphysikfrei. Seit Hume ver-

zichtet der Positivismus auf absolutes Erkennen. Tout est rélatif et seul le rélatif est absolu. Petzold, der Positivist, nennt die Substanz ein „eingebildetes Nichts". Sie gehört, wie L. Stein sagt, in die Rumpelkammer der metaphysischen Mythologie. Ostwald schließt sich der Comteschen Klassifikation der Wissenschaften vollständig an. Auch dem Kausalgesetze werden nur funktionelle Beziehungen zugebilligt. Nur das empirisch induktive Verfahren ist zulässig. Ostwald schildert, wie er zu Comte kam. Er spricht direkt aus, daß das, was Comte beabsichtigte, sachlich durchaus zusammenfalle mit dem deutschen Monismus, dessen Vertreter früher Comte gewesen sei und Ostwald jetzt ist. Die geistige Wurzel ist Spinoza, der als Vater des Monismus dargestellt wird. Der Monismus, sagt Ostwald, stellt die Wissenschaft als oberste Instanz für alle dar, für jede geistige Betätigung und lehnt jede andere Quelle der Erkenntnis und damit des Handelns ab. Diese Erkenntnis, sagt Ostwald, verdanken wir Comte. Comte hat, so urteilt Ostwald, alle theologischen und metaphysischen Bestandteile abgetan. Wenn Ostwald nun besonders hervorhebt, daß es bei Comte die starken katholischen Jugendeindrücke gewesen sind, die für seine Philosophie bestimmend waren, so ist es von Interesse festzustellen, was die katholische Wissenschaft über Comte sagt. Wir besitzen aus den Stimmen aus Maria Laach eine Schilderung des Positivismus August Comtes und zwar vom Tode Comtes 1857 bis auf unsere Tage 1891. Der Verfasser H. Gruber ist ein bekannter jesuitischer Schriftsteller. Auch Gruber geht, wie Ostwald, davon aus, daß die scholastischen und die a priori Spekulationen von den „Positivisten" ausgeschaltet werden, und daß es sich um „reine Wissenschaftlichkeit auf Grund der Erfahrungstatsachen" handelt. Comte spricht vom „Apostolat" des Positivismus. Littré sollte sein Nachfolger sein. Die Positivisten erkennen aber das „Unerkennbare" an. Was über den Bereich des positiven Wissens entweder materiell oder intellektuell hinausliegt, ist dem menschlichen Geiste unzugänglich.

Gruber schildert eine ganze Reihe von positivistischen Schulen, ja es kommt sogar zu positivistischen Kulten mit Sonntagsfeiern und Gebeten. Es gibt einen „positivistischen Segen und positivistische Sakramente". Gruber sagt: eine wichtige Wahrheit hat die Comtesche „Menschheitskirche" ans Licht gestellt, nämlich die Unmöglichkeit, eine Lehrgewalt, welche allerdings für das Bestehen und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, auf rein menschlichen Grundlagen zu begründen. Der Positivismus, der Monismus und der Katholizismus erheben den Anspruch, alleingeltend zu sein. Allen dreien ist Toleranz fern. Der Monismus steht auf dem Boden der „Wirklichkeit", und der Katholizismus auf dem der göttlichen Offenbarung. Wer hat recht? Beide, der Monismus und der Katholizismus behaupten, der „Rettungsanker" in der Krisis zu sein, welche heute den Bestand der Gesellschaft bedroht. Der Ostwaldsche Monismus will das Christentum ausmerzen. Es ist ihm nur eine Vorstufe zum Monismus. Der Katholizismus geht gegen den Modernismus und

gegen den Monismus vor, der alle Sittlichkeit untergrabe. Der Monismus sagt: seine Moral sei die einzig richtige. Die Kirche soll durch die Wissenschaft ersetzt werden. Die theologische, die metaphysische Stufe ist überwunden durch die positive nach Comte. Gruber lehnt den Comteschen Positivismus gänzlich ab. Er hält ihn für eine Mystifikation, einen Beweis der Schein- und Halbbildung. Er hat, sagt Gruber, die Grundlagen der Moral untergraben; er hat die Gesellschaft vor die soziale Revolution gestellt. „Der wahre Positivismus ist gerade das, was der falsche zu verdrängen und zu ersetzen sucht: der Theismus, das Christentum, der Katholizismus als einzig wahre Verkörperung des Christentums, als rechtmäßiger Vertreter." Daß dies richtig ist, beweist Gruber, indem er Comte selbst zitiert. Auch Ostwald zitiert Comte. Mit ihm leitet er die „Neuordnung des monistischen Lebens" ein. „Was Comte", sagt Ostwald, „von der Zukunft verlangt, die Organisation der geistigen Führer der Menschheit zu einer geistigen Oberbehörde von derselben Konzentration und Gewalt, wie sie vor einem Jahrtausend die römische Kirche in ihrem ausgezeichnet organisierten Klerus besessen, trifft so nahe zusammen mit den Bestrebungen, welche er im deutschen „Monistenbunde" und in der „Brücke" zu verwirklichen gesucht habe, daß er Comtes Schrift als „Werbeschrift für die Gedanken beider Vereinigungen" verwenden könnte. Ich weiß nicht, ob die „neupositivistischen Philosophen", die auf Protagoras zurückgehen, sich mit dieser Verwendung des Positivismus einverstanden erklären werden. Ich wage nicht zu behaupten, daß Ostwald und Gruber gründlich am Comteschen Positivismus „vorbeiphilosophiert" haben, aber wir müssen nun fragen: Wo ist nun der Positivismus verkörpert? In dem Katholizismus nach Gruber oder im deutschen Monismus nach Ostwald?

Dilthey hat Comte vorgeworfen, und dieser Vorwurf trifft daher auch Ostwald, daß sie versteckte Metaphysik treiben. Er spricht sogar vom „metaphysischen Nebel", der bei keinem dichter, als bei Comte sei, aber den Katholizismus de Maistres in das „Schattenbild einer hierarchischen Leitung der Gesellschaft durch die Wissenschaften" wandle. Die Ablehnung aller Metaphysik aber ist nicht richtig. Der Positivismus ist, wie der Monismus nur eine Teilansicht. Wie wir ohne Philosophie nicht auskommen, so auch nicht ohne Religion. Wir können unsere Gefühlsfaktoren doch nicht ohne weiteres ausmerzen, und so bedarf auch unser Denkprozeß philosophischer Schulung, und dazu gehört das, was wir Metaphysik nennen. Eucken spricht direkt vom metaphysischen Lebensdrang.

Nach Mauthner hat Comte den Ausdruck: Altruismus geprägt. Sein Gegensatz ist der Stirnersche Solipsismus, wie ihn Nietzsche vertrat. Comte und Spencer, auch ein Positivist, wollten alle menschlichen Aufgaben der Soziologie aus der Biologie erklären. Um diese Aufgabe zu lösen, wollten sie eine Hierarchie der Wissenschaften gründen, die bei Comte den Charakter einer „Menschheitsreligion mit geistlicher Gewalt" annehmen sollte. Damit im Zusammenhang steht der Traum von der voraussetzungslosen Wissenschaft. Es gibt keine solche. Denn

selbst die Mathematik hat ihre Axiome und Hypothesen. Wir sehen, daß die „monistische Kirche" Max Werners schon in Comtes positivistischer Religion ein Vorbild hatte, daß Ostwalds monistische Sonntagspredigten und die „Sonntagsfeiern" nichts Neues sind.

Es darf als interessant hingestellt werden, daß der Schüler Comtes Littré für die „Einheit" eintrat. Das Wort katholisch besagt ja: allgemein = einzig. Der Jesuitismus ist die Verkörperung der einen, einzigen, wahren Kirche, die Societas Jesu ist die Gesellschaft sedi apostolicae deditissima. Wir sehen also ganz wunderbare Beziehungen des Monismus zum Katholizismus. Hat Locke nicht recht, wenn er die Katholiken von der Toleranz ausnimmt? Und ist nicht auch der „Monismus" Ostwalds mit einer beispiellosen Intoleranz aufgetreten? Ich beziehe mich hier auf L. Steins Philosophische Strömungen der Gegenwart, S. 399 uff.

Der Positivismus hat die Welträtsel nicht gelöst. Die Hervorhebung der Energie ist nur ein Modewort. Nach Mauthner stammt das Wort Energie aus England; Young hatte es vor Ostwald statt Kraft vor hundert Jahren eingeführt. Alte Begriffe bekommen neue Namen. Der Substanzbegriff, den die Positivisten ablehnen, soll durch den Energiebegriff ersetzt werden. Es handelt sich um „empirischen Idealismus", denn der Monismus will ja die „Ideale" nicht ablehnen. Die Erklärung des Geisteslebens durch Substanz und Energie, oder wie man früher sagte, durch Kraft und Stoff waren gescheitert. Der Monismus mußte helfen. Aber Ostwald geht, wie Mauthner sagt, an der energistischen Erklärung des „Geisteslebens" verschämt vorüber.

Die „positivistische Weltkirche" Comtes steht in Parallele zur „katholischen Weltkirche". Ist das nicht ein interessanter Parallelismus?

Ingenieur Max Schanzer: Die Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins und ihre Deutung.

Ein Beitrag zur Psychologie.

Alles Sichtbare ist nur deswegen sichtbar, weil es auffallendes Licht zurückwirft. Alles Hörbare kommt nur deswegen zum Tönen, weil es die Schallschwingungen, in die es versetzt wurde, zurückwirft. Ein Körper ist nur deswegen greifbar, weil er den Druck, den man auf ihn ausübt, zurückgibt. Die Phänomene der materiellen Welt kommen nur dadurch zustande, daß der Energieaustausch der Körper untereinander ein unvollkommener ist; ein Teil der Energie

wird immer zurückgeworfen und bildet so die ungeheuere Mannigfaltigkeit der sinnlichen Welt.

Würden alle Körper das auffallende Licht vollständig absorbieren, so wären sie alle unsichtbar: wir wären blind. Würden alle Körper die Schallschwingungen vollständig in sich aufnehmen, so wären wir taub. Ohne Reflex wäre die Welt eine formlose, tote Masse, sie würde für uns nicht existieren.

Die Energie strömt also in allen Formen von einem Körper zum andern, wird zum Teil aufgenommen und zum Teil zurückgeworfen. Dieses Zurückwerfen macht das Leben aus: der Widerspruch ist die Welt.

Werfen wir eine Kugel an eine elastische Wand, so springt die Kugel zurück: die Wand hat die Energie zurückgewiesen. Ein geringer Teil wurde dauernd aufgenommen und zeigt sich in einer geringfügigen Abflachung, einer Deformation. Die Bewegungsenergie wurde also zum Teil in Molekularspannung der Wand übergeführt, der größte Teil aber wurde reflektiert: man sagt die Wand ist elastisch.

Beleuchten wir eine weiße Fläche: sie erscheint uns weiß, weil sie das Licht zum allergrößten Teil zurückwirft. Ein kleiner Teil wird von der weißen Fläche absorbiert und in Form von Wärme ebenfalls fortgestrahlt. Die weiße Fläche ist also für Lichtenergie elastisch.

Eine rote Fläche erscheint uns rot, weil sie die übrigen Lichtstrahlen absorbiert und nur die roten zurückwirft: sie ist für rote Lichtstrahlen elastisch.

Schlagen wir mit einem Hammer an eine Metallglocke, so gerät sie in Schwingungen, die sie an ihre Umgebung reflektiert, sie beginnt zu tönen: die Glocke ist für die Schwingungsenergie elastisch.

Körper, welche sich elastisch verhalten, das heißt zuströmende Energie zurückwerfen, werden dadurch scheinbar selbst Energiequellen, weil sie den Energiestrom nicht aufnehmen, sondern ablenken. Elastische Körper sind eben Energiespiegel, welche die Energie weiter reflektieren. So wie wir die Bilder des Spiegels im Spiegel suchen, obwohl sie von anderer Seite kommen und nur reflektiert werden, so erscheinen elastische Körper selbst als Energiequellen: die elastische Wand erscheint muskulös, obwohl sie nur unsere eigene Muskelkraft spiegelt; die weiße Fläche erscheint leuchtend, obwohl sie nur das Licht der Sonne spiegelt, die Metallglocke tönt, obwohl sie nur die Hammerenergie weiterspiegelt. Dadurch erhält eben der Weltspiegel seine mannigfachen Fassetten.

Betrachten wir nun Körper, welche die Eigenschaft der Elastizität im geringen Ausmaße besitzen, d. h. einen großen Teil der Energie absorbieren und nur einen geringen Teil zurückwerfen; schleudern wir eine Kugel gegen eine weiche Lehmwand, so bleibt sie stecken und wird nur um ein Geringes wieder herausquellen. Die Bewegungsenergie wurde zum größten Teil in innere Molekularenergie übergeführt. Die Wand hat die Bewegungsenergie aufgenommen, verschluckt, in sich aufgespeichert; man sagt die Wand ist plastisch.

Setzen wir schwarzen Samt dem Sonnenlicht aus: der Samt wird warm, aber er leuchtet nicht. Die Lichtenergie wird absorbiert, hierauf in Wärme verwandelt und schließlich fortgestrahlt: schwarzer Samt ist gegen Lichtenergie plastisch.

Schlagen wir eine wächserne Glocke, so klingt sie nicht, sondern wird deformiert: sie ist gegen die Hammerenergie plastisch.

Es gibt also elastische und plastische Phänomene. Die plastischen, welche die Energie in sich aufnehmen und verarbeiten, haben alle etwas Lebloses, etwas Totes an sich. Die schwarze Fläche, welche die Lichtenergie in sich aufnimmt, erscheint uns lichtlos. Die Lehmwand, welche die lebendige Kraft der Kugel verschluckt, erscheint uns leblos. Die Wachsglocke erscheint uns tonlos.

Dagegen wirken die elastischen Phänomene, welche die Energie zurückwerfen, lebendig: die Wand, welche von einer Aufnahme der Muskelenergie nichts wissen will, erscheint uns muskulös, die weiße Fläche, welche mit Licht nichts zu tun haben will, erscheint hell, selbst eine kleine Sonne; die Fläche, die alles Licht aufnimmt, nur nicht rot, erscheint uns rot; die Metallglocke, welche ihre Schwingungen an die Umgebung abgibt, erscheint uns als Quelle des Tönens. Lebhaft und bunt wird die Welt nur durch die Elastizität. Würde diese fehlen, so hätten wir den großen Weltentod.

Die Elastizität hat eine sehr ausgedehnte Verwendung gefunden: in der Dampfmaschine speichern wir in den Dampf Energie, welche in Form der Kolbenbewegung reflektiert wird; wir lassen Wasser, das auf ein höheres Niveau gebracht wurde, seine Gefällsenergie an das Schaufelrad der Turbine abgeben. Das interessanteste Beispiel bildet aber die elektrische Maschine, welche darauf beruht, daß man die Ankerwicklung durch einen unsichtbaren elastischen Raum, durch das Magnetfeld preßt. Die hineingepreßte Energie wird vom magnetischen Raum wieder ausgestoßen und verwandelt sich in die elektrische Form. Preßt man umgekehrt elektrische Energie ins Magnetfeld, so wird diese unter Verwandlung in die mechanische Form wieder ausgestoßen und setzt den Anker in Umdrehung.

Warum sich die einen Körper mehr elastisch, die anderen mehr plastisch verhalten, ist uns nicht bekannt. Es sind aber jedenfalls Kräfte, welche sich einer Erhöhung des vorhandenen Zwangszustandes widersetzen, denn mit ihrer Hilfe kehrt die elastische Wand nach Abschütteln der Energie in denselben Zustand zurück, in welchem sie vor Auftreffen der Kugel sich befand. Dagegen ist die Lehmwand nicht imstande, sich der Vergrößerung ihres inneren Zwangszustandes, also einer Deformation zu widersetzen. Die Metallglocke erhält nach Ablauf des Phänomens ihre frühere Gestalt wieder, während sich die wächserne deformiert. Die weiße Fläche bleibt unverändert und kühl, die schwarze erhitzt sich. Das Magnetfeld stellt sich nach Aufhören der Energiezuführung wieder in seine frühere Zwangslage ein.

Im Energiestrom der Welt sind es also die elastischen Kräfte, welche sich einer Erhöhung des vorhandenen Zwangszustandes widersetzen, und daher bewirken, daß zuströmende Energie zurückgeworfen wird. Unter den elastischen Phänomenen sind es besonders die Widerspruchserscheinungen des Magnetfeldes, deren Studium einen besonderen Reiz ausübt, da es mit dem Unsichtbaren arbeitet und in seinen Wirkungen doch greifbar ist. Der Zwangszustand des unsichtbaren elastischen Raumes trägt gleichsam einen psychologischen Charakter: das Magnetfeld empfindet die hineingepreßte Energie als etwas Aufgezwungenes, Fremdes. Es wehrt sich und sucht möglichst wenig Energie aufzunehmen. Es gruppiert sich stets so, daß die hineingedrückte Energie ein Minimum und der Zwangszustand am erträglichsten wird. Es sucht sich das magnetisch durchlässigste Material und den kürzesten und breitesten Weg. Verstärkt man das Magnetfeld, drückt also noch mehr Magnetisierungsenergie ins Feld, so sucht es sich eine neue Gruppierung, ein neues Gleichgewicht geringsten Zwanges. Ähnlich wie sich ein Mensch vor dem Schlafengehen solange dreht, bis er die bequemste Lage, die Lage größter Muskelentspannung gefunden hat. Bewegt man durch den magnetisierten, elastischen Raum eine geschlossene Leiterschleife, z. B. einen aus Kupferdraht zusammengebogenen, rechteckigen Rahmen, so verspürt man in dem unsichtbaren Feld einen Widerstand, als ob man sich in einer zähen Flüssigkeit bewegen würde. Man muß also den Rahmen mit Aufwendung von Muskelkraft durch den elastischen Raum drücken. In dem Kupferrahmen entstehen nämlich elektrische Ströme, welche die Bewegung zu hemmen suchen, ob wir den Rahmen nun in der einen, oder in der andern Richtung durch das widerspenstige Feld treiben.

Ich habe bereits angedeutet, daß es ähnliche Widerspruchserscheinungen in der Welt des Bewußtseins gibt. Ich will eine Anzahl Beispiele bringen, welche dem täglichen Leben entnommen sind.

Zunächst vom Mittagstisch: Da ist ein Herr aus meiner Bekanntschaft. Wenn ihm seine Frau die Suppe zusalzt, weil sie zu wenig gesalzen ist, behauptet er, die Suppe wäre ohnehin, und zwar gerade heute, versalzen. Wenn die Frau ein andermal sagt: „Gott ist die Suppe versalzen!" so wird er umständlich kosten und dann achselzuckend erklären, gerade heute sei nämlich die Suppe gar nicht gesalzen; und er gibt sich noch etwas Salz hinein. Wenn es zum Obst kommt, sucht er von allen Äpfeln den aus, der zuunterst liegt, und nimmt die Nüsse vom entgegengesetzten Rande des Aufsatzes.

Es ist derselbe Herr, der sich in der halbleeren Elektrischen in die entfernteste Ecke setzt.

Oder: „Ich habe heute einen ausgezeichneten Fisch gegessen." „Fisch ist Ihnen doch vom Arzt verboten?" „Na, deswegen schmeckt er mir ja."

Oder, das Kind will nicht essen: „Gib doch dem Großpapa ein bißchen Suppe." „Nein, du kriegst nichts," und auf einmal ist der Appetit da.

Oder, die Mutter zur Tochter: „Willst du eine oder zwei Kartoffeln?" Nach einer Pause: „Eineinhalb!"

Oder: „Mein Kind, willst du Huhn?" „Nein!" „Willst du Ente?" „Nein!" „Nun, was möchtest du, mein Kind?" „Mama, ich möchte etwas, was nicht da ist!"

Oder, die Tochter möchte ins Theater gehen: „Ins Theater? Du warst ja erst gestern?" Der Bruder, der im Komplott ist, mischt sich drein: „Sie soll lieber in der Schule fleißiger sein!" Darauf die Mutter: „Was geht das dich an, du Bengel?" und zur Tochter: „Ja, du darfst gehen!"

Oder beim Einkauf: Eine Dame aus meiner Bekanntschaft macht Besorgungen. Bei jeder Ware frägt sie ihre Begleiterin um ihre Meinung. „Soll ich das nehmen?" „Nein, das gefällt mir gar nicht." „Warum? ich finde gerade das hübsch." „Aber das finde ich reizend!" „Das finde ich gerade abscheulich." Und schließlich kauft sie gerade das Stück, von welchem ihr am meisten abgeraten wurde.

Oder: Ein Kaufmann sagt mir: „Man muß immer, wenn möglich, die Dinge an sich herantreten lassen; wer anbietet, ist schon im Nachteil." „Ja, warum eigentlich?" „W e i l e r W i d e r s p r u c h a u s l ö s t."

Ich will nun die einzige Stelle aus der Literatur anführen, in welcher ausdrücklich von den Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins die Rede ist. Ich stöberte sie in den vermischten Schriften Heinrich v. Kleists auf. Sie lautet:

„Das allgemeine Gesetz des Widerspruches ist jedermann aus Erfahrung bekannt: das Gesetz, das uns geneigt macht, uns mit unserer Meinung immer auf die entgegengesetzte Seite hinüberzuwerfen. Jemand sagt mir, ein Mensch, der am Fenster vorübergeht, sei so dick wie eine Tonne. Die Wahrheit zu sagen, ist er von gewöhnlicher Korpulenz. Ich aber, der ich ans Fenster komme, ich berichtige diesen Irrtum nicht bloß, ich rufe Gott zum Zeugen an, der Kerl sei so dünn als ein Stecken. Oder: Eine Frau hat mit ihrem Liebhaber ein Rendezvous verabredet. Der Mann geht in der Regel des Abends, um Tricktrack zu spielen, in die Tabagie. Gleichwohl, um sicher zu gehen, schlingt sie den Arm um ihn und spricht: „Mein lieber Mann: ich habe die Hammelkeule von heute Mittag aufwärmen lassen, niemand besucht mich, wir sind ganz allein. Laß uns den heutigen Abend einmal in recht heiterer und vertraulicher Abgeschlossenheit zubringen. Der Mann, der gestern schweres Geld in der Tabagie verlor, dachte in der Tat heute aus Rücksicht auf seine Kasse zu Hause zu bleiben, doch plötzlich wird ihm die entsetzliche Langeweile klar, die ihn seiner Frau gegenüber zu Hause erwartet. Er spricht: „Liebe Frau, ich habe einem Freund versprochen, ihm im Tricktrack, worin ich gestern gewann, Revanche zu geben. Laß mich auf eine Stunde, wenn es sein kann, in die Tabagie gehen, morgen von Herzen gern stehe ich zu deinen Diensten." Es heißt dann weiter: Aber das Gesetz, von dem wir

sprechen, gilt nicht bloß von Meinungen und Begehrungen, sondern auf weit allgemeinere Weise auch von Gefühlen, Affekten, Eigenschaften und Charakteren.

Es gibt also auch Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins, welche den Charakter eines elastischen Phänomens an sich tragen: betrachten wir nochmals das typische Beispiel von der Kugel und der Wand: Trifft der Ball auf die Wand, so wird diese etwas eingedrückt. Der Ball kann also noch ein Stückchen weiterfliegen, kommt aber sehr bald zum Stillstand. Seine ganze Energie hat sich in Deformierungsarbeit umgewandelt. Wie verhält sich nun in diesem Moment die elastische Wand? Bei ihr tritt eine Rückverwandlung ein. Die Deformation verschwindet wieder, der für die Deformation aufgewandte Energiebetrag wird also nach dem Energiegesetz wieder frei, der Ball fliegt zurück; die Wand hat wieder ihre ursprüngliche Gestalt, der Ball hat wieder seine ursprüngliche Energie. Bei der Lehmwand tritt eine solche Rückverwandlung nicht ein. Der Ball drückt sich in die Wand ein, und damit ist das Phänomen abgelaufen. Die Wand hat den Eindruck behalten.

In ähnlicher Weise nenne ich das Bewußtsein elastisch, wenn es unter dem Einflusse elastischer Kräfte einen Eindruck zurückweist, und plastisch, wenn es ihn behält.

Es ist nun von Interesse, daß die Sprache für die Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins dieselbe Terminologie verwendet, wie für die Widerspruchserscheinungen der physikalischen Welt. Die Vorstellung von der kinetischen Energie des Wortes zeigen die gebräuchlichen Ausdrücke: lebendiges Wort, geflügeltes Wort, die Stoßkraft eines Gedankens. Der Amerikaner Oliver Wendell Holmes schreibt dem gesprochenen Wort ausdrücklich eine kinetische Energie zu, ähnlich einem von der Rangierlokomotive abgestoßenen Waggon. Auch Kleist macht in seinen vermischten Schriften eine ähnliche Bemerkung.

Die Vorstellung von einer Deformation zeigen die Ausdrücke: Unauslöschlicher Eindruck, tiefer, nachhaltiger, starker Eindruck, sich etwas einprägen. Im Gegensatz dazu: Schwacher, flüchtiger, oberflächlicher Eindruck.

Die Vorstellung des Werfens und Zurückwerfens zeigt sich in den Ausdrücken: Auffallend, meine Worte prallten wirkungslos ab, er reflektierte auf meine Äußerungen mit keinem Worte, er schüttelte sich vor Grausen.

Die Vorstellung von den inneren Kräften, welche sich einer Aufnahme von Energie widersetzen, zeigt sich in den Ausdrücken: reserviert, starrsinnig, eigensinnig, konservativ.

Aber auch die Gebärdensprache und die unwillkürlichen Reflexbewegungen zeigen eine deutliche Analogie mit dem physikalischen Phänomen. Das ungezogene eigensinnige Kind strampelt mit den Füßen und wirft mit den Schultern; diese Schüttelgebärde bedeutet, daß man etwas Unangenehmes abschütteln will: „Auf diese Antwort des Kandidaten Jobses erfolgte allgemeines Schütteln des Kopfes." Hierher gehört auch die Gebärde der aufgehobenen Hand zum Zeichen des Ver-

neinens, des Abweisens, als wollte man einen Ball zurückwerfen. Das Gefühl einer Analogie zwischen den physikalischen und den psychologischen Erscheinungen ist also im Volksbewußtsein lebendig.

Die Menschen mit elastischem Bewußtsein, die Neinsager, werden von der Welt als unangenehme Leute empfunden, aber im stillen respektiert. Der elastische Zustand des Bewußtseins hat etwas Wehrhaftes, Streitbares, Feindseliges an sich. Es ist wie beim Fechten oder beim Schachspiel ein fortwährendes elastisches Belauern, ein fortwährendes Parieren. Der Elastische ist gerüstet, stets bereit zurückzuschlagen. Daher wird er respektiert. Der Neinsager, der Abweiser ist der Sieger, was einen Erfolg, wenn auch nicht immer einen Vorteil bedeutet.

Wir sind also zu dem Schlusse gekommen, daß auch in der Welt des Bewußtseins elastische Kräfte auftreten, welche man mehr oder minder bewußt als Erfahrungstatsachen im Umgang mit Menschen benützt.

Es war vorauszusehen, daß unser so ungeheuer kompliziertes Seelenleben nicht nur die einfachsten elastischen Phänomene, sondern auch solche komplizierteren Charakters aufweist. Die Mannigfaltigkeit des Spiels mit den elastischen Kräften ist in der Tat erstaunlich.

Der eine benützt sie, um erwünschten Widerspruch hervorzurufen: das ist der Raffinierte. Der andere vermeidet ängstlich sie zu wecken: das ist der Diplomat. Ein Dritter sucht sie unschädlich zu machen, indem er den Widerspruch ignoriert: das ist der Unverschämte. Noch andere nehmen dem Gegner die Waffe aus der Hand und äffen seine Verteidigergeste nach: das sind die Ironischen. Wieder andere schlagen eine Finte und fordern den Gegner zu Luftstößen heraus: das sind die Paradoxen. Und noch andere spielen mit den elastischen Kräften des eigenen Bewußtseins und konstruieren zu diesem Zwecke Selbstangriffe: das sind die Selbsthasser.

Eine Anzahl von markanten Beispielen soll die verschiedenen Fechtmethoden illustrieren.

Da ist zunächst der Raffinierte, der die elastischen Kräfte benützt, um erwünschten Widerspruch hervorzurufen. Dafür bietet das Liebesleben zahllose Beispiele.

Schlagen wir Shakespeare auf: „Antonius und Kleopatra", I. Akt, I. Szene:

„Zeitung aus Rom, Herr!"

„O Verdruß, mach's kurz!"

„Nein, höre sie Anton! . . . Cäsar weigert Dir ferneren Urlaub, drum Anton, hör' ihn . . . die Boten ruf'! . . . die Abgesandten!"

Darauf er: „Schmilz in die Tiber, Rom. Du weiter Bogen des festen Reichs, zerbrich! Hier ist die Welt . . . . .

Nicht sei durch herb' Gespräch die Zeit verschwendet. Kein Punkt in unserem Leben, den nicht dehne noch neue Lust. Welch' Zeitvertreib zur Nacht?"

„Hör' die Gesandten."

„Pfui! Zanksüchtige Königin, der alles zierlich steht, Schelten und Lachen . . . . . Kein Bote! Einzig Dein! . . . Sprecht nicht zu uns!"

Dritte Szene: „Findest Du ihn traurig, sag' ihm, ich tanze. Ist er munter, melde ihm, ich wurde plötzlich krank."

Darauf die Dienerin: „Fürstin, mir scheint, Ihr wählt die rechte Art nicht, ihn zur Liebe zu zwingen."

„Und was sollt' ich tun, und laß es?"

„Gebt immer nach, laßt Euch von ihm nur führen!"

„Törichter Rat, der Weg, ihn zu verlieren . . . Er kommt! Ich bin verstimmt und krank!"

„Teuere Königin!"

„Ich bitt' Euch, steht mir nicht zu nah' . . . Was sagt die Ehgemahlin? Geh nur, geh . . . Was kann ich über Dich, der Ihre bist Du! . . .

„Nein, such' nur keine Färbung Deiner Flucht."

„Geh, sag' leb' wohl!"

„Fulvia ist tot!"

„O falsches Lieben! Wo sind Phiolen, die Du solltest füllen mit Tau des Grams? O bitte, wende Dich und wein' um sie, . . . dann sag' mir Lebewohl!"

Schlagen wir Goethe auf: Götz von Berlichingen, II. Akt. Adelheids Zimmer. Adelheid und Weislingen.

„Lebt wohl!"

„Erlaubt noch einen Augenblick!"

„Habt Ihr mir noch was zu sagen?"

„Ich muß fort!"

„So geht!"

„Gnädige Frau, ich kann nicht!"

„Ihr müßt!"

„Soll das Euer letzter Blick sein?"

„Geht, willst Du unser Feind sein und wir sollen Dir lächeln?"

„Adelheid!"

„Ich haß Euch!"

Franz tritt auf: „Gnädiger Herr, der Bischof läßt Euch rufen."

Adelheid: „Geht, geht!"

„Er bittet Euch, eilend zu kommen!"

„Geht, geht!"

Darauf Weislingen: „Ich nehme nicht Abschied, ich seh' Euch wieder."

Es wirkt.

Adelheid: „Mich wieder? Wir wollen dafür sein! Magarete, wenn er

kommt, weise ihn ab! Ich bin krank, hab' Kopfweh, ich schlafe — — weis ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege."

Also Zug für Zug der Kleopatra nachgebildet.

Nächste Szene, Weislingen und Franz: „Sie will mich nicht sehen!"

„Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?"

„Sie will mich nicht sehen!"

„Wann befehlen Ihre Gnaden die Pferde?"

„Es ist zu spät! Wir bleiben hier!"

Daß auch der Liebhaber Raffinement genug besitzt, um die elastischen Kräfte zu wecken, zeigt folgendes kleine Volkslied:

Wenn du zu mein Schätzle kommst,
Sag', ich laß sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie's mir geht,
Sag' auf beiden Füßen;
Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag', ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag', ich käme morgen.

Vergleichen wir damit den Ausspruch der Kleopatra: „Findest Du ihn traurig, sag' ihm, ich tanze, ist er munter, melde ihm, ich wurde plötzlich krank."

Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Liebesleben das Verweigern mit umso größerem Verlangen beantwortet wird. Auch dafür ist der Grund in elastischen Kräften zu suchen: physikalisch entspricht der Vorgang vollständig dem Spiel von Anker und Stahlmagneten, einem typisch elastischen Phänomen. Wird nämlich der Magnet von seinem Anker entfernt, so ist dabei die Anziehung zu überwinden, und die dazu erforderliche Arbeit wird ins Magnetfeld gespeichert. Dies zeigt sich in einer Erhöhung des magnetischen Zwangszustandes. Die elastischen Kräfte suchen nun die Energie wieder auszustoßen, ähnlich wie die elastische Wand die Kugel und den Zwangszustand möglichst zu verringern, was nur durch Nachziehen des Ankers möglich ist. Das heißt, hier gilt wie im Liebesleben das Paradoxon: Entfernung nähert. Darum verweigert auch Prospero seine Tochter dem Königssohn zum Scheine und verbietet ihr mit ihm zu sprechen. Die erwartete und voraus berechnete Wirkung tritt denn auch ein: Sie lieben sich um so heftiger.

Je mehr sich der Anker den Polen nähert, um so geringer wird der Zwang. Wilde drückt dies in einem Paradoxon aus: Die einzige Möglichkeit, sich von der Versuchung frei zu machen, besteht darin, daß man sich ihr hingibt.

Der Reiz wird am kleinsten, wenn der Anker vollständig an den Polen anliegt. Dann tritt das ein, was Bartsch in der Geschichte von „Hannele und ihre Liebhaber" den „Jammer der Erfüllung" nennt. Das ist der Zustand geringsten Zwanges.

„Magnets Geheimnis erkläret mir das!
Kein größer Geheimnis als Liebe und Haß!
Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole auf ewig entzweit!"

Bartsch läßt Hannele nach ihrer Hingabe traurig sagen: „Jetzt habe ich Dir gar nichts mehr zu geben." Er könnte sie richtiger sagen lassen: „Jetzt habe ich Dir gar nichts mehr zu verweigern."

Das Verweigern erhöht das Verlangen: dieses Motiv durchzieht die ältesten Märchen. Eva und die verbotene Frucht, die Prinzessin und das verbotene Zimmer des Königs Blaubart, sowie das gleiche Motiv in „Tausend und eine Nacht".

Das Verweigern wird daher von dem erfahreren Liebhaber nicht zu tragisch genommen:

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig,
Schau ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie 'n König.
Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rotes Mündchen.
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst ich mich, mein Kindchen.

Die Frau ist die typische Neinsagerin. Das bekannte Scherzwort sagt:

Wenn eine Frau nein sagt, so meint sie vielleicht,
Wenn sie vielleicht sagt, so meint sie ja,
Eine Frau, die ja sagt, ist keine Frau!

Aber auch bei ihren Einkäufen weiß sie raffiniert die elastischen Kräfte zu benützen: sie nimmt sich jemanden mit, der nichts zu tun hat, als vom Einkauf abzuraten. Die Dame, der in Wirklichkeit die Sachen sehr gut gefallen, zeigt sich dann recht unentschlossen und unlustig und nimmt nach vielem Zureden die Ware natürlich zu billigen Preisen.

Auch der Reklameteufel macht sich die elastischen Kräfte zunutze:

„Nicht umwenden!" schreibt er auf ein Blatt, und rückwärts steht die Annonce. Oder er ruft voll Raffinement: „Kein Kaufzwang!"

Beispiele aus der Konversation:

Ein ganz geläufiger Ausdruck lautet: „Ich will nichts gesagt haben!" womit man in der Regel viel gesagt haben will.

Wenn Menschen sich gar so bescheiden gebärden, so sagt man: „Sie wollen wohl Widerspruch hervorrufen?" Und wenn eine Dame sagt: „Ich bin doch

gewiß nicht mehr jung", so wird sie hinzufügen: „Sie unverschämter Mensch, warum widersprechen Sie nicht?"

Ein besonderes Raffinement zeigte folgender Fall:

In einer Werkstätte ist etwas gestohlen worden, wie sich nachher herausstellte, vom Laufburschen.

Der Betriebsleiter, der bereits einen bestimmten Verdacht hat, kommt in die Werkstätte und sagt: „Ich weiß schon, wer der Dieb ist, er soll sich lieber freiwillig melden! Also, wer war's?" Allgemeines Stillschweigen. Auf einmal ertönt die Stimme des Laufburschen: „Ich war's nicht!" Hier sollte der Widerspruch geweckt werden, um den Dieb zu entlarven. Man konnte aber keinen bestimmten Vorwurf machen, weil noch kein Beweis vorlag. Man weckte also das Schuldbewußtsein, welches die stumme Rolle des Anklägers übernahm! Der provozierte laute Widerspruch verriet dann den Schuldigen.

Auch der Redner weiß raffiniert die elastischen Kräfte zu nützen. Schlagen wir Julius Cäsar auf, Forum-Szene: Immer wieder schleudert Anton in die elastische Menge sein „Brutus ist ein ehrenwerter Mann". Der Ausspruch wurde ursprünglich ernst genommen. Während seiner Rede hat aber die Stimmung gewechselt, und als er zum Schluß heuchlerisch wiederholt: „Ich fürcht', ich tu' den ehrenwerten Männern zu nah', durch deren Dolche Cäsar fiel, ich fürcht' es," da tönt ihm der ersehnte Widerspruch entgegen: „Sie sind Verräter! Ehrenwerte Männer! Sie waren Bösewichter, Mörder!"

Während der ganzen Szene, die sich wie alle berühmten Volksszenen Shakespeares gleichsam in einer elastischen Atmosphäre abspielt, bemüht sich Antonius, diesen Widerspruch zu wecken.

Wir wollen nun die Methode des Diplomaten besprechen, der als Kenner der elastischen Kräfte alles vermeidet, was unerwünschten Widerspruch hervorrufen könnte. „Das Gewährenlassen", um nicht die elastischen Kräfte zu wecken, ist ein hochwichtiges Prinzip im Umgange mit elastischen Menschen. Das ist auch das eigentliche Thema des Ibsenschen Stückes „Die Frau vom Meere": Um sich von dem Fremdling loszumachen, braucht Ellida die volle Freiheit. Wenn ihr Mann sie nur im geringsten zurückhielte, würde sie ihn verlassen. Weil er sie freigibt, bleibt sie. Das ist ein Experiment, sagt Ellida, das nur ein Arzt habe wagen können. Es war das einzige Mittel, sie zu halten.

Ein Beispiel aus dem Geschäftsleben:

Ein Händler hat alte Kleider zusammengekauft und will sich gerade mit seinem Bündel entfernen, als ihm ein alter zerrissener Vorleger auffällt: „Ich bitte um diesen Teppich!" „Der Fetzen da?" „Ja, ich geb' 6 Kronen dafür!" „Nein! Den Teppich geb' ich nicht her!" „Ich geb' 12 Kronen!" „Nein!" Man läßt nachforschen, und es stellt sich heraus, daß der Fetzen aus einem großen, sehr kostbaren Gobelinbild herrührt und ein Vermögen wert ist. Hätte der Händler möglichst gleichgültig gesagt: „Den Fetzen da geben Sie mir noch drauf,"

so hätte er ihn ohne weiteres erhalten. Ihm fehlte es nur an Diplomatie. Ein anderes Beispiel: Jemand läßt sich ein Empfehlungsschreiben an einen Herrn geben, von dem er in einer Verlagsangelegenheit Unterstützung erwartet, und soll den Brief gleich selbst aufgeben. Er zögert: „Gib lieber du den Brief auf!" Der Grund: die Sache scheint ihm günstiger, wenn er nicht selbst den Brief zur Post gibt. Instinktiv vermeidet er anzubieten, er fürchtet die elastischen Kräfte.

Die Methode des Diplomaten, alles zu vermeiden, was Widerspruch hervorrufen könnte, kann durch einen kühnen Trick des Gegners durchkreuzt werden. Er widerspricht nämlich einer Behauptung, die gar nicht gemacht wurde. Umsonst beteuert der Diplomat, er habe das gar nicht behauptet, sein Gegner besteht darauf, der Behauptung auf das entschiedenste entgegenzutreten; d. h.: gibst du mir keinen Anlaß zum Widerspruch, so schaffe ich mir einen.

Wir kommen nun zu der Kampfmethode des Unverschämten, der geflissentlich den Widerspruch übersieht und ihn dadurch um seine Wirkung bringt. Der Gegner wird verwirrt, entmutigt.

Ein Beispiel aus dem Liebesleben: „Die Frau vom Meere." Ellida schreibt dem geheimnisvollen Fremden den Abschiedsbrief: „Es müsse alles zwischen uns aus sein. Und daß er nicht mehr an mich denken sollte, wie ich nicht mehr an ihn denken wollte."

„Und trotzdem hat er doch wieder geschrieben?"

„Ja, er hat wieder geschrieben."

„Und was antwortete er auf das, was Du ihm zu verstehen gegeben hattest?"

„Auf das nicht mit einem Wort. Es war, als hätte ich überhaupt nicht mit ihm gebrochen."

Sie schreibt dann wieder. Fast Wort für Wort dasselbe wie das erstemal. Oder noch entschiedener.

„Und dann hat er doch nachgegeben?"

„Ach nein, glaub' das nur nicht. Er schrieb so ruhig wie zuvor. Nicht ein Wort davon, daß ich mit ihm gebrochen hatte. Da sah ich denn ein, daß es vergeblich wäre."

Ganz dasselbe zeigt die Szene im III. Akt. Der Fremde ist da: „Ich bin mit dem englischen Dampfer gekommen."

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich habe Dir doch versprochen wiederzukommen, sobald ich könnte —"

„Reisen Sie ab! Reisen Sie wieder ab! Kommen Sie nie — nie wieder her! Ich habe Ihnen doch geschrieben, daß alles zwischen uns zu Ende sein müßte! Alles, alles! Das wissen Sie doch!"

Der Fremde unbeirrt, ohne darauf zu antworten: „Ich wäre gern früher zu Dir gekommen. Aber ich konnte nicht. Nun endlich konnte ich. Und da bin ich, Ellida."

Ganz denselben Trick verwendet bewußt Petruchio in der „Zähmung der Widerspenstigen":

„Schmält sie, erwidere ich mit festem Ton,
Sie singe lieblich gleich der Nachtigall.
Blickt sie mit Wut, sag' ich, sie schau so klar
Wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen;
Und bleibt sie stumm und spricht kein einzig' Wort,
So rühm' ich ihr behendes Sprechtalent,
Und sag', die Redekunst sei herzentzückend.
Sagt sie, ich soll mich packen, dank' ich ihr,
Als bäte sie mich, wochenlang zu bleiben;
Schlägt sie mich aus, so frag' ich nach dem Tag
Des Aufgebots und wann die Hochzeit sei."

Eine andere Methode hat sich der Ironische zurechtgelegt: er spricht den Widerspruch, den der Gegner als Verteidigung bereithält, in spöttischer Weise selbst aus, verkleidet sich gleichsam als Gegner, wie der Indianer bei der Jagd die Tiermaske vornimmt. Zum Beispiel, ich sage zu jemandem ironisch: „Na, das hast du aber gut gemacht." Er schweigt, er fühlt sich überrumpelt, verwirrt, beschämt. Sage ich aber direkt: „Du hast das schlecht gemacht," so kann er zu einer Verteidigung ausholen. Die Ironie ist also hier eine Kriegslist, sie nimmt dem Gegner gleichsam die Waffe aus der Hand.

Eine weitere Abart der Ironie begnügt sich nicht damit, den Gegner zu äffen, indem sie ihm den Widerspruch aus dem Munde nimmt, sondern sie übertreibt die Verteidigung so arg, daß sie lächerlich wirkt. Das Abwehrmittel des Widerspruchs wird kompromittiert.

Zum Beispiel: Jemand will mit einer abgeschabten, alten, speckglänzenden Weste in Gesellschaft. Man ist entsetzt, man muß ihn davon abbringen. Aber wie?

„Ah, hast du aber ein reizendes, himmlisches Westchen an!"

Er stutzt: Es wirkt.

Würde man sagen: „Deine Weste ist aber schäbig," so wäre sofort die Verteidigung zur Hand. „Die ist noch lange gut!" Diese Verteidigung nachgeäfft und höhnisch übertrieben macht den Gegner wehrlos.

Ein besonderes Spiel mit den elastischen Kräften wurde von den Rednern und Schriftstellern ausgebildet.

Es ist dies das Oxymoron, welches zwei Widersprüche unmittelbar nebeneinandersetzt; z. B. Horaz: Törichte Weisheit, geschäftiger Müßiggang.

Ein anderes Beispiel: „Die Menschen sind aus Widersprüchen zusammengesetzt. Es gibt nur den tapferen Hasen, den friedfertigen Wolf, den feigen Löwen, die kluge Gans und den einfältigen Fuchs."

Eine zweite rednerische Figur, die dem Stil besondere Reflexe verleiht, ihm gleichsam Lichter aufsetzt, ist das Paradoxon.

Ein Beispiel: Die Tragödie des Alters besteht nicht darin, daß man alt wird, sondern daß man jung bleibt. (Von Wilde.)

Oder: Eine Frau muß so gescheit aussehen, daß ihre Dummheit eine angenehme Überraschung bedeutet. (Von Kraus.)

Diese rednerischen Figuren fordern im ersten Moment den Widerspruch heraus, da sie scheinbar nicht Zusammengehöriges nebeneinandersetzen. Bald aber sieht man ein, daß die Ungereimtheit einen Sinn hat. Es sind also Finten, die zu Luftstößen herausfordern. Dieses Spiel mit den elastischen Kräften verleiht dem Stil einen besonderen Reiz.

Manche Schriftsteller sind mit einem besonderen Maß von Elastizität ausgerüstet und möchten am liebsten alle ihre Werke mit „Nein!" beginnen: Wilde, Shaw, Karl Kraus u. a.

Zum Beispiel: Ein Kritiker schreibt: „Es darf nicht geleugnet und nicht verschwiegen werden, daß der durch seine Heftigkeit isolierte Satiriker Karl Kraus mit seiner großen negierenden Beredsamkeit einen starken Einfluß auf die Jugend ausübt."

Kraus beginnt seine Erwiderung mit den Worten: „Es darf geleugnet und es soll verschwiegen werden . . . .

Oder Kraus über Aphorismen: „Ein Literaturprofessor meinte, daß meine Aphorismen nur die mechanischen Umdrehungen von Redensarten seien. Das ist ganz zutreffend. Nur hat er den Gedanken nicht erfaßt, der die Mechanik treibt: daß bei der mechanischen Umdrehung von Redensarten mehr herauskommt, als bei der mechanischen Wiederholung.

Von ganz besonderem Interesse ist schließlich das „Sichselbstwidersprechen", durch das sich ein eigentümlicher Aberglaube erklärt.

Ein Beispiel aus dem Leben: Ich vergesse im Bad meine Uhr. Sofort gehe ich telephonieren, ob sie nicht gefunden wurde. Aber auf dem Wege zum Telephon sage ich mir fortwährend: Du wirst sie nicht zurückbekommen, ganz aussichtslos, schad' um die Müh', und fahre so fort, mir selbst jede Hoffnung zu rauben. Die Uhr findet sich.

Oder: Professor X hofft auf seine Versetzung in eine andere Stadt. Er trifft einen Kollegen: „Na, wie ich höre, werden Sie ja nach N. versetzt, gratuliere." Professor X macht allerlei Ausflüchte: „Aber das läßt sich noch durchaus nicht sagen, es ist durchaus nicht sicher. Nein, ich kann noch keine Gratulation annehmen. Ich bin nämlich in diesen Sachen etwas abergläubisch," fügt er hinzu.

Diese außerordentlich häufige Erscheinung erklärt sich etwa wie folgt: Hätte ein Fremder gewagt daran zu zweifeln, daß man den neuen Posten erhält, so hätte man ihm gewiß tüchtig heimgeleuchtet, etwa: „Ich verstehe nicht, wie Sie

daran zweifeln können, die Sache ist todsicher!" Oder wenn einer gesagt hätte: „Na, die Uhr sehn's nicht wieder," so hätten wir geantwortet: „Ja, warum denn nicht, müssen denn alle Bademeister Diebe sein? Ich bekomme sie sogar ganz bestimmt wieder!" Und man fühlt sich durch den Zweifler ordentlich getröstet.

Ist nun kein Zweifler da, so spielt man selbst den Zweifler und spricht sich auf diese seltsame Art Mut zu. Man zweifelt am Erfolg, aber dieser Zweifel ist nur geheuchelt, und man beantwortet ihn, wie einen fremden Zweifel: mit Widerspruch. Man kämpft also mit einem selbstgeschaffenen Feind, einem Strohmann und triumphiert über ihn. Daraus erklärt sich auch das Behagen, mit welchem man sich selbst in solchen Fällen den Erfolg abspricht.

Wir haben also gesehen, welchen Raum die Elastizitätserscheinungen in der Welt des Bewußtseins einnehmen, und in welch ausgiebigem Maße ihre Kenntnis im Umgange mit Menschen verwertet wird. Welcher Art die elastischen Kräfte des Bewußtseins sind, wissen wir nicht. Sie dürften aber eine ähnliche Rolle spielen, wie in der physikalischen Welt, nämlich eine Erhöhung des Zwangszustandes zu verhindern.

Das Gesetz des kleinsten Zwanges, welches die Vorgänge der physikalischen Welt beherrscht, scheint sich also auch auf die Welt des Bewußtseins zu erstrecken. Das Bewußtsein wäre demnach als ein Zwangszustand anzusehen, welcher sich stets die Lage kleinsten Zwanges sucht.

Zu ähnlichen Anschauungen gelangt Vaihinger in seiner Philosophie des „Als-Ob", wo er der Psyche die Tendenz zuschreibt, unangenehme Spannungszustände zu beseitigen. Das ist aber das Kriterium jedes Zwangszustandes.

Ferner hat Avenarius für die denkmechanischen Vorgänge ein Gesetz vom kleinsten Kraftmaß aufgestellt, welches schließlich mit dem Gesetz kleinsten Zwanges identisch ist.

Wir wollen nun versuchen, die Erscheinung biologisch zu deuten.

Fragen wir zunächst: ist Elastizität erblich?

Um dies zu entscheiden, brauchen wir nur den kleinen ungezogenen Bengel in der Kinderstube zu beobachten. „Da hast du die Trompete!" „Will ich nicht!" „Na, was willst du?" „Trommel!" Die Trommel schlägt er einem aus der Hand und vergnügt sich nun damit, die verschiedensten Sachen zu verlangen, um sie dann triumphierend wegzuwerfen.

Oder: Die Gebärde des eigensinnigen Kindes, dieses charakteristische Mit-den-Schultern-Werfen, als ob es etwas abschütteln wollte.

Ich kannte ein kleines Mädchen, wenn man sie beim Frühstück fragte: „Willst du ein Kipferl?", so konnte man sicher sein, ich habe das Experiment selbst gemacht, daß sie antwortete: „Nein, eine Semmel!" Fragte man aber: „Willst du ein Semmerl?" „Nein, ein Kipferl!"

Es sind also auch schon Kinder elastisch: Elastizität ist eine angeborene Eigen-

schaft. Sie verändert sich aber vielfach im Kampf mit der Umwelt, wie alle anderen psychologischen Eigenschaften. Abgesehen von der allgemeinen Veranlagung ändert sich die Elastizität noch sprunghaft von Fall zu Fall, wie sie etwa in der materiellen Welt sich ändert mit dem Zustand des Aggregates. Niemand würde es dem Eisen, welches als Schienen in den Straßen verlegt ist, ansehen, was für ein plastischer und williger Geselle dieses selbe Eisen war, als es als rotglühender Block durch das Walzwerk ging. Wer wundert sich nicht, daß man aus dem spröden Glas ein feines Gewebe herzustellen vermag.

Ebenso ist die Elastizität des Bewußtseins eine veränderliche Größe: Das Mädchen, das mit der Freundin offen und zutraulich spricht, wird gegen den jungen Mann mit einemmal zurückhaltend, abweisend.

Der Kaufmann, der eben noch liebenswürdig mit einem Freund gesprochen hat, wendet sich zu dem Reisenden, der ihm seine Artikel anbietet, kühl, reserviert, fast feindlich.

Ferner gibt es oft einzelne Personen, denen man von vornherein mit großer Elastizität entgegenkommt: es sind dies Menschen, die einen durch häufiges und starkes Beeinflussen in eine Abwehrstellung gedrängt haben.

Der elastische Zustand des Bewußtseins hat etwas Streitbares, Wehrhaftes an sich. Es scheint mir dies eine instinktive Schutzbewegung dunkler Art zu sein, welche auftritt, sobald Gefahr naht. Sie macht das Bewußtsein wehrhaft. Daß die Erscheinung in die Urgeschichte der Menschheit zurückreicht, läßt sich am besten an ihren unwillkürlichen reflexartigen Äußerungen erkennen. Es wird nämlich manchmal ohne jeden Grund, rein mechanisch widersprochen, nur „aus Widerspruchsgeist", wie man sagt. Ich habe beobachtet, daß bei diesem unverständigen Widerspruch sich nachher ein Schamgefühl einstellt, weil das dunkle Gefühl entsteht, daß der grundlose Widerspruchsgeist ein Rückfall, ein Atavismus ist, zurückreichend in den Daseinskampf des Urmenschen. Und außer dem Schamgefühl stellt sich noch deutlich das Gefühl der Unredlichkeit ein, weil man ohne eigentlichen Grund, rein mechanisch widersprochen hat. Dieser mechanische Widerspruch geht so weit, daß man oft unverständig auch Erwünschtes ablehnt, nur weil es angeboten wurde, sowie ein übereifriger Hund nicht nur die Diebe, sondern auch die Freunde des Hauses anbellt. Eben dieser Umstand, daß man auch, *ohne* daß Gefahr besteht, sich rüstet, sich wehrhaft macht, macht die Erscheinung als eine primitive Schutzbewegung kenntlich.

Zu einem ähnlichen Resultate gelangt Vaihinger in der „Philosophie des Als-Ob": „Die einfachen mechanischen Prinzipien des Denkens sind durch Anpassung und Entwickelung entstanden, um die Psyche in ihrer Selbsterhaltungstendenz zu unterstützen. Dieses Prinzip scheint als das innere Entwickelungsprinzip des Seelenlebens gelten zu müssen, welches die psychische und logische Entwicklung beherrscht."

Wir kommen also zu dem Schluß, daß bei Gefühl der Schwäche das Be-

wußtsein sich instinktiv mit Elastizität ausrüstet. Daher besitzen zunächst jene Völker, welche von Stärkeren verfolgt und gedrückt wurden, als Nationaleigenschaft eine große Portion Elastizität. Zum Beispiel die Iren (Wilde und Shaw sind Irländer), die Schotten, die Juden. Ferner sind Frauen im allgemeinen elastischer als Männer. „Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang?"

Nervöse und hysterische Menschen sind besonders elastisch. Der Widerspruch nimmt dann oft groteske Formen an; z. B. die Mutter zur Tochter: „Zieh' dir das blaue Kleid an!" „Schau Mutter, wie du mir jede Freude verdirbst!! Ich wollte mir's von selbst anziehen und jetzt kann ich nicht mehr!" „Ja warum denn nicht?" „Weil du mir zugeredet hast, das vertrag' ich nicht!"

Befindet man sich in einer prekären Lage, so rüstet man sich mit Elastizität aus. Die Freunde kommen einen trösten, aber man bleibt mutlos. Kommt aber ein Feind, der einen schadenfroh in der Furcht bestärkt, so regt sich der Widerspruchsgeist, und man schöpft neue Hoffnung.

Beim Vorhandensein von Elastizität kann man immer auf Schwäche irgendwelcher Art zurückschließen. Tritt eine Widerspruchserscheinung auf, die man sich nicht erklären kann, so darf man mit Sicherheit schließen, daß man sich in Gefahr oder im Nachteil befindet. Die Abwehrerscheinung wirkt eben unwillkürlich und verläßlich, auch wenn die Gefahr nicht klar vor Augen steht.

Daraus erklärt sich der Glaube an Ahnungen: Bevor man eine Handlung begeht, die einem zum Unheil gereichen wird, fühlt man oft eine Beklemmung, man glaubt sich von Geisterhand warnend weggestoßen. Tut man's dann doch, weil man ja auf Ahnungen bekanntlich nichts gibt, so tritt dann richtig das Unheil ein. Man sagt dann: „Ich *wollte* es nicht tun, ich habe das dunkle Gefühl gehabt, das wird schlecht enden."

Hat man in irgend einer Situation das Gefühl der Schwäche, des Ausgeliefertseins, so wird man instinktiv elastisch und macht Opposition: Tu's nicht. Die innere Stimme: Man wehrt sich gegen sich selbst. Diese instinktive Abwehrbewegung sollte uns eben darüber belehren, daß wir im Nachteil sind.

Erheben wir uns von der Betrachtung des Einzelnen zur Betrachtung der Weltgeschichte, so finden wir auch hier elastische Kräfte tätig, welche einen unerträglich gewordenen Zwang zu verringern suchen. Elastische Kräfte führten zur Revolution, zu den Freiheitskämpfen, zur Frauen- und Arbeiterbewegung. Sie spiegeln sich in der Literatur in den Perioden des Sturms und Drangs. Auch die Erschütterungen unseres Erdkörpers selbst, die Ausbrüche der Vulkane sind nur ein Suchen nach der Lage kleinsten Zwanges, also elastische Phänomene.

Fragen wir nun zum Schluß, wie stellt sich unsere Kindererziehung und unser Schulwesen zu den Erscheinungen der Elastizität?

In der Kindererziehung gilt vielfach noch der alte Grundsatz, jede Äußerung der Elastizität muß ausgemerzt werden, bis das Kind sich diese „Unart" ab-

gewöhnt hat: Viele Mütter wären entsetzt, wenn man ihnen zumuten würde, ihren Kindern auch eigenen Willen zu lassen. „Ein Kind hat nichts zu wollen!" worauf allerdings einmal ein kleines Mädchen prompt erwiderte: „Na, ich will ja eben nicht!"

So verkümmern aber dem Kind die elastischen Kräfte.

In dem Buch „Das Bildnis des Dorian Gray" sagt Dorian: „Üben Sie wirklich einen so schlechten Einfluß aus, Lord Henry?" „Es gibt überhaupt keinen guten Einfluß, Mr. Gray. Jede Art des Einflusses ist unmoralisch vom Standpunkt der Lebensphilosophie aus."

Ein Beispiel aus dem täglichen Leben: Das Kind soll in die Schule gehen. Das Werk der Erziehung setzt ein: „Austrinken den Kaffee!" „Aber Mama!" „In der Früh muß man etwas Heißes nehmen", ertönt es. Das Kind schluckt den Kaffee hinunter und packt die Bücher: „Adjöh!" „Nimm das Halstuch!" „Aber Mama, heut ist es doch heiß!" „Nimm das Halstuch!!" „Aber ich will es nicht!" „Ich werde gleich den Stock nehmen —" usw. Das wohlerzogene Kind kommt in die Schule, wo man es zwingt zu lernen, was es nicht interessiert, nachzuplappern, was es nicht glaubt, und auswendig lernt, was im Buche steht. Ein Schüler, der kritisch ein Schulbuch studiert, ist eine undenkbare Figur. Er gleicht einem Ei mit weicher Schale, wie es vorkommt, wenn die Henne zu wenig von dem Stoff aufgenommen hat, aus dem sich die Schale bildet. So wird das Kind für den Kampf des Lebens wehrlos gemacht. Die Erziehung und die Schule haben seinen Willen gebrochen.

Ähnliches gilt von der kirchlichen und militärischen Erziehung. Nicht zum Gehorsam soll erzogen werden. Der Widerspruch ist eine Lebensäußerung, und die Elastizität ist die Eigenschaft der Erfolgreichen.

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

VII.

Mittwoch, den 1. Mai 1912.
An Bord der „Leopolis" auf der Heimfahrt nach Triest.

Wie Ihr seht: Das Schiff war da!

In Patras ging es abends an die Scheidung von dem einen unserer uns liebgewordenen Reisegenossen. Beim Abschiedstrunk gestanden wir es uns alle, daß wir es miteinander nicht schöner hätten treffen können. Dann hieß es: „Ade Patras!" „Ade Griechenland!"

Wir sind reicher geworden. Freilich kann ich mich nicht mit den Forschern vergleichen, die ein volles geistiges Kapital gewonnen haben, mit dem sie wuchern werden. Bei mir ist es ein kleiner Paradiesesgarten, in dem ich noch oft, oft im Geiste wandeln werde. Wenn mir auch wohl vieles Wissenschaftliche wieder verloren gehen wird, so bleibt ein weiter, weiter, sonniger Ausblick für Gemüt und Phantasie.

Noch blieb uns ja für den nächsten Tag Korfu, dann erst ging's richtig nordwärts. So wurden wir eingebootet, fuhren — es war 10 Uhr abends — über die lichterflimmernde Flut, erklommen die schmale, schwankende Schiffstreppe — ich packte in unserer netten Kabine gleich alles Nötige aus, denn die Nacht schien nicht ruhig zu werden, und da ist's besser, man bewegt sich nicht viel, und legt sich gleich fest hin —, und ging wieder an Bord, wo eine Menge vertrauter Gesichter uns begrüßten. Da hörte ich, daß wir den Kronprinzen von Sachsen und den Kronprinzen von Griechenland an Bord hatten. Beide wollten nach Korfu, wo der Kaiser noch bis zum 8. bleibt. Es war ein wundersamer Abend, wir hatten uns große Stühle gemietet, lagen darin oder wanderten herum, denn das Schiff ging erst gegen 12 Uhr ab. Der Kronprinz von Sachsen saß neben Frau von B., München, er ist ein höchst feinsinniger, sympathischer, junger Mensch, der eben sein Abiturientenexamen hinter sich hat und nun etwas von der Welt sehen will. Ich stand mit der Baronin von Rothschild-London, sie ist eine interessante, anmutige Frau, und wir unterhielten uns sehr angeregt, als plötzlich mein Mann meinen Namen rief. Ich wendete mich, da stand er mit dem Kronprinzen von Griechenland, der nach mir gefragt hatte, und so konnte er mich natürlich rufen. Der Kronprinz war von einer so fröhlichen Herzlichkeit, daß wir es nie vergessen werden. Wie warm er lachen kann! Er erzählte uns viel, auch von einer bösen Erkrankung mit vielen Schmerzen, wie er nicht hatte aufs Pferd kommen können, weil die Glieder von Neuralgie und Ischias steif und geschwollen waren, und wie es doch sein mußte, wie er dann Morphium bekam, um es am nächsten Tage nur möglich zu machen, und wie ihm das Übelkeit und Kopfweh verursachte, die sich bis zur — er zögerte, — da fiel ich ein: „Seekrankheit?" „Ja!" lachte er, „bis zur Seekrankheit steigerten". Voll Mitgefühls meinte ich: „Aber Kgl. Hoheit, jeder einfache Soldat darf sich doch schonen", er lächelte, wollte mehrmals etwas erwidern, was ihm wohl nicht geeignet erschien, da half ich mir selbst: „Ein einfacher Soldat ist auch nicht so nötig, wie der Höchstkommandierende!" Dann schilderte er, wie er auf eine ganz neue Weise durch elektrische Starkströme von seinen Leiden befreit sei. Er erwähnte auch, daß er aus politischen Rücksichten einmal einige Tage in dem mir so verhaßten Brindisi zubringen mußte, und wie er da absolut nichts habe anfangen können. Er neckte meinen Mann viel mit seiner griechischen Aussprache des „Zeus" — „Zevs" sollte er sagen. Dann sagte ich einmal „Eleusis", was ihm viel Spaß machte — man muß sagen „Elevsis".

Ich erzählte ihm, daß ich gerade heute von Patras aus die Märchen an die Prinzessin Irene abgeschickt habe. „Das wird sie sehr freuen", meinte er, und nach einem Weilchen, „sie hat schon alle Tage gefragt, wann denn endlich die Märchen kämen."

So plauderten wir wohl so an $^3/_4$ Stunden, an Bord stehend und auf das lichterglühende Patras mit den dunklen Bergen dahinter oder in das bewegte Meer schauend.

Am anderen Morgen waren beide Kronprinzen an Bord mit ihrem Hofstaat. Der Kronprinz von Griechenland grüßte uns mehrmals, auch mit herzlichem Händedruck. So näherten wir uns Korfu. Die Toteninsel lag vor uns ausgestreckt — das Achilleion grüßte von Bergeshöh'n. Davor, im heute nur blaugrauen Wasser, die Hohenzollern mit Begleit- und Depeschenboot, das griechische Königsschiff. Alles salutierte, Schüsse dröhnten, die Flaggen wurden hochgezogen, ein blitzend sauberes Motorboot mit griechischer Flagge und mit Purpurteppichen belegt, darüber das Königszelt, kam auf unser Schiff zu, und der Kronprinz wandte sich zu uns: „Da kommt der Hafenkommandant, mich holen!" Sein Gefolge umringte ihn, sie schritten die Treppe hinab — ein letztes Grüßen —, nun verschwanden sie in der Schaluppe, und fort ging's: Hinüber zu seinem Schloß, wo die Königsstandarte hoch wehte, wo die Wachtposten zur Begrüßung aufgestellt waren, wo ein ihm entgegenjubelndes Volk versammelt war — und zurück blieben wir, ein bißchen traurig, aber doch sagten wir uns: Es ist doch schön, das erlebt zu haben.

In Korfu. O du Märcheninsel! Nirgend wohl gibt's solchen Blumenreichtum, solche riesigen uralten Olivenbäume. Wir fuhren durch die Stadt selbst, dann weiter durch fruchtbare Weinberge und Gärten, deren Mauern von Rosen in allen Farben überblüht waren. Kinder reichten Riesensträuße von Rosen hinein — Schneeball, Iris. Ich gab 30 Centimes, und wir hatten dafür alle die Hände voll. Ein anderer brachte ein malerisches Körbchen voll Walderdbeeren, das wir ihm abkauften. Übrigens trage ich auf der ganzen Reise einen einfachen, aber in der Form entzückenden Tonkrug aus Aegina bei mir; immer in meinen Händen, bei Schiff- und Eisenbahnfahrten, bei Ein- und Ausbooten, über schwanke Schiffsleitern und im Wagen, oder auf dem Esel reitend. Noch ist er heil, wie würde ich mich freuen, wenn ich ihn unzerbrochen mitbrächte.

Im Achilleion war der Kaiser auf der Terrasse, deshalb konnten wir zuerst nur den Garten besichtigen — aber welch ein Garten! Ein so verschwenderisches Blühen, solche glühende Farbenpracht sah ich noch nie. Und die Statuen, die alten Kunstwerke, Brunnen von weißleuchtenden Kallen umgeben, rosa Wasserlilien darauf blühend, umspielt von Goldfischchen. Riesenpalmen, aus deren schuppigen Stämmen ein Wirrsal von kleinen bunten Blumen bricht. Als ich in die kaiserliche Küche guckte, lagen gerade Riesenhaufen sortierter Blumen da,

und der Koch, meinen bewundernden Blicken folgend, griff hinein und reichte mir einen großen Strauß.

Später, als das Gong zu Tisch ertönte, durften wir auf die Terrasse gehen, wo der Kaiser eben geschrieben hatte, und auch in einige Zimmer blicken. Dann ging's zu „Mon Repos", auch wunderschön, aber düster, melancholisch, während im Achilleion alles lachende Freude ist. Und die Fernblicke! Das Meer durch dunkle Zypressen oder Rosenlauben — und die blauen, reizvoll geformten Berge — der Hafen mit den großen Schiffen und den leichten graziösen Segelbooten.

Dann sahen wir noch die Stätten jüngerer und jüngster Ausgrabungen, an denen unser Kaiser dauernd einen so lebhaften Anteil nimmt. Mein Mann kam gerade dazu, wie ein griechischer Gelehrter eine eben gefundene Inschrift zu kopieren begann, und konnte sich an der Entzifferung beteiligen.

Endlich kehrten wir hochbefriedigt, mit Orangen und kleinen Einkäufen beladen, auf unser stolzes Schiff zurück. Nach einem großartigen Diner — man wird hier rein tot gefüttert — abendliches Zusammensein an Bord in weicher Luft, bei leise rauschender See.

In aller Morgenfrühe legte unser Schiff in Brindisi an. Hier gingen wir nicht an Land, denn wir erreichten es morgens 5 Uhr. Wir sahen diesmal die interessanten und malerischen Befestigungen zu beiden Seiten der Hafenausfahrt, und als dann unser Schiff scharf nordwärts wendete und ich auf Prof. Crusius' Veranlassung meine Uhr 5/4 Stunden zurückstellen mußte, kam es uns deutlich zum Bewußtsein, wie wir jetzt das göttliche Griechenland endgültig hinter uns ließen.

Donnerstag, 2. Mai 1912.

In der Bahn zwischen Triest und München.

Triest als Stadt charakterlos, aber wir fuhren hinauf nach dem herrlich gelegenen Optschina, und als im Hafen die tausend Lichter aufglühten, stiegen wir in den Zug. — Es war eine Märchenfahrt mitten durch die Tauern. Wir hatten ein sehr behagliches Kupee für uns, und so oft ich aufwachte, sah ich die Schneeberge vom Mondlicht übergossen bis an die Eisenbahnstrecke reichen. Es war zu schön, ich konnte es nicht allein tragen, ich weckte meinen Mann mehrere Male, und er fand das auch ganz in der Ordnung.

Und dann der Gedanke: „Jetzt geht's nach Deutschland", das ich seit September nicht gesehen hatte. Und solch Heimweh hatte ich den ganzen Winter gehabt; ich wußte, wir würden an Salzburg vorbeikommen, und ich dachte, werde ich vielleicht ein Zipfelchen von den Berchtesgadener Bergen, in denen ich mit meinem Vater fünf Sommer lang gewohnt, zu sehen bekommen?

Plötzlich, so um 1/2 5 Uhr, weckte mich mein Mann: „Sieh mal hinaus!" und da lag der alte Vater Watzmann in der aufgehenden Sonne in wundersamer Schönheitspracht ausgebreitet — die Schneeferner rosig beleuchtet —, in

aller Majestät. Das war der erste deutsche Gruß. — Und ganz langsam fuhr der Zug, und rundherum, so daß wir lange, lange den großen erhebenden Eindruck hatten. Wie köstlich fährt sich's durchs deutsche Heimatland und dem Wiedersehen, mit allen, die unserem Herzen nahe stehen, entgegen!

Frau Dr. Alice Flechtner-Lobach: Qualitätsarbeit auf der Baltischen Ausstellung.

Eine derart große und umfassende Ausstellung wie diejenige, welche in diesem Sommer in Malmö stattfindet, bietet des Guten und Vollendeten so viel, daß es als unnötig erscheint, das Wort „Qualitätsarbeit" besonders zu betonen.

Haben doch die vier Nationen, welche sich an der Ausstellung beteiligen, selbstverständlich nur die besten oder vielmehr diejenigen Erzeugnisse gesandt, die ihnen als die besten erschienen, als die, welche am meisten geeignet seien, ihren Ruf auf dieser Ausstellung zu festigen.

Hierin aber gerade liegt der prinzipielle Unterschied und zugleich das interessante Problem, das sich dem Beschauer darbietet.

Wer die Ausstellung nach dem Gesichtspunkte der Qualitätsarbeit durchwandert, wer die vielen Produkte der verschiedenen Nationen daraufhin betrachtet, wie sie nach Entwurf, Material, Technik und Zweckbestimmung dem Begriff der Auserlesenheit sich nähern, wird allerlei Entdeckungen machen, die nicht ohne Reiz sind.

Er wird finden, daß in dem einen Lande das Ziel der Qualitätsarbeit durch eine vollkommene Lösung des Farbenproblems erreicht wird, während ein anderes Volk die Kontur, die Linie auf den Schild erhoben hat. Wieder anders spiegelt derselbe Begriff sich in den beiden anderen Nationen, von denen die eine, von Pariser Schick angehauchte, überfeinerte Kultur bringt, während die letzte, ich meine Rußland, leider zu dem hier erörterten Problem überhaupt nur wenig beizusteuern vermag.

Dieser Begriff ist in Deutschland durch die Tätigkeit des Werkbundes bestimmter formuliert, dem Sinne nach besteht er so lange wie das Deutsche Kunstgewerbe, und die Ausstellung in Köln trägt dazu bei, ihn in weiteste Kreise zu tragen.

Zu der Qualitätsarbeit in diesem Sinne gehört nicht nur die absolut einwandfreie Herstellung in technischer und künstlerischer Hinsicht, es gehört hierher vor allem jene oft betonte und allgemein bekannte Ehrlichkeit des Materials,

Ausdruck der Bestimmung sowie Vermeidung jedes Zierrates, der nicht aus dem Wesen des Dinges herauswächst.

Nimmt man diese Gesichtspunkte als die leitenden an, so erscheint Deutschland als das Land, das dem Ideal am nächsten kommt, es nahezu ganz erreicht. Es ist dies durchaus nichts Selbstverständliches. Zu einer Zeit, da eine ganze Ausstellung sich damit beschäftigt, die Regeln solcher Qualitätsarbeit in Musterbeispielen als etwas Erstrebenswertes aufzustellen, ist es außerordentlich erfreulich, an anderer Stelle zu konstatieren, daß viele dieser Grundsätze in Handwerk und Industrie schon Boden gefunden und zum Teil festen Fuß gefaßt haben.

Schon die schlichte äußere Form des Deutschen Hauses ist von wohltuendem Eindruck. Die beiden imposanten Gebäude sind von einer Mittelhalle verbunden, die die Elitestücke der Cadiner Fabrik enthält. Absolut glatte Formen zeigen die tadellose Bearbeitung des Tones, während schmale Silberbänder ein mattes kostbares Leuchten über die weichen roten Flächen der einzelnen Stücke werfen. Die Anordnung der Räume um den kleinen Zierhof, der gleichzeitig in schlichten Glasfenstern die auserlesenen Produkte Deutscher Porzellan- (mit Ausnahme der Kgl. Manufakturen) und Keramikkunst aufnimmt, ist übersichtlich und schön. Die Ausstellungen schließen sich nach dem Gesetz der Raumentwickelung aneinander an und finden in farbig und künstlerisch besonders auffallenden Gruppierungen ihren Zusammenschluß; so in dem Linoleumraum, mit seinem Triumph der ruhigen Linie, dem Kekshäuschen, das bunte Farbe mit vornehmer Kontur vereinigt, oder dem Bleistiftkiosk, der wie aus dem Material dieses Zweiges herausgewachsen erscheint.

Ringsum schließen sich dann die Säle an, die einzelne Musterbeispiele der Ausstellungskunst sowohl hinsichtlich dessen, was gezeigt, als auch wie es gezeigt wird, bieten. So die umfassende Ausstellung der Wohlfahrtspflege, die ihresgleichen auf der Ausstellung nicht hat, ebenso wie die erschöpfende Landwirtschaftliche Abteilung und die sehr schön untergebrachten graphischen und photographischen Erzeugnisse, unter denen die Kunstphotographien aus München besonders wertvoll sind.

Auf der einen Seite finden die Räume in dem vorzüglich gegliederten Festsaal ihren Abschluß, in dem die schönsten Stücke der Kgl. Manufakturen, Meißen, Nymphenburg und Berlin die Dekoration bilden, während auf der anderen Seite sich das Reich der Maschinen ausdehnt, dieser eigentliche Glanzpunkt der Ausstellung.

Hier wie nirgends anders ist der Begriff Qualitätsarbeit am Platze, und bei der wundervollen technischen Durchbildung dieser Maschinen und Maschinenteile ist auch die Eleganz der Form an sich ohne Zutat und Verzierung bis ins letzte hinein studiert und erfaßt.

Ein Studium für Künstler bilden diese Säle und gleichzeitig einen Gegenstand des Stolzes für jeden Deutschen.

Mögen auch manche über die „Kultur der Linie" spötteln, sie können nicht leugnen, daß unserm ganzen Wesen dieser aus Solidität, Schlichtheit und einer gewissen schwerfälligen Wucht zusammengesetzte Stil paßt. Schließlich ist doch hierbei das Ende alles Strebens in der Erkenntnis der künstlerischen Bedingungen für die verschiedenen Lebenszentren zu suchen.

Und eines schickt sich nicht für alle. In dem alten stimmungsvollen Herrensitz, den Dänemark als Ausstellungsgebäude aufgestellt hat, liegen die Zielpunkte des Schaffens auf einem anderen Gebiet. Hier ist es die verfeinerte Kultur, die aufs äußerste betonte Grazie und Eleganz, die den Dingen ihren Wert verleiht. Die Eliteprodukte Dänemarks gehen aus der Handarbeit hervor, und diese Ausstellung ist für Kenner allerdings ein Genuß.

Handgearbeitete Spitzen von unerhörtem Raffinement, handgewebte Kissen und Decken mit einem träumerischen Durcheinander in Form und Farbe, durchsichtiges und durchbrochenes Porzellan und handgetriebene Silberarbeiten bilden wohl ein Ganzes voll graziler Feinheit.

Daß die technische Ausarbeitung zumal in den Schmucksachen nicht immer einwandfrei, die Verwendung von oft abenteuerlichen Tiermotiven auf Gebrauchsporzellan nicht immer notwendig erscheint, ist ein Kapitel für sich. Den Dänen stört es scheinbar nicht, ein Tintenfaß zu besitzen, bei dem die Tinte in das in Todesangst aufgesperrte Maul eines Frosches gegossen wird, um den sich eine riesige Schlange ringelt. Dabei ist das Ganze von einer schauerlichen Naturwahrheit. Man fühlt förmlich die zuckenden Bewegungen des gepeinigten Tieres. Die Schlange scheint sich auf der Platte weiterzuziehen, um fester noch den unglücklichen Frosch zu umdrosseln. Für mich trotz aller Kunst ein furchtbares Stück.

Und Ähnliches findet man häufig. Die naive Freude des Nordländers an den Tieren und Blumen, an der Farbe, einigt sich nicht immer glücklich mit den Kulturbedingungen unserer Zeit. Am besten noch dort, wo diese Freude sich in einer instinktmäßigen Sicherheit zeigt, wie bei den Erzeugnissen Schwedens.

Schweden hält in allem die Mitte zwischen den beiden ebengenannten Ländern. Es ist nicht so äußerlich und übermodern wie Dänemark und nicht so klassisch und bedenklich wie Deutschland.

Die große und herrliche Industriehalle und die Maschinenhallen zeigen imposante Bilder von der schwedischen Industrie, die noch stärker den Eindruck von Qualitätsarbeit hervorrufen würden, wenn in der Art der Ausstellung noch mehr Ruhe und weniger spielerische und zierliche Aufmachung herrschte.

Restlose Bewunderung aber erweckt Schweden durch die Erzeugnisse seiner Heimkunst- und Kunsthandwerkvereine.

Hier ist das gelobte Land der Farbe und der Handfertigkeit! Geheiligt und

erzogen durch eine Jahrhunderte alte Tradition, die keiner Beeinflussung künstlerischer Kreise bedarf. Die Webereien der verschiedenen Hemslöjdvereine, die hier in einer ganzen Straße geboten werden, sind recht eigentlich Qualitätsarbeit im besten Sinne. Es ist unmöglich, die Harmonie der Farben, die kühne Freudigkeit der Zusammenstellung zu beschreiben, welche diese aus pflanzengefärbten Wollen und Garnen hergestellten Gewebe auszeichnet. Und mit der ererbten Farbe gehen die tadellose Herstellung, ererbte Technik und ererbte Muster Hand in Hand. Gleich köstlich sind die Spitzen und Leinendurchbrüche und auf dem Gebiete des Kunsthandwerks die Schmiedearbeiten, vor allem aber die Treibarbeiten in Silber und die handaquarellierten Bucheinbände.

Es ist nichts, was bei aller überquellenden Farbenfreude, bei allem ornamentalen und figürlichen Reichtum hier stört. Die Halle bietet einen erlesenen Genuß, und hier sind wir die Lernenden.

Ähnlich günstig wie in Schweden, liegen die Vorbedingungen zu einer qualitativen und künstlerischen Ausbildung alten Volksfleißes auch in den weiten Steppen Rußlands, und wer die Ausstellung, welche vor mehreren Monaten in Berlin stattfand, gesehen und die Annalen der Russischen Heimkunstvereine verfolgt, hat Gelegenheit gehabt, viel gutes und fleißiges Streben zu sehen.

Leider bietet die überhaupt sehr karge und einseitige Ausstellung nichts davon. Qualitätsarbeit war in dem bunten und etwas unecht wirkenden Treiben in diesem Hause nicht zu finden. Und auch die Erzeugnisse der Industrien waren so wenig beschickt, daß sie kein rechtes Bild gaben.

So sind es auf dieser Ausstellung vor allem die drei stammverwandten Ostseevölker, welche auf dem Gebiete technischer und künstlerischer Qualitätsarbeit sich miteinander messen.

Sie geben zusammen ein schönes und reichhaltiges Bild dessen, was Menschengeist und Menschenkunst zu leisten vermag.

Else Höffer:
Sieger. Roman.

Schluß.)

Jo saß regungslos, sie war erschüttert, von diesem verhaltenen, unerwarteten Ausbruch einer gepeinigten Seele. Sie wagte nicht zu fragen, sie sah nur auf die Frau, die lächelnd glücklich für den gütigen Blick dankte. Die Sympathie zwischen ihnen wob sich so rasch und warm, daß sie vergaßen, daß sie sich Fremde waren.

Die blonde Frau hielt die Hände im Schoß verkrampft, wie um ihre Erregung gewaltsam niederzuhalten. „Darf ich reden?" fragte sie zaghaft. „Ich muß ja reden — ich kann nicht anders — Es ist solch eine drängende innere Not. Auch zu einem Unwürdigen müßte ich sprechen, weil ich das Schweigen nicht länger trage. Aber Sie — Sie sind verstehend, ich fühle es. — Seit acht Monaten lebe ich hier, — mit der alten Dienerin und meinem Kinde — allein, abgeschnitten von der Welt, von Menschen meiner Art — Ich spreche nie mit ihnen, nur zuweilen mit einem vorübergehenden Bauern —"

Sie preßte die Hand auf die Brust. „Oft ist mir, als müßte ich ersticken —"

Dann besann sie sich. „Erwin, geh eben zu Johanna und sage ihr, sie möchte Tee richten, hilf ihr ein bißchen dabei, Bubi."

Der Junge sprang vergnügt davon, stolz, ein Amt zu haben.

Jo legte vorsichtig ihre Hand auf die weiche Rechte der Frau. „Ja, darf ich denn reden?" fragte sie befangen.

„Bitte", sagte Jo herzlich.

Da brach das niedergehaltene Weh mächtig aus der Brust der Frau. „Erschrecken Sie nicht — bitte, wenden Sie sich nicht ab! Mein Mann ist — im Zuchthaus."

Sie senkte den Kopf und wartete, ob Jo gehen würde, die aber legte ihr den Arm um die Schulter. Da ging ein zuckendes Weinen durch den weichen Körper. „Er war Bankbeamter — er hat Unterschlagungen — o Gott, o Gott, — es war Unrecht, was er getan hat, ich weiß es wohl, — aber er tat es für mich, er hatte mich ja so lieb. Ich war so lebenslustig, ich fragte nicht, woher das Geld kam, ich war vergnügt, wenn ich es ausgeben durfte. — Und dann —, dann kam dies Ende."

Sie schwieg und ihr Körper bäumte sich. Jo drückte sie leise an sich.

„Was sollte ich tun? Ich wollte warten, bis er wiederkam. — Ich habe

ihn lieb, wie er mich, und daran ändert nichts, was er getan hat. In Deutschland konnte ich die Schande nicht tragen, — mein Kind sollte bewahrt werden, vor bösen Reden über seinen Vater. — Da ging ich hierher. — Hier am Wallensee hatten wir so selige Flitterwochen verlebt —"

Sie weinte leise, die Erinnerung tat ihr weh.

„Und nun lebe ich hier — fernab von allen Menschen. Ich zähle die Tage, bis er wiederkommt. — Ich halte in dem Jungen die Erinnerung wach an ihn, — und ich verhungere nach Menschen, die mit mir reden, manchmal mit mir lachen, mir gut sind, mir sagen, daß auch andere ein schweres Los haben und mutig tragen —"

Jo nahm ihre Hand. „Ich werde oft kommen!" sagte sie einfach. „Darf ich?"

Die junge Frau sah sie mit überströmenden Augen an.

„Ich danke Ihnen — ich bin ja schon so froh, daß ich sprechen durfte."

Jo fühlte, wie ihr Herz weit und warm wurde in Mitleid und Liebe. „Sie dürfen sich nicht hier verstecken, sie müssen uns drüben besuchen und all die andern kennen lernen. Sie müssen Abwechselung haben."

Die Frau wehrte ab. „Nein, nein, ich fürchte mich, — ich bin scheu geworden. — Immer glaube ich, daß man mich kränken will. Kommen Sie zu mir —, auch die andern, wenn sie mögen — ich wage mich nicht aus meinem Heim."

„Sie muß langsam genesen", dachte Jo. „Wie gütig ist es vom Schicksal, daß es mich an Menschen vorüberführt, denen ich helfen kann, dies ist der wahre Zweck meines Lebens — einen anderen erträume ich nicht."

„Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße", sagte die warme Stimme neben ihr. „Nennen Sie mich Frau Ina —"

Sie lächelten sich an und staunten, daß sie sich so rasch und ganz gefunden hatten.

Das alte Mädchen deckte leise den Kaffeetisch. Der Junge lief triumphierend um sie herum und fühlte sich als Hauptbeteiligter bei der Arbeit. Jo versuchte ihn zu fangen, aber er wich jauchzend aus.

Da erschien Markwart wieder im Türrahmen, er sah frisch und ausgeruht aus und strahlte vor Liebenswürdigkeit und guter Laune. Dann hatte sein Wesen etwas ungemein Bestrickendes, dessen er sich wohl bewußt war.

Die junge Frau lebte auf. Wenn sie lachte, zuckten kleine rosige Grübchen in ihren Wangen und die blonden Haare zitterten weich um ihr Gesicht. Ihre Bewegungen waren wunderhübsch, flink und geschmeidig, wie bei einem gepflegten, graziösen Kätzchen. Doch wenn sie ernst war, lag es wie bleierne Müdigkeit über ihren Gliedern und die Augen waren glanzlos und sehnsüchtig.

Markwart Janssen beobachtete sie verstohlen. Er witterte in ihr ein eigen-

artiges Schicksal; Leid und unterdrückte Lebenslust, das spiegelte sich in ihrem wechselnden Wesen. Er verstand die Frauen, und diese hier war so ganz Frau. —

Sein Blick ging zu Jo, die aufrecht, in ihrem Sessel saß und jede Bewegung ihres Körpers beherrschte. Sie kam ihm auf einmal steif und temperamentlos vor, neben der lebendigen Grazie der andern.

Er nahm sich zusammen und zügelte seine Gedanken. Er kannte sich: wenn er zwei Frauen verglich, verlor die erste. — Und er wollte nicht Unrecht tun an Jo. Er hatte sie ja lieb, und er wußte, daß in ihrer starken Liebe seine Erlösung war — —

Auf dem Heimweg erzählte Jo das Schicksal Frau Inas, sie war ganz erfüllt von dem Gedanken, ihr zu helfen und Sonnenschein in ihr Leben zu tragen. „Wir wollen oft zu ihr gehen, Markwart —"

Markwart wehrte hastig ab. Er hatte voll Interesse zugehört und die Frau begann seine Gedanken stark zu beschäftigen, aber er wollte sich dagegen wehren. —

Es hat keinen Zweck, daß du diese Freundschaft so stark kultivierst. Du weißt ja gar nicht, ob ihr euch auf die Dauer sympathisch seid, und dann verdirbst du dir die Wochen hier, durch die stete Sorge um sie."

„Ach Markwart, wie egoistisch das klingt", sagte sie und schmiegte sich ganz leicht an ihn. „Ich bin so froh, daß das Leben die Kräfte in mir auslöst, daß sie nicht ungenützt verderben. —"

Er verstand sie nicht. Er spürte nur den leisen Druck ihres Körpers, der in ihm nachzitterte, und der brachte ihn in Aufruhr. Er legte den Arm um ihre Hüfte und hielt sie dicht an sich gepreßt, und beim raschen Ausschreiten fühlte er die schönen gleichmäßigen Bewegungen ihrer Glieder. Er vergaß die blonde Frau und ihr Schicksal.

Doch Jos Gedanken ließen sich nicht fangen von dem Reiz des Augenblicks, die waren droben in dem braungetäfelten Zimmer. „Es ist ein schweres Los zu warten — immer zu warten und die Menschen zu meiden, fast zu schwer für eine Frau wie sie, der die Lebenslust aus den Augen sprüht —"

Da kehrten auch Markwarts Gedanken zu der jungen Frau zurück, er dachte über sie nach und sprach langsam: „Ja, es ist schwer für solch ein lebensvolles Geschöpf ohne Liebe, ohne Mann zu leben. — Und wenn man ihr ins Gesicht sieht, fühlt man, daß sie es nicht durchhalten wird. Sie wird nicht aushalten bis zuletzt. Die ist nicht zur Askese geboren."

Jo blieb stehen und sah ihn erschrocken an. „Markwart, sie liebt ihren Mann — du glaubst doch nicht —"

„Ich glaube, was auf ihrem Gesicht steht: daß ihr Herz Tür und Tor geöffnet hat für jede Versuchung. Mit der Liebe für ihren Mann hat das nichts zu tun, wohl aber mit der Treue."

Er sprach in leichtem Tone, als konstatierte er etwas Alltägliches, Selbstverständliches. Jo wurde traurig.

„Das glaube ich nicht" — sagte sie abwehrend.

Markwart spann seine Gedanken weiter, die nun fest an der Frau hingen. „Es ist wunderbar, welch ein duftiger Schmelz auf ihrer Haut liegt. Man sieht ihr an, sie wurde lange nicht geküßt. Sie hat eine weiche Grazie, die betörend ist — —"

Er stockte mitten im Satz und sah Jo an. Ihr Gesicht war starr. Sie sah geradeaus, sie sah kein Ziel mehr. — „Ich kann ihn nicht ändern", dachte sie müde.

In Markwart war ein peinliches Gefühl. Er streichelte Jos Hand und dachte reumütig: „Mein Gott, ich will ja bei ihr bleiben, ich will es ja, aber mein Wille ist marklos. Jede Versuchung lockt mich vom Wege. Darf ich sie denn halten — vernichte ich sie nicht vielleicht durch meine bloße Gemeinschaft —"

Und wieder war die rasche, launenhafte Sehnsucht in ihm nach ihrer reinen Sphäre — nach dem Neuen. „Hab Geduld mit mir", bat er leidenschaftlich. Da lächelte sie ihr tapferes Lächeln.

Sie gingen im tiefen Schweigen.

Jo dachte: „Liebe kann das nicht sein — dazu ist zu wenig Achtung in meinem Gefühl für ihn. Es ist nur grenzenloses Erbarmen und der Wille zu einer helfenden Tat."

Und Markwart sah finster vor sich, er hob den Blick nicht zu der Landschaft, die in reiner Frische strahlte. Er dachte: „Wenn sie mich ganz stark, ganz heiß liebte, so daß ihre Liebe alles andere auslöschte, was gewesen und was außer ihr noch ist — dann könnte sie mich halten. Nur dann — nur dann. So entgleite ich ihr, wenn sie nur aus gütiger Überlegung und Barmherzigkeit zu mir steht."

Maria war ihnen ein Stück Wegs entgegengegangen. Sie winkte und rief schon von fern. „Wir haben uns entsetzlich geängstigt um euch, Jo, deine Mutter ist ganz elend. Wir haben gedacht, ihr wäret vom Blitz erschlagen."

Ihr kleines Gesichtchen sah wirklich abgespannt und blaß aus.

„Solch ein königlicher Tod kommt so gewöhnlichen Sterblichen nicht zu, gnädiges Fräulein! Jo muß lange leben, denn sie wird vielen nötig sein, und für mich ist eine kleine Kugel bestimmt aus einem sehr zierlichen Revolver —"

Er lachte harmlos. Maria lachte nicht mit ihm. Sie fühlte zu gesund und schlicht, sie mochte seine spielerischen Redensarten nicht, die ihr fast kokett vorkamen. Daher sagte sie schnippisch: „So was tut man, aber man sagt es nicht erst."

Dann hing sie sich an Jos Arm und ließ sich ihr Erlebnis erzählen. Auch ihr Herz wurde warm von mitleidigem Interesse.

Marga war bei der Mutter und machte ihr vorsichtig kühle Umschläge auf

die schmerzende Stirn. Frau Torbeck lag auf einer Chaiselongue und ihre Hände zitterten vor Nervosität, als sie Jos Schritt hörte.

Jo beugte sich über die Mutter und entschuldigte ihr Ausbleiben. Aber Frau Torbeck hörte kaum auf ihre Worte, sie weinte immerzu leise und hilflos vor sich hin.

Es war wie ein Zusammenbrechen ihrer Energie, wie das völlige Versagen ihrer Körperkraft.

Marga und Jo bemühten sich angstvoll um sie, sie waren beide sehr erschrocken, die kannten beide ihre Mutter nicht anders als beherrscht und kühl und immer Herrin ihrer selbst. Dies völlige Zusammenbrechen, dies zwecklose, kindliche Weinen ängstigte sie.

„Mutter — liebe Mutter — bist du so elend?" fragte Marga. „Willst du uns nicht erlauben, einen Arzt zu fragen?"

Dies gab Frau Torbeck die Ruhe wieder. Sie richtete sich gewaltsam auf und diesmal versagte ihre Willenskraft nicht. „Auf keinen Fall — es war nur vorübergehend. Mir fehlt nichts. Noch ein paar ruhige Wochen hier und ich bin wieder frisch zu Margas Hochzeit."

Dies war das Ziel, das ihre Gedanken fast ausschließlich beschäftigte. „Geht jetzt hinunter zu Tisch, ich will mich zu Bett legen, ich brauche keine Hilfe mehr."

Als die Töchter noch zögerten, strich sie jeder mit der Hand über das Gesicht und lächelte schmerzlich. Diese Zärtlichkeit war etwas ganz Ungewohntes an ihr. „Geht nur", sagte sie noch einmal. Es war, als schwankte ihre Selbstbeherrschung wieder. Dann ließen sie sie allein.

Am andern Morgen hatte sie sich so weit erholt, daß sie zum Frühstück auf der Terrasse erschien. Tante Emma machte besorgte Augen, man sah ihrem Gesicht an, daß sie an eine ernste Krankheit glaubte, und sie hatte ihre Züge nicht so weit in der Gewalt, dies zu verbergen. Sie warf Jo bedeutungsvolle Blicke zu, die der Mutter nicht entgingen und sie erregten und mißtrauisch machten. Tante Emma war nicht begabt für den Umgang mit nervösen Menschen, das bewies sie durch ihre übertriebene Rücksichtnahme, die in der Leidenden die Vorstellung erweckte, daß sie für schwer krank gehalten wurde.

Jo durchschaute die Stimmung ihrer Mutter. Sie plauderte doppelt lebhaft und erzählte von Frau Ina und ihrem hübschen, anmutigen Jungen. „Wir wollen sie heute nachmittag überfallen und sie zu einem Spaziergang abholen", schlug sie vor und alle waren einverstanden, nur Markwart widersprach. In ihm wehrte sich etwas gegen das häufige Zusammensein mit der blonden Frau. Er wußte selbst, es war nur eine heiße Angst vor der Versuchung, aber in der schwülen Nacht hatten sich seine Gedanken heiß und dringlich mit ihr beschäftigt, die so jung und begehrenswert war, und die nach Liebe und Leben dürstete. — Er hatte dagegen angekämpft, aber seine Gedanken waren an keine Zucht ge-

wöhnt, sie waren schlaff jeder Stimmung und jedem Reiz von außen unterworfen.

Er drang mit seinem Widerspruch nicht durch und es wurde beschlossen, die junge Frau abzuholen. Die Mütter äußerten allerlei Bedenken, sie fanden den Verkehr nicht passend. Tante Emma machte runde Augen. „Aber ich bitte euch," sagte sie aufgeregt, „sie ist doch die Frau eines Zuchthäuslers — wenn das Vater wüßte."

Immo lachte ganz ungezwungen. „Gerade, weil sie dies schwere Los trägt, wollen wir ihr helfen", sagte er herzlich. Da schwiegen die Einwände. Die Frauen hatten sehr viel Respekt vor seiner sicheren Persönlichkeit und der makellosen Vornehmheit seiner Gesinnung.

Nach dem Frühstück zerstreute man sich wieder. Markwart versuchte mit Jo allein zu sein, es trieb ihn zu ihr, in ihrer Umarmung all die abschweifenden unruhvollen Gedanken zu ersticken.

Doch sie mied ein Alleinsein, sie fürchtete sich vor seiner sie jäh überfallenden Zärtlichkeit, die nichts in ihr weckte, als Grauen und scheue Abwehr. Sie mochte sein Gesicht nicht, wenn es weiß war vor Leidenschaft und die Augen dunkel und begehrend. Er fühlte, daß sie ihn vermied, und ein wilder Trotz reckte sich in ihm. Er ging allein zum Strande hinab und dachte erregt: sie liebt mich nicht, ich fühle es. Warum soll ich mich da um ihretwillen beherrschen und ändern? Pah, das Leben ist süßer, wenn man sich die Zügel schießen läßt. Ich liebe die Frauen nicht auf die Dauer, die sich versagen. Ich liebe die leichten Siege."

Er beobachtete Jo von weitem, wie sie zum Badezelt hinabschritt. Ihre straffe Haltung mißfiel ihm, ihre Bewegungen schienen ihm ohne Feuer, ohne Elan. „Sie kann mich nicht dauernd fesseln — die Frau, die mich für immer an sich fesseln wollte, müßte unerschöpflich sein in Liebe und Glut."

Er wandte sich zur Seite und blinzelte in den sonnigen Tag. Droben, auf grüner Halde, lag das kleine Haus mit dem braunen Gebälk und dem bräunlichen Dach. Immer wieder kehrte sein Blick dorthin. „Das wäre ein leichter Sieg —" murmelte er. „Und ein süßer Lohn."

Als Jo kühl und erfrischt aus dem Bade kam, kam sie rasch am Strande entlang und setzte sich neben ihn in den heißen Kies.

Ihr Haar war noch naß, ihre Haut atmete einen feuchten Duft aus.

Markwart zwang alle seine Gedanken zu ihr zurück, und als er ihre liebevollen Augen sah, sagte er aus tiefstem Herzen: „Du bist doch ein wundervoller Mensch, Jo, nur viel zu schade für mich."

Sie zog seinen Kopf in ihren Schoß und faltete ihre Hände über seinem Haar. In ihrer Brust war ein inbrünstiges Wollen, so stark wie ein Gebet. „Wenn ich bei ihm aushalte, wenn ich an seiner Seite bleibe, dann muß, muß es gelingen. Dann muß er wieder ein freudiger, reiner Mensch werden."

Markwart sah zu ihr auf, und wieder ergriff ihn ihr Ausdruck. „Mütterchen", sagte er leise. „Mütterchen — ja, das ist's."

Er schloß die Augen und dachte: „Für mich nicht — ich brauche mehr. — Ich brauche den großen Rausch — und den gibt sie mir nicht."

Und wieder sah er einen anmutigen, katzengeschmeidigen Körper, und Augen, in denen der Lebenshunger brannte, und eine Haut, die durstig schien nach heißen Küssen.

Vom Hotel klang der Gongton hinab. Er ging neben Jo bergauf, und er fühlte, wie elastisch und frisch sie war, voll unverbrauchter lebensfroher Kraft. Er selbst kam sich schlaff und welk vor, der stete Kampf gegen seine Gedanken machte ihn mürbe, seine Kräfte waren ja so ungeschult und des Kampfes ungewohnt.

Gleich nach Tisch brach man auf. Das Brautpaar schlenderte voraus, und Markwart war froh, daß Maria ihnen zur Seite blieb und lebhaft mit Jo plauderte. Er war verdrossen und übellaunig.

Schon von weitem sahen sie vor dem schmucken Häuschen auf der Wiesenhalde ein weißes Kleid leuchten. Sie winkten grüßend hinauf. Da kam ihnen Frau Ina rasch und froh entgegen und ihr Haar blitzte in der Sonne wie Gold und ihre Augen lachten, und die kleinen Grübchen zitterten in den rosigen Wangen. Sie sah jung und taufrisch aus, und die Freude erregte sie so, daß ihre Augen feucht wurden. Der kleine Erwin kam leicht und schlank über die Wiesen gelaufen und begrüßte alle und sah jeden freundlich an mit seinen sanften Pagenaugen.

Markwart stand abseits und sah auf die Frau, die zwischen den andern stand und heiß war von Glück und so dankbar lächelte. Er sah tiefer als die andern, er wußte, daß die Sehnsucht ihr im Blute saß und sich nicht mit Namen nennen ließ, daß dies Lachen und Plaudern der andern wohl einige rasche Stunden füllen konnte, nicht aber dies Leben, das einsam war.

Er verstand diese Frau, wie sie sich selbst nicht verstand, weil er etwas Gemeinsames zwischen ihnen ahnte, war es das heiße, drängende Blut, der Lebenshunger?

Und er begriff, daß sie vergehen mußte an ihrer ungestillten Sehnsucht, daß ihre Nächte ohne Schlaf waren und ihre Tage öde — daß sie nach etwas Neuem, Großem hungerte, was in ihr Leben treten mußte, Seligkeit oder Leid, — nur eine Erregung, ein Erlebnis.

Da fühlte die Frau seinen Blick und sah ihn an und eine heiße Welle überflutete ihr Gesicht und Nacken. Markwart hatte sich selbst vergessen, seine Augen brannten, er dachte nicht mehr an Jo und ihr ernstes Wollen. Er ging an der Seite der jungen Frau, die noch unter seinem Blick bebte, und er wußte: nun hatte sie begriffen, wonach ihre dunkle Sehnsucht ging.

Sie war so jung und unbeherrscht, daß sie ihre Erregung nicht meistern konnte, ihre Augen verrieten sie und das leise Zittern ihrer Lippe.

„Welch ein leichter Sieg", dachte Markwart. „Ich kenne die Frauen. Ich habe gewußt, daß die erste Versuchung ihr Herz unverschlossen fand."

Und ganz sacht und weich warb er um sie, den andern unsichtbar, nur ihr selbst bewußt. Es war ein Nachmittag voll von einem heißen Sommerzauber, er fühlte, wie er in seinem Element war, wie er diese Frau beherrschte und sie eroberte.

Man machte einen weiten Waldspaziergang. Er blieb nicht immer an ihrer Seite, zuweilen ging er mit Jo, zuweilen neckte er sich mit Maria. Aber dann fühlte er immer die heiße Unruhe der jungen Frau und ihre bangen Blicke. Dies reizte und wärmte ihn. Niemand sah das verstohlene Spiel. Niemand ahnte den starken Strom, der die beiden Widerstandslosen mitriß.

Zuweilen floh ihn die junge Frau, dann ging sie dicht an Jos Seite, und sie wurde ruhiger unter dem Einfluß von Jos klarem Wesen. Sie schämte sich dann ihrer Regungen und bemühte sich, an ihren Mann zu denken und von ihm zu erzählen. Aber sein Bild verblaßte, es gelang ihr nicht, ihn zu schildern, es quälte sie, von ihm zu sprechen.

Jo merkte ihre Unruhe nicht, sie war viel zu unkompliziert, um all die kleinen, raschen Schwankungen in der Seele willenloser Menschen zu ahnen. Sie wußte: die Frau liebte den Mann, also würde sie ihm die Treue halten.

Wenn Frau Ina Markwarts Stimme hörte, ging ein Schauer über ihre Haut, und wenn sie seinem lächelnden Siegerblick begegnete, erblaßte sie und wußte, daß sie sich nicht wehren konnte.

Marga und Immo gingen meist allein, sie hatten so unendlich viel mit sich zu tun, daß sie die andern ganz vergaßen. In dem naiven Egoismus Liebender, merkten sie gar nicht, daß sich dicht vor ihren Augen Menschenschicksale verwirrten und drohend zusammenballten. Sie hatten das Gefühl, als lernten sie sich jetzt erst ganz kennen, und dies Kennenlernen war so süß, daß es alles andere verdunkelte.

Es war schon dunkel, als man vor Inas Haustüre ankam, man verabschiedete sich rasch, um die Mutter nicht in Unruhe zu versetzen.

Markwart war der letzte, der die weiche Hand der Frau hielt. Die andern waren auf der weißen Straße schon vorausgegangen. Er stand so dicht vor ihr, daß er das Beben ihrer rasch atmenden Brust fühlte. Sie sah schön und hingebend aus, und willenlos und süß. Sie entzog ihm ihre Hand nicht und senkte die Augen nicht. Da küßte er die weiche Hand, und seine Lippen blieben bebend auf ihr haften.

„Darf ich kommen?" fragte er leidenschaftlich. Sie zitterte am ganzen Leibe und wollte sich losreißen, aber ihre Glieder waren in einem schweren süßen Bann. „Ich liebe dich," sagte er, „ich muß dich besitzen —" Da sank ihr Kopf rückwärts gegen die Holzwand und ihre Lippen waren sehnsüchtig geöffnet.

„Ich komme — heute noch —"

„Ja", sagte sie wie ein Hauch.

Da ließ er sie und eilte den andern nach, die Straße hinab. Jos helle Stimme rief ihn fröhlich an. Er ging an ihrer Seite, und keiner seiner Gedanken war bei ihr. Die strichen um die blonde Frau, die so hingebend und weich an der dunklen Hauswand gelehnt. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr.

Er fühlte nicht, daß Jo ihre Hand in seinen Arm schob und seinen ungleichen, schlaffen Schritt zum ruhigen Schreiten zwingen wollte. Er fühlte nicht, daß ihre kühle Hand sich um sein brennendes Handgelenk schloß. Er war losgelöst von ihr und wußte nichts mehr von ihr.

Und Jos Gedanken umgaben ihn mit einer warmen Liebe. Sie spürte seine Erregung und sie dachte: ich quäle ihn, ich bin zu kühl zu ihm. Er sehnt sich nach mehr. Ich muß es lernen, ihn so zu lieben, wie er es begehrt.

Sie blieb stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Markwart", sagte sie leise, „hab' noch ein wenig Geduld! Mein Herz findet den Weg zu dir. Bald werde ich dich lieben, wie du es ersehnst." Und sie lehnte sich leise an ihn und bot ihm die Lippen.

Er sah es nicht, er hatte ihre Worte gar nicht gehört, sie hatte alle Macht über ihn verloren. Sie fühlte sein Schweigen wie eine tiefe Demütigung. Ihre Hände sanken schwer von seiner Schulter, mit gesenkter Stirn ging sie neben ihm her. Sie schämte sich.

IV. Kapitel.

Als Jo zum Frühstück kam, kam ihr Tante Emma ärgerlich entgegen.

„Denke dir, Jo, Markwart ist heute morgen um 6 Uhr abgereist, nach Hause, ohne sich von jemandem zu verabschieden."

Jo fühlte, daß sie blaß geworden war. Frau Torbeck machte ein besorgtes Gesicht, und wie Jos Augen über die Gesichter glitten, da sah sie auf allen Staunen oder ein verächtliches Zucken. Jeder fand diese Handlungsweise befremdlich und rücksichtslos.

Nur Frau Janssen, die an die Launen ihres Sohnes gewöhnt und immer bereit war, sie zu beschönigen, erregte sich nicht. „Er wird wiederkommen", sagte sie zuversichtlich und strich ihre Semmel. „Er hat ja alle Koffer hier gelassen. Vielleicht hat er sich über etwas geärgert oder mit jemand gezankt?"

Sie sah fragend in die Runde. „Der Junge ist ja so nervös."

Nach dem Frühstück ging Jo auf ihr Zimmer. Sie war tief erregt und eine unerklärliche Angst war in ihr. Ihr war so schwül, sie hatte das Gefühl, als stünde ein Gewitter über ihr. Als sie die Türe hinter sich schloß, sah sie mitten auf dem Tisch einen Brief liegen. Es war ein lila Kuvert, schmal und elegant, und trug Markwarts Handschrift.

Sie nahm es rasch auf und setzte sich auf den Bettrand.

„Liebe Jo, es ist fast lächerlich, daß ich nur dies moderne, parfümierte Papier

habe, um Dir zu sagen, was ich Dir sagen muß. Er ist so lächerlich, wie meine ganze Persönlichkeit, wie mein ganzes Leben, so ist auch dieser Abschluß.

Ich habe früher einmal eine sehr schöne und sehr stolze Frau geliebt. Es ist fast unbegreiflich, daß sich dieses herrliche Geschöpf an solch einen jämmerlichen, halben Menschen wie mich wegwarf. Es war nur eine Verirrung, so wie ganz starke Menschen sie zuweilen haben, nur um sie zu überwinden und um dann des eigenen Wertes stolzer bewußt zu werden. Solchen Menschen können Leute meines Schlages im Grunde nichts anhaben, wenn sie auch für kurze Zeit unglücklich an uns werden.

Dies ist mein Trost, wenn ich an Dich denke, denn Du gehörst zu den starken Menschen, doch in Dir ist ein großes Erbarmen, während in der anderen eine mächtige Leidenschaft war.

Als ich sie verließ — warum weiß ich nicht — aus Schwäche wohl, weil ihre Art mir zu schwer war, oder aus Laune, weil mich irgend eine inferiore Blume reizte nach der Rose — da sandte sie mir zum Abschied einen zierlichen Revolver und schrieb dazu: „Ich glaube kaum, daß Du jemals den Mut haben wirst, ihn zu Deiner Schläfe zu heben, denn Du bist ein erbärmlicher Mensch. Aber ich hoffe doch, daß diese Stunde kommt — bald kommt, denn Du bist ein giftiges Element im Leben. Du bist wie die faule Frucht, die ihre Fäulnis auf alle überträgt, die ihr nahe sind, Du wirst noch viele Menschen vernichten. Du bist ein Mensch, der niemals seine Halbheit überwinden wird und der an dieser Halbheit zugrunde gehen muß. Hoffentlich wird nie wieder eine Frau, so wie ich getan, den ganzen Mann in Dir suchen, und wenn sie ihn glaubt gefunden zu haben, so täuscht sie nur die Pose — Du spielst die Persönlichkeit, die Du nicht bist —

Wenn ich von Deinem Tode hören werde, will ich aufatmen, selbst wenn ich Dich auch dann noch liebte."

Dieser Brief war nicht auf parfümiertes Papier geschrieben, Jo.

Ich habe natürlich gelacht, als ich ihn gelesen, ich habe ihn in tausend kleine Stücke zerrissen, Ich sah in ihm nur die Wutausbrüche gekränkter Liebe. Mir fehlte der Maßstab für solche Menschen.

Aber die Worte waren in meiner Seele, und ich habe oft Stunden gehabt, da wußte ich, daß sie wahr waren. Ich bin ein Schwächling. In mir ist noch nie ein ganz großes, ganz gutes Gefühl gewesen. — Wir schwachen Menschen sind gut als Mörtel, den man zwischen die großen, selbständigen Steine des Lebensbaues fügt, aber der Mörtel bröckelt zuerst ab, und das ist gut so, den kann man billig ersetzen.

Warum schreibe ich das? Posiere ich wieder vor Dir? Kann ich die eitle Pose nie lassen? Selbst in dieser Stunde nicht? Ich möchte so gern ganz wahr sein — einmal — und einmal groß empfinden — als ganzer Mann. Kann ich das?

Ah, ich bin ja nur ein Stückchen von einem Menschen — nur gut als Spielzeug. O hätten die Frauen mich nie ernst genommen! Aber sie glauben ja so gern an die Pose, die ihnen gefällt.

Den kleinen, zierlichen Revolver habe ich nie von mir gelassen, er hat mich überallhin begleitet, auch jetzt liegt er vor mir. Er ist ein kleines Meisterwerk. Die Frau hat mich doch sehr gut gekannt, sie hat wohl gewußt, daß, wenn ich je reif für den großen Entschluß würde, dies zierliche Ding mich eher locken würde, als eine plumpe Waffe. Wenn ich dies Ding anfasse, habe ich immer das Gefühl: es ist ein Spielzeug.

Jo, Jo, könnte ich noch einmal den Kopf in Deinen Schoß legen und Deine guten, mütterlichen Augen über mir fühlen. Warum hat meine Hand Dich je berührt? Warum habe ich nicht daran gedacht, daß ich giftig bin, daß es Leid und Weh bringen muß, wenn eine Frau wie Du sich zu mir gesellt!

Das ist meine Schuld — Ich hätte Dich fernhalten müssen und ich habe Dir die Pose gespielt der Sehnsucht nach einer Erlösung — — Und diese Sehnsucht war nie in mir, oder nur kurze Sekunden als flüchtige Stimmung.

Du hast mich nicht halten können, Jo, weil Deine Kraft kein Echo weckte in mir. In mir ist nichts, wie Halbheit und launisches Begehren.

Höre mich! Ich bin noch gestern abend zu Frau Ina gegangen und habe sie in meine Arme gerissen, denn ich wußte, daß sie willenlos und schutzlos war, daß ihr heißes Blut sie einem so elenden Menschen preisgab, wie ich bin — — —

Ich habe Dich schändlich verraten. Wie waren Deine Worte? „Mein Herz findet den Weg zu Dir —"

Jo, Dein Herz darf nie den Weg zu mir finden, denn ich bin ein Sumpf, auf dem keine Blume blühen kann. Wenn Du kannst, habe Mitleid mit dem Schwächling. — Verlaß die einsame Frau nicht, die ihrer Sehnsucht erlag — —

Was ich will, Jo? Ich will nicht noch tiefer versinken, und empor komme ich nicht, das scheitert an meiner eigenen Unkraft.

Ich will versuchen, dies halbe Leben durch eine ganze Tat zu sühnen. Ich will versuchen, das Gift selbst zu vertilgen. Ich will den kleinen Revolver an meine Schläfe heben.

Wenn Du kannst, so bete Jo, daß dieser Wille nicht zur Farce wird, daß ich die Kraft behalte, daß mich nicht kurz vor dem Ziel ein paar schöne Frauenaugen verlocken. Ich bin ja solch ein trauriger Schwächling — —"

Jo erhob sich mühsam, ihr Körper war schwer, wie nach einer großen Anstrengung, ihre Gedanken gehorchten ihr nicht. „Ich muß etwas tun —" dachte sie matt. Dann faßte sie ein Schwindel, sie sank auf den Bettrand. „Ich muß das verhindern —"

Und dann war auf einmal eine höhnische Stimme in ihr, die sagte ganz laut: „Du machst dich lächerlich mit deiner Angst. Er tut es nie — Das ist klar,

alles nur Komödie, — gut gespielte, an die er selbst glaubte im Augenblick, als er schrieb."

Sie sank ganz in sich zusammen, dann peitschte die Angst sie auf. „Aber wenn er es tut. — Er ist heißblütig — unberechenbar. — Man muß es verhindern. — Ich muß mit einem Menschen sprechen — mit Immo —"

Sie ging rasch auf die Terrasse, ihr Schritt war unsicher, eine wahnsinnige Angst würgte sie, sie mußte gegen eine vage Ohnmacht ankämpfen.

Tante Emma saß allein und las die Zeitungen. Sie sah gar nicht auf, so vertieft war sie.

„Immo? der ist auf dem Tennisplatze, glaube ich!"

Jo stürzte die Treppe hinab, da sah sie Immos weiße Gestalt an dem grauen Borkenhäuschen lehnen. Er beobachtete Marga und Maria beim Spiel.

Jo trat dicht an ihn heran und versuchte zu sprechen. Da sah er ihr fahles Gesicht, ihre verängstigten Augen.

„Jo, was ist? Geht es Mutter nicht gut?"

Jo setzte zum Sprechen an, blaue Funken tanzten vor ihren Augen. „Immo," sagte sie mühsam, „Markwart — will — sich erschießen."

Er fuhr zusammen und nahm den Brief aus ihrer schlaffen Hand. Sein erster Gedanke war: „Dies ist eine Pose von ihm — dies ist unmöglich. —" Er las flüchtig und sein Gesicht verfärbte sich. Er drückte Jo auf einen Stuhl. „Liebe Jo, beruhige dich, ich will alles tun, was ich kann, sofort telegraphieren." Er fuhr rasch in sein Jackett und drückte den Hut in die Stirn.

„Jo, ängstige dich nicht —, du weißt, wie er ist. — Verzeih — Aber sicher ist dies nur ein launenhaftes Spiel. Menschen, wie er, spielen mit dem Gedanken wie mit jedem anderen — —"

Er ging rasch davon. Jo blieb matt sitzen. Sie dachte nur mechanisch: „Er will telegraphieren." Und sie hatte das Gefühl, daß von diesem Telegramm alles abhinge.

Immo lief die Dorfstraße hinab zum Postamt. Unterwegs stockte sein Schritt. Wohin sollte er telegraphieren? Er wußte gar nicht, wohin Markwart gefahren war.

Sollte er sich an den Superintendenten wenden? Aber der war ja auf seiner Nordlandsreise, den erreichte ein Telegramm erst, wenn es vielleicht zu spät war.

Er mußte nach Markwarts Vaterstadt telegraphieren, zufällig wußte er den Namen eines Freundes. Der sollte ihn in Empfang nehmen und nicht aus den Augen lassen. Aber wenn Markwart nicht nach Hause fuhr —

Immo war ratlos. Er fühlte, es mußte etwas geschehen, und wenn es vielleicht auch zwecklos war, er mußte handeln — —

Er glaubte nicht an den verzweifelten Schritt, und doch kamen ihm bange

Sorgen. Diese müden, energielosen Menschen rafften sich ja zuweilen zu einem ganz jähen Entschluß auf — —

Und doch, es lag ja für Markwart kein Grund zum Selbstmord vor. Er hatte ja nur getan, was er schon oft getan. — Nie war ihm sein Tun bisher ehrlos erschienen. Oder ging es vielleicht nur aus allgemeiner Schwäche, aus dem Gefühl heraus, „ich muß verlöschen"?

Immo gab das Telegramm auf und ging zur Bahnstation. Vielleicht konnte er erfahren, wohin Markwart ein Billet genommen hatte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück, das Billet reichte nur bis zum nächsten Knotenpunkt, und den hatte er längst hinter sich. Er sah auf die Uhr. Es war zehn.

Io kam ihm entgegen. Sie sah krank und elend aus. „Immo, ich ertrage die Ruhe nicht, sage mir, was ich tun soll? Soll ich hinter ihm herreisen? Aber wohin?"

Er sah sie voll tiefen Mitleids an.

„Io, es ist furchtbar, aber du mußt warten. Glaube mir, er tut es nicht." Sie wollte aufatmen, aber die Angst ließ sie nicht. Sie lief durch die Wiesen, an den Strand, in den Wald, immer kehrte sie zum Hotel zurück in der Hoffnung auf eine Nachricht.

Gegen Mittag erhielt Frau Janssen ein Telegramm, daß ihr Sohn sich im Eisenbahnkupee erschossen habe. Das Telegramm kam aus ihrer Heimatstadt.

Io stand neben ihr, als sie das Telegramm öffnete. Sie hielt sich mühsam aufrecht, als sie zusah, wie Tante Emmas rundliche, ungeschickte Finger das Papier erbrachen.

Sie sah angstvoll in das Gesicht der Frau.

Die Züge wurden starr, dann ging ein ödes Lächeln um ihren Mund, sie sah auf einmal ganz blöde aus.

„Io," sagte sie lallend, „das ist doch nicht wahr?" Und wieder lächelte sie.

Io stieß einen leisen Wehschrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht. Da schrie die Frau gellend auf und verfiel in einen furchtbaren Weinkrampf. Immo war gleich an ihrer Seite, Marga und Maria stürzten entsetzt herbei.

Es war eine entsetzliche Szene. Die Frau stieß und schlug um sich und schrie gellend: „Warum ist's nicht einer von euch? Warum ist er es? Mein Junge? Warum mein einziger Junge? Es ist nicht wahr! Ihr lügt. — Macht doch keine so schrecklichen Gesichter. Lacht! Lacht doch! Damit ich sehe, daß es nicht wahr ist —"

Io wurde ganz still. Sie legte die Arme um den sich bäumenden Körper und führte sie in ihr Zimmer. „Tante Emma — liebe Tante Emma" —

Sie konnte nicht weinen, das Entsetzen hatte sie erstarrt. Sie streichelte die Hände der Frau und reichte ihr ein Glas Wasser, sie versuchte die Rasende zu beruhigen. Endlich brach sie erschöpft auf einem Stuhl zusammen, ihr Atem keuchte, sie starrte stumpfsinnig vor sich hin und war allen Worten unzugänglich.

Marga war bei der Mutter, die fassungslos weinte. „Ein Selbstmörder — O Gott, wie entsetzlich — ein Selbstmörder! Was wird Gerhard sagen — das trifft ihn furchtbar. Marga, Marga, weißt du noch, was er über Selbstmörder sagte? Der arme Markwart! Warum hat er das getan? Warum hat er seinen Eltern das angetan? Sie haben ihn so vergöttert und verwöhnt —"

Immo besorgte alles. Sein ruhiges, gefaßtes Wesen war der Schutz der Frauen. Er telegraphierte an den Superintendenten und ordnete alles zur Abreise. Nach zwei Stunden saßen sie sich in einem reservierten Kupee schweigend gegenüber. Frau Janssen war verstört und apathisch. Sie hörte die Trostworte der Schwägerin nicht, sie fühlte Jos Hand nicht, die sie leise streichelte. Zuweilen fuhr sie auf. „Es ist nicht wahr", schrie sie wild, dann sank sie wieder in ihr dumpfes Brüten.

Marga hielt Immos Hand angstvoll umklammert, sie fühlte seine besonnene Ruhe und wußte sich und die andern geborgen.

Es war eine furchtbare Fahrt. Alle verharrten in bleiernem Schweigen. —

Und grausame Tage folgten. Frau Janssen lag regungslos in ihrem Bette und nahm nicht an den Vorgängen teil, Frau Torbeck hielt sich mühsam aufrecht. Jo war still und besonnen und half Immo. Sie weinte nicht, sie war sehr blaß und sah älter und leidvoll aus. Sie dachte nur: „Ich darf mir nicht nachgeben, ich darf nicht versagen — —" Sie hatte das Gefühl, als ruhte alle Verantwortung auf ihr.

Hoch aufgebahrt stand der schmale Sarg Markwarts in der Halle seines Vaterhauses. Blumen und Kränze wuchteten in reicher Fülle auf ihm, und Jo hatte oft die entsetzliche Vorstellung, als müsse diese Last ihm den Atem beklemmen.

Immo hatte angeordnet, daß der Sarg geschlossen wurde. Denn Markwarts Antlitz war vernichtet. Man hatte ihn tot zusammengesunken auf dem Boden des Kupees gefunden, in dem Augenblick, als der Zug in den Bahnhof seiner Vaterstadt einfuhr. Auf dem Fenstertischchen hatte eine halbgeleerte Sektflasche gestanden.

Nun wartete man auf den Vater. Als der Superintendent am Sarge stand, da war er ein Greis, ein kindisch weinender Greis. Er kauerte sich an das Fußende und saß regungslos viele Stunden lang. Er fragte nicht nach seiner Frau. Er fragte nicht, warum sein Sohn ihm dies angetan. Vielleicht begriff er, daß dieser Tod eigentlich nur ein Zufall war, der ausgeblieben wäre, wenn irgend ein anderer Zufall Markwart im letzten Moment gehindert hätte —"

Vielleicht aber sah er die unerbittliche Notwendigkeit dieses Endes eines matten Lebens — —

Als der Sarg aufgehoben und die breite Treppe hinabgetragen wurde, folgte er mit gesenkter Stirn. Auf der untersten Stufe blieb er stehen und sah in Jos leidvolle Augen.

„Dies ist der erste Selbstmörder, dem ich folge", sagte er schwer. Und er

nickte mehrmals vor sich hin, als wolle er sagen: „Das Leben lehrt uns alles, und gerade das, wogegen wir uns am meisten wehren."

Da sah Jo mitten zwischen den fremden Menschen ihren Vater stehen. Sie ging auf ihn zu und sank aufschluchzend an seine Brust. Er hielt sie mit beiden Armen fest und fühlte in heißem Mitleid den Jammer, der sie schüttelte, und sie empfand in ihrem Schmerz ein leises, stilles Gefühl des Geborgenseins. Sie fühlte, dies war der einzige Mensch, an den sie sich lehnen konnte, weil er stärker war wie sie.

Als das Begräbnis vorüber war und die bleierne Stille durch das Haus schlich, stand Frau Torbeck aus ihrem Sessel auf und sagte: „Ich muß heute noch nach Hause fahren — ich werde krank." Sie sagte es ruhig und bestimmt und ordnete alles für die Abreise, ihre Energie verließ sie nicht einen Augenblick. Sie trieb zur Eile, es war, als berechnete sie die Stunden und Minuten, die ihre Kräfte noch hielten. Sie bestimmte, daß Marga bleiben sollte, um für Tante Emma zu sorgen, Jo und Immo sollten sie begleiten.

Torbeck war abgereist, er hatte seine Frau nicht gesehen und sie hatte nichts von seiner Gegenwart erfahren. Während der Fahrt hingen Jos Augen voll banger Angst an den Zügen der Mutter. Sie schien verändert, der Gang war taumelnd, fast unkenntlich war das Gesicht, so bläulich fahl und eingefallen. Jos Herz klopfte in rasender Angst, sie hatte das Gefühl, als säße dicht neben der Mutter ein stummer, geduldiger Begleiter.

Die Mutter lächelte ihr ermutigend zu. „Ich komme bis nach Hause, Jo, ich weiß das ganz genau. Du brauchst dich nicht zu sorgen."

„Ich sorge mich nicht, Mutter, es ist gewiß nichts Ernstes."

Da lächelte die Frau eigentümlich.

Immo hob sie vorsichtig in den Wagen. Ihre Augen bekamen einen matten Glanz, als sie die weiße Villa sah, und als sie die Treppe hinaufschritt, blieb sie stehen und sah sich lange um, durch jeden Raum ging sie, auch durch das Zimmer des Gatten; mit matter Hand schob sie zurecht, was ihr nicht am rechten Platz schien.

Auf der Schwelle ihres Zimmers brach sie zusammen. Sie hatte ihre Kraft genau berechnet.

Es war ein völliger Zusammenbruch, sie lag in tiefer Ohnmacht, aus der sie erst nach langer Zeit erwachte.

Jo war tödlich erschrocken, das Gesicht der Mutter sah leichenhaft aus, sie preßte ihren Kopf angstvoll an sich und versuchte die eiskalten Hände zu wärmen Frau Torbeck lag auf ihrem Bett wie aufgebahrt, der Körper war steif und schwer.

Jo ermannte sich. „Immo, telephoniere an Professor Wangen und an Vater. Das Auto soll beide holen."

Sie saß am Bett der Mutter und sah voll Grauen in das Gesicht, aus dem

jeder Blutstropfen gewichen schien. Die Kranke atmete kaum merklich, zuweilen ging ein Zucken durch ihren Körper, dann stöhnte sie angstvoll. Jo sah, daß sie furchtbare Schmerzen litt, aber mit fast übermenschlicher Kraft nahm sie sich zusammen. Manchmal öffnete sie die Augen und sah Jo freundlich an, dann glitt Jo in die Knie und küßte die magere Hand.

Das Auto brachte den Professor und seinen Assistenten. Jo mußte während der Untersuchung das Zimmer verlassen. Im Ankleidezimmer traf sie den Vater. Der öffnete ihr schweigend die Arme und sie lehnte ihren Kopf kraftlos an seine Schulter und sagte leise: „Ich danke dir, daß du gekommen bist."

Über seine Stirne lief ein Zucken. Der Weg war ihm nicht leicht geworden, aber er fühlte, daß er an die Seite seines Kindes gehörte. Er streichelte ihr sanft das Haar. „Vater, ich glaube, Mutter ist sehr krank — — Es ist fast zu viel, was ich tragen muß —"

„Ich will dir helfen."

Die Untersuchung dauerte sehr lange, eine furchtbare Ungeduld quälte Jo, die Ungewißheit schüttelte sie wie ein Fieberfrost. Endlos erschien ihr die Zeit, bis der Professor die Türe öffnete.

Torbeck trat ihm entgegen. „Herr Professor — was ist es?"

Der Arzt sah unsicher auf Jo. Sie nahm sich zusammen und trat neben den Vater. „Ich werde meine Mutter pflegen — ich möchte gern Gewißheit."

Da sah der Arzt auf Torbeck und sagte gedämpft: „Eine Operation hat keinen Zweck mehr, sie wäre unnötige Qual."

Torbeck wich zurück, er faßte nach Jos Hand. „So ist keine Hoffnung?"

Der Professor schüttelte leise den Kopf und sah auf seine Fußspitze. „Es ist die fürchterlichste Krankheit, die wir kennen."

Da stieß Jo einen ganz leisen wimmernden Ton aus und legte die Hand über die Augen. Sie stand regungslos und ihre Gedanken rasten in qualvollem Wirbel. Sie hörte das geflüsterte Zwiegespräch der Männer nicht, sie hörte nur den einen Gedanken: „Ich verliere die Mutter —"

Da kam ihr furchtbar zum Bewußtsein, daß sie die Mutter nie ganz besessen hatte, daß nie mehr zwischen ihnen gewesen war, als ein laues, korrektes Gefühl. Diese Erkenntnis war ihr wie eine bittere Schuld.

Ihr Kopf sank tief auf die Brust herab, sie zitterte am ganzen Körper.

Da sagte der Professor halblaut:

„Soll ich Ihnen nicht doch lieber eine Schwester zur Pflege besorgen?"

Sie ermannte sich. „Nein, ich habe die Kraft dazu. Ich weiß auch, meine Mutter würde sich nicht von fremden Händen berühren lassen, sie ist sehr eigen."

Und nun wußte sie, es kam eine unendlich schwere Zeit, in der sie nicht einen Augenblick die Selbstbeherrschung und Ruhe verlieren durfte. Sie mußte stark sein und lächeln, die arme Mutter durfte nichts ahnen. —

Torbeck streichelte ihr das Gesicht. „Ich komme wieder hierher, ich will bei dir bleiben." Da sah sie ihn dankbar an.

Leise ging sie zur Mutter, die apathisch lag, wie in Ohnmacht, aber ihre Augenlider zitterten. Jo beugte sich über sie, da sah die Mutter sie ernst an und sagte ganz fest: „Jo, ich will dich nicht fragen, was mir fehlt — niemals will ich den Namen meiner Krankheit hören —" Sie schloß die Augen wie in Grauen. „Ich wollte, ich könnte bald sterben, Kranksein war mir stets schrecklich und unästhetisch."

Ihre Hände zuckten auf der seidenen Decke. „Nur nicht krank sein — mach's kurz," murmelte sie.

Jo preßte die Lippen krampfhaft aufeinander. Dann sagte sie in leichtem Tone: „Denke Mutter, Vater zieht wieder zu uns, er nimmt heute noch seine Zimmer in Besitz."

Das Gesicht der Frau rötete sich leise, sie schwieg und Jo sah, wie ihre Stirn zuckte. Dann sagte sie nach einer langen Weile: „Ich bin ihm dankbar, so brauche ich nicht als geschiedene Frau zu sterben."

Sie verlangte ihn nicht zu sehen, sie sehnte sich nicht nach seiner Nähe und einer wirklichen Versöhnung, der Mann war ihr nichts, wie er ihr im Grunde nie etwas gewesen — — sie lächelte nur glücklich, daß die Schande von ihr genommen wurde, und daß er sie vor dem Gerede der Menschen bewahrte.

Frau Torbeck litt furchtbare Schmerzen, die fast ans Übermenschliche grenzten, und sie trug sie mit einem Heroismus, der sich aus ihrer stählernen Energie Kraft holte. Sie war bemüht, den Menschen, die um sie waren, häßliche Eindrücke zu ersparen, sie litt unter dem Bewußtsein, entstellt und abschreckend auszusehen.

Oft ließ sie sich von Jo den Spiegel geben und betrachtete sinnend ihr mageres Gesicht. Dann sagte sie gedankenvoll:

„Nun muß ich erleben, was mein Bruder erlebt. Er verdammte den Selbstmord so streng — und ich fürchtete und verabscheute Krankheiten — — Und nun müssen wir beides tragen lernen, ob wir wollen oder nicht. Jo, versprich mir, nicht unglücklich zu sein, wenn ich sterbe. — Jeder Tag, den ich in diesem furchtbaren Zustande leben muß, ist mir zur Qual —"

Und Jo rang die Tränen nieder und lächelte ihr zu. „Es wird wieder besser, Mutter, der Professor hat es auch gesagt."

Manchmal schien es, als ließe die Frau sich von einer leisen Hoffnung täuschen, aber wenn die fürchterlichen Schmerzanfälle kamen und sie dem Wahnsinn nahe brachten, dann wußte sie, daß es schwerer Ernst war, daß auch ihr glattes und sorgloses Leben die Tragik nicht entbehren sollte.

Ihre Nächte waren ohne Schlaf, selbst die stärksten Mittel konnten ihre Schmerzen nur auf kurze Zeit bannen. Aber wenn sie sich ein wenig wohler fühlte, nahm sie die Zügel des Haushaltes wieder in die Hand und kümmerte sich um

alles. Sie bestimmte, daß Marga und Immo heiraten sollten, so, wie es vorausgesehen war.

„Ich will nicht, daß sie um meinetwillen ihr Glück verzögern."

So wurden sie in aller Stille getraut; als Marga im Brautkleid und Schleier sich weinend zu der Mutter beugte, lächelte die ihr zu und drückte den Kranz zurecht, der sich verschoben hatte. Sie freute sich an der Schönheit ihres Kindes und an dem wundervollen Sitz der Brauttoilette.

Und während drunten im weißen Salon die Trauung still vollzogen wurde, rang die Frau mit furchtbaren Qualen und sehnte den Tod herbei, der ihr wieder Stille bringen sollte.

Jo hatte die Mutter nicht verlassen, sie wich nicht aus dem Zimmer. Ihr ganzes Herz hing an der Kranken, die mit grandiosem Mut dies entsetzliche Leben trug.

Sie begriff nicht, woher die Mutter die Kraft nahm, diese unerhörten Leiden zu tragen. Ihre Bewunderung für diese zähe Energie wuchs mit ihrer Liebe zu der Mutter, die weicher und zärtlicher war als früher und die stillen und herzlichen Bewegungen der Tochter mit dankbaren Blicken verfolgte.

Bange, trübe Wochen schlichen dahin, der Zustand der Kranken verschlimmerte sich kaum merklich, es war ein ganz langsames, unendlich qualvolles Dahinsiechen.

Torbeck wohnte wieder in seiner Villa, aber er betrat das Krankenzimmer nicht, da seine Frau nicht nach ihm verlangte.

Marga und Immo wohnten auf der Wasserburg. Jo hielt sie fern, um ihr junges Glück nicht zu trüben. Die ganze Last der Pflege lag auf ihr. Ihre Gedanken hatten keine Zeit, an die Vergangenheit zu rühren. Wenn sie an Markwart dachte, fühlte sie nur ein dumpfes Weh in ihrer Brust, das der Schmerz und die nie schlafende Sorge der Gegenwart übertäubte.

Sie hatte vor einiger Zeit an Frau Ina geschrieben und ihr ihre Freundschaft angetragen. Sie fühlte, dies würde der einsamen Frau gut tun und ihr die schwere Wartezeit tragen helfen. Sie fühlte keinen Groll gegen die Frau, die schweren Tage ihres Lebens hatten sie ein gütiges Verstehen gelehrt. Sie wußte ja, es war nicht der persönliche Reiz dieser Frau, der ihr Markwart geraubt hatte, er wäre früher oder später doch einer Versuchung erlegen.

Ein dankbarer demütiger Brief Frau Inas war die Antwort. —

Der Kräfteverfall der Kranken schritt langsam vorwärts, ihr Körper war zermürbt, nur ihr Geist war noch hell und ihre zähe Energie hielt sie wach und klar.

Jo schmückte ihr Zimmer mit Blumen und bemühte sich, ihm den Anschein eines Krankenzimmers zu nehmen, sie wußte, wie abhängig die Stimmung der Mutter von ihrer Umgebung war.

Es rieb sie auf, dies langsame Sterben zu sehen, und immer wieder, wenn die Mutter lebhafter war, kämpfte sich die Hoffnung durch. Sie rang dann

heimlich die Hände und in ihrer Brust war dann ein wildes leidenschaftliches Beten um Hilfe.

„Ich habe mir immer einen raschen Tod gewünscht —" sagte Frau Torbeck schmerzlich lächelnd. „Ein Ende, das ohne Grauen und ohne Wissen sein sollte —"

Ihre Gedanken waren schärfer und tiefer, als in gesunden Tagen. Sie sprach viel und lebhaft. „Weiß du, Jo, oft denke ich: früher, als unser Leben noch so glatt und klar war, da hatte uns das Schicksal jahrelang vergessen. Da saßen wir auf einem Sonnenplätzchen und wußten kaum, daß es auch Schatten gab. — Auf einmal hat sich das Schicksal auf uns besonnen — und darauf, daß es uns eigentlich viel zu gut ging. — Es hat eingesehen, daß ohne Schmerzen ein Menschenleben nur halb ist — und nun hat es alles nachgeholt —"

Oft waren ihre Schmerzen so groß, daß sie tagelang apathisch lag und leise wimmerte. Und Jo stand hilflos am Bette und dachte verzweifelt: „O Gott, ich will doch helfen und kann es nicht — immer bin ich machtlos, wenn ich helfen will — —"

Dann flüchtete sie verängstigt auf kurze Augenblicke in das Zimmer des Vaters, der schweigend vor seinem Schreibtisch saß, auf dem die beschriebenen Bogen sich häuften.

Sie fragte dann wohl: „Vater, was arbeitest du?" Dann lächelte er und sagte: „Es gibt noch andere Wege zu meinem Ziel, wenn ich es denn nicht durch Tat und durch das Wort erreichen konnte, so erreiche ich es vielleicht durch die Schrift. — Auch dies ist ein Wirken, das einer Lebenskraft wert ist."

Er preßte die Hand auf die Papiere und sein Gesicht hatte einen frohen Schein. Da sagte Jo sehnsüchtig: „O könnte ich mit dir arbeiten, ich liebe deine Idee, so wie du sie liebst."

Da sah er sie lange ernst an und gab ihr die Hand: „Später", sagte er.

Sie zitterte bei dem Wort. Sie wußte, was es in sich schloß. Dann ging sie rasch wieder in das Krankenzimmer, in dem ihre größte und traurigste Pflicht lag.

Die Mutter sah ihr mit heißen Augen entgegen und faßte nach ihrer Hand und zog ihren Kopf zu sich herab.

„Jo," sagte sie leise und beschwörend, „jetzt kann ich das Leben nicht mehr tragen. Jetzt verstehe ich, wie ein Mensch freiwillig stirbt. — Jetzt verurteile ich nicht mehr. — — Jo, heute nacht, als ich die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte — da habe ich immer auf das kleine Schränkchen gesehen. — Auf das Schränkchen, in dem du das Morphium verwahrst. — Da wollte ich — da wollte ich . . ." sie rang mühsam nach Worten. „Ganz fest war mein Wille. — Ich wollte sterben. — Aber mein Körper war zu schwach. — Ich konnte nicht bis zum Schränkchen gelangen."

Jo preßte ihr Gesicht in die Kissen, ein jammervolles Weinen schüttelte sie.

„Vielleicht sollte ich auch dies noch verstehen lernen, — vielleicht habe ich jetzt ausgelernt — und darf gehen — —"

Da war auch in Jo zum ersten Mal der Wunsch nach einem raschen Ende, ihr Mitleid mit der schmerzzerstörten Mutter war so groß, daß sie ihr keine Frist mehr wünschte.

Sie fragte erstickt: „Mutter, möchtest du den Vater sehen?"

Frau Torbeck schwieg lange mit geschlossenen Augen, dann sagte sie: „Nein, er soll mich so nicht sehen — er soll mich im Gedächtnis behalten, wie ich war. — Dies Leiden ist zu häßlich. — Niemand soll es sehen." —

Sie blieb allein mit Jo, die sie mit der ganzen Kraft und Wärme ihrer Liebe umgab.

Und dann kam der Todeskampf. Es war, als wehrte sich der zähe Wille, mit letzter Kraft, bis der andere Wille doch siegte. Es war ein harter Kampf. Nach zwei Tagen wurde sie still.

Und als dies große Leiden verstummt war, und der arme Körper endlich ruhte, da war in Jo eine große Dankbarkeit, sie sah in dem Tod nur die Erlösung. Sie konnte nicht weinen wie Marga, die sich verzweifelt an Immo klammerte. Sie hatte gesehen, daß der Tod wie ein Freund gekommen war, um die Qual zu tilgen.

Sie stand neben dem Vater, der ihre Hand hielt und ihr voll großer, ehrfürchtiger Liebe in die Augen sah.

Da sah sie wieder eine neue Pflicht, ein neues Ziel.

Torbeck blickte auf Marga und Immo und sagte leise: „Die wird das Glück trösten — für uns beide ist die Arbeit, mein Kind."

Ende.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Der paneuropäische Krieg.

Was an dieser Stelle zu wiederholtem Male als gefährliche Möglichkeit angedeutet wurde, ist inzwischen traurige Tatsache geworden. Die ganze zivilisierte Welt steht in Flammen. Der Krieg aller gegen alle ist entfesselt. Nicht zwar der Personen, wohl aber der Staaten untereinander. Alle düsteren Farben der Apokalypse werden von der unsagbar beschämenden Wirklichkeit übertroffen. Die Bestie im Menschen ist erwacht. Die Kulturtünche ist wie weggeblasen. Man braucht nicht erst den Russen zu kratzen, um den Barbaren herauszubekommen. Die hochkultivierten Belgier tun's auch. Der hinterhältige Freischärlerkrieg, den man abgeschafft glaubte, ist in seinen primitivsten Formen wieder zum Vorschein gekommen. Der Kulturmensch ist wieder zum Tier herabgesunken, und zwar nicht zum zahmen Haustier, sondern zum wilden Raubtier. Die brutalen Instinkte sind wieder Trumpf — im Feindeslande.

Doppelt erhebend ist dafür die Haltung von Kaiser und Nation. Dieses enge Zusammenschließen von Fürst und Volk, von Ständen und Klassen, von Parteien und Konfessionen zu einem gemeinsamen „Willen zum Sieg" ist etwas unsagbar Erhebendes, Belebendes und Beflügelndes. Wir alle haben unsere Angehörigen vor der Front, aber aus allen Augen leuchtet das jubelnde „Hosiannah", das die Lehre von der Suggestivkraft der Massenpsychologie aufs glänzendste bestätigt. Es gibt nur *eine* Meinung, soweit die deutsche Zunge klingt: „*hundertmal lieber tot als Kosakentum!*"

Napoleon hat das Wort von der Kosakisierung Europas geprägt. *Seine* Franzosen aber waren es, die eine slawische Hochflut heraufbeschworen, und wenn auch unsere ganze Kultur darüber in Trümmer gehen sollte. Aber auch das englische Blaubuch sowie die Kriegsrede von Sir Edward Grey, die 90 Minuten in Anspruch genommen hat,

verraten die Spuren einer systematischen Einkreisungspolitik. Die Träger der großen alten Kulturen verbinden sich hinterlistig mit der höllischen Ausgeburt des Absolutismus, um die Hochburg der Zivilisation zu gefährden. Auch England setzt alles auf die eine Karte des besseren Geschäfts. Eine traurige Genugtuung ist es für uns, daß wir an dieser Stelle den mutmaßlichen Gang der Dinge richtig vorausgesagt haben. Im Augustheft unserer Zeitschrift habe ich unter dem Titel „Weltpolitik und Kapitalismus" auf die unmittelbaren Gefahren hingewiesen, die uns bevorstehen. Diese Ausführungen haben ihrer Aktualität wegen ein lebhaftes Interesse in der deutschen Presse erweckt. Die Diplomatie des Geldbeutels hat, so führte ich vor Ausbruch des Krieges aus, wie alle geschichtlichen Anzeichen beweisen, kläglich Schiffbruch gelitten. Frankreich hoffte Österreich-Ungarn finanziell auszuhungern und das Deutsche Reich wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen, indem es seinen Kapitalmarkt für russische und exotische Werte sperrangelweit öffnete, aber diesen beiden sehr zahlungsfähigen Mächten beharrlich verschloß. Und was ist die Folge? Frankreich erlebt ein kapitalistisches Sedan. Die südamerikanischen, balkanischen und russischen Werte sind seit dem Balkankriege dermaßen im Kurse gesunken, daß die fünf Milliarden Kriegsentschädigung den Milliardenverlusten gleichkommt, welche der französische Markt in den letzten zwei Jahren erlitten hat. Deutschland hat seine Milliarde Wehrsteuer sogar unter Mitwirkung der Sozialisten reichlich und ohne übermäßigen Druck eingeheimst, während Frankreich seinen dringenden Bedarf von nahezu zwei Milliarden Franken unter Bedingungen aufbringen mußte, die für Frankreich eine schwere finanzielle Demütigung bedeuten.

Wie soll diese Vermengung von Weltpolitik und Kapitalismus nun weitergehen? Soll wirklich das wahnwitzige Wettrüsten zwischen den europäischen Großstaaten in infinitum fortgesetzt werden? Werden dann die Dreibundmächte stillestehen? Werden sie nicht zu Wasser dieselben Anstrengungen machen, wie Frankreich und Rußland? Und wird die Flugzeugtechnik der Deutschen die französische nicht bloß erreicht, sondern sehr bald überflügelt haben?

Man übersieht bei diesem gegenseitigen Zähnefletschen ein wichtiges Moment. Die heutigen Schlachten sind Vernichtungskämpfe. Nicht Tapferkeit, Ritterlichkeit, Wagemut und heroische Kraftentfaltung der Einzelnen (selbst nicht der Führer) geben wie ehedem den Ausschlag, sondern der bessere Techniker triumphiert. Was einst für Hannibal die Elefanten gegenüber dem römischen Weltreich bedeuteten, das sind für unsere Kriegsführung die kriegstechnischen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. Krupp und Zeppelin werden die deutschen Siege herbeiführen. Wenn in den Befreiungskriegen der deutsche Schullehrer, im deutsch-französischen Krieg der deutsche Generalstab die eigentlichen Sieger waren, so werden im nächsten paneuropäischen Kriege die technischen Hochschulen die Heroen sein, denen der Siegeslorbeer zufallen wird. Weder in den Kasernen allein, noch im Generalstab, sondern in Laboratorien und technischen Versuchsanstalten wird heute das Geschick der Völker entschieden.

Und zu welchem Ende? Steht der Einsatz wirklich in einem auch nur diskutablen, rationalen Verhältnis zum Siegespreis? Mag die unsere europäische Politik in ihren Fugen erschütternde „Revanche" für einen großen Teil der Nation eine kostbare, aber tote Reliquie, für den anderen, vielleicht überwiegenden Teil der Nation eine verführerische Idee, Tradi-

tion oder Aufgabe sein: was kann Frankreich im besten Falle gewinnen und im schlimmsten verlieren? Hier steht die europäische Frage auf des Messers Schneide! Gewinnen kann es Elsaß-Lothringen nur, wenn der ganze Dreibund zertrümmert wird und ohnmächtig auf dem Boden liegt. Auch in diesem, für Frankreich günstigsten Falle wäre zwar die Ehre gerettet, die „gloire" wiederhergestellt, vor allem die „Tricolore" zu altem Glanz erhoben, aber der unerbittliche Preis hieße doch unter allen Umständen: die Blüte der französischen Nation. Millionen tatkräftiger, zeugungsfähiger, die Fortpflanzung sichernder Menschenleben wäre unrettbar verloren, und das ohnehin entvölkerte Frankreich wäre nicht bloß seiner jetzigen, sondern auch der kommenden Jugend beraubt.

Was hier als Möglichkeit prophezeit wurde, hat sich inzwischen zur blutigsten Wirklichkeit verdichtet. Ein Teil der französischen Jugendblüte hat inzwischen schon daran glauben müssen. Weder auf deutschem, noch auf österreichischem Boden steht bis zur Stunde ein siegreiches Heer aus dem feindlichen Lager — es seien denn Gefangene.

Wir werden, ja, wir müssen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, weil wir siegen müssen, wenn wir nicht untergehen wollen. Mit der Zuversicht der geschichtlichen Notwendigkeit sehen wir dem Siege entgegen, und wir sagen mit dem Fürsten Bülow: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', unser Volk wird seinen Platz an der Sonne verteidigen und behaupten." Unsere Söhne kämpfen mit dem Schwert, wir Älteren mit der Feder. Heute muß der letzte Mann aufgeboten werden, denn der Einsatz heißt: Kultur gegen Barbarei. „Nord und Süd" ist unter meiner Leitung eine politisch gefärbte Zeitschrift geworden. Unsere Leser sind mit uns gegangen und haben uns die Treue bewahrt. Einzelne Monatsschriften haben ihr Erscheinen während der Kriegsdauer eingestellt. Eine politische Zeitschrift *darf* jetzt nicht versagen. „Nord und Süd" wird, dank der patriotischen Opferwilligkeit des Verlegers, auch während der Kriegsdauer erscheinen. Denn wir müssen kämpfen, so lange noch ein Atemzug in uns lebt!

Soziologische Rundschau.

Deutsche Gesellschaft für Soziologie.

Der 31. deutsche Juristentag, der im Jahre 1912 in Wien stattfand, empfahl die Aufnahme der Soziologie in den Lehrplan des juristischen Studiums. Ebenso schlug der österreichische Ausschuß für Verwaltungsreform eine dreistündige obligatorische Vorlesung über Soziologie für jeden Juristen vor.

Diese, von zunehmender Beachtung der Soziologie zeugenden Äußerungen veranlaßten die Wiener Soziologische Gesellschaft zu Eingaben an die österreichischen Universitätsfakultäten, die die Einführung der Soziologie als Lehrfach anregten. Als Erfolge sind zu begrüßen, daß die philosophische Fakultät in Wien und die staatswissenschaftliche in Graz einstimmig beschlossen haben, entsprechende Gesuche an das Ministerium zu richten.

Danach erachtet die Deutsche Gesellschaft für Soziologie den geeigneten Zeitpunkt für gekommen, auch die deutschen und schweizerischen Universitäten, technischen und anderen Fachhochschulen nachdrücklich auf die fortschreitende Erkenntnis der Bedeutung der Soziologie und zwar sowohl der allgemeinen Gesellschaftslehre als auch der induktiven Erforschung der Tatsachen des sozialen Lebens aufmerksam zu machen.

Die Soziologie hat sich der Idee nach als Wissenschaft durchgesetzt. In

Amerika, Frankreich, Holland und Finnland sind Lehrstühle dafür an den Universitäten begründet, anderswo wenigstens Lehraufträge erteilt worden. Mehrere Gesellschaften und Zeitschriften großen Stils sind ausschließlich für soziologische Untersuchungen entstanden. Und eine im Jahre 1911 von der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie veranstaltete Enquete ergab in den Antworten von 24 bekannten Gelehrten verschiedener Länder und Fächer die entschiedene Befürwortung eines deutschen (oder auch internationalen) Institutes für (Rechtsphilosophie und) soziologische Forschung.

In der Tat liegen die Gründe zur Errichtung besonderer Professuren wie für sonstige Förderung soziologischer Studien vom Standpunkt der verschiedenen Wissenschaften zutage. Im allgemeinsten Interesse erscheint es wünschenswert, die Philosophie besonders auf die sozialen und sittlichen Probleme hinzulenken, um sie für das Leben fruchtbarer zu machen. Hierfür sei u. a. auf die wachsende Bedeutung der Sozialpädagogik hingewiesen. Stark und deutlich haben die Nationalökonomie und die Statistik die Notwendigkeit der Orientierung an tieferer Erkenntnis des sozialen Lebens ausgesprochen. Ist doch die unterfertigte Gesellschaft im Jahre 1909 unter unmittelbarer Mitwirkung hervorragender Nationalökonomen und Statistiker gegründet worden. (Die Statistiker haben inzwischen noch eine gesonderte Gesellschaft als „Abteilung" der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gebildet.) Diese Beteiligung muß als bedeutsames Anzeichen bewertet werden zugunsten der Auffassung, daß die Nationalökonomie in der Soziologie ihr eigentliches wissenschaftliches Fundament zu legen nicht umhin kann, wie zu wiederholten Malen Gustav von Schmoller ausgesprochen hat, noch im Jahre 1911 mit den Worten: „Die heutige allgemeine Nationalökonomie, wie ich sie verstehe, ist philosophisch-soziologischen Charakters." Und die Statistik, heute nur als generelle Methode oder als Anhängsel der Nationalökonomie geachtet, wird, als soziologische Wissenschaft verstanden, ihre Kraft und Bedeutung besser zu behaupten, reicher zu entfalten vermögen. Ihr notwendiger Zusammenhang mit der Soziologie hat, außer durch jene Gründung, auch in ihrer Fachliteratur deutliche Anerkennung gefunden. (G. v. Mayrs Werk: „Statistik und Gesellschaftslehre", praktische Statistik, fällt für Mayr mit Gesellschaftslehre als Erforschung der sozialen Massen zusammen; er unterscheidet davon die Soziologie im engeren Sinne als direkt auf Beobachtung der sozialen Gebilde und deren Lebensbetätigung abzielend.) In dem Maße wie die Bedeutung der Nationalökonomie und Statistik auch im Lehrplane der verschiedenen Fachhochschulen und für die Bildung des angehenden Ingenieurs und Industriellen, des Kaufmanns, Landwirtes, Chemikers zunimmt, entsteht auch auf diesen Gebieten das Bedürfnis, mit der Soziologie Fühlung zu gewinnen. Vollends die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte, wird mehr und mehr mit den Hilfsmitteln soziologischer Begriffe und statistischer Forschungen betrachtet und untersucht werden. Dies gilt ganz besonders für die Religions- und Kirchengeschichte, wie es schon in dem großen Werke von Troeltsch (die Soziallehren der deutschen Kirchen und Gruppen) sich ankündigt, und auch sonst ist gerade die theologische Fakultät vielfach beflissen, sich soziologisch zu orientieren, sofern es ihr um Wirkungen auf das soziale Leben, und, zu diesem Behuf, um dessen bessere Erkenntnis zu tun ist. — Das gleiche gilt, obschon in anderer Absicht, von der Medizin; die „soziale" Medizin entwickelt sich als ihr jüngster Zweig,

und die Pathologie insbesondere aller Krankheiten, die mit dem Nervensystem und so mit dem geistig-sittlichen Leben der Menschen zusammenhängen, findet sich nicht nur auf statistische Methodik, sondern auf soziologische Erkenntnis als ein unerläßliches Hilfsmittel hingewiesen; ebenso kann die Hygiene, die als gesellschaftliche und staatliche Aufgabe unbedingt anerkannt ist, sich nur vermöge solcher Forderungen wirksam entfalten. Insbesondere wird der sich rasch ausbreitende Gedanke der Rassenhygiene und Eugenik soziologische Kritik und Kontrolle immer mehr herausfordern. — Die Jurisprudenz endlich hat durch die Rechtsphilosophie und allgemeine Staatslehre eine alte Beziehung zu den Theorien des sozialen Lebens, und es ist aus vielen Anzeichen deutlich erkennbar, daß sie gerade neuerdings zu diesen Problemen sich zurückwendet, nachdem diese lange Zeit durch eine rein historische Art der Betrachtung verschüttet gewesen sind. Hier ergeben sich auch mit der philosophischen Ethik notwendige Zusammenhänge.

Die Probleme der Soziologie können aber die Studierenden der Rechte, wie die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, außer durch Abhaltung besonderer Vorlesungen über Soziologie auch in der Weise nähergebracht werden, daß der Rechtsunterricht selbst, insbesondere auf dem Gebiete des Privat- und Strafrechts, statt wie bisher überwiegend historisch und logisch-formalistisch, mehr rechtssoziologisch gestaltet wird. Das Recht wird dann als soziale Tatsache, als Ausdrucksform und Funktion einer bestimmten privatwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen, sozialethischen Entwicklungsstufe des menschlichen Lebens dargestellt und untersucht. Bei dieser Betrachtungsweise ergibt sich von selbst, daß die Zwecke und die Wirkungen der Rechtsnormen und Rechtsinstitute in den Vordergrund treten, und dadurch wird das Verständnis für die praktischen Lebensaufgaben des Rechts wesentlich gefördert, die Anschaulichkeit und Lebenswahrheit des Rechtsunterrichts erhöht.

Man darf mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die Soziologie den ihr gebührenden Platz im höheren Unterrichtswesen erobern und behaupten wird. Fraglich ist nur, wo und wann die gegenwärtigen Lehrkörper und die Unterstützung der Regierungen ihr diesen Platz einräumen werden.

Diese Entwicklung nach ihren Kräften zu fördern, wird die unterfertigte Gesellschaft, ihrem Zwecke gemäß, sich dauernd angelegen sein lassen; sie glaubt daher dem Vertrauen Ausdruck geben zu dürfen, daß diese Anregung verständnisvolle Aufnahme finden und praktische Folgen zeitigen wird: Handelt es sich doch um eine hohe Aufgabe geistig-sittlicher Kultur, und auf deren Pflege sich zu besinnen, haben die deutschen Hochschulen heute, wenn je, in ihren Überlieferungen wie in den Forderungen des Tages die stärksten Beweggründe.

Deutsche Gesellschaft für Soziologie
Der Vorstand.

Pädagogische Rundschau.

Von Dr. Otto v. Rottenburg.

Vorschläge zur Verlängerung der Volksschulpflicht.

Vor einiger Zeit brachten Graf Rantzau und Graf v. d. Schulenburg im preußischen Herrenhause einen Antrag ein, der die Verlängerung der Volksschulpflicht zum Gegenstande hatte. In einem Aufsatz in Nr. 128 des „Tag" begründet Graf Rantzau seinen Standpunkt und fordert zur Diskussion auf.

Den Antrag wird man nur mit Freuden begrüßen können. Sein Ziel, die Schulzeit bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre auszudehnen, entspricht einem auch in Lehrerkreisen vielfach geäußerten Wunsche. Es darf behauptet werden, daß gerade zwischen der Vollendung des vierzehnten Jahres, mit der heute die Volksschule im allgemeinen abschließt, und dem für die Beendigung in Vorschlag gebrachten Zeitpunkt die Jugend am dringendsten der Leitung durch die Schule bedarf, weil in diesen Jahren stärkster physischer und psychischer Veränderungen die Gefahr einer schlimmen Entwickelung besonders groß ist.

So wünschenswert aber die Verlängerung der Schulfrist allein schon wäre, wichtiger noch ist die Art, wie die gewonnene Zeit ausgenutzt wird. Bei der Behandlung dieser Frage wird man von einem Gedanken ausgehen müssen, den auch Graf Rantzau in dem erwähnten Aufsatz ausspricht: daß die Volksschule namentlich in den neu hinzutretenden Jahren in erster Linie „Erziehungsschule" sein soll. Es gilt zwar auf der einen Seite der Jugend das für sie Notwendige an Wissen zu übermitteln, auf der anderen Seite aber auch Menschen heranzuziehen, die handeln und urteilen, ihren Platz in der Gesamtheit, in die sie gestellt sind, einnehmen und ausfüllen können: lebenstüchtige Menschen. Nach diesem Ziele streben drei Vorschläge für die Ausgestaltung des Volksschulunterrichts in der durch die Verlängerung der Schulpflicht gewonnenen Zeit, welche darzulegen hier verstattet sei.

Der erste ist der wichtigste. Er geht dahin, die erzieherischen Elemente der militärischen Ausbildung in weitgehendem Maße in der Volksschule zu verwenden, diese zu einer Vorschule für den Heeresdienst zu gestalten, wie ja der letztere selbst nach seiner erzieherischen Seite eine Fortsetzung und Ergänzung der Volksschule bilden soll. Selbstverständlich dürfen hierbei deren andere Aufgaben nicht vernachlässigt werden; aber eine Kürzung der Zeit für manche Fächer erscheint in den beiden letzten Jahren wohl angängig, da hier weniger eine Erweiterung des Wissensstoffes als eine Festigung des Gelernten zu fordern ist. Praktisch dürfte die Durchführung auf dem Wege einer Vermehrung und entsprechenden Ausgestaltung der Turn- und Spielstunden keine großen Schwierigkeiten bieten. Allerdings soll auch in diesen Stunden selbst der militärische Dienst nicht einfach nachgeahmt werden. Aber die allgemeinen Erziehungswerte, die ihm in reichem Maße innewohnen, können und sollten übernommen werden; die Bewegungsspiele, die übrigens gerade auch im Heere heute in wachsendem Umfang Anwendung finden, behalten daneben ihre volle Berechtigung. Wie die Ausbildung im einzelnen zu gestalten ist, lehrt das Beispiel der privaten Jugendverbände, Pfadfinderbund, Jungdeutschlandbund und anderer, die mit so schönem Erfolge schon heute außerhalb der Schule einem Teile der Jugend diese Erziehung angedeihen lassen. Der hier gemachte Vorschlag geht im Grunde genommen nur dahin, diese erprobten Methoden — vielleicht mit manchen Änderungen im einzelnen — allgemein in der Volksschule zur Anwendung zu bringen.

Trotzdem wird diesem Vorschlag der Vorwurf des „Militarismus" wohl nicht erspart bleiben. Wer ihn erhebt, verkennt aber die Bedeutung der Erziehung nach militärischem Muster für das Leben überhaupt. Man möchte sagen: Bestünde die allgemeine Wehrpflicht nicht aus Gründen der nationalen Verteidigung, so müßte sie — oder etwas ihr sehr Ähnliches — aus Gründen der nationalen Erziehung eingeführt werden. Unbestreitbar fördert die militärische Ausbildung in

hohem Maße die körperliche Ertüchtigung des Volkes. Das ist bei der wenig gesunden Lebensweise namentlich der städtischen Bevölkerung ein kaum zu überschätzender Vorteil, muß sich doch auf körperlicher Gesundheit schließlich die Kraft und Gesundheit unseres Volkes überhaupt aufbauen. Diese Ausbildung züchtet aber auch sittliche Eigenschaften wie das Selbstvertrauen, das Verantwortlichkeits- und Kameradschaftsgefühl. Schließlich sei auf noch ein beachtenswertes Moment hingewiesen. Fast überall fordert das heutige Gemeinschaftsleben mit seiner weitgehenden Arbeitsteilung ein Zusammenwirken für ein gemeinsames Ziel und darum notwendig eine Unterordnung unter eine Leitung. Das wirtschaftliche ebenso, wie das staatliche Leben sind organisiert, d. h. sie beruhen auf diesen beiden Grundsätzen der Kooperation und Subordination. Wie aber diese vielleicht am frühesten für den gemeinschaftlichen Kampf ausgebildet wurden, so kommen sie in der militärischen Disziplin in sehr allgemeiner Form zur Geltung; darum bildet diese eine vorzügliche Schulung für die mannigfachen Arten gemeinschaftlicher Betätigung, die einen großen Teil des Volkslebens ausmachen. Wer im militärischen Verbande sich gewöhnt hat, den ihm zugewiesenen Posten nach Kräften auszufüllen, dem wird dies auch im sonstigen Leben leichter fallen; und das ist für eine auf Arbeitsteilung aufgebaute Wirtschaftsorganisation von hoher Bedeutung.

Es ergibt sich, daß durch die vorgeschlagene Einführung jener Erziehungsmethoden in die Volksschule außerordentlich zur Hebung der Leistungsfähigkeit und Gesundheit des Volkes beigetragen würde. Sie käme auch unmittelbar der Wehrkraft zugute. Denn die mit einer gewissen Vorbildung eintretenden Rekruten könnten während ihrer Dienstzeit besser ausgebildet werden, und die Nichtgedienten wären auf Grund des in der Volksschule Erlernten im Kriege verwendbarer als heute. Es sei nur erwähnt, daß Frankreich plant, gerade auf dem angegebenen Wege seine Wehrkraft zu erhöhen. Bei dem zu erwartenden Gewinn für das Volksganze und für das Heer dürften die nicht einmal sehr hoch zu veranschlagenden Kosten einer Verlängerung der Schulzeit keine Rolle spielen.

Der zweite Vorschlag für die Verwendung der letzten Schuljahre, der hier gemacht werden soll, hat nicht dieselbe weittragende Bedeutung. Es handelt sich darum, etwa im Rahmen des Geschichtsunterrichts, planmäßiger als es bisher geschah, den Volksschülern eine staatsbürgerliche Unterweisung zukommen zu lassen. Diese hätte sich nicht mit allgemeinen theoretischen Lehren abzugeben, sondern, ausgehend von dem Nächstliegenden, den Gemeindeorganen, Kauf und Miete und dergl., das Kind mit den konkreten staatlichen Einrichtungen, Behörden und Rechtsinstitutionen bekannt zu machen, mit denen es im praktischen Leben zu tun haben wird. Insbesondere wäre auch die Kenntnis des Wissenswertesten über unsere in das Leben fast aller Volksgenossen eingreifende öffentliche Versicherung zu vermitteln. Hierdurch würde es dem entlassenen Volksschüler sicherlich sehr erleichtert, sich in der Welt, in die er nun eintreten soll, zurecht zu finden: er würde lebenstüchtiger. Zudem dürfte die Kenntnis der Wirklichkeiten des Staatslebens vor mancherlei falschen Anschauungen bewahren.

Bei dem dritten Vorschlag springt die unmittelbare praktische Nützlichkeit vielleicht am meisten in die Augen. Er zielt auf eine möglichst allgemeine Verwendung des bereits vielerorts erprobten Handfertigkeitsunterrichts in den Volksschulen, namentlich in den beiden

neu hinzukommenden Schuljahren. Als Vorbereitung für fast alle Berufe würde dies von wesentlichem Nutzen und der Leistungsfähigkeit des Einzelnen wie des Volksganzen förderlich sein. Den unmittelbarsten Vorteil hätte wohl das Handwerk, doch auch die gesamte Arbeiterschaft würde gehoben. Bekannt ist das nützliche Bestreben landwirtschaftlicher Kreise, einen handwerklichen Nebenerwerb für die Landarbeiter im Winter zu schaffen und damit zugleich der Landflucht zu steuern; dem würde durch die vorgeschlagene Maßregel außerordentlich Vorschub geleistet.

Was die Einführung dieser Änderungen im Volksschulwesen betrifft, so ließe sie sich ohne wesentliche Inanspruchnahme des Gesetzgebungsmechanismus bewerkstelligen. Dies gilt allgemein für die vorgeschlagene Gestaltung des Lehrstoffes. Aber auch die ihre Voraussetzung bildende Verlängerung der Schulzeit könnte in einem großen Teile Preußens durch Verordnung eingeführt werden, da der einschlägige § 46, II. 12. des Allgemeinen Landrechts für eine Ausdehnung der heute geltenden Schulpflicht durchaus Raum läßt. Nur in einzelnen Gegenden (Hannover, Nassau, Ost- und Westpreußen) müßte die Verlängerung gesetzlich sanktioniert werden.

Ein Bedenken gegen die Schulpflichtverlängerung überhaupt kann freilich nicht ohne weiteres übergangen werden: daß die Jugend allzu lange dem Erwerbsleben entzogen werde. Demgegenüber ist zu sagen: Heute schon nimmt die Volksschule, die Fortbildungsschule, die Erfüllung der Dienstpflicht ohnehin eine erhebliche Zeit in Anspruch, und der wirtschaftliche Mehrausfall durch den Volksschulbesuch in der Zeit vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahre dürfte schon an sich verhältnismäßig gar nicht so bedeutend sein, durch die Erhöhung der späteren Leistungsfähigkeit aber sogar für den Einzelnen meist wett gemacht werden, könnten doch viele infolge des Handfertigkeitsunterrichts einen Teil der Lehrzeit ersparen. Auch wäre es möglich, durch Beurlaubungen in bestimmtem Umfange eine Erleichterung zu bieten. Solche bringt auch Graf Rantzau in dem bereits erwähnten Aufsatz in Vorschlag. Sie dürften freilich den Zusammenhang des Schulunterrichts nicht zu sehr unterbrechen; davor warnt schon der große Begründer der preußischen Volksschule, Friedrich Wilhelm I., in der berühmten Verordnung vom 28. September 1717, die im übrigen solche Beurlaubungen aus wirtschaftlichen Gründen bereits vorsieht.

Schließlich aber, im Interesse einer Erhöhung seiner Gesamtleistungsfähigkeit, der bürgerlichen und der militärischen, kann unser Volk die Belastung tragen; dazu ist es stark genug. Preußen sollte hier vorangehen, die anderen Bundesstaaten würden folgen, zum Nutzen des deutschen Volkes. Denn in seiner Schule baut es sich seine Zukunft.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Fritz Hoeber.

Peter Behrens' neue Mediävalschrift.

Die neue Mediävalschrift von Professor Peter Behrens in Neubabelsberg bei Potsdam ist zu Beginn des Jahres 1914 erschienen. In der Zeichnung war sie bereits im Januar 1909 fertiggestellt, wenn auch während der Ausführung, im Schnitt der einzelnen Buchstaben, vieles verbessert wurde.

Sie schließt sich damit zeitlich eng an die Behrens-Antiqua von 1908 an, zu der sie gewissermaßen einen ergänzenden Gegensatz bildet. Die Mediäval ist die vierte in der Reihe der Typen, die der Künstler, wie alle seine anderen Schriften, in Zusammenarbeit mit der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach am Main geschaffen hat.

Versucht man diese schriftkünstlerischen Bestrebungen in rückblickender Würdigung zu verstehen, so stellt sich mit Klarheit eine Steigerung dar, man kann sagen, zugleich der Form wie dem inneren Gehalt nach. Behrens hat sich tatsächlich in seiner letzten typographischen Schöpfung am meisten dem Ideal der schönen Druckschrift genähert. Seine Mediäval erscheint als seine reifste Leistung auf diesem Sondergebiet. Die sich in den vier Behrensschriften ausdrückende künstlerische Steigerung entspricht in ihrem Wesen dem Stilwandel, der sich in den großen Bauwerken dieses vor allem architektonisch gesinnten Künstlers vollzieht: die „Behrensschrift" von 1901 zeigt in der frühgotischen Herbheit ihrer Frakturformen das nämliche Architekturspiel linearer Kräfte, das sich auch in dem Haus Behrens, der Darmstädter Künstlerkolonie, verkörpert. — Die klare, in gleichmäßigen Rundformen dahinziehende „Kursive" von 1907 spiegelt die dekorative Seite im Schaffen des Künstlers wider, die sich in seiner Architektur etwa in den harmonisch geordneten Flächen-Ornamenten der Dresdener Ausstellungsbauten von 1906 und des Hagener Krematoriums von 1906/07 vorfindet. — Die berühmte „Antiqua" von 1908 symbolisiert im Lettercharakter die strenge Rechtwinkligkeit, den im Aufbau sich klar aussprechenden Gegensatz von Stütze und Last, den die wesentlich kubischen Architekturen von Peter Behrens in der damaligen Zeit anstreben; die vierkantigen Formen dieser Unzialschrift haben entschieden etwas Gemauertes, im architektonischen Sinne Monumentales. — Die neue Mediäval von 1913 zieht nun die Summe aus allen diesen gleichsam kunstgeschichtlich vorbereitenden drei Schriften. Behrens nutzt die hier genossene ästhetische Lehre zu einer Freiheit, zu einer leichten Natürlichkeit der Gestaltung, die man als reife Frucht aller vorausgehenden Anstrengungen auf dem Gebiet der Schriftkunst erkennt. All das Programmatische, was den früheren Behrens so kennzeichnet, ist zugunsten einer lebendigen, ganz gefühlsmäßig ungewollten Schönheit verschwunden. Die Mediäval vereinigt die Strenge mit der Anmut, den leichten Zug des Geschriebenen mit dem gebundenen Stilgefühl, den nur die architektonische Gesinnung verleiht. Worin charakterisiert sich das typische und das individuelle Wesen dieser Mediäval? Unter der Bezeichnung Mediäval versteht man eine Schrift, die sich dem Letterntyp der italienischen Frührenaissance anschließt. Nach Italien kam die von Gutenberg entdeckte Buchdruckerkunst durch Konrad Sweynheim und Arnold Pannartz, die 1464 in der Abtei Subiaco bei Rom eine Druckerei eröffneten, um im Jahre 1467 nach Rom selbst überzusiedeln, wo inzwischen Ulrich Hahn bereits am Drucken war. Diese eigentlichen Schüler Gutenbergs, die zweifellos noch in seiner Mainzer Werkstatt tätig waren, bedienten sich anfangs der aus den mittelalterlichen Handschriften übernommen gotischen Mönchsschrift, einer wuchtigen Fraktur, wie sie auch die ersten Gutenbergischen Typen der 36zeiligen und der 42zeiligen Bibel darstellen. Dennoch haben wir Sweynheim, dem Stempelschneider dieser ersten vatikanischen Druckerei, auch die Vorstufen der heutigen lateinischen Druckschrift zu verdanken: seine Großbuchstaben zeigen zum erstenmal die Formen der römischen Lapidar-

schrift, indessen die Kleinbuchstaben auf frühmittelalterliche Handschriften des 9. bis 10. Jahrhunderts zurückgreifen. — Der erste, der Antiqualettern, wie wir sie heute gebrauchen, für den Buchdruck schnitt, war der französische Stempelschneider Nicolas Jenson aus Tours: 1458 von Karl VII. von Paris nach Mainz zur Erlernung der Buchdruckerkunst gesandt, ging er nach dem Tod Gutenbergs nach Venedig, wo er 1471 das erste von ihm datierte Buch druckte. Die Großbuchstaben seiner neuen Antiqualetter schnitt er nach dem Vorbild der klassisch römischen Inschriften auf den Architektur-Denkmälern der Kaiserzeit, die Kleinbuchstaben erscheinen ebenso wie die Sweynheims der Form karolingisch romanischer Handschriften nachgebildet. Die Großbuchstaben dieser italienischen Frührenaissance-Antiqua unterscheiden sich mit ihrem scharfen und gleichmäßigen Schnitt als gemeißelte Steinschrift wesentlich von der frühmittelalterlichen Antiqua der klösterlichen Handschriften, die als ausgesprochene „Kielfeder-" oder „Rohrschrift" rundliche Unzialformen und einen lebhaften Wechsel von Haar- und Grundstrichen aufweist. Sie unterscheidet sich aber auch in stärkstem Maße von ihrer neuzeitlichen Ableitung, der charakterlosen heutigen, sogenannten Antiqua-Werkschrift, die lediglich eine geistlos verschliffene Entartung jener klassischen Renaissanceletter verkörpert.

Die Jensonsche Type wurde durch die schnell emporblühenden venezianischen Druckereien, vor allem die der Familie Aldus Manutius allgemein verbreitet und sehr bald in sämtlichen romanischen Ländern nachgeahmt. Auch in der neuesten Zeit der Wiedergeburt des guten Kunstgewerbes in England und Deutschland, fand die venezianische Renaissancetype eine begeisterte Aufnahme; die englischen Reformer des Buches als Kunstwerk wie William Morris, Walter Crane, Cobden Sanderson, die Kelmscott- und Dovespressen, nahmen sich ihrer mit einer etwas klassizistisch-romantischen Liebe an. Weit selbständiger und durch eine moderne Persönlichkeit kraftvoller wirkt des Leipziger Buchkünstlers Walter Tiemann Mediävalschrift, die 1909 bei Gebr. Klingspor erschien. In der Richtung solcher Freiheit und Lebendigkeit bedeutet nun die Behrens-Mediaeval eine weitere Steigerung, sowohl im Verhältnis zu ihren englischen und deutschen Vorgängern, wie auch zu den früheren eigenen Schriften ihres Schöpfers selbst: keine ängstliche Formentreue, kein unselbständiges Zurückgreifen auf Kunsthistorisches, beherrscht mehr diese Formen. Alle kalt verstandesmäßige Geometrie hat einer rein gefühlsbestimmten Gestaltung und einem natürlichen Schönheitssinn Platz gemacht.

In persönlich empfundener Zierlichkeit reihen sich die Buchstaben der Behrens-Mediäval zu gut geschlossenen Druckzeilen aneinander, ohne daß ein durch großen Stärkeunterschied der Haar- und Grundstriche lebhaft in Schwarz und Weiß kontrastierender, eng aneinandergedrängter Satzblock des Schriftraums benötigt würde. Im Gegensatz zu der Behrens-Antiqua gibt sich hier der Buchstaben von ziemlich gleichmäßiger Linienfeinheit mit leichten Endverdickungen, wodurch der Eindruck eines silbrig rieselnden Satzbildes von ausgezeichneter Leserlichkeit und einer gewissen pikanten Fleckenwirkung entsteht. Dieser gleichmäßig feine, scharf geschnittene Strich ist ein Hauptunterschied zu der Behrens-Antiqua, welche noch, im Sinne der romanischen Unziale ihre senkrechten, wagrechten und schrägen Striche in starke Breitengegensätze bringt. Der andere Wesensunterschied zu jener ältern Schrift ist das Aufgeben der strengen Rechtwinkligkeit, des hart architektonisch Gebauten

zugunsten der hier vorherrschenden fließenden Schrägrichtung: er begründet sich aus der hergebrachten Buchstabenform der Mediäval als solcher. So sind z. B. ihre kreisförmigen Buchstaben oder Buchstabenteile wie O, C, G, P, b, d und die kleinen Abstriche des Querbalkens von T diagonal gerichtet usw. Diesem beweglichen Mediäval-Charakter kommt auch die Form vom M entgegen, welche die beiden Außenstriche nicht senkrecht, sondern ebenfalls schräg stellt, und zwar in zweierlei Abwechslung, das eine Mal mit einem schwungvoll ausgreifenden Anstrich: *M*. Der zierlichen Beweglichkeit in der Gesamtarchitektur der Buchstaben und des Satzbildes entspricht die Ausbildung der Einzelformen. Nicht wie bei den Mediävalschriften Cobden-Sandersons und Tiemanns, aber auch nicht wie bei der Behrens-Antiqua, sind die Striche in harter Gerade wie mit der Reißfeder gezogen, sondern sie weisen zartempfundene Bogen auf, unterscheidende An- und Abschwellungen, eigenartige Endverdickungen, wie man sie nur bei den ganz persönlichen Erzeugnissen der schreibenden Hand selber vorfindet. Eine Anregung hierzu erhielt der Künstler durch eine italienische Renaissance-Handschrift auf Pergament der Berliner Kunstgewerbe-Bibliothek, wo die Kielfeder die Antiqua-Buchstaben jedesmal mit einem leisen punktartigen Andruck in das zarte Material einzeichnet. Diese Werkform gab eine Anregung zur eigenartigen Durchbildung der Buchstabengestalt selbst, welche dann weitere Versuche, unter steter Berücksichtigung der erforderlichen Klarheit und Leserlichkeit des Satzbildes, zur Reife brachten: So werden Fuß- und Kopfstriche der senkrechten Hasten ungleich gestaltet, die Kleinbuchstaben n und m zeigen eine sehr lebensvoll gekrümmte Beweglichkeit, welche geradezu herrlich jeden blutleeren Klassizismus verhöhnt, der rechte Schrägbalken des großen A stemmt sich kraftvoll gegen den linken wider, wie eine hölzerne Strebe im Fachwerkbau u. a. m.

Um die neue Mediävalschrift zugleich für den Werk- wie den Gelegenheitsdruck brauchbar zu machen, ist ihr ein eigener, eleganter Schmuck von Zierstücken, kleinen Vignetten und Initialen beigegeben, der sich in derselben gleichmäßigen Linienfeinheit wie die Buchstaben selbst hält. Den Ornament-Motiven nach herrschen griechisch-jonische Elemente vor, Schneckengebilde, der „laufende Hund" als Bordüre, allerlei Palmetten und Rosetten. Der eigentliche Stilcharakter erscheint neuhellenisch, an Schinkelsche Flachornamente in Bronze oder Gußeisen gemahnend, wie er auch in Peter Behrens' jüngsten Großarchitekturen, den Inneneinrichtungen der Petersburger Botschaft und des Hauses von Dr. Theodor Wiegand in Dahlen bei Berlin als formwesentlich hervortritt. —

Schließlich darf ein beträchtliches Verdienst an dem künstlerischen Gelingen der neuen Mediävalschrift von Peter Behrens natürlich auch die Schriftgießerei Gebr. Klingspor für sich in Anspruch nehmen. Denn eine neue Drucktype läßt sich nicht auf einmal im zeichnerischen Entwurf fertigstellen, sondern die Zeichnung des Künstlers kann nur die erste Grundlage für mannigfaltige Proben und fortwährende Verbesserungen bilden, die eine langjährige typographische Erfahrung und ein geübter Sinn für ebenmäßige Schönheit des Zeilen- und Satzbildes anraten. Druckschriften werden niemals mit leichter Hand in phantasievoller Ungebundenheit g e z e i c h n e t, sondern unter Berücksichtigung aller stofflichen, technischen und zweckhaften Bedingungen aus dem harten Stahl mit langsamem Vor-

bedacht geschnitten. Auf diese Weise wird eine gute Schriftgießerei stets wie ein sachgemäßer Hemmschuh auf allzu üppige Formwillkürlichkeiten der Künstler zu wirken haben. Ein geregeltes Zusammenarbeiten der anregenden und der ausführenden Kräfte wird erst das schöne Ergebnis einer künstlerisch und praktisch vollkommenen Type zeitigen.

Nachwort.

Der Herr der Heerscharen steht nicht bloß auf der Seite der besseren Kanonen, sondern auch auf der des besseren Rechts. Unsere Truppen sind auf der ganzen Linie sieghaft vorgedrungen und werden, wenn dieses Heft — etwas verspätet — in die Hände unserer Leser gelangt, wohl schon vor Paris stehen. Auch unsere Verbündeten haben große Siege über Russen und Serben erfochten. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir triumphieren werden. Wir haben den üblichen Bildschmuck an der Spitze des Heftes vorerst weggelassen. Die Zeiten sind zu ernst. Augenblicklich interessiert nicht das Individuelle, sondern nur das Allgemeine. „Nord und Süd" hat sich stets bemüht, den Einheitsgedanken zu verfechten. Diese Einheit ist im Kriegszustande nun durch unsere Waffenbrüder verwirklicht. Im Zeichen der unverbrüchlichen Einheit zwischen dem deutschen Reiche und Österreich-Ungarn werden und müssen wir siegen!

Ludwig Stein.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

36. ^alil-ßanz
^613 2 l^K.
M^
U^lN
^ins 6sut3clis lVIosiatLsolii-ift, nsi-ausßsßsosli von
^u, 6em lnl»lt lli«e« Nekt«3t
Lil«1ni« 6e» <3e8lMl1ten «ler nortußie-
Äsellsn lievuuUK in Lei'un. 8iaoni«
?l>ol«88or Dr. I.u<Iwl» ßtein: puiitizcns
(HelrellllKteur >V.It«l)eit8on: Lnsslanä
unä Vout5cnl»ncl. <digcn 2'vei ^I^nreu)
^ri^liilll Ourtius: «n«8 un<z intsi-ualio.
vi». L. N»en6eKe: Napoleons I. 3te!iul>8
m «ier VVsIIßescdiclitß. Nu universal-
Kiltcrizcnsr Versucd
krol. NlMH klilt«:
«ine» v«mllb»ren. 1.
^ugenllermnerun^n
Ilinclneit
ulteilunI ^n«cnul<ii8er
'lue! «8« I^lunanu-llllunt: arisonizcn«
lieizedriele. VI.
?rot. i?r. zierkel: Der 8onz<l«l Senil!««
Dr. NnMN ^Volde, 0dsrIoKr«r 2U Her
riolite. lteal5cnul« 2U Lerlin: Lerlnolcl
^usrbaenz Lelienun8«n iu Otto I^uH>vi8
Lornbars ÄIün«: v«r »rm« Uaun im
l'oollsnbul'z
l?U3t»V Ulllm: Der 8toclc unä cler Zcllilm
Otto?iÄN2 Oengiehen: Lluttaul«
Ll»e Nölter: Zieger. Noman <rortzstlun8l
Nimäsollllluen
prsi« pro !-i«ft 2 s/K.. pro Ouarta! (3 l-lefte)
Vsrl»e clvs LcnlsLiLclisn NucncisucOsssi
6 lvIK.. pro >)2lii-ß»n8 (12 l-lsN«) 24 lVüc.
v. 3. 5cnottlasn6ss «.-<;.. Zssslau lll
».

I

M 1914.

Inhalt.

Di« M«n»t»!chr!f! «Nord und Lud" »rlchewt am l. >«!«» Monal5,
Pr«is pro Quartal 6 He!>»> « Mark, Einzolheft« 2 Mark.
NU« Vuchhandlungni und Poltanstaltn, nehmen I^de^elt VtskUunaen <m.

Eine KuOeMmalMch

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertfünfzigster Vand
38. Jahrgang : 1914 : Juli - September
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Vi«!n»ckn. ««rlhold Lutt«i. «lMIch« K.». hoftuchhandl. <l»l«o » b»N«U>»!ch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
l.«. Flitz«, I.Ibl»Ill» No7»I«. Jaeob V,bwad Vuchhdlg. WMIam, jiülolgot«. Int«lnat, Vuchhandl. 0tt« ««ll.
fill d!« Pl»oln,«n !n Lch»«d«n und in D«n«m«K: »««»« «h». U«Nn» »«ch>»l««< ««»«nh««»«.
ftl dl« Lch»«!,! «ll«d«m. «nttou. u. »u«h»«»l«»« «. von «»«««n, gü»!ch I.
««n«l»l«ltl«tungfilr solland: «.P. v»n «»«««« «n» ««!,«, ««««. Vu!t«!ch»f2«.
»« buchhHldl«ll!<h« «««ll«b fül «uhlllnd b«l d«i ««I«lllchaft «. 0. »«M, s»fbuchhandlung«n !» P««»«»«,!
0»«U2i!?1 v»«l l« ». ««„U rrozpellt 13, «,«««: Lchml«d«biU<l!« ll u. 8>i»°d»^» ».

Inhalt des 150. Bandes:

Juli / August / September 1914

Seäickte:

Seil«
lluncllckau:

üllllbelgaben:

Schlesische Buchdruckern v. S. Schottlaenb«, Breslau.

O

^^'"^

Gesandter der portugiesischen Republik in Verlin,
Sidonio Paes.

Professor vi.. Ludwig Stein:

Politische Parteien und Programme.

Kein Parlament der Welt setzt sich aus politischen Eigenbrödlern, auf sich gestellten Individualitäten oder sogenannten „Wilden" zusammen, sondern allüberall haben sich Parteien herausgebildet, die in großen Zügen entweder wirtschaftliche Interessengruppen vertreten oder politische Grundüberzeugungen verfechten. Im klassischen Lande des Parlamentarismus, in England, spalten sich die Parteien seit Iahrhunderten in zwei große Gruppen, deren Symbole früher weiße und rote Rose waren, die später als Tories und Whigs einander gegew° überstanden; heute nennen sie sich Unionisten oder Konservative auf der einen, Liberale und Sozialisten auf der anderen Seite. In politisch zurückgebliebenen Ländern gruppieren sich die Parteien meist um führende Personen, wie dies beispielsweise in den Balkanländern heute noch vielfach der Fall ist, in vorgeschrittenen Ländern hingegen meist um Interessen, Prinzipien oder Programme. Primitive Völker denken konkret, entwickelte abstrakt. Deshalb lehnen sich jene mit Vorliebe an einen politischen Parteiführer an, dem sie wie einem Fetisch Anbetung zollen und Unterwerfung des eigenen Urteils oder Willens zugunsten des seinigen zugestehen, während reife Völker ihre Parteibildungen entweder auf Grund von Interessengemeinschaften oder von abstrakten Prinzipien herstellen. Über die letzten Beweggründe der Parteibildung herrscht meist ein wohltuendes mystisches Dunkel. So würde beispielsweise kein Konservativer in Preußen rückhaltlos zugeben, daß er lediglich und ausschließlich agrarische Interessen verfolgt, kein Nationalliberaler eingestehen, daß er sich als Vertreter der Industrie fühlt, kein Fortschrittler, daß er Handel und Gewerbe, kein Sozialist, daß er ausschließlich Arbeiterinteressen vertritt. Ia, selbst das Zentrum wird mit Fug bestreiten, daß die Interessen der katholischen Kirche das einzig ausschlaggebende Motiv seines politischen Handelns bilden. In ihren Programmen haben vielmehr alle politischen Parteien offiziell das „Wohl des Ganzen", das „Heil der Nation" im Auge. Nur glaubt jede Partei, dem Ganzen am besten und wirksamsten dadurch zu dienen, daß ihre Überzeugungen, Prinzipien und Programme im Staate zum Durchbruch gelangen. Und dabei handelt es sich bei den einzelnen Volksvertretern weder um eine bewußte Selbsttäuschung, noch gar um einen frommen Betrug, sondern um eine unbewußte Mischung und Trübung der Motive.

Nur politische Sonderbündler, wie Polen, Elsässer, Dänen im deutschen
Reichstag, die Iren in England, Polen und Tschechen im österreichischen Reichs-
rat, haben ihr eindeutig bestimmtes Programm. Sie steuern wie hypnotisiert auf
ein einziges Ziel los und mischen ihre Beweggründe gar nicht mit dem ver-
meintlichen oder angeblichen „Wohl des Ganzen". Sie erklären vielmehr mit
unverbrämter Selbstsucht, daß die Erreichung ihres Sonderzieles ihre einzige
politische Triebfeder ist, und mag auch das „Ganze", der „Staat", darüber zu-
grunde gehen. Hier sind weder allgemein politische oder wirtschaftliche Interessen
im Spiele, sondern rein völkische, die vorzugsweise auf Erhaltung der Mutter-
sprache oder Herstellung eines „Self-Government" gerichtet sind.
Ohne eine festgefügte Partei, die geschlossen hinter ihm steht, und ohne ein
Programm, das den Wesenskern seiner Partei auf den kürzesten Ausdruck bringt,
vermag der Einzelne, und mag er noch so hervorragende politische und menschliche
Eigenschaften in sich vereinigen, wie beispielsweise Graf Posadowsky, wenig oder
nichts auszurichten. Das völlig auf sich gestellte politische Individuum ist ein
Phantom, wie Stirners „Einziger" oder Nietzsches „Übermensch". Nur solche
Völker gedeihen zu völliger Reife, in denen sich der Einzelne zwar als freie Per-
sönlichkeit, zugleich aber als organisches Glied der Gesamtheit fühlt. Das Zerr-
bild schrankenloser Freiheit sehen wir im Anarchismus, das der Gebundenheit
an eine starre Disziplin im strengen Autokratismus vor uns. Der kirchliche Aus-
druck dieser unbedingten Gebundenheit des Einzelnen heißt: Dogma, der politische
heißt: monarchischer Absolutismus. Auf der einen Seite also droht uns das
Gespenst direktionsloser Willkür und zügelloser Subjektivität, auf der anderen
die Gefahr der völligen Entpersönlichung des Menschen zugunsten einer starren
politischen oder kirchlichen Formel.
Zwischen diesen beiden Mühlsteinen würde unser westeuropäisch-
amerikanisches Kultursystem unfehlbar zerrieben werden, wenn wir nicht große
politische Parteien mit festen Programmen hätten, welche die Urgegensätze von
Anarchismus und Absolutismus in einer politischen Synthese wenn nicht ganz
aufzuheben, so doch zu mildern vermöchten. Konservatismus und Liberalismus
stellen nach alledem nur verschiedene Schattierungen jener Synthese dar, die im
Interesse des nationalen Ganzen vollzogen werden muß, wenn wir nicht dem
einen oder anderen Ertrem rettungslos verfallen sollen. Wohin die Anarchie
führt, sehen wir an dem krassen Beispiel des Kunststaates Albanien. Was der
starre Absolutismus letzten Endes erreicht, haben uns die Türkei und China in
warnenden Beispielen von weltgeschichtlichem Gewicht aä ocula» demonstriert.
Alle diese geschichtlichen Katastrophen, deren Zeuge unser gegenwärtig lebendes
Geschlecht gewesen ist, ätzen uns mit untilgbarer Schrift die Lehre ein, daß die
politischen Ertreme von Anarchismus und Absolutismus zum Verderben der
Völker führen.
Die politischen Parteien mit ihren Programmen sind in Rechts- und Kultur-

staaten die natürlichen Regulatoren unserer sozialen Ordnung. Sie mögen in
ihrer Auffassung, Abmessung und Deutung von Art und Grad der Ausgleichung
und Wettmachung der genannten Urgegensätze zwischen schrankenloser Willkür
und unbedingter Gebundenheit des Einzelnen auseinandergehen, aber sie müssen
sich allesamt in einem Treffpunkt begegnen: dem bellunl omiiium coutr»,
omuk» müssen wir so oder so zu entrinnen suchen. Ohne staatliche Hemmungs-
apparate kommen wir vorgeschrittenen, politisch sehr sensiblen, unsere Persön-
lichkeit eifersüchtig behauptenden Menschen schlechterdings nicht aus. Diese
Hemmungsapparate zusammenzusetzen und ständig zu regeln, ist eine Sache der
politischen Parteien und ihrer Programme. Solche Hemmungsvorrichtungen
passen sich nämlich örtlichen und zeitlichen Bedingungen an. Bald gilt es im
Interesse des Ganzen den Entwicklungsprozeß zu beschleunigen, dann haben die
fortschrittlichen Parteien mit ihren Programmen das Wort; bald heißt es: das
Siebenmeilenstiefeltempo hemmen, wenn nicht der ganze Staatsorganismus dar-
unter leiden soll, dann kommen die retardierenden Parteien ans Ruder. Des-
halb lösen in streng parlamentarisch regierten Ländern, wie in England, die
beiden klassischen Parteien in ständigem Rhythmus einander ab. Aber auch in
halbparlamentarischen Ländern folgt erfahrungsgemäß auf eine radikale eine
konservative Woge, die dann ihrerseits, sobald sie ihre Wirksamkeit entfaltet hat,
abebbt und von einer neuen fortschrittlichen Welle verdrängt wird.
Politische Institutionen und soziale Einrichtungen sind nicht schematisch von
einem Lande auf das andere übertragbar. Klima, Bodenbeschaffenheit, geo-
graphische Lage, Rasseneigentümlichkeiten, geschichtliche Überlieferungen und
sprachliche Besonderheiten prägen den einzelnen Völkern solche Regierungs-
formen auf, die ihrem Gesamthabitus und ihrer geschichtlichen Konstellation am
besten angepaßt sind. Deshalb sind auch die Parteigruppierungen und deren
Programme in Deutschland andere als im befreundeten Österreich, in Frankreich
vollends andere als im verbündeten Rußland, endlich in England grundver-
schiedene als im maritim ihm nahestehenden Italien. In England z. B.
gruppieren sich Parteien und Programme nie um Personen, sondern immer nur
um Prinzipien. Es gibt in England keine Asquisisten oder Lloyd Georgisten,
wie es in Italien z. B. Giolittisten gibt. Programme und Parteien sind in Eng-
land und Deutschland völlig entpersönlicht, während sie in romanischen Ländern,
selbst im hochentwickelten Frankreich, ein Beigemisch von Persönlichkeitskolorit
nie ganz verleugnen können. Gruppieren sich nun politische Parteien um führende
Persönlichkeiten, dann haben deren Programme um so geringeres Gewicht, je ein-
deutiger sie in den sie verkörpernden Persönlichkeiten verwirklicht sind. Scharen
sich indes politische Parteien um Interessengemeinschaften oder gar um abstrakte
Prinzipien, dann sind Programme unerläßlich, zumal sie den einheitlichen Willen
der betreffenden politischen Partei zu lebendigem Ausdruck bringen. In ernsten
Parlamenten ist für politisch Alleinstehende, für Sonderlinge oder Querköpfe

kein Resonanzboden vorhanden. Mag der englische Philosoph Herbert Spencer
mit dem größten Nachdruck beteuern, daß er sich am wohlsten in der Minorität
befände, am allerwohlsten sogar, wenn diese Minorität in einer einzigen Person,
der seinigen nämlich, bestehe, so kann sich wohl der Philosoph in seinem Arbeits-
zimmer und an seinem Schreibtisch, wo ihm niemand zu widersprechen vermag, den
Linus einer selbstgewollten Isoliertheit — eine politische »pleuäiä i»olatiou —
gestatten, aber für einen Volksvertreter ist ein so eigensinniges Aufsichgestelltsein
ein Unding. Ein Abgeordneter ohne Partei ist ein König Iohann ohne Land.
Iede Partei ist ein Machtzentrum. In den Parlamenten stehen nicht, wie im
alten Faustrecht, Mann gegen Mann, sondern Machtzentrum gegen Macht-
zentrum einander gegenüber. Wer kein solches Machtzentrum hinter sich hat,
gleicht einer Banknote, die durch keine Goldreserven gedeckt und gesichert ist; er
ist ein Fetzen wertlosen Papiers. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie
gilt auch im sozialen Organismus. Parteien sind politische Organisationen, die
einen Sammelpunkt bestimmter Bestrebungen bilden. Ihr Programm ist gleich-
sam ihre Verfassung. An diese ist der einzelne Parteizugehörige gebunden.
Sondergelüste, Schrullen, Willkürlichkeiten oder Velleitäten des Einzelnen kann
die Partei im Interesse ihrer Selbsterhaltung nicht dulden. Eine Partei ohne
Disziplin ist zum Untergang verurteilt. Wo jeder befehlen will, da gibt es
keinen Befehl. Wenn alle regieren wollen, dann gibt es keine Regierung. Das
Geheimnis der Selbstbehauptung jeder wie immer gearteten politischen Organi-
sation ist und bleibt die Disziplin.
Das politische Gleichgewicht fordert gebieterisch, daß die Gruppe, welcher
das Individuum entweder von Hause aus schon zugeordnet ist, oder welcher es
sich selbst zugesellt, diesem Verhaltungsweisen im Dienste des Ganzen erteilt.
Wie die Religionen ihre Anhänger an ihr Dogma binden, so die politischen
Parteien die ihrigen an ihre Prinzipien oder Programme. Sicherlich hat diese
Einengung der Persönlichkeit ihre Gefahren. Aber alles Gesetzmäßige und Re-
gelnde stutzt der fessellosen Freiheit des Individuums die Flügel. Im Interesse
des Ganzen, in welches ja jeder einzelne als Glied eingeschlossen ist, scheint jede
Art von Ordnung wünschenswerter, als Willkür und Chaos. Sitte und Brauch,
Recht und Gesetz, Religion und Moral sind allesamt ordnende Funktionen des
Zusammenlebens von Menschen. Sie erweisen sich als Hemmungsvorrichtungen
zur Verhütung des Kampfes aller gegen alle. In der Moral nennt man diese
Hemmungsvorrichtung: Gewissen, im Staatsleben: Verfassung, Recht und Gesetz,
in der Religion: Dogma, in der Politik endlich: Programm.
In seinem eigenen wohlverstandenen Interesse muß sich jedes Individuum
Schranken auferlegen, Grenzen setzen, Hemmungen gefallen lassen, ansonst es
die Beute zügelloser Willkür wird. Wir müssen uns die Erfahrungen der
Gattung, die in unseren vererbten Instinkten niedergelegt sind, zunutze machen,
wenn wir nicht dem Leben völlig hilflos gegenüberstehen sollen. Nicht jedermann

ist dazu geartet, auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen Werturteile über Gut und Böse, über Nützlich und Schädlich, über Vernünftig und Widervernünftig zu formulieren, die ihm als zuverlässige Wegweiser durch die Irrungen und Wirrnisse des Daseins dienen könnten. Er ist vielmehr auf die Erfahrungen der Gattung angewiesen, die ihm Maßstäbe des Verhaltens und Anweisungen zu vernünftigem Handeln in reichem Maße darbieten. Durch solche Gattungserfahrungen ist der Einzelne entlastet. Er braucht die Erfahrungen nicht erst am eigenen Leibe zu machen, da seine Vorfahren sie schon für ihn gemacht haben. Solchergestalt erweisen sich Bräuche und Sitten als von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, die sie uns in der Form von geschichtlichen Überlieferungen oder im Gattungsgedächtnis als vererbte Instinkte hinterlassen.

In diesen angesammelten und aufgespeicherten Erfahrungen der vorangegangenen Geschlechter sehe ich den soziologischen Wert von politischen Parteien und Programmen. Die großen Parteien bilden sich auf Grund von wirtschaftlich gebotenen oder geschichtlich konstellierten Machtverhältnissen und Interessengemeinschaften. Ihre Programme erweisen sich in der Regel als Niederschlag oder Ausdruck jenes Gruppeninteresses, das die betreffende Partei vornehmlich vertritt. Vor Verknöcherung und Erstarrung zum toten Schema schützt die Programme das flutende Leben mit seinen wechselnden Bedürfnissen, das die Anpassung des Programms an die „Forderungen des Tages" durchsetzt. In dieser nützlichen Funktion der Entlastung des einzelnen Bürgers sehen wir die soziologische Daseinsberechtigung von politischen Parteien und Programmen.

Cheftedakteur W. Robertson:

England und Deutschland.

(Nach zwei Iahren.)

Offener Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".

Genau zwei Iahre sind verflossen, seitdem Sie in „Nord und Süd" den Meinungsaustausch hervorragender Engländer und ausgezeichneter Deutscher zugunsten einer Entspannung zwischen diesen beiden Ländern veröffentlicht haben. Führende Männer der Politik, des Handels, der Literatur und der Wissenschaft haben ihre Ansichten über die englisch-deutschen Beziehungen rückhaltlos dargelegt. Ihre beiden Nummern vom Iuni und Iuli 1912, welche dem englisch-deutschen Problem gewidmet waren, fanden in der englischen wie in der deutschen Presse weitreichende Beachtung und riefen zahlreiche Kommentare hervor. Aber

auch in Frankreich, Rußland und Österreich-Ungarn war das Echo Ihrer englisch-deutschen Sondernummern kein geringes.
In der Einleitung Ihrer Enquete brachten Sie zum Ausdruck, daß „die Sterne der Entspannung günstig" sind. Ihre Zuversicht war zum Teil begründet, zum anderen Teil jedoch verfrüht. Die treffliche Saat, welche Sie und Ihre illustren Mitarbeiter ausgestreut haben, fiel meist auf einen günstigen Nährboden, der eine geraume Weile durch einen ausgiebigen Regen befruchtet und einen darauf folgenden hellen Sonnenschein begünstigt wurde. Aber feindliche Saaten wirkten der Reife entgegen, und es stellte sich ein rauher Frühreif ein. Es muß daher eine neue Saat ausgestreut werden, will man die Früchte zu voller Reife bringen und die Ernte einheimsen.
Kaum drei Monate nach dem Erscheinen der zweiten Ausgabe Ihrer deutsch-englischen Sondernummer brach im nahen Osten der Krieg aus. Ieder Krieg stellt Völker wie Staatsmänner immer wieder vor neue Prüfungen und Versuchungen. Sobald eine Nation oder eine koalierte Gruppe von Völkern den gemeinsamen Feind angreift und infolge ihres überlegenen Zusammenwirkens, ihrer rascheren Aktionsfähigkeit, ihrer besser ausgearbeiteten und reifer überdachten Feldzugspläne, insbesondere aber infolge ihrer höher entwickelten technischen Geschicklichkeit den Feind völlig überwindet, fordert der Sieger auf Grund seiner überlegenen Machtstellung vom Besiegten einen erheblichen Gebietszuwachs als Siegespreis. Diese Machterweiterung durch Gebietszuwachs mindert aber die Sicherheit der übrigen interessierten Völker. Die brutale Gewalt triumphiert, und die Zuversicht der „internationalen Sittlichkeit" — ein träges Erzeugnis jahrtausendelanger Arbeit der sozialen Beziehungen unter Menschen — ist stark herabgesetzt. Bei näherem Zusehen erweist es sich im allgemeinen (und der Balkankrieg ist geradezu ein Schulbeispiel dieser allgemeinen Beobachtung), daß sieghafter Angriff und empfindliche Niederlage mit den moralischen Qualitäten von Sieger und Besiegten zusammenhängen. Die Niederlagen sind weit eher auf die Rechnung der Übeltaten, der Mißwirtschaft und der Selbstverblendung des Besiegten, als auf die der größeren Angriffslust und militärischen Stärke des Siegers zu setzen. Aber diese seelischen Gründe einer Niederlage sind nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Vorerst verbreitet sich eine Atmosphäre des Mißtrauens. Iede Nation fürchtet vor einem Überfall seines oder seiner Nachbarn und ist von Angst erfüllt, das traurige Schicksal jener Nation zu teilen, deren Zusammenbruch sie miterlebt hat.
Diese Nachwirkungen des Balkankrieges traten sehr bald offensichtlich zutage. Deutschland witterte, nicht ohne Grund, im Ausbruch des Balkankrieges Spuren russischer Einwirkung und stillschweigend vereinbarter französischer Mitwirkung. Die deutschen Staatsmänner waren daher überzeugt, daß infolge der Balkankriege die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Slawen und Germanen im

Osten Europas bedenklich zugenommen habe. Aber auch Frankreich wurde, unter dem neuen Präsidenten zumal, unruhig. Die angebliche Überlegenheit der französischen Geschütze wurde in angreifender Weise hervorgekehrt, und wie ein hörbares Flüstern ging etwa folgender Gedankengang durch ganz Frankreich: „Wenn uns jetzt ein glücklicher Zufall zu Hilfe käme, dann könnten wir vermittelst unserer artilleristischen Überlegenheit die verlorenen Provinzen wiedergewinnen." Aber auch in gewissen politischen Kreisen Englands machte sich eine nicht ungefährliche Anpreisung der Vollendung französischer Geschütze bemerkbar.

Angesichts dieser Sachlage hat das Deutsche Reich Vorkehrungen getroffen, seine militärischen Kräfte noch stärker heranzuziehen und seine Festungen weiter auszubauen. Im Hinblick auf den Zustand Europas, vor allem aber auf die gewaltigen Rüstungen und die gefahrdrohende Haltung Rußlands läßt sich diesen vorbeugenden Maßnahmen Deutschlands eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Immerhin war der Eindruck der deutschen Rüstungen, kurz nach den ritterlichen Erklärungen führender deutscher Staatsmänner in „Nord und Süd", ein empfindlich ungünstiger. Frankreich rechtfertigte seine parallele Rüstungsvermehrung durch das Prävenire der deutschen Rüstungsvorlage. Es hatte freilich bei seiner sinkenden Volksziffer keine Möglichkeit, mehr waffenfähige Männer aufzubringen, wohl aber konnte es eine längere Dienstzeit für seine Soldaten beschließen. So?am das Gesetz der dreijährigen Dienstzeit zustande. Und alle diejenigen, welche die französische Presse aufmerksam verfolgten, konnten einen starken Ausbruch des Chauvinismus und einer ausgesprochen deutschfeindlichen Stimmung feststellen. Während der jüngsten Kammerwahlen tuschelte man allenthalben ziemlich unverblümt von „Revanche". Die militärischen Anstrengungen Deutschlands wurden während der Wahlkampagne allerorten als eine Bedrohung des allgemeinen Friedens und der Sicherheit Frankreichs gedeutet, so daß man darin die volle Rechtfertigung der dreijährigen Dienstzeit sah, ja vielleicht zu noch größeren Opfern sich bereit finden ließ.

Vielleicht wird hier die Frage aufgeworfen werden: was hat all dies mit den Beziehungen von Deutschland und England zu tun? Diese Frage möchte ich durch einen kleinen geschichtlichen Erkurs beantworten. Die guten Wirkungen gebesserter Beziehungen zwischen beiden Ländern, zu denen die gegenseitige offene Aussprache in „Nord und Süd" nicht wenig beigetragen hat, traten während des akuten Stadiums der Balkankriege offen zutage. Die österreichische Regierung hat damals wiederholt ihre Dankbarkeit für die unabhängige und glücklich vermittelnde Haltung Englands zum Ausdruck gebracht. Nach meinem Dafürhalten waren damals alle sechs Großmächte ehrlich darauf bedacht, einen paneuropäischen Krieg zu vermeiden. Das ist ein bemerkenswertes Aktivum auf der Kreditseite des allgemeinen Friedens, das hervorgehoben zu werden verdient. Aber in jenen

kritischen Tagen gab es bedenkliche Schwankungen, und wenn England damals eine allzuenge Parteinahme für die ihm befreundete Gruppe an den Tag gelegt hätte, dann wäre der allgemeine Weltbrand nicht mehr hintanzuhalten gewesen. Es ist, wie bemerkt werden soll, ganz offensichtlich, daß die deutsche Regierung wesentlich dazu beigetragen hat, die englische in ihrer ausgleichenden Haltung zu bestärken. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Politik die denkbar beste war, aber sie scheint mir damals die einzig mögliche gewesen zu sein, welche die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens zu gewährleisten vermochte.

Dieser Friede unter den sechs Großstaaten ist freilich um einen Preis erzielt worden, der noch nicht restlos beglichen worden ist. Die orientalische Frage hat bisher eine nur partielle Lösung gefunden. Es ist ein bitterer Bodensatz von Eifersüchteleien, von grimmem Haß, von Rassengegensätzen und religiösen Antipathien zurückgeblieben. Hätten Rußland und Österreich mehr die friedliche Entwicklung Europas im Auge behalten, als die eifersüchtige Wahrung ihres eigenen Einflusses und Ansehens, dann würde ein günstigeres Ergebnis für ganz Europa die Folge gewesen sein. Aber das Unglück ist nun einmal geschehen, und wir haben daher an dieser Stelle nur der politischen Taktik nachzuspüren, die zu einer harmonischeren Gestaltung der Beziehungen zwischen England und Deutschland führen könnte. Daß im Südosten Europas heute eine starke Spannung zurückgeblieben ist, dürfte zum großen Teil der mürrisch-unfreundlichen Haltung der russischen und deutschen Presse zuzuschreiben sein, ferner den kleinen politischen Nadelstichen, die in den Grenzgebieten beider Länder besonders zahlreich sind und empfindlich wirken, endlich dem ständig sich wiederholenden Ruf nach Vermehrung der Kriegsrüstungen.

Es ist vielfach behauptet worden, daß wir die Erhaltung des europäischen Friedens während der Balkankriege wesentlich dem Zusammenwirken der beiden Mächtegruppen zu danken hätten. Es könnte indes der Nachweis geführt werden, daß das Mißlingen der endgültigen Lösung des Balkanproblems zur größeren Hälfte auf das Konto dieses Allianzsystems zu setzen ist. Rußland würde nicht so weit vorgegangen sein ohne Hoffnung auf französische Hilfe, und ohne halbe Hoffnung auf englische Unterstützung Frankreich würde nicht so bereit sein, Rußland zu helfen.

Bevor wir daher zu einem vollen Verständnis der Schwierigkeiten gelangen, die sich einer engeren Annäherung zwischen England und Deutschland entgegenstellen, müssen wir festzustellen suchen, welche Gefahren die Entente Englands mit Frankreich und Rußland tatsächlich in sich birgt, ferner müssen wir die Bedenken hervorheben, die sich gegen das ganze Allianzsystem Europas richten. Dabei sollen die Motive König Eduards, die ihn zu einem engeren Heranrücken an Frankreich bewogen, unerörtert bleiben. Es will mir indes scheinen, daß die gegenwärtige

englische Regierung in Verfolgung der Bestrebungen des verstorbenen Königs
weiter gegangen ist, als es ursprünglich in ihrer Absicht lag, und zwar deshalb,
weil die Regierung doch wohl ein unzutreffendes Bild von der Ausdehnung und
Tragweite des französisch-deutschen Antagonismus für die gesamte Politik Europas
hatte. Es ist wiederholt betont worden, daß England keine direkte politische
Reibungsfläche mit Deutschland habe, und an dieser Tatsache ist sicherlich nicht
zu rütteln. Auch dem kriegslüsternsten englischen Politiker ist es nie im Traume
eingefallen, ein Titelchen deutschen Bodens, sei es in Europa, sei es außerhalb
Europas, erobern zu wollen. Wenn heute vielleicht etwas mehr Eifersucht gegen
deutsche koloniale Ausdehnung besteht, als gegen französische, so erklärt sich diese
Stimmung aus anderen Ursachen. Vielleicht haben Erwägungen über die größere
politische Stoßkraft Englands durch die Entente einigen Einfluß auf die
englische Politik ausgeübt; aber selbst unter den ausgesprochenen englischen
Imperialisten besteht nicht der geringste Wunsch nach Gebietserweiterung, und
deshalb vermag ich nicht daran zu glauben, daß dieser Einfluß ein dauernder
bleiben werde. Immerhin wollen wir die Spuren dieses Einflusses während der
ersten Etappen des marokkanischen Problems verfolgen. Die heute übliche Politik
der Kompensationsforderung jeder europäischen Großmacht für einen Gebiets-
zuwachs der anderen hat in sich keine sittliche Berechtigung. Gerade dieses
Prinzip wurde aber seinerzeit in China in einem solchen Ausmaße angewandt,
daß es zum Unheil der ganzen Christenheit, ja des ganzen westlichen Kultur-
svstems geworden ist. Freilich ging man dabei von der Überzeugung aus, daß
man auf diesem Wege europäischen Konflikten vorbeugen könne. Und wenn
Frankreich und England zu Anbeginn ihres ägyptisch-marokkanischen Handels
diesen Erwägungen Rechnung getragen hätten, dann wären wir von der Agadir-
krisis verschont geblieben.

Sobald man durch diesen Mißgriff politisch auf die schiefe Ebene geraten
war, gab es kein Halten mehr, und man geriet immer tiefer hinein. Man sollte
meinen, daß der Weg von einer frenndschaftlichen Verständigung über den Aus-
tausch von Kolonialbesitz bis zum grundsätzlichen Zusammenwirken in der Auf-
rechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ein recht weiter sei, aber dieser
Weg wurde schrittweise zurückgelegt, so daß die Lage Europas durch ihn eine
durchgreifende Veränderung erfahren hat. Das offizielle Communiqus, welches
anläßlich des jüngsten Besuches König Georgs in Paris unter Gut-
heißung Sir Edward Greys und des damaligen französischen Minister-
präsidenten veröffentlicht wurde, läßt keinen Zweifel über diese Ver-
schiebung der Mächtegruppen aufkommen. Dieses Communiqus hat folgenden
Wortlaut: Sir Edward Grey und Gaston Doumergue stellen die Ergebnisse der
gemeinsam befolgten Politik ihrer Regierungen mit der kaiserlich russischen fest
und sind von der Notwendigkeit durchdrungen, daß diese drei Mächte in ihren
gemeinsamen Bemühungen in der Aufrechterhaltung des europäischen Gleich-

gewichts und des Friedens fortfahren müssen. Im gleichen Sinne erklärte Ende Mai der russische Minister des Äußeren, Sazonow, in der Duma, das Bestreben der beiden Verbündeten sei darauf gerichtet, die Beziehungen zu England noch fester zu knüpfen, damit eine völlig einheitliche Politik der Ententemächte — zunächst für das Balkanproblem — zustande kommt.
Es liegt indes eine gewisse Gefahr vor, daß man die Wirkung dieser neuen Schwenkung überschätzt. Man wird deshalb gut tun, sich der Antwort zu erinnern, die Sir Edward Grey kurz nach der Rückkehr des Königs Georg aus Frankreich auf die Anfrage nach einer engeren militärischen Konvention mit Frankreich im Parlamente gegeben hat. Er verwies den Anfragenden auf eine ähnliche Erklärung, die er vor mehr als einem Iahre im Parlament abgegeben hat. Da die damalige Antwort Greys ganz unbemerkt vorübergegangen ist und sich niemand die Mühe genommen hat, die frühere Antwort daraufhin nachzulesen, so sei der Kern jener Rede, die Grey vor 16 Monaten gehalten, hier wörtlich wiedergegeben: „England ist keinerlei wie immer geartete Verpflichtung eingegangen, beim Ausbruch eines europäischen Krieges feste Stellung zu nehmen. Mit anderen Worten: Wenn zwischen europäischen Mächten ein Krieg ausbricht, dann besteht keine unveröffentlichte Abmachung, welche die englische Regierung und das Parlament festlegen oder hindern sollte, so daß sie vollkommene Bewegungsfreiheit haben, ob sie an diesem Kriege teilnehmen wollen oder nicht. Welchen Gebrauch wir alsdann von unserer maritimen und militärischen Macht machen, falls die englische Regierung und das Parlament beschließen sollten, sich an diesem Kriege zu beteiligen, kann aus naheliegenden Gründen nicht im voraus öffentlich festgelegt werden."
Was ist der tiefere Sinn dieser, nach dem Pariser Besuch wiederholten Kundgebung Greys? Meine Deutung ist folgende. Während Frankreich und Rußland ausgesprochene europäische Zwecke verfolgen — ersteres die „Revanche", letzteres das Wachstum des slawischen Einflusses — eristiert für England kein so intensives europäisches Interesse, als daß es seine Bewegungsfreiheit dieserhalb völlig aufzugeben gesonnen wäre. Englands unklar präzisierte Beziehungen zu Frankreich und Rußland bergen viele Gefahren in sich, wie ich gern zugebe, weil sie die beiden anderen Ententemächte in der Verfolgung ihrer Endziele bestärken und deren Wünsche nach einer Umwandlung der Entente in eine Allianz steigern. In diesem Zusammenhang war der bekannte Brief des Professors Lavisse in Paris an die „Times" vor Antritt der Reise König Georgs nicht unbeachtlich. Es liegt, beiläufig bemerkt, begründeter Anlaß zur Annahme vor, daß der Präsident Poin« cars selbst diesen Brief inspiriert hat. Sehr geschickt und eindringlich wird in diesem Briefe der englischen Regierung nahegelegt, etwas Durchgreifendes für ihre Verbündeten oder Freunde zu tun, zumal die beiden Mächte aufgemuntert wurden, große Opfer für ihre Kriegsbereitschaft zu bringen.

Das entscheidende Motiv dieses öffentlichen Appells hat Lavisse erst am Schluß seines Briefes offenbart. Die elsässische Frage, sagte Professor Lavisse, ist der Kernpunkt der europäischen Politik, und die Zeit naht, in welcher diese Frage wieder aufgerollt wird. Dies mag sich so verhalten, doch dann sollten die englischen Politiker sehen, daß die Deutschen berechtigt sind, sich zu widersetzen, daß Frankreich (direkt, oder indirekt durch seine Verbündeten) eine solche Stellung erwirbt, die ihm gestattet, diese Frage wieder in einer für es gänzlich günstigen Weise aufzurollen. In England freilich herrscht über die französischen Wünsche bezüglich Elsaß-Lothringens völlige Unwissenheit. Mag nach alledem in der Verschwommenheit des englisch-französischen Bundesverhältnisses eine gewisse Gefahr stecken, ja mag selbst England nach dem Besuch des Königs in Paris einen Schritt weiter in der Richtung eines englisch-französischen Bündnisses gedrängt worden sein, so ist bis zu dieser Stunde noch nichts Entscheidendes oder Unwiderrufliches geschehen. Es kann im Gegenteil füglich behauptet werden, daß es in der festen Absicht der englischen Staatsmänner liegt, in keiner Weise sich zu einem Instrument sei es spezifisch französischer, sei es russischer Zwecke herzugeben, und daß sie auch heute bereit sind, von dieser ihrer Unabhängigkeit Zeugenschaft abzulegen, wie sie es im Laufe der Balkankrise mannigfach getan haben.

Ehe ich nun in wenigen Worten zeige, wie die Tatsache dieser friedlichen Absicht der englischen Staatsmänner am besten genützt werden kann, um Übelstände im augenblicklichen System der europäischen Mächtegruppen zu vermeiden, muß ich noch auf einen gefährlichen Punkt den Finger legen, der zu umgehen ist. Feindseligkeit erzeugt immer neue Feindseligkeit. Durch die Annäherung Englands an Frankreich sah sich Deutschland veranlaßt, seine Flottenrüstung merklich zu steigern. Es geschah dies aus diesen und anderen Gründen in solchem Umfange, daß sich mitten im englischen Ministerium, wie ich auf Grund unmittelbarer Informationen an allererster Stelle bezeugen kann, die Meinung herausgebildet hat, daß der herrschende deutsche Militarismus, der in geringerem Maße der parlamentarischen Kontrolle unterliegt als der englische, im Begriffe war, einen Konflikt heraufzubeschwören. Das mag zur Erläuterung jenes Umschwunges zu einer weniger freundlichen Gesinnung führen, wie sie ja jede gespannte Lage unausweichlich mit sich bringt.

Die hier dargebotene Geschichte oder besser Analyse der Verstimmung zwischen England und Deutschland mag wohl etwas lang geraten sein, aber wir mußten erst eine solche Diagnose voranschicken, bevor wir das Heilmittel aufdecken, das nach unserer Überzeugung angewandt werden muß. Wo sollen wir nunmehr dieses Heilmittel suchen? Graf Berchthold hat jüngst vor den Delegationen die zuversichtlichsten Worte gesprochen. Er fand in der unabhängigen Haltung Englands während der Balkankrisis ein glückliches Mittel, um Miß-

verständnisse zwischen den beiden Mächtegruppen, die sich leicht einstellen können, zu beseitigen und solchergestalt die Mängel wettzumachen, die der „praktischen Betätigung eines starren Gleichgewichtssystems" anhaften. Mit dieser Ansicht steht Graf Berchthold nicht allein. Die Starrheit des Allianzsystems, das neuerdings in Frankreich und Rußland so nachdrückliche Befürwortung findet, ist tatsächlich eine Quelle von politischen Gefahren. In ähnlichem Sinne hat sich neuerdings Graf Witte dem Vertreter einer Budapester Zeitung gegenüber geäußert. Witte gibt vier Ursachen der heutigen internationalen Spannung an, von denen uns an dieser Stelle jedoch nur folgende drei interessieren, die wir nach dem Wortlaut des „Marin" wiedergeben:

t. Die erste Ursache der Spannung in Europa ist der Umstand, daß die schwebenden Balkanfragen immer noch keine endgültige Lösung gefunden haben.

2. Zwischen Dreibund und Ententegruppe bestehen immer noch unzureichend präzisierte Streitpunkte, welche Anlaß zum Argwohn bieten. Ich bin zwar überzeugt, fährt Graf Witte fort, daß alle Großmächte den Frieden ehrlich wollen; aber das Vorhandensein von zwei Mächtegruppen, deren jede heterogene Elemente in sich birgt, wird immer einigem Zweifel Raum lassen.

3. Die fortschreitenden Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Diese Rüstungsvermehrung ist die natürliche Folge der Unsicherheit auf dem Balkan und sie schließt logisch eine stetige Stimmung von Ungewißheit in sich ein.

Gegensätzlichkeit der Interessen auf der einen, Starrheit des Bündnisses auf der anderen Seite — das ist das große Übel, dem vorgebeugt werden sollte. Das Heterogene der Ententegruppe drückt sich in der Verbindung einer demokratischen, halb-sozialistischen Republik mit einem despotisch regierten, absolutistischen Staate aus. Diese beiden Mächte werden nur durch selbstsüchtige Zwecke, die übrigens weit auseinandergehen, künstlich zusammengehalten, und doch wird die Starrheit dieses Bündnisses, ungeachtet der abweichenden Selbstzwecke beider Bundesgenossen, durch gemeinsame militärische Maßnahmen stark betont und unterstrichen. Ähnliche Beispiele eines solchen Zwillingsübels lassen sich, wie ich nicht zweifle, auch bei der Zusammensetzung der drei Allianzmächte und ihrer Sonderzwecke aufzeigen. Aber ich beschränke mich hier auf das russisch-französische Bündnis mit seinem Anner: England, zumal ich annehme, daß die losere Verbindung Englands mit den beiden Großmächten den großen Fehler eines „starren Gleichgewichtssystems" vermeidet und eben damit den Vorzug eines labilen gegenüber einem stabilen Gleichgewicht der Mächtegruppierung vor Augcn führt. Erst aus einem besser angepaßten Gleichgewichtszustand wird letzten Endes das freie Konzert der Staaten Europas hervorgehen können. In einem solchen freien Verband der Staaten Europas kann jede neu auftauchende Frage nach

wechselnden Motiven gelöst werden, ohne daß die einzelnen Staaten mit ihren aparten Interessen von vorne herein durch ihr starres Bündnis auf eine bestimmte Formel festgelegt wären. Wiederholt hat der englische Minister des Äußeren den Versuch gemacht, während der Balkankrisis diese neue Methode des Bündnissystems zur Anwendung zu bringen, aber leider nur mit begrenztem Erfolg. Von Paris und Petersburg aus wurde freilich der Versuch gemacht, Grey von dieser neuen Methode abzubringen. Hätten aber die österreichischen Bemühungen, in Berlin für diese Greysche Methode des labilen Gleichgewichts im Bündnissystem Echo zu wecken, Erfolg gehabt, dann wären die russisch-französischen Machenschaften gegen die Greysche Methode durchkreuzt worden.

Vielleicht würde dieser neue Weg einer größeren Handelsfreiheit innerhalb des bisherigen starren Bündnissystems gangbarer werden, wenn einige der Kleinstaaten, ohne sich der einen oder der anderen Mächtegruppe in ausgesprochener Weise direkt anzuschließen, in das europäische Konzert aufgenommen würden, deren Aufgabe es bliebe, auftauchende Störungen in diesem oder jenem Teil Europas zu beseitigen. Allein der Kardinalfehler der gegenwärtigen Spaltung der Mächte in zwei feindliche Gruppen hat seine tiefste Wurzel im Verhältnis Frankreichs zu Deutschland. Dieses Verhältnis verschiebt dauernd das sogenannte europäische Gleichgewicht und gibt der heutigen Mächtegruppierung eine kriegerisch drohende Geste. Verzweifeln freilich soll man nicht. Ungeachtet der stetig anwachsenden chauvinistischen Bewegung im gegenwärtigen Frankreich, die zum Teil das Erzeugnis der Ententepolitik mit England ist, erhebt sich doch eine neue Geistesrichtung in Frankreich, welche sich zur Einsicht durchgerungen hat, daß man der einzigen Revanchesehnsucht schon zu große soziale, geistige und moralische Opfer gebracht hat. Iede auffallende militärische Machtentfaltung in Deutschland dient den französischen Chauvinisten zum Vorwand, diese neue Schule Frankreichs heftig anzugreifen. Der Chauvinismus hüben gibt immer Stoff zur Entzündung des Chauvinismus drüben. Andererseits kann aber auch das Gute wieder nur Gutes stiften. Die Wohlgesinnten in Frankreich und Deutschland vermögen den Wirbelwind von Leidenschaft diesseits und jenseits der Vogesen zu beschwören.

Augenblicklich freilich ist es, wie ich zugebe, ungemein schwierig, den springenden Punkt anzugeben, der zu einer restlosen Verständigung zwischen beiden Ländern führen könnte. Weder ist der Weg einer Grenzverschiebung, noch der einer kolonialen Gegenleistung gangbar — wenigstens vorerst nicht. Ia, ich bin nicht einmal sicher, ob eine solche Verständigung im Moment wünschbar wäre, da man die wirklichen Gefühle und Wünsche der Elsässer nicht kennt. Da aber eine Verständigung zwischen diesen Ländern, gleichviel auf welcher Grundlage, der größte geistige und sittliche, aber auch wirtschaftliche und industrielle Triumph wäre, den die Welt je gesehen hat, so möchte ich der Möglichkeit eines Zustandekommens dieser endgültigen Verständigung gegenüber nicht verzweifelnd die

Flinte ins Korn werfen. Vielleicht wird dieser ersehnte Zeitpunkt gekommen sein, wenn ein künftiger englischer Minister sich vor Frankreich stellt und etwa folgende Worte spricht: „Wir wollen euere Freunde sein. Unsere Sympathien führen uns auf euere Seite, und wir wollen Hand in Hand mit euch die meisten europäischen und politischen Weltfragen lösen; aber bevor ihr euere unbedingte Bereitschaft erklärt habt, euch mit Deutschland auf einer Basis zu verständigen, die dem Deutschen Reiche annehmbar erscheint, sind wir nicht in der Lage, ein Bündnis mit euch zu schließen". Vielleicht wird einmal die Arbeiterbewegung zu dieser Lösung zwingen, und wenn diese Lösung endgültig geglückt ist, wird sie vielleicht ihrerseits auf die Sozialisten günstig zurückwirken, indem sie die angreifende und zerstörende Taktik der Sozialisten schwächt und ihre positiv-aufbauenden Seiten zu reicherer Entfaltung kommen läßt.

Zusammenfassend möchte ich am Schlusse folgendes betonen. Obgleich jedes freundschaftliche Zusammenwirken zwischen England und Deutschland das Verhältnis der beiden Länder günstig beeinflußt und je länger, desto unabweislicher sich die Überzeugung aufdrängt, daß ihre gemeinsamen Interessen größere sind als die widerstrebenden, so kann doch der Weltfriede am sichersten dadurch gewährleistet werden, daß das europäische Allianzsystem von seiner jetzigen stabilen Form in den Zustand des labilen Gleichgewichts übergeführt wird. Das Zusammenwirken aller Mächte wird alsdann mehr von einem Gefühl der Gerechtigkeit und der Respektierung des internationalen Rechtes getragen, als von selbstischen Interessen beherrscht sein. Die Herbeiführung dieses politischen Idealzustandes wird wesentlich dadurch erleichtert, daß die Streitpunkte zwischen Frankreich und Deutschland nach und nach eliminiert werden, denn diese waren, seit mehr als einem Menschenalter, das größte Hindernis einer fortschrittlichen Entwicklung. Anders ausgedrückt: eine russische und eine englische Rückversicherung in Berlin wäre mit Freuden zu begrüßen, in der Hoffnung, daß eines Tages ein Universal-System von Versicherung und Rückversicherung errichtet werden könnte, das auch Frankreich und Deutschland, die beiden großen Feinde der Ietztzeit, einschließen würde.

Ihr ergebener

Wm. Robertson.

Friedrich Curtius:

Krieg und internationale Verständigung.

Die unbedingte Verwerfung des Krieges ist mit dem Begriff des Staates unvereinbar. Daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun, daß man dem Übel nicht widerstehen solle, ist eine Anschauung, die man für das Privatleben innerhalb gewisser Grenzen gelten lassen mag, die aber für den Staat schlechterdings unanwendbar ist. Denn zwischen dem Staat und dem einzelnen Menschen besteht der durchgreifende Unterschied, daß für den Menschen das Leben nicht der Güter höchstes ist, wohl aber für den Staat. Für den Einzelnen ist es erlaubt und unter Umständen Pflicht, sich selbst zu opfern. Für den Staat aber gibt es kein höheres Gebot als das der Selbsterhaltung. Sobald die Notwendigkeit der Selbsterhaltung und die Pflicht jedes Opfers für diesen Zweck in Frage gestellt wird, ist es um den Staat geschehen, sein Untergang ist besiegelt. Darum muß der Staatsmann für diesen höchsten Zweck jedes Mittel ergreifen und ein gesundes Volk darf kein Opfer an Gut und Blut scheuen.

Auch darf man den Begriff der Selbsterhaltung nicht zu eng fassen. Denn infolge des Wettstreits der Nationen ist schon ein Rückgang in Geltung, Ansehen, Einfluß der Anfang des Niedergangs, und die Frage: Sein oder Nichtsein meldet sich an, sobald der Staat in einer Angelegenheit, die seine ganze Eristenz und seine Zukunft betrifft, darauf verzichtet, sein Interesse mit Einsetzung der ganzen Kraft geltend zu machen. Darum ist es endlich auch unmöglich, nur den Verteidigungskrieg gerecht zu nennen. Ein Staat kann zum Angriff gezwungen sein, wenn er nicht seine Zukunft preisgeben will.

Es ist unmöglich, ein moralisches Gesetzbuch zu verfassen, in dem die Regeln über die Berechtigung oder Verwerflichkeit von Kriegen nachgeschlagen werden könnten. Einig aber ist die kultivierte Menschheit heute darüber, daß d er Krieg verwerflich ist, der lediglich aus Lust am Kriege, an Eroberungen unternommen wird, aus Ruhmbegier oder aus der Freude an glänzenden Waffentaten. Wünschen können einen solchen Krieg nur die Vertreter der Kriegsindustrie und Berufssoldaten, niemals aber ein gesittetes Volk und ein Volksheer. Und ebenso ist es kulturwidrig und moralwidrig, den Krieg als die unvermeidliche gewaltsame Entladung einer gegenseitigen Abneigung von Völkern und Rassen zu verteidigen. Einen natürlichen Nationalhaß gibt es, wenigstens zwischen europäischen Nationen, überhaupt nicht. Wenn Deutsche mit Engländern, Franzosen oder Italienern in persönliche oder berufliche Verbindung kommen, so verstehen sie sich sehr gut und können sich vertragen. Was als Nationalhaß erscheint, ist nur die Folge historischer Reminiszenzen, die in einem friedensfeindlichen Sinne künstlich ausgebeutet werden. Ein einzelner Deutscher in einem französischen Hause

oder Geschäft findet wohl, daß die Leute anders sind als zu Hause, aber er findet sich deshalb keineswegs veranlaßt, sie zu hassen. Man kann auch den Krieg nicht damit rechtfertigen, daß er sittliche Kräfte und Tugenden weckt, die im Frieden schlafen. Diese Eigenschaft hat der Krieg mit jedem großen Unglück gemein, das man doch deshalb nicht willkürlich herbeiruft.

Die Frage: Krieg oder Verständigung kann nie in allgemeiner und abstrakter Weise beantwortet werden. Man darf sie vernünftigerweise überhaupt nur aufwerfen im Bezug auf die konkrete Situation bestimmter Staaten. Und zwar ist es zurzeit das Verhältnis der sechs europäischen Großstaaten, welches deren Regierungen und Bürger zur Stellungnahme für oder gegen die Erhaltung des Friedens nötigt. Bestehen zwischen ihnen Gegensätze so fundamentaler Art, daß die Nationen ein Recht haben, deren gewaltsame Lösung zu fordern? Man braucht diese Frage nur aufzuwerfen, um zu erkennen, daß die angebliche Unvermeidlichkeit des europäischen Krieges ein leeres Gerede und eine künstliche Mache ist. Das übereinstimmende Interesse der großen Mehrheit in allen Nationen geht auf die Erhaltung des Friedens, und kein europäischer Staat ist heute in der Lage, daß er für seine Eristenz, für seine internationale Geltung und für sein Gebiet zu fürchten hätte. Konkurrierende Interessen bestehen in bezug auf die Herrschaft in fremden Weltteilen, aber die Erfahrung zeigt, daß nirgends der Vorteil einer Großmacht notwendigerweise der Schaden einer andern sein muß. Ein Kampf der beiden heute bestehenden Großmächtegruppen Europas könnte zwar eine zeitweilige Verschiebung der Machtverhältnisse zur Folge haben, würde aber im wesentlichen dieselben Aufgaben hinterlassen, für deren endgültige Lösung er unternommen wäre. Was ein Teil gewonnen hätte, müßte er zu verteidigen sich bereit halten, der unterlegene Teil würde den Revanchekrieg zur Wiedergewinnung des Verlorenen vorbereiten. Das Nebeneinander der Großstaaten läßt überhaupt nur zweierlei zu: entweder die Suprematie einer Macht, wie die Ludwigs XIV. und Napoleons, oder eine loyale Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes in Europa und die ruhige, leidenschaftslose Verständigung über die Einflußsphären der verschiedenen Großmächte in den fremden Weltteilen. Die amtliche Politik der europäischen Mächte ist nach diesem Grundsatz bestimmt, die Bildung zweier Mächtegruppen wirkt in diesem Sinne. Sie erhöht die Gefahr und die Gemeinschädlichkeit eines Krieges ins Unermeßliche und übt dadurch eine Abschreckung vor dem Kriege aus, wie sie vorher niemals stattgefunden hat. Sie gibt zugleich eine Garantie gegen wechselnde Kombinationen der Mächte mit Aussichten auf Überraschung der Gegner und dadurch zu erzielende Erfolge. Dadurch sind launenhafte Ausschreitungen der politischen Phantasie und des politischen Ränkespiels ausgeschlossen. Eine Fortbildung dieses Systems der zwei Mächtegruppen durch Verhandlungen hinüber und herüber bis zur Verständigung zwischen beiden Gruppen hat während des Balkankrieges stattgefunden, und es besteht kein Grund, an der ehrlichen Absicht der Regierungen auf weiteren

Fortschritt auf diesem Wege zu zweifeln. Worauf es ankommt, ist, daß die Völker, d. h. die gebildeten, geistig lebendigen und die öffentliche Meinung leitenden Kreise die Zeichen der Zeit erkennen. Der Zug der Regierungen zur Verständigung muß einen lebhaften, populären Widerhall finden. Die Völker müssen das Blendwerk zerstören, als ob sie den Krieg um seiner selbst willen zur Betätigung ihrer Waffentüchtigkeit und zum Ausleben ihrer Antipathien herbeisehnten. Nirgends weniger als im deutschen Bürgertum besteht eine solche Perversität der Gesinnung. Mag sich die politische Erregung und das berechtigte Selbstgefühl des Volkes in Waffen gelegentlich in unfreundlichen und drohenden Worten äußern: wir haben doch das Vermächtnis von Herder und Goethe, das Erbe von Weimar nicht verworfen. Vielmehr, je stärker unsere wirtschaftliche Kraft wird, je freier und weiter unser Blick, um so mehr sehen wir das letzte Ziel menschlichen Wirkens nicht im Krieg, sondern in dem wirtschaftlichen und geistigen Austausch der Nationen, in Weltverkehr, Weltwirtschaft, Weltliteratur, in einer freien und förderlichen wechselseitigen Befruchtung der Nationen, durch welche die Kraft der nationalen Eigenart und Leistungsfähigkeit erst zu voller Entfaltung kommt.

Dr. E. Haendcke:

Napoleons I. Stellung in der Weltgeschichte.

Ein universalhistorischer Versuch.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben moderner Geschichtsschreibung, Napoleons I. Stellung im Laufe des Weltgeschehens genau zu umreißen. Und dennoch möchte sich einem Versuche sie zu lösen niemand entziehen, der sich mit diesem Mann und seiner Epoche beschäftigt hat. Hindernisse mannigfachster und ungewöhnlicher Art türmen sich auf, um eine objektive Würdigung Napoleons I. und seiner Zeit fast unmöglich zu machen. Nationale, religiöse, allgemein politische, ja soziale einander widerstreitende Ansichten vereinigen sich, um sich mit Erfolg einem solchen Versuche entgegenzustemmen. Endlich bietet die Materie selbst die größten Schwierigkeiten. Wie eine Lawine, die sich im Fallen um ein Vielfaches des eigenen Umfanges vermehrt, stürzte sich die Flut der Erinnerungen, Briefwechsel, Aktenstücke, Monographien, Abhandlungen jeder Art auf die Forscher hernieder, sie völlig zu unterdrücken drohend. Nimmt doch die offizielle Ausgabe der Korrespondenz Napoleons I. 32 Quartbände «in, die vom französischen Generalstab herausgegebenen Schriftstücke rein militärischer Art, die der Kaiser erledigte, bis zum Iahre 1810 fünf Bände, diejenige über die Organisation und Ausrüstung der Armee zum russischen Feldzug fünf Bände.

Und dazu kommen lettre« iuMite» von Lecestre und Brotonne, die auch die Zahl von fünf Bänden erreicht haben. Und noch ist kein Ende, denn jetzt fangen die anderen europäischen Staaten an, ihre Archive zu öffnen. Und nun die unübersehbare Fülle von Erinnerungen, an denen keine Epoche der Geschichte so reich ist, wie diese. Und eine jede Erscheinung dieser Art ist ein Fallstrick für den Historiker, denn nirgends wissen sich die Fehler der Menschen so gut als Tugenden zu verzieren, als in diesen Produkten der Eitelkeit, der Rachsucht, der Klatschsucht, von Mangel an Kenntnissen, Urteilskraft und weitem Blick, und endlich gewissenlosen Leichtsinnes sowie der absichtlichen Täuschung. So sind sie für den Forscher meist Quellen sehr zweifelhaften Wertes. Waas hat in einer Studie in der historischen Zeitschrift über die Episode der Erschießung der 2000 Türken in Syrien und der Vergiftung der Pestkranken in Iaffa gezeigt, wie notwendig die systematisch-kritische Durchforschung ist. Er beweist z. B., daß Savary bei Abfassung seiner Geschichte Frankreichs unter Napoleon I. es nicht für der Mühe wert hielt, sein während des ägyptischen Feldzuges geführtes Tagebuch zu benutzen. Savary verließ sich auf sein Gedächtnis. Die von vielen Autoritäten als besonders glaubwürdig beurteilten Erinnerungen des Grafen Chaptal hat W- Henning in einer eingehenden Untersuchung als dieses Vertrauens völlig unwürdig hingestellt. Und wem begegnete nicht in zahllosen Fällen Mme. de Remusat als Kronzeugin genannt? Und doch, wer klares Urteil sich bewahrt hat, muß er nicht sagen, daß die giftigen Ergüsse dieser kleinen neidischen Seele nur sehr bedingten Wertes sind? Und nun vergesse man nicht die Fülle von Urteilen ausgesprochener Gegner im feindlichen Lager, bedeutender Männer, deren Lebensaufgabe es war, den Gewaltigen zu bekämpfen. Auch ihr Urteil verlangte Beachtung und hat meist in der Geschichtsschreibung schon weite Berücksichtigung erfahren. So ist es nicht zuviel gesagt, daß die kritische Bearbeitung dieses ungeheuren Stoffes ein fast unmögliches Maß an Geduld, Scharfsinn, Detailkenntnissen und an Entsagung erfordert. Rankes dahingehender, schon 1834 geäußerter Wunsch wird wohl kaum je seine Erfüllung finden. Denn nun treten auch noch die darstellenden Werke hinzu, die die Ansichten der Historiker wiedergeben und oft genug maßgebend für die Auffassung einzelner Tatsachen oder der ganzen Epoche geworden sind. Besondere Schwierigkeiten bereiten der Kritik die Werke, die sich stützen auf noch nicht veröffentlichte Quellen. Vollkommen preisgegeben steht man ihnen gegenüber: man hat keine Möglichkeit, die Genauigkeit in den Abschriften, die Sorgfalt und Akribie in der Auswahl der Aktenstücke und deren Bewertung kritisch nachzuprüfen. Hier sollte, wenn irgend möglich, die Entsagung geübt werden, die Akten zu veröffentlichen vor oder wenigstens mit der Darstellung. Und doch gilt es als unerläßliche Pflicht des Historikers, zu allen diesen Darstellungen Stellung zu nehmen. Ob freilich eine solche Auseinandersetzung stets von Nutzen ist, dürfte man billig bezweifeln. Vielmehr dürfte manchmal eine neue, unbekümmert um Vorgänger aufgestellte An«

ficht nützlicher sein, als eine langatmige Bekämpfung anderer, die meist nicht zu bekehren sind.
Ist die Einschätzung von Persönlichkeiten und Ereignissen seitens der Zeit-genossen auch für die Geschichtsschreibung von größter Tragweite, so treten zu den subjektiven Ansichten und Auffassungen des Historikers noch die allgemeinen seiner Zeit über Politik, Religion und sozialen Werdegang, um die Erfüllung der Forderung objektiver Wertung umsomehr zu erschweren, je näher die zu schildernde Epoche der Gegenwart noch steht und je mehr Gegensätzliches vor-handen ist. Und wer kann leugnen, daß die Stoßkraft der Ideen, die die fran-zösische Revolution zeitigte, zum mindesten in ihren Abwandlungen, besonders in sozialer Hinsicht, noch weitaus nicht erschöpft ist! Aber es ist, scheinbar merk-würdigerweise, nicht diese Seite des Zeitalters Napoleons I., die uns am meisten fesselt, uns am meisten Anreiz zur Beschäftigung mit diesem gibt: es ist viel-mehr die äußere Politik, die ungeheure Erpansionskraft der französischen Revo-lution, die uns heute noch am meisten zu denken gibt. In unserem Zeitalter der Sozialpolitik, der wirtschaftlichen Fragen tritt der Gesetzgeber, der Politiker Napoleon I. noch immer weit, weit zurück hinter dem Eroberer, so weit zurück, daß die Behauptung, man kenne seine kulturelle Tätigkeit im engeren Sinne eigentlich nur sehr unvollkommen, kaum zu gewagt sein dürfte. In dieser Tatsache ist das Eingeständnis eingeschlossen, daß in der äußeren Politik viel mehr als in den Fragen der Wirtschaft, denen man heute fast ohne Widerrede die erste Stelle einräumt, das pulsierende Leben eines Volkes zu spüren ist, daß die äußere Politik die weitaus wichtigste Seite seiner staatlichen Selbständigkeit in sich birgt. Gehen wir nun zu den Tatsachen, deren Einschätzung von vitaler Wichtigkeit für die Auffassung dieser Epoche allgemein und Napoleons I. im besonderen sich heraus-gestellt hat, über.
Frankreich hatte im 17. Iahrhundert das Übergewicht Spaniens in Europa beseitigt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt. Nicht bloß, daß Ludwig XIV. ein Heer besaß, dem an Stärke und Ausbildung kein Staat auch nur ein an-nähernd gleichwertiges entgegensetzen konnte. Sein Schwergewicht brachte Frankreich die Bündnisse aller Widersacher, besonders des Erzhauses Österreich, der Schweden, Polen und Türken. Und diese mit Sorgfalt gepflegte Politik erhielt die weiteste Ausdehnung durch Bestechungen größten Stiles, vor allem deutscher Fürsten. Die innere Berechtigung zu dieser Vormachtstellung Frank-reichs lag in seinen allgemeinen Verhältnissen. Es war weitaus von allen Staaten Europas das am meisten bevölkerte Land, auch das reichste an Handel und Industrie, die es ebenfalls an erste Stelle setzten. Und was vor allem seinem Übergewicht die Dauer verlieh, war seine unbestritten kulturelle Überlegenheit. Paris war die Metropole der Welt, die Hauptstadt: französische Sprache, französische Literatur, französische Kunst beherrschte Europa vom König oder Kaiser bis zum einfachen Bürger hinunter. Dieses Übergewicht Frankreichs zu

beschränken, empfand schon eben das 17. Iahrhundert als Bedürfnis. Der Träger dieser Idee war Wilhelm III. von Oranien und die beiden Staaten, die unter seiner Leitung standen, die Niederlande und England. Seinen Ausdruck fand dieser Widerstand in der zum erstenmal« — mit Nachdruck — in großem Stile erscheinenden Idee vom europäischen Gleichgewicht. England war sie die Stufenleiter zu seiner weltumfassenden Stellung. Denn obwohl Frankreich in dem Kampfe um sein Übergewicht den Siegespreis, Spanien, davontrug, behauptete England Gibraltar. Und stetig und zähe benutzte letzteres jede politische Möglichkeit Frankreich zu schwächen. Nicht zum wenigsten beruht die Bedeutung Friedrichs des Großen darin, daß es ihm gelang, sich seine Unabhängigkeit von Frankreich wie von Österreich dauernd zu erkämpfen. Von da an war Frankreichs Einfluß in Deutschland gebrochen, wie er im Osten durch Rußland schon völlig beseitigt war. Hand in Hand mit diesen Ereignissen ging das Zurücktreten des kulturellen Einflusses Frankreichs hinter dem Englands. Englische Literatur, englische Philosophie, englische Naturauffassung, englische Rechtsideen begannen eine unbestrittene Herrschaft über die Gemüter der ganzen Welt auszuüben. Es war der Beginn der Umwandlung politischen Denkens in Europa überhaupt.
Solche Prozesse, die tatsächlich neue Ideen zur Entfaltung bringen, pflegen sich nicht zu vollziehen ohne starke Rückschläge. Frankreich fühlte sich zwar zurückgedrängt, aber noch kräftig genug, um seine Stellung nicht ohne Kampf zu räumen. Den tiefen Zusammenhang zwischen der französischen Revolution und der auswärtigen erfolglosen Politik der letzten Zeiten des Königtums sowie ihrer eigenen Erpansionsbestrebungen hat Ranke in seinem schon 1834 erschienenen Aufsatz: „Die großen Mächte" im 2. Bande der „Historisch-politischen Zeitschrift" in seiner meisterhaften Weise dargelegt. „Man hat," meint er, „so viel von den Ursachen der Revolution geredet und sie wohl auch da gesucht, wo sie nimmermehr zu finden sind. Eine der wichtigsten liegt m. E. in diesem Wechsel der auswärtigen Verhältnisse, der die Regierung in tiefen Mißkredit gebracht hatte." Dies alles schoben die Franzosen ohne Rücksicht auf die veränderten Weltverhältnisse der Regierung in die Schuhe. „Daher kam es," fährt Ranke fort, „daß die Bewegung von Frankreich, wenn sie auf der einen Seite einen reformatorischen Charakter hatte, der sich nur zu bald in einen revolutionären umsetzte, doch auch von allem Anfang an eine Richtung gegen das Ausland nahm." Dazu kam der ungeheuere Einfluß des nordamerikanischen Krieges. „Dieser amerikanische Krieg wurde entscheidend. Nicht so sehr durch eine Veränderung der allgemeinen Machtverhältnisse — als durch die indirekten Wirkungen, die er hervorbrachte." Die trostlosen inneren Verhältnisse, die ungeheueren Schulden, die jede fruchtbare äußere Politik unmöglich machten, wie zu allgemeinem Mißvergnügen die holländische Sache offenbarte, taten das übrige. „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen

Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn es sich nicht an der gebührenden Stelle erblickt; wieviel mehr die französische, die so den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise die große Nation zu sein." Da zu durchgreifenden Reformen das Königtum zu schwach war, wurde es von der Revolution weggefegt. Sie selbst wieder fand ihr Ende in dem Kaisertum Napoleons: „jene Universalmonarchie, von der man sonst nur die entfernte Gefahr gesehen, war beinahe realisiert." Das war nur möglich geworden, weil Frankreich „mitten in seiner wilden Bewegung das Gemeingefühl der Nation lebhafter als je zu erhalten, die nationalen Kräfte in einer so ungemeinen Ausdehnung zu dem einzigen Zwecke des Krieges anzustrengen wußte." Emporgehoben und im Innern geeinigt durch die neue Idee der allgemeinen politischen Freiheit, erwachte, verstärkt durch das Streben, diese neue Erkenntnis auch den anderen Völkern mitzuteilen, das Erpansionsbedürfnis mit verdoppelter Heftigkeit und mußte, da es sich sofort zum Herrschaftsbedürfnis auswuchs, auf den alten Feind, der sich von je Frankreich hindernd in den Weg gestellt hatte, stoßen und mit diesem ringen. Es war ein Kampf um die Herrschaft der Welt und ein Kampf um die Erhaltung der von England verfochtenen Idee des europäischen Gleichgewichtes. Man könnte auch sagen, es war ein Kampf um die Herrschaft der Welt nach den Gesetzen des alten Imperium und nach der germanischen Idee des europäischen Gleichgewichtes, das unbeschadet dem Vorwalten einer Macht die Eigenart der anderen nicht antasten will. Es ist daher symbolisch, daß der stärkste Vertreter des französischen Weltherrschaftsgedankens, Napoleon I., kein Franzose von Geburt war: Frankreich vertrat eben in seinem Streben das Romanentum, und diesen Gedanken konnte auch ein Romane, der Nichtfranzose war, verfechten. Und ihn hat Napoleon mit seiner ganzen Feuerseele ergriffen, für die Erreichung dieses Zieles seine ganze gewaltige Tatkraft, seine staunenswerte Genialität eingesetzt. Es war ein Vorstoß des Romanentums, der sich in Napoleon bewußt in der Wiederherstellung der Macht Karls des Großen kristallisierte. Als dessen Nachfolger betrachtete er sich, und als solcher wollte er auch von seiner Zeit angesehen werden. Das war der Grund, der ihn gerade in Aachen die Boten Franz I. empfangen ließ, die dessen Anerkennung seiner Kaiserwürde brachten. Als Parvenudünkel abgeschmacktester Art hat die Geschichtsschreibung diesen Akt hingestellt, der tiefer politischer Überlegung entsprang. Aus demselben Gedankengang heraus schrieb er Ludwig von Holland, daß er sich solidarisch fühle mit allen Regierungen Frankreichs, von Chlodwig bis zum Wohlfahrtsausschuß.

Ebenfalls erhält nur von diesem Standpunkte aus Napoleons bekanntes Verhalten anläßlich seines Aufenthaltes in Dresden 1812 seine richtige Beleuchtung. Er pflegte bei den höfischen Veranstaltungen stets als Letzter zu erscheinen, nachdem die anderen Fürstlichkeiten, unter ihnen Franz I., sich schon versammelt

hatten. Die Form war stets dieselbe: in den von einem Diener geöffneten Saal rief dieser nur das Wort I'empereur. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß e r der Kaiser Kat exocdeu sei. Endlich liegt hier auch die Wurzel zu seiner Nichtachtung der Eigenart der Völker, die man ihm vom heutigen Standpunkte aus mit Recht als schweren Fehler anrechnet. Weiter darf man aber nicht gehen in seiner Verurteilung, nicht einmal soweit; denn die Nationali» täten haben eben das Feuer der Begeisterung zur Behauptung ihres Eigenlebens mit den Waffen in der Hand an der Kriegsfackel Napoleons entzündet. Dieser selbst sah in der Staatszugehörigkeit den Kernpunkt individuellen Lebens, nicht weil er als Korse, also als Fremder, in Frankreich gebot, sondern weil er dem Gedankenkreise einer universal denkenden Periode angehörte, die die Länder mit dem Zirkel auf der Landkarte vergab. Deshalb teilte er selbst nach den Gesichts- punkten politischer und geographischer Provenienz die Länder aus, ohne die durch Herkommen, Stammeszugehörigkeit gezeitigten Verbindungen in Rechnung zu stellen. Es ist natürlich falsch, von einer geringeren Moral zu reden: diese Ge- wohnheit, die Völker ohne jede Rücksicht auf sie selbst zu verschachern, hat ja gerade auf sein Leben bestimmend gewirkt, da Frankreich seine Heimat, Korsika, an sich riß. Denn eben, daß die Untertanen im Staatsleben eine die Regierung bestimmende Rolle spielen sollen, ist für das festländische Europa doch erst eine Errungenschaft der Revolution. Übrigens ist völlig nach den bei Napoleon stets mit großem Pathos verurteilten Gesichtspunkten auf dem Wiener Kongreß ver- fahren. Oberitalien, Sachsen, Polen sprechen eine deutliche Sprache über diesen Punkt. Aus demselben Grunde blieben Napoleons Brüder, mochten sie Könige von Holland, Neapel oder Spanien sein, in erster Linie Franzosen. Denn es gab nur eine Politik, die universalfranzösische, der sie zu folgen hatten, es gab nur e i n Reich, dessen Glieder sie auch auf den Thronen fremder Völker blieben, das universalfranzösische. Nicht anders faßte Napoleon die Stellung des Papstes auf, der nur der erste Bischof, mit besonderen Vorrechten ausgestattet, sein sollte. Er selbst deutete diese seine Ansicht ebenso verständlich wie symbolisch an, als er ihm bei der Krönung im letzten Momente die Krone aus der Hand nahm und sie sich selber auf sein Haupt setzte. Es sind bewußte Vorstellungsreihen, die das Tun und Denken Napoleons ausfüllen und beherrschen: sie finden zunächst ihren Halt in Karl dem Großen, wurzeln aber noch tiefer im Imperium Nomanum. Auch diese Idee war seinem Zeitalter nicht fremd: das Rückgreifen auf die Antike, vor allem in den Künsten war keine Komödie. Was David, Isabey, Percier, Fontaine, Chalgrin schufen, entsprang diesem Gefühl. Be zeichnenderweise betonte man die römische Seite der Antike: mit den Römern fühlte man sich stammes- und sinnesverwandt. So war es im Reiche des Geistes. Im Reiche der realen Welt wollte Napoleon der gewaltige Vollender sein. Um dieser Idee Dauer zu verleihen, hatte sie eine gewaltige Resonanz finden müssen, wie das mittelalterliche Kaisertum in der universalen Kirche. Diese hatte als
-

Erbin Roms dessen gewaltiges Kulturgut geborgen und ihren Gedanken an-
gepaßt und sich damit die Herrschaft über Gemüt und Seele des Abendlandes
gesichert. Und nur als Schützer und Schirmer der universalen Kirche hatten die
deutschen Könige ein Recht auf den Titel Imperator und auf den Gehorsam der
abendländischen Völker. Diese enge Verbindung beider Gewalten zeigt sich auch
darin, daß der Ruin der einen den der anderen bedingte. Dieser war unauf-
haltsam, weil sie nicht vermocht hatten, die Stammeskraft der nordischen Völker
zu lähmen. Sobald diese erstarkten und zum Bewußtsein ihrer Nationalität
kamen, mußten die Grundvesten von Kirche und Kaisertum erschüttern. Die
Reformation machte die Bahn frei für die Entfaltung der nationalen Kräfte
und benahm damit endgültig irgend einer Macht die Möglichkeit, eine Universal-
monarchie im Sinne des Imperium NolUllulim zu errichten unter Preisgabe der
kulturellen Selbständigkeit der einzelnen Völker. Mochte es auch noch so sehr
scheinen, daß z. B. die französische Kultur im endenden t7. Iahrhundert sich
die Welt unterjocht habe, in dem, was das eigentliche Wesen eines Volkes aus-
macht, in das Staatsleben der anderen Völker hat sie sich gar nicht oder nicht
für länger festsetzen können. Aber das wird mehr dem rückschauenden Auge klar,
als den Zeitgenossen einer Vergangenheit. Und das ist kein Wunder. Wie nahe
kam Napoleon seinem Ziele, Errichtung eines Reiches unter seinem Zepter, größer
als das Karls des Großen und scheinbar fester zusammengeschmiedet!
Es ist begreiflich, wenn man in den tieferen Schichten, auch der geistigen
Welt, Napoleons Wirken und Streben falsch und von kleinlichen Gesichtspunkten
beurteilte, daß er aber weder zu Lebzeiten noch in dem Iahrhundert nach seinem
Tode eine genügende Beurteilung und Würdigung gefunden hat, ist doch ein tief-
tragisches Zeichen dafür, wie schwer das Schicksal auf denen lastet, die einer ab-
sterbenden Idee neues Leben einzuhauchen versuchen. Denn eine gerechte
Würdigung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ward Napoleon auch in Frank-
reich, dem sein Lebenswerk galt, nicht zuteil. Und in den anderen Ländern
dämmerte nicht einmal den Größten eine Ahnung von der Bedeutung dieses
Mannes auf. Man lese nur einmal Steins Tagebuch oder denke an Aussprüche
Gneisenaus und anderer. Unter den Staatsmännern macht nur Metternich eine
Ausnahme. Mit Recht kann daher L. Krauß, k. u. k. Generalmajor, in seinem
Buche, „1805, Der Feldzug von Ulm" sagen: „Wo immer man sich in die Ge-
schichte jener Zeit vertieft, und für die fast unerklärliche Haltung der europäischen
Mächte, für die Entschlüsse ihrer Staatsmänner und Feldherrn Gründe zu er-
forschen sucht, immer trifft man auf die völlige Verständnislosig-
keit, mit der man damals in Europa dieser gewaltigen dämonischen Persön-
lichkeit gegenüberstand."
Demgegenüber dürfen wir mit um so höherem Stolze betonen, daß die beiden
Männer, die, man kann fast sagen, allein bisher die welthistorische Bedeutung
Napoleons erkannt haben, Deutsche sind. Noch zu seinen Lebzeiten, vor und nach

dem Sturze des Gewaltigen, hat Goethe aus seiner Bewunderung nie ein Hehl
gemacht.
Es bedeutet eine völlige Verkennung dieses größten Deutschen, wenn man
auch heute noch glaubt, ihm eine nationale Gesinnung in heutiger Auffassung
andichten zu müssen, die er nicht besaß, weil er sie sich nie hatte erwerben können.
Mit seinem politischen Denken war er verknüpft mit einer Periode durch Ge-
burt (1749) und Erziehung, die mit der Gedankenwelt der Iugend seines Alters
(1813) nichts zu tun hatte. Er hatte wohl für Friedrich den Großen, aber nie für
Preußen sich erwärmt, das ja auch in der Epoche von Goethes Mannesjahren die
Vertretung der deutschen Interessen Österreich völlig überließ. Und ihm, dem,
wie er selbst bekennt, als dem Herrscher im Reiche des Geistes, die Kultur der
Menschheit wichtiger war, als der Bestand der Nationalitäten, mochte die neue
Freiheit 1813 in Begleitung von Kosaken und Baschkiren einigermaßen verdächtig
sein. Er selbst hatte ja dem deutschen Volke ein Band der Einigkeit geschenkt, das
solange dauern wird, als es deutsche Laute gibt: die Sprache, der erst Goethe den
wundersamen Dreiklang von Tiefe, Kraft und Schönheit verlieh. Und in dieser
Sprache schenkte er von Lied und Dichtung, was jene innere kulturelle Einheit
gründen half, die allein der nationalen Einigung Bestand zu geben vermag und
ein steter Iungborn für diese ist. Und da sollte man ohne Mäkeln ewig dank-
bar sein.
Vom Standpunkt des Historikers hat Ranke Napoleon zu erfassen versucht.
Und er, aufgewachsen in dem universal-humanistischen Gedankenkreise Goethes
und Schillers, hat auch für den großen Gegner unseres Vaterlandes das tiefste
Verständnis bewiesen. Und zwar in folgenden Worten: „Sagen wir es mit
einem Wort: es sollte nur noch einen Willen auf dem Kontinent geben, eben den,
welcher in den Dekreten Napoleons ausgesprochen wurde. Der Gedanke ist
verwegen, grandios und des Kopfes würdig, der ihn faßte. In Rußland meinte
Napoleon auch England zu bezwingen. Das französische Reich würde Europa
und dadurch die Welt beherrscht haben."
„In Napoleon erschien die Einheit der romanischen und germanischen Völker
des westlichen Kontinents in größerem Umfange, als selbst unter Karl dem
Großen."
Kürzer und klarer kann man dem gewaltigen Wollen Napoleons nicht Aus-
druck geben. Aber Ranke zeichnete mit diesen Worten nur das Streben Napoleons.
Es ist eine der bekannten Einwendungen, die man gegen seine Herrschaft macht,
daß er allein der Träger dieser Idee, die ihn zum Kriegsfürsten machte und
machen mußte, gewesen sei. Diese Ansicht ist unter der Nachwirkung gleicher
Behauptungen entstanden, die Talleyrand aufstellte, um seine Verrätereien zu ver-
decken. In der Tat fand die Politik des Kaisers weiten Widerhall bei den
Franzosen. Denn eben in dem Mangel einer der inneren Kraft entsprechenden

äußeren Machtstellung sieht ja Ranke eine Ursache der Revolution. Und das mit Recht hervorgehobene, durch die Revolution bewirkte Gemeingefühl fand durch Napoleon seine Richtung. Man kann also nicht sagen, daß dieser eine Politik getrieben habe, die lediglich seinem Ehrgeiz ihren Ursprung verdankte. Indem man ihn aber zum alleinigen Träger der Erpansionspolitik machte, fälschte man das Bild der Zeit und sein eigenes. Denn nunmehr mußte als alle anderen in Schatten stellende Eigenschaft eine Eroberungsgier auftreten, die allein sein Wesen und Tun erklären konnte, die dieses völlig beherrschte. So kann es nicht mehr wundern, daß sein Bild uns auch heute noch in den düstersten Farben gemalt wird. Egoistisch im höchsten Maße, brutal, ohne die Fähigkeit edlerer Regungen oder des Verständnisses solcher bei andern, ein virtuoser Schauspieler, der über seine innere seelische Roheit und Leere die Welt zu täuschen versteht, voll Rachsucht und Empfindlichkeit gegen jedes offene Wort der Kritik tritt er jeden Widerspruch nieder, eine Anerkennung fremder Verdienste ist ihm fremd und die Fälschung der Wahrheit eine liebe Gewohnheit. Im Glücke erfüllt von widerlichem Parvenustolz, ist er ebenso feige im Unglück. Als bewundernswert gelten nur seine Arbeitskraft, sein Organisationstalent und seine Feldherreneigenschaft. Sonst ist er ein Theaterkaiser.

Es dürfte nicht schwer halten, diese Vorwürfe zu entkräften, ohne deswegen in die Gefahr der meisten Rettungen, ein Panegyriker zu werden, zu verfallen. In seiner im Iahre 1820 geschriebenen Charakterstudie sagt Metternich von Napoleon, dieser habe stets alle Einwendungen angehört und im Ton sachlicher Besprechung diskutiert, so daß er niemals aus seinen Ansichten ein Hehl gemacht hätte, selbst wenn sie dem Kaiser nicht angenehm waren. In Staatsgeschäften habe er weder nach Neigung noch nach Haß seine Entscheidungen getroffen, sondern lediglich unter dem Gesichtswinkel der Notwendigkeit. Dieses Ziel erreicht, habe er seine Gegner nicht mehr weiter behelligt. Als Privatmann sei er angenehm im Umgang und oft bis zur Schwäche nachsichtig gewesen, Kleinlichkeiten habe er stets verachtet. Es ist nicht gerade das Bild eines Despoten, das uns Metternich von Napoleon entwirft. Alle diese als charakteristisch angeführten Züge finden wir auch im Urteil anderer urteilsfähiger Zeitgenossen wieder. Graf Hauterive, die rechte Hand Tallenrands, sagte: Ich habe niemals Furcht vor ihm gehabt. Seine Gegenwart hat mich nicht ein einziges Mal während der ganzen Dauer seiner schicksalsreichen Herrschaft außer Fassung gebracht. Der preußische Minister v. Schön schreibt ganz offen nach seiner Audienz anläßlich des Aufenthaltes des Kaisers in Gumbinnen 1812: „Napoleon hatte ich mir ganz anders vorgestellt, als er mir in den drei Stunden, in denen ich Audienz hatte, erschien. Von schroffem, abgeschlossenem, gebieterischem und befehlendem Wesen fand ich keine Spur. Er ging auf jede Sache ein und zwar mit großem Scharfsinn, er nahm Einwendungen an, und das Gespräch mit ihm ging in den Ton einer Konversation über. Die Bemerkungen über unsere Landes-

einrichtungen waren scharfsinnig und treffend, und die Darstellung seiner Ge-
danken hatte die Art einer gebildeten Sprache." Natürlich wollte er, daß ihm
Einwendungen in schicklicher Weise gemacht wurden. Vertrauten gegenüber
war er auch nachsichtig, wenn sie sich hinreißen ließen. In der berühmten sieben-
stündigen Audienz, die Caulaincourt nach seiner Rückkehr aus Petersburg beim
Kaiser hatte, ging dieser in seinem Eifer, einen Bruch mit Rußland zu verhüten,
soweit, ihm ins Gesicht zu sagen: „Votre Hlajests ue peur »e üissiiuuler yu'ou
»klit rrop maiiiton»ut eu Lurupe yu'elle veut öe» p^» plu» pour eile
«zue peur leur intsret propre." Napoleon antwortete nur: „Vous ero^e«:
cel^, ^lou»ieur?" „0,ui, 8ir," antwortete Caulaincourt und erhielt nur die
Antwort: „Vous ue nie ßkt«2 M», il est temps <i'».IIer üiner!" Es dürfte
wenig Herrscher geben, die eine solche Offenheit so ruhig hingenommen hätten.
Auch seine Generale und Marschälle machten kein Hehl aus ihren Ansichten.
Der Erbgroßherzog von Baden hebt ausdrücklich hervor, daß diese im polnischen
Feldzug 1807 ihm keineswegs den tiefen Mißmut der Truppen verhehlt hätten.
Gegen den Willen Napoleons bewilligte Lefebvre der Danziger Besatzung freien
Abzug. Auch sein unentwegtester Anhänger, Davout, wagte Einsprüche oder Be-
denken zu erheben gegen Befehle des Kaisers, wenn sie ihm nicht angemessen er-
schienen. Ia, General Gourgaud erzählt uns, daß der Kaiser ihn auf St. Helena
wegen einiger unmutiger Worte direkt um Entschuldigung gebeten habe. Allerdings
kannte Napoleon keine Rücksichten, wenn es sich um Staatsangelegenheiten
handelte. Dann war es gleich, wer in Frage kam. So herrschte er seinen Bruder
Isrüme an: „Sie führen Krieg wie ein Satrap, haben Sie denn, bei Gott, diese
Art bei mir gelernt. Führen Sie den Krieg wie ein junger Soldat, der den
Ruhm und die Achtung nötig hat, und verdienen Sie sich den Rang, auf dem
Sie angelangt sind, die Achtung Frankreichs und Europas, die auf Sie sehen .. ."
Fouch4 verabschiedete er mit dem ziemlich drastischen Schreiben: „Herr Herzog
v. Dtranto, Ihre Dienste sind mir nicht mehr genehm. Sie werden in 24 Stunden
reisen, um in Ihrer Senatorerei zu bleiben. Dieser Brief hat weiter keinen Zweck,
möge Gott Sie in seine gnädige und gütige Huld nehmen. N." Auch seiner
Schwester Caroline läßt er keinen Zweifel über die Ansichten, die er von ihrem
Gemahl Murat hat, nachdem dieser kopflos genug die Armee in Wilna auf dem
Rückzuge aus Rußland verlassen hatte. „Ihr Gatte ist sehr tapfer auf dem
Schlachtfelde, aber schwächer wie ein Weib oder ein Mönch, wenn er den Feind
nicht sieht. Er hat keinen moralischen Mut." Diesem selbst schreibt er: „Sie
sind ein tapferer Soldat auf dem Schlachtfelde, aber außerhalb desselben zeigen
Sie weder Stärke noch Charakter." Es bleibt aber auf dem Gebiete der
Politik sehr oft nicht bei Worten oder Briefen, sondern kam zu Taten, die
am meisten dazu beigetragen haben, ihn in den Ruf des Despoten zu bringen.
In der Vorstellung der Welt ist Napoleon vor allem der Eroberer und der
Schlachtenkaiser. Sicher war er in seinen eigenen Augen in erster Linie Feldherr,

aber emporgestiegen in die Sphäre des Herrschers, stand ihm die Tätigkeit des
Gesetzgebers, des Verwalters doch am höchsten. Die Aufgabe, die seiner harrte,
als er die Zügel der Regierung in die Hände nahm, hat sein ehemaliger Mitkonsul
und späterer ^rcdirr«5»arier Lebrun, Herzog von Piacenza klar dargestellt.
„Um seine Regierung auf eine solide Grundlage zu stellen, mußte er, ohne die
Republikaner und ohne selbst die zurückzustoßen, die in den revolutionären Ver-
brechen gewatet hatten, ohne die Armee, durch die er zur Macht gelangt war,
unzufrieden zu machen, zu seinen Mitarbeitern die Menge der Franzosen machen,
die Elite der Nation, die die Verfolgung erbittert und von aller öffentlicher
Tätigkeit ferngehalten hatte: er mußte die zum Dienst rufen, die der Revolution
anhingen, und die, die deren Gegner gewesen waren, er mußte den Kredit wieder-
herstellen, die Moral und die Rechtschaffenheit im Dienst des Staates wieder zur
Geltung bringen, die aus diesem durch das Direktorium, besonders durch Barras
verjagt worden waren. Vertrauen einflößen, die Franzosen einigen in dem einen
Gefühl, dem Wohl des Vaterlandes, das war es, was die konsularische Regierung
getan hat, das ist es, was den schönsten Ruhmestitel Bonapartes ausmacht."
Und noch im Iahre 1806 sagte Napoleon im Staatsrat: „Ich will die bürgerliche
Ordnung aufrichten. Bis jetzt hat es in der Welt nur zwei Gewalten gegeben:
die militärische und die geistliche, die bürgerliche Ordnung wird befestigt werden,
pllr la crslltioii <I'uu eorp» «u»eißunnt." Zu Fontanes, dem Oranü-wÄltre
<le I'uuiversits, meinte er in demselben Gedankengange: „Wissen Sie, was ich
am meisten in der Welt bewundere? Die Ohnmacht der brutalen Kraft irgend
etwas zu organisieren. Es gibt nur zwei Gewalten in der Welt: den Säbel und
den Geist. Ich verstehe unter ,Geist die bürgerlichen und religiösen Ein-
richtungen. Auf die Dauer wird der Säbel stets dem Geiste weichen müssen."
Und dieser Mann, der so ganz als Soldat gilt, fand die tiefsten Worte über die
Aufgaben der Militärmacht im Staatsleben und über die Grenzen ihrer Be-
deutung und Wirksamkeit in diesem, die über diesen so strittigen und wichtigen
Gegenstand je von autoritativer Seite gefallen sind.
Bei der Debatte über die Einrichtung der Ehrenlegion ließ er sich vernehmen:
„Wenn für die Charge eines Generals Stärke und Mut allein hinreichten, hätte
jeder Soldat Anrecht auf ein Kommando. Der General, der große Erfolge hat,
ist derjenige, der am meisten bürgerliche Eigenschaften in sich vereinigt. Eben
weil er dafür gilt, am meisten Geist zu besitzen, gehorcht ihm der Soldat
und bringt ihm seine Achtung entgegen. Man muß im Biwak den
Soldaten reden hören; er schätzt den General höher, der zu überlegen weiß, als
den, der nur Mut besitzt. Nicht, daß der Soldat den Mut nicht zu schätzen wüßte:
er würde den General verachten, der ihn nicht hätte. Nicht als General führe
ich die Regierung, sondern weil die Nation glaubt, daß ich die für die Regierung
nötigen bürgerlichen Eigenschaften besitze; hätte die Nation diese Meinung nicht,
könnte die Regierung sich nicht halten. Ich wußte genau, was ich tat, da ich als

General die Würde eines Mitgliedes des Institutes annahm, und war sicher, selbst vom letzten Tambour verstanden zu werden."
„Wir sind dreißig Millionen Menschen, geeinigt durch Bildung, Besitz und Erwerb. Eine Armee von drei- oder vierhunderttausend Mann will dieser Masse gegenüber nichts besagen. Übrigens führt auch der General sein Kommando nur infolge seiner bürgerlichen Eigenschaften: sobald er nicht mehr in Dienst ist, tritt er in den oräre civil zurück. Die Soldaten selbst sind auch nur Kinder der Bürger. Die Armee ist die Nation. Wenn man die Armee losgelöst von allen ihren Verbindungen betrachtet, sieht man deutlich, daß sie kein anderes Gesetz als die Gewalt kennt; mit dieser bringt sie alles in Beziehung, sie kennt nichts anderes als sie. Der Bürger dagegen kennt nur das allgemeine Wohl. Die Eigenheit des Militärs ist alles despotisch zu wollen, die des bürgerlichgesinntcn Menschen alles zu diskutieren, zu prüfen, zu überlegen. Es sind da verschiedene Prismen, die oft genug täuschen, indessen eine Diskussion bringt die Wahrheit ans Licht. Ich zögere daher nicht den Vorrang unbedingt dem Bürgertum zuzusprechen. Wenn man die Menschen in Militärs und Bürger einteilen wollte, hätte man zwei orclre», aber keine Nation. Wenn man Ehrungen nur den Militärs zu- kommen lassen wollte, wäre eine solche Bevorzugung noch schlimmer, denn dann bedeutete die Nation nichts." Und dieser Soldatenkaiser ließ 1302 durch Berthier, damals Kriegsminister, aufs neue durch Zirkular an die Korpskommandanten einschärfen, „daß ein Soldat ein den militärischen Gesetzen unterstehender Bürger ist". Bei Erzessen der Militärschüler in Metz läßt sich der Kaiser später ganz in demselben Sinne vernehmen: „Die erste Pflicht der jungen Leute ist die Achtung vor der bürgerlichen Autorität. Sie sollen sich nicht für berechtigt halten, Impertinenzen zu begehen und die dreisten Mutwilligkeiten nachzuahmen, deren sich ehemals die jungen Offiziere erdreisteten; sie sollen wissen, daß Bürger ihre Väter sind, und daß sie selbst nichts anderes als Kinder der Familie sind."
Allerdings war und blieb Napoleon ein Gegner der Parlamente, besonders in Frankreich, und er hielt eine starke Regierung für notwendig. Aber indem er, wie Lebrun es ausführte, Frankreich innerlich wieder zu einigen wußte und den oräre civil, wie er es selbst nannte, aufrichtete, führte er für dieses Land eine neue Epoche herauf und nicht nur für dieses, sondern für die Welt, da die anderen Staaten das Schwergewicht seines Beispieles zwang ihm zu folgen. Vor allem rettete er für Frankreich die Ergebnisse der Revolution und stellte es durch seine Herrschaft, durch das eisenfeste Gefügt des von ihm errichteten Staates vor jeder ernsthaft gemeinten Reaktion für alle Zeiten sicher. Durch seinen Frieden mit der Kirche erreichte er die Legalisierung der ungeheuern Säkularisierung ihrer Güter, durch die Gesetzgebung machte er die politische Gleichheit aller Franzosen zum Grundstein der Staatsverfassung. Damit war die Gefahr neuer Erschütte- rungen, die den ganzen Staat in Mitleidenschaft ziehen mußten, vermieden. Und auf dieser Basis der rechtlichen Gleichheit baute er nun den neuen Staat auf,

dem er die Einheit der Rechtsprechung und die Einheit der Verwaltung gab.
Dieses so geeinte aufblühende Frankreich, in den Händen eines Napoleon, mußte
die erste Macht der Welt werden. Diese Verwaltung, die er einrichtete, die
dazu bestimmt war, die durch Gesetze geregelte Staatsmaschinerie in Gang zu
halten, erfuhr eine so straffe Organisation, daß sie dem Staatschef eine ungeheure,
weit über das Gesetz hinausgehende Gewalt gab. Diese straffe Zentralisierung
gewährte ihm die Möglichkeit, zu jeder Zeit die Kräfte des Landes zu kennen
und zu verwerten, und die zahlreiche Beamtenschaft die, seine Auffassungen ständig
zur Geltung zu bringen, auf verschiedenen, durchaus legalen Wegen. Diese
ständige Anspannung aller Kräfte, die unerbittliche Befolgung des Gesetzes oder
der Verordnung, die unablässige Kontrolle ließen die Regierung Napoleons vielen,
besonders den höheren Schichten, als eine harte, despotische erscheinen, so daß so-
gar der Kanzler Rußlands, Rumantzoff, sagen konnte, seine Herrschaft sei doch
etwas hart. Natürlich: Ausnahmen zugunsten privilegierter Stände kannte sie
nicht. Man darf wohl Napoleon als den Begründer des modernen Beamten-
staates ansehen. Denn alle Staaten haben ihn im Lauf der Zeit angenommen,
mit gleich starker oder etwas schwächerer Betonung des Prinzipcs der Zentralisie-
rung. Meist aber mit Verschlechterung des obersten Grundsatzes, den Napoleon
nie aus den Augen verloren hat, gemäß seinem Worte: „il n'.v n p»» en I'rauce
uu Iiomme plu» <?ivil yue moi," nämlich daß der orclre elvi!, wie er sich aus-
drückte, im Staate zu entscheiden, und daß diesem sich alle anderen Kräfte unter-
zuordnen hätten. Gewiß war sein Regiment ein hartes, aber er lebte auch in
einer harten Zeit. Und ehe man stets über die unterdrückte Presse, über die diskre-
tionäre Gefangenhaltung einiger Hundert Menschen, die starke Unterbindung
politischer Betätigung jammert, sollte man zusehen, wie es denn in diesen Be-
ziehungen in anderen Staaten damals aussah. Dann wird man wohl weniger
von Despotismus und Polizeiwillkür im Frankreich Napoleons I. reden, das
jedem eine rechtliche Sicherheit, eine bürgerliche Geltung gewährte, wie in keinem
anderen Staate sonst. Und die Zeiten der heiligen Allianz haben alles weit in
den Schatten gestellt, was wirklich an Ungesetzlichkeit und Härte im kaiserlichen
Frankreich vorgekommen sein mochte. Man darf ja auch nicht vergessen, daß
Napoleon erst das neue Frankreich schaffen mußte, nicht ohne das Widerstreben
der Anhänger der alten Ordnung, die eben unter dem neuen gesetzmäßigen Zu-
stand Kraft zum Widerstand fanden, und die da glaubten, nach ihrem Gefallen
die schwere Arbeit des Neubaues stören zu dürfen. Hier hat Napoleon mehrmals
mit schonungsloser Härte durchgegriffen, einer Härte, die man nicht müde wurde,
gegen ihn nachdrücklichst auszubeuten. Man kann diese Härte zugeben, aber doch
fragen müssen, ob das Staatswohl diese nicht zur unumgänglichen Notwendigkeit
machte. Als Napoleon daran ging, das neue Frankreich zu gründen, mußte er
als obersten, unverbrüchlichen Grundsatz aufstellen, daß diese Neuordnung für
alle Franzosen ohne Unterschied bindend sei, daß, wer sich dagegen vergehe, Vater-

landsverräter und demgemäß zu behandeln sei. Er konnte sich nicht auf Aus-
einandersetzungen einlassen mit den Vertretern der alten, durch die Revolution
beseitigten Ordnung, nicht nach dem moralischen Recht oder Unrecht fragen. Er
konnte nur alle Franzosen einladen, mitzuarbeiten an dem Werk und die Ver-
gangenheit ruhen zu lassen. Die Attentate auf ihn zeigen aber deutlich genug,
daß den Feinden der neuen Ordnung, deren Träger er war, jedes Mittel, Frank-
reich von einer Konsolidierung zurückzuhalten, recht war. Da griff Napoleon
mit eiserner Faust zu, bei der Verschwörung Cadoudals und bei dem Herzog von
Enghien. Dieser letztere Fall hat das Andenken Napoleons am schwersten be-
lastet. Es gilt heute als erwiesen, daß der Herzog weder an einer Verschwörung
beteiligt, noch Mitwisser einer solchen war, daß er lediglich einer Prinzessin
Rohan wegen in Ettenheim lebte. Dennoch ließ der Erste Konsul diesen unter
Verletzung des Völkerrechtes gefangen nehmen, nach Vincennes bringen, vor ein
Kriegsgericht stellen und sofort nach dessen Spruch erschießen. Noch in seinem
Testament auf St. Helena hat er ausdrücklich die Verantwortung für diese Tat
auf sich genommen, nachdem man Savarn als eigentlichen Urheber hingestellt hatte.
Er sagt, die Ehre und die Ruhe Frankreichs hätten die Erschießung Enghiens ge-
fordert. Es ist nun eine unumstößliche Tatsache, daß die Bourbonen, mit der von
Napoleon selbst stets hervorgehobenen Ausnahme Ludwigs XVIII., allen voran
der Graf v. Artois, gegen ihn konspirierten und kein Mittel scheuten, ihre Ab-
sichten durchzusetzen. Demgegenüber wollte und mußte er sich Ruhe verschaffen.
Da griff er zu den stärksten Mitteln der Repressalien, indem er das Gesetz,
daß kein Franzose bei Lebensstrafe gegen sein Vaterland kämpfen dürfe, benutzte, um
Enghien zu verderben und den Bourbons zu zeigen, daß niemand zu hoch stände,
um nicht dem Gesetze untertan zu sein. Ein ungeheures Aufsehen machte damals
die Tat, eine größere Bedeutung hat sie noch heute in der Geschichte für die Be-
urteilung Napoleons. Man wird sich in erster Linie fragen müssen: war das
Spiel des Einsatzes wert? Und da wird man unbedingt bejahend antworten
müssen. Napoleon handelte geradezu in Notwehr für sein eigenes stets bedrohtes
Leben und mehr noch für die Ruhe und die Zukunft Frankreichs. Denn das
darf man wohl sagen, seine Beseitigung etwa im Iahre 1803 oder 1804 wäre
das Signal zu einem furchtbaren Bürgerkrieg gewesen, dessen Ende eine Reaktion
hätte sein müssen, die das Land um alle seine Errungenschaften der Revolution
gebracht und es für lange Zeit aus der Reihe der maßgebenden Völker Europas
gestrichen hätte. Die Bourbonen und ihr Anhang hatten damals noch auf keine
ihrer Hoffnungen einer völligen Restitution des alten Frankreichs Verzicht ge-
leistet. Iedenfalls erreichte Napoleon mit seinem schonungslosen Vorgehen seinen
Zweck fast vollkommen: keine Verschwörung wagte des Landes Ruhe mehr
zu stören.

Der Friede von Amiens war das glänzende Ende des dem Ersten Konsul
vom Direktorium vererbten Krieges gegen England. In England wie in Frank-

reich war man allgemein in allen Schichten des Volkes begeistert, daß der unselige Zwiespalt beigelegt war. Die Freude dauerte nur kurze Zeit, etwa 1V-- Iahre: dann brach der Krieg von neuem aus, um erst mit dem Sturze des Imperators sein Ende zu finden. Der Bruch des Friedens von Amiens gilt als Prüfstein für die Beantwortung der Frage, ob Napoleon wirklich nur durch England zu seinen von da an unaufhörlich sich folgenden Kriegen veranlaßt war, oder ob seine eigene Herrschgier, die „Eroberungsbestie" in ihm, diesen Bruch absichtlich herbeiführte. Diese ganze sogenannte Streitfrage ist eine ziemlich müßige, die nur Anlaß gibt zu mehr oder minder zwecklosen Büchern oder Meinungsäußerungen von Historikern, die am Äußerlichen haften bleiben. Eine der neuesten, von A. Wahl, geht dahin, daß man gerade aus Napoleons Verhalten in dieser Angelegenheit sein eigentliches Wesen erkennen könne. Er meint: „Aus der Betrachtung des Bruches des Friedens von Amiens kann man nun aber eine befriedigende Antwort gewinnen. Napoleon will zwar theoretisch den Frieden wenigstens für einige Zeit, aber einen Frieden mit unbedingter Vorherrschaft über Europa, wie sie das unbesiegte England nicht zu dulden gewillt war und nicht dulden konnte. In letzter Linie ist also seine Politik für den Wiederausbruch des Krieges verantwortlich. (Ähnliches gilt für den Wiederausbruch des Krieges gegen Österreich unter dem Direktorium 1799 und wieder 1805 und 1809.)" Und einige Zeilen weiter: „Es ist kein Zweifel, daß es in Napoleons Hand lag, sich nach dem Friedensschluß in Europa und der Welt so gemäßigt zu verhalten, daß keine englische Regierung damals den Krieg gewünscht hätte, oder auch nur in der Lage gewesen wäre, ihn ihrem Parlament gegenüber zu vertreten. Es waren die Übergriffe Napoleons in Europa, es waren vor allem seine großartigen Pläne und Unternehmungen in der maritimen und Kolonialpolitik, welche in England den Willen zum Krieg hervorbrachten. Diese sind es zweifellos gewesen, die den Krieg hervorbrachten. Insofern ist unzweifelhaft Napoleon für den Krieg verantwortlich .... Er glaubt sich ihnen (den Staaten Europas) gegenüber alles erlauben, ihre Ehre mit Füßen treten und dochdenFrieden erhaltenzu können. Dieser jakobinische Einschlag ward zum Verhängnis seines Lebens." Eine einseitigere Beurteilung kann man sich kaum denken. Denn warum sollte Frankreich ohne weiteres Englands Oberherrschaft zur See anerkennen, warum auf seine kolonialen Pläne um Englands willen verzichten? Frankreich war unter Ludwig XIV. die England überlegene Seemacht gewesen, abdanken zugunsten dieses Feindes, sang- und klanglos, ist doch das Verlangen, den politischen Selbstmord zu begehen!

Weltherrschaftspläne werden nie ohne Krieg ihre Ausführung finden können. Ein solcher Gegensatz beherrschte aber das Verhältnis von England und Frankreich. Demgegenüber ist es vollkommen gleichgültig, wer den ersten Kanonenschuß abgefeuert hat: der Krieg als solcher war unvermeidlich. Daß er die ganze Welt in Mitleidenschaft zog, daß er den Charakter eines Kampfes bis

aufs Messer annahm, lag in der Größe der beiden Gegner. Denn es ist eine Tatsache, daß nicht das englische Volk den Krieg wollte, auch nicht das Parlament, einzig und allein die Regierung war es, die bewußt sich bemühte ihn herbeizuführen: nie war wohl ein Land von entschlosseneren und kühneren Staatsmännern geleitet, als damals England, die in genauer Kenntnis des Siegespreises diese ungeheuere Verantwortung auf sich nahmen, das einmal begonnene Werk mit Zähigkeit und Unermüdlichkeit durchführten, mochte das Vaterland auch manchmal am Rande des Verderbens stehen, mochten auch Männer wie Pitt und For dahingehen; an ihre Stelle traten andere desselben kühnen Geistes.

Napoleon verfolgte, solange die Umstände es gestatteten, den einzig richtigen Plan, England direkt anzugreifen: denn Herr seines Landes oder auch nur der wichtigsten Hafenplätze, konnte England die Seemacht wenig oder gar nichts helfen. Seine Landungspläne sind bekannt, ebenso daß sie vereitelt wurden mehr durch die Zaghaftigkeit seines Admirals Villeneuve, als durch das besondere Geschick der englischen Seehelden. Villeneuve wagte es nicht, die noch getrennt agierende englische Flotte anzugreifen, sondern machte von Napoleons Erlaubnis Gebrauch, unter Umständen sich nach Cadir zurückzuziehen. Dadurch ermöglichte er den Engländern, ihre Flotten zu vereinigen und ihn vernichtend bei Trafalgar zu schlagen. Zu den Absonderlichkeiten der Geschichtsschreibung dieses Zeitraumes gehört auch die eifrig ventilierte Behauptung, Napoleon sei es gar nicht ernst gewesen mit seinen Landungsplänen, er habe durch das Lager bei Voulognc nur die Ansammlung ansehnlicher Truppenmassen verdecken wollen. Es ist nun von militärischer Seite, von L. Krauß in der genannten Schrift, darauf hingewiesen worden, Haß in Boulogne kaum ein Drittel der Armee (ca. 140 000 von insgesamt 400 000) zusammengezogen war, sowie daß die Ausrüstung der Artillerie geradezu für die Landung berechnet war, eben in dem fast gänzlichen Mangel an Pferden. Ferner, und das dürfte ein Hauptgrund sein, daß Napoleon nicht ungezählte Millionen für dieses Projekt ausgegeben hätte, falls es ihm mit dessen Ausführung nicht ernst war, während ihm beim Beginn des Krieges 1805 das Geld zu den Löhnungen sogar fehlte. Allerdings hat er sich in dem angegebenen Sinne Metternichs im Iahre 1810 geäußert: ein Beweis, wie man auch bei unanfechtbaren Äußerungen Zweck und Zeitpunkt genau mit in Rechnung ziehen muß, um zu einem richtigen Verständnis zu gelangen. Die Schlacht bei Trafalgar vernichtete Napoleons Hoffnungen und bestätigte in ihren Folgen nur seine Befürchtung, er werde nunmehr England auf dem Festland bezwingen müssen.

Denn der Lage der Dinge nach mußten die Kontinentalstaaten Englands Sache als die ihrige betrachten: mochte England seine Suprematie zur See behalten, das konnte sie nicht sehr anfechten, zumal unter den Großmächten keine einzige größere maritime Interessen zu vertreten hatte, aber den llbergang der Seeherrschaft auf Frankreich, der weitaus bedeutendsten und neuerdings so furchtbar gewordenen Festlandsmacht konnten sie nicht dulden, das mußte ihre eigene Bc»

Wegungsfreiheit, ja, ihre Lebensbedingungen in Frage stellen. Eine so völlige Verschiebung, vielmehr gänzliche Aufhebung des europäischen Gleichgewichtes hieß abdanken zugunsten des einen Landes, hieß Mediatisierung aller anderen, war die Herstellung der Universalmonarchie, die zu bekämpfen man schon hundert Jahre früher alle Kräfte angestrengt hatte. Selbstverständlich machte sich Eng« land diese Situation zunutze und schürte allerorten und unterstützte mit allen Mitteln die neue dritte Koalition, nicht ohne den schönen Anschein zu erwecken, nur um die Freiheit Europas zu kämpfen. Dasselbe behauptete Napoleon übrigens auch nicht ohne Unrecht. Denn die Engländer hatten eine Auffassung vom Seerecht, die sämtlich« Meere einfach ihrer diskretionären Gewalt unterstellte, ein Schlag dem wirklichen Rechte ins Gesicht. Gegen diese Vergewaltigung Europa zu schützen, bezeichnete Napoleon als seine Aufgabe, um deretwillen allein man ihn unterstützen müsse. Der Krieg wurde durch Austerlitz zu seinen Gunsten entschieden. Österreich schloß Frieden, Alerander ging nach Hause. Aber nicht in dem Länderverlust Österreichs lag die Bedeutung des Krieges, sondern in dessen Hinausdrängen aus Deutschland, in der Bildung des Rheinbundes, der erst der Stellung Frankreichs die notwendige Basis gak.
Die einzige Macht, die noch als von Bedeutung in Betracht kam, war Preußen, das aber nicht nur seit dem Frieden von Basel eine quietistische, mit seinen Ansprüchen in Widerspruch stehende Politik trieb, sondern auch in der Tat leine eigentliche Großmacht vorstellte, obwohl es die Prätentionen einer solchen erhob. Preußens und seine eigene Stellung hat Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand klar und richtig dargestellt: „Ich kann keine wirkliche Allianz haben mit irgend einer der großen Mächte Europas. Die ich mit Preußen habe, ist auf Furcht gegründet, dieses Kabinett ist derartig verächtlich, sein Souverän so charakterlos und sein Hof so beherrscht von jungen Offizieren, die nach Abenteuern dürsten, daß auf diese Macht nicht zu zählen ist. Sie wird handeln in Zukunft wie bisher: sie wird rüsten, in Angst bleiben, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger arrangieren." (Napoleon an Talleyrand 12. 3. 1806.)
Es war eben das Gewicht der Tatsachen, das Preußen zu einer Entscheidung drängte: entweder mußte es mit Napoleon paktieren, d. h. eine abhängige Macht werden, der gleichwohl eine große Bedeutung beigewohnt hätte, vor allem bei etwaigen Fehlschlägen des französischen Kaisers, oder es mußte seine volle Unabhängigkeit zu wahren versuchen durch einen Krieg, der mit der größten Wahrscheinlichkeit mit seiner Niederlage enden würde. Es tat den letzten Schritt zu seiner Rettung nur, um in die tiefste Abhängigkeit von Napoleon zu kommen, der seiner Abneigung gegen Friedrich Wilhelm III., gegen seine inkonsequente und unwürdige Politik keine Zügel anlegte. Der überaus harten Behandlung Preußens liegt vielleicht aber auch die tiefe Verstimmung zugrunde, durch dieses Land in wesentlichen Teilen seiner Politik gehemmt worden zu sein. Napoleon hatte keine Mühe gescheut, Preußen auf seine Seite zu ziehen, noch während des

Feldzuges: ein ihm verbündetes Preußen wäre das Glacis gegen Rußland gewesen; so war und blieb es aber ein Glacis gegen Frankreich. Denn darüber war Napoleon nach Tilsit sich klar, daß er auf Preußen niemals zählen könne, daß es nur gezwungen im Fahrwasser seiner Politik segelte, daß es nach wie vor Rußlands Freund bleiben werde. Tilsit bedeutet einen Wendepunkt in der äußeren Politik Napoleons nicht in den Zielen, aber in den Mitteln. Das Ziel blieb in der Hauptsache die Bekämpfung Englands und die Stärkung der Position Frankreichs auf allen Punkten, daß nichts ohne seine Mitwirkung geschehen konnte. Gerade Tilsit zeigte, wie weit Napoleon davon entfernt war, eine „Eroberungsbestie" ;u sein. Wir wissen heute ganz genau, durch die Briefe Aleranders an die Großfürstin Katharina, daß dessen Lage nach Friedland eine völlig verzweifelte war. Er konnte eine Fortsetzung des Krieges gar nicht mehr wagen, denn die total geschwächte Armee war des Krieges müde und der Ausbruch einer Revolte jeden Augenblick zu fürchten. Weitere Truppen hatte der russische Kaiser nicht mcbr in Reserve. Mochte Napoleon auch die Beendigung des Krieges willkommen sein, er war wie nie wieder so Herr der Sachlage, der die Bedingungen vorschreiben konnte, auch die drückendsten, der Gegner mußte sie annehmen. Dennoch baute er Alerander, dessen Lage ihm ganz sicher bekannt sein mußte, goldene Brücken mit einer nach solchen Erfolgen seltenen Großmut. Natürlich aus politischer Berechnung.

Rankes Ansichten über den Frieden von Tilsit zeigen eine solche Einsicht in die politischen Beweggründe beider Herrscher, Napoleons wie Alexanders, daß sie auch heute noch volle Geltung besitzen. Er meint: „Eine Abkunft mit Napoleon bot auch für den Zaren große und unbestrittene Vorteile dar, wenn er nur die Ideen des Bartensteinschen Vertrages fallen ließ. Diese waren durch das Ereignis von Friedland unausführbar geworden. Der revolutionäre Kaiser hatte nochmals einen Sieg über die Koalition, an deren Wiederherstellung man arbeitete, davongetragen .... Auch für Napoleon bot es eine große Aussicht, wenn er Rußland bewog, sich seinem System überhaupt anzuschließen. Hatte er nicht den Krieg gegen Preußen hauptsächlich deshalb unternommen, weil er in demselben eine Vorhut von Rußland, und wie die Dinge damals standen, zugleich von England erblickte? In der erwähnten Botschaft an den Senat wird diese Absicht, nach welcher sein Krieg gegen Rußland zugleich gegen England gerichtet war, mit Bestimmtheit ausgesprochen."

Ohne sich selbst zu engagieren, war der Ring im wirtschaftlichen Kampf gegen England geschlossen, wenn er Rußland zum Übertritt auf seine Seite vermochte und zwar zum freiwilligen Übertritt. Er bekam auf Zeit wenigstens die Hände im Osten frei und konnte sich selbst mit seiner ganzen Energie gegen Westen wenden, um auch hier Englands Handel die Riegel vorzuschieben. Denn den unglaublichen Anmaßungen Englands auf dem Meer wollte er jetzt zu Land mit Repressalien begegnen, wie er sie in der Kontinentalsperre im Berliner

Dekret von 1306 und später in dem Mailänder und im Tarif von Trianon vor-
schrieb und sofort auf das ganze mittelbar oder unmittelbar von ihm abhängende
Europa ausdehnte. Er wollte Englands Handel tödlich treffen und weiterhin
England zum Bankerott bringen. Man kann die Kontinentalsperre vom
theoretischen, volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachten, von welchem man will,
sein Vorhaben ist Napoleon beinahe geglückt: England hat furchtbar unter dieser
gelitten und war der Erschöpfung nahe. Die plötzliche Aufhebung und deren
rücksichtslose Ausnützung hat dann später die Verluste schnell ausgeglichen. Man
hat nun schon mehrfach die Frage aufgeworfen, warum Napoleon seinen
ersten Gedanken, Preußen von der Landkarte verschwinden zu lassen, nicht aus-
führte. Die Antwort muß lauten, wie es der Friedenstraktat ausdrücklich sagt:
nur die Rücksicht auf Alerander hinderte ihn. Napoleon wollte an Alerander
einen freiwilligen Bundesgenossen gewinnen, der ihn in seinem Kampfe gegen
England auch wirklich unterstützte. Deswegen schonte er dessen Ehrgefühl und
beließ dem König von Preußen eine wenn auch kleine Eristenz, die nach dessen
Ansicht immer noch besser war als keine. Diese Großmut Napoleons war ein
Geschenk an den russischen Kaiser. Die Beurteilung des Friedens von Tilsit
leidet immer noch darunter, daß man glaubt, Alerander habe noch die Macht
gehabt, um seinerseits Zwang auf Napoleon ausüben zu können. Alerander war,
wie bereits erwähnt, dem Sieger einfach ausgeliefert. Er selbst hat seiner
Schwester Katharina seine Lage als völlig verzweifelt geschildert. Er schreibt
dieser am 17. Iuli 1807: „Gott hat uns gerettet: statt mit Opfern, gehen wir
aus diesem Kampf mit einer Art Glanz hervor. Aber was sagst Du zu diesen
Ereignissen? Ich, meine Tage zubringen mit Bonaparte, stundenlang im
t^te k tste mit ihm. Ist das nicht alles ein Traum? Mitternacht ist vorüber
und eben erst ist er von mir fortgegangen. Ach, ich wollte, Du könntest unsicht-
bare Zeugin sein von allem, was vorgeht." Wie sticht dieser Brief ab von der
in Tilsit zur Schau getragenen Bewunderung Napoleons, die Friedrich Wil-
helm III. als weit übertrieben der Königin Luise gegenüber kritisierte. Alerander
war sich der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage bewußt. Sagte er doch
noch 1809 zu seiner Mutter, als die Rede davon war, die Großfürstin Anna mit
Napoleon zu vermählen, er brauche noch vier bis fünf Iahre, ehe er an einen
Krieg mit Frankreich denken dürfe. Daher 1807 das Gefühl, einer ungeheueren
Gefahr entronnen zu sein. Dies muß man festhalten, um den Friedenstraktat
richtig einzuschätzen. Ließ Napoleon Preußen, wenn auch stark reduziert, bestehen,
mußten die Dinge derartig arrangiert sein, daß es dennoch faktisch in seiner Hand
blieb. Polen mußte eine Organisation erfahren, die es zu einer steten Bedrohung
Rußlands, zum Vorposten Frankreichs machte. Um diese Tatsache besser
zu verschleiern, gab er Polen dem König von Sachsen: dadurch erreichte Napoleon,
daß die vorauszusehenden Unstimmigkeiten wegen Polen ihn nicht ohne weiteres
direkt in Mitleidenschaft zogen.

Es wird nun als sichere Tatsache behandelt, daß Napoleon in Tilsit im
Beginn der Verhandlungen Alerander Polen als Königreich angeboten habe.
Kurakin und Czartoryski sowie Bray werden als Zeugen für ein in dieser
Richtung ergangenes Anerbieten Napoleons an den russischen Kaiser genannt.
Es sei bei dieser Gelegenheit an eine Meinungsäußerung des Großfürsten
Nicolaus Mikchailowich, des Herausgebers der Gesandtschaftsberichte Caulain«
courts sowie des Briefwechsels Aleranders mit der Großfürstin Katharina und
wertvoller historischer Monographien, erinnert. Eben in der Einleitung zu den
Berichten Caulaincourts behauptet der Großfürst, daß die Angriffe der Gegner
des Tilsiter Bündnisses aus der Umgebung des Zaren sich zu Unrecht gegen
Budberg gerichtet hätten. Er fährt dann fort: „Ich kann darin nur einen außer-
ordentlich charakteristischen Fall sehen, der klar zeigt, wie Männer, die wie die
Grafen Stroganow und Novolssitzow in der nächsten Umgebung des Souveräns
sich befanden, sich über die wahren Beweggründe dergestalt täuschen konnten,
daß dieser sich einem neuen Einflusse und zwar eines ihm so wenig vertrauten
und so sehr im Alter verschiedenen Mannes wie des deutschen Balten Budberg
einfach ausgeliefert hätte. Aber diesen Irrtum teilten noch viele andere, auch die
ganze Petersburger Gesellschaft, die glaubte, Alerander habe sich ganz in die
Hände Bonapartes gegeben und die russischen Interessen dem Prestige Napoleons
geopfert."
Die an diese Bemerkung zu knüpfenden Erwägungen können schon an sich
den Wert der beigebrachten Zeugnisse für eine Wiederherstellung Polens unter
dem Zepter des russischen Kaisers vermindern.
Wichtiger als diese Zeugnisse ist aber eine Äußerung Napoleons zu dem
Fürsten Kurakin: „Warum ist Kaiser Alerander in Tilsit nicht auf meine ersten
Bedingungen eingegangen, dann brauchte er sich heute nicht um Polen zu be-
unruhigen." Eine andere Deutung als das vorerwähnte Angebot, die Krone
Polens zu nehmen, läßt diese Äußerung kaum zu. Dann aber muß man an-
nehmen, daß Napoleon dieses Anerbieten unter der Voraussetzung machte, daß
er ganz Preußen für sich nahm und die schon entworfene Proklamation: das Haus
Brandenburg hat aufgehört zu regieren, zur Tat werden ließ. Daß Napoleon
Alerander ungern nachgab, zeigen die schon erwähnten Bedingungen von
schonungsloser Härte für Preußen und die Behandlung der polnischen Frage voll
Mißtrauens gegen Rußland, aber anch, wie sehr Napoleon darum zu tun war,
wenigstens auf Iahre hinaus im Osten die Hände frei zu bekommen. Er mochte
bei der enormen Erschöpfung Rußlands auf eine lange Zeit der Ruhe auf dieser
Seite der Welt hoffen. Aber nachdem Alerander sich dem Projekte Napoleons
versagt und diesen dadurch genötigt hatte, Preußen wieder zu restituieren, dessen
König er in seinem erwähnten Gedankengange zuerst gar nicht empfangen wollte,
konnte auch keine Rede mehr davon sein, Polen auch nur dem Einflusse Rußlands
zu überlassen, weder damals noch später. Denn welche Gründe waren es, die

den Zusammenstoß zwischen den beiden Kaisern 1812 herbeiführten? Napoleon wollte die Kontinentalsperre erzwingen und Alerander die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens für alle Zeiten verhindern. Und welchen Grund sollte Napoleon gehabt haben, Alerander 1812 zu verweigern, was er ihm 1807 angeboten haben soll? Polen ist der rote Faden, der sich durch das Gewirre der französisch-russischen Verhandlungen seit Tilsit schlingt. Hätte Napoleon Polen preisgeben wollen, so hätte er auf viele Iahre hinaus auf die Freundschaft nicht nur Aleranders, sondern auch Rußlands zählen können. Polen bedeutete für Rußland, wie es Metternich ausdrückt, seine eigentliche europäische Besitzung, für Napoleon den Damm, an dem sich die russische Flut brechen sollte. Ein unabhängiges Polen hieß: bis hierher und nicht weiter für Rußland, ein unter dem Einflusse eines Napoleon stehendes Polen drohte jeden Augenblick ein Sturmbock gegen den verhaßten Nachbar zu werden. Schon 1809 äußert der Kanzler Rumantzoff zu Graf Eaulaincourt, dem französischen Gesandten: „Um eine Restitution Polens zu verhindern, sage und wiederhole ich, werden wir Opfer bringen bis zum letzten Mann, ja unser Hemd verkaufen." Und zu derselben Zeit des österreichischen Krieges, der die Möglichkeit einer Verwirklichung des gefürchteten Planes nicht ausgeschlossen erscheinen ließ, bezeichnete Alerander, wie Caulaincourt an Champagny berichtete, diese Wiederherstellung als völlig außerhalb jeder Diskussion stehend. Ia, er sagt in einer Audienz: „Kaiser Napoleon täuscht sich darüber, die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verständigen, wenn von einer Wiederherstellung Polens die Rede ist." Eine besondere Schärfe dieses Ausspruches liegt darin, daß er eine direkte Antwort auf eine Bemerkung Napoleons war. Und dieser hat in einer eingehenden Konferenz am 16. August 1811 mit seinem Staatssekretär Marct, Herzog von Bassano die Frage erörtert, ob der Friede mit Rußland aufrecht zu erhalten sei ohne Preisgabe Warschaus, deren Niederschlag in einem Schriftstück als trav»U 6e l'«rupereur erhalten ist. Darnach bedeutet die Annerion Polens durch Rußland zusammen mit dem eben eroberten Finnland, Moldau und Walachei eine Vergrößerung dieses Reiches, die es außer jeder Proportion mit den anderen großen Mächten setzte. Das wäre geradezu die im Süden Europas gefürchtete Revolution, „das Interesse Frankreichs, dasjenige Deutschlands, das Europas verlangt die Aufrechterhaltung der Integrität des Großherzogtums Warschau." Beharre Rußland bei seiner Haltung, so müsse der Kaiser eventuell den Frieden von Tilsit, das Großherzogtum Warschau zu verteidigen, den Degen ziehen. Bezeichnend ist, daß in diesem Erpos6 die polnische Angelegenheit ausdrücklich als unvermeidlich zum Kriege führend hingestellt wird, nicht aber die Zollschwierigkeiten seitens Rußlands.

Napoleon glaubte an Alerander eine moralische Eroberung gemacht zu haben. In diesem Falle hatte sich der geniale Menschenkenner täuschen lassen. Der russische Herrscher hatte keinen anderen Gedanken, als seinen Gegner von Auster-

litz und Friedland zu verderben. Alerander gilt auch heute noch in der Geschichtsschreibung als eitel, wankelmütig, unzuverlässig und von einem Ertrcm ins andre fallend, total abhängig von seiner Umgebung. Ein solches Urteil ist ganz falsch. Nicht minder, wenn Vandal ihn einen Träumer nennt. Alerander war allerdings Eindrücken gegenüber sehr zugänglich, so daß er ganz in ihnen aufging und sich auch sozusagen seelisch drapierte. Es war ihm aber in dem Augenblick durchaus ernst: diese Eigenschaft mochte dem oberflächlichen Beobachter ihn als unzuverlässig und wankelmütig erscheinen lassen. In Wirklichkeit war er ein zäher, ausdauernder, mit allen Mitteln kämpfender Gegner, der sich durch kein Hindernis von seinem Ziel abbringen ließ. Das hat Napoleon zu seinem Schaden erfahren: denn ohne Aleranders nachhaltige Energie, die er dem eigenen Lande gegenüber beweisen mußte, wäre dieser wohl kaum gestürzt worden. Die Eigenschaft, sich mit der Notwendigkeit abzufinden, mochte den Eindruck der Charakterschwäche noch verstärken. So erfahren wir aus einem Briefe der Kaiserin-Mutter an die Großfürstin Katharina, daß der Kaiser diese Napoleon zur Gemahlin gegeben hätte, auch gegen den Willen der Mutter, wenn dieser in Erfurt um sie gebeten hätte. Ebenso demonstriert er nur brieflich gegen die Thronentsetzung seines Onkels, des Herzogs von Oldenburg. Denn seine Furcht vor dem französischen Kaiser war eine ganz gewaltige. Er kannte allerdings auch die Schwäche Rußlands. Und so verbirgt er seinen Haß, seine Furcht unter freundschaftlichen Beteuerungen, die er nicht müde wird, Caulaincourt immer und immer wieder zu wiederholen, harrend auf den Tag der Vergeltung.

Napoleon hatte unterdes die Zeit der Ruhe im Osten dazu benützt, um im Westen sein Werk der Niederwerfung Englands der Vollendung nahe zu bringen und Spanien zu erobern begonnen. Dieser spanische Krieg war eine logische Folge seines Systems: wollte er England vom Kontinent absperren, mußte er ihm den Zugang zur spanischen Halbinsel nehmen, und das war bei der notorischen Freundschaft Portugals für seinen Erbfeind, bei der stets den Umständen sich anpassenden spanischen Regierung nur durch völlige Unterwerfung möglich und ausführbar. Aber gerade in diesem Unternehmen sah die Welt den Beweis der Unersättlichkeit. Die Furcht, einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, trieb Österreich 1809 in den Krieg. Nochmals triumphierte der französische Kaiser. Durch seine Heirat mit der österreichischen Erzherzogin schien seine Herrschaft eine neue feste Basis erhalten zu haben. Indessen mußte Napoleon den Bogen immer straffer anspannen und schließlich überspannen. Denn nicht das einzelne Unternehmen, nicht der spanische Krieg, nicht der russisch« Feldzug oder die preußische Erhebung hätten den Imperator zu stürzen vermocht, aber sie alle zusammen brachten ihn zu Fall.

Mit kongenialem Scharfblick hat Goethe die tiefste Ursache von Napoleons Sturz mit den Worten gekennzeichnet: Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee

zu opfern. Eben als Vertreter der Idee einer Beherrschung Europas, ja der Welt, durch Frankreich, fühlte er sich; darum konnte er keinen Frieden schließen, der ihn, den Kaiser, zum König von Frankreich gemacht hätte, den Tatsachen nach. Denn eben in deren Verfechtung beruhte zum nicht geringen Teil seine Daseinsberechtigung. Diese preisgegeben, würde er mit großen Schwierigreiten im Innern zu kämpfen gehabt haben, da die Nation nicht mehr den von ihr unter seiner Führung behaupteten Platz in der Welt eingenommen hätte. Daß Ludwig XVIII. das nicht vermochte, machte den „Adlerflug" von Frejus bis zum Notre Dame erst möglich. In einer Gedankenwelt lebend, die die Eristenz von Einzelvölkern als selbständige Institutionen im Reich nicht anerkannte, mußte Napoleon in einen Konflikt mit den diese Idee vertretenden Völkern germanischer Rasse geraten, der nur mit seinem Untergang enden konnte. Für Frankreich war seine Regierung Rettung vor der Revolution und der Reaktion. Und damit gab er der Welt das Ergebnis der Revolution unverletzt späteren Geschlechtern weiter: das Aufleben des einzelnen Menschen als politische und soziale Persönlichkeit, also das Problem, dessen Lösung uns bis heute noch nicht gelungen ist.

„Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es bei dem ersten Blick wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte und zwar geistige, Leben hervorbringende schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktion zu bringen sind sie nicht, aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Eindruck, bestreiten, befreien, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben und Vergehen, in ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle höherer Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte.

Sind wir nun von einer geistigen Gewalt angegriffen, so müssen wir ihr geistige Kräfte entgegensetzen. Dem Übergewicht, das eine andere Nation über uns zu bekommen droht, können wir nur durch die Entwicklung der eigenen Nationalität begegnen. Ich meine nicht einer erdachten, chimärischen, sondern der wesentlichen, vorhandenen, in dem Staate ausgesprochenen Nationalität. Entschiedenes positives Vorwalten einer einzigen (Nation) würde den anderen zum Verderben gereichen. Eine Vermischung aller würde das Wesen einer jeden vernichten. Aus Sonderung und reiner Ausbildung wird die wahre Harmonie hervorgehen."

In diesen tiefen Gedankengängen hat Ranke das Wesen der Mächte gekennzeichnet, denen Napoleon unterlegen ist, denen er unterliegen mußte. Im Kampf mit ihm kamen sie zum Bewußtsein ihrer Kraft und wurden sie groß. An die

Stelle der einen großen Zentralmacht, die auch im Gebiete des Geistes gebot, ist die Vielheit getreten, die jedem seine Eristenz zuerkennt, geistig und real, aber eine Eristenz, die er sich täglich neu erobern muß. Nur das Volk wird sich auf die Dauer einen bevorzugten Platz an der Sonne erhalten können, das seine geistigen Mächte und die realen Daseinsbedingungen zu einem homogenen Ganzen zu verbinden versteht. Das ist nicht so sehr Sache staatsbürgerlicher Bildung, als des Charakters. Politik vor allem ist dessen Ausfluß. Der Charakter ist maßgebend. Und wenn Ranke betont, daß seine moralische Charakterstärke Friedrich den Großen befähigt habe im siebenjährigen Krieg auszuharren, so befindet er sich in vollem Einklang mit Napoleon, der gerade diese Eigenschaft des großen Königs am höchsten einschätzte, wie er denn sein aufrichtiger Bewunderer überhaupt war. Auch diesen hat in den ungeheueren Wechselfällen der letzten Iahre seiner Herrschaft und auf St. Helena nur seine Charakterstärke aufrecht erhalten. Wer wollte dem großen Kaiser widersprechen, wenn er zu Gourgaud auf St. Helena sagte: „Gestehen Sie es nur zu; es gehört ein gewaltiges Maß (tameux) von Mut dazu, hier zu leben! Ich bin, bei Gott, hier ebenso ruhig wie in den Tuilerien und habe auch nie viel Wesens um mein Leben gemacht. Ich werde es nie tun, wie ich auch nie das Geringste getan habe, dem Tode zu entgehen."

Hans Prutz:

Iugenderinnerungen eines Dankbaren.

I. Kindheit.

Am 20. Mai 1843 bin ich in Iena geboren. Dort hatten meine Eltern 1841 ihren jungen Hausstand gegründet, um ihn gerade in der Zeit meiner Geburt infolge eines für die damaligen Zustände höchst charakteristischen Zwischenfalls plötzlich wieder abbrechen zu müssen.

Mein Vater, der Dichter und Literarhistoriker Robert Prutz (geb. am 30. Mai 1816), war das jüngste Kind eines Stettiner Kaufmanns, der unter den Stürmen der Kriegszeit schwere Schicksalswechsel erlebt hatte. Er stammte nicht aus einer der altangesessenen Familien der Hauptstadt Pommerns, sondern war der Sohn eines Bauern aus dem nahe dem Haff inmitten schöner Wälder gelegenen Dorf Messentin, und auf Grund seiner Erzählungen lebte in der Familie das Bild seiner harten Iugend fort: wie er allwöchentlich den Ertrag des vom Vater betriebenen Fischfangs zum Verkauf nach Stettin bringen mußte und dann froh war, wenn er, müde und hungrig, den verstümmelten Turm der

Iakobikirche in der Ferne auftauchen sah. Als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft gegeben, hatte er sich durch unermüdlichen Fleiß emporgearbeitet, das Vertrauen seines Prinzipals gewonnen, denselben auf seinen Geschäftsreisen nach Frankreich und England begleitet und so die Möglichkeit erlangt, sich selbständig zu machen. Anfangs vom Glück begünstigt, gelangte er zu beträchtlichem Wohlstand, bis nach der Schlacht bei Leipzig die in Stettin liegende französische Besatzung zum Zweck der Verteidigung gegen die drohende Belagerung durch die heranziehenden Verbündeten auch seine Holzlager als dabei möglicherweise hinderlich niederbrannte. In seiner Kraft gebrochen, hat er in der Folge vergeblich um den Ersatz des Verlorenen gerungen und ist schließlich im Kampf mit den widerstrebenden Verhältnissen unterlegen. Frühzeitig war daher mein Vater der Obhut der zarten Mutter, und nach deren Tod, der seiner um zehn Iahre älteren ältesten Schwester überlassen, die an der Seite eines vom Glück ebenfalls nicht begünstigten und obenein früh des rechten moralischen Halts entbehrenden Kaufmanns mit ihrem unruhigen, springenden und phantastisch aufgeregten Wesen auf den reichbegabten Knaben trotz aller Liebe keinen rechten Einfluß gewinnen konnte und jedenfalls nicht geeignet war, die feste Hand eines zielbewußten Vaters zu ersetzen. Nach seiner Studienzeit in Berlin, Breslau und Halle hatte mein Vater sich an letzterem Orte niedergelassen, um sich, durch Ehamisso mit einigen beifällig aufgenommenen Gedichten früh beim Publikum eingeführt, auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Dort wurde er bald ein angesehenes Mitglied des literarisch und politisch lebhaft angeregten Kreises, der sich um Arnold Ruge (1802—1880) sammelte und sich in den von diesem in Gemeinschaft mit Theodor Echtermeyer (1805—1844) herausgegebenen „Halleschen Iahrbüchern" ein Organ schuf, das in der zunehmenden Gärung der heraufsteigenden neuen Zeit bald eine führende Stellung gewann und epochemachend wurde durch die darin zuerst durchgeführte enge Verbindung zwischen Literatur und Politik. Im Hause Ruges lernte er meine mit dessen Frau verwandte Mutter kennen, eine Dresdenerin, Ida Bloende, die Tochter eines frühverstorbenen sächsischen höheren Beamten, eine kleine, zierliche, von ungewöhnlichem Liebreiz umgebene Dame von seltener geistiger Beweglichkeit und Empfänglichkeit für die verschiedensten Interessen, jedoch auch mit starken romantischen Neigungen, die trotz einem an Kämpfen und Enttäuschungen reichen Leben noch in späteren Iahren in einer naiven Vorliebe für alles Sensationelle, namentlich auch im Gebiete der Politik mit fast jugendlichem Feuer zum Ausdruck kamen.

Obgleich er auch weiterhin durch epische und lyrische Gedichte in größeren Kreisen Verehrer gewonnen und mit seiner Poesie gelegentlich bereits tatenlustig in die lebhafter einsetzende politische Bewegung eingegriffen hatte, dachte mein Vater doch seine Zukunft auf den Gelehrtcnberuf zu gründen. Auch erschlossen sich ihm dafür günstige Aussichten, seit er 1841 die Monographie „Der Göttinger Dichterbund" veröffentlicht hatte, die allgemein als hochverdienstlich anerkannt

wurde und ihn als einen der berufensten Vertreter der durch Gervinus herauf-
geführten neuen Ära der Literaturgeschichte erscheinen ließ. Deshalb machte er
sich mit der jungen Gattin in Iena heimisch, um sich dort den Weg zur aka-
demischen Lehrtätigkeit zu bahnen.
Der freundschaftliche Verkehr mit den Zierden der Universität, dem vor-
trefflichen deutschpatriotischen Historiker Heinrich Luden (1780—1847), dem
geistvollen klassischen Philologen Karl Göttling (1793—1869), der noch die
Gunst Goethes erfahren hatte, dem feinsinnigen Theologen Karl Hase (1800 bis
1890), dem witzigen Iuristen August Heinrich Danz (1806—1881) und anderen
gewährte über die wissenschaftliche Arbeit hinaus Anregung und Genuß und
begründete mehr als eine durch allen Wechsel der Zeit bewährte persönliche
Verbindung. Dennoch wartete meines Vaters in der Hauptsache dort eine Ent-
täuschung. In einer damals nicht ungewöhnlichen Form bemühte er sich darum,
ohne vorhergehende Habilitation, unter ausdrücklichem Verzicht auf Besoldung,
gleich zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden. Die philosophische
Fakultät aber lehnte das Gesuch ab, unter Hinweis auf den üblen Einfluß, den
ein solcher notorischer Iung-Hegelianer nicht bloß auf die Studierenden, sondern
auch auf weitere Kreise üben könnte, gab ihm aber anheim, den üblichen Weg
der Habilitation zu versuchen. Der dieses Votum der Philosophen begutachtende
Senat war nicht in der Lage eine andere Entscheidung zu veranlassen, und auch
der großherzoglichc Regierungsbevollmächtigte, obgleich er den Bescheid wunderlich
gefunden zu haben scheint, mußte ihn gelten lassen und konnte meinem Vater, so
wohlgeneigt er ihm offenbar war, nicht helfen. Die Angelegenheit weiter zu ver-
folgen und in der hergebrachten Form in die Zahl der Bewerber um ein aka<
demisches Lehramt einzutreten, wurde meinem Vater durch einen besonderen
Zwischenfall dann ebenfalls unmöglich gemacht.
Iena beherbergte damals noch einen besonders erlauchten Gast, Friedrich
Christoph Dahlmann (1785—1860), den tapferen Führer der Gdttinger Sieben,
der sich nach seiner Absetzung dorthin zurückgezogen hatte und an der Fortsetzung
seiner „Geschichte Dänemarks" arbeitete. Zu diesem Mann der politischen Tat
fühlte mein Vater sich besonders hingezogen und trat zu ihm in ein nahes freund-
schaftliches Verhältnis, das auch wissenschaftlich fruchtbar wurde. Denn Dahl»
mann veranlaßte ihn zur Beschäftigung mit den Werken des großen dänischen
Lusispieldichters Ludwig Holberg: als ihre Frucht ist — freilich erst lange danach
(1557) — sein vortreffliches Werk über denselben erschienen, begleitet von der
meisterhaften Übersetzung einiger auserwählter Komödien. Im übrigen aber
wurden gerade die nahen Beziehungen zu Dahlmann gewissermaßen meines
Vaters Verhängnis: sie warfen ihn auf lange Zeit, ja eigentlich endgültig aus der
Laufbahn, die er eben zu betreten im Begriff stand. Die Berufung Dahlmanns
nach Bonn war eine von jenen liberalisierenden Taten, durch die Friedrich
Wilhelm IV. auch außerhalb Preußens besonderen Iubel erweckte. Zu Ehren des

Scheidenden veranstalteten seine Ienenser Freunde ein Festmahl, zu dem mein Pater ein Tischlied verfaßte. Ein paar allzu freiheitlich gehaltene Strophen fielen dem Rotstift des Zensors zum Opfer: nach ihrer Ersetzung durch einige unschuldige gereimte Phrasen jedoch wurde das Imprimatur erteilt. Mein Vater aber, in jugendlichem Übermut und das Herz voll von der Bedeutung des Vorgangs, stellte vor dem Druck durch Streichen des nichtssagenden Zusatzes und Unterpunktieren des Gestrichenen die ursprüngliche Fassung wieder her, in der das Gedicht dann in die Hände der Festteilnehmer kam und von ihnen erst recht fröhlich gesungen wurde. Die Nemesis aber blieb nicht aus: der dem Zensor gespielte Streich erregte an maßgebender Stelle die höchste Entrüstung, und das Großherzoglich Sächsische Ministerium verfügte kurzweg die Ausweisung meines Vaters. Reklamationen blieben vergeblich, vielmehr wurde zur Begründung der Ausweisung auch auf einige inzwischen erschienene politische Gedichte meines Vaters hingewiesen — (eins davon hatte ihm von Verehrern in Königsberg i. Pr., damals dem Vorort des preußischen Liberalismus, einen mit sinnvoller Inschrift versehenen silbernen Becher als Ehrengeschenk eingetragen) — und dann insbesondere auf seinen intimen Umgang mit Dahlmann sowie auf seine Teilnahme an dem festlichen Empfang, der in Iena Georg Herwegh (1817—1875), dem mit einem Schlage auf die Höhe eines freilich nur allzu vergänglichen Ruhmes erhobenen Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" unter lebhafter Teilnahme der Studentenschaft bereitet worden war: hatte Herwegh doch sogar als Gast die bescheidene Wohnung meiner Eltern geteilt und von ihren Fenstern aus zu den ihm mit einem Fackelzug huldigenden Studenten gesprochen!

Mein Vater hatte also mehrfach politisch Anstoß gegeben und sich an der Ienenser Universität sowohl als auch in den Großherzoglichen Staaten unmöglich gemacht, und alles, was sich erreichen ließ, war, daß mit Rücksicht auf den Znstand meiner Mutter für den Vollzug des Ausweisungsbefehls eine Frist bewilligt wurde.

So verdanke ich es eigentlich einem Gnadenakt der Großherzoglich Sächsischen Regierung, daß ich in Iena das Licht der Welt erblicken durfte.

Was meinem Vater, freilich nicht ohne eigenes Verschulden, in Sachsen-Weimar-Eisenach begegnet war, genügte nun aber bei der damaligen Solidarität aller deutschen Regierungen, ihn auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten der herrschenden Reaktion als suspekt erscheinen zu lassen und ihm den Weg zu dem erstrebten akademischen Katheder zu verlegen, noch bevor er ihn betreten batte. Auch in Halle, wohin er sich zunächst wandte, weil er dort in dem ihm von früher her befreundeten Kreise Gleichgesinnter gute Aufnahme und für die seiner wartenden Kämpfe einen Rückhalt zu finden sicher war, scheiterte die Habilitation an dem Widerspruch der Regierung und der Feindschaft der politischen und kirchlichen Reaktionäre, die damals dort ihr Hauptquartier auf-

geschlagen hatten und auf dem Wege waren zur Gewinnung einer fast unum-
schränkten Herrschaft. So sah sich mein Vater auf die Schriftstellerei als Quelle
des Unterhaltes für die Seinen angewiesen. Der wissenschaftlichen Tätigkeit
ferngehalten, mußte er den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in die literarische
Produktion verlegen, welche damals noch viel weniger äußere Sicherheit ge»
währte als heutigen Tages. So erschienen die ersten Iahrgänge des von ihm
begründeten „Literarhistorischen Taschenbuches", seine historischen Dramen, die
ihren Charakter als politische Tendenzstücke freilich nicht verleugneten und ihm
zum Teil neue Maßregelungen zuzogen, und vor allem seine Aristophanische
Komödie „Die politische Wochenstube", in der er nicht bloß die literarischen Vcr-
irrungen, sondern auch die unerquicklichen politischen Zustände der Zeit in form»
vollendeten Versen unbarmherzig geißelte. Letzteres trug ihm eine Anklage wegen
Majestätsbeleidigung ein: doch war Friedrich Wilhelm IV. ein zu geistvoller
Herr und zu sehr Freund eines guten Witzes, selbst wenn er auf seine Kosten
ging, um nicht auf die an ihn gerichtete und durch Alerander von Humboldt be-
fürwortete Bitte des Dichters die Niederschlagung des Verfahrens zu verfügen.
Da sich aber durch diesen neuen Zwischenfall seine Aussichten in Preußen natürlich
vollends verschlechtert hatten, folgte mein Vater 1847 einem Ruf als Dramaturg
des Stadttheaters in Hamburg, welches damals unter der Leitung von Iean
Baptiste Baison (1812—1849) einen neuen Aufschwung nahm und eine bevor«
zugte Pflegestätte des deutschen Schauspiels zu werden berufen schien. Doch
gingen auch diese Hoffnungen nicht in Erfüllung, und unser Wohnsitz wurde schon
nach einigen Monaten vorläufig in die Heimat meiner Mutter, nach Dresden
verlegt, wo mein Vater mit Beifall aufgenommene literarhistorische Vorlesungen
hielt. Der Ausbruch der Revolution im Frühjahr 1848 zog ihn nach Berlin,
wohin die Seinen ihm bald folgten. Die neue Zeit verhieß endlich auch ihm das
ihm zugefügte Unrecht gut zu machen. Der Kultusminister im Kabinett Graf
Brandenburg, von Ladenberg (1798—1855), ein geistvoller und besonnener
Mann, der es ehrlich meinte mit der Herstellung des inneren Friedens und zudem
als früherer Regierungskommissar bei der Berliner Universität mit den wissen-
schaftlichen und literarischen Kreisen verständnisvolle Fühlung genommen hatte,
wirkte ihm, unter Beihilfe einflußreicher Fürsprecher, wie namentlich wieder
Alerander von Humboldts, durch den berechtigten Hinweis auf seine bisherigen
literarhistorischen Arbeiten und auf seine maßvolle und besonnene Haltung in der
Zeit des Sturmes bei Friedrich Wilhelm IV. die Ernennung zum außer-
ordentlichen Professor der Literaturgeschichte in Halle aus, freilich keine etats-
mäßige Stellung, sondern eine ganz außerordentliche insofern, als das ihm be-
willigte Gehalt von 500 Talern aus der königlichen Schatulle floß und dabcr
jederzeit wieder entzogen werden konnte. Im nächsten Frühjahr, nachdem wir
beiden Knaben mit der Mutter den Winter bei den Verwandten in Stettin ver-
bracht hatten, erfolgte die Übersiedelung nach Halle.

Das unstete Wanderleben schien damit sein Ende erreicht zu haben: aber es folgte noch gleich ein Nachspiel dazu. Die schmerzlichen Enttäuschungen, welche die mit Begeisterung und anfänglich auch glänzendem Erfolg begonnene akademische Tätigkeit infolge der systematischen Anfeindungen durch die in Halle herrschenden reaktionären Kollegen meinem Vater bereitete, erschütterten seine ohnehin stets schwankende Gesundheit so sehr, daß er bereits im Frühjahr 1850 auf ein Iahr Urlaub nehmen mußte. Dieses verbrachten wir in Iena, erst in einem unmittelbar vor der Stadt an der Landstraße nach Zwätzen gelegenen fast ländlichen Heim, das uns Knaben köstliche Freiheit gewährte und mit den Knechten und Gespannen des Landwirtschaft treibenden Hausherrn uns in Feld und Wald herumzutummeln erlaubte, dann in den beschränkten Räumen einiger im „Gasthof zum Bären" gemieteter Zimmer, in denen uns ruhig zu halten dem bisher genossenen privaten Elementarunterricht unter Beihilfe der Mutter die ersten lateinischen Studien hinzugefügt wurden, während wir außerdem an den Turn- und Ererzierübungen des unlängst errichteten und rasch erblühenden Stonschen Instituts teilnahmen. Während dieses Ienenser Aufenthaltes gründete mein Vater das „Deutsche Museum", eine Wochenschrift für Literatur und Politik, die er anfangs mit dem Deutschrussen Wolfsohn (1820—1885) und dann bald allein herausgab und die schnell eine angesehene und einflußreiche Stellung gewann und lange Iahre hindurch behauptete.

Für die Entwicklung geistig geweckter Knaben, die bei großer Kindlichkeit auf der einen Seite, doch auf der anderen durch ihre Umgebung auch zu einer gewissen Frühreife gebracht wurden, weil dieselbe ihnen eine Menge diesem Alter sonst vorenthaltener Eindrücke und Anregungen vermittelte, hatte das unstete Wanderleben, zu dem meine Eltern sich jahrelang verurteilt sahen, ohne Frage sein Bedenkliches. Es konnte kein rechtes Heimatsgefühl bei ihnen aufkommen, und manche von den segensreichen Einwirkungen, welche die örtliche Gebundenheit des Elternhauses auf Herz und Gemüt auszuüben pflegt, blieben mir und meinem jüngeren Bruder fremd. Dafür lebten wir freilich — vielleicht allzu früh — das Leben der Eltern mit, so daß wir eigentlich eine Kinderstube nie gekannt und die durch sie bedingten Einflüsse nie erfahren haben, sondern in alle Interessen der Großen, die diesem Alter sonst verschlossen bleiben, und die ihnen entspringenden Leiden und Freuden hineingezogen wurden. Auch haben sich bei der raschen Folge der wechselnden Eindrücke auf die Kinderseel« die Erinnerungen an die verschiedenen Aufenthaltsorte vielfach vermischt und nicht in der Deutlichkeit und Bestimmtheit erhalten, die man sonst wohl aus der Kindheit in das spätere Alter mit hinübernimmt. Einzelne Vorgänge freilich, begreiflicherweise nicht gerade die angenehmsten, und einzelne Bilder, natürlich nicht gerade die wichtigsten, schweben mir noch heute in voller Lebendigkeit vor. Noch könnte ich das Haus in Halle malen, in dem wir 1846/47 vor der Übersiedelung nach Hamburg wohnten — hinter dem alten Theater „auf der Luke", in der Gegend,

wo sich heute die stattliche Universitätsbibliothek erhebt, mit einem Hof davor und einem in geradlinige Beete geteilten Garten daneben, und kann mir noch den Schauder vergegenwärtigen, den ich empfand, wenn mein Vater seine Laubfrösche, deren etliche bis an sein Lebensende in einem Glase auf seinem Schreibtisch gehalten wurden, aus ihrem durchsichtigen Gefängnis befreite und im Zimmer herumspringen ließ und ich die glatten, kalten Tierchen unter Angstgeschrei einfangen und in ihre Behausung zurückbringen mußte. Aus der Hamburger Zeit besinne ich mich noch auf schöne Sommertage in dem freundlichen Wandsbek, wo das schlichte Grabdenkmal des Wandsbeker Boten Mathias Claudius meine kindliche Phantasie lebhaft beschäftigte, und in der Stadt auf das Alsterbassin mit seinen Booten und Schwänen, aber auch auf die mir besonders unheimlichen großen Omnibusse die durch die Straßen rasselten. Und als ich viele Iahre später Hamburg besuchte, lebten beim Anblick einiger unverändert gebliebener Örtlichkeiten plötzlich vor meinem Geist die dort verborgen schlummernden Bilder aus der Kindheit wieder auf. Ganz besonders tief aber, wiederum des unvergeßlichen Unbehagens wegen, hat sich mir die Abreise bei der Übersiedelung nach Dresden eingeprägt: um mit der Dampffähre nach Harburg hinüberzukommen, wo damals die Eisenbahn begann, hatten wir uns im frühesten Morgengrauen in dem Fährhaus eingefunden, undurchdringlicher Nebel aber machte den Abgang des Schiffs unmöglich, und wir verbrachten viele Stunden in dem unwirtlichen Raum im Halbdunkel und feuchter Kälte.

Freundlichere Bilder hat mir der Aufenthalt in Dresden eingetragen. Dahin rechne ich weniger die winterlichen Gänge nach dem Großen Garten, wo Onkel Gustav Bloende, meiner Mutter Bruder, uns im Stuhlschlitten auf dem See spazieren fuhr, ein kaltes Vergnügen, an dem ich keinen Geschmack fand, als die Sommertage in der Lößnitz, heute einer Villenvorstadt Dresdens, damals einem ländlichen Ortchen, das man durch eine kurze Eisenbahnfahrt — noch in offenen Wagen — erreichte. Dort besaß meine Großmutter Bloende ein bescheidenes Haus mit einem freundlichen Garten davor und einer von einem Bach durchflossenen Wiese dahinter, in dem sie mit ihrer ältesten unverheirateten Tochter lebte, eine rüstige alte Dame von ungewöhnlicher Energie im Reden und Handeln, der man es wohl zutrauen konnte, daß sie, wie es hieß, in jungen Iahren einen zudringlichen Kosaken zurückgeschreckt hatte, indem sie ihm einen vom Herd gerissenen Kochtopf an den Kopf warf: noch als Greisin pflegte sie sich abends durch Sägen und Hacken von Holz Bewegung zu machen. Dort in der Lößnitz erschienen Sonntags auch die anderen Verwandten, namentlich Onkel Gustav mit den Seinen. Er war Rechtsanwalt in Dresden und ein stattlicher Mann mit mächtigem Vollbart. Später sollte er, weil er als Stadtverordneter während der Maitage an dem Beschluß teilgenommen hatte, durch den die Versammlung sich in Permanenz erklärte, ohne sonst irgend etwas getan zu haben, prozessiert werden, entzog sich aber der bei der damaligen terroristischen Recht-

sprechung drohenden Zuchthausstrafe durch die Flucht nach Amerika — törichterweise, denn die mit ihm in der gleichen Verdammnis Befindlichen wurden entweder außer Verfolgung gesetzt oder bald begnadigt, konnten ihrem bürgerlichen Beruf wieder nachgehen und haben es zum Teil zu Ehren und Würden gebracht. Er aber hat drüben sein Leben lang um die Eristenz kämpfen müssen, erst mit allerlei kaufmännischen Unternehmungen und schließlich als Iournalist in Philadelphia, und seine Kinder, auch die noch in Deutschland geborenen, sind völlig zu Amerikanern geworden, mit denen die anfangs noch gelegentlich gepflegte Verbindung für uns allmählich ganz aufhörte. Damals nahm Onkel Gustav mit meiner Mutter fröhlich teil an den kindlichen Spielen, in denen wir und die Dresdener Cousinen uns auf der Wiese des großmütterlichen Hauses tummelten, namentlich wenn wir aus Borke geschnitzte Schiffchen mit farbigen Wimpeln den Wellen des Baches anvertrauten. Die Farben waren natürlich meist schwarz, rot und gold, und in dem Untergang eines solch leichten Gefährts sah meine phantasievolle Mutter sorgenvollen Blicks ein ungünstiges Vorzeichen für den Ausgang der deutschen Bewegung, die sie mit leidenschaftlicher Teilnahme begleitete. 3o fühlte sie sich denn in Berlin ganz besonders an ihrem Platze, und auch wir Kinder erhielten dort Gelegenheit, einen an- und aufregenden, aber natürlich völlig verständnislosen Blick auf die sich allmählich glättenden Wogen der Revolution zu tun. Aus den Hinterfenstern der bescheidenen möblierten Wohnung, in der wir hausten, sahen wir hinaus auf den heutigen Hafenplatz, wo damals in Verbindung mit dem Bau des Kanals um und durch Berlin das Hafenbassin ausgehoben wurde und es unter den dabei beschäftigten Arbeitermassen gelegentlich Tumulte gab, die zu polizeilichem oder gar militärischem Einschreiten führten. Vor allem aber wurden wir, da man uns anderweitig nicht sicher unterzubringen wußte, gelegentlich in die Sitzungen des konstitutionellen Klubs mitgenommen, von denen auch meine Mutter kaum eine versäumte, zumal mein Vater dort als einer der beliebtesten Redner eine hervorragende Rolle spielte. Deutlich besinne ich mich noch darauf, wie er auf der Rednerbühne unter der schwarzrotgoldenen Fahne stand und feurige Worte an die Versammlung richtete. Um in dem Gewühl nicht zu Schaden zu kommen und wenigstens durch Anschauen der uns völlig rätselhaften Vorgänge beschäftigt zu werden, erhielten ich und mein Bruder Erich unseren Platz auf dem Tisch, um den die Mutter mit ihren Bekannten saß, und erhielten wegen unserer gelben Nankinanzüge den Spitznamen „die Reichskanarienvögel". Mit ihm entsinne ich mich noch nach Iahren einmal von dem bekannten fortschrittlichen Politiker Iulius Freese bei einem Besuch im elterlichen Haus angesprochen zu sein und das als eine arge Kränkung meiner jungen Sekundanerwürde empfunden zu haben. Den Höhepunkt des Berliner Aufenthalts nach dieser Seite bezeichnete das große Fest, zu dem sich all die verschiedenen politischen Klubs vereinigten und bei dem ein imposanter Umzug mit Fahnen und Bannern veranstaltet wurde. Von dem großen Balkon der Iostvschen

Konditorei am Schloßplatz sahen wir dem glänzenden Schauspiel zu, das auf unsere kindliche Phantasie tiefen Eindruck machte. Dennoch hatte ich den Vorgang schließlich vergessen, als ich nach Iahren als Student in Berlin zufällig zum ersten Mal in jene Stadtgegend kam, das palastähnliche Haus mit dem von Säulen getragenen Balkon vor mir hatte und auch sofort das Bild jenes Iugenderlebnisses in voller Lebendigkeit plötzlich vor meinem geistigen Auge erstehen sah. Heute wäre das nicht mehr möglich, denn das Haus ist längst verschwu«den, um für das sogenannte „rote Schloß" und danach für das Denkmal Kaiser Wilhelms Platz zu schaffen. Aus den dann folgenden Wintermonaten, die wir mit der Mutter bei den Verwandten in Stettin verbrachten, ist mir vor allem der Tränenstrom in Erinnerung geblieben, in dem meine Mutter bei der Nachricht von der Erschießung Robert Blums ihren Schmerz und ihre Entrüstung entlud: wiederholte Besuche in Leipzig und die Teilnahme an den dort zuerst veranstalteten, einer starken politischen Tendenz nicht entbehrenden Schillerfeiern hatten meine Eltern in mannigfache Berührung und freundschaftlichen Verkehr mit demselben gebracht. Aus dem ersten Hallenser Iahr, während dessen es mit unserem Unterricht noch leicht genommen wurde, schwebt mir das Bild vor des geräumigen, wie ein ehemaliges Kloster anmutenden Hauses, in dessen erstem Stock wir wohnten und dessen großer Hof mit dem Holzlager eines benachbarten Möbelfabrikanten, dem von Kaninchen wimmelnden Pferdestall eines im Erdgeschoß wohnenden Steuerbeamten und weiterhin einer mächtigen Scheune, in der fleißig gedroschen und Getreide gereinigt wurde, uns Kindern einen köstlichen Schauplatz zu allen möglichen unnützen Unternehmungen darbot, bei denen mein körperlich erstaunlich kräftiger und gewandter, aber auch entsprechend verwegener jüngerer Bruder der Anführer zu sein pflegte. Dennoch erschien uns das alles recht beengt und unerfreulich, als wir nach dem in Iena in fast ländlicher Ungebundenheit verbrachten Iahr nach Halle zurückkehrten. Vor allem trat an uns nun auch der Ernst des Lebens in Gestalt des Schulbesuches heran.

Ein zweiter Teil folgt.

Zur Frage der Verurteilung Unschuldiger Leopold Katscher
Leopold Katscher:
Zur Frage der Vemrteilung Unschuldiger.
Die Rechtspflege bildet ein wichtiges Stück der sozialen Frage, und darum
beschäftigen sich viele Sozialreformer mit ihrer Verbesserung. Nun wird die
in den meisten „Staatsromanen" angestrebte gänzliche Abschaffung der alther-
gebrachten Art der Rechtspflege — mit Gerichtshöfen und Gefängnissen — wohl
schwerlich sehr bald gelingen; dagegen ist deren stetig fortschreitende, sich der
zunehmenden Aufklärung immer mehr anpassende Verbesserung bestimmt
zu erwarten. Bei einer solchen sollte in allererster Reihe auf die möglichste Ver-
ringerung der Anzahl ungerechter Verurteilungen hingearbeitet werden.
Das ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edelsten wert, denn es kann doch
gewiß einerseits kein furchtbareres Unglück geben, als unschuldig verurteilt zu
werden, andererseits kein schlimmeres Unrecht, als ungerecht — wenngleich un-
bewußt — zu verurteilen. Wohl humanisiert sich die Rechtspflege, wie ja die
meisten unserer Einrichtungen, immer mehr; allein von der Vollkommenheit wird
sie noch durch eine ungemein breite Kluft getrennt.
Der berühmte englische Kriminalist Sir Iames Stephen sagte in einem
seiner Vorträge: „Ich würde mich sehr leicht entschließen, mit allen gesetzlichen
Mitteln die Freisprechung eines Angeklagten zu erstreben, der mir als schuldig
bekannt wäre. Mit großer Ängstlichkeit aber würde ich die Verteidigung eines
Mannes übernehmen, den ich unschuldig wüßte, denn, meine Herren, ich müßte mit
Zittern an die Folgen eines Mißlingens denken".
Ia, die Folgen sind entsetzlich! Welcher Aufruhr mag im Herzen eines
Menschen, der sich bewußt ist, den Pfad der Rechtschaffenheit nicht verlassen zu
haben, vor sich gehen, wenn er in öffentlicher Sitzung feierlich als Verbrecher
gebrandmarkt wird, namentlich wenn er sich seines Brotes beraubt und außer
dem gesellschaftlichen auch dem materiellen Ruin preisgegeben sieht!
Welche Seelenqualen, welche Erbitterung und Verzweiflung müssen sich
seiner bemächtigen, insbesondere wenn, was zumeist der Fall, seine Unschuld nach-
träglich nicht an den Tag kommt! Nicht selten begeht er Selbstmord oder er
wird wahnsinnig oder er verblödet. Und wird ein solcher Unglücklicher früher
oder später durch günstige Zufälle auch rehabilitiert, so bleibt doch immer etwas
hängen; der seelische, geistige, leibliche und soziale Schaden, den er erlitten bat,
kann nimmer völlig gutgemacht werden, in der Regel auch der pekuniäre nicht —
selbst bei Gewährung einer Entschädigung nicht immer. Inzwischen sind An-
gehörige verstreut oder gestorben, Verbindungen gelöst, Lebenskraft und Unter-
nehmungsfähigkeit geschwunden oder die nötigen Mittel nicht mehr aufzubringen,
so daß zuweilen erst recht nur der Selbstmord übrig bleibt.

Leopold Katscher Zur Frage der Verurteilung Unschuldiger
Die häufig erst durch ein Geständnis der wirklich schuldigen Person auf dem Totenbett ermöglichte Wiederherstellung der Ehre eines unschuldig Verurteilten kommt in den meisten Fällen zu spät, um dem letzteren noch erheblich nützen zu können, abgesehen davon, daß er vielleicht schon hingerichtet ist. Überdies fehlt es gar manchem Sünder, für dessen Schuld ein anderer büßt, auf dem Sterbelager an der Frist und Gelegenheit, sein beabsichtigtes Bekenntnis rechtzeitig auszusprechen, indem er vorzeitig das Bewußtsein oder die Sprache verliert oder noch vor dem Eintreffen des Geistlichen, des Arztes usw. den Geist aufgibt. In solchen Fällen erfährt man den Namen des Unschuldigen nicht und dieser bleibt auf immer gebrandmarkt.
Wie kein Einzelrichter, so ist auch „kein Richterkollegium vor Fehlurteilen bewahrt", bemerkt Gotthelf Meyer, „weder die eingeschworenen zwölf Männer aus dem Volke, noch die sorgsam erkorenen Schöffen, noch das mehrköpfige rechtsgelehrte Erkenntnisgericht." In allen, auch den zivilisiertesten Staaten haben die starren Formen des Gerichtsverfahrens Urteile gezeitigt, welche das Recht — den höchsten Ausdruck, den die menschliche Gesellschaft zur Begründung und Verteidigung ihrer Einrichtungen gefunden hat — in Frage stellten. Das kann man begreifen, denn Irren ist menschlich. Aber gerade die Iustiz hat die doppelte Pflicht, sich nach Möglichkeit vor Irrtümern zu bewahren. Der Strafprozeß ist, bei Licht besehen, in erster Reihe eine Veranstaltung zur Ermittlung der Wahrheit, Die Meinung vieler verknöcherter Iuristen, daß die Verurteilung Unschuldiger nichts zu bedeuten habe, weil dieselben nur Opfer des „Laufes der Gerechtigkeit" und Märtyrer des Gemeinwohls seien, ist ebenso widersinnig wie barbarisch. Die Bedauernswerten sind lediglich Opfer und Märtyrer menschlicher Kurzsichtigkeit oder mangelhafter Gesetze oder gerichtlicher Einschüchterung, und ihre Zahl ließe sich bei wirklich fester Entschlossenheit erheblich vermindern. „Was weiter!" äußerte z. B. ein hervorragender amerikanischer Richter. „Unrichtige Verurteilungen sind Unglücksfälle, die ertragen werden müssen; die unschuldigen Opfer fallen für das öffentliche Wohl, wie die Soldaten in der Schlacht." Es ist sehr fraglich, ob die Soldaten in der Schlacht wirklich häufig „für das öffentliche Wohl" fallen; was aber die unschuldigen Verurteilten betrifft, so muß entschieden geleugnet werden, daß sie jemals wirkliche Opfer des öffentlichen Wohls sind. Allerdings wird es immer unglückselige Zufälle geben, die ab und zu mit Unabwendbarkeit ein Fehlurteil herbeiführen werden; aber das entbindet die Strafjustiz nicht davon, sich vor Hoffart zu hüten und nichts außer acht zu lassen, was den auf jedem Schritt lauernden Irrtum verbessern oder, wenn er bereits begangen wurde, den daraus entstehenden Schaden mildern könnte.
Es ist ein ganz unberechtigter Hochmut, zu behaupten, die Strafjustiz habe für ihre Fehler nicht aufzukommen, und wenn sie einmal einen Unschuldigen treffe, so sei dies ein Zufall, den der Staat ebensowenig zu verantworten brauche

wie den Hagel oder den Blitz, der das Eigentum des Bürgers vernichte.
Abgesehen davon, daß Blitz und Hagel einerseits nicht — wie Fehlurteile — vom Staate verschuldet werden, anderseits sich durch Versicherung wettmachen lassen, erblickt der schlichte Volksverstand in denjenigen, die wegen Verbrechen, welche sie nicht begangen haben, bestraft werden, nicht zufällig Verurteilte, sondern ungerecht Verurteilte; und so wenig er von dieser Anschauung abzubringen ist, so wenig wird er einsehen lernen, daß gerade dieses Unrecht, welches oft an Leib, Ehre und Vermögen zugleich schädigt, das einzige sein soll, für das weder Genugtuung noch Ersatz geleistet zu werden brauche. „Mangelhaft und unzulänglich", schreibt ein anonymer Wiener Iurist, „wird solcher Ersatz freilich immer bleiben; aber das wäre eine sonderbare Gerechtigkeit, die ein Unrecht lieber ganz ungesühnt läßt, als daß sie sich zu einer teilweisen Gutmachung desselben versteht."

Taine sagt („Xote» «ur l'.^u^Ieterre") von den englischen Richtern: „Sie befolgen den Rechtsgrundsatz: Ein Angeklagter muß als unschuldig betrachtet werden, solange seine Schuld nicht erwiesen ist; den Nachweis aber hat lediglich die verfolgende Partei zu führen". Das allein ist gerecht! Anderwärts wird ein Angeklagter, oft schon ein Verdächtiger oder auch nur leichtfertig Angezeigter als schuldig angesehen, solange seine Unschuld nicht erwiesen ist; der Nachweis aber wird ihm selbst aufgebürdet. Ferner ist in England dem Angeklagten das Recht eingeräumt, nichts aussagen zu müssen, was zu seinen ungunsten benutzt werden könnte. Zwar erschwert dies die Überführung, aber es verringert auch die Zahl der Fehlurteile. Wohl mag dabei mancher Schuldige straflos bleiben, allein die Aufgabe der Rechtspflege besteht eben nicht in absoluter Bestrafung aller Übeltäter, sondern im möglichsten Üben von Gerechtigkeit; Unschuldige zu verurteilen ist jedoch der Gipfel der Ungerechtigkeit. Die Gerechtigkeit erfordert entschieden, daß niemandem Unrecht geschehe, und daher auch, daß es keine Iustizmorde*) gebe. Besser ist es, drei Schuldige unbestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. Wie viele Verbrecher werden überhaupt nicht erwischt! Sollte es angesichts dieser Tatsache wirklich auf einige Freisprechungen in zweifelhaften Fällen ankommen? Oft wird sich übrigens die Schuld eines nur wegen Mangels an ausreichenden Beweisen freigesprochenen Schuldigen nachträglich irgendwie ergeben, so daß er im Wiederaufnahmeverfahren immer noch verurteilt werden kann.

Wenn mehr Angeklagte als bisher wegen Fehlens unwiderleglicher Schuldbeweise unüberführt bleiben sollten, so würde dies schon darum kein besonderes Unglück sein, weil bei den meisten Davonkömmlingen trotz der Freisprechung der Zweck der Untersuchung und der Verhandlung erfüllt wird, und zwar dadurch,

*) Dieses bezeichnende Wort wurde 1782 von dem berühmten Geschichtsschreiber Schlözer geprägt.

.,,>

daß die ausgestandene Angst und die Furcht vor entehrender Strafe gewöhnlich genügen dürften, sie eines Besseren zu belehren und vor Rückfälligkeit zu bewahren — ein günstiges Ergebnis, das bei wirklicher Verurteilung seltener und bei Strafabbüßung noch viel seltener erreicht wird.

Die letztere Erwägung hat der Strafrechtspfleg? vieler Länder in neuester Zeit zu einer wertvollen, segensreichen Reform verholfen, die in erster Reihe den Begeheni geringfügiger Verbrechen und dem Staatssäckel zugute kommt. Wer nämlich zu einer kurzen Freiheitsstrafe — bis zu einem halben Iahr — verurteilt wird, braucht seine Strafe nicht abzubüßen, falls er während einer bestimmten Frist nicht zu einer neuen Anklage Anlaß gibt. Abgesehen von der Entlastung der Gefängnisse und der erhöhten Besserungsmöglichkeit für zum erstenmal Irregeleitete, ist diese ebenso humane wie praktische Neuerung ungemein geeignet, auch noch die rechtzeitige Entdeckung und Richtigstellung von Fehlurteilen zu fördern. Schon dieser Umstand allein sollte genügen, die alsbaldige Einführung des Strafaufschubswesens in allen Kulturstaaten zu bewirken.

Professor Iacobi schreibt: „Es ist Sache des Richters, nach dem alten Grundsatz zu handeln: Besser, fünfzig Schuldige bleiben unbestraft, als ein Unschuldiger muß Strafe leiden. Der Gesetzgeber braucht diesen Satz nicht auszusprechen; es genügt, daß dieser sich als Gerichtepraris von selbst ergeben muß, wenn die Anwendung des Strafgesetzes von einem sicheren, überzeugenden Schuldbeweis abhängig gemacht wird."

„Sicherer, überzeugender Schuldbeweis" — das ist des Pudels Kern!

Leider wird in nur zu zahlreichen Fällen die Anwendung des Gesetzes nicht von diesem Kriterium abhängig gemacht. Der Versuchung, einen Verdächtigen von vornherein mehr oder minder als Verbrecher zu behandeln, sollte unter keinen Umständen nachgegeben werden; aber in Wirklichkeit gibt man ihr nur zu oft nach. Auch verwechselt man gar häufig die Wahrscheinlichkeit, die durch das strafprozessuale Verfahren hergestellt wird, mit der Wahrheit, während doch der so große Unterschied zwischen beiden niemals aus dem Auge gelassen werden sollte. Der Schein kann noch so sehr gegen jemanden sprechen, ohne daß für seine Schuld der Beweis erbracht wäre. Nicht die hohe Wahrscheinlichkeit, nicht die innere Überzeugung, daß jemand etwas getan haben müsse, sondern der tatsächliche Nachweis der Tat muß vorhanden sein, wenn ein Fehlurteil vermieden werden soll. Man darf nur dann verurteilen, wenn an der Schuld kein Zweifel mehr möglich ist.

Der Umstand, daß leider zumeist nur nach „innerer Überzeugung" geurteilt wird, bildet eine der Hanptursachen des uns beschäftigenden Übels. Über die bedauerliche Beeinflussung der Berufsrichter wie der Geschworenen durch die „couvietion intime" macht Dr. Iulius Ofner die folgenden Bemerkungen:

„Man urteilt nach der allgemeinen Gesamtempfindung, welche man sich aus dem Überblicke der vorgeführten Tatsachen bildet. Wenn man den Begriff

näher prüft, so findet man ihn korrelat mit „hoher oder sehr hoher Wahrschein l i ch k e i t". Die Überzeugung, bei welcher der Richter verurteilen soll, muß dagegen der Gewißheit entsprechen. Der Richter muß in Grenzfällen sich sagen: „Ich bin als Privatmann überzeugt, daß der Mann die Tat verübt hat; aber die volle richterliche Überzeugung habe ich nicht erlangt." Es verlangt dies allerdings ein gewissenhaftes, konkretes Eingehen in die einzelnen Verdachtsgründe, aus denen das Gesamturteil entstanden ist, in ihre Genauigkeit, Klarheit und Zuverlässigkeit. Der Zweifel muß dem Angeklagten zugute kommen — nicht bloß dem Worte, sondern der Tat nach. Aber während in der Theorie der Grundsatz unbestritten ist, daß es besser sei, wenn 99 Schuldige straflos bleiben, als wenn ein Unschuldiger gestraft wird, gilt in der Pran's das Gegenteil. Die Furcht, daß ein Schuldiger entwischen könnte, beherrscht unsere Richter, und die Belehrung unserer Vorsitzenden ist selten geeignet, den Geschworenen den ernsten Unterschied zwischen dem Glauben eines Privatmannes und dem Urteil eines Richters zu weisen."

Die erstaunliche Hartnäckigkeit, mit welcher Richter manchmal bei ihrer Voreingenommenheit gegen einen Angeklagten bleiben — sowohl bei der ersten Verhandlung als auch gegebenen Falles bei der Wiederaufnahme des Verfahrens — verursacht ebenfalls viel unverschuldetes Leiden. „Die Herren", schreibt Paul Lindau, „sträuben sich in ihrer beruflichen Blindheit zuweilen so sehr dagegen, einen Irrtum einzusehen oder zuzugestehen, daß die Verteidiger und manchmal selbst Laien sich die größte Mühe geben müssen, um sie zur Vernunft zu bringen. Man wird in solchen Fällen nur zu lebhaft an Goethes Wort erinnert:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch gan; und gar.
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr.
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht.
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Weit entfernt, bloß laienhaft zu sein, wird dieser Tadel des um den Gegenstand hochverdienten Verfassers von „Der Mörder der Frau Ziethen" durch amtliche Kundgebungen von allermaßgebendsten Seiten als vollberechtigt gestempelt. Hier sei nur ein Beispiel beigebracht: ein beherzigenswerter Erlaß, den der österreichische Iustizminister[1]) am 11. November 1892 an die Präsidenten der Obergerichte verschickte und in welchem die folgenden Stellen vorkommen:

„Der ausgezeichneten Stellung des Richters widerspricht es, wenn der hohe Ernst der Sache, welcher in der Verhandlung zum Ausdrucke kommen soll, verlassen und die Befriedigung in nicht zur Sache gehörigen Bemerkungen, in mit dem Gegenstande außer Zusammenhang stehenden Glossen, in überflüssigen Erkursionen auf das Gebiet der politischen und nationalen Tagesfragen, ja sogar in unpassenden Witzeleien gesucht wird. Es entspricht nicht dem Berufe des

[1]) Auch der preußische Iustizminister erließ um dieselbe Zeit eine derartige Kundgebung.

Richters, wenn Beschuldigte gehöhnt oder als der ihnen zur sast gelegten Tat bereits überwiesen behandelt werden .... Dem Richter wird es um so leichter sein, einem Übergreifen vorzubeugen, wenn alle Funktionäre sich innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen halten, wenn die Verhandlung mit Ernst und Würde, aber auch mit jenem Wohlwollen geführt wird, welches die Annahme nicht aufkommen läßt, als würde die Erhebung der Anklage auch schon mit der Verurteilung gleichbedeutend sein."

Es kann somit nicht wundernehmen, daß bei den Obergerichten nicht selten die Vertreter der Staatsanwaltschaft sich zu scharfen Worten gegen das Verfahren unterer Gerichte veranlaßt fühlen. Eines besonders denkwürdigen Falles erinnere ich mich aus dem Iahre 1893; bei dieser Gelegenheit trat der Generalprokurator am Wiener Kassationshof für die Freisprechung des Beschuldigten ein und fügte hinzu, daß die untere Instanz bei loyaler Anwendung des Gesetzes zu einem andern Ergebnis gelangt sein würde, und daß Richter, die „sich, statt dem Gesetz Folge zu geben, von ethischer Mißbilligung leiten lassen, zur Willkür gelangen."

Aber nicht den Verhandlungsrichter allein trifft ein Verschulden für Fehlurteile; nicht einmal die Hauptschuld trägt er. Meines Erachtens ist — wenigstens in der Regel — vor allen der Untersuchungsrichter verantwortlich zu machen, und zwar weil er es ist, der die Strafsache zuerst in die Hand bekommt und durch das von ihm vorbereitete Material Staatsanwalt und Richter unwillkürlich beeinflußt. Die Neigung, Verdächtige als überführt zu behandeln und an vorgefaßten Meinungen festzuhalten, bekundet er am ausgeprägtesten; sie verhindert ihn oft an einem unbefangenen, ängstlichen Suchen nach Entlastungsmomenten, verleitet ihn zu unstatthafter Einseitigkeit und verpflanzt sich von ihm leicht auf Staatsanwalt und Richter.

Ein Hauptmißstand besteht in schiefen Indizienbeweisen. Einen typischen Fall enthüllt Richard Voß' bekanntes Schauspiel „Schuldig!" Es lag nahe, des Einbruchs die einzige am Tatort vorgefundene Person zu verdächtigen; aber zum Verurteilen hätte das nicht genügen dürfen. Vielmehr hätte auch der einzige Belastungszeuge — der wirkliche Verbrecher — verdächtigt werden sotten; auch hätte man die Umstände, unter denen der Angeklagte an den Tatort gekommen war, mehr berücksichtigen müssen. Tolstois erschütternde Erzählung „Der Kaufmann" bietet einen anderen typischen Fall dar: den des Mordmessers, das der Mörder einem Unschuldigen insgeheim zusteckt, um den Verdacht von sich abzulenken. Auch das tückische Zuschieben gestohlener Gegenstände kommt häufig vor. Die Untersuchungsrichter unterlassen aber immer wieder, sich solche Möglichkeiten vor Augen zu halten und dort, wo es am Platze erscheint, dem Angeschuldigten die Rechtswohltat des Zweifels zu gewähren. Findet man bei einem als leidenschaftlich bekannten Menschen nach einem Mord ein blutiges Messer oder bei einem nach einem Einbruch am Tatort anwesenden armen Teufel

Geld, so mag der Betreffende in hohem Grade verdächtig sein, aber die Gewißheit seiner Schuld ist damit noch nicht gegeben. Indizienbeweise sind eben keine Beweise.

Der bei Untersuchungsrichtern leider nicht seltenen Übereilung, Unüberlegtheit, Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit ließe sich zum großen Teil durch die Errichtung von Universitätslehrstühlen für die Untersuchungswissenschaft abhelfen — oder eigentlich von juridischen Kliniken, da mit den Vorträgen wirksame Demonstrationen verbunden sein müssen. Lehrkanzeln für dieses wichtige Fach wären viel notwendiger als gar manche, die vorhanden sind. Einen ersten Anlauf hat das dafür zu lebhafter Anerkennung berechtigte österreichische Iustizministerium genommen, indem es durch den Grazer Staatsanwalt Hans Groß, der sich schon durch sein gediegenes „Handbuch für Untersuchungsrichter" einen großen Namen erworben hatte und jetzt längst Universitätsprofessor ist, im Iahre 1893 am Wiener Landesgericht einen mehrmonatlichen theoretisch-praktischen Kursus für Untersuchungsrichter abhalten ließ. Derlei sollte aber nicht bloß einmal, nicht bloß in einer Stadt und nicht bloß für bereits fungierend« Untersuchungsrichter, sondern allgemein, überall und planmäßig für sämtliche Rechtshörer veranstaltet werden, denn dem künftigen Verhandlungsleiter oder Staatsanwalt oder Verteidiger würden die einschlägigen Kenntnisse — deren Studium übrigens höchst anziehend ist — ebenso frommen wie dem Untersuchungsrichter.

Auch die Zeugen stiften durch ihr Verhalten nicht wenig Unheil. Abgesehen davon, das sie oft lügen — hiergegen hilft nur verdoppelte Wachsamkeit —, sind sie, gleich den Angeklagten oder Angeschuldigten, häufig verwirrt. Allein nicht selten ist dies lediglich eine Folge der Art und Weise, wie der Untersuchungsrichter mit ihnen umspringt; zuweilen gilt dies auch vom Verhandlungsleiter und am häufigsten vielleicht vom Staatsanwalt. Wie schwierig und daher doppelt unerläßlich es ist, mit den Zeugen richtig umgehen zu lernen, mögen die folgenden sehr kurzen, aber sinngetreuen Auszüge aus Hans Groß' einschlägigen Darlegungen erhärten:

„Wenn der Zeuge die Wahrheit nicht sagen will, so ist das weniger mißlich, als wenn er sie unbewußt fälscht, denn diesfalls besteht die Gefahr, daß der Richter keinen Grund sieht, ihm zu mißtrauen, und daher seine Angaben gutgläubig hinnimmt.... Alter, Temperament, Lebensstellung und andere Umstände rufen bei den verschiedenen Zeugen verschiedene Auffassungen und Widergaben von Geschehenem hervor. Auf Grund solcher Beobachtungen lollte der Untersuchungsrichter die Zeugen in verschiedene Gruppen teilen .... Die Verschiedenheit der Darstellung eines und desselben Vorgangs durch mehrere Zeugen rührt daher, daß in anscheinend rein tatsächlichen Mitteilungen Schlüsse des Erzählenden liegen, welche die Form der eigenen Wahrnehmung haben. Zuweilen vereinigen sich auch in einer Darstellung eigene Wahrnehmungen und

Schlüsse, ohne daß die Grenze zwischen denselben erkennbar ist, weil der Erzähler sich selbst nicht klar ist, daß er zum Teil nur Folgerungen mitteilt; Schlüsse aber können auch falsch sein. Zu den wichtigsten Aufgaben des Kriminalisten gehört es nun, herauszubringen, was der Zeuge selbst gesehen und worauf er nur geschlossen hat. Man wird hierbei zu erstaunlichen Resultaten kommen, wie oft die Schilderungen nur Schlüsse sind ....

„Es soll durch den Untersuchungsrichter geprüft werden, ob der Zeuge überhaupt imstande war, dasjenige wahrzunehmen, worüber er einen Bericht gibt. Denn sehr oft kommt es vor, daß der Zeuge einen Vorfall, welchen er gesehen, so oft bei sich rekapituliert und mit anderen bespricht, bis er endlich glaubt, mehr gesehen und gehört zu haben, als er wirklich wahrgenommen hat. Wenn beispielsweise ein Zeuge erklärt, in einer gewissen Entfernung etwas gesehen zu haben, so wird es für den Untersuchungsrichter von Wert sein, zu wissen, ob er wirklich aus einer solchen Entfernung soviel sehen konnte. Wenn er versichert, aus einer gewissen Richtung einen Schall gehört zu haben, wird es sich darum handeln, ob er in der Tat mit Sicherheit wissen konnte, woher der Schall kam ....

„Eine merkwürdige Eigenheit ist es, daß so viele Menschen nicht wissen, wie lange eine Minute dauert. Wenn man den Zeugen, welcher angibt, daß irgend ein Vorgang eine bestimmte Zahl von Minuten gewährt hat, auffordert, ein Zeitmaß dafür zu demonstrieren, und ihn mit der Uhr kontrolliert, wird man in den meisten Fällen sehen, daß er gröblich irrt. Wie oft sagen die Leute, daß etwas zehn Minuten gewährt habe — die wenigsten wissen, wie lange das dauert. Und doch spielt die Minutenzahl nicht selten eine große Rolle ....

„Ebenso verhält es sich, wenn jemand behauptet, bei einer Person eine gewisse Zahl Geldstücke, Früchte oder sonstiger Dinge gesehen zu haben. Man zeige ihm eine Zahl von Geldstücken oder anderen gleichartigen kleineren Gegenständen und lasse ihn raten, wieviel das seien. Sehr viele werden um die Hälfte irren; eine annähernde Zahl wird selten geraten werden.

„Erst durch solche Proben wird der Untersuchungsrichter die Aussage auf ihren Wert zu würdigen wissen. Er wird dann das Beobachtungsvermögen des Zeugen abzuschätzen vermögen.

„Die genaue Feststellung solcher oft kleiner Umstände ist überaus wichtig für die Schaffung der Operations-Basis, das heißt der Grundlage für das Beweisverfahren. Man ist sehr leicht geneigt, sich diese Operations-Basis zu leicht zu bilden. Es ist dies in der Ungeduld des Menschen begründet, eine feste Grundlage zu haben, auf der man arbeiten kann. Dadurch geschieht es zuweilen, daß eine Untersuchung musterhaft genau und vorsichtig durchgeführt ist und daß doch die schöne Arbeit umsonst war, weil man beim Schaffen der Operations-Basis irgend ein Moment übereilt angenommen hat."

Bei ernstem Willen, besonderer Sorgfalt und großer Vorsicht wäre es in

den allermeisten Fällen möglich, die Verurteilung Unschuldiger zu vermeiden. Viel schwieriger ist die Vermeidung der Verhaftung Unschuldiger im Interesse der Voruntersuchung, denn oft muß rasch gehandelt werden und dabei wird es selbstverständlich nicht ohne verhältnismäßig häufige Irrtümer abgehen können. Aber auch in dieser Beziehung ließe sich bei fester Entschlossenheit vieles bessern: einerseits durch erhöhte Wachsamkeit, anderseits durch erhebliche Selbstbeschränkung in der Verfügung der Untersuchungshaft. In letzterer Hinsicht bietet die Statistik eindringliche Lehren dar. Das Ziffernverhältnis zwischen den in Untersuchungshaft gezogenen und den verurteilten Personen ist ein so schreiendes, daß man das Wort eines anonymen Iuristen, die herrschende Untersuchungshaftpraris sei „die dunkelste Partie der Gerechtigkeitspflege, nämlich die Ungerechtigkeitspflege", als vollberechtigt anerkennen muß. So z. B. waren in einem einzigen Iahre in Österreich 147 000 Strafanzeigen wegen Verbrechen und Vergehen bei den Gerichtshöfen anhängig; davon wurden rund 100 000 — d. h. nicht weniger als 68 Prozent — verworfen oder eingestellt! In Untersuchungshaft kamen 44 000 Personen; darunter waren 46 Prozent so klar unschuldig, daß gegen sie nicht einmal die Anklage erhoben wurde! Rechnet man dazu die Freigesprochenen, so ergeben sich über 53 Prozent schuldlose Untersuchungshäftlinge. Wenn ein solcher Zustand nicht bedenklich ist, so möchte ich wissen, was man eigentlich bedenklich nennen kann. Der soeben erwähnte namenlose Gewährsmann schreibt:

„Eine Iustizübung, bei der die Pein der Haft, die ja überhaupt das Wesen der Strafe ausmacht, mehr als die Hälfte Nichtschuldiger trifft, ist nur mehr eine mechanische Anwendung von Rechtsformeln, die sich damit begnügt, wenn nur äußerlich kein Paragraph verletzt wird, mögen auch noch so viele Unschuldige unter dieser mechanischen Gesetzesanwendung leiden. Dazu kommt, daß auch bei vielen von den Verurteilten die Untersuchungshaft überflüssig war, was ja das Institut der Einrechnung der unschuldig erlitteuen Untersuchungshaft beweist. Auch ist die Untersuchungshaft keineswegs von kurzer Dauer, denn sie beträgt durchschnittlich 24 Tage, öfters aber viele Monate. Das Ärgste aber ist, daß die Zahl der Untersuchungshäftlinge von Iahr zu Iahr steigt, während die der Verurteilten fällt. Die Zahl der so durch die Unvollkommenheiten der Iustizpflege Gestraften ist zu groß, als daß Gesetzgebung und Iustizleitung dem noch länger untätig zusehen und nicht auf Mittel und Abhilfe bedacht sein sollte."

Das beste Mittel zur Verhütung erblickt der Betreffende mit der Mehrheit der Iuristen in der Einführung der Entschädigungspflicht den schuldlos Verhafteten gegenüber. Er fährt fort:

„Die Besorgnis vor der Erschwerung der Überführung des Beschuldigten hat man auch schon gegen die Abschaffung der Folter eingewendet, bis man sie endlich fallen ließ. Der Gedanke der Entschädigung aber kann auch durch die Furcht vor den übergroßen Kosten, die hierdurch entstünden, nicht zurückgedrängt

werden. Im Gegenteil — die große Verminderung der Haftfälle und ihrer
Dauer, die dann einträte, hätte eine so große Ersparnis zur Folge, daß dem-
gegenüber die Entschädigungen, die zu zahlen sein würden, von geringer pekuniärer
Bedeutung wären. Die durchschnittliche Dauer der Untersuchungshaft von vier-
undzwanzig Tagen macht bei 23 000 nichtschuldigen Häftlingen (1889) 552 000
Hafttage per Iahr aus. Nimmt man die Verpflegungskosten nur mit dem Durch-
schnitte der Vollzugskosten der Strafanstalten, das ist mit 36V2 Kreuzern per
Tag, an, so ergibt dies 200 000 Gulden im Iahr. Soviel könnte man ersparen,
wenn man Unschuldige nicht in Haft hielte, und daraus ließen sich die Ent-
schädigungen, die dann doch hie und da zu leisten wären, leicht decken."
Sei dem wie immer, man braucht sich mit dem so ungeheuer wichtigen Gegen-
stand nur ernstlich zu befassen, um bestimmt Mittel und Wege zur Beseitigung
der hauptsächlichsten Übelstände zu finden. Und das gilt nicht nur von der
Untersuchungshaft, sondern auch von der Verurteilung Unschuldiger. Zu diesem
Punkte möchte ich die folgende resumierende Zusammenstellung, in der ich eine
knappe Übersicht der mir als die hauptsächlichsten und zweckdienlichsten
erscheinenden Vorbeugungs- und Abhilfsmittel gebe, allgemeiner Beachtung
empfehlen. Ich will sie nennen

Die zehn Gebote der Rechtspflege:

1. Man verurteile nur nach zwingender Beweisführung;
2. Man behandle Verdächtige oder Angeschuldigte nicht von vornherein als Schuldige:
3. Man gewähre der Verteidigung freiesten Spielraum;
4. Man arbeite ohne Unterlaß an der Verbesserung der Strafgesetze und der Prozeßordnungen;
5. Man führe die Entschädigungspflicht ein;
6. Man führe das Strafaufschubwesen ein;
7. Man schaffe theoretisch-praktische Lehrkanzeln für die Untersuchungswissenschaft;
8. Man behandle die Zeugen und deren Aussagen möglichst vorsichtig und veranlasse sie auch ihrerseits zur Anwendung von Vorsicht bei ihren Aussagen;
9. Man übe bei der Untersuchung, der Verhandlungsleitung, den staatsanwaltlichen Plaidoyers und den richterlichen Resumss Selbstbeherrschung und weise Beschränkung;
10. Man lasse anonyme oder augenscheinlich ungeeignete Strafanzeigen tunlichst unbeachtet.

Hinsichtlich der ungeheueren Wichtigkeit tüchtiger gerichtsmediziniscber
Kenntnisse für die Vermeidung von Ungerechtigkeiten, sowie betreffs anderer in
Betracht kommender Punkte — z. B. die Rolle des Gedächtnisses, des Hypno-
tismus, der Physiognomik, der Selbstentzündung usw., die Kniffe der Fälscher,
der Bauernfänger etc. — sei auf die neueste Auflage des bereits erwähnten,
außerordentlich wertvollen „Handbuches für Untersuchungsrichter, Polizeibeamte
und Gendarmen" von 1>r. Hans Groß verwiesen. Solange das siebente der
obigen zehn Gebote nicht befolgt wird, kann dieses „»tllnllard work" sogar als
ein nicht übles Surrogat desselben gelten, sofern es von allen studiert wird —
und es bildet eine fesselnde Lektüre —, die mit Angeklagten oder Verdächtigen
zu tun haben. Noch spannender liest sich und mindestens ebenso nützlich ist der
jüngst erschienene erste Band des neuesten einschlägigen Buches: Die Ver-
urteilung Unschuldiger. Von Iustizrat Erich Sello (Berlin,
Verlag R. v. Decker.)
Von diesem großangelegten Werk des berühmten Verteidigers liegt erst ein
Band vor: „Iustizirrtümer" — ein nach Ausdehnung und Inhalt
monumentaler Band, der durch seine ebenso warmherzige wie vollständige Zu-
sammenstellung und Besprechung aller „Fälle" der neueren Zeit eine praktische
Materialiensammlung geschaffen hat, welche berufen ist, auf den Richterstand
eine höchst abschreckende Wirkung zu üben und ihn ungemein vorsichtig zu machen.
War mein Buch („Schuldlos verurteilt", Leipzig 1894) das erste ausschließlich
diesem ernsten Problem gewidmete, so ist das seinige das zweite.
Wenn schon nicht aus Rücksicht auf die Interessen der Unschuldigen und die
Gebote der Menschlichkeit, sollte der Staat doch wenigstens aus drei Erwägungen
seines eigenen Interesses alle Hebel in Bewegung setzen, die Verurteilung bezw.
Verhaftung Unschuldiger möglichst einzudämmen. Er sollte es tun, i. um das
viele Geld zu ersparen, das ihm deren Unterhalt bezw. Entschädigung kostet,
2. um das öffentliche Vertrauen in seine Rechtspflege — d. h. in eine seiner
Hauptaufgaben — nicht unnötig zu erschüttern, 3. um sich nicht unnütz Feinde
zu machen, denn der durch Untersuchungs- oder Strafhaft unschuldig Bestrafte
bezw. Geschädigte kann begreiflicherweise leicht zu einem mehr oder minder
erbitterten Gegner der bestehenden Gesellschaftsordnung werden.

Therese Lehmann-Haupt:
Griechische Reisebriefe.
VI.
Delphi, den 27. April 1912.
Unvergeßlich wird mir besonders der Sonntagmorgen bleiben, an dem wir unter Sotiriadis' Führung die Anlagen des alten Athen zu Füßen der Akropolis, besonders die viel berühmte und viel umstrittene Neunröhren-Leitung des Peisistratos, wie sie Dörpfeld wiedergefunden hatte, kennen lernten, — viel zu stark gefesselt, um des strömenden Regens zu achten. Und wenn wir bis dahin immer gesagt hatten: „Wir müssen überall hin, weil wir ja nie mehr herkommen", — so sehen wir es immer deutlicher: Wir müssen doch wiederkehren, und wir glauben an das glückliche Wort: „Geld findet sich".
Darum fühlten wir's, als wir am Sonntag abend zum Sonnenuntergang auf den Lykabettos gestiegen waren und die ganze unbeschreibliche Pracht des „veilchenumgürteten Athens" mit den dämmernden Bergen und dem unendlichen Meer vor uns ausgebreitet lag, nicht als einen Abschied fürs Leben —, und all den liebgeworvenen Stätten, der Akropolis, dem Dionysostheater, dem Museum, allem, allem riefen wir im Herzen ein „Auf Wiedersehen" zu: „O Violenbekränzte, Du Glänzende, Neidwürdigste, unser Athen Du!"
Und nun zu unserer jetzigen Erkursion: Nauplia, Tiryns, Mykene, Argos, Korinth, Delphi, Olympia — mit Patras endigend, wo später die Einschiffung über Korfu und Brindisi nach Triest stattfinden soll. Wir hatten unter all den Bekannten und Freunden ernste Umschau nach zwei passenden Reisegefährten gehalten, da wir zu vielen der Fahrten einen viersitzigen bequemen Wagen nehmen mußten, auch war mir für meinen Mann ein verständnisvoller männlicher Gesinnungsgenosse und für mich ein liebes weibliches Wesen sehr erwünscht — sie durften aber weder Kinder noch Dienerschaft mit sich haben, denn den Kutscherbock brauchten wir fürs Gepäck. Und wir hatten wirklich das Glück in zwei Inselgenossen, Herrn Prof. B . . . . und Frau W., die denkbar angenehmsten Gefährten zu finden. Die äußeren Reisesorgen wurden mir anvertraut, und mein Mann lebte denn auch so gänzlich in höheren Regionen, daß wir ihn immer nur knapp zur Abfahrt in die betreffenden Vehikel hineinbekamen.
Am ersten Abend kamen wir nach Nauplia: die freundliche, saubere, kleine Handelsstadt ist am offenen Meer gelegen. Wir wollten am andern Morgen früh auf den prächtigen Festungsberg Palamidhi gehen, aber Nauplia hat die schweren Gefängnisse für ganz Griechenland, und gerade an dem Morgen 6 Uhr sollte ein fünffacher Mörder hingerichtet werden. Unser Wirt empfahl uns zwar mit orientalischer Beredsamkeit, uns dies erhabene Schauspiel anzusehen. Aber

wir warfen energisch den Kopf zurück — die alte, in Italien und Griechenland noch lebendige Geste der Verneinung. Doch sahen wir noch den Henker nach der Hinrichtung unter militärischer Bedeckung zurückkehren und in einem leichten Kahn in seine Wohnung, die in einem alten, mitten im Meer gelegenen Kastell liegt, fahren, denn er ist so verhaßt, daß er sich nur dort, auf der Insel Burtsch, halten kann. Das Henkersamt muß immer ein znm Tode verurteilter Verbrecher übernehmen, der dazu begnadigt wird. Nach zehnjähriger Amtsführung wird er dann freigegeben und auf Staatskosten ins Ausland „verfrachtet". Nach ihm sahen wir auch den Priester, von einem Soldaten geleitet, gebengten Hauptes in schweren Gedanken heimgehen — aber dann tat der wundervolle Morgen, der über den Bergen und der See lag, das seine, um uns diese schneidende Dissonanz vergessen zu lassen. Wir fuhren im bequemen Wagen, hatten weite, herrliche Aussicht, und noch lange sahen wir die Mauern der beiden Festungen Palamidhi und Itsch-Kcilah starren. Durch wundervolle Gärten mit Orangen und über die Mauern wuchernden Rosen fahrend, hielt plötzlich unser Wagen, und wir waren in Tiryns.
Über einem Tabaksfeld sahen wir riesige zyklopische Mauern ragen — durch ein enormes Burgtor, dessen steinerne Pfosten mit den Riegellöchern noch erhalten sind, traten wir ein, und mein Mann wurde uns zum Führer durch die in ihren Grundzügen so übersichtliche typische Burg eines homerischen Herrschers. Der weite Männersaal konnte uns einen Begriff von dem Raum geben, in welchem auf Ithaka die Freier der Penelope ihr Hab und Gut verpraßten und der schiffbrüchige Heimgekehrte, Odysseus, empfangen wurde. Besonders interessant waren die aus gewaltigen Steinblöcken erbauten nnd in Spitzgiebelform überdachten Galerien, dereinst von Zyklopen ohne jedes Bindemittel aufgeschichtet, die uns mit ihren angebauten Vorratskammern an Knossos und in ihrer Bauart an das vorgriechische Heiligtum auf Delos erinnerten. Wir waren wohl zu gründlich mit unseren Besichtigungen, denn Niko, unser bildhübscher Kutscher, knallte schon ungeduldig mit der Peitsche. So ging's endlich durch blühende Felder — immer wieder und wieder mit Blicken anf das Meer und die bergigen Ufer nach dem rossenährenden Argvs.
Dort ist das Merkwürdigste das ganz aus dem Felsen gehauene Theater, vor dem eine wundervoll malerische römische Ruine steht, aber mein Mann entdeckte dicht daneben ein seiner Ansicht nach uraltes, aus dem Felsen gehauenes Heiligtum mit großer Felswasserleitung — die ihn am meisten fesselte. Die eine Wand war von großen dunkelvioletten Blüten wie von einem dunklen Sammetteppich buchstäblich überzogen. Nun hieß es, sich für das Größte des Tages vorbereiten: für Mykene. Darum aßen wir anspruchslos unser mitgenommenes Mahl — sie geben einem das schon immer fertig eingepackt im Hotel mit — im Wagen, kauften uns in einem am Wege liegenden 1'enodochion (Wirtshaus) „Zur schönen Helena" eine Flasche Rezinato und stiegen gestärkt hinan zum nächsten und

größten Kuppelgrab, das Schliemann einst irrtümlich als Schatzhaus des Atreus bezeichnet hatte. Die Anlage ist ja bekannt genug, aber der Eindruck in Wirklichkeit verblüffend. Ich begreife nur nicht, mit welchen Kräften sie diese mehrere Meter langen und dicken Steinkolosse, die das Gewölb« über der Tür tragen, hinaufgewunden haben.

(Im Zuge zwischen Korinth und Olympia.) Sonntag.

Ist das eine lustige Fahrt! Es ist 7 Uhr früh, und auf jeder der kleinen Stationen kommt ein Hochzeitszug: voran Musiker, wilde braune Kerle mit Flöten und Trommeln, dann die Braut oder der Bräutigam, gefolgt von Verwandten und geleitet von allen Dorfbewohnern. Kinder tragen großmächtige, künstlich gewickelte Blumensträuße. Zu beiden Seiten Korinthenfelder — blühende Obstbäume — und Rosen, Rosen überall. Eben eine Station: alle Bäume bis hoch hinauf berankt mit üppig blühendem Caprifolium oder Rosen, Glycinien und fremden Schlingpflanzen.

Aber Mnkene: Durch das trotz aller Wuchtigkeit fast zierlich wirkende Löwentor gelangten wir in das Gräberrund, die Stätte von Schliemanns ertragreichsten Ausgrabungen. Hier, wie überall in Mvkene, war mein Mann gänzlich zu Hause, und selbst auf mich war ein schwacher Abglanz davon übergegangen, hatte ich doch zu oft seinen Vorträgen über die Goldfunde gelauscht und früher die Nachbildungen — jetzt aber in Athen die Originale — bewundert. Und wir kletterten von den jetzt leer starrenden Gräbern der Atriden hinauf zu den Resten des Palastes, der Stätte von Klytämnestras Untat und der Rache des Orest. Von der höchsten Stelle des Burgberges hatten wir herrliche Fernsicht, dann ging's hinab durch den Felsentunnel zum lebendig fließenden Wasser der Quelle Perseia. Nun weiter mit Niko, an einem „Kammergrabe' vorbei, zur Station — und da war es erst 3 Uhr.

Was hatte der Tag schon gebracht und wieviel sollte noch Korinth bringen.

In Mykene stiegen wir in ein glückliches Kupee. Eine junge Griechenfrau mit mattfarbigem Gemmenprofil reiste mit einem großen Korb voll frischgeschnittener Rosen und begann sofort herrliche Sträuße zu winden, die sie uns vieren der Reihe nach schenkte. Ein sehr lustiger junger Grieche reiste mit einer enormen Korbflasche voll Rezinatowein, groß wie eine Vierteltonne, aus der er uns sofort aufs eifrigste bewirtete. Ein anderer gab uns gezuckerte Kringel, an denen man sich fast die Zähne ausbiß. Aber man mußte nach der Landessitte alles nehmen.

In Korinth war große Abschiedstrauer — man schließt hier sehr schnell Freundschaft. Dort erwartete uns schon ein guter Wagen und fuhr uns und unser Gepäck ins Hotel, wo dieses höchst international gezählt wurde: eins, due, three, quatre. Dann weiter auf schönen Wegen: der korinthische Golf — also das ionische Meer, zu unserer Rechten, nach Alt-Korinth. Von all den Trümmern — den Tempeln, Markthallen mit lauter kleinen Abteilungen für die

einzelnen Verkäufer, drei Iahrtausend alten Zisternen, in denen noch das Wasser steht und oft noch gebraucht wird — imponierte mir am meisten eine, sechs Bau-perioden aufweisende Quellenanlage, namens Peirene, mit Säulenreihen und unterirdisch plätscherndem Wasser. Ein anderer heiliger Quell in der Tiefe, zu dem man eine Felsentreppe hinabsteigen muß, und dessen Wasserstrahlen aus jetzt noch ganz erhaltenen bronzenen Löwenköpfen sprudeln, bildete früher ein von Priestern behütetes Asylon.

Im Hotel in Korinth kauften wir für mich ein weißleinenes Griechenkostüm mit unwaschbarer bunter Wollstickerei: unpraktisch, aber sehr hübsch.

Am nächsten Morgen ging's im Wagen nach dem kleinen Hafen von Isthmia, wo die ganzen Abhänge mit großen wildblühenden Kakteen bedeckt waren. Mit-gebrachtes Lunch im Stationsgebäude, wo die höflichen Griechen uns Stühle etc. besorgten.

Mein Mann und Prof. B . . . . gingen auf Entdeckungsreisen aus — nach dem heiligen Bezirk für die Isthmischen Spiele, nach der Isthmos-Mauer und den Resten der Schleifbahn, auf der im Altertum die Schiffe von Meer zu Meer über die Landenge gezogen wurden; unser Boot wurde sichtbar, legte an, und unsere Herren waren nicht da. Man bedeutete uns, wir müßten uns ohne sie einbooten, ich weigerte mich, da ich die Billets, jedes immer auf vier Per-sonen lautend, bewahrte — die Not stieg, endlich langten beide wolkenlos heiter und höchst befriedigt an.

Eine etwas bewegte, aber köstliche Fahrt folgte. Wir trafen unsere „Ismene", auf der mehrere Bekannte waren, aber auch die Schiffsleute und der Kapitän erkannten uns, und es gab ein frohes Grüßen. Unser Boot, ein Zoll-boot, erhob auch von ihr den Tribut.

Und dann nahm uns der „Ares" auf, und wir fuhren durch den berühmten Kanal von Korinth, der den saronischen mit dem korinthischen Golf verbindet. Noch lange winkte Akrokorinth, das wir diesmal leider aus Zeitmangel hatten meiden müssen. Die See war leicht bewegt, wir saßen auf bequemen Stühlen und „genossen intensiv". Plötzlich sah ich aus dem tiefblauen Wasser kleine schwarze Hügel aufsteigen — immer mehr, und erkannte eine ganze Schar Delphine. Ich jauchzte natürlich meine Entdeckung heraus, und da gab's so-gleich einen großen Tumult, und noch lange sahen wir die fetten Flossen und Leiber auftauchen und verschwinden in fröhlichem Spiel.

Vor Itea tauchten immer mehr Gebirge auf: mit Schnee auf dem Haupt der Helikon — und köstlich grün und fruchtbar war die Landschaft. In Itea über-ließen wir die wartenden Maultiere jüngeren Rücken und stiegen lieber zu Viert in einen Wagen. Unvergeßlich wird mir die Fahrt nach Delphi hinauf sein. Reiche Olivenhaine, Wiesen so voller Blumen, daß sie wie Gärten schienen: große rote Anemonen, tiefdunkler Mohn, Staticae mit den blauen Glocken etc. Zu Füßen immer das Meer, über und vor uns Phädrion, rechts der Helikon, und

dann immer höher hinauffahrend, gewahrten wir das Schneehaupt des Parnaß!
Aus all den ärmlichen, höchst malerischen Steinhütten, an die sich Wein- und Feigenstöcke schmiegten, von deren Erkern leuchtende Blumen niederhingen, guckten unzählige Kinder, die alle jauchzend winkten und Blüten warfen. Ein schönes gesittetes Mädchen kam vom Felde: sie hatte — wie die Frauen meist — eine Spindel mit weißer Wolle im Arm und spann im Gehen. Daneben trug sie einen Strauß voller reifer langhaariger Weizenähren, und als wir langsam an ihr vorbei bergan fuhren, reichte sie mir mit schönem Lächeln drei Ähren. Einem halbnackten Iungen mit unglaublich verschmitztem Schelmengesicht warf ich Münzen zu — dafür legte er mir einen ganzen Strauß Orangenblüten in den Schoß. Eine so fröhliche, glückliche Bevölkerung und solchen Kinderreichtum habe ich noch nirgend gesehen.
Endlich Delphi: Es war abends 7 Uhr — die Sonne ging eben unter, und wundersame Bilder rollten sich vor unseren Augen auf. Wie bezaubert sehen wir vor uns in der Tiefe, über die Ölwaldungen hinweg, die blau und grünlich schillernde Meeresbucht herüberschimmern — ganz unvergleichlich schien uns diese Lage auf hohem Bergeshange mit dem Blick aufs Meer; und dann die Bewohner des Dorfes, die bis vor kurzem über den Trümmern des heiligen Bezirks gewohnt hatten, bis die französische Regierung die Ausgrabung beschloß und die Bewohner des heutigen Delphi an der Straße abseits und unterhalb des heiligen Bezirks neu ansiedelte.
Die Leute kamen vom Felde, auf Mauleseln reitend — die Männer mit langen Stecken würdevoll schreitend, dazwischen Ziegen und Schafe, alle mit ihren Iungen — und süße, schmutzige, zerlumpte Kinder —, alles mit orientalischer Ruhe. Die Maulesel, oft ihre Füllen neben sich, mit Riesenbündeln von Olivenzweigen beladen, oder mit großen hohen Körben voll bunten Unkrauts als Viehfutter. Ein Bild: Ein Tierchen — ein braungrauer Maulesel, beladen mit zusammengerafftem, blühendem Unkraut, das ihm in mächtigen Büscheln zu beiden Seiten herabhing: brennender Mohn, goldleuchtende, große, gelbe, mir fremde Blnmen — und dazwischen, müde in diesen Blumensattel geschmiegt, eine junge Frau von rührender Schönheit: blasses schmales Gesicht mit großen dunklen Augen; das schwarze Haar, das die hohe Stirn und die Wangen in glatten Strähnen einrahmte, war von einem roten Tuch zurückgenommen. In den mageren braunen Armen ein süßes, dickes, urgesundes Baby. Daneben der Vater schreitend, mit hohem Hirtenstabe, in weißem griechischem Mantel — dazu zwei Ziegen und ein Mutterschaf mit zwei Lämmern, eins schwarz und eins weiß.
„Die heilige Familie", wie man sie sich ursprünglich schöner und ergreifender nicht denken konnte. Dann, vergnüglich auf seinem Esel reitend, mit den Beinen schlenkernd, der köstlichste Typ eines alten Mannes: verwittertes Gesicht, schlohweiß Bart und Haar, seine Pfeife rauchend. Spinnende Frauen auf Holzsätteln — ein Maultier, gleich mit drei dreckigen, aber entzückenden Kindern beladen —

so Bild auf Bild. Ich hatte den Apparat bei mir, und sowie sie merkten, daß
ich sie ansah, machten sie bittende Gebärden und hielten augenblicklich still: sie
wollten gern photographien werden — und ich tat's, obgleich es schon zu dunkel
war. Eine brachte nachher ihre Adresse, damit wir ihr das Bild schicken möchten.
Nach dem Essen zog's uns noch hinaus: Wir gingen die Straße zum
Heiligtum hinauf — die wunderbarste Gebirgslandschaft mit dem Parnaß
darüber tat sich vor uns auf. Der Himmel mit Sternen besät und der zu-
nehmende Mond leuchtete hell. Plötzlich hörten wir leise, fröhliche Flötenklänge,
und um die Ecke biegend, gewahrten wir drei Griechenknaben, die dort — ganz
für sich und nur aus Freude daran — tanzten. Die drei, sich an den Händen
haltend, in anmutigsten Windungen, Armbewegungen und Verschlingungen.
Alle drei trugen die Fustanella. Sie ließen sich durch uns nicht stören, und es
war ein echter griechischer Sommernachtstraum.
Am nächsten Morgen stand mein Mann schon früh um 5 Uhr auf — er
hatte seine Weihestunde an der Heiligen Stätte vor dem Besucherschwarm.
Um 8 Uhr kam der Kustos des Museums. Wir schritten — ein kleiner aus-
gewählter Kreis — am heiligen Bezirk vorbei zur Heiligen Quelle Kastalia,
tranken ihr Wasser zum ersten und später noch zum zweiten und dritten Male,
drangen in den Felsenschlund, in dem der Drache Python gehaust hat und den
Apollon erschlug, bis zu der, nach Vermutungen meines Mannes, früher schon
für ihn aufgespürten Felsentreppe vor, über die er in der Berliner Archäo-
logischen Gesellschaft vor einigen Iahren die erste Mitteilung gemacht hatte.
Die ganze Anlage der Kastalia mit den Felsentreppen, die in das Bassin
führen, den riesigen Glättungen der Felswand, dem verborgenen Felskanal, durch
den das Wasser geleitet wird, und den sieben, einst mit Löwenköpfen verzierten
Ausflüssen, ist äußerst eindrucksvoll. Besonders fesselte uns der heimliche Ein-
schnitt in den Felsen, in dem verborgen ein Mann stehen kann, der früher die
Gebete der Gläubigen anhörte und ihnen dann etwas vororakeln konnte —
denn dies ist zwar nicht die eigentliche, aber wohl die älteste Orakelstätte. Dann
die Straße abwärts zur Marmaria mit dem Gymnasium und dem in seinen
Ruinen unvergleichlich schönen Rundbau aus dem vierten Iahrhundert vor Christi,
der, wie Professor Pomtow gerade jetzt gezeigt hatte, das Herdfeuer der Stadt-
gemeinde Delphi hütete, und dann wieder über die Quelle zurück zum Heiligen
Bezirk, der sich unbeschreiblich kühn und großartig hoch hinauf am Berghange
aufbaut, so daß die von herrlichen Bauten umsäumte Heilige Straße in mehr-
fachen Windungen steil hinaufführt — die uralten Fliesen z. T. so glatt, daß
namentlich der Abstieg beschwerlich und gefährlich ist. Pausanias' Schilderung
gibt die Möglichkeit, in den Ruinen und Grundrissen all die zahllosen Gebäude
und Weihgeschenke wiederzuerkennen. Aber vieles ist noch nmstritten und un-
sicher. Tags zuvor hatte mein Mann in Korinth Pomtows soeben erschienene
neue Schrift von diesem erhalten, die ziemlich alles bisher Festgestellte über den

Haufen wirft, und an deren Hand er sich uber den neuesten Stand der Forschungen an Ort und Stelle orientiert hatte.
Der arme Kustos, ein früherer Phylar, der sich heraufgearbeitet hat, saß nun ganz begossen mit seinen Kenntnissen da und erwartete andern Tags den französischen Professor Homolle, der die französischen Ausgrabungen gemacht hat und nun Pomtows Behauptungen nachprüfen will. Er war bis vor kurzem Direktor des Louvre-Museums, hat nun aber wieder die Leitung der Lcol« I'ruu 92i«e in Athen übernommen.
Wir haben gesehen, wo der Dreifuß der Pvthia gestanden hat, wo die heißen geheimnisvollen Dämpfe aus der Erde gekommen sind, und sahen auf den Herd des Wunders, nämlich die zum Sitz der Pythia führende unterirdische Wasserleitung. Wir krochen bis tief hinunter in die geheimnisvolle Stätte, und im alten Theater, vor den sich hoch hinaufbauenden Steinfelsen-Bänken: hinter sich die wunderbarste Naturdekoration der Berge in köstlichem Grün und warmem Rot —, weit hinten ein leuchtender Streifen des Meeres, so sprach mein Mann die griechischen Schlußverse der Antigone. — Dann sahen wir das aus den Trümmern wieder errichtete Schatzhaus der Athener, gemäß seiner Inschrift, nach der Schlacht von Marathon aus dem zehnten Teil des Gewinnes gebaut; aber jetzt wollen die Archäologen herausgefunden haben, daß die Inschrift mit dem Vorbau, an dem sie sich befindet, nur nachträglich angebracht ist, so daß der Bau selbst aus älterer Zeit stammt; und weiter die große Halle, die die Athener nach der Schlacht von Salamis errichteten, und die Basis des Weihgeschenkes von Platää, der Schlangensäule, die heute in Konstantinopel steht. Wie ergreifend und unmittelbar gegenwärtig empfindet man hier die Bedeutung der Perserkriege'.
Dann hoch oben das mächtige Stadion — und ich konnte mich bei all den antiken Trümmereindrücken dem Zauber der üppigen Vegetation nicht verschließen. Eine — wie ein Kinderarm große — Eidechse, wundervoll blaugrün schillernd, entdeckte ich im Gras am Wege. Trotz unserer leisen Brührung regte sie sich nicht: wir glaubten, sie stelle sich tot, aber sie war es. Da konnte ich Menschen kennen lernen: eine Dame sagte leise zu mir: „Legen wir sie recht mitten auf den Weg, damit sich noch mehr Menschen erschrecken". Eine andere raffte Blumen und Grünes zusammen, warf's über sie und meinte: „Sie soll ihre Ruhe bekommen". Ist das nicht ein fast fertiges Märchen?
Bei den Mahlzeiten waren wir immer in heiterem Kreise. An der Quelle Kastalia, am Fuß des Parnasses pflückte ich Ölzweige und schickte sie heim. Mein Mann schwelgte bis zum letzten Moment: Wir hatten alles geordnet, das Gepäck war im Wagen, aber unsere Mäntel, die ein Hausknecht hielt, wanderten, sobald der eine Trinkgeld bekommen hatte, an einen anderen — immer weiter — bis etwa zwölf Leute am Wagen standen. Wir drei Reisegefährten wären lebens« gern eingestiegen und dieser immer anwachsenden Lawine entflohen. Aber unser

Haupt war immer noch nicht da, und ich mußte erst losgehen, ihn zu suchen. Da kam er endlich, ganz wolkenlos, umgeben von den mitbegeisterten Museums-leuten und sagte: „So muß es sein, ich komme ja gerade richtig."

Nun fuhren wir von Itea nach Patras — eine wunderbar ruhige, herrliche Fahrt mit allerliebstem Mahl an Bord, nach welchem wir dann oben an Deck saßen. Viel zu früh endigte sie: Vor uns in einem hellen Lichtermeer, das sich ganz entlang dem Ufer zog — lag Patras. Unzählige Boote näherten sich in der stern- und mondklaren Nacht. Wieder heißes Ringen um Gepäck und Passagiere — die schlanken braunen Kerle führten die waghalsigsten Klettereien auf, um aufs Schiff zu kommen, dann im buntbehängten Boot durch die klare Nacht gerudert, und so landeten wir in Patras. —

(Im Zuge auf der Rückfahrt von Olympia nach Patras.)

Nach kurzer guter Nacht in Patras sechsstündige Eisenbahnfahrt nach Olympia. Merkwürdig deutsch, fast wie ein Stück Thüringen, mutet dies« Stätte deutscher Ausgrabungen an. Leider stand uns nur der Nachmittag und der folgende Morgen zur Verfügung, daher nach kurzer Rast ins Museum.

Ich hielt mich nicht lange mit den andern Sachen auf, schlich mich schnell hin und fand ihn gleich und stand dann trotzdem erschreckt — denn von soviel Schönheit hatte ich mir doch keinen Begriff gemacht. Schaper hat die Einsätze zwischen Knie und Füße gemacht — die stören —, aber man vergißt es, wir saßen alle ganz, ganz schweigsam, lange, lange Zeit — aber nennen muß ich ihn doch, trotzdem natürlich jeder weiß, daß ich den Hermes des Prariteles meine. Auch die Nike, die Siegesgöttin, ist wundervoll in ihrer Bewegung. Dann die Metopen, nur zum Teil erhalten, die die 12 Arbeiten des Herkules zeigen; besonders die Darstellung, wie eine der Töchter des Atlas dem Herakles den Himmel für ihren Vater tragen hilft, ist von entzückender Naivität.

Endlich gingen wir in den heiligen Bezirk: Im großartigen, von den Trommeln der gestürzten Riesensäulen umgebenen Zeustempel, ein Trümmer Haufen schwarzen Gesteins — die Basis der goldelfenbeinernen Zeusstatue des Phidias, seines im Altertum zu den sieben Weltwundern gerechneten Meister-werkes; im uralten Heräon, dessen unregelmäßige Säulen erkennen lassen, wie allmählich an Stelle der Holzpfeiler die Steinsäule getreten war, die Basis des Hermes. Dann die Echohalle, das Postament der Nike, auf der sich eine der riesigen blaugrünen Eidechsen sonnte. Ein ganzer Wald von Statuen muß da gestanden haben. Und dann vorbei an den 12 Schatzhäusern zum Stadion, wo die ersten berühmtesten Wettspiele — an denen sich nur Griech<n beteiligen durften — stattfanden, und wo die Einigkeit der viel zersplitterten Stämme Griechenlands immer wieder befestigt wurde, während von Delphi, vom Dreifuß der Pnthia aus, die Welt regiert wurde. Wir suchten und fanden in dem hohen, von Orchideen und anderen Blumen durchwachsenen Gras, nur noch an einem Marmorstein kenntlich, die Stelle, von wo die Wettläufe ausgingen, und dann,

mit großer Mühe, tief in einem Graben, die entsprechend bezeichnete Stelle, wo der Sieger ankam. Das Terrain hat sich natürlich in den Iahrtausenden gänzlich verändert. Während die anderen noch das Heräon genauer besichtigten, lief ich schnell zurück, um von dem Olivenbaum, der ganz in der Nähe steht — in einem Gerstenfeld —, da, wo früher der Kampf um die heißbegehrteste und höchstbewertete Siegespalme, einen Kranz aus Olivenzweigen, tobte, mir auch einen Bruch zu pflücken. Auch von einem wilden Myrtenstrauche pflückte ich Zweige und bewahrte sie.

Dann schnell zum Zuge: es ist sehr heiß, wir sind sehr durstig und kaufen auf jeder Station von den unvergleichlichen Orangen. Einen ganzen Korb voll bringe ich mit. Ich muß sie immer ansehen: meine Kinder sollen sie essen ....

Ietzt ein wundervoller Eichenhain. Dort, uns gegenüber, jenseits des Golfes, sehen wir die Berge liegen, an deren Fuße Messolunghi liegt, wo Lord Byron als Kämpfer für Griechenlands Freiheit fiel. Am Wege Eukalyptosbäume und Mispeln, reich mit den erfrischenden Früchten beladen. In einer Stunde sind wir in Patras, wo wir uns hoffentlich heute abend noch auf der Leopolis nach Trieft einschiffen. „Hoffentlich" — nämlich, wenn die Türken das Schiff durchlassen. Wir sind sehr gespannt ....

Fr. Merkel:

Der Schädel Schillers.

Schillers Tod fiel in eine schlimme Zeit, die Heere des korsischen Eroberers überschwemmten Europa und kurz nachher wnrde die Schlacht bei Iena geschlagen. Das sachsen-weimarische Land war der Schauplatz unaufhörlicher Truppendurchmärsche, es wurde ausgesogen, seine Bewohner lebten in steter Bedrängnis. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß man wenig an die Verstorbenen dachte, die Lebenden hatten genug mit sich selbst zu tun. Berücksichtigt man dies, dann muß man es — zwar nicht verzeihlich — aber doch begreiflich finden, daß die Grabstätte Schillers keine Pflege fand, daß sie der Aufsicht eines Totengräbers anheimgegeben war, und daß dieser, natürlich ganz verständnislose Arbeiter neben andern Särgen auch den zerfallenen Sarg mit den Gebeinen des Dichters auf die Seite räumte, um in dem Grabgewölbe Platz für uene Beisetzungen zu schaffen. Als dann wieder ruhige Zeiten eintraten, war über der jüngsten Vergangenheit, welche so vieles zerstört und so vieles auch wieder neu aufgebaut hatte, das hinter ihr Liegende halb vergessen und auch den irdischen Resten Schillers wandte sich

die Aufmerksamkeit nicht wieder zu. Erst durch die Auflassung des Iakobs-
kirchhofes wurde der energische und pietätvolle Bürgermeister von Weimar, C. L.
Schwabe, im Iahre 1828 veranlaßt, nach Schillers Gebeinen zu suchen, um sie in
eine des großen Dichters würdige Ruhestätte überzuführen. Er fand trostlose
Zustände vor und es war unmöglich, in dem ungeordneten Wust, welchen das
Grabgewölbe barg, festzustellen, welche Reste, besonders welcher Schädel dem
Dichter angehörte. Aus einer Anzahl von solchen, welche er in seine Wohnung
hatte verbringen lassen, wählte er den aus, der ihm nach Größe und Beschaffen-
heit der Gesuchte zu sein schien, und legte ihn in der großherzoglichen Bibliothek
nieder. Für einen vollständigen Laien war dies ein überaus kühnes Beginnen.
Er suchte sich daher dadurch zu sichern, daß er die Arzte, Leibarzt Dr. Huschke,
Obermedizinalrat Dr. v. Froriep und Leibarzt I>r. Schwabe, seinen Bruder, ver-
anlaßte, den Schädel zu untersuchen. Sie erklärten, daß der Schädel zur Toten-
maske gehöre, also in der Tat der Schillersche sei. Goethe, welcher den Schädel
ebenfalls betrachtet hatte, ließ nun im Grabgewölbe durch den Ienaischen
Prosektor Schröter die zugehörigen Skelettknochen aufsuchen und legte sie in einem
Sarg nieder, welcher in der Bibliothek aufgestellt wurde, während man den
Schädel in dem Fußgestell der Danneckerschen Schillerbüste einschloß. In der
Folge wurde dann alles, auch der Schädel, auf den Befehl des Großherzogs in
einem neuen dauerhaften Sarkophag in die Großherzogliche Fürstengruft ver-
bracht, wo derselbe heute noch steht. Vorher war von dem Schädel noch ein Gips-
abguß genommen worden, von welchem ebenfalls noch mehrere Eremplare vor-
handen sind. Die von Schwabe außer dem vermeintlichen Schillerschädel gehobenen
Knochen sollten in einer Ecke des Friedhofes verscharrt worden sein.

Soweit ganz in Kürze das Tatsächliche.

Lange Iahre hatte man nun das befriedigende Gefühl, daß die Reste unseres
großen Dichters im allerletzten Augenblick gerettet und in würdiger Weise be-
stattet waren. Da wurde im Iahre 1883 durch das Buch von Welcker*) der
Glaube an die Echtheit der Gebeine in der Fürstengruft auf das stärkste erschüttert.
Dieser Gelehrte war seinerzeit die erste Autorität in Untersuchungen, wie es die
vorliegende ist. Er wies nach, daß sich die Männer von 1826 geirrt hatten. Die
Methoden der kraniologischen Untersuchung hatten sich, in erster Linie durch
Welckers eigenes Verdienst in der verflossenen Zeit erheblich verbessert und es war
besonders die Methode der geometrischen Zeichnung hinzugekommen, welche die
Resultate der Messung mit Bandmaß und Zirkel in sehr crakter Weise ergänzt.
Auch die Photographie lieferte wertvolle Vergleichsobjekte. Er kam zu dem
traurigen Resultat, daß der Schädel der Fürstengruft einer genauen Untersuchung

*) Hennann Welcker. Schillers Schädel und Totenmaske. Nebst Mitteilungen üb«
Schädel und Totenmaske Kants. Braunschweig, Vieweg 1883.

nicht standhält; derselbe ist für die Maske im ganzen zu groß, er zeigt auch in
den Umrissen Unstimmigkeiten mit derselben. Welcker bemühte sich auf das
eifrigste und ehrlichste, Schädel und Maske miteinander zusammenzubringen, aber
ohne Erfolg, so daß er zu den Schlußworten kommt: „Ich gestehe, daß ich gegen»
über den zahlreichen, zusammenstimmenden Zeichen, welche die vorstehende Unter-
suchung ergeben hat, keine Möglichkeit sehe, die Annahme von der Echtheit des
„Schillerschädels" aufrecht zu erhalten." Kein Sachverständiger, welcher die
Welckerschen Ausführungen gelesen hat, zweifelt seitdem daran, daß der in der
Fürstengruft zu Weimar beigesetzte Schädel nicht der unseres großen Dichters ist.
So sehr es nun jedem Verehrer Goethes widerstreben wird, zu denken, daß
seine schönen und tief empfundenen Terzinen bei der Betrachtung von Schillers
Schädel an eine „falsch« Adresse" gerichtet waren, wie sich Herr Dr. Tranmann*)
ausdrückt, so bleibt doch nichts anderes übrig, als einen solchen Irrtum zu-
zugestehen. Goethe und seine Berater hatten eben nicht die Möglichkeit, eine
einwandfreie Untersuchung anzustellen, wie sie die Wissenschaft jetzt nach den
Fortschritten eines Iahrhunderts verlangt. Ich kann übrigens nicht finden, daß
die falsche Adresse die Verse Goethes irgendwie herabsetzt, sie behalten ihren
hohen poetischen Wert nach wie vor, ist es doch schon recht oft vorgekommen, daß
große und schöne, auch nutzbringende Gedanken auf falschen Prämissen auf-
gebaut waren.
Der Stand der Frage ließ nun den Tübinger Professor A. v. Froriep nicht
ruhen und der Wunsch, dem negativem Ergebnis Welckers ein positives an die
Seite zu setzen, war ein lebhafter, was man versteht, da er ein geborener
Weimaraner und Nachkomme des, bei der ersten Untersuchung des vermeintlich«n
Schillerschädels im Iahre 1826 beteiligten Obermedizinalrates gleichen Namens
ist. Die Möglichkeit, daß das Grabgewölbe, in welchem Schiller im Iahre 1803
beigesetzt worden war, bei dem Neubau eines Säuglings- und Kinderheimes
gänzlich vernichtet werden könnte, gab den Anstoß, in demselben Nachgrabungen
vorzunehmen, ehe es zu spät war. Dem Gewölbe war ohnehin schon übel mit-
gespielt worden, der Oberbau war abgetragen, die Decke war eingeschlagen, es
war mit Schutt aufgefüllt worden.
Im Laufe einer Woche konnte er den ganzen Inhalt heben und die be-
ruhigende Überzeugung gewinnen, daß die von Schwabe erhumierten Schädel
nicht in einer Ecke des Friedhofes eingescharrt worden, sondern nach der Unter-
suchung wieder in dem Gewölbe niedergelegt worden waren, so daß er sich sagen
konnte, daß der echte Schädel noch unter den vorgefundenen Resten vorhanden
sein mußte.
Man wird nun die Frage aufzuwerfen haben, ob Herr v. Froriep das Ver«

') Franlfurter Zeitung Nr. 126 vom 7. Mai 1912.

trauen verdient, daß eine Untersuchung, wie die von ihm vorgenommene, auch sachlich einwandfrei durchgeführt werden konnte, denn seine Anhänglichkeit an die Vaterstadt reicht dazu natürlich nicht aus und die Resultate der ersten Erhumierung mußten zu größter Skepsis mahnen. Nun steht aber der Gelehrte in der ersten Reihe anatomischer Forscher, und seine umsichtigen und genauen Arbeiten haben von jeher bei den Fachgenossen rückhaltlose Anerkennung gefunden. Sie sind so sehr zu einem Gemeingut der Wissenschaft geworden, daß sie bereits zumeist in den klassischen Bestand der Lehrbücher aufgenommen worden sind. Überdies hat er sich gerade auf dem Gebiet kraniologischer Forschung mehrfach mit durchschlagendem Erfolg betätigt. Ii< dem schön und vornehm ausgestatteten Werk, welches er über seine Untersuchung veröffentlichte*), zeugt gleich der Ausgrabungsbericht von der größten Umsicht nnd von der Anwendung der erakten naturwissenschaftlichen Methode und Beobachtung, welche seinen Ausführungen gegenüber das Gefühl der Sicherheit verleiht. Der Gelehrte konnte die Gebeine von 63 erwachsenen Personen nachweisen. Er sonderte diejenigen Schädel aus, welche nicht in Frage kommen konnten, nämlich die Schädel von weiblichen Personen, von Kindern, von älteren Männern, und behielt so aus der großen Zahl nur vier übrig, unter welchen sich der gesuchte befinden mußte. Einer von ihnen war so charakteristisch, daß er schon nach oberflächlicher Betrachtung vermuten durfte, in ihm den Schädel Schillers vor sich zu haben. Nachdem so festgestellt war, daß die begonnene Arbeit aller Voraussicht nach keine vergebliche sein würde, begann die eigentliche Untersuchung. Liest man Frorieps Bericht durch, dann muß man rückhaltlos bewundern, mit welcher Ruhe und Umsicht alle, auch die geringfügigsten Umstände geprüft wurden, wie er sich nicht verdrießen ließ, alle Spuren in den Akten, in gedruckten Schriften, in privaten Mitteilungen bis an das letzte Ende zu verfolgen, um die nötigen Unterlagen zu gewinnen.

Er stellte fest, daß es sich neben den irdischen Resten Schillers nur um die Schädel von Moritz von Wedel, Iohann Christian Carl Götze und Freiherr Karl von Thüna handeln konnte, zu welchen noch der in der Fürstengruft ruhende Schädel kommt. Es war ihm nicht genug, den gesuchten Schädel gefunden zu haben, er untersuchte auch die anderen genau und stellte mit völlig überzeugender Genauigkeit fest, welcher derselben jeder der genannten Personen zugehörte. Der in der Fürstengruft bestattete Schädel aber konnte nach dem guten Gipsabguß als der des Bürgermeisters Carl Christian August Paulssen nachgewiesen werden, was schon Welcker vermutet hatte.

Die erste und wichtigste Aufgabe bestand darin, den gefundenen Schädel mit den vorhandenen Totenmasken zu vergleichen, denn nur wenn sich beide

') August v. F«liep, D« Schädel Friedlich «on Schillers und des Dichters Begräbnisstätte. Leipzig, I. A. Barth 1913.

sicher vereinigen ließen, mnßten die Zweifel verstummen. Da geschah das Unerwartete — der Schädel paßte zwar in seinen Umrissen vollkommen zur Weimarer Maske, war aber um etwa 5 Prozent zu klein. Bei der Überlegung des seltsamen Falles kam Froriep auf den Gedanken, daß vielleicht bei den Vervielfältigungen der Totenmaske in Ton ein aufquellendes Material benutzt sein könnte, um dadurch den Verlust der Tonnachbildungen, welchen sie beim Brennen erleiden mnßten, auszugleichen.

Froriep, welchem die nötigen technischen Kenntnisse für eine solche Untersuchung fehlten, setzte sich mit dem Bildhauer und praktischen Keramiker Melchior von Hugo in Stuttgart in Verbindung, welcher feststellen konnte, daß die Maske von dem Tonmodell abgegossen worden war, welches von der ursprünglichen Form der Totenmaske genommen war. Dieses Tonmodell war dann durch Wasser zur Quellung gebracht worden, um außer dem Gipsabguß noch Tonabgüsse nehmen zu können. „Macht man über der auf diese Weise gequollenen und vergrößerten Tonreplik der Totenmaske eine zweite Gipsmatrize und formt daraus den zum Brennen bestimmten Tonausdruck, indem man einen nicht zu stark schwindenden Ton verwendet, so kann man eine Totenmaske in Terrakotta erzielen, die in den Ausmaßen mit der Originaltotenmaske übereinstimmt und alle Details genau wiedergibt."

Dies aber war offenbar die Absicht des Abformers Klauer. Es ist also nicht die Weimarer Gipsmaske, sondern die im Marbacher Schillermuseum befindliche Terrakottamaske (sog. Schwabesche Maske) als die beste Replik der Originalform anzusehen, und mit dieser Maske stimmte der Schädel vollständig überein.

Es ist fast unnötig, noch hinzuzufügen, daß Froriep noch besondere Versuche machte, um festzustellen, daß bei der Herstellung, wie es die vermutete ist, alles in der beschriebenen Weise vor sich geht, dies versteht sich bei einem Manne, der gewohnt ist, mit naturwissenschaftlichen Methoden zu arbeiten, von selbst.

Zu weiterer Sicherheit wurden dann auch die vorhandenen Büsten und Originalbilder des Dichters mit dem Schädel verglichen, wobei sich ergab, daß die Klauersche Porträtbüste augenscheinlich unter Zugrundelegung der Originaltotenmaske hergestellt ist und also in gewisser Weise als Ersatz für dieselbe anzusehen ist; daß auch die meisterhafte Danneckersche Büste die Gesichtszüge des Dichters, wie sie im Leben waren, erstaunlich getreu festgehalten hat. Bei ihr ist nur die Stirnpartie verbreitert und idealisiert. Die Vergleichung der Büsten erlaubte es auch, gewisse Verschiebungen der Weichteile, wie sie beim Nehmen der Gipsmaske durch den Druck des Formmaterials immer entstehen, zu berücksichtigen.

Die Beschreibung des Schädels von Schiller ist als eine kraniologische Untersuchung ersten Ranges zu bezeichnen, welche von feinster Beobachtung und von umfassender Berücksichtigung der einschlägigen Literatur Zeugnis gibt. Ich darf mir vielleicht darüber ein Urteil erlauben, da ich selbst mich mit ähnlichen

Studien, wie es die vorliegende ist, mehrfach beschäftigt habe. Aber nicht ich allein urteile so, sondern auch alle die vielen deutschen Anatomen, welchen Froriep den Schädel auf dem Anatomenkongreß in München 1912 zur Untersuchung vorgelegt hat. Die Versammlung schloß sich einstimmig seinem Urteil an, daß der vorgelegte Schädel samt Unterkiefer der Schädel Schillers ist*).

Ich will den Leserkreis dieser Zeitschrift mit den Einzelheiten verschonen, da sie nur für Sachverständige deshalb von Interesse sind, weil sie die erwähnte Genauigkeit der Untersuchung überans klar erkennen lassen. Sie haben dem Verfasser sogar Gelegenheit geboten, allgemein interessante Beobachtungen zu machen, welche das Buch zu einem anatomischen Quellenwerk gestalten. Es sei nur erwähnt, daß der Schädel eine mittlere Größe zeigt, ziemlich dickwandig ist und ein ausgezeichnetes Gebiß besitzt, an welchem im Leben nur ein Backzahu fehlte, welcher dem Dichter nach Aussage seines Dieners ausgezogen worden war.

Der Verfasser hat auch nicht versäumt, deu Rauminhalt des Schädels zu messen, sowie das Gehirngewicht zu bestimmen, was nach den neueren Methoden, zu deren Ausarbeitung Froriep selbst wichtige Beiträge geliefert hat, ohne Schwierigkeiten möglich ist. Es ergab sich für die Kapazität ein Mittelwert von 1410 Kubikzentimeter, ans welchem sich ein Hirngewicht von nicht ganz 1300 Gramm berechnen läßt. Das mittlere Gehirngewicht europäischer Männer beträgt aber mindestens 1360 Gramm, so daß also dasjenige Schillers unter diesem Mittel steht. Es ist dies ein neuer Beweis dafür, daß Gehirngewicht und Intelligenz keineswegs parallel gehen müssen, wie es die landläufige Ansicht des Publikums ist. Wird ja doch gar vielfach aus dem geringeren mittleren Gewicht des weiblichen Gehirns auf dessen Inferiorität geschlossen. Nichts ist fehlerhafter, als eine solche Annahme, gegen welche ich seit langen Iahren in meinen Vorlesungen Stellung nehme. In der Tat ist auch eine ganze Anzahl von Gehirnen geistig sehr hochstehender Personen bekannt, welche unter dem Mittelmaß standen, ich nenne nur den bekannten französischen Staatsmann Gambetta, dessen Gehirn nur 1120 Gramm wog, ein Gewicht> welches M. Dnval, dem es zu gering erschien, auf 1294 Gramm rektifiziert hat. Es handelt sich vielmehr um die Art der Verbindungen der einzelnen Gehirngebiete miteinander, welche den Assoziationen dienen, und um die Ausbildung derjenigen Rindenbezirke, in welchen die höheren geistigen Funktionen lokalisiert sind. Die wichtigsten Assoziationszentren sind im Stirnhirn und im Scheitelhirn zu suchen. Von ihnen war bei Schiller das erste« besonders stark ausgebildet, während das letztere weniger hervortrat. Froriep kommt an der Hand der Untersuchungen des Leipziger

') Jüngst trat Neuhauß mit der Frage hervor, ob der von Froriep beschriebene Stadel nicht vielleicht der des verwacksenen Fräuleins von Göchhausen sei, welche im September 1807, 55 Jahre alt, verstarb!.

Psychiaters Flechsig zum Schluß: „durch die geringe Entwickclung des Scheitel-
lappens ist ein Mangel in den Organen objektiver Beobachtung angedeutet, für
schöpferische Kombinationsgabe dagegen bietet das umfangreich entwickelte Stirn»
hirn eine breitere Unterlage dar," eine Feststellung, welche mit dem überlieferten
Bild von Schillers Geistesleben nicht unvereinbar sein dürfte.
Den Schluß des Buches bildet der Bericht über die Aufsuchung und Zu»
sammenstellung der übrigen Skelettknochen Schillers, von welchen ich aber
schweige, da die Art und Weise, wie der Gelehrte seine Aufgabe angegriffen und
bewältigt hat, nur für Fachmänner von Interesse ist. Überblicken wir die ganze
Arbeit, so können wir uns nur darüber freuen, daß die irdischen Reste unseres
großen Dichters in so pietätvoller Weise aufgesucht und gerettet worden und mit
solcher Gründlichkeit festgestellt und beschrieben worden sind, und kein Leser wird
das Buch aus der Hand legen, ohne es wohltuend zu empfinden, daß aus jedem
Blatt das warme Gefühl für die Heimatstadt und die Verehrung für die große
Zeit Weimars hervorleuchtet.

Dr. Eugen Wölbe
Oberlehrer an der Fichte-Realschule zu Berlin:

Berthold Auerbachs Beziehungen zu Otto Ludwig.

Als Berthold Auerbach im April 1848 seine Gattin Auguste nach kaum ein-
jähriger Ehe durch den Tod verlor, schien ihm „jede Lebensbeteiligung wie ein
Hohn"; und doch: die Stürme des politischen Lebens, die damals Europa in
seinen Grundfesten erschütterten, brausten auch hinein in sein verödetes Heim
und sein für alles Ideale so leicht entzündliches Herz. Vielleicht um seinen
Schmerz zu betäuben, jedenfalls in der bis zu ihrer endlichen Erfüllung ver-
fochtenen Absicht, seine Kräfte für die Gründung eines einigen Deutschen Reiches
einzusetzen, bewarb sich Auerbach um ein Mandat bei der Paulskirche, trat aber
von der Kandidatur zurück, als er deren Erfolglosigkeit einsah. Impulsiv und
begeistert, suchte er einen anderen Resonanzboden für seine Ideen und fand ihn
schließlich in Wien, wo in den blutigen Septembertagen von 1848 die Reaktion
die Revolution niederrang.
Hebbel macht es Auerbach zum Vorwurf, daß dieser seine Wiener Erlebnisse
in einem „Tagebuch aus Wien" veröffentlichte — Hebbel tat das nämliche in

Briefform! — und belustigt sich, daß Auerbach sich mit der Flinte bewaffnete: „er trug das Gewehr aus Feigheit, um sich zu sichern. Da gehört Mnt dazu, ohne das Wahrzeichen der sogenannten guten Gesinnung, die Flinte, auf die Straße zu gehen." Die Bekanntschaft mit Hebbel, dessen „das Krasse liebende Weise" seinem ruhig-heiteren Wesen durchaus widerstrebte, blieb ohne jeden Einfluß auf Auerbach, wenn auch Hebbels „Nibelungen" ihm gewaltige Achtung abnötigten. Statt dessen spannen sich die herzlichsten Beziehungen persönlicher und künstlerischer Natur zu dem Dichter, der — ohne daß Vergleichsmomente vorhanden sind — oft mit Hebbel verglichen wird, der aber, wie Auerbach, als Mensch und Künstler nach der Vollkommenheit rang — Hebbel war schon als Dreiundzwanzigjähriger „fertig" —, und dessen herzgewinnende Freundlichkeit von Hebbels äußerlicher Herbheit wohltuend abstach: Otto Ludwig.

Nachdem Auerbach am 1. Iuli 1849 mit der Schwester des Dichters und Kritikers Hieronnmus Lorm seine zweite Ehe eingegangen war, verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, und bald durfte er im Besitze neugeschenkten Glückes aufjubeln: „Ich habe hier eine schöne Häuslichkeit und einen Kreis gehobener Menschen". Gemeint sind Bendemann, Rietschel, Devrient, Reinick, Gutzkow und vor allem Otto Ludwig.

Auerbach trug sich damals mit dramatischen Plänen. Bei seinem Schauspiel „Andreas Hofer" standen Eduard Devrient und Gustav Freytag Paten. Bei seinen Dorfgeschichten hatte er nie des Rates bedurft. Ietzt schmerzte es ihn, „bereden und betappen zu müssen, was sonst unberührt in die Welt sprang". Fast ein Iahr lang hatte er sich gequält, das Volk als Helden, den Hofer hingegen nur als dessen Repräsentanten hinzustellen, — da sah er Ludwigs „Erbförster" l4. April 1850) und erkannte, daß seine eigene dichterische Kraft wohl für epische Behandlung, nicht aber für das Drama ausreichte. In eigenem Studium und im Umgang mit Freytag und Devrient geschult, war Auerbach der berufene Rezensent des „Erbförsters". Während die meisten Zeitungen das Werk arg herunterrissen, nannte es Auerbach im „Neuen Dresdener Iournal" ein „Stück echter Poesie": Ludwigs Helden glichen den Schillerschen, aus seiner Sprache klinge ein Naturlaut, den wir bei Hebbel vergeblich suchen. Mit dieser Besprechung des „Erbförsters" hat Auerbach dies gehaltvolle Werk für die deutscht Bühne entdeckt.

Fortan verknüpft ein Band herzlicher Freundschaft die beiden Dichter — seinen „herrlichen Freund" nennt Auerbach den thüringischen Sonderling —, Beziehungen, die sich noch inniger gestalteten, als Ludwig nach seiner Vermählung mit Emilie Winkler seinen Wohnsitz dauernd in Dresden aufschlug. Auerbach brachte eine gewisse Stetigkeit in Ludwigs Schaffen, indem er den Freund, der vor lauter Verbessern und Umarbeiten selten zum Ziele kam, bei der Stauge hielt, zur Ausführung verheißungsvoll begonnener Pläne anfeuerte und zur Veröffent-

lichung unanfechtbar scheinender Werke drängte, ein Unterfangen, das dem bescheidenen Ludwig, der die stille Selbstzufriedenheit dem lauten Erfolge vorzog, vielfach widerstrebte.

In den ersten beiden Iahren der Bekanntschaft war Auerbach unbedingt der Gebende: wohl war er ein unfähiger Dramatiker, ein unmaßgeblicher Kritiker war er nicht. Darum war er der erste, dem Ludwig sein im Iahre 1852 vollendetes Trauerspiel „Die Makkabäerin" — wie es ursprünglich hieß — vorlegte. Der ersten Bearbeitung folgte eine zweite, „Die Mutter der Makkabäer", auf diese eine dritte, endgültige, mit der Ludwig freilich noch weniger zufrieden war als mit der ersten, denn seine produktive Kraft wurde bei der dritten — wie er gestand — „von kritischer Hypochonderi« gelähmt". Daß Ludwig in der zweiten Fassung Iudah Makkabi in den Vordergrund der Handlung stellte, statt der beiden Frauen in der ersten, ging unzweifelhaft auf den Rat Auerbachs zurück, der als Iude an der Verherrlichung dieses Lieblingshelden seiner Glaubensgemeinschaft ein besonderes Interesse hatte.

Als Auerbach seine gewaltigste Novelle, „Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg", schuf, empfing er von Ludwig fruchtbare Anregungen. Bis dahin hatte er Anekdoten zu Erzählungen ausgestaltet, in Kalendern und populären Schriften sich die Verbreitung von Volksbildung angelegen sein lassen und im Zeitroman „Neues Leben" mit Gutzkow, Freytag und Spielhagen gewetteifert — jetzt kehrte er unter Ludwigs Einflusse zur „Heimatkuust", d. h. zur Dorfgeschichte, zurück und besprach mit dem Freunde alle Phasen des „Diethelm". Im Gespräch hörte Ludwig ruhig zu, hielt jedes Motiv, das Auerbach fand und erfand, „wie mit Klammern" fest, und fragte dabei nur: „was wird aus dem und dem?" Das machte Auerbach stets neu produktiv. Bartels vermutet, der tragische Konflikt des „Diethelm" sei dem Dichter aus Anregungen von seiten Otto Ludwigs erwachsen. Sicher ist, daß dieser Dichter den Freund zur sorgfältigen Ausmalung der Details und zu der „gedrungenen Kernhaftigkeit in jedem Wort" — die Auerbach an Ludwig rühmt — angehalten hat. Diese Prägnanz der Darstellung ist in keinem der späteren Werke Auerbachs mehr zu finden. Das „Barfüßele" z. B. zeigt wieder die alte „Verliebtheit" des Autors in seine Gestalten, die alte Lehrhaftigkeit und die mit ihr eng verbundene Vorliebe für Reflerion (die Auerbach seinem Vorbilde Iean Paul abgelauscht hat). Allerdings war es grade die Reflerion, „der Schmelz der Gedankenhaftigkeit", die Ludwig in seiner ausführlichen Besprechung am „Barfüßele" rühmte. Ia, er wünschte sogar, er könnte auch seinen psychologischen «nd selbst seinen technischen Reflerionen „jene blühende Bildlichkeit und jenen Schmelz der Melodie" verleihen.

Die Absicht, den Teppich des spannenden Geschehens mit den Fäden hoher Gedanken — „Gehalt" nennt es Ludwig — zu durchwirken, hat der Dichter verwirklicht — allerdings nur im Drama. Daß Auerbach die Veranlassung hierzu

gewesen war, bestätigte ihm der Wandergenosse ausdrücklich in einem Briefe vom 11. April 1856: „An meinen Stücken hast Du teil, ohne es zu wissen. Gestern »bend, wie ich über dergleichen sann, ist mir's recht deutlich geworden, und ich habe mich darüber gefreut. Absichtlich und unabsichtlich hast Du mich immer auf Gehalt hingewiesen. Ich hatte mich im Naturalismus verfahren; ich wollte meine Leute immer nur sagen lassen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umständen ungefähr gesagt wurde. Das schloß alle Möglichkeit eines reicheren und allgemeinen Gehaltes aus. Wie ich diesen dennoch hereinbringen wollte, da zeigte sich's, daß meine Methode zu dialogisieren in ihrer Hastigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Übereinstimmung zu bringen war. Sprechweise und Gehalt zeigten sich unaufhörlich die Zähne, und im Verlaufe des Streites packte jederzeit einer von den beiden ein und überließ dem anderen den Kampfplatz. Es ist wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte und auf meinem alten, mir natürlich gewordenen Wege weiter gegangen wäre, hätten Deine Mahnungen mich nicht wieder aufgestachelt."

Indessen, zwei Iahre später empfand Ludwig die Durchsetzung des Dramas mit epischem Detail und mit Refleriou als unvereinbar mit seinem künstlerisch«» Gewissen. Die dramatischen Entwürfe aus dieser Zeit sind bereits von den Schlacken des Epischen gereinigt. Froh bekennt er in einem Briefe an Auerbach vom 27. November 1858: „Eine Klippe, die mich wieder zum mutlos untätigen Vor-Anker-Liegen zwingen könnte, kann mir nicht mehr aufstoßen, wenn ich von aller möglichen Einwirkung der Reize des Epischen mich isoliere."

Abermals zwei Iahre später verfährt Ludwig umgekehrt: anstatt das Drama mit epischen Zügen auszustatten, verwebt er jetzt psychologische Typen in die erzählende Dichtung, d. h. er entwickelt in ihr — wie im Drama — die Charaktere psychologisch. Zur nämlichen Zeit scheint er wieder auf Auerbach in dem eben angedeuteten Sinne gewirkt zu haben: er spricht seine Freude über Auerbachs „Edelweiß" aus, das schon als „Ungeborenes" sein Liebling war und an dem er „sympathetisch mit schwanger war". Die erhöhte Schätzung der epischen Dichtung geht vielleicht auf Ludwigs Vorliebe für Gottfried Keller zu» rück, den Auerbach durch den Abdruck seiner besten Züricher Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" in seinem Volkskalender „entdeckt" hatte. Einen „Teufelskerl" nennt Ludwig den Schweizer Dichter; an dessen „Leuten von Seldwyla" rühmt er das „wunderbare Kolorit". Mit Hebbel verglichen, „der ebenfalls auf ein glühendes Kolorit hinarbeitet" — meint Ludwig — ist Keller Fleisch, mit Keller verglichen, ist Hebbel von Holz (Brief vom 8. April 1861).

Leider hallen die meisten Briefe Otto Ludwigs an Auerbach — deren Be« nutzung mir der Schwäbische Schillerverein für die vorliegende Arbeit freundlichst gestattet hat — von ergreifenden Klagen über seine bedrängte wirtschaftliche Lage wider. „Der alte Bettelmann" muß seinen „lieben Nothelfer" beständig um Darlehen bitten, die Auerbach gegen Schuldschein nnd zu 3V2 Prozent gern

gewährte. Von den Honoraren für die „Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde", ja sogar von den Stipendien des Königs von Bayern sowie der Schillerstiftung konnte Ludwig seinen Verpflichtungen auf Heller und Pfennig nachkommen. Das bayerische Gnadengehalt hatte auf Auerbachs Veranlassung Geibel beim Könige Mar ausgewirkt; Ludwig rühmt in seinem Dankwort Auerbachs „alten Trieb, Deinen Freunden ohne ihr Vorwissen etwas recht Liebes zu tun . . . ." (Brief vom 25. März 1860).

Leider nahm der für beide Teile so fruchtreiche persönliche Verkehr der beiden Dichter — denen sich als Dritter der nach Dresden als Oberlehrer berufene Otto Roquette angeschlossen hatte — ein vorzeitiges Ende. Bei den Vorbereitungen und Veranstaltungen zwecks Anbringung einer Gedenktafel am Körnerhause zu Dresden und zu Schillers Säkularfeier hatte sich Auerbach mit Hettner verfeindet. Eifersüchteleien und Quertreibereien von selten Gutzkows hatten den Brand geschürt, und da sich Auerbach gern schmeicheln ließ — „Kinder, lobt mich nur, ich bin ein Vielfraß an Lob!" —, so war er überaus empfindlich, wenn ihm einmal der erhoffte Vortritt versagt blieb. Dazu kam, daß ihm eine nervöse Gereiztheit den Blick für Menschen trübte, die ihm durchaus wohlwollend, ja freundschaftlich gegenüberstanden, ein Seelenzustand, der in den bitteren Enttäuschungen seiner zweiten Ehe begründet lag. Als Auerbach 1860 nach Berlin übersiedelte, war ihm von den Dresdener Freunden eigentlich nur Otto Ludwig treu geblieben, in dessen stiller Krankenstube er so oft sein gequältes Herz ausgeschüttet und Trost und Vergessen im kunsttechnischen Gespräch gefunden hatte. Ludwig sah voraus, daß Berlin den Freund nicht zu den Höhen künstlerischer Vollendung emporführen würde — „Der Sand der Spree ist nicht gemacht, Deine Heimat zu sein" —, er hatte recht: der Erfolg seiner zehn Dresdener Iahre, welchen die Gesamtausgabe seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten krönte, blieb ihm in Berlin nicht treu. Um so mehr erbat er den Rat des Freundes, zu dessen Besuche er oft über Sonntag nach Dresden hinüberfuhr.

Pfingsten 1863 war Auerbach der Überbringer einer Spende von 42 Napoleonsd'or, die er im „Verein Berliner Presse" für den kranken Freund gesammelt hatte. Auf dem Wege zu Ludwig hatte er Blumen, eingemachte Früchte sowie — als Pfingstgruß — einen schlanken Birkenstamm gekauft, Aufmerksamkeiten, die den Beschenkten zu Tränen rübrten: „Ich war so stolz, so stolz, es hat mich noch kein Mensch auf der Welt weinen sehen als Du. Du darfst's." Mehr noch als über das Geld, das ihn für einige Zeit seiner Sorgen enthob, freute sich Ludwig des köstlichen Frühlingsboten. Auerbach schreibt darüber: „Ich trete mit dem Maien in der Hand ein. Der gute Kerl liegt schrecklich abgemagert auf dem Sofa im halb finsteren Zimmer. Er kann sich nicht aufrichten; er ist ganz glücklich und fährt mir immer mit der knöchernen Hand über die meinige. Ich stelle ihm den Maien hin. Er faßt ein Blatt an und sagt: Das einzelne Birken-

blatt riecht nicht, aber der ganze Stamm riecht. Da mach' einmal einen Vers drauf. Du, guter Alter, bist mein Wald und bringst mir den Wald." Und als der Arzt den Zustand des Kranken — er litt an Skorbut — für hoffnungslos erklärte, jammerte Auerbach auf: „Es geht mit ihm ein ganzer Blütenbaum zugrunde." Zu Auerbachs größter Verwunderung hatte Ludwig auch in den trübsten Tagen „das herrlichste Empfinden in sich", er gab die tiefsinnigste Begriffsbestimmung vom Wesen und der Technik der Kunst, und immer wieder kam er dabei auf Shakespeare zurück: „er lebt fast nur in der Welt dieses Heroen und zeichnet die Linien, mit denen er gestaltete und Geschicke schuf." Auerbach war überzeugt, wenn Ludwig wieder gesunden könnte, würde uns dieser das Größte schaffen, denn „er hat die Gesetze der Kunst wie physikalische Gesetze vor Augen", ohne daß sich dabei die Empfindungswärme verflüchtigte. Ludwigs „Shakespearestudien" begrüßte der Freund als ein Werk „von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für wenige"; Ludwig habe darin eine „Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie nie auch nur versucht wurde". Auerbachs dringende Mahnung, der Freund möge seine Lebensschicksale niederschreiben — oder wenigstens diktieren — blieb unbefolgt. Ludwig begründete seine Ablehnung damit, er habe jahrelang an sich gearbeitet, um sich den Detailsinn abzugewöhnen, und habe dies schließlich über sich gewonnen; das dürfe er nun nicht wieder alles zerstören, und das werde sicherlich der Fall sein, wenn er das Leben seiner Iugend und seiner Heimat schildere. Hätte Otto Ludwig den Rat des Freundes befolgt, so besäßen wir heut ein Meisterwerk der Selbstbeobachtung, das sich Hebbels Tagebüchern würdig zur Seite gestellt hätte.
Wie bereits eingangs erwähnt, weisen Otto Ludwig und Hebbel keinerlei gemeinsame Züge auf. Ludwig behauptet von Hebbels dramatischen Helden, sie treten in der ersten Szene auf mit dem Dolch in der Brust und drücken ihn nur durch fünf Akte immer tiefer hinein. Auerbach erzählt, Ludwig habe sogar „Ekel" vor dem großen Dithmarschen gehabt, „der verderbend und verwirrend wirkt, mit Großprahlerei verblüfft und mit gesprochenem Fusel momentan betäubt, dann aber Katzenjammer erzeugt". Dies unzweifelhaft einer Unterredung mit Ludwig entflossene Urteil Auerbachs dürfte ebenso ungerecht sein wie eine Bemerkung gelegentlich einer Aufführung von Hebbels„Iudith"; Auerbach schreibt hierüber am 7. April 1876 an seinen Vetter Iakob Auerbach: „Wenn es einen Dichter der Unnatur geben kann, Hebbel hat den Anspruch darauf, und es ist geschichtlich und psychologisch belehrend, daß ein so stelzenhaftes Phrasentum durch keckes, geniewütiges Aufprotzen sich einmal Geltung verschaffen konnte. Ich nehme daraus die beruhigende Belehrung, daß es einst — und hoffentlich bald — so auch mit Richard Wagner gehen wird. Man wird es unfaßlich finden, daß man je auf derartiges etwas halten konnte. Beide sind darin gleich, daß sie Mut und technisches Geschick haben, aber auch darin, daß, weil ihnen die natürliche Rhythmik einer Melodie fehlt, sie nun auch lehren und mit Werken

beweisen wollen, das Gesunde und Gerade sei Larifari. Immer kolossal! ist ihr Wahlspruch, und die Männer sind Bramarbasse und die Frauen ein Gemenge von sinnlicher Tollheit und philosophischem Wahnwitz."

Als Rubin stein nach Ludwigs gewaltiger Dichtung eine Oper „Die Makkabäer" komponierte, zu der Mosenthal den Tert „zugerichtet" hatte, kränkt es Auerbach, daß Mosenthal das edle Werk des Freundes so mißbraucht hat; e» hofft, daß der Librettist wenigstens den Ertrag den Hinterbliebenen Ludwigs zuwenden werde. Sein Bedauern, daß dem für die Oper eingerichteten Stoff das eigentliche dramatische Leben fehle, klingt freilich in eine Anerkennung aus: „Tief ergreifend oder eigentlich allein ergreifend ist der Gesang der Leah („Schlaget die Pauken"), der sich mehrmals dramatisch abzweigt und wieder aufschießt. Er ist aus einer Synagogenmelodie entlehnt und macht auf mich den Eindruck, als ob ich die Schwester Mosis, Mirjam, sähe, die da lobsingt" (Brief an Iakob vom 30. April 1875).

Das Erscheinen von Ludwigs literarischem Nachlaß (1873) ruft in dem Freunde die Erinnerung an den „guten" Ludwig wach, „der so redlich an sich und seinem Berufe gearbeitet und der doch nur Mauersteine statt der gewaltigen geplanten Baue hinterlassen mußte". Der erneute Einblick in die so redlich als selbstquälerisch sich abarbeitende Freundesnatur, diese Askese um der künstlerischen Konformität willen, diese rauh sich heiligende Selbstvervollkommnung habe so viel Erhebendes als Bedrückendes zugleich: es werde nicht leicht wieder eine so zum Höchsten sich ausrüstende Natur geben, wie es Otto Ludwig war.

Auerbach hat dem Frühvollendeten Treue gehalten über das Grab hinaus.

So oft ein neuer Wandergenoß sich ihm zugesellte, bildete die Erinnerung an Ludwig den Gradmesser für dessen Wertschätzung. Auf einer Reise in die süddeutsche Heimat lernt er Scheffel kennen, der ihn „in vielen Stücken" an seinen „zeitlebens vermißten Otto Ludwig" erinnert: dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen, „denn es ist eine dumme Fabel, daß die Dichter nicht wissen, was sie machen". Scheffels äußere Erscheinung ist ihm „tief sympathisch": die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und im Ausdruck, „wie ein Einsiedler gewordener Bischof".

Als Auerbach neun Iahre später in Friedrich Spielhagen den letzten Freund seines Lebens gewinnt, stellt er hochbeglückt fest, er habe seit seinem „herzeinigen Leben mit Otto Ludwig solche rückstrahlende Glückseligkeit nicht empfunden". Die grundmäßig warme Freude, die Spielhagen am Bau des ihm vorgelesenen Romans „Brigitta" wie an dessen Einzelausführungen hatte, sein strahlender Blick, seine Zurufe, alles dies boten ihm eine Nonne, wie sie im Schaffen selber nicht größer und erhebender liegt, „wenn man spürt, das fügt sich und ist wie ein reines Geschenk des Genius". Wie einst bei Ludwig, so tat sich

jetzt bei Spielhagen „ein großes und gutes Herz auf", und als Auerbach mit seiner Vorlesung zu Ende war, umarmte ihn der jüngere Genosse einmal über das andere in derselben brüderlichen Weise, wie ehedem Otto Ludwig in gesunden Tagen Zustimmung und Zuneigung zum Ausdruck gebracht hatte.

Die hinterlassenen Aufzeichnungen von Auerbachs Freunden zeigen, daß diese die treue Gesinnung, die ihnen der biedere Schwabe entgegenbrachte, durchaus erwiderten. Spielhagen ist in Wort und Schrift für die gerechte Würdigung seines Freundes eingetreten; Scheffel freute sich, so oft Auerbach seinen Besuch ankündigte, und ließ hierzu dessen Lieblingsspeisen herrichten. Keiner seiner mitstrebenden Genossen aber hat auf Auerbach einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt wie Otto Ludwig; und wenn Auerbach in einem Briefe an seinen Vetter Jakob vom 20. Dezember 1872 sich rühmen darf: „Ich habe mit den Besten meiner Zeit in inniger Gemeinschaft gelebt, das halte ich fest und das kann mir nicht entrissen werden", so steht unter den Namen, die er an dieser Stelle nennt, als erster derjenige von Otto Ludwig.

Bernhard Münz:

Der arme Mann im Tockenburg.

Im Iahre 1910 erschien bei Meyer u. Iessen in Berlin ein Buch „Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg", das nicht geringes Aufsehen erregte. Es war kein neues Buch, im Revolutionsjahr 1789 wurde es zum erstenmal gedruckt und seither wiederholt von neuem aufgelegt. Es hat Leser und Freunde gefunden, auch Bewunderer. Aber, wie es Büchern nun einmal zu gehen pflegt, es ist immer wieder vergessen worden. Auf seinen eigentlichen Platz in der Literaturgeschichte hat den „armen Mann im Tockenburg", Ulrich oder Uli Brä'ker, der am 22. Dezember 1735 in dem Schweizer Tal, das Tockenburg oder Toggenburg genannt wird, das Licht der Welt erblickte, erst unsere Zeit gestellt. Es war eine der letzten Taten Adolf Wilbrandts, der neuen schönen Ausgabe seiner Lebensgeschichte eine Einführung vorauszuschicken, die auf einen enthusiastischen Grundton gestimmt ist. „Er ist ein Phänomen", heißt es darin, „ein Einziger, Unvergleichlicher. Er war kein Fabulierer, kein Fruchtbarer wie Hans Sachs, aber zehnmal mehr Poet." Wilbrandt sagt wirklich nicht zu viel von Bräker. Er hat uns in seiner Biographie einen herrlichen, köstlichen Schatz hinterlassen. Er erzählt in entzückender Aufrichtigkeit und poesievoller Lebendigkeit, wie er, eines ewig blutarmen Mannes stets um sein Dasein kämpfender Sohn, Geißen weidet, liebt, tagelöhnert, webt, handelt, träumt, liest, phantasiert, kurz, wie er das Leben eines zum Dichter geborenen Habenichts führt, der redlich arbeitend, wenig erreichend, oft leichtgläubig, oft betrogen, bald

im Elend verzagt, bald sich eine Welt von Luftschlössern bauend, von seiner keifenden Hausehre immer gemeistert, nie an seinem Gott verzweifelnd, sich durch gute und böse Iahre wie ein vielgekrümmter Fluß durch sein Engtal hinwindet und sich zu immer reinerer nnd verklärterer Frömmigkeit emporringt.

Ein echter Dichter, ward er ein Dichter, ohne es zu wissen. Er lernte ohne Lehrer seine Gefühle und Gedanken formen, wie der Bildner Wachs und Ton. „Nur wenige Schilderungen aus dem eigenen Leben", sagt Wilbrandt treffend, „gibt es auf der Erde, die an Frische, Natur, Anmut, Poesie mit Ulrich Bräkers Werk zu vergleichen sind. Wie er seine Geißhirtenjahre, wie er seine Liebe zu Hnnchen erzählt, das ist des größten Künstlers würdig. Aber alles lebt. Alles blüht auch. Oft reißt uns eine dramatische Kraft mit sich fort. Und ein Wunderding zum Kopfschütteln ist, wie ein Mensch, in dem keine kriegerische Ader lebte, die Lowositzer Schlacht beschrieben hat, in der er (der durch Werberlist Verlockte) desertiert. — Fast um dieselbe Zeit, in der Goethes Prosa sich im „Werther" zu ihrer höchsten Iugendblüte entfaltete, rang sich im alemannischen Gebirge ein ungebildeter Weber zu einem Schriftsteller empor, den man ruhig neben Goethe nennen kann; ja, vielleicht steht als Prosadichter niemand dem jungen Goethe so nahe wie er. Es war eine Begabung in ihm, die man immer anstaunen muß, schwer begreifen kann. Er hatte alle Eigenschaften des Dichters, nur Erfindung fehlte; von den Tönen, die unsere ganze Natur mit Kunst ergreifen, hat ihm vielleicht keiner gefehlt. Mitten in musenlosester Umgebung, in allen Bitternissen widerwärtigster Art, in selbstbildender, unberatener Einsamkeit, gewinnt er einen solchen Reichtum an Stimmungen, Vorstellungen, Empfindungen, eine solche Stufenleiter von Ausdrucksmitteln, daß man gerührt und beschämt vor diesem Naturwunder steht .... Kein Mensch hat lebendiger erzählt als er. Eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literaturgeschichte; eine allerhöchste Bekräftigung und Bestätigung, daß die große Zeit unserer Poesie aus der Urkraft unseres Volkes hervorgegangen ist." Diese Urkraft des deutschen Volkes lebt und webt auch in seinem gottvollen Optimismus. Wie wunderbar lieblich klingt doch das Buch in die von tiefinnigstem Natursinn und demutsvoller Andacht getragenen Worte aus: „Närrchen, freilich ist die ganze Welt unser. Oder wer wehrt dir, sie anzusehen und Lust und Freud' an ihr zu haben? Butter und Milch bekomm' ich ja von dem Vieh, das auf den Matten weidet, so viel mir gelüstet, also haben ihre Eigentümer nur die Mühe zum Vorteil. Was braucht es, jene Alpen mein zu heißen? Oder jene zierlich prangenden Obstbäume? Bringt man uns ja ihre schönsten Früchte ins Haus! Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja seine Blumen von weitem! Und selbst unser eigener kleiner, wächst nicht alles darin, was wir hineinsetzen, pflegen und warten? Also, lieber Iunge! wünsch' ich dir, daß du bei allen diesen Gegenständen nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe und noch täglich empfinde; daß du mit eben dieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und

fühlest, wie ich ihn fand und fühlte, so nahe bei mir, rings um mich her und
m mir, wie er dies mein Herz aufschloß, das er so weich und so fühlend schuf.
Beschreiben kann ich's nicht. Aber mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich
all' diese Herrlichkeit überschaute und so, in Gedanken vertieft, den Vollmond
über mir, dieser Wiese entlang hin und her ging oder an einem schönen Sommer-
abend dort jenen Hügel bestieg, die Sonne sinken, die Schatten steigen sah, mein
Häuschen schon in blauer Dämmerung stand, die schwirrenden Weste mich um-
säuselten, die Vögel ihr sanftes Abendlied anhuben. Wenn ich dann vollends
bedachte: „Und dies alles für dich, armer, schuldiger Mann?" Und eine göttliche
Stimme mir zu antworten schien: „Sohn! dir sind deine Sünden vergeben."
Oh! wie da mein Herz in süßer Wehmut zerschmolz, wie ich dem Strom meiner
Freudentränen freien Lauf ließ und alles rings um mich her, Himmel und Erde,
hätte umarmen mögen."
Das bedeutsamste geistige Erlebnis Brokers war die Bekanntschaft mit
Shakespeares Dramen. Sie wurden ihm erst durch seine 1776 erfolgte
Aufnahme in die „Moralische Gesellschaft" zu Lichtensteig zugänglich. Das Ver-
zeichnis der ausgeliehenen Bücher dieser Gesellschaft hat sich erhalten, und wir
erfahren daraus, daß in den Iahren 1776—1792 fast ununterbrochen mehrere
Bände Shakespeare, wenn nicht alle zwölf zusammen, von Bräker entlehnt waren.
Der sehnsüchtige Wunsch, selber einmal in den Besitz der Werke des Dichters
zu gelangen, dem er, wie Faust der Helena, „Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn"
zollte, blieb dem in beständiger Armut Dahinlebenden unerfüllt; wie sehr er sich sie
innerlich zu eigen gemacht, davon legt sein Buch „Etwas über William Shake-
speares Schauspiele von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück
genoß, ihn zu lesen" (Berlin, Meyer u. Iessen, 1912) ein lebendiges Zeugnis ab.
Es ist für dasselbe höchst bezeichnend, daß ein Mann wie Hermann Grimm in
der Vorrede zu seinem Buch über Homer sich äußert: „Ich wünschte, daß, was
die Gesinnung anlangt, aus der heraus ich schreibe, meine Betrachtung Homers
auf gleiche Stufe etwa gestellt würde."
Bei aller Shakespearetrunkenheit ist Bräker jedoch weit entfernt, auf den
Meister zu schwören. Er läßt sich das Recht der Kritik nicht nehmen, wenn sich ihm
auch öfter der Ausruf entringt: „Himmel, bewahre mich — ich würde zittern,
wann mir irgend ein kritisches Wort entwischen sollte, wann irgend ein tadelnder
Gedanke in meinem Busen aufsteigen sollte .... Nein, nur über alle Teile
etwas, nichts Kritisches, nur Gefühl, Empfindungen, Gedanken bei diesem und
jenem Stück — mit diesem lieben Mann reden, als wenn er bei mir am Tisch
säße." Dieser Ausruf zeugt von Selbsterkenntnis. Bräker ist davon durch-
drungen, daß ihm die literarischen und künstlerischen Voraussetzungen für eine
objektive Wertung des Dichters fehlen, und er schreibt darum nach seinem Ge-
ständnis an vielen Orten weniger, als er möchte, weil er oft gegen seine Ge-
danken mißtrauisch ist. „Ich gebe mich," sagt er in aller Bescheidenheit, „für

keinen Kenner des Schönen dar — doch werde ich auch dürfen meinem eigenen Geschmack folgen wie ein anderer freier Weltbürger". Aber selbst diese Freiheit erfährt bei ihm eine Einschränkung: „Aber ich bin doch nicht so dumm, meinen Geschmack für delikat und gut zu glauben — und wann ich's glaubte, so dächte ich doch dabei, ich hätte diese Torheit mit andern großen Weltbürgern gemein."
Unser „armer ungelehrter Weltbürger" steht seinem Abgotte mit voll» kommener Naivität gegenüber. Wie er selbst nur die „pur lautere" Wahrheit schreibt, Sachen, die er selbst gesehen und erfahren oder von glaubwürdigen Menschen als Wahrheit erzählen gehört, so verlangt er auch vom Dichter, daß er wirkliche Vorgänge des Lebens wiedergebe. Er ist beispielsweise entzückt von Porzias Weisheit, aber „so eine Porzia ist nirgends zu Hause, als in dir, lieber William. Du teilst dem jungen Ding gar zu viel von deinen Gaben mit." Über „Titus Andronikus" läßt er sich vernehmen: „Ein schreckliches, ungeheueres, grausames, teuflisches Stück. Wer die Menschen nicht kennt, die alten und neuen Geschichten nicht weiß, der wird sagen: du lügst, du lügst, William. Ich sag« das nicht, ich weiß, daß es von jeher Menschen gegeben hat, die dergleichen barbarische Taten zu verüben fähig waren." Und er fährt entrüstet fort: „Aber das sage ich dir, großer Dichter: wann du das Ding für die Bühne selbst gemacht hast, ohne eine solche wahre Geschichte zu wissen, — schämtest du dich nicht in die Seele hinein, da du doch auch ein Mensch warst, schämtest du dich nicht, solche Ungeheuer auf die Bühne zu bringen, welche die ganz« Menschheit entehren? . . . Nein, William, du hast sonst nie solche Schand- taten so frei, ohne wehmütige Empfindungen geschrieben. Hier bringst du fast keine guten Menschen aufs Theater, und wenn du sie noch so gut reden lassest, handeln sie doch konträr." Und Macbeth löst ihm nur ein Gefühl des Grauens aus: „Macbeth, du Mördergrube, du Schandfleck des menschlichen Geschlechts, eingefleischtes Ehepaar vom Teufel und seiner Großmutter, du Ausdünstung aus der Hölle! Ist es eine wahre Geschichte? Wie konntest du, großer William, das all ohne Schauder hersetzen, all das gräßliche Zeug, was die Hölle nur Ungeheures hat, auf dem Erdboden zusammenbringen und die Muttererde so scheußlich beflecken und ihre Söhne schänden! Sollte man nicht diese ungeheuren Schandflecken aus den Chroniken und Iahrbüchern auskratzen?" Er kann den Dichter nur damit entschuldigen, daß er der Welt ein warnendes Erempel vor Augen halten, ihr Entsetzen und Abscheu vor dem Laster einjagen wollte. In Gemäßheit dieses Standpunktes laufen seine Urteile im wesentlichen auf Urteil« über den Charakter der handelnden Personen hinaus, sie sind ihm von Sympathien oder Antipathien eingegeben.
Die Grenzen seines ästhetischen Vermögens zeigen sich am deutlichsten bei der Beurteilung der phantastischen Elemente in Shakespeares Schöpfungen. Für die duftige, zaubervolle Welt der Elfen im „Sommernachtstraum" hat der de» Realistischen zugewandte, die Wirklichkeit scharf beobachtende Mann absolut

kein Verständnis; sie entlockt ihm die unwillige Äußerung: „Ich weiß nicht, was Feen für Dinger sind, und wann ich's wüßte, mocht' ich nicht mit ihnen umgeh'n". Nur an den Personen des Zwischenspiels, an Squenz, Schnock, Zettel, Schnauz, Flaut und Schlucker findet er Gefallen. Er ist auch über die Heren im „Macbeth" sehr ungehalten und kann sich nur bis zu einem gewissen Grade bei dem Gedanken beruhigen, daß er den schrecklichen Aberglauben seiner Zeit in seiner Kraßheit zeigen wollte. Ganz freilich vermag ihn dieses Motiv nicht zu versöhnen, denn es bleibt noch das Bedenken übrig: „Aber darfst du da die grausamsten Sachen, die die Erde samt ihren Abgründen hat, auf die Bühne bringen? Es werden ja auch saubere Damen Zuschauer sein, darfst du dann vor ihrem edlen Aug' die unsauberen Heren all das garstige Zeug kochen lassen: Schlangen, Kröten, Froschzehen etc.? Pfui, fort mit den Heren und ihrem schmutzigen Gelöch." Ebenso lehnt er Geistererscheinungen ab und er kann sich auch mit Zauberern und Geisterbeschwörern, wie Prospero, nicht befreunden.

Sein gütiges, mitleidiges Herz geht mit ihm manchmal durch. So sieht er sich veranlaßt, der keuschen Isabella eine Standrede zu halten, weil sie sich mit Entrüstung von dem Bruder wendet, der um den Preis ihrer Schande sein leben retten will. Wer kann, wer wird es ihr verdenken, wenn sie dem sich um jeden Preis an sein Leben klammernden Claudio die Worte ins Gesicht schleudert:

O widrig Tier!
O feige Memm'! o ehrvergeß'ner Wicht!
Soll meine Sünde dir das Leben geben? —
Ist's nicht blutschänderisch, Leben zu empfahn
Durch deiner Schwester Schmach?

Ist dieser Zorn nicht eine sittliche Notwendigkeit?

Außerordentlich kindlich ist Bräkers Ausfall gegen „Romeo und Iulie". Die zwei Verliebten kommen ihm so starrköpfig, eigensinnig, ungeduldig vor, daß ihm ihr Schicksal nicht sonderlich nahe geht. Ähnliche Vorwürfe sind übrigens später von Ulrici, Gervinus und Eduard von Hartmann gegen die Liebenden erhoben worden. Solchen philisterhaften, spießbürgerlichen Ausstellungen gegenüber hat man, wie Iohannes Volkelt in der „Ästhetik des Tragischen" vortrefflich bemerkt, das Gefühl, „als ob täppische, rohe Hände in. den Blütengarten der Shakefpeareschen Dichtung griffen, um nach nahrhaftem Gemüse zu suchen."

Und doch trifft Broker bei aller Einfalt oft den Nagel auf den Kopf.

Er hat ein feines Verständnis für Falstaff. Er spricht uns aus der Seele, wenn er sagt: „Man kann ihn unmöglich hassen; so sehr er auch ein Schurke ist, hat er alleweil so viel Vernunft, Witz und List, daß er sich beliebt machen kann. Seine Laster erscheinen an ihm bei weitem nicht so häßlich, als an einem anderen. Seine Bildung, sein schneller Witz, der ihm so flugs aus aller Verlegenheit

heraushilft, macht sein Lügen zu lauter angenehmen Schwänken. Der Himmel verzeihe dir, Falstaff, du bist ein Erzlumpenkerl, aber doch hast du viel mehr Menschen belustigt als beleidigt." Wir teilen seinen Unmut darüber, daß Prinz Heinz kaum, daß er König geworden, Falstaff nicht mehr kennen will: „Erst in Gesellschaft der liederlichsten Buben die Tage vertrillern und nur so windige Gründe angeben; hernach plötzlich so majestätisch tun, ein Weltweiser, ein Moralist." In dem Falstaff der „Lustigen Weiber zu Windsor" sieht er mit vollem Rechte einen matten Abglanz des ursprünglichen Falstaff. Es ist ein Wahrwort, daß der Dickwanst sich besser auf Schelmenstreiche, aufs Windmachen versteht, als auf Liebespossen. Überhaupt ist die ganze Komödie nicht nach Brokers Geschmack, weil der Humor in ihr geschnitzelt, nicht echt, natürlich, ungekünstelt ist. Sie weist keine einzige Person auf, die ihm die Seele bewegt.
Sie erpreßt ihm den Seufzer: „Verzeihe mir, großer William, dein großes Genie scheint zwar überall hervor, aber doch scheint's mir, du habest dies Stück in irgend einigen leichtsinnigen Tagen, da deine Gemütsstellung ein bißchen aus dem Geleise war, gemacht, vielleicht nur zu Gefallen, lustige Damen zu ergötzen." „Der Widerspenstigen Zähmung" behandelt er nicht uneben mit Ironie, und über die „Verlorene Liebesmüh" fällt er das vernichtende Urteil: „Oft dacht' ich, dein Lehrjung' habe es gemacht . . ., oft dachte ich, du habest es etwa in müßigen Stunden, bei übler Laune, irgend in einem Bierhause in dein Taschenbuch nieder« geschrieben, indem du eine spitzfindige Liebeszänkerei behorcht, hernach sei es, weil's von dir war, aufgeschnappt worden, wie von jenem König der Abgang zu Schnupftabak; oft dacht' ich, nein, irgend ein Papagei, ein Nachschwätzer habe es in deinem Namen gemacht."
Aber er übertrifft unsere Erwartungen, da er über „Antonius und Kleopatra" zu Gericht sitzt. Er verdammt nicht, er präsentiert sich uns keineswegs als Moralist, sondern er sieht in die Herzen und bedauert. Der Kritiker verstummt und wird zum Dichter. Shakespeare entzündet in Bräker den Götterfunken, so daß er gewissermaßen zu seinem Echo wird. Er bricht in den begeisterten Ruf aus: „O, die Meisterhand Williams hat hier ein Paar geformet, geschmückt und charakterisiert, daß man ihnen in jener Welt die Fortsetzung ihres Glücks von Herzen wünscht. Keinen Brutus für einen Antonius, Brutus ist mir zu finster und steif; keine Königin für Kleopatra, sie ist die schönste unter allen salomonischen Frauen, die schönste, die je der kunstreichste Maler zeichnen kann."
Vollends wird die ihm angeborene Kraft der Leidenschaft und Unmittelbarkeit der Empfindung durch die Wucht seines Hamlet-Erlebnisses zur Entfaltung gebracht. Es entflammt ihn zu dem Gedicht: „Hamlet, du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke, das je ein Dichter von der Art machen konnte, du Edelstein in der Krone, die dem Künstler mehr Ehre macht, als dem, der si« trägt, du Ausbund unter den Schönen, Zierde aller Bühnen, Diamant aller

Büchersäle, Herz in den Herzen — ich wüßte nicht Worte mich auszudrücken, wie sehr du mein Liebling bist; ich werde nicht ruhen, bis du . . . mein armseliges Bücherschrank zierst . . . Hamlet, du bist mir, was ich will — durch dich seh' ich deinem Meister ins Innerste. Komm, großer William, hier will ich mit dir ins Allerheiligste eindringen — stoße mich nicht zurück —, besorge nichts, ich will nichts ausschwatzen, nur wie dein Hündchen hinten nachschleichen." Und in diesem verständnisinnigen Tone geht es weiter.

„König Lear" setzt alle seine Lebensgeister in Bewegung und inspiriert ihn zu einem biderben Ausfall gegen die Epigonen. Ein heiliger Zorn erfaßt ihn: „O, ihr aufgeklärten Zeiten, wo ihr die Sprache verfeinert, alle Künste aufs höchste gebracht und so viel hochfliegende Geister zeugt, warum zeugt ihr keine Williams mehr, warum — warum nur so langweilige Schwätzer, die halbe Tage von einem gelben oder braunen Haar, von einer bogigen Nase schwätzen; die ganze Bogen füllen von dem Hauch eines Fürsten und in ganzen Bänden die Meinung eines anderen von einem Holzapfel zergliedern. Schreibet lieber, wie man Flöhe und Wanzen vertilge und den Schneevogel stumm mache."

Das Buch unseres Tockenburgers soll nur der Ausdruck unbegrenzter Dankbarkeit eines Mannes sein, der es als sein höchstes Glück genoß, daß er das Lebenswerk des „großen Menschenmachers" in sich aufnehmen durfte. Diese unbegrenzte Liebe und Verehrung ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß Bräker in den Genius des gewaltigen Dichters eingedrungen ist. Was ihn unwiderstehlich in seinen Bannkreis zieht, ist seine Natürlichkeit und Naturgemäßheit. Er apostrophiert ihn: „Wie genau folgest du der Natur", „Unter Tausenden wollt' ich deine Züge kennen und, wann ich blind wäre, deine Geschöpfe unter Tausenden am Ton erkennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die unter der Sonne nirgends da sind: mißgeschaffene Kreaturen, die keine Originale haben, zerstümmelte, gebletzete Geschöpfe von zusammengerafften Stoffen. Du ahmst die Natur nach, und wer trifft sie wie du?! Wo ist der Anatomist, der so zergliedert und weiß, in welchem Winkel die Krankheit steckt, und jedes Fieber am rechten Ort find't und ihm den rechten Namen gibt. Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt. Deine Personen haben die zierlichste Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt und doch reden sie der Natur gemäß und verfehlen ihres Standes und ihrer Lage nicht." Glauben wir nicht Goethe zu hören, der „Zum Shakespeares Tag" schreibt: „Natur, Natur! nichts so Natur, als Shakespeares Menschen ... Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe . . ., und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes"?

Gustav Halm.
Der Stock und der Schirm.
„Das Leben ist ein Kampf" — sagte der Spazierstock und Nopfte nachdrücklich mit der eisernen Zwinge auf die Fliesen des Steinflurs — und dann erzählte er, wie er vor Zeiten als schlanker Ast an einem Baume Indiens gesessen und in die gefahrvolle Dschungel hinausgeschaut hatte. Da waren giftige Schlangen durch das knisternde Unterholz geschlüpft mit dem glatten, geringelten Leib und hatten bunte Vöglein verschlungen und schlanke Antilopen — und da waren Menschen angefallen worden vom bengalischen Königstiger, der ein so prächtig samtschwarz gestreiftes Goldfell besaß. Elefanten hatten mit plumpem Tritt das gelbe Bambusrohr niedergetreten ringsum, daß es nur so krachte — und Indier mit brauner Haut und buntfarbigem Turban und Lendenschurz hatten Iagd auf sie gemacht. — Das und viel anderes hatte der Stock gesehen — „und heute noch prügle ich des Professors Iungen durch," so schloß er seine spannenden Ausführungen.
Der Regenschirm hörte aufmerksam zu, aber als der Stock ausgeredet hatte, schüttelte er die Krücke, wie die Menschen den Kopf zu schütteln pflegen, und sagte: „Nein, das Leben ist kein Kampf — es ist Ruhe und besckfaulicher Friede —"
Und dann erzählte er: Wohl sei auch sein Stock vor Zeiten im Walde gestanden als Ast einer mächtigen Eiche — aber nur friedliche Vöglein hätten in ihrer Krone genistet und höchstens ein Liebespaar habe seine Namen unten in die Rinde geschnitten. Und der Herr Professor selber hätte nie, nie etwas von Kampf erwähnt; und der müsse es wissen. Ganz friedlich trüge er ihn unterm Arm oder lose in der Hand mit dem feinen Lederhandschuh — und anders gäbe es nichts auf der Welt, als dies ruhige, beschauliche Dasein.
„Und das Leben ist d o ch ein Kampf!" — beharrte der Stock —, „es geht nicht ohne Kampf und Krieg!" „Nein, das Leben ist niemals Streit — es ist behaglicher Friede!" und so fuhren sie aufeinander los, bis es dem Stock zu arg ward und er einen wütenden Hieb auf den Regenschirm führte. Der arme Schirm! Ein großes Loch kam in die schöne, schwarze Seide — und morgen würde sein Herr ihn dafür schelten! Das war doch zu toll! Und zudem hatte ja der Stock behauptet, das Leben sei nicht ewiger Friede! Das wollte er ihm schon eintränken — denn er hatte doch unbedingt recht! — Ritsch — da hatte er ihm eins ausgewischt mit der spitzigen Fischbeinstange! —
Und nun prügelten sie wüst aufeinander los und riefen dabei immerzu: „Das

«eben ist Kampf!" — „Nein, das Leben ist Ruhe und Frieden!" — bis sie endlich beide in Trümmern auf dem Boden lagen und mausetot waren. Da endlich waren sie zufrieden, weil's nun einmal nicht anders ging — und keins hat dem anderen je wieder etwas zuleide getan.

Otto Franz Gensichen:

Vluttauft.

(Nach dem von Karl Kuhn in seinem Buch „Aus dem alten Weimar" berichteten geschichtlichen Vorgang.)

Bei Leipzig war geschlagen die Schlacht,
Die Sieger marschierten nach Frankreich hinein.
Zerstoben war des Rheinbunds Macht,
Auch Weimar konnte von ihr sich befrei'n.
Abschüttelnd schnell den verhaßten Bann,
Rief zu den Waffen Carl August,
Und todesmutig strömte heran,
Wem deutsch noch schlug das Herz in der Brust.
Doch Elkans Witwe, die Iüdin, verbot
Ihrem einzigen Sohn, in den Krieg zu zieh'n:
Den Iuden kummre nicht Deutschlands Not,
Das doch nicht Vaterland für ihn,
Nein, wo noch heut er ein Fremdling sei,
Bedrückt und des Bürgerrechtes beraubt;
Und trete der Sohn den Freiwilligen bei,
Versage den Segen sie seinem Haupt!
Ist deutsch nach Glauben und Stamm er auch nicht,
Fühlt Elkan doch deutsch für das Volk und das Land,
Wo den Iuden es dennoch an Schutz nicht gebricht,
Und wo die Wiege der Kindheit ihm stand;
Wo redlichen Reichtum sein Vater gehäuft,
Dem Goethe im Lied „Auf Miedings Tod"
Durch den Vers „der tät'ge Elkan läuft
Mit manchem Rest" die Unsterblichkeit bot.
Für das Land, wo der Segen des Vaters das Haus
Dem Sohn erbaute, will dieser nun
Beim nahenden, blutigen Waffenstrauß
In dankbarer Treue das Seine tun.
Zieht morgen früh der Iünglinge Schar
Kampffreudig hinaus, steht er nicht zurück;
Und bleibt er des Segens der Mutter auch bar,
Wagt doch er für Deutschland sein Leben, sein Glück!

Otto Franz Genfichen Bluttauft
In der engen Gasse im kleinen Haus,
Der Stadtkirche nah, drin Herder ruht,
Sah heut es düster und traurig aus
Bei der Sabbatslichter schwelender Glut.
Mahnt auch bei Thora und Talmud heiß
Die Mutter den Sohn an die Kindespflicht, —
Ehrfürchtig küßt er das Haupt ihr leis,
Doch wankt er in seinem Vorsatz nicht. ,
Auch hier bringt endlich den Schlaf die Nacht.
Die Glocken der Stadtkirche läuten schon,
Als Elkan spät vom Schlummer erwacht.
Fest schläft die Mutter. Sanft küßt sie der Sohn.
Er weiß in der Sippe fürsorglicher Hut
Sie sicher geborgen. Stumm eilt er hinaus,/
Dorthin, wo sich mit Kampfesmut
Die Freiwilligen sammeln vorm Gotteshaus.
Er tritt zu ihnen. Hand streckt sich um Hand
Ihm jubelnd entgegen. Der letzte Rest
Von Glaubens- und Rassenunterschied schwand,
Die Waffenbrüderschaft knüpft sich fest.
Mit der Christenjugend tritt Elkan auch
Im festlichen Zug vor den Hochaltar,
Wo heut schon alles nach frommem Brauch
Zur Abendmahlsspcnde bereitet war.
Kaum Einen befremdet's, an diesem Ort
Den Iuden zu sehn. Schon dröhnt der Choral,
Und herein drängt das Volk noch immerfort,
Bis die Gitter schließen der Kirche Portal,
Um das die Menge sich draußen staut,
Um durch die Stäbe hineinzuschaun
Und an der Predigt, die feurig und laut
Der Priester beginnt, sich von fern zu erbaun.
Inzwischen ist Elkans Mutter erwacht.
Sie sieht sich allein, sie durchirrt das Haus, ...
So hat er sich heimlich doch fortgemacht?
Sie weint, sie jammert, sie stürmt hinaus,
Sie drängt sich zu der Kirche Portal,
Das Mutterauge erspäht den Sohn:
Die Predigt endet; zum Abendmahl
Erhebt der Priester die Hostie schon.
Nur die Freiwilligen ladet heut
Das heilige Sakrament hier ein,
Und knieend Iüngling um Iüngling beut
Die Lippen dar für das Brot und den Wein.

Nur der neuen Blutsbrüderschaft sich bewußt,
Nach Segen lechzend, des Segens bar.
Folgt Elkan wahllos dem Drang seiner Brust
Und bietet knieend die Lippen dar.
Die Mutter gewahrt es. Das Herz steht ihr still
Vor Gram und Schreck. Wird jetzt sich nicht
Der Glaubenszwiespalt wiederum schrill
Bekunden? Ist's nicht des Priesters Pflicht,
Den Iuden zurückzuweisen? Stutzt jetzt
Nicht auch die Gemeinde und bebt und bangt
Vor der Lösung? Sieht nicht auch der Priester zuletzt,
Wer knieend das Sakrament verlangt?
Doch der dort steht, wo Herder stand,
Sein Nachfolger nicht nur im Amt und Haus,
Nein, auch im Geist, legt aus der Hand
Die Hostie, breitet die Rechte aus
Auf Elkan und spricht: „Oh segne dich
Der Gott deiner Väter Abraham,
Isaak und Iakob!" — Wie Alpdruck entwich
Von der lauschenden Mutter Schreck und Gram.
Wie sie des Sohnes Beweggrund erriet,
So fühlt sie: die andren verstanden ihn auch,
Und verwischt sei der Glaubensunterschied
Durch der großen Stunde versöhnenden Hauch;
Fühlt auch: gesegnet ward doch ihr Sohn
Im Namen Iehovas auch durch den Mund
Des Christuspriesters! Statt Haß und Hohn
Gibt rings nur Bruderliebe sich kund.
Denn wer die bebende Iüdin erkannt,
Nickt hier warm leuchtenden Auges ihr zu,
Drückt dort ihr stumm, doch innig die Hand,
Und das zagende Mutterherz kommt zur Ruh.
Als ob von Herders Gruft sein Wort
„Licht, Liebe, Leben!" verwirklicht ward,
Verklingt in befreienden Schlußakkord,
Was anfangs in bangender Spannung erstarrt.
Vorbei ist das Hcchamt, verstummt der Choral.
Und Znnkel, der Priester, schreitet hervor
Und führt durch das weit erschloß'ne Portal
Die Freiwilligen fort zum Erfurter Tor.
Fern, seitwärts vom Priester, wandelt verzückt
Die greise Iüdin, blickt bald zu ihm,
Bald zu dem Sohn und lächelt beglückt,
Als lausche sie Liedern der Seraphim.

Das Tor ist erreicht. Noch einmal erhebt
Zum Abschiedssegen Zunkel die Hand;
Im Kuß der letzten Umarmung erbebt
Noch einmal, wer miteinander verwandt.
Stumm sinkt vor der Mutter Elkan ins Knie,
Sie herzt ihn und jauchzt mit begeistertem Sinn:
„Zieh' hin mit dem Segen Iehovas! Doch zieh'
Auch mit dem Segen der Mutter dahin!"
Von dannen eilt der Freiwilligen Schar.
Die Ihren kehren nach Haus zurück,
In Sorgen die meisten. Nur eine war
Verklärt wie von überirdischem Glück:
Die Mutter Elkans. Von allem Gram
Und allem Zweifel ist jetzt sie quitt
Und groß und ruhig wie Abraham,
Als er zur Opferung Isaaks schritt.
Die Monde verstrichen. Durchs Erfurter Tor
Kehrt siegreich zurück der Freiwilligen Schar.
Laut jauchzend stürzt sich Elkan hervor
Und küßt der Mutter schneeiges Haar.
Sie staunt nicht, sie hat es gläubig gewußt,
Er werde kommen! Zum heimischen Herd
Führt sie ihn und Heigt ihm mit schwellender Brust,
Wie treu sie seinen Wohlstand gemehrt.
Der Segen blieb ihm. Und treu blieb er
Dem Glauben der Väter. Bluttaufe empfing
Auch er mit den Deutschen — was braucht es mehr?
Geehrt und geachtet bei hoch und gering
Blieb er und die Mutter. Bevor sie verschied,
Umarmte mit Zunkels Segenswort
Sie den Sohn, und er küßte vom Augenlid
Die letzten, brechenden Blicke ihr fort.
Hoch kam er zu Iahren. Vorsteher ward
Er seiner Glaubensgenossen. Doch fromm
Hat oft er zur Stadtkirche sinnend gestarrt,
Wo einst ihm das Licht des Segens erglomm,
Wo Herder und Zunkel gepredigt — der Ort
Blieb ihm auf immer heilig geweiht,
Und er betete: wirke das Herderwort
„Licht, Liebe, Leben!" in Ewigkeit!

Sieger Else Höffer
Else Hosfer:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)
Ein scharfes Klingelzeichen gellte durch das Haus. Sie hörten die Stimme
des Vaters, der nebenan mit dem Stubenmädchen sprach. Keine Rücksicht
dämpfte sie.
„Sie packen meine Koffer. Und zwar meine sämtlichen Kleider und
Wäschestücke. In einer halben Stunde ist alles im Auto und folgt mir hinab
in meine Bureaus. So, nun eilen Sie sich."
Er öffnete Schubladen und schloß Schränke auf, dann klappte die
Korridortüre.
Frau Torbeck trat ans Fenster und sah mit staunenden Augen hinter dem
Gatten her, der mit seiner Aktenmappe im Arm das Auto bestieg.
Sein Blick streifte die weiße Villa nicht mehr. Dies war abgetan für ihn.
Mit kurzem Entschluß hatte er den Ballast über Bord geworfen, der seinen
Höhenflug hindern wollte. Sein Gesicht war hart und unbewegt, er sah nur
starr geradeaus, auf sein Ziel.
Frau Torbeck rang die Hände.
„Er macht einen Skandal! Er will in die Stadt ziehen, um uns zu
blamieren. Das ist ja empörend."
Marga sagte mit zuckenden Ljppen: „Der Abschied ist ihm nicht schwer ge-
worden —"
Io weinte leise in ihr Tuch. Sie dachte inbrünstig: „Hoffentlich siegt er
in seinem Kampfe, hoffentlich wird er gewählt, damit er nicht ganz vereinsamt."
Dann saßen sie wieder schweigend um den Frühstückstisch. Die Tassen
standen unberührt und die nervösen Hände spielten bröckelnd mit dem trockenen
Brote. Nur der Mutter Hände lagen schlank und ruhevoll auf dem weißen
Damast. Sie erlaubte ihnen kein aufgeregtes Spiel.
Nach einer Weile sagte sie mit einem Aufatmen: „Gottlob, heute kommt
Onkel Gerhard!"
Io schüttelte traurig mit dem Kopf. „Der ändert nichts, Mutter", sagte sie.
„Aber ich bitte dich, Vater kann doch nicht aus purem Trotz drunten wohnen
bleiben! Damit alle Welt sieht: Torbecks haben sich entzweit! So etwas
macht man doch innerhalb seiner vier Wände ab. Und dann: Vielleicht wird

er gar nicht gewählt, und dann wird er wieder vernünftig, und alles ist wie
vorher." Ihr Glaube war ganz unerschütterlich.
„Es ist am besten, wir reisen bald", sagte Marga entschieden. „Schon aus
Rücksicht für Schwanstedts, damit die nicht zu sehr in diese Unannehmlichkeiten
verwickelt werden."
Sie fühlte sich schon halb als Glied der neuen Familie, das Auseinander-
fallen der Ihrigen tat ihr kaum weh. „Ich habe eine Heimat, und Mutter und
Io sollen ihre Heimat bei mir haben, wenn es bis zum Äußersten kommt."
Ihr war merkwürdig leicht ums Herz. Durch den gewaltsamen Bruch gab
der Vater ihr ja die Bahn frei zum Glück. Und was jetzt auch kommen mochte
— über allem stand die selige Gewißheit: ich erreiche mein Ziel!
Gegen Mittag fuhr die Droschke vor, die den Superintendenten Ianssen
brachte. Frau Torbeck ging ihm freudig entgegen, und er küßte sie ritterlich
auf die Wange.
Die Geschwister hatten viel Gleiches in der äußeren Erscheinung. Der
Superintendent war schlank und sehr gut gebaut, auch seine Bewegungen zeigten
die bewußte Ruhe und Abgemessenheit, die sich zuweilen zu steifer Grandezza
steigerte. Sein Gesicht war schmal und hübsch geschnitten, und auch seine Augen
waren liebenswürdig und leer. Um den Mund lag ihm der harte Zug eines
kühlen Egoismus, und das war auch der Grundzug seines Wesens.
Er empfand sich selbst überall als der geistige Mittelpunkt, um den die
andern bewundernd kreisten. Er setzte unbedingte Anerkennung seiner Über-
legenheit als selbstverständlich voraus, und das gab ihm einen Schatten von
Arroganz, den nur seine liebenswürdigen Formen dämpften.
Seine Frau sah in kritikloser Bewunderung zu ihm auf und widersprach ihm
nie, und das hatte im Laufe der Iahre seine Unduldsamkeit noch gesteigert.
Der einzige, der sich seinem Willen und seiner Bewunderung entzog, war sein
einziger Sohn Markwart, und dies war der Grund zu schweren Mißstimmungen
innerhalb in der Familie. Aber Ianssen sprach niemals darüber, auch zu seiner
Schwester nicht. Sein Hochmut duldete nicht, daß jemand wußte, daß sein Sohn
sich gegen seine Autorität auflehnte. Nach außen sollte alles glatt und harmonisch
aussehen.
Darum begriff er auch sofort der Schwester Not. Frau Torbeck sprach un-
gewöhnlich leidenschaftlich auf den Bruder ein, denn sie kannte seine starren
Grundsätze und fürchtete heimlich, er könne von Marga eine Unterordnung unter
den Willen des Vaters verlangen.
Aber Ianssen war sehr ehrgeizig. Er war sehr entzückt von Margas Ver-
lobung, die auch einen Abglanz auf ihn werfen würde, und außerdem glomm tief
in seiner Brust etwas wie Rassenhaß gegen Torbeck, dessen kühle Ironie er stets
gefühlt hatte, wenn er es auch nicht vor sich selbst eingestand, und dem er den
einen Blick voll kalter Verachtung niemals verzeihen konnte, den Torbeck auf

ihn geheftet, als er einst auf dem Schreibtisch des Hofrats die Papiere zusammengeschoben und gesagt hatte: „Du willst also die Schulden deines Vaters nicht tilgen? Gut, so übernehme ich die Sache."
Die Worte waren ganz ruhig gesprochen, und trotzdem war es dem Superintendenten gewesen, als schlüge jedes einzelne ihm ins Gesicht. Und er wußte nun genau, daß zwischen ihm und dem Schwager eine unausgesprochene, eisige Verachtung stand.
Er hörte mit gesenkten Augen auf Frau Torbecks Bericht. Zuweilen hob er beschwichtigend die Hand. „Nicht so hastig, liebe Martha, langsamer, bitte." Und Frau Torbeck errötete und zügelte ihre Worte.
„Gerhard, ich bitte dich: ein Skandal! Wie entsetzlich für Schwanstedts und uns. Das mnßt du verhüten, Gerhard."
Er nickte bekümmert. „Ein Skandal ist das Unangenehmste, was uns geschehen kann. Ich will mit Torbeck sprechen, und ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird —"
Er stockte etwas. Denn auf einmal stand der Mann in seiner ganzen lebendigen Energie vor ihm.
Er runzelte die Brauen. „Es wird mir schon gelingen", sagte er zuversichtlich, und die Schwester sah ihn dankbar an. Sie zweifelte nicht an seinem Sieg.
„Geh gleich zu ihm, bevor er vielleicht wieder verreist. Veranlasse ihn vor allem wieder hierher zu ziehen, das ist einstweilen die Hauptsache. Das übrige findet sich dann." Sie drängt« ihn zur Türe. „Um halb zwei essen wir, Gerhard, lebwohl solange."
Ianssen saß mit einem leisen Unbehagen im Wagen, und daß er dies Unbehagen fühlte und nicht leugnen konnte, das machte ihn noch schroffer. Er kniff die Lippen aufeinander und reihte wohlüberlegte und treffsichere Sätze vor sich auf. Als der Wagen hielt, hatte er sich wieder vollkommen gefaßt und war sich seiner Überlegenheit bewußt.
Er ließ sich nicht melden und klopfte gleich an Torbecks Privatbureau. Als er eintrat, arbeitete der Rechtsanwalt mit gesammelten Sinnen an seinem Schreibtisch, und auf seinem Gesicht lag der Schein eines befreiten und glücklichen Lächelns. Es war still und klar in ihm, er war mit sich einig.
Als er dem Schwager ins Gesicht sah, zuckte sein Gesicht weder in Spott oder Arger, dies lag nun alles für immer hinter ihm. Ianssen war ihm ein Mensch, fremd und gleichgültig wie irgend ein anderer.
Nur eine starke Abwehr gegen jede Störung war in ihm, und darum wollte er, was er zu sagen hatte, kurz sagen: Cr bot dem Schwager nicht die Hand und wies ihm keinen Sitz. Er stand selbst rasch und lebhaft auf.
„Es ist mir lieb, daß ich mit dir sprechen und dir meine Entschlüsse mitteilen kann. Dir gegenüber kann ich das ganz geschäftlich tun. Ich habe die

feste Absicht, mich von meiner Frau scheiden zu lassen. Gründe und Recht-
fertigungen bin ich dir nicht schuldig, und sie versteht sie doch nicht. — Ich habe
die Sache durchdacht. Die Villa bleibt ihr, dazu eine Rente, von der sie leben
kann wie bisher. Das Vermögen lege ich für meine Töchter fest. Und nun bin
ich quitt und will allein meine eigenen Wege gehen."
Er hatte ganz leidenschaftslos gesprochen, wie einer, der flüchtig auf etwas
zurückschaut, das weit, weit hinter ihm liegt.
Ianssen fühlte ein Zittern in der Kniegegend, er hielt mühsam seine Haltung
aufrecht. „Scheiden —?" sagte er tonlos. „Scheiden —"
Torbeck ging auf den Einwand nicht ein.
„Ich bleibe hier unten, unsere Wege brauchen sich nicht zu kreuzen; ich
nehme die sogenannte „Schuld" auf mich. Das übrige wird rechtlich geordnet
werden. Und nun bitte ich dich: geh, ich bin stark beschäftigt!"
Er wies auf den Schreibtisch. >
Da besann sich Ianssen. Er besann sich auf seine Mission und darauf, daß
jetzt der Augenblick, der einzige vielleicht, gekommen war, in dem er den Schwager
ducken konnte. Er reckte sich und setzte umständlich zum Sprechen an.
Torbeck kam ihm zuvor. Er machte eine sehr energische und abschließende
Gebärde. „Bitte! Lassen wir alle theoretischen Erörterungen, sie sind fruchtlos
und ermüden mich, und ich brauche meine Zeit und Kraft. Du stehst hüben, ich
drüben, zwischen uns ist ein Strom, über den es keine Brücken gibt, und gäbe
es sie, ich ginge nicht darüber. Du kennst meine, ich deine Ansichten, was wir
gegenseitig voneinander halten, ist ja gleichgültig, mir wenigstens! Also bitte,
spare uns die Umstände!"
Ianssen war tief empört. „Du willst dich scheiden lassen, du zerreißt das
Band deiner Ehe in dem Augenblick, wo es dir lästig wird?! Das ist un-
moralisch! Das ist unethisch im höchsten Maße!"
„Bitte," sagte Torbeck ganz ruhig, „wir wollen keine Prinzipienfragen er-
örtern. Ich bin alt genug, um mir eine selbständige Lebensanschauung gebildet
zu haben. Ich habe andere Deutungen für den Begriff „Moral" als eures-
gleichen."
„Und was soll aus Martha und den Kindern werden? Es ist undenkbar,
daß du sie verstößt."
„Wozu die starken Ausdrücke? Es wird sich alles glatt ordnen, ich werde
ihr möglichst jede Aufregung ersparen. Sie kann ihr Leben ganz ungestört weiter-
führen, sie hat einen neuen, selbstgewählten Verwandtenkreis, in dem sie ohne
Zweifel sehr glücklich sein wird. Mich wird sie kaum vermissen, denn eine innere
Gemeinschaft bestand zwischen uns schon seit Iahren nicht mehr. Es liegt alles
höchst einfach."
„Aber der Skandal!" sagte Ianssen erstickt.
Torbeck runzelte die Stirne. „Verschone mich gütigst mit diesen Argu»

menten! Einmal brachte ich Opfer, um einen Skandal zu vermeiden, das ist
nun vorbei. Wenn sie den Eklat fürchteten — nun, so hätten sie mich nicht zum
Äußersten treiben sollen. Und im übrigen: es ist gut so. Sie gehen ihren Weg,
und ich habe nicht das peinliche Gefühl, sie zu hemmen. Diese Lösung ist für alle
Teile die glücklichste."
Ianssen bewegte die Lippen, er fühlte sich vollkommen machtlos, nur eine
ohnmächtige Wut gärte in ihm, es beleidigte ihn, daß Torbeck über seine eigene
Person hinweg ging und ihn nur als zufälligen Vermittler ansah.
„Und die Verachtung der Menschen, die ist dir gleich?"
Torbeck zuckte lächelnd die Achseln, er antwortete gar nicht.
„Ich — ich —"
Torbeck sah ihn voll an. Da stockte er.
„Deine Meinung, mein Lieber, spielt gar keine Rolle. Denke, bitte, von
mir, was ich von dir dachte, in der Stunde am Schreibtisch deines Vaters. Mir
liegt daran, mit euch allen quitt zu werden. Ich will los von euresgleichen, ehe
ihr mich ganz in den lauwarmen Morast euerer Lebensanschauungen gezogen
habt."
Es klopfte hastig. Torbeck erschrak, seine Nerven gehorchten ihm nicht
mehr völlig.
Der Bureauchef trat erregt ein, er war blaß.
„Herr Doktor, eben kommt die Nachricht, daß sich der alte Huber ertränkt
hat. Er hat zu seiner Wirtin gesagt, er hielte das Nichtstun nicht mehr aus,
oder er endete noch beim Alkohol."
Torbecks Gesicht war ganz blutleer, seine Augen blickten starr auf die
Wand, um seinen Mund lag ein gequälter Zug. „Wieder ein Opfer", dachte
er, und eine drückende Trostlosigkeit war in ihm. „Einer, den ich gefällt habe."
Er preßte die Zähne auf die Unterlippe und atmete schwer, die Nachricht
hatte ihn hart getroffen. Er faßte sich mit Anstrengung. „Meyer, sorgen Sie
für alles. Blumen, Kränze, ich möchte ein sehr anständiges Begräbnis für den
treuen Alten. Erkundigen Sie sich nach der Begräbnisstunde, ich werde auf alle
Fälle kommen und hoffe dasselbe von meinem ganzen Personal."
Meyer ging. Da erst besann sich Torbeck auf die Gegenwart des Schwagers.
„Wir sind doch fertig?" fragte er gleichmütig und setzte sich vor seinen
Schreibtisch.
Ianssens Augen flammten, sein Atem ging rasch. „Du folgst dem Sarge
eines Selbstmörders? Solch ein Beispiel willst du dem Volke geben? Ist das
deine politische Mission?"
Er trat näher.
Da stand Torbeck rnhig auf und ging an ihm vorbei ins Nebenzimmer, er
schloß die Türe ohne Hast und ohne Geräusch hinter sich.
Ianssen wurde blaß bis in die Lippen, er empfand die völlige Niederlage

wie eine Schmach, er wußte nun, daß keines seiner Worte bis zu Torbeck heranreichte, daß der völlig unberührt darauf hörte, wie etwa auf das lästige Kläffen eines Hundes. Seine Eitelkeit war schwer getroffen, und seine Wut kristallisierte sich in dem heißen Wunsche, diesen Mann ein einziges Mal tief gedemütigt zu sehen.
Er ging, und seine Hände waren in den Manteltaschen krampfhaft geballt.
Frau Torbeck kam ihm auf dem Vorplatz entgegen.
„Nun?" fragte sie gespannt und half ihm selbst aus dem Mantel. Er hatte sich noch nicht völlig in der Gewalt.
„Gleich. Lasse ruhig anrichten, ich erzähle es bei Tisch." Als sie zögerte, sagte er: „Es schadet nichts, wenn Morga und Io alles hören."
Sie drückte auf einen elektrischen Knopf, und er strich sich mit dem Taschentuch immer wieder über die hohe, faltenlose Stirne.
Marga und Io setzten sich schweigend. Sie erwarteten gar nichts von des Onkels Einfluß auf den Vater, sie wußten, daß der Abschluß unwiderruflich da war.
Frau Torbeck bemeisterte ihre Ungeduld, aber zwischen jedem Löffel Suppe, den sie zum Munde hob, warf sie einen raschen fragenden Blick auf den Bruder.
Der lehnte sich im Stuhle zurück.
„Ich habe ihm gesagt, daß seine Ansichten unmoralisch sind und seine Lebensanschauungen unethisch." Er fühlte nur sich selbst, hörte nur sich selbst, und während er sprach, wandelte sich ihm das Bild der Szene vollkommen, und er empfand sich als Sieger, und nur das erschien ihm wichtig, was er selbst gesagt hatte.
„Gründlich habe ich ihm die Meinung gesagt, auch über seine politische Mission."
„Und was hast du erreicht?" fragte Frau Torbeck.
Er sah sie überrascht an, er liebte Unterbrechungen nicht. „Auch über einen andern Fall habe ich ihn aufgeklärt, es handelte sich um einen Selbstmörder —"
Marga legte ihren Löffel hin.
„Was er gesagt hat, möchten wir wissen? Was läßt Vater uns sagen?"
Er war einen Augenblick so verblüfft, daß er ihr gehorsam antwortete —:
„Er will sich scheiden lassen."
Ein lähmendes Entsetzen legte sich auf alle, das Wort wirkte grausam.
„Scheiden lassen —" Niemand wagte laut zu atmen. Also er wollte wirklich von ihnen gehen, für immer — Es sollte keine Gemeinschaft mehr sein zwischen ihnen — Das war doch ganz undenkbar — Das konnte er doch nicht wollen. Ein schmerzhaftes Staunen war in ihnen.
Die große Stille lag vor Ianssen ausgebreitet, wie vor einem Rennpferd die weite Bahn, er stürzte sich auf die Stille mit großen tönenden Worten, denn

er gehörte zu den Menschen, die sich vor der Stille fürchten, weil Gedanken in ihr sind.
„Ihr könnt euch denken, wie ich ihm die Meinung sagte, wie empört ich über diese Roheit war. Euch einfach beiseite zu schieben, weil ihm das so paßt! Es ist unglaublich! Wo bleibt da Sitte und Religion?"
„Und er?" fragte Io dringend. „Was sagte er?"
Ianssen machte eine großartige Handbewegung. „Er wurde geschäftlich. Er sorgt tadellos für euch, darin war er sehr large, wirklich anständig!"
Io sah ihn staunend an. „Das ist mein Vater stets!" sagte sie mit bebender Stimme. Sie haßte auf einmal den Mann, der es wagte, den Vater abzuurteilen.
Ianssen sah sie überlegen an. „Du bist jung, liebes Kind, deine Gesinnung ehrt dich, gewiß." Er wandte sich zu der Schwester, die schweigend und fassungslos auf ihn sah.
„Wie findest du z. B. dies: Euer alter Bureaudiener hat sich das Leben genommen. Da läßt er ihm ein großartiges Begräbnis ausrichten, will selbst folgen, verlangt es auch von seinem Personal — sag' mir: Wie findest du das?"
Frau Torbeck gehorchte seinem überlegenen Willen und dachte nach, dann sagte sie mit kleiner Stimme: „Ich täte das nie. Selbstmord ist ein abscheuliches Verbrechen. Er sollte einem Selbstmörder nicht folgen, nein, das sollte er nicht."
Ianssen nickte. „Das ist auch meine Meinung, ich bin auch, solange ich im Amte bin, noch nie einem Selbstmörder gefolgt. Und werde das weiter so halten."
Marga richtete sich auf, ihr Atem flog: „Und ich, ich finde es wundervoll von meinem Vater, daß er so groß denkt und einem Menschen, der ihm so treu gedient hat, die letzte Ehre gibt!"
„Ia", sagte Io und sah aus klaren, ernsten Augen auf Ianssen.
Der lächelte nur leicht. „Moderne Ansichten, ihr seid also auch davon angekränkelt. Na, es ist ja kein Wunder —" Er lachte vielsagend. „Ich jedenfalls bleibe bei meinen —"
Frau Torbeck schüttelte den Kopf. „Scheiden", sagte sie, „scheiden. Was denkt er nur? Das geht doch nicht. Er wird sich besinnen. Nicht wahr, er wird sich besinnen?" Ihr Blick ging angstvoll in der Runde.
„Wenn ich ihn nicht habe umstimmen können —" sagte Ianssen. „Ich glaube schwerlich. Du wirst dich an den Gedanken gewöhnen müssen. Ich bin natürlich von Berufs wegen gegen Scheidung, aber praktisch gedacht: in diesem Falle ist es kein Unglück. Wenn man so wenig übereinstimmt. — Es ist doch besser, als daß er euch unglücklich machte —"
„Eine geschiedene Frau —" Frau Torbeck preßte die Hand auf die Augen. Sie sah nur Schande und Verachtung für sich. „Ich kann doch nicht als geschiedene Frau leben? — Daran habe ich niemals gedacht, das ist entsetzlich. Kein Mensch wird mehr mit mir verkehren wollen."

Marga dachte staunend: So war auch ich noch vor einigen Tagen. Es ist
noch nicht lange her, da erschien mir das Nichtverkehrenwollen der Leute als
höchste Schmach.
„Mutter," sagte sie zärtlich, „du hast doch uns und Schwanstedts und Onkel
Gerhard und Tante Emma. Die andern werden sich doch zu dir finden."
Frau Torbecks Augen wurden heller. „Ia, vielleicht wegen Schwanstedts,
es ist ein Glück, daß wir die haben. Aber es ist doch schrecklich, daß er sich scheiden
lassen will."
„Du stehst doch nun unter meinem Schutze", sagte Ianssen tröstend. „Du
bist doch nicht verlassen."
Die Speisen standen unberührt auf dem Tisch. Io stand auf.
„Wir dürfen doch gehen, Mutter?"
Die nickte gedankenlos.
Sie erhob sich und ging mit dem Bruder in ihr Zimmer, das auf der andern
Seite des Eßzimmers lag. Er nahm die Mittagszeitungen auf, die auf einem
maurischen Tischchen neben den Mokkatassen lagen
Er ließ das Blatt jäh sinken und verfärbte sich. Dann reichte er es
schweigend der Frau. Sie folgte seinem langen weißen Finger und las:
„Es verlautet, daß Doktor Torbeck sich scheiden lassen will, da seine An-
sichten mit denjenigen seiner Angehörigen nicht mehr übereinstimmen. Wir gehen
wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Verlobung der Tochter mit dem
Sohne des höchsten Regierungsbeamten dazu den Anlaß gegeben."
Das war Torbecks letzte Waffe, das war die verzweifelte Tat, mit der er
sich das Vertrauen seiner Wähler retten wollte. Er hatte nun,das letzte geopfert
und wartete auf den Sieg, der ihm alles wieder vergelten sollte.
Frau Torbeck weinte hilflos vor sich hin.
„Ihr reist am besten gleich", sagte der Superintendent mit merkwürdig
trockener Stimme. Er dachte an seine erponierte Stellung und an die Staats-
karriere seines Sohnes. Dieser Skandal war ihm höchst peinlich. Sie nickte
gehorsam. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie sich verkriechen vor all den neu-
gierigen Augen.

II. Teil.

1. Kapitel.

Der Paßweg stieg in unzähligen Windungen zur Kammhöhe, um sich von
dort in steilem Abfall in das jenseitige Alpental zu senken. Zuerst steigt der
schmale Pfad durch dunkle Forsten und lauscht auf das dumpfe Raunen der
alten Wettertannen, dann drängt er sich zwischen grünen Alpenmatten hindurch,
die ihren starken, süßen Duft ausatmen, er klettert über schwarze Geröllhalden,
die sich düster und tot bis zu den grünlich schillernden Gletschern dehnen, die bis
zu den silbernen Firnenhäuptern steigen.

Zuweilen zwängt sich der Weg zwischen gewaltigen Felsenmauern hindurch, die drohend auf ihn herabstarren, zuweilen erobert er sich einen schmalen Raum, dicht am Abgrunde. Und drunten in der Schlucht tosen und heulen die weißschäumenden Wildbäche, und drüben am schroffen Hang donnern die Wasserstürze aus der klaffenden Brust des Berges heraus.

Es ist ein dunkler, drohender Tag. Droben auf dem weißen Bett des ewigen Schnees schläft der Sturm, dunkle Wolkenfahnen umhüllen sein Lager und schlagen schwarze Schleier um seine Ruhestatt. Zuweilen stöhnt er im Schlafe, dann antwortet ein heulendes Echo im Grunde, die Wetterfahnen beugen sich ächzend und stehen dann regungslos und warten auf den nächsten Atemzug des Sturmes; die schwarzen Wolkenschwaden lösen sich und flüchten hastig und bleiben an einer schroffen Felsenzinne oder in den dürren Armen der Tannen hängen. Und es braut und brodelt auf der Höhe, die Dämpfe steigen unablässig und ziehen schwer über das Gebirge, und immer häufiger heult der Sturm im Schlafe. Die ganze Natur atmet bang und wartet bebend auf das Erwachen des Herrn.

Dicht über dem Saumpfade, an der Stelle, wo das Feld jäh in die grausige Tiefe steigt, wölbt sich ein mächtiger Granitblock und bildet ein natürliches Dach, das ein kleines bemoostes Plätzchen schirmt.

Steil an die Felswand gelehnt sitzt Torbeck und schaut ohne Schwindel in die Tiefe und ohne Grauen auf den werdenden Kampf ihm zu Häupten.

„Ein Sturm kommt", denkt er, aber er rührt sich nicht, um ihm zu entfliehen. Eine sehnsüchtige Freude ist in ihm, er wartet mit Spannung auf das Entladen der Titanenkräfte, die noch zögernd verharren, als erwögen sie die Kampfesweise.

Er freut sich auf den verderbenbringenden Stoß, der über das Gebirge fegen wird, daß die Felsen zittern und die alten Tannen splittern und die Gletscher tückisch knistern —

Vielleicht trifft auch ihn der Stoß und rüttelt ihn auf aus seiner stumpfen Gleichgültigkeit und reißt ihn empor und schleudert ihn — ins Leben oder in den Tod —

Torbeck nahm den Filzhut vom Kopfe und bot die freie Stirn dem kühlen Luftzuge, der von der Höhe strich. Er atmete tief, aber der Druck löste sich nicht von seiner Brust, der Druck, der auf ihr lastet, seit vielen Wochen — seit das Leben ihm leer geworden ist, ganz leer —

Sein Gesicht war alt geworden und müde. Über seinen Brauen wuchtet ein schwerer Gram, und wenn der Mund zuckt, dann ist es in Bitterkeit und Hohn, seine Augen blicken gleichgültig, kein blauer Strahl des Zornes oder der Begeisterung sprüht auf in ihrem Grunde.

Er ist müde vom Leben. Er liebt es nicht mehr, seit es ihn betrogen hat,

er trägt es wie eine schwere, widrige Last. Seine Kraft und sein Glaube sind gebrochen. —
Und immer wieder kehren die matten Gedanken zu dem einen Tag zurück, an dem er ein Bettler geworden ist, ein Bettler an der Seele, das war der Tag, an dem sein Hoffen zusammenbrach, an dem er zurückgeworfen wurde in sein Leben voll öder Arbeit, ohne Ziel, ohne Lebensinhalt.
Er war nicht gewählt worden, er war unterlegen, die Gegenpartei hatte gesiegt —
Warum? Warum?
Immer wieder grübelte er über die Gründe, und die Nüchternheit seines Verstandes hatte sich getrübt, er verstieg sich zu qualvollen Erwägungen.
Margas Verlobung —, ja das war wohl ein Grund, ein wichtiger. Nicht für die starken, begeisterten Parteigenossen, aber für die, die noch schwankten, für die Mitläufer, die sahen in ihm wohl einen Überläufer, der aus einer anderen Welt kam, die flauten ab, die gaben ihre Stimme der Gegenpartei, weil sie nicht für die Sache, sondern für die Persönlichkeit stimmten.
Diese hatte er zuerst wohl mitgerissen, mit seinen starken Worten, da war sein Anhang groß gewesen und sein Sieg sicher, aber dann, als all die Hemmungen kamen —
Er stützte die geballte Faust auf das Knie und starrte auf die weiße, brodelnde Wassermasse in der Schlucht.
Und hatte seine letzte, verzweifelte Tat ihm genützt? Hatte es nicht vielleicht Antipathie geweckt bei den Gemäßigten, Bedachtsamen, daß er sich öffentlich von Weib und Kind lossagte? Erschien er ihnen nicht etwa als brutaler Gewaltmensch? Vielleicht hatte dieser letzte, gewaltsame Schritt, dieser Bruch mit seinem bisherigen Leben, ihm nur geschadet?
Wer kennt all die dunklen Strömungen der Volksseele, all die unklaren Empfindungen, die das Für und Wider bestimmen? Er hatte sie vielleicht im Allerheiligsten, im Familiensinn, verletzt, so daß sie scheu vor ihm zurückwichen —
Und er hatte doch nur an die große Sache gedacht und gemeint, ihr recht zu dienen, indem er sich frei machte, um ihr allein zu gehören mit Leib und Seele.
Er war mißverstanden worden. Die meisten wohl, die große Masse, die hielt zu ihm, weil sie zur Partei standen, aber die wenigen, die doch den Ausschlag gegeben, die wandten sich den andern zu.
Es war eine Niederlage um einige Dutzend Stimmen
Torbeck strich sich über die Stirne und schloß die Augen.
Vielleicht war es auch nur ein heimtückischer Zufall ohne Sinn und Begründung, der aus dem Dunkel des Schicksals grell emporzuckte. — Vielleicht waren alle Gedanken und Erwägungen müßig, der Zufall war ein lächerlicher, aber mächtiger Sieger. — Er trug die Narrenkappe tief in der Stirn, damit man

den Totenschädel darunter nicht sah. Aber er hatte sicher gezielt: Mitten ins
Herz hat er ihn getroffen.
Von der Stunde an war seine Lebenskraft gebrochen, verdorrt, eine müßige
Gleichgültigkeit hatte sich über sein Wesen gebreitet, er war wie gelähmt. Und so
schwer und ungefüge wie die Bewegungen seiner Glieder waren auch seine
Gedanken geworden.
Sie waren stehen geblieben vor dem großen Hindernis: Was nun? Und
kamen nicht darüber hinweg.
Zurück in die alte Tretmühle? Geld verdienen, im Auto zwischen dem
Bureau und der weißen Villa hin- und herfahren, die wohlzubereiteten Brötchen
aus den schlanken, lässigen Händen nehmen, den Brautvater spielen mit Rührung
und Humor, abends zu gleichgültigen Gesellschaften fahren, Skat spielen, über
die einstigen politischen Ambitionen witzeln.
Ah — Verleugnen, was heiß ersehnt, vergessen, was sein Heiligstes ge-
wesen, darüber lächeln, es herunterreißen in den Alltag — Und ein satter
Philister werden, wie die andern, das öde Leben weiterschleppen — indes draußen
irgendwo der Kampf tobte, indes jede Fiber zuckte in Sehnsucht nach der großen
Aufgabe. —
Nein. Zurückgehen konnte er nicht mehr. Sich bewußt in den seelischen
Tod stürzen, das wollte er nicht. Und wenn er denn nicht vorwärts konnte zur
Höhe, so wollte er vor dem großen Hindernis stehen bleiben und mit den Händen
daran rütteln, mit dem Kopf dagegen rennen — nur nicht umkehren, lieber zer-
schellen. Er fühlte den eisernen Trotz, der ihn aus der ba»se ela»»6 zu seiner
festen sozialen Stellung geführt, und sie in dem Augenblick aufgegeben, als sie
dem neuen Ziel im Wege stand.
Seine Frau hatte ihm geschrieben, aus Rom. Er hatte spöttisch gelächelt,
als er das schmale, elegante Kuvert in der Hand hielt, denn er wußte seinen
Inhalt im voraus. Sie schrieb auch wirklich fröhlich und naiv: „Welch ein
Glück, daß sie Dich nicht gewählt haben, nun wird alles wieder gut werden,
nun kehren wir im Herbst zu Dir zurück, bis dahin hat sich Dein Zorn und das
Gerede der Leute gelegt."
Er hatte den Brief beiseite geschoben, er hatte nicht einmal mehr gelächelt,
und er hatte ihn auch nie beantwortet. Was sollten ihm diese Menschen, denen
sein Schmerz Freude war?
Die waren ja längst abgetan. Er suchte sie nicht mehr mit den Gedanken.
Auf der Höhe erwachte der Sturm und riß gewaltsam die Wolkenfahnen
auseinander, um seinen Kampfplatz zu betrachten, dann schleuderte er sie von sich,
und aus der brodelnden Tiefe stiegen neue Schwaden, die er heulend zusammen-
ballte und über das Gebirge jagte. Noch war sein Treiben ein wüstes Spiel,
aber die Tannen zitterten und raunten sich leise Abschiedsworte zu, und die
Felsen reckten sich starrer, um den Kampf zu bestehen.

Vor Torbecks Augen stand eine düstere Nacht, die Wochen hinter ihm lag und ihm doch lebendig war. Der Regen klatschte gegen die Scheiben, und der Wind rüttelte an den Fensterrahmen, und seine Stimme war wie Hohn, Er ging in seinem Privatbureau auf und ab und starrte stumpfsinnig auf die Kokosmatte, die unter seinen Schritten knisterte. Er dachte nichts, er fühlte nur mit jeder Fiber die große Öde seines Daseins. Da war nichts, was seinen Willen spannte, nichts, das seine Kraft reizte, nichts, das ihm jubelnde Freude oder schwere Trauer gab. Nichts.
Er war unbewußt vor einem schmalen Eckschränkchen stehen geblieben, mechanisch hatte er den Schlüssel gedreht. Im Dunkel des Schrankes blinkten einige Flaschen; alter, dreigestirnter Kognak. Da hatte er gelächelt, und seine Hand hatte über den kühlen Leib der Flaschen gestrichen. Hier war ja Vergessen. Viele griffen darnach in solcher dunklen Stunde. Warum nicht er? Warum sollte er in dieser Nacht nicht das Erbe der Mutter antreten?
Da hatte er mit ruhiger Hand den Schlüssel gedreht. Nein, so feige war er doch noch nicht geworden, daß er sich betäubte, nur um den Schmerz nicht ganz auszukosten, um ihm aus dem Wege zu gehen. Er wollte den Gedanken standhalten, ihnen Rede stehen. Warum kamen sie nur nicht? Warum spürte er nichts weiter als diese grausige Leere?
Das Zimmer wurde ihm zu eng. Die Decke wuchtete auf ihm, und die warme Luft erstickte ihn. Da war er hinausgegangen in die eisige Nacht. Der Regen hatte sein Gesicht gepeitscht, der Wind an seinen Kleidern gezerrt, es war ihm, als ließe die Natur ihren wütenden Hohn auf ihn niederprasseln.
Und er hatte an seine Kindheit gedacht, an die einsame Nacht, da er den würgenden Händen der Mutter entschlüpft war und auf dem Steinhaufen genächtet, und da er sich gelobt hatte: ich komme hinauf.
Und dann sah er vor sich das dunkle Bett eines Stromes, er sah die Fluten nicht, er hörte nur ihr hastiges Iagen, ihr gieriges Drängen, er hörte, wie der Regen auf die Wogen klatschte, und wie Steine sich unter seinen Füßen lösten und hell aufschlugen.
Da war eine tiefe Müdigkeit über ihn gekommen und mit ihr ein sehnsüchtiger Gedanke nach Ruhe. Er hatte dicht am Ufer gestanden, und seine Gedanken waren wieder kühl und scharf.
„Ich brauche nur zu wollen — es ist ein kleiner Entschluß. — Aber ich bin zu alt dazu. — Nur wenn man jung ist, wirft man das Leben weg, wenn es nicht hält, was es verspricht. — Mit weißem Haar ist das eine Farce, da muß man im Trott des Droschkengauls weitergehen. —"
Der Sturm heulte gellend auf, wild antwortete ihm das Echo der Berge.
Er rannte mit Titanenkraft gegen die Felsenbrust des Gebirges, er stampfte mit den Füßen die Gletscher und fegte den Firnenschnee.
Torbeck hörte über sich eine alte Tanne splittern, er hörte, wie der stürzende

Baum rauschend die Äste der Brüder streifte. Es war ihm, als bebte das Felsendach über ihm.
Da stand er auf und trat in den Sturm hinaus, der faßte spielend seinen Lodenmantel und riß ihm den Hut vom Kopfe und wirbelte ihn in die Tiefe, wo er als dunkler Fleck einen Augenblick auf dem weiß schäumenden Gischt tanzte. Torbeck sah ihm nach. Er hielt sich mühsam gegen den wütenden Anprall, und er fühlte, wie die Mattigkeit aus seinen Gliedern wich, wie die Sehnen sich strammten und die Muskeln spielten.
Und sein Geist streifte die wehen Erinnerungen ab und wurde hell wach und sah nur die Wirklichkeit, und die war Kampf. Sein Gesicht verlor den schlaffen Zug, in seinen Augen war wieder das blaue Leuchten. Er fühlte ein leises Staunen. Er war noch nicht ganz alt und morsch. Es lebte noch immer Kraft und Energie in ihm, die wach wurde, wenn es zum Kampfe ging?
Er drückte die Brust heraus und nahm den Mantel fest um den Körper. Gewaltsam erkämpfte er sich Schritt um Schritt auf dem schmalen Pfad zwischen Fels und Abgrund. Aber der Sturm stemmte sich gegen ihn und wehrte ihm das Schreiten, er zog und zerrte ihn zur Seite, raufte ihm das Haar und schleuderte ihm scharfe Regenschloßen ins Gesicht, die ihn blendeten und betäubten.
In dem Manne war nichts wie Trotz, jede Bewegung war gesammelte Energie.
Er sah auf den Weg und auf seinen Fuß, damit er nicht strauchelte, und strebte unbeirrt vorwärts. Der Sturm griff ihn von allen Seiten an und umtollte ihn wie eine heulende Bestie. Irgendwo im Gebirge hörte er ein dumpfes Donnern. Seine Gedanken irrten nicht von seinem Ziel, er überlegte nicht, ob das eine Lawine war oder Steinschlag. Er wußte nur, daß er vorwärts wollte, und daß das Unwetter ihn nicht zerbrechen durfte.
Der Regen fiel so dicht, daß auf dem Pfad rasche Bäche talab schossen. Torbeck fühlte, daß seine Kleider ganz durchnäßt waren. Er ging sicher vorwärts und bog sich kaum vor dem Sturm. In ihm war eine tiefe Freudigkeit. Zum ersten Male seit langer Zeit fand er das Leben wieder schön, weil er seine Kraft fühlte. So war ihm zumute gewesen, als er vor den vielen Tausend wartenden Augen gestanden hatte. — Da hatte er dasselbe Gefühl der konzentrierten Energie gespürt.
Ihm zur Seite dehnten sich schwarze Schutthalden, gewaltige Felsblöcke lagen darüber verstreut wie Marksteine. Torbeck sah dicht neben sich einen Gedenkstein mit Namen und Datum. Ein Erdrutsch hatte vor Iahren hier Menschen und Herden verschüttet.
Er blieb stehen und sah über den düsteren Hang, über den die Wolkenfetzen jagten und den der Regen peitschte. Es mußte schön sein, ein so stolzes, einsames Grab zu haben, auf dem in den Nächten der Sturm tanzte, daß man das

Stampfen seiner Füße fühlte und bis in Ewigkeit das gewaltige Lied hörte von
der Urkraft des Lebens, die niemals stirbt, die sich mit jedem Tage neu gebiert. —
Torbeck ging langsam weiter. Er wußte, auf der Paßhohe stand ein Gast-
haus. Er sehnte sich nicht nach dem Schutze eines Daches, hier draußen in der
wild bewegten Natur kamen ihm die Gedanken lebendiger, und es war ihm,
als könne er wieder hoffen, daß auch seine Kraft nicht unverbraucht verebben
würde im Alltag, als müsse doch noch einmal die Stunde schlagen, die sie aus-
löste zur großen Tat. Der bittere Zug um seinen Mund löste sich, er sah wieder
jugendlich und froh aus.
Da hob sich zwischen dem grauen Gestein die fahle Mauer des Hotels dicht
vor ihm. Immer wieder tollten die Wolken vor ihm her und verbargen ihm
sein Ziel, aber er wußte nun, daß es nahe war. Dann stand er auf den Stufen,
und ein Regendach schirmte ihn vor den Regengüssen, irgendwo kläffte ein Hund.
Ein Gefühl war in ihm wie Bedauern, daß er nun von dem wilden Leben da
draußen scheiden und sich unter die niedrigen Dächer der Menschen bücken mußte.
Die Fensterläden waren fest geschlossen, um das tolle Lärmen des Sturmes
auszuschließen. Torbeck öffnete die schwere Türe, ein warmer Dunst von
Menschen und Speisen quoll ihm entgegen und widerte ihn an.
Flinke Hände nahmen ihm den nassen Mantel von der Schulter. Dann
war er allein in einem warmdurchheizten Zimmer, und wie er die nassen Kleider
abstreifte, kam das Gefühl eines stillen Behagens über ihn, es kam ihm erst jetzt
zum Bewußtsein, daß seine Glieder eiskalt waren. Und mit der wohligen Wärme
kam eine weiche Müdigkeit über ihn, er dachte nicht mehr an den Sturm, der
ihn draußen lockend und werbend rief, er sah nur das weiße Lager und wußte
nur, daß er heute wieder schlafen würde tief und traumlos, ohne Nervenbeben,
wie er lange nicht mehr geschlafen hatte.
Nach einer Stunde weckte ihn ein tiefer Gongton, der durch das Haus
schallte. Er erwachte und fühlte sich frisch und fröhlich. Es war ihm, als sei
alles hinter ihm versunken. Nur der Augenblick hatte recht, die Zukunft war
ihm fern und gleichgültig. Der Sturm hatte ihn dem Leben wiedergegeben.
Auf dem Stuhl lag ausgebreitet ein Anzug, der ihm die nassen Kleider
ersetzen sollte. Er mochte dem Wirt gehören.
Torbeck betrachtete ihn voll Humor, und es kamen ihm rasche bunte Er-
innerungen an die Fahrten seiner Iugend, da er auch zuweilen wegmüde in
einem Gasthaus an der Straße gerastet und die Kleider des Wirtes getragen,
indes die seinen am Herde trockneten.
Er lächelte, und das Lächeln blieb um seinen Mund. Und wie er die
fremden Kleider anzog, war es, als nähme er eine neue Rolle auf sich, die nichts
gemein hatte mit ihm und seinem Schicksal.
Alle Schwere wich von ihm, er fühlte einen jähen Übermut in seinem Blute.
Es war die starke Reaktion auf die Wochen der tiefsten Gleichgültigkeit, es war

das erwachte Bewußtsein seiner kraftvollen Männlichkeit, der das Leben noch unendlich viel schuldig geblieben.
Auf dem Gang scholl Lachen, helles, weiches, dazwischen behagliches, tiefes, dann Stimmen, ermahnende, die nicht durchdrangen, das Laufen hastiger Schritte.
Torbeck öffnete rasch die Türe und stand in einer Gruppe von Menschen, deren Lachen ihn umgaukelte und ansteckte. Er sah seltsame Gestalten in seltsamer Gewandung, und er wurde sich der eigenen Komik in dem viel zu weiten Anzuge bewußt, und er lachte mit den andern, so herzlich und übermütig, daß sich ihm die Fesseln seines Wesens lösten. Und doch war ein heimliches Staunen in ihm, daß er so lachen konnte. Das hatte er nicht gewußt, und es war lange her, daß er sein eigenes Lachen gehört hatte.
Ihm gegenüber an der Wand lehnte in nachlässiger Haltung eine Frau und sah über die Köpfe der andern hinweg auf ihn mit einem seltsam aufreizenden, zwingenden Blick. Und sofort antwortete etwas in seinem Blute diesem Blick.
Er wußte ganz klar, es war eine dunkle Strömung, eine Regung, die dem Manne Torbeck, der vor einer Stunde mit dem Sturme gerungen und mit rem Leben gehadert hatte, fremd und ganz unmöglich gewesen wäre — aber der war auch nicht hier, er hatte das bestimmte Gefühl, als sei er von seinem eigentlichen Ich losgelöst. In diesem dämmerigen schwülen Hausflur, zwischen diesen lachenden Menschen war es ihm natürlich, daß er den Blick der Frau erwiderte.
Und wie sie lächelte, erschrak er doch. Aber hier war ja Vergessen — auch Leben — anders als er bisher es sich erträumt, aber vielleicht löste auch dies Leben die gebundenen Kräfte seines Wesens aus. Er fühlte ein unruhevolles Drängen und Tosen in seinem Blute.
Und während er auf die lauten Stimmen hörte und zuweilen eine Frage nach seinem Weg, seinem Ergehen und seinem Reiseziel beantwortete, betrachtete er die Frau mit ruhigen, heißen Blicken.
Und sie hielt lächelnd seinen Augen stand und reckte sich höher und sah ihn mit wartenden, verschleierten Augen an, die wußten, daß sie gefiel. —
Und der Mann sah in diesen Augen und dem vollen breiten Mund, daß er nur die Hand ausstrecken brauchte.
Es war eine matte Abwehr in ihm gegen ein Abentener, das so schleichend und so schwül sich ihm nahte, und doch fühlte er das sehnsüchtige Brennen in seiner Brust, das ein Ereignis wollte, ein Erleben, etwas, das die müde Stille endete und die fanlgewordencn Gefühle anfachte.
Der Gongton ging wieder durch das Haus, die Gruppe setzte sich in Bewegung nach der breitgeöffneten Türe des Speisesaales.
Torbeck hatte nur einen flüchtigen Eindruck von den Menschen, sie schienen ihm zu laut, zu lebhaft, er hatte das unbestimmte Gefühl, daß sie innerlich unfein waren. Was galt ihm das? Er sah und fühlte nur das Weib, das vor ihm

schritt, dessen Blick es vermocht hatte, in seiner Brust Erregungen auszulösen, die seit vielen Iahren erstarrt waren.
Er sah auf ihre hohe Gestalt, sie fühlte seinen Blick, und ihre Bewegungen waren beschwingt, jede sagte ihm: sie gilt dir, will dich berauschen und entflammen.
Es war nichts Heimliches, Schamvolles in ihr, sie bot sich ihm ohne Scheu.
Er fühlte, sie ist keine Dame!
Da lachte er höhnisch und dachte flüchtig an das Gesicht seiner Frau, das ihm leer und farblos erschien. Er wollte keine Dame — das Weib reizte ihn.
Das war so jäh aus ihm hervorgebrochen, daß er immer noch einen leisen Schrecken spürte. War er denn noch jung? Hatte er noch alle Rechte ans Leben?
Sie trug einen scharlachroten Woilach, der eng um ihren Körper geschlungen war und bis dicht unter die Arme reichte. Die Arme und Schultern waren von einer leichten, sehr durchsichtigen Bluse bedeckt.
Die phantastische Gewandung stand ihr ausgezeichnet zu dem bräunlichen Ton ihrer Haut, die durch die Bluse schimmerte, und zu dem dunkeln Haar, das sehr lose, etwas unordentlich frisiert war.
In der Tür des Speisesaales, als das helle Licht sie warm umfloß, wandte sie sich nach ihm um mit einer weichen Bewegung des ganzen Körpers.
„Sehen Sie nur, wie ich mich zurichten mußte! Die andern Kleider waren vergeben, denn alle Gäste kamen durchnäßt an."
Sie sah an sich hinunter, und er folgte ihrem Blick, er fühlte, sie hatte das gewollt. Denn der Woilach legte sich schmiegsam und fest um ihre schönen Glieder und verriet jede Form, jede Linie. Die leuchtende Scharlachfarbe warf einen Widerschein auf ihr blasses Gesicht.
Sie sah ihn prüfend an mit einem langsamen, musternden Blick. Sie sah das graue Haar an den Schläfen und das jugendliche Sprühen der Augen, sie lächelte, daß zwischen den roten Lippen kleine ovale Zähne blinkten.
Sie saß bei Tisch neben Torbeck, auf ihrer andern Seite war ein blutjunger Engländer ihr Nachbar, der sie gar nicht beachtete und den Blick kaum vom Teller hob. Der Zufall oder ihr Wille hatte sie von ihrer Gesellschaft getrennt, die an dem zweiten Tisch saß und zuweilen mit lautem Zuruf herüberwinkte. Sie antwortete nur mit einem Lächeln, und ihr Blick ruhte auf Torbeck und sagte ihm: ich bin froh, daß ich allein bin mit dir!
Der sah nur ihre werbenden Augen und den verheißenden Mund. Und er rang mit der Abwehr, die in ihm war, und ließ dem heißen Blute den Sieg.
Er sprach wenig mit ihr. Er liebte Damenunterhaltung nicht, weil er den leichten und anmutigen Ton nicht verstand, und zufällige Abenteuer waren ihm

fremd. Es interessierte ihn kaum, wer sie war und woher sie kam, er fragte nicht, in welchem Verhältnis sie zu den Menschen stand, die um sie waren.
Er empfand sie nur als etwas, das er heiß begehrte, das er besitzen wollte, weil es ihm neues, längst vergessenes Leben in die Adern goß, weil es ihm Vergessen gab und sein Leben füllte auf wenige Stunden. Und dafür dankte er ihr.
Sie verstand nichts von ihm und suchte nichts hinter seiner Stirn und las nichts in seinen Augen. Sie fühlte nur ihren völligen Sieg, fühlte, daß sie wild begehrt wurde.
Und dies Bewußtsein weckte einen behaglichen Triumph in ihr und alle Kapricen einer launenhaften Frau, die gern katzengleich spielt, wo sie längst gefangen hat, die die wenigen kurzen Stunden ihrer Herrschaft auskosten will über den Mann, der ihr Sklave ist, weil sie gewähren oder verweigern kann.
Sie beschäftigte Torbeck unaufhörlich mit lächerlichen, kleinen Diensten, und er, jeder Ritterlichkeit ungewohnt, biß die Zähne aufeinander und fühlte klar das Demütigende seiner Situation.
„Ach, reichen Sie mir das Salz, bitte —" sagte sie mit einem kleinen Seitenblick. „Oder nein, lassen Sie nur, eigentlich ist es scharf genug."
Dann ließ sie einen Seidenschal zu Boden gleiten, er bückte sich, sie lächelte kaum merklich. „Lassen Sie nur, es ist mir zu heiß."
Er kniff die Lippe, und seine Augen blitzten ärgerlich. Das amüsierte sie, und sie ersann kleine niedliche Schikanen, und wenn auf seiner Stirne eine Falte stand, dann streifte ihr weicher Arm zufällig seine geballte Faust, oder sie beugte sich vor, daß ihr duftiges Haar seine Wange streifte, dann hörte er nur das Pochen seines Blutes, sah nur die grünen Augen und den Mund. —
Sie kannte das Spiel, sie wurde seiner nicht müde, aber sie fühlte wohl, daß er aus dem Spiel Ernst lösen wollte. Er trank rasch einige Gläser Rotwein, der schwer und blutrot im Glase lag, seine Stirn wurde ihm heiß, und er fühlte, daß er seine Selbstbeherrschung verlor.
Die Mahlzeit war zu Ende, ein Stühlerücken und Füßescharren füllte den Saal, dazwischen sehr lautes Lachen und nicht endenwollender Übermut, der immer neuen Stoff fand in den abenteuerlichen Kostümen der Gäste. Die Frau stand dicht neben ihm und sah ihm in die Augen. „Komm", sagte er leise und heißer.
Sie senkte den Blick und ließ ihn warten, der üppige Mund lächelte.
Da machte er eine heftige Bewegung. Sie hob den Blick und nickte kaum merklich mit dem Kopfe. Ein Taumel stiegt ihm zu Kopfe. Er folgte ihr durch das Gewirr der Menschen, die sich zu dem Nebenzimmer schoben. Er ging hinter ihr her über den matt beleuchteten Gang, über den die Kellner und Saalmädchen huschten. Auf einem dunklen Treppenabsatz blieb sie stehen und wartete auf ihn.
Da stand er neben ihr, riß sie in seine Arme und küßte sie durstig, mit geschlossenen Augen, ganz dem wilden Gefühl hingegeben, das ihn durchtobte, und glücklich in dem Bewußtsein, daß er noch fühlen konnte, stark und jung fühlen.

Sie ließ sich ihm. Ihr Mund duldete weich und nachgiebig seine Küsse, ihr Körper lehnte schwer in seinem Arm und drängte sich an ihn mit kaum merklicher Bewegung.

„Komm", sagte er noch einmal, und seine Stimme war gebrochen.

Da stieß draußen der Sturm wütend, gewaltig aufbrausend gegen das Haus. Es war ein furchtbarer Stoß, wie aus Zorn und Empörung geboren.

Der Mann horchte auf. Er löste seine Lippen von dem heißen Gesicht und hob den Kopf, und seine Brauen schoben sich zusammen im scharfen Nachdenken.

Der Sturm — ach ja, der tobte draußen und hatte ihm die Kräfte seiner Seele wieder geweckt. Wozu? Zum Leben? War das das Leben, das er da im Arme hielt? Ein Weib war es, dessen Namen er nicht kannte, das sich ihm kampflos gab, das morgen ebenso lässig die Küsse eines andern ertrug.

War das das Leben? Er straffte sich, und sein Blut war kühl. Für andere — vielleicht. Für ihn nicht. Für ihn war das nur eine häßliche Farce auf das Leben, zu der sich seine suchende Sehnsucht verirrt hatte.

Wieder rief der Sturm gellend und schüttelte das Dach. Das Weib fühlte, daß der Mann zauderte, dachte. — Sie wußte, daß Denken die Liebe tötet, diese Liebe.

Und sie drängte sich heißer an ihn, und ihre Hände umtasteten seinen Kopf. Sie wollte wecken, was so jäh gestorben war.

Doch Torbeck löste sich aus ihren Armen und atmete auf. Er wußte nun, daß er auf falschem Wege gewesen, der Lebenswille, den der Sturm geweckt, war für den Kampf geboren, nicht für schwüle Stunden, denen der Ekel folgte. Cr war ganz ruhig und bewußt.

„Verzeihen Sie", sagte er leise und schritt an der regungslosen Gestalt vorüber. „Ich habe mich in mir geirrt."

Dann war er allein in seinem Zimmer, und eine klare Freudigkeit war in ihm. Er dachte an die Zukunft und suchte einen Weg.

„Ich habe die Krisis überstanden. Ich werde reisen, und wenn ich heimgekehrt bin, werde ich Arbeit suchen, die mein Leben füllt und reich macht. Das Leben ist voller Arbeit, es hat viele Zwecke, die des Strebens wert sind. Ich werde ein Ziel finden, weil ich es will. Der Wille ist alles. Er war krank, nun ist er gesundet!"

Er dachte an seine Familie. Marga — die war glücklich, die hatte eine Heimat, einen Mann, den sie liebte. Sie schied aus seinem Leben.

Seine Frau Eine jähe Abwehr erwachte in ihm. Nein, da gab es keine Brücke. Ihr Weg konnte nie wieder der seine werden, nie wieder konnte er sich dem Zwange ihres korrekten, glättenden, alles abflachenden Wesens beugen. Das wäre Sünde an sich selbst.

Und Io? Er dachte nach und staunte, denn er wußte nichts von ihr.

Was war Io? Was war in ihr? Er wußte nur, daß sie sehr klare, sehr

gütige Augen hatte und eine feste Stirn und einen Mund, der so seltsam mütterlich lächeln konnte. War vielleicht in Io ein Funke seines Ichs? Lag vielleicht in ihrer Brust die Möglichkeit des Verstehens?
Als er einschlief, fühlte er die klaren Augen seines Kindes über sich.

2. Kapitel.

Auf der braunen Terrasse eines Kurhauses am Wallensee saß Marga Torbeck und schaute zu den wilden Felsprofilen der sieben Kurfürsten empor, die in der grellen Sommersonne fahl leuchteten, daß sie die Augen senken mußte. Zu ihren Füßen lag im Mittagsschlummer der grüne See, die kleinen, bebenden Wellen blitzten, wie die Schuppen eines Panzers, auf dem die Sonne spielt. Bis dichl an die Terrasse drängten sich Matten mit großen Obstbäumen, zwischen dem dichten Laub glänzten schon die reifenden Früchte, zuweilen strich eine junge Katze geschmeidig und neugierig zwischen den Bäumen hindurch. Von fernher krähte ein Hahn, das behagliche Gackern seiner Hühner antwortete ihm. Man hörte nur trauliche, friedliche Laute, das Läuten einer Kuhglocke, den tiefen Schlag der Turmuhr und von fernher, weich gedämpft, das Rauschen eines Wasserfalles.
Marga schloß die Augen und atmete den Frieden dieser Stunde ein. Sie fühlte, wie ihre Glieder sich lösten, wie die gespannten Nerven erschlafften. Es war so süß hier, so traumhaft still. Während ihr Körper in einen wohligen Halbschlaf sank, blieben ihre Gedanken wach und strichen über die Erlebnisse der letzten Monate hin. Und all die vielen Reiseeindrücke und Erlebnisse wurden zu einem wirren Bilde.
Sie waren mit der Mutter und Maria gereist, nach Cannes, Nizza, Rom, sie hatten unendlich viel gesehen, und doch war ihnen das Herz nicht leicht geworden, nur Marias unbesiegbarer Frohsinn hatte sie erfrischt. Sie sehnten sich nach Ruhe, nach einer stillen Zeit, in der sie zu sich selbst zurückkehren konnten.
Und Marga sehnte sich nach Immo und wagte doch nicht, in ihren Briefen von ihrer Sehnsucht zu schreiben.
In Frau Torbeck war eine merkwürdige Unrast, die nicht zu ihrem ausgeglichenen Wesen stimmen wollte. Seit sie den letzten Brief an den Gatten geschrieben und keine Antwort erhalten hatte, mußte sie begreifen, daß er bei seinem Entschlusse blieb. Sie fühlte keinen Schmerz, nur eine große Angst vor der Rolle der geschiedenen Frau, die sie nicht zu spielen verstand, weil sie aus dem Rahmen ihres Lebensprogrammes und ihrer Persönlichkeit fiel.
Und diese Angst verschloß ihr die Heimat. Sie dachte mit Schrecken an die weiße Villa, an all die Menschen, die sie besuchen würden — und fragen — nein, sie wollte reisen, sie wollte den Augenblick der Heimkehr hinausschieben.
Sie sah nicht, daß Marga und Io unter dem ruhelosen Leben litten, daß sie sich nach einer Ruhepause sehnten. Auch ihr Körper litt, wenn sie dicht vor

den Spiegel trat, sah sie, daß ihr Gesicht welk geworden war und eine matte, unfrische Farbe hatte, sie hielt sich aber mit ihrer stetigen Energie aufrecht.
Sie hatten die Schweiz durchstreift und lange in Interlaken gewohnt, aber das große internationale Treiben, die steten Ansprüche an Eleganz und Elastizität hatten sie ermüdet, sie fühlte, daß sie bald am Ende ihrer Nervenkraft sein würde.
So waren sie an den stillen Wallensee gegangen, den der große Menschenstrom nicht streift. In dem kleinen, braunen Kurhause war über sie alle eine Ruhe gekommen, ein Auslösen aller angespannten Kräfte. So still war es hier. —
Sie hatten das ganze obere Stockwerk gemietet, dessen breite Terrasse zu ihrer alleinigen Benutzung stand. Tante Emma Ianssen mit ihrem Sohne Markwart war gekommen, um mit ihnen einige Sommerwochen zu verleben —, und Immo war da.
Marga öffnete rasch die Augen und lächelte. Immo war da —
Sie richtete sich geräuschlos in dem tiefen Korbsessel auf und spähte nach dem andern Ende der Terrasse. Da lag Immo lang ausgestreckt auf einem Liegestuhl und schlief. Gestern abend war er angekommen, daher war er heut« noch ein wenig abgespannt von der Reise.
Die andern hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen, aber sie hatte sich nicht von ihm trennen wollen, und doch war sie zu scheu gewesen, dicht an seiner Seite zu bleiben. Als er sie bittend angesehen und den Arm um ihre Schultern gelegt hatte, hatte sie abwehrend gesagt: „Ich will dich nicht stören. Du mußt schlafen, Immo."
Um seinen Mund war ein bitterer Zug gesprungen, und er hatte müde gesagt: „Ja, ja, du hast ganz recht —"
Er hatte sich gar nicht mehr nach ihr umgedreht, als er auf die andere Seite der Terrasse gegangen war. Sie wäre ihm am liebsten nachgelaufen und hätte ihn mit beiden Händen festgehalten, aber sie ging still zu ihrem Sessel und kämpfte die aufsteigende Sehnsucht nieder. Dann hatte die brütende Mittagsglut sie müde und träumerisch gemacht.
Ietzt erhob sie sich vorsichtig und schlich zwischen den Tischchen und Sesseln hindurch. Ihr Herz klopfte stürmisch, als sei sie auf böser Tat.
Sie stand regungslos dicht vor dem Liegestuhl und sah auf Immo hinab, der ruhig atmend schlief. Er hatte die Hände lose verschlungen, sein Kopf lag gerade gereckt, so daß seine klare Profillinie gegen das braune Gebälk stand.
Marga sah ihn an, und sie fühlte, wie ihre Augen feucht wurden und ihr Atem stockte, so tief ergriff sie der Anblick seines Gesichts. Es war ihr, als gehörte er zum ersten Male ganz ihr, als sähen ihre Augen zum ersten Male seine Züge, — seine geliebten Züge.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
u

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Verschiebungen im europäischen Gleichgewicht.

Das System der europäischen Allianzen, das der englische Chefredakteur Robertson in einem besonderen Aufsatze dieses Heftes behandelt, steht heute auf der politischen Tagesordnung. Weder ist zwischen England und Rußland alles im reinen, noch zwischen Österreich und Italien. In Rußland hat eine fieberhafte Flottenvermehrung eingesetzt, die weder im Verhältnis zu der ihm von irgend einer seiner Küsten her drohenden Gefahr steht, noch durch den gegenwärtigen Stand der Geldmärkte irgend welche Aufmunterung erfahren kann. In der übereifrig gehätschelten, fieberhaft gesteigerten, ja bis zum Größenwahn aufgepeitschten russischen Großindustrie kriselt es bedenklich. Die Kapital-Panik in Frankreich, dem Geldgeber Rußlands, hat nicht nur erste Bankhäuser in Paris zum Zusammenbruch geführt, sondern ihre Schatten auch auf erste Großbanken wie die 8oei6t6 Osn6r2,Ie geworfen, die sich, um einem „Run" vorzubeugen, genötigt sah, ihre Depots und Bücher treuhänderischer Begutachtung zu unterbreiten. Wie weit muß es in Paris gekommen sein, wenn ein französischer Senator von anerkanntem finanzpolitischen Ruf das Gespenst eines französischen Staatsbankerotts an die Wand malt, ohne von der Nolkswut erdrosselt zu werden, wenn ferner der französische Ministerpräsident vor Eröffnung der Kammer sein Portefeuille niederlegt, weil er die völlige Ohnmacht einsieht, die dreijährige Dienstzeit, die von den französischen Wählern empfindlich angefochten worden ist, aufrechtzuerhalten und mit dieser Kammer die neue Anleihe zu beschließen, die Frankreich haben muß, um nicht vi»il vi» 6« lieu zu stehen. Und in diesem kritischen Augenblick will Rußland 1200 Millionen Rubel für seine großen Flottenpläne verausgaben? Woher das Geld nehmen?

Der französische Bundesgenosse hat mit seinen eigenen Finanzen die bittersten Sorgen, und da soll er noch für die

russische Flotte Milliarden aufbringen?
Die französische Republik selbst steht
vor einem fatalen Fragezeichen.
Gewiß hat die Schwächung der
Türkei infolge des unglücklichen Bal«
kcinkrieges auch Rußland genau so vor
neue maritime Probleme gestellt wie
Deutschland vor strategische. Was

nämlich für die englische Politik Suez bedeutet — Lebensnerv, Schlagader, Herzpunkt —, das ist für Rußland das Dardanellenproblem. Das türkische Sperrverbot für Kriegsschiffe läßt sich nur aufrechterhalten, solange es eine starke Türkei gibt, die ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen vermag. Heute kann jeder neue Windstoß, wie die akut gewordene griechisch-türkische Frage, das wankende Schifflein der Türkei zum Kippen bringen. Sicherlich sehnt Rußland den Moment herbei, in welchem es seine Kriegsschiffe ohne türkisches Hemmnis ins Mittelmeer hinüberschaffen könnte. Aber man übersieht bei diesem politischen Kalkül eines, und das ist der Kernpunkt der Frage: wenn die Dardanellen geöffnet werden, können nicht bloß russische Kriegsschiffe hinaus, sondern auch andere Kriegsschiffe (Dreibund, England) in die russischen Gewässer hinein. Und hier liegt die wirklich große Gefahr für Rußland auf maritimem Gebiete. Bisher brauchte Rußland keine Befestigungen gegen fremde Flottenangriffe zu errichten, denn seine uneinnehmbare Festung waren die Dardanellen. Werden aber diese geöffnet, dann muß Rußland alle seine Häfen befestigen und eine Flotte bauen, um einer neuen Konstellation, die England nicht auf seiner Seite fände, die Spitze bieten zu können.

Die Verschiebung des europäischen Gleichgewichts, von welcher wir sprechen, ist eine natürliche Folge der Stärkung der Balkanstaaten auf Kosten der auf dem Boden liegenden Türkei. Die frühere Furcht Englands vor der maritimen Ausdehnung Deutschlands ist seit dem neuen Bagdadbahn-Abkommen mit Deutschland so gut wie gewichen. England war nur um seinen Suez-Kanal besorgt, der für dieses Land wegen der Verbindung mit Indien geradezu eine Lebensfrage ist. Mit Frankreich hatte sich England durch die Einräumung der Einflußsphäre in Marokko gegen Abtretung aller Ansprüche auf Ägypten schiedlich-friedlich geeinigt. Aber von deutscher Seite drohte durch die Bagdadbahn für die englische Alleinherrschaft in Ägypten eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Seitdem durch das neue Abkommen auch diese Sorge Englands um seine unbedingte Beherrschung des Suez-

Kanals gewichen ist, sind ernstliche poli-
tische Reibungsflächen mit Deutschland
nicht vorhanden, wenn auch noch die
Handelsrivalität bestehen bleibt. Da-
gegen sind in Persien, China und In-
dien unendlich vitalere Interessen im
Spiele, die einer Allianz mit Rußland
entgegenstehen. England will weder
Deutschland, noch Rußland zu groß
werden lassen: das ist die traditionelle
englische Politik seit Iahrhunderten.
Ein gar zu mächtiges Rußland, das
auch eine Flotte bekommt, mit welcher
ernstlich zu rechnen ist, ist England un-
erwünscht. Deshalb werden die Sire-
nengesänge an der Newa und an der
Seine, die zu einem festen Bündnis
locken, an der Themse keinen Widerhall
finden. Sogar die „Times", die vor
dem Balkankrieg für die Umwand-
lung der Entente in eine Allianz
eintrat, hat jetzt, nachdem der
Balkankrieg das europäische Gleich-
gewicht verschoben hat, Wachs in die
Öhren geträufelt, um die Sirenen-
gesänge der beiden Freunde geflissent-
lich zu überhören.
Am 11. Iuni hat sich Sir Edward
Gren zum zweiten Male auf seine
frühere Erklärung berufen, daß unver-
öffentlicht Schriftstücke über besondere
Vereinbarungen mit Rußland nicht be-
stehen. Die Umwandlung der Entente
in eine Allianz wird von England nach
wie vor abgelehnt. Mit Österreich ver-
steht sich England ausgezeichnet. Die
Beziehungen zu Deutschland sind seit
dem Balkankrieg, insbesondere seit
dem Bagdadbahn-Abkommen, das ihm

die Sorge um den Suez-Kanal ab-
nimmt, wesentlich wärmere geworden,
was auch symbolisch durch die Erteilung
des Ehrendoktorats an den deutschen
Botschafter, den Fürsten Lichnowsky, in
die Erscheinung tritt. Zu Italien voll-
ends hat England von jeher ein
Herzensverhältnis, das zwar während
des italienisch-türkischen Krieges etwas
getrübt wurde, das aber zu tief sitzt, um
durch vorübergehende Verstimmungen
ernstlich gelöst zu werden. Zu welchem
Ende sollte also England seine Ell-
bogenfreiheit aufgeben, da es an der
französischen Revancheidee nicht das ge-
ringste Interesse hat, während die
weiteren Ausdehnungsgelüste Rußlands
im fernen Osten seinem vitalsten poli-
tischen Interesse aufs empfindlichste
widersprechen? England fühlt sich als
Zünglein an der Weltwage, als poli-
tischer krditer muuäi, unvergleichlich
behaglicher und seinen imperialistischen
Neigungen entsprechender, als in einem
Zwangsverhältnis zu jenen beiden
Mächten, aus welchem ihm wenig Er-
sprießliches erblühen, wohl aber ernste
Verwicklungen erwachsen können.
Auch auf der Allianzseite hat eine
Verschiebung des „starren Systems"
Platz gegriffen. Ich denke dabei
weniger an den kleinen Vorstoß des
radikalen Flügels der ungarischen Un-
abhängigkeitspartei gegen die Bündnis-
politik, die Graf Michael Kürolyi in
den Delegationen zugunsten einer
Ertratour mit Rußland unternommen
hat. Die offiziellen Erklärungen der
Grafen Berchthold und Tisza, die Ab-
schüttelungen Kürolyis seitens der
beiden Führer Apponyi und Andrüssy,
endlich und besonders die jüngste Reise
des Kaisers in Begleitung des Marine-
ministers von Tirpitz zum österreichischen
Thronerben nach Konopischt lassen über
die Unlösbarkeit der politischen und
rein menschlichen Beziehungen zwischen
diesen beiden Ländern und ihren Mon-
archen nicht den leisesten Zweifel auf-
kommen, wohl aber droht dem Drei-
bund eine Gewitterwolke von Albanien
her, das sich je länger, desto aus-
gesprochener als ausgeklügelter Kunst-
staat erweist. Österreich und Italien
haben während der Balkankris«
ihre alten Gegensätzlichkeiten nieder-
gekämpft, weil sie ein gemeinsames
Interesse für die albanische Küste zu-
sammenband. Aber die rauhe Wirk-

lichkeit sieht anders aus, als der grüne Tisch, an welchem man in London die Balkankarte umzeichnete und mit einem Federstrich einen Kunststaat ins Leben rief, der nicht organisch zusammengewachsen, sondern mit Pappe zusammengeleimt war. Über die Person des Fürsten zwar einigten sich sämtliche Großstaaten, aber sie sahen über die Seelen der Völker und Religionen hinweg. Schon vor einem Iahrhundert gingen die von Napoleon dekretierten Kunststaaten sehr bald aus dem Leim. Inzwischen haben wir Dampfschiffe, Bahnen, Telegraphen, Telephone, Luftschiffe bekommen. Die Völker werden anch in den entferntesten Winkeln Europas über alles informiert, was in der Welt vorgeht. Wenn alle Balkanstaaten ihre Parlamente haben, dann werden die selbstbewußten Albanesen, die von jeher ein Schrecken ihrer Nachbarn waren, die letzten sein, die sich um der schönen Augen Europas willen zusammenschweißen und einen Herrscher aufoktroyieren lassen. Das hätte sich jeder Völkerpsychologe sagen müssen. Dem Kunststaat Albanien geht die innere Kohäsion ab. Wenn Bismarck das Balkanproblem einmal mit den geflügelt gewordenen Worten gekennzeichnet hat, daß ihm die Knochen eines pommerschen Grenadiers zu schade dafür seien, so werden wir uns wegen Albanien den Tert nicht verderben lassen. Fürst Wilhelm und seine Interessen sind nicht wichtig genug, eine noch weitere Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zu unseren Ungunsten zu-

zulassen. Der Kunststaat Albanien darf nie und nimmermehr den Dreibund sprengen.

Die Besprechungen in Konopischt werden sicherlich dazu beitragen, eine kösung für die albanesische Frage zu finden, welche die österreichischen Interessen befriedigt, ohne die italienischen zu verletzen. Kaiser Wilhelm hat wiederholt glücklich eingegriffen, wenn «s galt, Differenzen zwischen den beiden Verbündeten beizulegen. Da Deutschland an der albanesischen Küste nur mittelbar durch seine Bundesgenossen interessiert ist, wird es dem Kaiser um so eher gelingen, zwischen Italien und Österreich zu vermitteln, als sich die Situation des Fürsten Wilhelm inzwischen wesentlich geklärt hat.

Italien hat, wie der jüngste Generalstreik beweist, im Inneren zu große eigene Sorgen, zumal auch von Abessinien her Gefahren drohen, als daß es gewillt wäre, wegen der vergleichsweise untergeordneten albanesischen Frage seinen politischen Kurs zu ändern. Unter der Geldsorge, die Frankreich, den Bankier Europas, nicht minder drückt, als das reiche Belgien, leidet übrigens Italien, das seine reichen Mittel im Kriege mit der Türkei stark angegriffen hat, genau so wie sein österreichischer Verbündeter. Keinesfalls wird die albanesische Frage — rebu» »io »tllntidu» — an den unerschütterten Grundsäulen des Dreibundes zu rütteln vermögen.

Verhängnisvoller könnte der drohende Krieg zwischen Griechenland und der Türkei für Europa wirken. Das moralische Recht steht dieses Mal auf der Seite der Griechen. Sie sind die Angegriffenen. Und wenn auch alle Welt davon überzeugt ist, daß nicht die türkische Regierung, sondern das türkische Volk an den Austreibungen der Griechen die Schuld trifft, so wendet sich der begreifliche Ingrimm gegen eine ohnmächtige Regierung, welche die Zügel dermaßen auf dem Boden schleifen läßt, daß sie aller Autorität bar ist. Die Schwäche der türkischen Regierung könnte sich als die Stärke der griechischen erweisen, die zudem einen Venizelos an der Spitze hat. Und mögen auch beide Staaten finanziell erschöpft sein, so hat uns der letzte Balkankrieg darüber belehrt, daß finanzielle Ohnmacht kein entscheiden-

des Argument gegen den Mut der Verzweiflung ist. Kommt es aber zu einem griechisch-türkischen Krieg und,in dessen Folge vielleicht zu einem völligen Zusammenbruch der Türkei, dann ist die Dardanellenfrage nicht mehr aufzuhalten, eben damit aber der paneuropäische Krieg nicht mehr hintanzuhalten.

Endlich drängen auch die politischen Verhältnisse in Frankreich zu einer Verschiebung des europäischen Gleichgewichts. Die Republik steht vor ihrer schwersten Krise. Der eine Minister» präsident tritt, ungeachtet seines Wahlerfolges, zurück, bevor die Kammer eröffnet wird, der andere Ministerpräsident, Ribot, wird mit seine« glänzend zusammengesetzten Kabinett am ersten Tage gestürzt, was in den Annalen der Republik ohne Beispiel ist. Die Mehrheit der Kammer ist offenkundig gegen die dreijährige Dienstzeit, die der russische Verbündete in einem empfindlich diktatorischen Tone gefordert und durchgesetzt hat. Präsident Poincars, der im Begriffe steht, seine Visite in St. Petersburg zu wiederholen, muß sich ein radikal-sozialistisches Ministerium Viviani gefallen lassen, will er nicht abdanken. Während in Rußland der Wind scharf nach rechts geht, dreht er sich in Frankreich nach links. Die Herren Sembat und Iaur^s, die augenblicklich die Situation beherrschen, hegen für den russischen Absolutismus alles andere denn sympathische Gefühle. Wenn der Zar aus Konstanza nach dem freundschaftlichen

Händedruck mit König Karol heimkehrt und Poincars in Petersburg mit einem radikal-sozialistischen Ministerium Viviam wiedersieht, dann werden sich in den Freudenbecher der Toaste bittere Tropfen mischen. Ein ausgesprochen linksstehendes Ministerium in Frankreich könnte eine weitere Verschiebung im europäischen Gleichgewicht herbeiführen.

literarische Rundschau.

Von Arthur Silbergleit.

Mit der wachsenden Erkenntnis, daß Kunstwerke lediglich spielerischen Inhalts, mögen sie eine noch so anerkennenswerte Vollkommenheit in ihrer Form aufweisen, unser Leben höchstens mil Lustgefühlen, aber keinesfalls mit einem neuen Glauben und Trost zu beschenken vermögen, wenden sich sehnsuchtstiefe Naturen immer stärker von derartigen Gebilden ab und sie lenken gleich Schiffern, die sich lange Zeit auf den tanzseligen Wogen leichter Freuden schaukeln ließen, ihre Kiele zu den stillen Buchten eines weihevollen Daseinsernstes, deren abgrundtiefe Gewässer nicht nur die Schimmer des Himmels, sondern auch den Glanz schlichter Menschenseelen keusch und rein aufleuchten lassen. Daher steuerte Beng Berg, der sich bereits in seinem ersten Buch: „Der Seefall" von dem Kompaß seines Gewissens sicher geleitet zeigte, wiederum zielbewußt sein Dichterbot durch alle Strömungen unseres Schrifttums, bis er in seiner nordischen Heimat zu einem legendenumwobenen, von armen Fischern umwohnten See gelangte. Was er an den Ufern jener geheimnisvollen Flut erfuhr, erzählt er uns in seinem nach ihr feierlich „Genezareth" genannten Buch (im Verlage von AlbertBonnier, Stockholm und Leipzig).

Vuole Skind, ein nur in ein härenes Gewand gekleideter Mann mit einem reichen, wundergläubigen Herzen und mit reinen tatkräftigen Händen, ein Mensch von einer rätselhaften Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, taucht plötzlich im unwirtlichen Lande der Nordlappen auf und er empfängt in dem gastlichen Heim eines edlen Meerreichpfarrers die erste Kunde von den Lehren des Christentums. Aber so sehr ihn auch die Seelenschönheit und Güte des Gottesdieners anheimeln, er vermag nicht lange am Bibeltisch

sinnend zu sitzen; sein Taten- und
Pilgerdrang weisen ihn vielmehr in die
Weite. Er eilt zu den Gestaden der
Nordlandfischer hinunter, als ahnte er,
daß hier die nebelgraue Luft hinter
ihren trüben Wolkenwänden goldene
Heiligenscheine in Gestalt gelber
Sonnen und tausend flimmernder
Ruhmeskränze und Sternendiademe zur
Krönung seines Scheitels aufbewahre.
Denn er gilt den Armen und Ein-
fältigen als Erlöser und Gottessohn,
und sie strecken ihm inbrünstig und er-
wartungsvoll ihre von der festen Um-
klammerung der harten Ruderstangen
und im ständigen Kampf mit den Ur-
gewalten der Natur rauh und rissig ge-
wordenen Hände entgegen, und der
stummen Sprache ihrer Augen entringt
sich mit starker Beredsamkeit die Bitte,
sie gemäß seiner messianischen Sendung
mit einer neuen himmlischen Glut zu
erfüllen, damit ihr Glaube so stark wie
die Felsen werde, an deren Steilheit
bei wildgischtender und stürmischer
Brandung ihre Schiffe oft in jähem
Anprall zerschellen. Und der Meister
erhebt sich gemessen und hohepriesterhaft
vom Throne seiner Träume, von seinem
Lieblingsort, der Insel der Toten, und
er weckt in den Seelen seiner Iünger,
der armen Fischer, ein heiliges
Staunen, nun er, von dem heimlichen

Glanz seiner Würde an Antlitz und Gewand verklärt, Wunder wirkt, indem er ein christliches Weib mit einer heidnischen Seele zum Glauben an seine Kraft bekehrt und alle Stimmen des Natur- und Seelenaufruhrs mit dem starken Zauber seiner Wesensstille bändigt.

Liebe und Haß, Traum und Trutz, die Wunder des Urmenschentums, einer pflanzenhaften Milde und einer tierischen Wut, Gefühlssättigungen und Leibeshunger erweisen in Bengt Bergs Werk ihre Herrschermacht. So geradlinig und kantig wie die Nordlandsfelsen erscheint der Verfasser des Buches, das in seinem legendenhaften Ton zuweilen eine Erinnerung an die Bibel weckt, und dennoch besitzt er einen heimlich edlen Schliff, der sich in der sorgfältigen Feilung seiner Sprachschätze und Sätze offenbart. Der kriegerischen Musik der See antwortet die friedliche einer Seele, und der Sohn einer unsichtbaren Mutter Gottes erfüllt seine offenbare Bestimmung, eine sichtbare Gegengöttin, die Verkörperung tierisch zügelloser, heidnischer Gewalten, zu besiegen. Zuweilen gewinnt man beim Lesen des Buches den Eindruck, als tauchte aus dem Sagennebel der Ferne der hohe Schatten eines nordischen Kipling hinter blendend weißen Kreidefelsen auf. Aber dieser vermag Bengt Bergs Glanz nicht zu verdunkeln, dessen Wirkung trotz gelegentlicher Schilderungsbreiten weniger in die Weite einer Menge als in die Tiefe einzelner ungebrochen-einfacher Menschenseelen dringt.

Keine ungebändigte, wilde und heldenhafte Landschaft, vielmehr eine durch Schönheit bezwungene, gepflegte und friedliche Natur entfaltet in des indischen Dichters Rabidranath Tagores neuestem Werke: „Der Gärtner" (im Verlage von Kurt Wolff, Leipzig) ihre milden Reize. Ter Liniengleichförmigkeit blütenübersäter Ebenen und Fluren scheinen die langgestreckten Zeilen dieser Gedichte in ungebundener Sprache nachgebildet zu sein, und der Geist einer echt morgenländischen Beschaulichkeit und einer reifen Heiterkeit, die über alles Menschliche zu lächeln vermag, weil sie sich, von Ienseitsträumen eingewiegt, dem Glück des Göttlichen, den Paradiesespforten, nahe weiß, gibt den

Worten des Indiers jene weise Gelassenheit, die wir etwa an Goethes „Westöstlichem Diwan" bewundern. Natur und Kunst schlossen in Tagores Gebilden einen Bund, und in der Gleichnis- und Bilderpracht dieses Bandes wetteifern die Schönheiten heiliger Haine mit den schimmernden Herrlichkeiten festlicher Wandstickereien und kunstvoller Teppiche, und manche Verzierungen und Malereien scheinen ihre alte Heimat, kostbare Waffen, Prunkgefäße und Tempelgeräte, verlassen zu haben, um nunmehr losgelöst, als gauklerische Spiele einer starken dichterischen Einbildungskraft, in der Freiheit leichter Himmelslüfte und -lichter ein neues Leben führen zu können. Von Wort zu Wort schwingt eine traumhaft zarte Sprachmusik, deren Tonfall uns der feinfühlige Übersetzer, Hans Effenberger, gemäß der Wesensart der ursprünglichen Laute in einer ganz leisen, nur von geschulten Ohren wahrnehmbaren Steigerung der Alltags« rede getreu zu vermitteln vermag. Im Stimmenreigen der Liebe und des Lebens, im milden Harfen- und wilden Waffenhall, vergißt sogar die Stille ihre tausendjährige Verzauberung, und ihr Geheimnisreichtum sucht in der scheuen Wiegsamkeit windgeschaukelter Wipfel beredt zu werden. Ein freier Waldvogel und sein gefangener gefiederter Bruder halten zwitschernd miteinander Zwiesprache; Bräute erwarten ihre Herzenseidame, schmücken die Schönheit ihrer Körper mit Spangen und lassen die verklärten Reize ihrer

Seelen durch eine ewig funkelnde Fest-
lichkeit erhöhen. Von den Lippen
Liebender fließen die süßen Gesänge der
Sehnsucht, und sie vermählen sich mit
den Flötentönen und Lockungsrufen an»
mutiger Hirten und mit dem hochzeit-
lichen Verzückungsklang sternenum-
buhlter Bronnen. Ihrer heiteren Ver-
sonnenheit erfreut sich hier die heilige
Dreieinigkeit von Landschaft, Liebe und
Leben, und weil man in jeder Zeile
dieses Werkes den Gesang einer Dichter-
seele vernimmt, seien alle, denen eine
Gefühlssprache etwas zu sagen vermag,
auf jenen Band, in dem das Reich des
Scheins von der Welt des Seins sorg-
sam abgegrenzt wird, hingewiesen.

Dramatische Rundschau.

In der Continental ° Weekly von
Paris und Monte Carlo, vom 23. 4.
1914, erschien folgender Artikel von
Mr. Williers Barnik:

Wissenschaft und Kunst in
Monte Carlo.

Madame von Hobe als dramatische
Schriftstellerin.

Mme. von Hobe, die reizende und
talentvolle Gemahlin Seiner Erzellenz
des Barons von Hobe-Pascha, die beide
schon viele Iahre Monte Carlo regel-
mäßig besuchen, hat ein bemerkens-
wertes Dichtwerk geschaffen. Es ist
natürlich deutsch verfaßt, aber in fran-
zösische Verse von Raoul Gunsbourg
übersetzt worden, dessen Opernterte
Ivan le Terrible und Vsnise schon seine
Fähigkeiten als Dramatiker und Dichter
ahnen ließen.

Ich habe den Vorzug gehabt, die
Übersetzung eines Werkes zu sehen, das,
wie ich erfahre, in dem Theater von
Monte Carlo als Melodrama dargestellt
werden soll, d. h. unter Begleitung des
Orchesters und Gesanges, eine Be-
gleitung, die schon deutlich begründet ist
durch die Tatsache, daß einige sehr
schöne lyrische Stellen in dem Stück ent-
halten sind. Mrimse, oder I^s. 6ou
t«u»6 äu 8nltun, ist eine Tragödie, die
auf einer alten Legende über Mrim^e
Hanoum beruht. Ksrim^e war in der
Blütezeit des türkischen Reiches eine
Art Priesterin der Wahrheit und Ge-
rechtigkeit, eine Iungfrau, die ihr Leben
der Keuschheit geweiht hatte und als
Vermittler Gottes den Sultan zur Ab-
stellung des Unrechts und zur Verteidi-
gung des Rechts führte. Wenn man
an die Stellung der Frau im türkischen

Leben denkt, an die allgemeinen Tatsachen der politischen und sozialen Geschichte des Orients, an den Gegensatz, in dem diese Iungfräulichkeit mit beiden steht, und an die Möglichkeit, daß die Liebe sie zum Abfall bringen könnte, so wird man bemerken, daß sich hier ein weiter Raum für ein machtvolles Drama und schöne Poesie bietet. Madame Hobe hat sie zu ergreifender und wahrer Darstellung gebracht. Sie hat einige kraftvolle und rührende Szenen und einige lyrische Stellen geschrieben, die ebensosehr zu Herzen gehen, wie sie reizend sind, und sie hat — neben aufregenden Charakterkämpfen, Situationen und Gefühlen — jedes Element von darstellerischer Wirksamkeit und Bedeutung verwandt. Ihr Werk ist, kurz gesagt, eine gute Tragödie. Aber der bemerkenswerteste Zug an ihrem tüchtigen, sehr wahren, sehr menschlichen Stück ist, daß ihre Heldin weder gesündigt hat noch sündigt. Bei aller Versuchung, die sowohl in dem Gegenstand als in der Neigung der heutigen Dramatiker und des heutigen Publikums liegt, im Unsittlichen und Schmutzigen zu schwelgen, hat sie eine Tragödie hervorgebracht, in der das göttliche Gesetz der Reinheit triumphiert. Das Werk ist in der Tat

eine malerische und wirksame Verteidt«
gung der Wahrheit und sittlichen Rein»
heit und eine erfrischende und energische
Auflehnung gegen die jetzt allgemeine
Zurschaustellung der Unwahrheit und
des Bösen.

Der ursprüngliche Titel von
Madame von Hobes Drama, unter
dem es besonders in Deutschland schon
wohlbekannt ist, ist Macbouls. Carmen
Silva, die Königin von Rumänien, hat
ein Vorwort dazu geschrieben, das
die Aufmerksamkeit der deutschen Presse
auf sich gezogen hat.

Madame von Hobe ist auch, wie
viele Leser wissen, eine talentvolle
Malerin. Zwei ihrer letzten Gemälde
beweisen (wie Mrimse) ihr Verständnis
für die Türkei und türkische Angelegen-
heiten. Eines ist ein ausgezeichnet ent-
worfenes und interessantes Porträt
einer türkischen Dame; das andere ist
eine ergreifende Allegorie, die Pierre
Loti „IH lurlzuie a,ttri»tse" genannt
hat. Beide sind jetzt in Berlin aus-
gestellt und von der Kritik gelobt
worden.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. C. F. W. Behl.

Ausstellungen von Hans G e r s o n.

Besonderes Merkmal des künstle-
rischen Lebens unserer Zeit ist die ent-
schiedene Überschätzung des Stil-
mäßigen, der Technik, die Bewertung
eines Kunstwerkes mehr nach dem Aus»
drucksmittcl als nach dem Ausdruck. So
kommt es, daß statt der künstlerischen
Persönlichkeiten die Richtungen, die
Schulen einander ablösen. Erst der
historische Rückblick, der freilich bei dem
hastigen Wechsel des Stiles jetzt viel
eher möglich wird als früher, löst aus
den großen Bewegungen und Gruppen
die Persönlichkeiten los, denen die
Stärke nicht so sehr ihrer künstlerischen
Ausdrucksform als ihres künstlerischen
Inhaltes Dauer verbürgt. So gab uns
vor etwa einem Iahre die Lovis Corinth«
Gesamtausstellung das Bild eines in
sich geschlossenen, wenn auch noch lange
nicht abgeschlossenen Lebenswerkes.

Mit besonderer Freude ist es zu be-
grüßen, wenn einmal unter den jungen
Künstlern sich eine Persönlichkeit heraus-
hebt, bei der man das Gefühl hat, daß
sie richtungsfern nur nach eigenem
Ausdruck strebt. Ein Zufall zeigte mir
jüngst zu gleicher Zeit in drei verschie-

denen Ausstellungen Bilder und Graphik des jungen Berliner Malers Hans Gerson, dem wohl der Wille zum Persönlichen eignet. Gerson stellt sich, wenn auch nicht bewußt, außerhalb aller durch das Stilistische bestimmten Richtungen. Er erscheint mit keinem andern Ismus belastet, als mit dem (wenn man so sagen darf) künstlerischen Ego-ismus, und schon deshalb lohnt eine Betrachtung seiner Kunst, wenn man auch keinen umwertenden Neuerer, sondern nur einen starken künstlerischen Charak» ter, noch längst keinen Vollendeten, aber einen ehrlich um Vollendung Ringenden in ihm zu erblicken hat. Sympathisch berührt es auch, daß man bei ihm nicht auf bewußtes Persönlichsein-wollen stößt, daß man sehr wohl Einflüsse an» derer, wie etwa Liebermanns, im einzelnen nachweisen könnte . . ., immer aber das Gefühl einer eigenartigen Persönlichkeit behält.

Im Salon Schulte in Berlin finden sich einige flämische Städtebilder, die mir für Gersons Kunst besonders charakteristisch zu sein scheinen. Hier offenbart sich sein Streben nach Verlebendigung der Landschaft durch das Erlebnis. So malt er beispielsweise eine Kirmeß in der alten Stadt Furnes. Kleine Verkaufs- und Schaubuden schmiegen sich um einen alten Dom,

dessen riesiger Turm hinter all dem bunten Leben der kleinen Leute wuchtend und mahnend aufragt. Nicht das Formalistische ist Endzweck des Bildes, sondern die Beseelung, das Stimmungsmäßige. Das zeigt sich auch auf einem zweiten Furner Bild, wo das Gemenge der hohen stolzen Renaissancebauten und der kleinen flämischen Häuser einen charakteristischen Lebensausdruck gibt.
Wenn Gerson einen „Maskenball" malt (es ist das beste seiner bei Schulte ausgestellten Bilder), so beachtet er auch hier weniger die technische Einzelheit, sondern ist bemüht, das Ganze zu einer geschlossenen Impression zu gestalten. Aus dem Gewoge der Tanzenden, das von der rhythmischen Gebärde des Diri» genten überschwebt wird, lösen sich einige Paare in stärkerer Bewegung los. Ein buntes Karusselldach ragt oben links, in das Bild hinein und gibt eine bemerkenswerte räumliche Nuance.
Ein „Morgen vor der Fabrik" zeigt in fahler Dämmerung, durch die Feuerschein zuckt, harrende Arbeiter, an denen ein ärmlicher Leichenzug vorübergeht. Hier fällt der Mangel jeglicher theatralischen Aufmachung angenehm auf; die Schlichtheit des Ausdrucks, die Gerson eigen ist. Er wird nie, obwohl er kein Formalist ist, sogenannte „literarische" Bilder schaffen. Unaufdringlich und darum gerade wirkungsvoll malte Gerson eine Parkszene mit spielenden Kindern. Nie sind seine Landschaften leblos; aber sie wirken auch nie als bloße Szenerien.
In Dresden (bei Arnold) findet sich ein größeres Bild „Die Prozession". Sie gibt einen Kostümaufzug wieder, der alljährlich seit der spanischen Bcsetzungszeit in Furnes stattfindet. Mit großem Geschick hat Gerson hier die bunte Menge gruppiert, und diesmal interessiert auch die Behandlung der Farbe. Es ist sehr fein gegeben, wie aus der grauen, etwas melancholischen Stadt der bunte Mummenschanz allmählich herauswächst und lebendig wird . . ., gesteigert bis zu einem hervorspringenden Rot. Die Wiedererweckung mittelalterlichen Lebens inmitten der Gegenwart macht den Stimmungsgehalt des Bildes aus, das an die Reinhardtsche Mirakelwelt einigermaßen erinnert.
In Dresden und in dem jungen Kunstsalon von Neuner in Berlin hat

Gerson neben kleineren Bildern noch Graphisches ausgestellt, und auch hier — in hingeworfenen Skizzen — zeigt sich der Grundzug seiner Kunst: der Wille zur Einfachheit und Konzentration. Die meisten dieser Zeichnungen sind in sich geschlossen und geben einen Lebensausschnitt.

Nach all dem darf man auf die weitere Entwicklung der Gersonschen Kunst sehr gespannt sein. Da sie so unbekümmert um Programmatisches sich gibt und aus dem persönlichen Erleben des Malers herauswächst, scheint sie mir reiche Entwickelungskeime zu bergen. Und ich wage zu hoffen, daß Gerson — zwar niemals eine Sensation, wohl aber ein entscheidender Erfolg mit einem reiferen Werke bcschieden sein wird.

Ästhetische Rundschau.

Von Wilhelm Michel.

VonderFreudeanderForm.

Das Wesen der musikalischen Freude erläuterte einmal ein feinsinniger Ästhetiker und fand dabei als Grundsatz: Die Musik stellt Gefühlsregungen nicht etwa nachbildend dar, sondern sie macht sie zur Freude. Liebesleid, stilles Glück, trotzige Empörung, Grimm, jauchzende Lust, sanfte Trauer, alles macht die Musik, indem sie es ausdrückt, zur Freude, zur musi«

kalischen Freude. Die ganze Seele rollt sich auf mit allem Licht und Dunkel. Aber sie liefert dieses Licht und dieses Dunkel in einer umgewerteten, verklärten Gestalt. Lust ist nun nicht mehr Lust, Leid nicht mehr Leid. Sie sind ihrer Buchstäbigkeit entkleidet und bedeuten etwas Höheres: Form.

Form — da sind wir bei dem gemeinsamen Grundbegriff aller Künste. Musik, Dichtung, Malerei, Plastik, Architektur, sie alle geben uns Form zu genießen. Ia, auch die Nutzkünste machen davon keine Ausnahme. Der Gehalt ihrer Erzeugnisse, der Stühle, Tische, Schränke und all der tausend anderen Dinge aus Holz und Metall, erschöpft sich nicht mit dem Gebrauchszweck. Der Zweck, dem der Stuhl dient, ist einfach und stets Derselbe. Aber Stühle gibt es nach Tausenden. Was macht zwischen ihnen den Unterschied? Die Form, diese aus dem Menschengeiste stammende und der Stoffe sich bemächtigende Kraft.

Form ist Geistigkeit. Und eigentlich sind gerade die spröden Gebilde des Kunstgewerbes sehr dankbare Objekte, um an ihnen Form zu genießen. Gerade, weil ihr Zweck einfach ist und ihre Materialien widerspenstig; gerade deshalb zeigen sie, was menschliche Geistigkeit hier trotzdem an Varietäten erzeugen, an Gestaltungsideen verwirklichen konnte.

Um aus eigener Erfahrung zu sprechen: So war es mir beim Durchwandern kunstgewerblicher Ausstellungen stets ein Genuß besonderer Art, mich vor diesen Objekten täglicher Nutzung bewußt auf die Beachtung der reinen Formleistung einzustellen.

Man betrachtet da ein Speisezimmer, ein Herrenzimmer, versenkt sich in die Eigenart der Leistung, sucht sich vorzustellen, wie man es etwa selbst haben möchte, was man etwa tun würde, wenn man selbst einen solchen Raum zu erfinden hätte. Da kommt man langsam in eine Vorfreude, in eine Spannung hinein: Wie mag sich nun der folgende Innenkünstler mit der Aufgabe eines Speisezimmers, eines Herrenzimmers abgefunden haben? Wird er wirklich neue Ideen für seine Stühle haben, neue Verbindungen am Tische, neue Einteilungen an seinen Wänden, neue Konstruktionsgedanken in seinem Büfett? Was wird es füi

ein Geist sein, der aus den Leistungen
des benachbarten Architekten spricht?
Heiter, derb, freundlich, gelassen, spiele-
risch, massig, repräsentativ, bürgerlich
behaglich? Ie mehr man sich in diese
Möglichkeiten versenkt, je mehr man auf
der anderen Seite die Gebundenheit der
Materialien bedenkt, desto größer ist
dann die Freude über jeden gelungenen
persönlichen Einfall, den man wahr-
nimmt. Oder man denke an die Be-
leuchtungskörper mit ihrer Fülle an
Systemen und Gestaltungsmöglich-
keiten, von dem einfachen Kerzenleuchter
bis zum prunkvollen elektrischen Lüster.
Ie einfacher das System, desto stärker
wird, zumal bei eindrucksvoller Benacb-
barung der verschiedenen Lösungen, jeder
neue Konstruktionsgedanke fühlbar.
So steht es um die Freude an der
Form. Sie ist eine Freude an der
einen großen wichtigen Tätigkeit des
Menschengeistes: das Ungestaltete zu ge-
stalten. Denn die Menschheit ist als
Ganzes an der Form interessiert.
Wenn jetzt wieder eine große kunst-
gewerbliche Ausstellung, die des deut-
schen Werkbundes zu Köln 1914, ihr«
Pforten auftut, so sollte das reiche Gut,
das sie bietet, auch nach der Seite der
reinen Formfreude gewürdigt und ge-
nutzt werden. Der Gewinn wird hier
um so größer sein, als sich hier die
Einzelleistungen alle abheben von dem
Untergrunde einer einheitlichen kunst-
gewerblichen Anschauung, die in
einem besonderen Sinne deutsch und
modern ist.

Ausstellungs-Rundschau.

Von Professor Thormählen.

Künstlerische Erziehungsmethoden.

In keiner Zeit wurde in Deutschland auf künstlerische Erziehung so hoher Wert gelegt wie in der heutigen. Sowohl für die Erziehung zum künstlerischen Geschmack in den Schulen, die der allgemeinen Ausbildung dienen, wie auch für die Erziehung zur künstlerischen Produktion in den so zahlreich eingerichteten gewerblichen Lehranstalten sucht man unentwegt die Methoden zu verbessern. All diesen Schulen, die vorwiegend von den Staaten und den Gemeinden getragen werden, wendet auch der Deutsche Werkbund seine Aufmerksamkeit zu und sucht sie zu fördern, einerseits um in weitern Kreisen das Verlangen nach echter Kunst und nach schönen gediegenen handwerklichen und industriellen Erzeugnissen zu wecken, anderseits um den jungen Nachwuchs für die Deutsche Werkkunst in der rechten Weise zu leiten, damit er sich den höchsten Anforderungen gewachsen zeigt. Es lag daher nahe, auf der ersten Deutschen Werkbund-Ausstellung einen Überblick über die zurzeit in Deutsch« land auf den verschiedenen Schulen eingeschlagenen Wege zur künstlerischen Erziehung zu geben; staatliche und städtische Behörden unterstützen bereitwilligst die Ausstellungsleitung bei der Durchführung dieses Planes.

Den Kern der Abteilung „Künstlerische Erziehungsmethoden" bilden die allgemeinen Kunstgewerbeschulen und die Spezialschulen für einzelne Zweige des Kunstgewerbes. Preußen, Bayern, Württemberg und Hamburg sind zusammen mit 22 Schulen dieser Art vertreten und füllen in der Haupthalle einen Flächenraum von 1400 Quadratmetern, während weitere Anstalten gleicher Richtung Schülerinnenarbeiten im „Haus der Frau" ausstellen.

Eine allgemein gültige Methode, einen Normallehrgang für die Erziehung zur künstlerischen Produktion, gibt es nicht. Liegt auch der Aufbau des Unterrichts in den Berufsschulen in großen Zügen fest, so ist doch innerhalb dieser gerade für die künstlerische Erziehung der weiteste Spielraum gelassen, in der Erkenntnis, daß der Künstler

als Lehrer mit einer ihm aufgezwun-
genen Methode niemals ein hohes Ziel
erreichen wird, daß er die besten Erfolge
erzielt, wenn er durch sein eigenes vor-
bildliches Schaffen dem Schüler An-
regung gibt und dabei sorgfältig darauf
achtet, künstlerische Eigenart im Schüler
nicht zu ersticken, sondern zur Entwick-
lung zu bringen. Die Aufgabe einer,
ausschließlich auf Qualität gestellten
Ausstellung konnte es nicht sein, aus
all diesen Schulen die auf eine künstle-
rische Erziehung der. Schüler abzielen-
den Arbeiten lückenlos vorzuführen,
vielmehr waren aus den verschiedenen
Unterrichtsklassen diejenigen auszu-
wählen, die den eingeschlagenen Weg in
besonders ck>arakteristischer Weise
zeigen. Nur wenige der Schulen sind
umfangreicher mit allgemeinen Klassen
für künstlerische Erziehung und einer
Reihe von Fachklassen vertreten, die
meisten beschränken sich auf eine Vor-
führung der künstlerischen. Resultate
einer oder weniger Fachabteilungen, be-
stehend in Entwurfszeichnungen und
Modellen sowie ausgeführten Arbeiten
aus den Echulwerkstätten. Der hohe
Wert der Schulwerkstätten für die
werkkünstlerische Erziehung tritt dabei
besonders hervor.
Neben der Erziehung zur künstle-
rischen Produktion zeigt die Ausstellung,
wenn auch weniger umfangreich, die
Methoden der Erziehung zum künstle-
rischen Geschmack in den Volksschulen,
12?

den höheren Schulen, den Lehrerseminaren, Zeichenlehrerseminaren und den Kursen für Handfertigkeitslehrer, erläutert durch Arbeiten aus den be» treffenden Anstalten. Die Kurse, welche die neueren Bestrebungen des Handfertigkeitsunterrichts vorführen, stehen den Kunstgewerbeschulen am nächsten. Hier handelt es sich im allgemeinen nicht um eine fachmäßige, für die Berufsbildung vorbereitende künstlerische Erziehung, sondern darum, Auge und Hand geschickt zu machen und künstlerisches Gefühl zu wecken, um so der einseitigen Ausbildung des Verstandes vorzubeugen. Der Zeichenunterricht der Volks- und höheren Schulen kann naturgemäß für die künstlerische Erziehung nur ein vorbereitender sein; je mehr er in dem Schüler die Lust an der Wiedergabe des wirklich oder geistig Geschauten weckt und in ihm die Fähigkeit steigert, das Geschaute bildlich zu erfassen und aus dem Gedächtnis wiederzugeben, um so wertvoller wird er sein. Dieser Forderung sucht auch der Zeichenunterricht auf den Lehrerseminaren gerecht zu werden, während bei der Ausbildung der Zeichenlehrer darüber hinaus auf künstlerische Darstellung besonderer Wert gelegt wird.

Bietet die Ausstellung vielen, die für die Erziehung zur Kunst arbeiten, Belehrung und Förderung, so wird sie anderen Anregungen für neue Wege der künstlerischen Erziehung geben und so dazu beitragen, die schöpferischen Kräfte, die im Volke ruhen, weiter zur Entwicklung zu bringen.

Unverlangt« Manuskript« send«« wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beili«gt.
8«mu««!>« »n» »H«InV«!««ul: Vi»f. vl. Lud»t» Lt«l» t» ««llln V IN, LUtz»»»1« »». d«l«w» wxt Nxifüllt»l,«30«>.-»«nn><n>»lMch« ««»»««ul: Dl. «ylol», »lu» w »l»»lau.— ?» «ußl»»b <2l «««««»»«»»
«nmtwonllch: 0i. »»ll»» Pill,, Lt. V«tn»b»»»< «»I»»pl<ch 1. — «ll«tn>»«lt«t»»» fik U»»»n>: «lilllch« ». ». ßofbuchhondlun« (2. ««n«>), «Udo,«« V, vol0«y»>»t^a 2. — FI»» »» ?»l«n»«nt««l »«<mt««ltI!ch: s«l«llch Mlttm»«n i» »«»l»» M. — ««llo« «il Dnu» d« Schl«Mcho »«chdlxck»«!
». «. Gch»ttl»«!,d«l. «.»»., »«»!»» U1.

AIN^R
ln8er»ten-^nnllkme
Verl»^ Ll«3l»u III; l«rn«l 6ureK 6i» k'irmn: NuÄoll lilo««« un6 6i«
bekannten ^unoncsu-Nxps^itionsu.
ln»«stlon8ps«l»» pro 46 mm breit« 2«i!e <Nu<loll Uo«««'8 I^orm»!»
2«il«um««» lio. b) 70 ?l.

Der scheidende Ã¶sterreich. ungarischÂ« Botschafter in Verlin
Exzellenz Graf von Sz Ã¶g y iny > M a rich.

GMmklWch
'^?. ü»d« eon Pars Lind«»
l- Professor Dr. Ludwig Stein
i^.mckerri, Kunst' und ^crlagsanstalt
^7Nlaendcr, A.G., Breslau.
.".r«m^V.in Budapest K p^ihagen
' ,., ^"!'7on Kr?s>, -.!"-',pel
.. <>»!^ wo-.", i ,i«r,<Ue. 2n»«n>« « «^>—'. ou« K«ll.
» «»^5 . ,»»,»»« v. »»» »»»«««, Zürich >
» >. <»>«T>»»>> «l.» G»l!«,. H«««/ V»i'»> !^> »
38. Jahrgang. Band 150. Heft 479. August 1914

Der sciifidenbe oilsireick' > ungan'ckÂ« Vctl,5oftei ,â€ž i>

EmeöeuOeMmntWM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. «««»»»«». »«lth«ld Lutt«. «lVIch« K.K, V»fbuchho»»l. «klUt»« b»ss«li«lch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
«.». Filtz«, Ubr»!?!« »<>7»I«. I»e»t Dyb»»d »uchhdl«. ll!M!<nn» t 1l»l»»t«. Int«lNl!t, Vuchhandl. ott» K«n.
llll dl« Pl»»ln,«n in Lch>o«d«n >»» ln Vln«maii: »«««« «l>». Uiftn» »«chl«l««». »,p«nh««««.
fill dl« sch»«!z: «l«»««. «n«<p». ». »uchh«»»lu»« «. »»« »«»«««, Jülich I.
«l!«n«i»lV«itl«tung slli Holland: ».V. »«»«<»<»» «n» ««hn, H«««, VuUnchoiSS.
«« b»chl)llndl«illch« V«lt^«b für Mhland b«l lxl llXIelllchaft M. v. »,Iff. sostuchhandlunztn I» V»K«»l»u«« t
0>,Ullu^ ll^or !8 ». Ü»»«U rl»»p«Kt 13, «««««: schm!«d«blNck« 12 u. 8Ko«l>»^» «2.
z8. Jahrgang. Band 150. Heft 479. August 1914

EMPTY

Professor Or. Ludwig Stein:

Weltpolitik und Kapitalismus.

Die Verquickung von Weltpolitik und Kapitalismus tritt je länger, desto greifbarer zutage. Das System des Austausches von politischen Freundschaften gegen Gewährung von Anleihen stammt aus Frankreich. Regierung, Börse und Haute linauce haben in keinem Staate der Welt eine so enge Fühlung, ja geradezu Verflechtung wie in Frankreich. Das Machtmittel der französischen Regierung ist die Gewährung oder Versagung der Zulassung lCotisierung) ausländischer Anleihen an der Pariser Börse. Seit einem Menschenalter etwa macht nun Frankreich von diesem Machtmittel den ausgiebigsten Gebrauch. Alle kapitalhungrigen Staaten richten ihre flehenden Blicke nach Paris, der unerschöpflich scheinenden Schatzkammer der Welt, um gutes Wetter für ihre Anleihen zu erbitten. Eisenbahnen, Wegebauten, militärische und maritime Rüstungen, Aufschließung von Minen und Urbarmachung ganzer Länderstriche, vor allem aber das Inslebenrufen neuer Industrien in den Balkanstaaten wie in den südamerikanischen Republiken waren davon abhängig, wie der Wind in Paris für die betreffenden Länder wehte. Rußland hätte weder sein Bahnnetz bis nach der Mandschurei ausbauen, noch seine Armee nach der zerschmetternden Niederlage im Kriege mit Iapan reorganisieren, noch endlich eine überüppig wuchernde Industrie künstlich aus dem Boden stampfen können, wenn ihm Frankreich mit seinen Milliarden nicht zu Hilfe gekommen wäre. 5AÜ'-»

I/W lckt^ireZ Lont, les altaires wurde auch zum politischen Losungswort der französischen Regierung. „Oasü" lautete die Parole des Tages. Iede politische Verhandlung wurde auf der Grundlage eines systematischen äo, ut äeZ geführt: Ich gewähre dir die Zulassung deiner Anleihen an der Pariser Börse, wenn du erstens einen Teil dieser Anleihen in Form von Bestellungen bei meinen Großindustrien festlegst und du mir zweitens bestimmte Einflußsphären in deinem Gebiete einräumst oder direkte politische Verträge unterzeichnest. Infolge der großen neuen Goldadern in Transvaal und in Alaska lag das Geld auf der Straße. Englische Consols wurden mit 2^/2, französische mit 3U zum Parikurse und darüber glatt aufgenommen, ja selbst das ärmere Deutschland wagte sich mit 3A Anleihen an den Markt, und erotische Staaten bekamen mit 4—4^2/6 ungemessene Kapitalien vom französischen Markt. Das Leihgeld seiner Sparer legte Frankreich unter Ägide seiner stetig wechselnden, aber in diesem Punkte durchaus einmütigen Regierungen in allen diesen Anleihen mit stark politischem Hintergrunde fest.

Diese von Frankreich inaugurierte, inzwischen von England, das seinen Überschuß an Kapitalien in seinen eigenen Kolonien gut unterbringen konnte, in abgeschwächtem Maße nachgeahmte Methode von kapitalistischer Politik beginnt sich bitter zu rächen. Natürlich konnte sich Deutschland diesen« durch das Beispiel Frankreichs herrschend gewordenen System von ungesunder Verflechtung weltpolitischer mit rein ökonomischen Interessen nicht einseitig entziehen. Da sich die französische Regierung nicht bloß den deutschen Anleihen grundsätzlich verschloß, sondern auch dem Deutschland verbündeten Österreich-Ungarn die Türe der Pariser Börse nach und nach ganz verrammelte, so daß die Regierung nur einzelnen, besonders bevorzugten Hypotheken- und Eisenbahnobligationen mit Mühe und Not die Zulassung bewilligte, so blieb dem Deutschen Reiche nichts anderes übrig, als das französische System, wenn auch in engerer Umgrenzung, sich anzueignen. So kamen die türkischen Werte auf den Berliner Markt, weil das Interesse an den politischen Schicksalen der Türkei infolge der deutschen Bagdadbahn-Politik ein vitales wurde. Italien hatte sich zu seinem Glück, dank seinem Finanzgenie Luzzatti, finanziell auf eigene Füße gestellt, hatte seine Rente im günstigsten Augenblick konvertiert und die Zulassung zur Pariser Börse blieb unangetastet. Aber Österreich-Ungarn und Rumänien, das damals noch zum Dreibund-Konzern gehörte, waren auf den deutschen Geldmarkt angewiesen. Die deutschen Börsen mußten diese Anleihen aufnehmen, wenn anders der Dreibund nicht ins Mark getroffen werden sollte. In dem Augenblick, da Bismarck den russischen Werten die Beleihungsfähigleit seitens der deutschen Reichsbank entzog und eben damit die Russen finanziell in die Arme Frankreichs trieb, war das Schicksal der Zusammenschweißung von Politik und Kapitalismus entschieden. Weltpolitik und Kapitalismus waren von nun ab nicht mehr von einander zu trennen. Was in Deutschland nur eine politische Repressalie wegen des Rückversicherungsvertrages war, das wurde in Frankreich zu einem System ausgebaut, dessen verhängnisvolle Folgen sich jetzt fühlbar machen.

Im letzten Grunde handelt es sich bei diesem Austausch von Anleihebewilligung und politischem Bündnisvertrag, der zu einer völligen Bereitstellung der Armee der Verbündeten verpflichtet, nur um eine verschleierte Form der Wiederbelebung des alten Systems der Werbeheere.

Nur wurden damals von professionellen Werbern einzelne Soldaten meist im Rausch geangelt, wie heute noch für das mittelalterliche System der französischen Fremdenlegion, oder die „Landeskinder" wurden gruppenweise wie Hammelherden vom Fürsten abgekauft, wie einst in Kurhessen. Der Kapitalismus arbeitet seiner Natur nach nicht individuell, sondern kollektiv. Wie er Petroleum, Getreide, Tabak, Leder, Metalle entweder national kartelliert oder in der Form von Ringen, Schwänzen u. s. w. international „vertrustet", so kauft der politische Kapitalismus keinen einzelnen Soldaten mehr, sondern

ganze Armeen. Die Konzenttierung des Kapitals geht unaufhaltsam als
wirtschaftliches Fatum vor sich. Die Warenhäuser verschlingen den kleinen
Kaufmann, die Industrien den kleinen Gewerbetreibenden, die Banken-Kon-
sortien die kleinen Bankiers, die Konfektions-Magnaten mit ihren Konventionen
den ganzen Manufakturzwischenhandel. Diese aufsaugende Tendenz des Ka-
pitalismus hat jetzt auch die internationale Politik ergriffen. Wer das meiste Geld
hat, der kauft sich in der Form von Anleihebewilligungen die besten politischen
Freunde oder er sichert sich zum mindesten die höchsten wirtschaftlichen Vorteile.
Nur durch die hier aufgezeigte kapitalistische Form der Politik ist ein
moralisch so widernatürliches Bündnis wie zwischen Frankreich und Rußland
möglich geworden. Sobald die Weltpolitik zur Methode des „duLme55"
gegriffen hat, verlor sie jeden ideologischen Skrupel und das Feigenblatt der
politischen Scham. Nou ölet. Nicht bloß das Geld selbst riecht nicht, sondern
auch politische Geschäfte, die auf der Basis der Geldbewilligung (Anleihen)
zustande gekommen sind, lassen die Geruchsnerven allmählich ganz abstumpfen.
Sonst wäre es nicht zu verstehen, wie der französische Nationalstolz es dulden
konnte, daß man von Petersburg aus kategorisch forderte, es müsse bei der
dreijährigen Dienstzeit unbedingt sein Bewenden haben. Das in der Mehrheit
seiner Vertreter sozialistische Frankreich läßt sich von der schärfsten Form
der Autokratie diktieren, wie es seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen habe.
Und der großen Presse, die so empfindlich ist, wenn von irgend einer anderen
Seite eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs auch nur leise
angedeutet würde, scheint das Gefühl dafür abhanden gekommen zu sein, wie
demütigend es für die ,^rlmäe uatiou" sein muß, wenn sie ihr ,^not6'oräre"
von der Newa aus entgegennehmen muß.
Die kapitalistische Form des Bündnissystems bedeutet eine völlige Um-
wertung und Umprägung des Begriffs: politische Freundschaft. Das Gefühls-
mäßige wird zugunsten des rein Verstandesmäßigen völlig ausgeschaltet.
An die Stelle der früheren Blutsbruderschaft tritt der nüchterne Tintenvertrag.
Wirkliche Bundesgenossen halten auf Gedeih und Verderb zusammen; sie
opfern bedenkenlos ihr Letztes und Höchstes für einander, wie Geschwister
oder Eltern, weil sie ihre enge Zusammengehörigkeit als Lebensinhalt empfinden.
Das Symbol politischer Blutsbruderschaft ist die Nibelungentreue. Kann
bei kühlen Bündnisverträgen, die vom Interesse diktiert, vom Kopfe ersonnen,
aber niemals vom Herzen inspiriert sind, von Nibelungentreue die Rede sein?
Die auf kapitalistischer Basis entstandenen Bündnisse stellen sich als sachliches
Ergebnis einer rein kaufmännischen Berechnung dar. Wenn solche Bundes-
genossen eine Vernunftehe eingehen, so wird um die Mitgift auf beiden
Seiten gefeilscht.
Ein ehrliches Treuverhältnis kann sich bei einer solchen Notehe, deren
Sanktionierung vom Oberpriester Mammon vollzogen wird, niemals heraus-

bilden. Wenn Völker einander wirklich lieben sollen, dann müssen entnieder
Bluts« oder Stammesverwandtschaft sie zusammen ketten, wie die ger-
manischen, romanischen und slawischen Stämme, oder Religionsgemeinschaft,
wie die mohammedanischen Völker, oder Rassen« und Sprachgemeinschaften
oder geschichtliche Waffenbrüderschaft, die sich aus gemeinsamen Kriegen und
Siegen herausbilden können, oder endlich eine enge Kulturgemeinschaft. Von
allen diesen Bindemitteln, welche ein natürliches Treuverhältnis zwischen
Völkern herzustellen vermögen, ist in dem auf kapitalistischer Basis
ruhenden französisch-russischen Bündnis auch nicht ein einziges Element vor-
handen. Der französische Bauer in der Bretagne steht deni russischen Muschik
in Gesinnung und Gesittung, im Fühlen und Denken, im Gebaren und
Empfinden, in Sprache und Religion, in Moral und Kultur so wesensfremd
und weltenfern gegenüber, wie etwa der Pankee einem Fidschi-Insulaner.
Russen und Franzosen haben auch nicht Schulter an Schulter gekämpft, so
daß sich eine geschichtliche Kameradschaft hätte herausbilden können. Und
hätten wir heute einen politischen Satiriker von der Artung eines Iuvenal
unter uns, so würde er sich die weltgeschichtliche Kapriole kaum entgehen
lassen, wie französische Delegierte zur Jahrhundertfeier in Moskau erscheinen
und mit den slawischen Bundesbrüdern fraternisieren konnten. Wenn man lein
geschichtliches Gedächtnis für Demütigungen hat, dann muß man folgerichtig
sein. Warum sollte man Moskau und Waterloo so radikal vergessen
können, und nur Sedan unauslöschlich im Gedächtnis behalten? Der
Unterschied eines halben Iahrhunderts kann doch im Völkergedächtnis,
das mit Iahrtausenden rechnet, keine entscheidende Rolle spielen! Die
Generation von Sedan ist so gut wie ausgestorben. Die wenigen
Veteranen, denen noch der alte Haß in den Adern glüht, werden
das Schicksal der Welt nicht aufhalten. Sobald man nicht mehr wie hyp-
notisiert auf die Vogesen stiert, sondern einen ebenso dicken Strich unter die
Vergangenheit Sedan macht, wie unter Waterloo und Moskau, dann ist
der ganzen zivilisierten Menschheit eine Zentnerlast von der Seele genommen
und alles würde wieder daseinsfreudig und zukunftssicher aufatmen können.
Die Diplomatie des Geldbeutels hat, wie alle geschichtlichen Anzeichen
beweisen, kläglich Schiffbruch gelitten. Frankreich hoffte Österreich-Ungarn
finanziell auszuhungern und das Deutsche Reich wirtschaftlich auf die Knie
zu zwingen, indem es seinen Kapitalmarkt für russische und erotische Werte
sperrangelweit öffnete, aber diesen beiden sehr zahlungsfähigen Mächten be-
harrlich verschloß. Und was ist die Folge? Frankreich erlebt ein kapitalistisches
Sedan. Die südamerikanischen, balkanischen und russischen Werte sind seit
dem Balkankriege dermaßen im Kurse gesunken, daß die fünf Milliarden
Kriegsentschädigung den Milliardenverlusten gleichkommt, welche der
französische Markt in den letzten zwei Iahren erlitten hat. Deutschland

hat seine Milliarde Wehrsteuer, sogar unter Mitwirkung der Sozialisten, reichlich und ohne übermäßigen Druck eingeheimst, während Frankreich seinen dringenden Bedarf von nahezu zwei Milliarden Franken unter Bedingungen aufbringen mußte, die für Frankreich eine schwere finanzielle Demütigung bedeuten.
Wie soll diese Vermengung von Weltpolitik und Kapitalismus nun weitergehen? Soll wirklich das wahnwitzige Wettrüsten zwischen den europäischen Großstaaten in intmitum fortgesetzt werden? Mit dem Wettrüsten zu Lande ist man in Frankreich durch das Festhalten an der dreijährigen Dienstzeit an der obersten Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Die Intellektuellen, die Blüte der Nation, werden im dreijährigen Drill alles wieder vergessen, was sie in den Lyzeen mühsam genug sich angeeignet haben. Wir haben noch die Einjährigen, die den Kontakt mit den Hochschulen selbst während der einjährigen Dienstzeit, wenn auch lose, aufrechthalten. Aber ein dreijähriges Ausspannen von intellektueller, rein wissenschaftlicher Betätigung muß mit der Zeit verdummend wirken. Nach dreijähriger Unterbrechung kann man nicht wieder dort anknüpfen, wo der Faden beim Abgang vom Lyzeum zerrissen wurde. Deutschland behält also durch sein Wehrsystem nicht bloß das populationistische und durch seine straffere Disziplin das numerische und strategische Übergewicht, sondern durch sein Einjährigensystem das intellektuelle Übergewicht über Frankreich. Und das alles wegen des Loches in den Vogesen?
Aber nicht bloß zu Lande soll der letzte Blutstropfen ausgepreßt und das empfänglichste Quentchen Gehirnschmalz durch dreijährigen Drill ausgetrocknet werden, sondern auch zu Wasser und in der Luft sollen die wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht werden, um die Suprematie der Ententegruppe zu gewährleisten. Sind wir zwischen England und Deutschland nach unsäglichen Mühen dahin gelangt, ein stillschweigendes Proportionalverhältnis in den beiderseitigen Rüstungen zur See herzustellen, so kündet Rußland neue 1200 Millionen Rubel für Schiffsbauten und Frankreich den Bau von vier neuen Dreadnoughts an, wobei das Bestreben offenkundig zutage tritt, daß nach Niederwerfung der Türkei die Dardanellen geöffnet werden, so daß sich alsdann die russische Flotte mit der französischen und englischen werde vereinigen können, um den Dreibundmächten, denen sie zu Lande nicht beikommen können, zu Wasser den Garaus zu machen. Werden denn die Dreibundmächte stillestehen? Werden sie nicht zu Wasser dieselben Anstrengungen machen, wie Frankreich und Rußland? Und wird die Flugzeugtechnik der Deutschen die französische nicht bloß erreicht, sondern sehr bald überflügelt haben?
Man übersieht bei diesem gegenseitigen Zähnefletschen ein wichtiges Moment. Die heutigen Schlachten sind Massenschlächtereien. Nicht Tapferkeit, Ritterlichkeit, Wagemut und heroische Kraftentfaltung der Einzelnen (selbst nicht der Führer) geben wie ehedem den Ausschlag, sondern der bessere

Techniker triumphiert. Was einst für Hannibal die Elefanten gegenüber
dem römischen Weltreich bedeuteten, das sind für unsere Kriegsführung die
kriegstechnischen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. Wenn in
den Befreiungskriegen der deutsche Schullehrer, im deutsch-französischen Krieg
der deutsche Generalstab die eigentlichen Sieger waren, so werden im nächsten
paneuropäischen Kriege die technischen Hochschulen die Heroen sein, denen
der Siegeslorbeer zufallen wird. Weder in den Kasernen allein, noch im
Generalstab, sondern in Laboratorien und technischen Versuchsanstalten wird
heute das Geschick der Völker entschieden.
Schon hat das System der Dreadnoughts und Uber-Dreadnoughts ein
bedenkliches Loch bekommen. Ein führender Mann der englischen Marine
erhebt bereits seine warnende Stimme gegen die eminente Gefahr, die den
Dreadnoughts von den Torpedos her droht. Wie eine Hünengestalt ohn-
mächtig zusammensinkt, wenn unsichtbare Bazillen sein Lebensmark antasten,
so werden diese Kolosse dem schleichenden Stich von Unterseeboten erliegen.
Da entscheidet also nicht die Riesengewalt des Schiffes, sondern die konstruk-
tive Finesse und präzise Bedienung der Unterseebote. Die Überlegenheit
der deutschen Technik, die ein Erzeugnis der mustergültigen technischen Hoch-
schulen des Reiches ist, wird von allen Kulturstaaten, obenan von England,
ganz offen, wenn auch nicht neidlos anerkannt. Mag sich also Frankreich
finanziell ruinieren, Rußland nochmals 1200 Millionen Rubel für seine Flotte
leihen, ja für die Erweiterung seiner eigenen Flotte neben den schon geneh-
migten zwei Milliarden für die Armee eine weitere Milliarde opfern, so
kann es weder die Disziplin in der Bemannung der deutschen Flotte, noch
die Findigkeit und Akkuratesse der deutschen Ingenieure und Techniker aus
dem Boden stampfen.
Und zu welchem Ende? Steht der Einsatz wirklich in einem auch nur
diskutablen, rationalen Verhältnis zum Siegespreis? Mag die unsere euro-
päische Politik in ihren Fugen erschütternde „Revanche" für einen großen
Teil der Nation eine kostbare, aber tote Reliquie, für den anderen, vielleicht
überwiegenden Teil der Nation eine heiliglebendige Idee, Tradition oder
Aufgabe sein: was kann Frankreich im besten Falle gewinnen und im schlimmsten
verlieren? Hier steht die europäische Frage auf des Messers Schneide! Ge-
winnen kann es Elsaß-Lothringen nur, wenn der ganze Dreibund zertrümmert
wird und ohnmächtig auf dem Boden liegt. Auch in diesem, für Frankreich
günstigsten Falle wäre zwar die Ehre gerettet, die ‚Z1oiie" wiederhergestellt,
vor allem die „'lricolore" zu altem Glanz erhoben, aber der unerbittliche Preis
hieße doch unter allen Umständen: die Blüte der französischen Nation. Millionen
tatkräftiger, zeugungsfähiger, die Fortpflanzung sichernder Menschenleben
wäre unrettbar verloren, und das ohnehin entvölkerte Frankreich wäre nicht
bloß seiner jetzigen, sondern auch der kommenden Iugend beraubt.

Abgesehen aber von dieser in Permanenz erklärten politischen Gefahr, welche die unausweichliche Folgerung in sich birgt, daß alsdann die „Revanche" auf deutscher Seite bliebe und für die nächsten Iahrzehnte alles politische Leben vergiften müßte, darf die soziale Gefahr, welche dieses Spielen mit dem Feuer eines paneuropäischen Krieges mit sich bringt, niemals aus dem Auge gelassen werden. Die Mehrzahl der Wähler bilden augenblicklich in Frankreich sowohl als auch in Deutschland die Sozialisten. Mögen sie sich im übrigen „unentwegte", „revisionistische" oder „radikale" nennen. Die Sozialisten beider Länder sind heimlich uneinig in der Schattierung, aber unheimlich einig im gemeinsamen Ziel. Solange Alle in geordneten Rechtsverhältnissen leben, droht weder von hüben, noch von drüben eine ernstliche Gefahr für unser gegenwärtiges, auf kapitalistischer Grundlage ruhendes Kultursystem. Die Sozialisten drüben sind „ministrable", und die deutschen Sozialisten haben die eiserne Disziplin der preußischen Armee in den Knochen.
Im Friedenszustande wird bei der ehernen Umklammerung jedes deutschen Sozialisten seitens seiner Parteiführung weder von einem sinnlosen „Putschismus", noch von einer planmäßigen Revolution ernstlich die Rede sein können, weil die Partei als solche es nicht will. Und sie will es nicht, weil der gegenwärtige Staat in seiner festgefügten Ordnung auch dem Sozialisten unendlich viel mehr Vorteile bietet, als ein Chaos. In dem Augenblicke aber, in welchem das Chaos doch zum Durchbruch kommt, sei es in Frankreich, wie wir es während der Herrschaft der Kommune erlebt haben, sei es auf den Kriegsgefilden der Dreibundstaaten, falls man den Fußtritt des von allem Kulturfirnis abgeleckten „Barbaren" zu spüren bekommt, dann kommen die Sozialisten an die Reihe, und die endgültige Abrechnung mit dem kapitalistischen System, dessen Hochblüte das republikanische Frankreich darstellt, erfolgt, und man wird um Sein oder Nichtsein zu würfeln haben. Der „große Kladderadatsch", den Bebel veraussagte und noch erleben wollte, aber nicht mehr erlebt hat, wird sich nach der alten Kriegsregel: 2 1a ßuerre comme 2 lg, ßuerre nach einer endgültig verlorenen Schlacht hüben oder drüben, vielleicht schon auf dem Kriegsschauplatz, abspielen. Das „große Morden", wie es die Apokalyptiker in grellen Farben schildern, setzt zwar ein mit dem Krieg der sechs Großmächte gegen einander, aber es endet mit dem Bürgerkrieg der sozialen Klassen, der sich weder gegen die Dynastien, noch gegen die Regierungsformen, sondern gegen das ganze kapitalistische System richtet. I> (NpirHÜ5nie, voilg, 1'emieuü heißt alsdann die soziale Parole des geeinigten Proletariats.
Nicht Personen werden von den Sozialisten guillotiniert, — das verbietet ihnen ihr soziales Ethos, — wohl aber wird das ganze kapitalistische System zum Schafott verurteilt. Alle Anklagen, welche seit Ende des achtzehnten Iahrhunderts bis hinauf zum „Kapital" von Marr gegen dieses ganze System wissenschaftlich erhoben wurden, werden ihre oberste Spitze gegen Frankreich

richten, weil diese radikal-sozialistische Republik sich am allerengsten mit dem Kapitalismus identifiziert, ja die Durchsetzung und Durchtränkung von Kapital und Politik, oder sagen wir es geradezu: die Mammonisierung der Weltpolitik zum ersten Male in der Weltgeschichte zu einem förmlichen System ausgebaut hat. Will man nicht offenen Auges ins Verderben rennen, so muß mit diesem ungesunden System der Verquickung von Kapitalismus und internationaler Politik radikal aufgeräumt werden. Diese unselige Borgwirtschaft auf Grund politisch-wirtschaftlicher Gegenleistungen rächt sich jetzt bitterlich — auf beiden Seiten. Die Geldnehmer haben sich infolge des leichten, allzuleichten Kredits Bedürfnisse angezüchtet und einen Standard angewöhnt, den man zwar im Handumdrehen sich anzueignen, aber nur unter schweren Kümmernissen wieder abzulegen vermag. In den Balkanstaaten nicht minder als in den süd-amerikanischen Republiken floß von diesem französischen Goldregen ein guter Teil zwar in segenbringende Furchen, aber ein schwer kontrollierbarer Teil auch in private Taschen. Diese kapitalarmen Länder glaubten mit Hilfe des französischen Marktes zu kapitalistischer Blüte gelangen zu können. Lururiöse Regierungsbauten, pompöse Häfen und Kais, prunkende Denk-mäler wurden auf Kosten des französischen Sparers hergestellt. Frankreich hat 40 Milliarden, mehr als 1000 Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, an Rußland und die genannten erotischen Staatengruppen ausgeliehen und dafür gar manche wertvolle Freundschaften eingetauscht. Aber wenn es heute, wo die eigenen Bedürfnisse auf den Beutel jedes französischen Sparers empfindlich drücken, sein Geld von den genannten Staaten zurückfordern will, so lautet die stereotyp eisige Antwort: uon pos8UmuZ. Ein Blick auf den Kurszettel aller dieser Werte belehrt uns, daß Frankreich heute schon, nach dem jetzigen Kurse, einen beträchtlichen Teil seines investierten Kapitals verloren hat. Hält die südamerikanische Krise an und verschärfen sich die Verhältnisse im Orient, so daß der paneuropäische Krieg, der künstlich und gewaltsam von der europäischen Diplomatie hintangehalten wird, doch los-bricht, dann stehen sämtliche Geldnehmer Frankreichs vor dem Staatsbankerott, eben damit aber Frankreich selbst vor seinem kapitalistischen Zusammenbruch. Erleidet aber das kapitalistische Wirtschaftssystem, das Frankreich zuerst mit Nachdruck und Hochdruck auf die hohe Politik übertragen hat, an seinem zentralen Sitz eine katastrophale Niederlage, dann hat die Stunde der Sozia-listen aller Länder geschlagen, so daß allenthalben der verzweifelte Versuch gemacht werden wird, die kapitalistische Gesellschaftsordnung abzuschaffen und die sozialistische an deren Stelle zu setzen. Ob der Versuch gelingt, und wie lange er vorhält, ist in diesem Zusammenhange irrelevant. Wir können hier nur das politische Horoskop für eine geschichtliche Symptomengruppe stellen, deren Komponenten bekannt und auf Grund früherer historischer Er-eignisse übersehbar sind. Eine sozialistische Gesellschaftsordnung ist geschichtlich

in einzelnen ihrer Ansätze in der vorkapitalistischen Periode zwar verfolgbar, ob aber und wie sie sich in einer n a ch kapitalistischen Epoche bewähren wird, in welcher die Bedürfnisse der Menschen sich infolge des kapitalistischen Wirtschaftssystems vertausendfacht haben, das läßt sich heute nicht einmal mit einem Vermutungsakzent andeuten.

Und wieder steht wie unter dem Sonnenkönig und der großen Revolution Frankreich im Mittelpunkte der Welt. In Paris werden sich die Geschicke der Völker für das nächste Iahrhundert erfüllen. Frankreich hat mit seiner Mammonisierung der internationalen Politik Va dauque gespielt. Dem Einsatz eines beträchtlichen Teiles des gesamten Nationalvermögens steht als einziger Treffer das Loch in den Vogesen gegenüber. Wird man auf dieser abschüssigen Bahn fortfahren und dem Ruin unseres ganzen, mühsam auferbnuten Kultu» systems entgegensausen, oder wird man noch im letzten Augenblick bremsen und dieser I/x>pin8't.Ke-I/x)p.Politik Einhalt gebieten? Wird die blinde Leidenschaft über die klarsehende Vernunft obsiegen, oder wird man sich im Frankreich des Descartes, in welchem der Rationalismus seine höchsten Triumphe gefeiert hat, im letzten Augenblicke doch besinnen, daß die Instinkte geadelt werden müssen durch die Keßulae mentis? Zwar sind die Instinkte in Frankreich augenblicklich durch Bergson ebenso Trumpf wie einst vor der Revolution durch Rousseau. Aber auch diese mystische Welle rauscht bald vorüber. Frankreich hat durch Maine de Biran, Ernst Renan und Hippolyte Taine Rousseau überwunden und wird in der nächsten Generation auch über den Bergsonisnrus zur Tagesordnung übergehen. Die Mystik war in Frankreich und blieb bisher immer nur der Begleitschatten der Sonne Vernunft. Das Irrationelle ist in Frankreich seit der mittelalterlich-mystischen Schule der Victoriner, seit Pascal und der späteren französischen Romantik immer nur vorübergehende Modeströmung gewesen. Der Zentralstrang der französischen Kultur ist und bleibt der Rationalismus. Und so dürfen wir auch nicht daran zweifeln, daß letzten Endes der politische Rationalismus, der Frankreich auf die Kulturstaaten weist, über den politischen Irrationalismus, der Frankreich in die Arme des Slawentums treibt, obsiegen wird. Und so können wir am Schlusse dieser Darlegungen nur ein Echoschall jener Worte sein, die Emile Boutrour, ein führender philosophischer Geist Frankreichs, der die Geschichte der griechischen Philosophie von Eduard Zeller ins Französische übertragen hat, in Iena und Berlin jüngst gesprochen hat. Wir treten rückhaltlos und ohne jeden Vorbehalt für eine deutsch-französische Annäherung ein. Die Fabel von einer deutschen „Alleinherrschaft", die in manchen Köpfen spukt, ist eine slawische Lockspitzelidee. Wir wollen Hand in Hand mit Frankreich die gemeinsame europäische Kultur vor jenem Vandalismus schützen, der uns gemeinsam nach dem „großen Kladderadatsch" droht. Deshalb warnen wir vor einer weiteren Mammonisierung der internationalen Politik. Will man

dem hier geschilderten sozialen Fatum entrinnen, so gibt es in meinen Augen nur einen Weg: Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland.

F. L. Graf von Voltolini:
Der Einfluß des Nationalismus auf das politische Leben der Gegenwart.

Der Nationalismus ist ein politischer Faktor lediglich in der ältesten und in der neuesten Weltgeschichte: in der ältesten, weil hier die Völker die Entstehung ihres Gemeinwesens aus der Sippe noch klar vor Augen hatten, in der neuesten, weil die fortschreitende Kultur das Zusammengehörigkeitsgefühl der die gleiche Sprache und Sitte Aufweisenden neu erwachen ließ. Der moderne Nationalstaat ist daher jungen Datums. Neben so vielen andern Kulturerrungenschaften hat ihn uns das 19. Iahrhundert beschert. Es gab freilich schon früher Staaten, die, wie Spanien und Portugal, nationale Einheiten darstellten, oder solche, in welchen die Assimilierung aller Untertanen an die herrschende Rasse bereits vor dem 19. Iahrhundert vollendet war, wie Frankreich und England, dennoch ist der nationale Gedanke als Basis des Staates ein völlig neuzeitlicher. Seine Geburtsstunde fiel in das für unsere gesamte moderne Entwicklung so hochbedeutsame Iahr 1848. Noch der Wiener Kongreß hatte 1815 eine Landkarte Europas geschaffen, welche auf nationale Prinzipien keinerlei Rücksicht nahm, während nur drei Iahrzehnte später die Welt statt des dynastischen Prinzips das nationale Element als Basis des modernen Staates proklamierte. Die nationale Basis war ein Korrelat der Idee des Verfassungsstaates. In dem Staate, der ausschließlich in der Dynastie gipfelte, konnten sich gar mancherlei Nationalitäten finden und ohne Schwierigleiten nebeneinander hergehen, in dem parlamentarisch regierten Staate dagegen mußten verschiedenartige Völker bald in Konflikt geraten.

Indessen setzte sich die nationale Idee dennoch durchaus nicht überall siegreich durch. Wäre dieselbe allenthalben so mächtig gewesen, daß ein neuer Weltkongreß eine nach dem nationalen Prinzip zurechtgeschnittene Landkarte Europas gefertigt hätte, so wäre alles in schönster Ordnung, nationale Reibereien wären ein Unding und alle völkischen Kämpfe für immer beseitigt gewesen. Allein der nationale Gedanke nahm eine führende Rolle nur in ganz wenigen Staaten ein, in andern kam er nur teilweise zur Ausführung, in einigen endlich zeigte sich seine Durchführung als eine absolute Unmöglichkeit.

Gerade aber der Umstand, daß die nationale Idee nicht allenthalben sich durchsetzte, während sie anderwärts Triumphe feierte, rief unter den nationalistisch den»

kenden Massen oft Unzufriedenheit und daher innere politische Schwierigkeiten hervor. Doch beschränkten sich die Gefahren, die das neue Prinzip im Leben der Staaten hervorrief, keineswegs auf die innere Politik, sondern die Unzufriedenheit der von dem nationalen Feuer ergriffenen Völker mit den historischen Grenzen schuf den gefährlichsten Auswuchs des Nationalismus, den Irredentismus. So kam es, daß die an sich gesunde und berechtigte Idee des Nationalstaates Anstoß zu einer Fülle politischer Probleme gab, die selbst eine flüchtige Untersuchung der Lage in den einzelnen Staaten klar vor Augen treten läßt.
Wenn ich die Idee des Nationalstaates als eine durchaus berechtigte bezeichne, so geschieht dies als Folge der Theorie der Entwicklung des Staates aus der Sippe und der Familie. Eine Konsequenz dieser Theorie ist der Anspruch des National« staates, alle der seiner Nation ungehörige Individuen in sich zu vereinigen. Während dieser Anspruch sehr häufig und sehr entschieden geltend gemacht wird, hat dagegen der ebenfalls eine logische Folge der Idee des Nationalstaats bildende Verzicht auf Landschaften, die von andern Völkern bewohnt sind, dem Nationalstaat aber angegliedert sind, niemals praktische Anwendung gefunden.
Wenden wir uns nun zu dem Bilde, wie sich die nationale Idee in den einzelnen Staaten entwickelt hat, so lassen sich eine Reihe von Stufen innerhalb derselben feststellen. Da sind zunächst die altnationalen Staaten, d. h. jene, welche eine na- tionale Uniformität in ihrer Bevölkerung schon vor dem für das Erwachen der nationalen Idee typischen Iahre 1348 zeigten. In diese Klasse gehören Frankreich, Spanien und Portugal. Hier erfolgte der Übergang vom dynastischen Staate zum Nationalstaat sehr leicht und einfach. In Frankreich bestand der Begriff der „Nation" schon seit der großen Revolution. Er war hier 2 priori gegeben, indem das Regime der Könige die nichtfranzösischen Elemente Frankreichs, die Bretonen, die wenigen Vlamen im Norden und die Basken in den Pyrenäen längst französisiert hatte. Nur im Elsaß und wenigen Teilen Lothringens war die Französisierung noch nicht durchgeführt, aber die Verwaltung stieß auch hier auf keinen Widerstand bei der ertlusiven Anwendung des Französischen als offizieller Sprache. Deshalb konnte man in Paris schon am Ende des 18. Iahrhunderts von einem französischen Na» tionalgefühl sprechen, das in der ersten Republik seinen offiziellen Ausdruck häufig fand. Napoleons Herrschaft fügte Frankreich, wenn auch nur vorübergehend, viele fremdsprachige Provinzen zu, so daß der nationale Charakter in seinem Reich wieder völlig zurücktrat: das Reich Bonapartes war eben eine Personalschöpfung, und der eigenartige Zauber der Person des großen Korsen war der Kitt, der allein das Riesenreich zusammenhielt! Seit 1848 fand aber die nationale Idee neue Stärkung in Frankreich und wuchs um so mehr, als das Ausland sich ebenfalls auf den na« tionalen Standpunkt zu stellen begann. Nur als der Frankfurter Friede die deutschen Landesteile Frankreichs, Elsaß und Deutsch«Lothringen, wieder mit dem Mutterland vereinigte, zeigte das französische Volk, daß die Besitzesfreude doch stärker war als der Nationalismus. Nachdem Frankreich ein Iahrzehnt vorher Savoyen und Nizza

erhalten hatte, von welchen das erstere allerdings ein französischsprechendes Land war und das letztere die beste Anlage zeigte, sich rasch französisieren zu lassen, hätte, vom Standpunkt des reinen Nationalismus aus betrachtet, der Verlust dieser noch nicht völlig französisierten Provinzen nicht jenen Schmerz hervorrufen müssen, welcher hierüber tatsächlich das französische Volk ergriff und zum großen Teil bis heute beherrscht. Mangel an Konsequenz des nationalen Empfindens kann man daher die Sehnsucht der französischen Chauvinisten nennen, welche eine Wiedergewinnung dieser alten deutschen Landesteile immer noch erhoffen. Wenn daher die Vertreter der Friedensbestrebungen die sog. elsaß-lothringische Frage als den innersten Kernpunkt aller Hindernisse für eine Verständigung unter den Mächte« gruppen Europas bezeichnen, so ist zu erwidern, daß der Ltatus ^uo vom Standpunkt des Nationalismus aus der natürliche ist und alle Bestrebungen, denselben zu alterieren, dem nationalen Staatsideal widerstreiten.

England hat schon mehr nationale Schwierigkeiten, selbst wenn wir von seinen Kolonien und überseeischen Besitzungen absehen, als Frankreich. Das irische Problem ist nationaler Art, und gerade seine Lösung ist die dornenreichste Aufgäbe der sonst verhältnismäßig glatt sich abwickelnden inneren Politik Großbritanniens.

Den altnationalen, heute eine völlige nationale Einheit darstellenden Staaten stehen diejenigen Staaten gegenüber, die man als neunational bezeichnen kann, weil in ihnen das nationale Element erst seit dem Jahre 1848 in das Volksbewußtsein trat und hier, teilweise auf dem Wege gewaltsamer Umwälzungen, nationale Neuschöpfungen vornahm. In diese Klasse gehören das Deutsche Reich, Ungarn und Italien. In dem letztgenannten Lande ist das nationale Prinzip am entschiedensten zur Durchsetzung gekommen, insbesondere dadurch, daß der völkischen Einheit der Nation hier keinerlei Minoritäten gegenüberstehen; die albanesischen und griechischen Kolonien Italiens überbieten die reinen Italiener fast noch an Liebe zu Italien, und die wenigen deutschen Gemeinden an der schweizerischen und österreichischen Grenze sowie die paar tausend Slovenen im Bezirk Cividale sind ohne jede nationale Bedeutung. In Italien hat der nationale Gedanke aber nicht nur wohltätig gewirkt zur Schaffung des mächtigen Einheitsstaates gegenüber den altersschwachen Kleinstaaten, sondern hat einen im Irredentismus sich geltend machenden, nicht ungefährlichen Hypernationalismus geschaffen, der sehnsüchtig über die historischen Landesgrenzen hinausblickt, um die italienischen Stammesgenossen außerhalb des Reiches, d. h. in Nizza, im schweizerischen Kanton Tessin, in Südtirol und Istrien mit der nationalen Reichsschöpfung zu vereinigen. Trotzdem der Nationalismus in Italien durch den libyschen Krieg eine neue Stärkung erfahren hat, so ist die gefährliche Seite desselben, der Irredentismus, mehr und mehr zurückgetreten und hat heute einem, allerdings sehr entschieden geäußerten Verlangen nach Respektierung der sprachlichen Rechte der Italiener außerhalb des jungen Nationalstaates Platz gemacht. Immerhin aber ist das moderne Italien die ausgeprägteste Schöpfung der nationalen Staatsidee in der Neuzeit.

In Ungarn ist der magyarische Nationalgedanke in den Kämpfen von 1848^19
und in den folgenden Iahren bis zu dem Ausgleich von 1867 insofern zur Durch-
setzung gekommen, als der Staat den reinmagyarischen Nationalcharakter trägt
und alle Magyaren in seinen Grenzen vereinigt. Allein das nationale Prinzip stößt
in Ungarn schon auf ungleich mehr Schwierigkeiten als in Italien, weil hier der
magyarischen Majorität eine nicht unbedeutende slawische und rumänische Minorität
gegenübersteht. Die Zugehörigkeit der Kroaten zu der heiligen Stephanskrone
sowie der Slowaken in Nordwcstungarn, vieler Rumänen in den östlichen Landes»
teilen, welch letztere besonders zähe ihre völkischen Eigentümlichkeiten bewahren
und ihrerseits auf nationale Berechtigung pochen, bieten den: ungarischen Natio-
nalismus nicht geringe Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß sich in den Reihen der
ungarländischen Rumänen nicht wenige offene Irredentisten befinden, welche jede
angebliche Vergewaltigung ihrer sprachlichen Rechte benutzen, um über den Ge-
birgswall der südlichen Karpathen in das rumänische Nachbarland, in die Moldau
und die Walachei sehnsüchtige Blicke zu werfen und schwermütige Klagen zu lancieren.
Ungarn bietet ein typisches Beispiel dafür, daß eine entschiedene Durchführung
des Nationalismus in einem mehrvölkischen Lande von den Minoritäten meist
als eine Provokation aufgefaßt wird und daher schroffe Gegenwirkungen bei die-
sen hervorruft.
Das Deutsche Reich ist die dritte nationale Neuschöpfung der zweiten Hälfte
des 19. Iahrhunderts. Der nationale Gedanke fand in Deutschland jedoch seine
wesentliche Beschränkung durch die große Zahl Deutscher, welche außerhalb des
neuen Nationalreiches lebten, in Österreich, der Schweiz und in Nußland. Einen
Irredentismus hinsichtlich der letzteren hat der deutsche Nationalismus niemals
zeitigen wollen, einerseits, weil die Deutschen in Österreich wie in der Schweiz gute
Patrioten ihrer Heimatländer sind, anderseits, weil das Verschwinden der Deutschen
in den russischen Ostseeprovinzen, besonders auf dem Lande durch die systematische
Russifizierung, so bedauerlich die Tatsache auch an und für sich ist, doch nur noch
eine Frage der Zeit ist. Gerade diese Mäßigung, welche sich die nationale Idee bei
der Gründung des Deutschen Reiches auferlegen mußte, hat aber diesem eine gewisse
Ritterlichkeit aufgeprägt, die dem deutschen Reichsgedanken sehr vorteilhaft war
und ihm manche politische Schwierigkeit überwinden half. Der Verzicht der Reichs-
deutschen auf jeden Irredentismus gegenüber den Deutschen in Österreich war die
Basis des trefflichen einzigartigen Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und
Österreich-Ungarn und im weiteren Sinne auch des mächtigen Dreibunds. Hätte
die Bevölkerung des jungen deutschen Nationalstaates in den der Reichsgründung
folgenden Iahren sich auf eine irredentistische Propaganda bei den Deutschen
Österreichs eingelassen, so besteht kein Zweifel, daß die politische Gruppierung
Europas eine völlig andere geworden und Deutschland nicht in der Lage gewesen
wäre, seinen beispiellos dastehenden wirtschaftlichen Aufschwung durchzuführen.
Diese Beschränkung, welche die nationale Idee in Deutschland sich auferlegen

mußte, vermehrte anderseits naturgemäß den Wunsch, innerhalb der Reichsgrenzen das Deutschtum allenthalben zu fördern, in den alten deutschen, während der Fremd« herrschaft zum Teil verwelschten Provinzen Elsaß und Lothringen deutsche Sprache und Sitte wieder zu Ehren zu bringen und in dem einzigen nicht rein deutschen Gebiet des Reiches, in Posen und Westpreußen, wenigstens dem Deutschtum eine dominierende Stellung zu verschaffen. Wenn hier in den letzten Iahrzehnten sich ein immer zunehmender Widerstand gegen diese deutsch-nationalen Bestrebungen zeigt, so ist auch dieser wieder eine Folge des erwachenden Nationalismus bei dem polnischen Volke, der trotz der Verschiedenheit der staatlichen Zugehörigkeit der von Polen bewohnten Provinzen heute mächtig emporflammt und in sich auch eine gewisse politische Gefahr birgt, indem die Polen, mit Ausnahme der mit ihrem Lose unter Habsburgs Zepter zufriedenen Galizicr, sich als eine geschlossene „Irredenta" betrachten. Die heutige politische Gruppierung der Mächte paralysiert allerdings schwerere Folgen dieses polnischen Nationalismus.
Es folgen nun die neuesten nationalen Staatenbildungen in Europa, jene der Balkanhalbinsel. Der Nationalismus ist hier kriegerischer als anderswo und in der Wahl seiner Mittel auch höchst unbedenklich. Dies betrifft vor allem Serbien. Als die Pforte dem serbischen Vasallenstaat im Beginn des 19. Iahrhunderts die ersten Rechte der Selbständigkeit einräumte, dachte man ebensowenig wie im Iahre 1878, als der Berliner Kongreß die Unabhängigkeit des kleinen Fürstentums bestätigte, an die Möglichkeit, daß dieses einmal prätendieren würde, der südslawische National« staat zu werden. Die großserbische Partei hatte solche für Utopien gehaltene nationalistische Zukunftspläne schon seit längerer Zeit auf ihr Programm geschrieben, jedoch erst als die Annexion Bosniens und der Herzegowina die serbischen Nationalisten hochgradig erbitterte, trat dieser Gedanke mehr hervor, um dann, als das Resultat des Balkankrieges Serbiens kühnste Hoffnungen übertraf und ihm Altserbien, selbst große Teile Mazedoniens in den Schoß warf, völlig zu triumphieren. Seit dieser Zeit reklamiert die großserbische Partei nicht nur Bosnien und die Herzegowina, sondern alle südslawischen Länder der Donaumonarchie als „idealen Anspruch der serbischen Nation". Gerade diese Ansprüche einer von übertriebenem Selbstgefühl aufgeblasenen Partei sind zu einer konstanten Gefahr für die Beziehungen zwischen Serbien und Österreich-Ungarn geworden. Hier in Serbien erweist sich daher der Nationalismus als sehr gefährlich und steigerte sich allmählich zu jenem krankhaften irredcntistischen Hypcinationalismus, der in der Greueltat von Serajewo seinen Ausdruck fand. Wie krankhaft dieser Hypcrnationalismus ist, der von Belgrad ausgeht und auch jenseits der serbischen Grenzen überall dort propagiert wird, wo Serben sich finden, vor allem in Österreich-Ungarn, zeigt einerseits die Tatsache, daß ihm jedes Mittel zur Erreichung seines Zweckes recht ist und auch der Fürstenmord ihm als solcher dient, anderseits, daß er mit unerhörter Präpotenz seine Ansprüche auch auf Länder gemischter Nationalität wie Bosnien oder solche, die überhaupt fremder Nationalität sind, wie Teile von Albanien, ausdehnt.

Weit ungefährlicher ist der bulgarische Nationalismus, während das im Pan-
hellenismus gipfelnde Nationalgefühl der Griechen schon bei der Lösung der Kreta«
frage der unbequeme treibende Faktor war und zurzeit durch seine Ansprüche auf
Epirus und den Dodekanesimus, d. h. die zwölf von Italien besetzten ägeischen
Inseln, neue Schwierigkeit hervorruft. Der ertreme Panhellenismus freilich be-
gnügt sich keineswegs bei diesen Zielen, sondern richtet seine Hoffnungen weiter
auf die ganze Levante, Thrazien und im letzten Punkt auf Konstantinopel. Hier
stoßen jedoch die Wünsche des Panhellenismus mit jenen des großbulgarischen
Traumes von einem neuen bulgarisch-byzantinischen Reich zusammen, und dies
stellt daher eine neue Gefahr dar, indem die nationalen Hoffnungen zweier Völker
dasselbe Objekt als ideales Endziel haben. Dazu kommt, daß diesen Hoffnungen
der jungtürkische Nationalismus entgegentritt.
Dieser im Iungtürkentum zum Ausdruck gekommene türkische Nationalismus
ist jedoch keine einfache Übertragung des westlichen Nationalismus auf das Reich
Osmans, da dieses durchaus keine nationale Einheit darstellt, sondern ein viel»
völkischer Staat ist, in welchem die Türken nur die herrschende Stellung innehaben.
Der türkische Nationalismus, der sich die Erhaltung des gesamten Reichs des Halb-
monds sowie der prädominierenden Stellung des Türkentums in demselben zur
Aufgabe gemacht hat, muß zu andern Hilfsmitteln greifen als der europäische. Diese
aber findet er im religiösen Element. Die Verquickung des religiösen Elementes,
also des Mohammedanismus, mit dem nationalen Gedanken bildet die Grundlage
des türkischen Nationalismus, aber auch die trennende Kluft zwischen ihm und allen
Formen der europäischen nationalen Idee.
Letzterem sind weit mehr als der türkische Nationalismus die diesem schroff
entgegenstehenden nationalistischen Bewegungen unter den Armeniern und den
Syrern verwandt, deren Hoffnungen und Ideale auf der rein-völkischen Basis sich
erheben. Diese bilden bereits hellte, da das Schwergewicht der Türkei in Klein-
asien liegt, dunkle Punkte am Horizont der künftigen Entwicklung des osmanischen
Reiches und werden mit Sicherheit später eine Gefahr für dasselbe bilden.
Unter den übrigen Balkanstaaten verdient der neuerwachende Nationalismus
des Rumänentums unsere besondere Beachtung. Derselbe ist aber nicht nur die
erhaltende Kraft der mächtig aufstrebenden Donauniederlande, sondern hat in der
ollerjüngsten Zeit die aggressiven Formen des Irredentismus angenommen. Dieser
Irredentismus richtet sich gegen Ungarn und auch gegen Rußland. Die gegen
Ungarn seit einigen Iahren sich geltend machende Stimmung des rumänischen
Nationalismus gründet sich auf die angeblich schlechte Behandlung der rumänischen
Stammesgenossen im Königreich der Stefanskrone, die ihrerseits, wie bereits er-
wähnt, nicht müde werden, sich bei den Reichsrumänen zu beklagen. Die Folge
hiervon war die bekannte und in den Kreisen der Dreibundstaaten auch tief bedauerte
jüngst erfolgte Entfremdung zwischen Rumänien und der benachbarten österreichisch-
ungarischen Monarchie.

In der jüngsten Zeit hat man dagegen von einer Annäherung Rumäniens an Rußland gesprochen. Allein hier muß entschieden betont werden, daß der rumänische Nationalismus ebenso sehr seine Spitze gegen Rußland wie gegen Ungarn wendet, denn Rußland hat die nationalen Gefühle der Rumänen weit mehr noch als Ungarn durch die Entreißung Bessarabiens nach dem russisch«türkischen Kriege gekränkt. Man spricht zwar von einer Rückgabe Bessarabiens an Rumänien aus Anlaß einer bevorstehenden Verbindung zwischen den beiderseitigen Dynastien, allein es bleibt abzuwarten, ob diese Hoffnung, bei welcher auch Rußlands Volksvertretung mitzusprechen hätte, sich verwirklichen wird. So lange dies aber nicht geschieht, bleibt Bessarabien eine unvernarbte Wunde für den rumänischen Na» tionalismus. Es ist dies sehr leicht begreiflich, als gerade Bessarabien derjenige rumänische Landesteil war, welcher während der Türkenherrschaft den Mittelpunkt aller nationalen Regungen und kulturellen Bestrebungen des Rumänentums bildete und welchem die führenden rumänischen Geschlechter, die Sturdza, die Cantacuzene und andere, entstammten.

Dies führt uns zu dem Einfluß des Nationalismus auf das Zarenreich selbst. Rußland ist ebenso wie Osterreich ein oielvölkischer Staat. In dem weiten Reich leben unter dem Zepter des weißen Zaren neben den Russen mannigfache nichtrussische Völker, wie die Ruthenen, Polen, Georgier, Deutsche, Armenier, Rumänen und viele andere. Und dennoch hat das Russentum in dem Zarenreiche eine so prädominierende Stellung, daß man heute von einem ausgeprägten russischen Nationalgefühl und deshalb auch von einem russischen Nationalismus sprechen kann. Allerdings ist die prädominirende Stellung der Großrussen, welche das ganze moderne Russentum zu repräsentieren beanspruchen, ein Werk roher Gewalttat. Vergleichen wir die Verhältnisse Rußlands mit Ungarn, wo ebenfalls der Nationalismus der herrschenden Rasse trotz der anderssprachigen Völker innerhalb der Landesgrenzen zur Durchsetzung gekommen ist, so zeigt sich in Ungarn eine gewisse Reaktion dieser andern Völker, während in Rußland der großrussische Nationalismus alle anderen Völker zur schweigenden Dulderrolle niedergeknebelt hat, und zwar nicht nur die kleinen Nationen, sondern auch die viele Millionen zählende kleinrussische (ruthenische oder ukrainische) Nation. Es wird im Ausland viel zu wenig beachtet, welch ein tiefgreifender Unterschied zwischen den beiden russischen Nationen besteht. Beide Nationen haben ihre gesonderte Sprache, die sich zueinander nicht anders verhalten, wie welche slawische Sprache auch immer zu einer andern selbständigen slawischen Sprache, wie z. B. das Tschechische zum Kroatischen, beide besitzen eine besondere Literatur. Und doch hat es der großrussische, heute schlechtweg als russisch bezeichnete Nationalismus fertig gebracht, dieser Nation ebenso wie den andern minder zahlreichen Völkern im Zarenreiche jedes Eristenzrccht zu nehmen; die ukrainische Literatur wurde verboten, die Dichter dieses Volkes, wie der große Taras Sev^enko, wurden verbannt, geächtet und selbst nach dein Tode, gleich Tolstoi,noch verfolgt. Gerade diese Behandlung mit Feuer und Schwert, durch welche

man allerdings kleine und schwache Minoritäten, wie das Deutschtum in den Ostseeprovinzen, allmählich vernichten kann, hat dagegen dem ukrainischen Volk gegenüber dazu geführt, daß dieses zu neuem nationalen Selbstbewußtsein erwacht ist, ein Selbstbewußtsein, dessen Vorhandensein der russische Nationalismus bis heute noch zu leugnen sucht. So kommt es, daß die staatlich geförderte Prätension des großrussischen Nationalismus, der sich schlechtweg mit dem russischen Patriotismus und je nach den Umständen auch mit dem Panslawismus identifiziert, das immerhin für den russischen Einheitsgedanken nicht ungefährliche Aufblühen nationalistischer und durch den Druck auch separatistischer Gefühle in den andern Völkerschaften des so viele Rassen umfassenden Zarenreiches gefördert hat.

Ganz anders sind die Verhältnisse in dem vielvölkischen Österreich, wo nicht weniger als sieben Völker das cisleithanische Staatswesen bilden: sieben Völker, welche heute mehr oder minder nationalistisch fühlen und entsprechende Wünsche und Hoffnungen haben. Allein in Österreich ist nicht ein prädominierendes Volk vorhanden, das die übrigen zurückdrängt. Denn die deutsche Sprache wird bebekanntlich ausdrücklich nur aus Opportunitätsgründen zum Zwecke der offiziellen Verständigung angewandt, ohne daß damit dem Deutschtum von der Regierung irgend eine Vorzugsstellung vor den andern Völkern eingeräumt würde. In Anbetracht der ängstlichen Zurückhaltung der österreichischen Regierung, in nationalen Fragen eine positive Stellung einzunehmen, kann man Österreich als denjenigen Staat bezeichnen, der die vollendetste Antithese des modernen Nationalstaates als solcher ist. Dem vorsichtigen Takt der Staatsleitung ist es zu danken, daß der Nationalismus der Völker Österreichs keine dezentralisierende Wirkung erzeugte. Ein anderes Moment, welches gegenüber der Gefahr einer Dekomposition Österreichs staatserhaltend wirkt, ist das hohe Ansehen, das die habsburgische Dynastie bei allen Völkern des Reichs genießt. Endlich kommt dazu das Opportunitätsgefühl der einzelnen Völker, die sehr wohl erkennen, daß sie,losgerissen voneinander, wirtschaftlich sinken oder aber bald eine Beute der mächtigeren Nachbarn werden. Zweifelsohne aber ist Österreich derjenige Staat Europas, der am meisten unter dem zunehmenden Nationalgefühl der Völker zu leiden hat. Das Interesse, das man in Rußland an den österreichischen Ruthenen nimmt (trotzdem man sie im eigenen Lande verfolgt), jenes der Reichsitaliener an den österreichischen Italicnern und endlich jenes der Rumänen an ihren ungarischen Stammesgenossen hat, neben den inneren politischen Schwierigkeiten, auch Verstimmungen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik der Monarchie zur Folge gehabt.

Wie in Europa, so hat auch außerhalb Europas das nationalistische Empfinden Fuß gefaßt und politische Folgen gezeitigt, wenn auch vorläufig noch in bescheidenem Umfang. Wenn aber dieser in den Riescnrcichen Asiens zum Bewußtsein der Völker im Laufe der kommenden Iahrhunderte infolge des wachsenden europäischen Kultureinflusses gekommen sein wird, so dürften dort noch weit durchgreifendere Umwälzungen politischer Art stattfinden, als dies in Europa bisher der Fall war. Dem

aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß der Nationalismus in der
verhältnismäßig kurzen Zeit seines Einflusses auf die politische Gestaltung große
Metamorphosen geschaffen hat: hier neue Staatcngebildc, dort Wandlung dynastischer
Reiche in moderne Nationalstaaten, hier Erneuerung der Volksseele bewirkend,
dort Unzufriedenheit mit Iahrhunderte alten Verhältnissen hervorrufend. Endlich
aber bildet der Nationalismus ein in der Hand der Staaten äußerst wichtiges Mittel
zur Bekämpfung des Sozialismus und der von ihm gepredigten roten Internationale.
Ein Volk, das national denkt und fühlt, wird weit weniger den Lockungen der Emissäre
der sozialen Revolution zum Opfer fallen als jenes, das keine derartigen Ideale
kennt. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Nationalismus einen großen Beruf und
seine Pflege ist, dort wo es möglich ist, eine staatserhaltende Pflicht der Regierungen.

F. W. Teutoburg:

Die Revolution in Mexiko und die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Als am 18. Februar 1913 der Volksprasident Francisco I. Madero von der
Felir Diazschen Revolution gestürzt wurde und der General Viktoriano Huerta
die interimistische Regierung übernahm, da hat es in Meriko sehr wenig Leute
gegeben, die die ungeheure Tragweite dieses Staatsstreiches übersehen haben.
Von Huerta, dem der Ruf eines tüchtigen energischen Soldaten vorausging, hoffte
man allgemein, daß er dem unter dem Maderoregime eingerissenen Banditen-
unwesen binnen kurzem ein Ende machen würde, und er selbst scheint diese Auf-
gabe auch nicht für allzu schwierig angesehen zu haben; denn in seinem ersten
Manifest „An mein Volk" gab er in sehr sicherer Weise das Versprechen, die
Ruhe im Lande in Kürze wieder herzustellen, „c'X'»t e w «ine cue»t«," koste es,
was es wolle.

Heute, also fast anderthalb Iahre später, ist der ersehnte Frieden nicht nur
nicht wieder hergestellt, sondern die Zustände haben eine derartige Verschlimme-
rung erfahren, daß das blühende, schöne Land buchstäblich am Rande des Ruins
steht. Die Revolution unter dem früheren maderistischen Gouverneur Venustiano
Carranza, welche gleich nach dem Regierungsantritt Huertas einsetzte, beherrscht
heute sämtliche Nordstaatcn Merikos und steht so gut wie vor den Mauern der
Hauptstadt.

Das Huertaregime, dieser Einsicht kann sich heute niemand mehr verschließen,
ist ein einziger großer Mißerfolg gewesen. Der Grund dafür ist zunächst darin
zu suchen, daß man allgemein die Wirkung der von Madero propagierten Ideen
unterschätzt hatte. Es stellte sich bald heraus, daß die ganze untere Klasse der

Bevölkerung der neuen Regierung, in welcher sie mit Recht die Fortsetzung des Porfirio Diazschen Gewaltsystems fürchtete, feind war, und in Scharen zu Carranza überging. Der Haß gegen Huerta war um so größer, als man ihn, und wohl mit Recht, für den Tod des Präsidenten Madero und des Vizepräsidenten Pino Suarez verantwortlich machte, welche beide einige Tage nach der Abdankung des ersteren auf der Straße erschossen wurden. Trotz der schärfsten Verfolgung seitens der Polizei bildeten sich sogar in der Hauptstadt geheime revolutionäre Vereinigungen, und es ist ungemein bezeichnend, daß bereits vier Wochen nach dem Tode Maderos dem Schreiber dieser Zeilen ein Bild des Volkspräsidenten gezeigt wurde, das die Unterschrift trug: Dein Blut, wie das Iesus', wird deine Gläubigen vervielfachen. Madero war zum Märtyrer geworden.

Eine moralische Unterstützung von gewisser Bedeutung erhielt Huerta durch die Anerkennung der europäischen Großmächte und Iapans, welche augenscheinlich alle der Meinung waren, daß er der für Meriko nötige Mann mit der berühmten eisernen Faust sei. Eine Ausnahme hiervon aber machte das Land, dessen Haltung für Meriko von größerer Bedeutung war, als die aller anderen zusammengenommen, die Vereinigten Staaten, und hiermit kommen wir zu der zweiten Ursache des Fiaskos Huertas. Der am 4. März 1913 zur Regierung gelangte demokratische Präsident Woodrow Wilson weigerte sich konsequent, die, wie er sie nannte, ä<? t»cto Regierung Huertas anzuerkennen, und begründete dies damit, daß die Vereinigten Staaten als größte Macht des amerikanischen Kontinents die moralische Verpflichtung hätten, eine Regierung, welche nicht aus dem Willen des Volkes hervorgegangen, sondern durch brutale Gewalt errichtet sei, nicht durch ihre Anerkennung zu sanktionieren. Er gab gleichzeitig seiner Überzeugung Ausdruck, daß Huertas Sturz nur eine Frage der Zeit sei, und sagte, daß die amerikanische Regierung alle Vorgänge in Meriko aufmerksam verfolgen, sich aber in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten jenes Landes mischen werde. Mit dieser Haltung befanden sich die Vereinigten Staaten im strikten Gegensatz zu Europa, das augenscheinlich gewillt war, Huerta zu stützen. Offene und wirksame Maßregeln hierzu zu ergreifen, verbot nun aber den europäischen Großmächten die Monroedoktrin, deren an und für sich sehr weitgehende Bestimmungen tatsächlich durch die Haltung Wilsons eine ungeahnte Ausdehnung erfahren haben. Sah nämlich die Doktrin ursprünglich nur die Aufrechterhaltung des »tatu« yuo auf dem amerikanischen Kontinent zur Abwehr vermeintlicher europäischer Eroberergelüstc vor, so hält sich die Union nach dem von Wilson eingenommenen Standpunkt heute auch für berechtigt und sogar verpflichtet, eine moralische Aufsicht über die Länder des lateinischen Amerika auszuüben und ihre Stellungnahme davon abhängig zu machen, ob dort zur Erreichung gewisser Zwecke „reinlich" vorgegangen wurde oder nicht.

Die nächste Folge dieser Politik war die immer weiter um sich greifende Revolution im Norden Merikos, die allerdings nicht allein durch die Opposition,

die der amerikanische Präsident Huerta machte, gefördert wurde, sondern auch von amerikanischen Finanzmännern offene und heimliche Unterstützung erhielt. Man kann sich auch des Eindrucks nicht erwehren, als ob auch seitens der amerikanischen Grenzbehörden nicht mit absoluter Neutralität vorgegangen und bei Waffen- und Munitionsschmuggel oftmals ein Auge zugedrückt worden sei. Eine gewisse Bestätigung erfährt diese Meinung durch die vor einigen Monaten stattgefundene Aufhebung des Waffenausfuhrverbotes, womit sich die Regierung in Washington offen auf die Seite der Rebellen gestellt hat. Huerta kam durch die Haltung der Vereinigten Staaten in die schwierigste Situation, da er ohne die Anerkennung derselben keine Anleihe im Auslande unterbringen konnte, seine Einahmequcllcn aber nicht zur Deckung der enormen Kosten, die die militärischen Operationen verschlangen, ausreichten. Die Zustände verschlimmerten sich denn auch bald so, daß die europäischen Mächte in Washington darauf drangen, irgendwelche Maßregeln zu ergreifen, worauf Wilson seinen Freund Iohn Lind, den Ergouverneur des Staates Minnesota, als persönlichen Abgesandten nach Meriko schickte. Da bei den Vorschlägen, die dieser der merikanischen Regierung unterbreitete, der Rücktritt Huertas der springende Punkt war, so verliefen die Verhandlungen wie das Hornberger Schießen, und die Dinge gingen ihren Lauf weiter. Mittlerweile aber hatte die Union insofern einen bedeutenden Erfolg errungen, als sie von Europa und speziell von England, welches nach den Vereinigten Staaten die größten Interessen in Meriko besitzt, freie Hand zur Erledigung der merikanischen Frage erhalten hatte. England scheint im Anfang ziemlich energische Opposition gemacht zu haben, trat aber später, wie schon bei mancher anderen Gelegenheit, vor der Union den Rückzug an. Worauf dieses Nachgeben zurückzuführen ist, ist nicht leicht zu sagen, doch ist es immerhin bemerkenswert, daß in dem Augenblick, in dem England sein Einverständnis mit der Politik Wilsons erklärte, die Frage der Panamakanaltarife, welche von den Vereinigten Staaten anf früheren Protest Englands hin als innere amerikanische Angelegenheit erklärt worden war, nochmals dem Kongreß zur Beratung überwiesen wurde. Bekanntlich ging die Absicht der Amerikaner im Gegensatz zu vor einigen Jahren getätigten Verträgen darauf hinaus, die Schiffe amerikanischer Nationalität, welche den Kanal auf der Reise von einer Küste der Vereinigten Staaten zur anderen passieren, von jeder Abgabe zu entbinden, wodurch natürlich jede nichtamerikanische Konkurrenz ohne weiteres ausgeschaltet gewesen sein würde. Daß man sich nach den oben beschriebenen Vorgängen mit einem Male zur Revision dieser „inneren Angelegenheit" versteht, hat etwas auffallende Ähnlichkeit mit einem „Kuhhandel", bei dem das merikanische Volk den zahlenden Teil darstellen soll.

Der Präsident Wilson blieb also bei seiner Politik des ^lltll>tul! naitiuz; und erklärte zu wiederholten Malen, unter keinen Umständen eine bewaffnete Intervention in Meriko zu unternehmen. Was ihm damals schon von den verschiedensten Seiten vorgehalten wurde, nämlich, daß ihm bei dieser Politik des

Nichtsunternehmens die Dinge eines Tages über den Kopf wachsen und eine Gestalt annehmen würden, welche die Anwendung ernsterer Maßregeln gebieterisch erfordere, hat sich verwirflicht .... die Amerikaner haben am 21. April dieses Iahres den bedeutendsten Hafen Merikos, Verakruz, mit Waffengewalt genommen.
Hierdurch erfährt nun die ganze Situation eine fundamentale Änderung.
War bisher, wo sich Huerta und Carranza allein gegenüberstanden, die Lage eine verhältnismäßig durchsichtige, so wurde dieselbe nunmehr in das Gegenteil verkehrt. Es ist ungemein schwer zu sagen, warum die Amerikaner ausgerechnet nach dem entscheidenden Sieg der von ihnen unterstützten Revolution bei Torreon, der für Huerta den Todesstoß bedeutete, zu einer Maßregel greifen, über deren Tragweite sie sich keinen Illusionen hingegeben haben können. Die Behauptung, man habe wegen einer, der ganzen Sachlage nach wahrscheinlich provozierten, Arretierung amerikanischer Marinesoldatcn in Tampico eine Genugtuung erzwingen wollen, ist nach der sofort erfolgten Entschuldigung der merikanischen Regierung so offensichtlich haltlos, daß es sich nicht verlohnt, dieselbe noch besonders zu entkräften. Von anderer Seite wird der Meinung Ausdruck gegeben, man habe den Hapagdampfer „Vpiranga", welcher 17 Millionen Patronen für Huerta an Bord hatte, verhindern wollen zu loschen; was wiederum auch nicht den Kern der Sache treffen dürfte, da diese Munition inzwischen in dem südlich von Verakruz gelegenen Hafen Puerto Meriko, wcnu auch unter Protest der Amerikaner, gelandet worden ist. Die augenblickliche Konstellation und besonders das Verhalten Carrauzas gegenüber den Bemühungen der Vereinigten Staaten ihn zu der Konferenz in Niagara-Falls zuzuziehen, gestatten aber noch eine andere Auffassung. Die Revolution hat, darüber kann niemand, der die Ereignisse des vergangenen Iahres verfolgt hat, im Zweifel sein, ihren Erfolg in erster Linie der tatkräftigen Unterstützung der Amerikaner zu verdanken, welche aber ganz gewiß nur gegen bestimmte Garantien gegeben worden ist. Liegt es nun nicht sehr nahe, anzunehmen, daß Carranza nach seinem entscheidenden Siege bei Torreon versucht haben könnte, seine Beziehungen zu Washington in etwas einseitiger Weise zu lockern, da er ja nunmehr Ursache hatte zu glauben, mit Huerta allein fertig werden zu können. Die Vereinigten Staaten, die möglicherweise die Früchte jahrelanger Politik in Gefahr wähnten, entschlossen sich kurzerhand, einen entscheidenden Schlag zu tun, uud besetzten Verakruz, rückten aber nicht weiter vor, sondern erklärten die Einnahme der Stadt harmlos als Repressalie. Diese Auffassung wird, wie erwähnt, wesentlich durch die Stellungnahme Carranzas gegenüber der Konferenz in Niagara-Falls, welche von der gesamten amerikanischen Presse als undankbar gebrandmarkt wird, gestützt. Da sich die Amerikaner nun einmal eine und noch dazu vorzügliche Operationsbasis geschaffen haben, und außerdem Verakruz im wahren Sinne des Wortes den Schlüssel zu Meriko darstellt, so ist es für sie unter den jetzigen Umständen ein leichtes, ihren

Forderungen gegenüber Carranza den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Worauf diese wahrscheinlich abzielen, wird weiterhin zu zeigen sein.
Aber wird die neue Regierung späterhin imstande sein, die Ruhe im Lande wiederherzustellen? Diese Frage kann leider nicht sofort mit „ja", aber auch nicht ohne weiteres mit „nein" beantwortet werden. Bei den verschiedenen Rebellionen im Norden, an der pazifischen Küste, in den Staaten Puebla, Morelos und Verakruz handelt es sich nicht etwa um eine einheitliche organisierte Bewegung, sondern um vier oder fünf verschiedene Revolutionen, welche zum Teil schon eristierten, ehe Carranza die Fahne des Aufruhrs erhob. Einige dieser Rebellen, wie z. B. die Zapatistas in Morelos, unterscheiden sich schon dadurch von den Revolutionären im Norden, daß sie lediglich Verbesserungen der lokalen Verhältnisse in dem Agrarstaat Morelos, Aufteilungen der Großgrundbesitze etc. anstreben, wie überhaupt alle Bewegungen in dem genannten Staate stets mehr den Charakter einer sozialen, als politischen Revolution gehabt haben. Daß alle diese Aufrührer nach dem Einzug Carranzas in die Hauptstadt ihre Waffen niederlegen werden, scheint mehr als zweifelhaft, um so weniger, als letzterer seine weitgehenden Versprechungen, wenn überhaupt, nur im Laufe einiger Iahre realisiren kann und erfahrungsgemäß ein längeres Warten in Meriko gleichbedeutend mit neuem Aufstand ist.
Die schlimmste Gefahr aber droht Carranza von der sich bei den Merikanern nach endgültig erfochtenem Siege mit unfehlbarer Sicherheit einstellenden Uneinigkeit unter den Führern. Francisco Villa, der Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, hat schon mehrfach Proben davon gegeben, daß er eine ausgesprochene Neigung besitzt auf eigene Faust zu arbeiten. Bei dem gewalttätigen Charakter dieses Mannes, der sich im gegebenen Falle keinen Augenblick besinnen würde, gegen Carranza selbst vorzugehen, liegen Komplikationen ernstester Natur leider nicht außerhalb der Möglichkeit. Hierbei fällt für Carranza noch ungünstig in die Wagschale, daß Villa als erfolgreicher Soldat seinen Leuten naturgemäß näher steht, als er selbst, der, obgleich die eigentliche Seele der Bewegung, nie in so sichtbarer Weise hervortritt wie jener. Umgekehrt wird eine gewisse Bürgschaft für eine spätere Besserung der Verhältnisse durch die Anwesenheit der Amerikaner in Verakruz geboten. Die Vereinigten Staaten haben das denkbar größte Interesse, die kommende Regierung zu einer stabilen zu gestalten, immer vorausgesetzt, daß diese sich ihnen gefügig erzeigt, und die neuen Männer, welche die Geschicke Merikos leiten werden, wissen aus eigener Erfahrung ganz genau, daß es für die Union ein leichtes ist, eine neue Revolution zu veranstalten, welche die neugeschaffene Herrlichkeit sehr schnell wieder zum Sturze bringen könnte, und die im äußersten Falle den Amerikanern den Vorwand liefern würde, ihr Hauptquartier von Verakruz nach der Hauptstadt zu verlegen.
Der traurige Zustand, in dem sich das Land heute befindet, ist also zum größten Teile auf das Konto der Vereinigten Staaten zu setzen. Es gibt Leute,

welche die Politik Wilsons einzig und allein auf ein fanatisches Festhalten an demokratischen Prinzipien zurückführen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, welch furchtbare Folgen diese Haltung schon gehabt hat, dann liegt es doch sehr nahe zu fragen, ob nicht Erwägungen materieller Natur bei der Stellungnahme Washingtons zum wenigsten mitgesprochen haben. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Revolution, die so viel heimliche und offene Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten erhalten hat, siegt, die neue Regierung in Meriko sich in einer gewissen Abhängigkeit von Washington befinden wird. Hieraus ergibt sich nun wieder die Frage, ob diese Abhängigkeit für die Union eine solche Bedeutung besitzt, daß sie sich deswegen in eine derart gefährliche Politik eingelassen hat. Wir wollen versuchen, hierauf eine Antwort zu finden.

An der merikanischen Golfküste sind vor Iahren Petroleumquellen entdeckt worden, welche von Kennern als die bedeutendsten der Erde angesehen werden. Den Löwenanteil an der Ausbeutung dieser Felder hat sich der englische Pearson Konzern noch unter der Regierung Porfirio Diaz' zu sichern gewußt. Die Interessen dieser Millionengruppe kollidieren nun mit dem der Standard Oil Company, für die es bei ihren Weltmonopolsbestrebungen naturgemäß eine Frage von vitalster Bedeutung ist, Produktionsstätten von solcher Ausdehnung und Ergiebigkeit unter ihre Kontrolle zu bekommen. Bei dem großen politischen Einfluß der Standard Oil Company unter den republikanischen Regierungen der Union ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Großkapitalsintercssen ein Wort bei der Haltung Washingtons gegenüber der Maderorevolution, die ebenso wie die jetzige von den Amerikanern begünstigt wurde, mitgesprochen haben. Madero hat, soviel scheint festzustehen, bestimmte Versprechungen in bezug auf die Ölfelder gemacht, deren Realisation sein Sturz verhinderte. Daß dieselben Kapitalisten, denen durch Huerta ein solcher Strich durch die Rechnung gemacht wurde, nun Carranza weiter unterstützen, ist durchaus logisch, da dieser ja die Fortsetzung des Maderoregimes darstellt. Dieser Punkt verdient um so mehr beuchtet zu werden, als die Marine der Vereinigten Staaten immermehr zur Ölfeuerung übergeht, woraus für diese ohne weiteres die zwingende Notwendigkeit, sich rechtzeitig ergiebige Produktionsstätten zu sichern, entsteht.

Dann ist der allgemeine Reichtum Merikos an Gold, Silber, Eisen, Kupfer etc. ganz gewiß ein Faktor, den man bei seinen Kalkulationen in Washington nicht übersehen haben wird; ganz abgesehen von dem unermeßlichen Felde, welches sich der Landwirtschaft in Zentral- und Südmeriko noch bietet.

Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß uns nichts ferner liegt, als den Präsidenten Wilson zu verdächtigen, sich in die Gefolgschaft der Riesentrusts, deren Bekämpfung er zu einem Hauptpunkte seines Programms gemacht hat, begeben zu haben; glauben aber, daß er bei der Wahrung der Interessen der amerikanischen Nation im ganzen auch die des Kapitals nicht übergehen kann, sondern daß diese bei seinen Entschlüssen und Dispositionen ihren berechtigten Platz einnehmen.

Ein weiteres wirtschaftliches Moment von Bedeutung bildet die Tchuantepcc-Bahn, welche sich in englischem Besitz befindet. Diese Bahn läuft von Puerto Meriko, am Golf von Meriko, nach Salina Cruz am Stillen Ozean, verbindet also auf einer nur 304 Kilometer langen Strecke den Atlantik mit dem Pazifik und stellt somit eine gefährliche Konkurrenz für den Panamakanal dar.
Ungleich schwerer aber als alle Gründe wirtschaftlicher Natur dürften politische Erwägungen in die Wagschale gefallen sein, welche durch die geographische Lage Mcrikos bestimmt sind.
Wir stehen vor der Eröffnung des Panamakanals. In weniger als einem Jahre wird das gigantische Werk vollendet und der Traum Humboldts und Goethes verwirklicht sein. Damit beginnt ein neuer Akt auf der Bühne des Welttheaters, dessen Verlauf heute noch niemand voraussagen kann. Die nächste Wirkung auf politischem Gebiete wird das Ringen der Amerikaner und Iapaner um die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean sein. Es gibt Leute, die der festen Überzeugung sind, daß diese Frage nur durch Appell an die Waffen entschieden werden kann, eine Auffassung, welcher sich vieles entgegenhalten läßt. Immerhin besteht aber durchaus die Möglichkeit ernster Verwicklungen zwischen den beiden jüngsten Großmächten, und man braucht kein Politiker von Fach zu sein, um die Gefahr zu erkennen, die ein den Iapanern freundliches Meriko im Falle eines Krieges für die Union bildete. Ein auf merikanischem Boden gelandetes japanisches Heer könnte die amerikanische Grenze innerhalb weniger Tage erreichen, eine Eventualität, der die vorwiegend auf Deckung ihrer Küsten bedachten Amerikaner schwerlich sofort im vollen Umfange begegnen könnten. Ferner haben wir an der pazifischen Küste Merikos die Magdalena-Bai, welche infolge ihrer natürlichen Formation eine ideale Flottenbasis darstellt, und nach welcher von Washington sowohl, als auch von Tokio aus seit Iahren begehrliche Blicke geworfen werden. Es liegt auf der Hand, von welcher Wichtigkeit diese Bai für die beiden Rivalen sein muß, und man dürfte kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß dieser Punkt bei den Verhandlungen zwischen Meriko und der japanischen Regierung und zwischen Washington und der mcrikanischcn Regierung eine weit größere Rolle gespielt hat, als der Öffentlichkeit bekannt geworden ist. Die Beziehungen der Huerta-Regierung zu Japan sind so auffällig intim, daß sich einem unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß hier noch etwas anderes zugrunde liegt, als die in Meriko so sehr betonte, aber noch ziemlich unbewiesene Rasscnverwandtschaft zwischen beiden Völkern.
Sollte aber nicht auch ein sicherer Landweg zum Panamakanal eine Frage darstellen, an der ein amerikanischer Politiker nicht ohne Aufmerksamkeit vorübergehen darf? Es cristiert schon heute eine Bahnlinie, welche Meriko der Länge nach durchschneidet und gegenwärtig bis zur Hauptstadt der Republik Guatemala reicht. Den südlichsten Teil dieser Linie hat man bezeichnenderweise „Panamerikanische Bahn" genannt, und die Fortsetzung bis zur Kanalzone wird

wohl nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen. Diese Verbindung kann aber für die Union nur dann von Wert sein, wenn sich in Meriko eine Regierung befindet, welche sich den Wünschen Washingtons unbedenklich fügt; denn die kleinen zentralamerikanischen Republiken können den Amerikanern natürlich keine nennenswerten Schwierigkeiten machen, während es umgekehrt in die Hände Merikos gegeben ist, den Verkehr auf dieser Bahn jeden Tag unmöglich zu machen. Man sieht, die Interessen der Vereinigten Staaten in Meriko sind so zahlreich und schwerwiegend, daß es geradezu hieße, den amerikanischen Staatsmännern Mangel an Einsicht nnd Pflichtgefühl vorwerfen, wollte man annehmen, daß diese bei der Politik der Union einfach außer acht gelassen wären. Worauf Woodrow Wilson eigentlich lossteuert, und wie weit die hier kurz skizzierten Erwägungen seine Haltung beeinflußt haben, entzieht sich naturgemäß der öffentlichen Kenntnis. Daß diese aber eine Rolle gespielt haben müssen, kann nicht geleugnet werden. In den Vereinigten Staaten bildet der imperialistische Gedanke seit dem Tage Roosevelts eine Macht, der auch ein demokratischer Präsident bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen muß, ohne daß er deshalb gegen seine Grundsätze zu verstoßen braucht. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es schon der nächsten Zukunft vorbehalten ist, Licht über die wahren Absichten der Amerikaner zu verbreiten. Soviel steht fest. Die merikanischen Wirren, von Europa fast unbeachtet, können heute nicht mehr als innere merikanische Angelegenheit angesprochen werden, sondern haben sich längst zu einer internationalen Frage ausgewachsen, über deren Bedeutung erst die Geschichte ihr Urteil sprechen wird.

Otto Koester:

Gegner der Friedensbewegung.

Daß in den Kreisen der Gebildeten der Pazifismus noch immer auf so erstaunliches Mißverstehen, auf so hartnäckigen Widerstand stößt, das ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte eines Volkes, aus dessen Mitte ein Kant hervor, ging. Wollte man die Ursache dieses tiefbedauerlichen Umstandes mit einem knappen Ausdruck kennzeichnen, so könnte man sagen: Mangel an Reinheit des intellektuellen Gewissens. Das soll nicht heißen, daß es der Gegenwart im Ver« gleich mit früheren Zeitaltern an gutem Wollen gebräche: ein Blick etwa auf die heutige soziale Fürsorge, in der doch neben allen „realpolitischen" Beweggründen ein reiner ethischer Kern nicht zu verkennen ist, kann da eines Besseren belehren. Es soll mit jenem Wort vielmehr gesagt sein, daß es in den gebildeten Schichten an dem folgerichtigen, unbeirrten Durchdenken der sittlichen Forderungen unserer Zeit in erschreckendem Maße zu fehlen scheint.

Zu einer schweren Gefahr für die Gesamtheit aber wird diese Erscheinung, wenn gerade die Männer, deren erhabener und verantwortungsvoller Beruf es ist, an der sittlichen Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, in ihrem Denken und Verhalten Widersprüche und Unklarheiten verraten, ja ahnungslos in breitester Öffentlichkeit zur Schau tragen, die nur aus einer Außerachtlassung ethischer Begriffe zu erklären sind. Das Amt des sittlichen Erziehers erfordert mehr als den in seinem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohlbewußten Menschen, mehr als den bloßen schlichten, guten Willen; es verlangt ein Wissen um das „praktische Gesetz", es verlangt eine streng systematische „Aufsuchung und Festsetzung des obersten Prinzips der Moralität". Zwar: „Was ich zu tun habe, damit mein Wollen sittlich gut sei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit," sagt Kant und wirft zugleich die Frage auf, ob es demnach nicht ratsamer sei, es in moralischen Dingen bei dem „gemeinen Vernunfturteil" bewenden zu lassen, „um nicht den gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt abzubringen". Kant sah Grund genug, diese Frage zu verneinen, und schuf ein Fundament der Ethik, das, gleichwie jene „kopernikanische" Wendung der Kritik der reinen Vernunft aller zukünftigen theoretischen Philosophie die entscheidende Richtung gab, in seinen Grundzügen, vor allem durch die Abkehr von jeglichem Empirismus, zum unverlierbaren Gut der Menschheit wurde.
Bisweilen aber könnte es den oberflächlichen Beobachter bedüukcn, als liege das Werk des tiefsten Denkers, den die Erde trug, abseits vom Strome des geistigen Lebens in der Gruft der Bibliotheken und Archive verschüttet und begraben, als sei sein Geist niemals aus dem Bereich einer kleinen, abgeschlossenen Gemeinde, aus dem engen Kreis der Fachphilosophen hinausgedrungen, um andere Wissenszweige und weitere Lebensgebiete zu befruchten. So konnte man meinen, als die fünfziger Iahre des vorigen Iahrhunderts einen fast beispiellosen Tiefstand des philosophischen Denkens zeitigten. So konnte man aber auch in jüngerer und jüngster Zeit noch manchmal meinen, trotzdem die letztvergangenen fünf Dezennien im Zeichen einer stetig wachsenden Besinnung auf Kant und der Ausbildung seiner Methode gestanden haben. Wir haben es erlebt, daß ein Ernst Häckel, den Wundt in die Gesellschaft der jüngeren jonischen Hylozoisten verweist, den breiten Massen die Lösung der Welträtsel verkündete und dafür als geistiger Befreier und Lichtbringer gefeiert wurde. Wir hören in der Gegenwart von einer „energetischen Weltanschauung" reden und werdcu belehrt, daß der kategorische Imperativ durch den der Neuzeit entsprechenden „energetischen Imperativ" zu ersetzen sei. Und erst vor kurzem wurden wir Zeugen eines Schauspiels, das alle, die an den endlichen Sieg des kantischcn — und das heißt für mich: des wahren — Idealismus glauben, auf das tiefste beunruhigen mußte: wir erlebten es, daß die überwältigende Mehrheit derer, die von Berufs wegen jahraus, jahrein uuter uns das Evangelium der Menschen-

liebe predigen, die Gemeinschaft mit denen verleugnete, die Haß und Kriegsgelüst der Völker bekämpfen, ja, daß manche von ihnen mit entrüsteter Gebärde und verächtlichen Worten die zum Bunde dargereichte Hand der Friedensfreunde zurückstießen. Zu ernster Sorge um die ethische Bildung unserer religiösen Volkserzieher muß das Faktum stimmen, noch ehe man an die Untersuchung der Gründe geht, aus denen sich diese Erscheinung allenfalls erklären läßt. Denn eine noch so tief in das Gefüge der psychologischen und sonstigen Ursachen eindringende Erklärung vermöchte nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß die Gesinnung jener Männer sich in offenen Widerspruch gesetzt hat zum Geist des Christentums und zu den Geboten der Vernunft. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß hier der gute Glaube antipazifistischer Geistlicher nicht verdächtigt werden soll; auch bloß den leisesten Argwohn aufkommen zu lassen, hier oder da könne böser Wille seine Hand im Spiel haben, vermöchte selbst nur böser Wille. In diesem Sinne ist das Moralische immer selbstverständlich; die Frage aber bleibt, ob dies Moralische, d. h. das Handeln nach bestem Wissen und Gewissen, wirklich auch stets das Gute ist.

Erinnern wir uns kurz des Geschehenen: Zu Anfang vorigen Iahres erging an 3000 Geistliche und theologische Hochschullehrer der evangelischen deutschen Landeskirche der Aufruf, öffentlich durch Unterschrift die Idee des Völkerfriedcns zu vertreten. Den Aufruf unterzeichneten bis zum Herbst 1913 von jenen 3000 Männern 400, und diese Zahl hat sich seitdem nur um ein weniges vergrößert. Sechs Siebentel etwa aller derer, die es anging, verweigerten ihre Zustimmung zur Sache des Pazifismus! In seiner Schrift „Kirche und Krieg" hat Walter Nithack-Stahn, der hochgemute Verfasser jenes Aufrufs und bekannte Berliner Prediger, dieses beschämende Ergebnis erörtert und von den Antworten, die ihm aus dem Lager der Gegner zuteil geworden sind, Proben gegeben, die bestürzt machen. „Ich empfinde es als persönliche Beleidigung und als Kränkung meines Luthertums, mir eine solche Unterschrift zuzumuten. Wie man überhaupt das christliche und sittliche Recht des kriegerischen Blutvergießens nur anzweifeln kann, ist mir unverständlich . . . ." „Eine Verwechslung von Gottesreich und den Weltreichen halte ich für das Merkmal der Rottengeister und Schwarmgeisterei." „. . . Wie kommen Sie dazu, daß das Christentum nur Friede sei? Iesus sagt: Ich bin gekommen, um Frieden zu bringen. Sein Leben war ein Streiten." Einer meint, der Aufruf enthalte „fast nichts, was vor einer nüchternen, auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Kritik bestehen könne"; einen anderen hält „der Blick für die Wirklichkeit der Geschichte" von der Unterzeichnung ab. „Verschwommener, kosmopolitischer Friedensdusel," „christlich verbrämtes, sentimentales und schwächliches Gerede," „Gewinsel, Verbrechen am Vaterlande" — mit solchen und ähnlichen Wendungen tut man geistlicherseits den Pazifismus ab. — Wie ist das möglich? so fragen wir mit dem Verfasser des Ausrufs. Er ant-

wvrtet: durch Unwissenheit; er ist mutig genug, das rechte Wort zu gebrauchen. Und wenn er als Amtsgenosse, der von Amtsgenossen spricht, begreiflicherweise es unterläßt, einem notwendig sich aufdrängenden weiteren Gedanken Ausdruck zu geben, so wollen wir an seiner Statt es tun: daß nämlich diese Unwissenheit einem Mangel an sittlicher Durchbildung gleichkommt. Es ist Pflicht, unerläßliche Pflicht der religiösen Lehrer und Berater des Volks, in diesem Falle zu wisse n. Und dieses Wissen hat ein zweifaches zu sein: einmal ein Wissen um die grundlegenden Gedanken der Friedensbewegung (in schier unglaublicher Weise werden sie auch in Theologenkreisen noch immer mißverstanden), und ferner ein Wissen um diejenigen fundamentalen Prinzipien des philosophischen Denkens, die als das Vermächtnis Kants zum unzerstörbaren, vom Streit der Schulen nicht berührten Besitztum der Menschheit geworden sind. Nur zu diesem letzteren Wissen sei hier einiges kurz gesagt.

Es gibt in der Geschichte der neueren Theologie einen Mann, der, aus Hegels Schule hervorgegangen, gegen das Ende seiner Tage beim naturwissenschaftlichen Materialismus landete, und der des gewaltigen Einflusses wegen, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, von frommen Gemütern für eine Inkarnation des Erzfeindes, des Antichrists selber gehalten werden konnte: David Friedrich Strauß. So unwahrscheinlich es klingt, es scheint doch, als bestünde zwischen manchem evangelischen Pfarrer und diesem vom Geist des Christentums Abtrünnigen, diesem Gesinnungsgenossen der Vogt, Moleschott und Büchner und Verehrer Darwins, eine gewisse Scelenverwandtschaft. In seinem Buch: „Der alte und der neue Glaube" bringt Strauß bereits in mustergültiger Form ein Argument gegen die „Friedensschwärmer", das man heute bis zum Überdruß in allen Tonarten abgewandelt hört, und das auch in manchen jener antipazifistischen Äußerungen von Geistlichen mitanklingt. Er sagt dort: „Warum agitiert man nicht auch für Abschaffung der Gewitter? Wie sich in den Wolken immer Elektrizität ansammeln wird, so wird sich in den Völkern immer von Zeit zu Zeit Kriegsstoff ansammeln .... Zwischen zwei Völkern mögen sich untergeordnete Punkte durch freigewählte Schiedsgerichte schlichten lassen; im Streit über Lebens- und Machtfragen dagegen werden sie sich vielleicht eine Zeitlang zu vertragen suchen, in der Regel jedoch wird der Vertrag nur ein Waffenstillstand sein, bis das eine für sich oder durch Bundesgenossen sich so stark glaubt, um losbrechen zu können. Die ultimo liltio der Völker, wie sonst der Fürsten, werden auch ferner die Kanonen sein." Indem Strauß dann kurz auf die Ursachen des Krieges von 1870/71 eingeht, fährt er fort: „Wäre Kant selbst Minister des Königs von Preußen gewesen, er hätte ihm nicht anders raten können Oc als zur Annahme des Krieges). Das setzt aber schon von der andern Seite Leidenschaft und Unvernunft voraus, und an dieser wird es, solange Menschen Menschen bleiben, bei Völkern wie bei einzelnen niemals fehlen. Die Kriege werden seltener werden, aber aufhören werden sie nicht . . . Stammt der Mensch, wenn auch als der

höchste, geläutertste Sprößling aus dem Tierreich her, so ist er von Hause aus ein irrationelles Wesen; es wird, bei allen Fortschritten von Vernunft und Wissenschaft, doch die Natur — Begierde und Zorn — immer eine große Gewalt über ihn behalten."

Hier haben wir, in Reinkultur, die Denkungsart, die man die Todsünde wider den heiligen Geist des Idealismus nennen könnte: der Mensch, der einst mit Vetter Gibbon und Gorilla auf Urwaldbäumen hauste, wird niemals seiner Tierheit ledig werden, „trotz aller Fortschritte von Vernunft und Wissenschaft," und es wird immer Kriege geben, „solange Menschen Menschen bleiben"; noch kürzer: weil es immer so war, wird es immer so sein. Es ist eine öde Logik, die so spricht, dieselbe Gesinnung, die einstmals auch Sklaverei und Despotismus für Wesensbestandteile einer unverrückbaren Weltordnung hielt; und die bequeme Berufung auf die vi» inerti»e der Menschennatur — sie ist nichts anderes, als die Beschönigung der eigenen sittlichen Trägheit. Wir haben keine Veranlassung, Friedrich Nietzsches geistreiches Pamphlet gegen Strauß, „den Bekenner und den Schriftsteller," zu unterschreiben, denn Nietzsche (der den „Willen zum System" bekanntlich für einen „Mangel an Rechtschaffenheit" erklärt) hat mit dem Geiste Kants nichts zu schaffen. Das Wort aber, das er auf Strauß und seinesgleichen gemünzt hat, scheint uns, gerade im Hinblick auf Straußens Bemerkungen zur Weltfriedenefrage, zutreffend: das Wort vom „Bildungsphilister". Man sehe nur hin, mit welchem selbstzufriedenen Behagen hier der einstige Zögling des Tübinger Stifts in den seichten Gewässern des Materialismus umherplätschert, herzlich unbekümmert um die Frage, was denn in einer Welt, in der es schlechterdings nichts anderes als bewegte Materie gibt, in der Denken, Wollen und Handeln nach ewigen, ehernen Gesetzen vor sich gehen und letzten Endes sich in nichts von physikalischen oder chemischen Energien und deren Umwandlungen unterscheiden, — was denn in einer solchen Welt die Begriffe Gut und Böse, stecht und Unrecht, Willensfreiheit und Verantwortlichkeit noch für einen Sondersinn behalten. Das aber eben ist das durchaus Unzulängliche, das Ewigsubalterne dieses Standpunkts, das untrügliche Zeichen des „Bildungsphilisters", daß der so Denkende,.in selbstgefälligem Stolz auf den Ergebnissen empirischer Forschung fußend, eine „Weltanschauung" aufbaut, die ihrem Wesen nach Raum nur für Tatsachen, nicht für Werte, nur für erfahrungsmäßiges Sein, nicht für ein jenseits der Erfahrung liegendes Sollen haben kann, — ohne auch nur von ferne zu ahnen, daß der so hochgepriesene und alleinseligmachende Begriff von „realer Wirklichkeit" selbst dem höheren Gesetz des Sollens unterliegt, daß unser Erkennen nicht ein Aufnehmen und Widerspiegeln fertiger Gebilde, sondern ein Gestalten, daß alle wissenschaftliche „Wahrheit" selbst nur eine ewige „Aufgabe" ist. Und es sei hier gleich auch auf den zwiefachen Widerspruch hingewiesen, den diese Lehre, ganz abgesehen von ihrer naiv-dogmatischen, von keinem erkenntnistheoretischen Bedenken angekränkelten Grundlage, in sich

birgt: einmal wird die Natur des Menschen als ein Unveränderliches, Beharrendes hingestellt, während doch andrerseits die Welt nach natürlichen Entwicklungsgesetzen stetig fortschreiten soll; und ferner kann diese Ansicht, indem sie sich als Weltanschauung gebärdet, gar nicht umhin, fortwährend Wertmaßstäbe anzulegen, für die Entwicklung des Einzelnen wie der Gesamtheit letzte, um ihrer selbst willen zu erstrebende Ziele zu setzen und Wege zu weisen, die zu setzen und zu weisen müßiges Tun wäre, wenn wirklich alles, was geschieht, nach unwandelbaren, ewigen, von unserm Denken unabhängigen, das Denken selbst vielmehr (das ja auf diesem Standpunkt nur ein „Gchirnsekret" ist) beherrschenden Gesetzen geschähe. Überschreibt doch Strauß selbst den vierten Abschnitt seines Buches: „Wie ordnen wir unser Leben?" Ia, hat denn diese Frage des Ordnens überhaupt noch einen Sinn, wenn alles längst geordnet und so geordnet ist, daß kein menschlicher Wille, wenn anders von einem solchen überhaupt noch zu sprechen ist, diese Ordnung zu ändern vermag, wenn alles kommt, wie es kommen muß — mit unausweichlicher Notwendigkeit und unbeeinflußbar durch menschliches Handeln, das selbst ja den Gesetzen des Geschehens unterliegt, und dessen „Freiheit" eine (durch irgendwelche psychologischen Bedingungen mit Notwendigkeit bewirkte) Illusion ist? — So sehen wir, daß, wer die genetisch-kausale Betrachtungsweise als die allein berechtigte und mögliche anerkennt, bei folgerechtem Denken unweigerlich zu jenem Fatalismus gelangen müßte, der alles ethische Denken als eine von uralters dem Menschengeschlecht anhaftende und darum gewissermaßen ehrwürdige Schrulle vielleicht wohlwollend duldet, im stillen aber ihm das Eristenzrecht abspricht.

Menschen sind Naturprodukte, und Kriege sind daher Naturereignisse, das ist die Quintessenz der Straußischen Lehre, und jede Zeile verrät es deutlich, mit welch siegesgewissem, selbstzufriedenen Philisterstolz der Autor sich damit auf den Boden der „realen Wirklichkeit" stellt, auf dem man vor dem Vorwurf der Ideologie, der utopistischen Schwärmerei und der Sentimentalität unbedingt gesichert ist. Wie hoch fühlt er sich, von den Zinnen der Naturwissenschaft den Weltlauf überblickend, den Rednern und Rednerinnen des „famosen" Lausanner Friedenskongresses (vom Iahre 1872) überlegen in dem beglückenden Bewußtsein realpolitischer Aufgeklärtheit: alle frommen Wünsche und Weltverbesserungsgedanken in Ehren, solange sie im stillen Kämmerlein bleiben — in der Welt, in der die Dinge hart aneinanderstoßen, wirken sie störend und lächerlich. Und als „Realpolitiker" zu gelten, das deucht auch heutzutage — und heute erst recht — so viele kleine und große Philister in deutschen Gauen als eines rechten Mannes höchster Ruhm; insonderheit aber scheinen die, deren Beruf es ist, das Streben nach verinnerlichtem Menschentum zu fördern und zu pflegen, für ihre bürgerliche Reputation keine größere Gefahr zu kennen, als in den Ruf eines Ideologen zu kommen; gleich als ob nicht Ideologie — zu deutsch der Glaube an die Macht des Gedankens — das Grundelement aller Kultur und Sittlichkeit

und von wahrer Religiosität untrennbar wäre. So gibt es gerade unter den Hütern der Religion offenbar viele, die nichts ängstlicher scheuen als den Verdacht, des „realen Sinnes" zu ermangeln, und jener Herr, der in dem Aufruf Nithack-Stahns fast nichts fand, „was vor einer nüchternen, auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Kritik bestehen könnte," auch ihm scheint, wenn nicht alle Zeichen trügen, das empirische Wissen um die menschliche Natur und um menschliche Lebensverhältnisse als einzig wertvolles Wissen zu gelten, auch er trägt wohl ein gutes Stück von Straußischem Philistergeist in sich. Dabei — das sei noch angemerkt — tut es nichts zur Sache, wenn man vom theologischen Standpunkt aus den kausal-notwendigen Ablauf alles Geschehens als „göttliche Weltordnung" auffaßt; der sittliche Wert solcher Weltbetrachtung ist beidemal der gleiche, nämlich gleich Null, denn hier wie dort wird die freie Selbstbestimmung des Menschen, die unbedingte Voraussetzung jedes sittlichen Urteils, ausgeschlossen.

Darum möchte es an der Zeit sein, das heranwachsende Theologengeschlecht in höherem Maße, als es bisher geschehen zu sein scheint, zu ernsthaften erkenntnistheoretischen sowohl wie ethischen Studien anzuleiten; allein auf diesem Wege läßt sich zur Klarheit über die wahren Grundlagen und Ziele unseres Geisteslebens und unserer Kultur gelangen, auf dem Wege nämlich nicht der psychologischen Analyse (diese vermag lediglich Kausalzusammenhänge aufzudecken und ist insofern, nach Kant, nur „Naturwissenschaft"), sondern der Erkenntnis des 2 priori und seiner verschiedenen Formen oder, um einen Ausdruck Windelbands zu gebrauchen, auf dem Wege einer „Wissenschaft der Werte". Solche Studien erziehen zugleich dazu, statt in Worten, die wohl gar noch mit falschen und irreführenden Gefühlswerten belastet sind, in strengen, rechtmäßig gebildeten Begriffen zu denken. Denn — damit kommen wir zum Kernpunkt dieser Erörterung — wie überhaupt, so scheint auch (soll man sagen leider oder Gott sei Dank?) unter den Theologen, die sich zur Völkerfriedcnsfrage ablehnend verhalten, ungleich häufiger als eine einseitig materialistische Gedankeneinstellung (materialistisch hier stets in rein philosophischem Sinne verstanden), diejenige Geistesdisposition sich vorzufinden, die idealistische Denkmotive mit materialistischen kritiklos verquickt, die das Kausalgesetz, die Willensfreiheit und womöglich auch noch die göttliche Vorsehung gewissermaßen nebeneinander in ein und dieselbe Ebene verlegt und mit einer intellektuellen Sorglosigkeit und Naivität ohnegleichen sich an Problemen versucht, über die ernsthaft schlechterdings nur auf dem Boden wissenschaftlicher Ethik gehandelt werden kann. Dieser Standpunkt — ist in Wahrheit kein Standpunkt, sondern nichts als eine fortgesetzte Grenzverwischung, nichts als ein haltloses Hin- und Hertaumeln, das von vornherein jede einheitliche systematische Betrachtung vereitelt. Es ist unmöglich, über Wesen und Bedeutung des Staates, über Individualismus und Sozialismus, Nationalismus und Kosmopolitismus

irgendetwas von maßgeblicher Bedeutung zu sagen, ohne sich über den Unterschied praktischer und theoretischer Vernunftprinzipien und ihr Verhältnis zueinander klar zu sein. Wer aber mit jedem Worte verrät — und jedes, auch das kleinste Wort verrät da unfehlbar —, daß die Grundlinien kantischen Denkens ihm fremd sind, der sollte es füglich unterlassen, in einer Frag« wie der des Pazifismus öffentlich Stellung zu nehmen gegen die Ansicht eines Mannes, dem das menschliche Geistesleben die gewaltigste Förderung verdankt, die es je erlebte, und der das unablässige Streben, dem „heillosen Kriegführen, worauf als dem Hauptzweck bisher alle Staaten ohne Ausnahme ihre inneren Anstalten gerichtet haben, ein Ende zu machen", als den „ganzen Endzweck der Rechtslehre innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" bezeichnet hat. Mindestens aber sollte man es vermeiden, Sätze zu schreiben wie diesen, den ich einem um vergangene Weihnachten in einer unserer größten Tageszeitungen erschienenen Artikel eines streitbaren Geistlichen entnehme: „Wie die Eigenart der Menschen und mit ihr ihre Verschiedenheit, so ist auch die der Völker eine gottgewollte und für jedes Volk mit besonderen Aufgaben verbunden, aus denen dann auch Verwicklungen und Gegensätze zu andern Völkern erwachsen können, die mit Notwendigkeit zum Kriege führen." Das ist ein wahres Musterbeispiel für die kritik- und sinnlose Vermengung materialistischer und idealistischer Gcdankenansätze (von dem religiösen Ingrediens sei hier ganz abgesehen). Als Stichprobe aus einer ungeheuer weitverbreiteten Gattung „geschichtsphilosophischer" Betrachtungen spricht dem, der Ohren hat zu hören, solch ein scheinbar harmloses Sätzchen Bände. „Die Eigenart der Menschen und mit ihr ihre Verschiedenheit" — hier ist der Blick auf empirisches, kausal bedingtes Sein eingestellt; die „Aufgabe" schließt den Begriff des „Sollens" ein und versetzt damit in diejenige Sphäre, in der nicht nach Ursache und Wirkung, sondern allein nach Zweck und Mittel zu fragen ist; und mit den „Verwicklungen und Gegensätzen, die mit Notwendigkeit zum Kriege führen", werden wir dann unversehens wieder aus dem Reich der praktischen in das der theoretischen Vernunft zurückgewiesen, in dem nach historischen Entwicklungsgesetzen Kriege zu gewissen Zeiten mit „Notwendigkeit" eintreten. Wir wollen hier nicht im allgemeinen die tieftraurige Tatsache beklagen, daß diese Art einer ganz und gar unsystematischen, unkritischen, prinzipienlosen Geschichtsauffassung mehr oder weniger unsere gesamte Tagesliteratur beherrscht. Wenn es aber auch, zumal unter der Herrschaft des überlebten Bildungsideals unserer höheren Schulen, unbillig wäre, von dem Gros unseres zu hastiger Arbeit gezwungenen Iournalistentums bei der Erörterung von Fragen grundsätzlicher Natur überall strenge philosophische Begriffsbildung zu fordern, so verlangen wir doch von einem Geistlichen, der über ein Thema von so ungeheurer, unermeßlicher Bedeutung wie das des Völkerfriedens durch das Sprachrohr der Presse zu Hunderttausenden spricht, daß er sich nicht an einem Gegenstand, den ein Kant des tiefsten Interesses und der ernstesten Gedankenarbeit würdig fand, mit

brüchigen Redensarten versündigt. Denn Phrase — das Wort muß ausgesprochen werden — nichts anderes ist ein solcher Satz wie der eben angeführte, und den gedanklichen Untergrund, auf dem er und seinesgleichen gedeihen, hat Kant einmal hart, aber treffend einen „ekelhaften Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halb vernünftelnden Prinzipien" genannt.
Ihre Phrasennatur erweisen solche Sätze aber am klarsten dadurch, daß sie nie und nimmer zu einer Erkenntnis, sondern stets nur zu einem dialektischen Wortgeplänkel führen. Man versuche es nur einmal: Behauptet man etwa mit Hermann Cohen, daß der Mensch als autonomes Vernunftwesen die Aufgabe habe, „jede Person, also auch diejenige Person, welche jede andere Nation darstellt, niemals bloß als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck zu gebrauchen", so wird erwidert, das sei ja schön und gut gedacht, aber der Gegensatz nationaler Interessen mache „unter Umständen nach der geschichtlichen Entwicklung ein Volk zum Erbfeind des andern"; weist man dann aber darauf hin, daß die Entwicklung der Menschheitskultur gerade auf einen allmählichen Ausgleich nationaler Gegensätze deute, so bekommt man zu hören, es sei Pflicht jedes Patrioten, den verderblichen Weltbürgersinn durch Pflege des Nationalbewußtseins niederzuhalten. Daß solche Antworten nichts anderes dartun als die alte Wahrheit, wie trefflich sich's mit Worten streiten läßt, ist jedem Einsichtigen klar. Und — um es hier nochmals zu betonen — ihren eigentlichsten und tiefsten Grund hat die Fruchtlosigkeit solcher Diskussionen, wie wir sie in breiter, vielfältiger Ausgestaltung tagtäglich in der Öffentlichkeit erleben, darin, daß der Gegner bald aus dem „Reiche der Natur" in das der „Freiheit", bald wieder zurück in die Erfahrungssphäre gleitet. Bequem ist solches Verfahren ohne Frage und vorzüglich geeignet, sich gegen die Nötigung zu tieferm Nachdenken, gegen Skrupel und Zweifel, die leicht an Abgründe führen und dann zu Schwindel neigenden Köpfen gefährlich werden können, zu schützen. Aber es ist zugleich auch die Quelle aller Sophismen und schwächt, den Schein strenger Logik oft meisterhaft wahrend, in Wirklichkeit die Urteilskraft. Wer solcher Schwächung vorbeugen will, dem sei das Stahlbad kantischer Philosophie empfohlen, und diesen Rat, so scheint es, sollten unsere jungen Theologen beherzigen. Vielleicht, daß vorläufig dann eines wenigstens erreicht würde: daß nämlich ein evangelischer Geistlicher Bedenken trüge, sich eines Argumentes zu bedienen wie des Hinweises, „wie sehr es in den letzten Kriegen . . . nicht die brutale Gewalt, sondern die überlegene Kriegskunst gewesen ist, der wir die herrlichen Siege zu verdanken gehabt haben, und wieviel mehr wir dieser in jedem künftigen Kriege bedürfen werden". Will der also Redende etwa behaupten, daß mit Vervollkommnung von Strategie und Taktik sich die Zahl der Menschenopfer verringere? Dann möge er von den Verlustlisten des russisch-japanischen Feldzuges oder des Balkankrieges Kenntnis nehmen. Oder aber meint er, daß die Überlegenheit der Kriegskunst die Menschenschlächterei adele, glaubt er, daß der Massenmord

darum weniger Mord sei, weil man zu seiner Ausführung scharfsinnige Überlegungen und ein raffiniertes Instrumentarium anwendet?
Vielleicht auch würde die Beschäftigung mit kantischer Philosophie, die sich mit wahrer Frömmigkeit und einem gereinigten Theismus so gut verträgt, wie sie allem scholastischen Dogmatismus und Buchstabenglauben den Boden abgräbt, dazu beitragen, daß jene unsagbar kindliche, die Geistesverfassung unserer Theologie schwer kompromittierende, schlechthin unwürdige Art der Beweisführung verschwindet, die mit Hilfe einer Anzahl mühselig zusammengetragener Bibelstellen dartun möchte, daß der Stifter der christlichen Religion die Berechtigung und Notwendigkeit des Krieges gepredigt habe; vielleicht wird man uns dann verschonen mit Hinweisen wie dem, daß das Neue Testament durch drei Hauptmänner, den von Kapernaum, den unterm Kreuz und den von Cäsaraa, den Eoldatenstand verherrliche.
Gottlob, es sind nicht viele, die den traurigen Mut haben, mit solchem Rüstzeug den Pazifismus zu bekämpfen — zur Ehre unseres geistlichen Standes sei es gesagt. Überhaupt: die meisten reden nicht, sie schweigen und stehen abseits, oft teilnahmlos, oft vielleicht auch innerlich schwer ringend.
Wir aber wollen nicht ablassen, auf das Nahen einer Zeit zu hoffen, da die Lehrer und Diener der evangelischen Kirche das Wort „Friedensschwärmer", das sie heute noch als Schmähung empfinden, erhobenen Hauptes sich als Ehrentitel zurechnen, da sie in geschlossenen Reihen den Fahnen des Pazifismus zueilen werden, und da jene leidenschaftlich-bitteren Verse Friedrich Bodenstedts auf die „Heuchelei der kriegerischen Nazarener" nur noch an Vergangenes erinnern.
Denn, um jene träge Philistermoral im kantischen Sinne umzukehren: das Kriegführen der Völker wird genau in dem Maße abnehmen, als Menschen Menschen werden; und Menschwerdung — das bedeutet hier nicht weibisches Sichverlieren an verschwommen-humanitäre Sentiments, sondern strenge Zucht des Denkens und Besinnung auf jenen „erhabenen großen Namen", welcher Pflicht heißt.

Alfred Striemer:

Mitteistand und Sozialismus als Kulturprobleme.

Was erstreben wir? Ein möglichst sorgenfreies, wirtschaftlich gesichertes Leben. Der Arbeiter fordert auskömmlichen, den Unterhaltskosten tatsächlich entsprechenden Lohn, Schutz vor Arbeitslosigkeit, Schutz seiner Persönlichkeit durch ausreichende Rechtsgarantien. Das gleiche fordern die auf Kündigung angestellten technischen und kaufmännischen Beamten. Die wirtschaftlich Selbständigen, Handwerker, Kauflcute usw. (der selbständige Mittelstand), fordern Schutz gegen die spekulativen Eingriffe des Großkapitals in ihre natürlichen Interessensphären.

Die Arbeiterschaft und Angestellten haben sich zum erheblichen Teil auf den Boden der sozialistischen Wirtschaftsauffassung gestellt. Sie erwarten von der Verstaatlichung der Produktionsmittel die Vorteile, daß ihnen eine Eristenzsicherheit geboten wird, die unsere jetzige Wirtschaftsform nicht zu bieten vermag, daß ihre Persönlichkeit eine größere Freiheit und höhere Bewertung erfahren wird: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Muße, 8 Stunden Schlaf.

Die Verfechter der wirtschaftlichen Selbständigkeit erblicken in der Verstaatlichung der Produktionsmittel jene Gefahren in verstärktem Maße, die heute bereits in bezug auf die Entfaltung persönlicher Eigenart in den Groß- und Riesenbetrieben der Gegenwart sich gezeigt haben. Der Großbetrieb er» fordert eine absolute Einordnung in das Triebwerk des fein gegliederten Organismus, die Abhängigkeit des einen vom anderen, die Unterordnung des einen unter den anderen. Die Arbeitsteilung, die Ausbildung auf engbegrenztem Gebiet, schlingt um den Angehörigen des Großbetriebes eine Fessel, die von Iahr zu Iahr seiner Werksangehörigkeit fester wird. Geht der Großbetrieb in den Staatsbetrieb über, so ergeben sich Rechtsgarantien für die Werksangehörigen, die ein wirtschaftlich sorgenfreies Leben bringen.

Es ergibt sich der Beamten staat. Die Arbeit ist geregelt, die wirtschaftlichen Sorgen sind beseitigt, die Zeit der Muße für die Pflege des persönlichen Lebens ist da. Die Menschen können mit ruhigen Nerven sich bestreben, an ihrem Emporkommen durch Entwicklung ihrer sittlichen Kräfte zu arbeiten. Dieser Zustand besteht bereits für einen erheblichen Teil unseres Volkes, für alle diejenigen, die in staatlichen oder kommunalen Betrieben die lebenslängliche Anstellung erworben haben, nicht nur auf dem Gebiet der Verwaltung, sondern auch der Produktion und des Verkehrs, bei den Eisenbahnen, Post, Bergwerken, Werften, staatlichen Fabriken, bei Gasanstalten, Elektrizitätswerken usw.

Daß der Erfindungsgeist, die Fortschrittsarbeit, in diesen Betrieben nicht tot sind, wissen wir wohl. Zahlreiche Erfindungen und Verbesserungen werden von diesen beamteten Angestellten, Werkmeistern und Arbeitern gleichfalls laufend gebracht. Haben die Beamten das Bedürfnis, die Arbeitsstellen zu wechseln, so wird dem Folge gegeben. Versetzungen von Beamten erfolgen ja ständig. Den Norwärtsstrebenden liegt der Weg bis zu einem gewissen Markstein offen durch Ablegen von Prüfungen.

Die Fortschrittsarbeit selbst ist bei dem hohen Stande der Technik und Wissenschaft heute bereits an bestimmte Organisationen, an Versuchsanstalten und Forschungsinstitute gebunden, so daß es dem einzelnen auf vielen Gebieten überhaupt gar nicht mehr möglich ist, selbständig und mit eigenen Mitteln Fortschrittsarbeit zu leisten.

Alle diese Erscheinungen liegen doch klar vor, man braucht sie nicht erst in einen Zukunftsstaat hinein zu projizieren. Und wer aus ihnen die Forderung herleitet, daß das, was sich als lebensfähig, brauchbar und gut erwiesen hat, nunmehr auf das gesamte Wirtschaftsleben übertragen werden soll, die Forderung der Sozialisten, so ist gegen die Berechtigung dieser Forderung kaum eine Einwendung zu machen.

Die kapitalistische Entwicklung treibt ja selbst machtvoll, ja mit Riesenschritten zum Großbetrieb, zum Riesenbetrieb, durch Fusionen, Kapitalserhöhungen, Syndikats- und Trustbildungen.

Diese Entwicklung ist aber nur geeignet, diejenigen in der Richtigkeit ihrer Überzeugung zu bestärken, die in der sozialistischen Organisation des Wirtschaftslebens das Endergebnis des bereits herrschenden Wirtschafts- und sozialen Kampfes erblicken.

Es ist nun eine eigenartige Erscheinung, daß die Sozialdemokratie durch die Art ihrer politischen Propaganda, durch die Grobheit der von ihr geleiteten wirtschaftspolitischen Kämpfe, die klaren Grundlinien des wirtschaftlichen Prinzips im Sozialismus den bürgerlichen Kreisen vollständig verdunkelt und ein verschwommenes Bild, das mit den verschiedensten rein politischen Forderungen durchstrichen ist, für das bürgerliche Auge erzeugt hat. Die politische Forderung des Ersatzes der Monarchie durch die Republik z. B. hat mit dem wirtschaftlichen Prinzip gewiß nichts zu tun, dient aber in allererster Linie dazu, es durch die Verquickung mit solchen politischen Fragen zu verdunkeln. Es ist doch eine offenbare Tatsache, daß heute für das große Bürgertum die Sozialdemokratie nichts anderes ist, als die Organisation der blutigen Revolution, der maßlosen Verhetzung der Volksmasse gegen den arbeitenden und unternehmenden, also Arbeit schaffenden Besitz, während sich der arbeitslose Rentner immer noch seines ruhigen Genusses erfreuen kann. Es ist ganz offenbar, daß die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt der schlimmste Feind des Sozialismus ist.

Über all diesen Kämpfen steht das Wohl und Wehe unseres großen, von Natur aus ideal veranlagten, gemütstiefen deutschen Volkes. Es wäre gewiß ein Unrecht, wollte man der Sozialdemokratie alle Schuld zuschieben. Das mangelnde Verständnis für das Naturnotwendige in dieser Entwicklung, für das Werdende, die Gewaltsmaßnahmen, um sie zu hemmen, haben ganz gewiß einen erheblichen Anteil an den politischen Überspannungen in der sozialdemokratischen Agitation und Kampfesweise. Der Kampf in solch schroffen Formen ist ihr gewiß zum Teil aufgezwungen worden.

Wir stehen nun an jenem Wendepunkte von gewaltiger historischer Bedeutung, der uns zu prüfen gemahnt, wo die Angelpunkte dieses großen wirtschafts- und sozialpolitischen Problems heute liegen: Staatssozialismus oder Klassenstaat mit wirtschaftlich selbständigem Mittelstand.

Dieses wirtschaftliche Problem ist das eigentliche Kulturprobleml

Ist die Menschheit auf dem Boden der staatssozialistischen oder der privatwirtschaftlichen Organisation am besten in der Lage, einer möglichst großen Zahl der Volksgenossen die Möglichkeit zu bieten, ihre Naturanlagen für die Entwicklung zu Persönlichkeiten zu entfalten, sie zu Befriedigung, Auswirkung und zum Glück gelangen zu lassen? Es handelt sich gar nicht um die Magenfrage, denn, wenn man ernstlich will, ist es auch unter heutigen Verhältnissen möglich das Ziel zu erreichen, daß im deutschen Vaterlande Deutsche, und vor allem deutsche Kinder nicht zu hungern brauchten oder das zum Leben Notwendigste entbehren müßten. Das ist nur eine Frage des ernstlichen Wollens. Daß dieses ernstliche Wollen nicht immer vorhanden ist, ist eine Anklage, die für sich besteht.

Kleinbetrieb und Großbetrieb unterscheiden sich vor allem dadurch, daß der Inhaber des Kleinbetriebes, der selbst den größten oder doch den verantwortungsvollsten Teil der Arbeit leistet, mit seinen Auftraggebern und Kunden persönlich in enger Fühlung steht, was im Großbetrieb fast gar nicht, im Staatsbetrieb überhaupt nicht der Fall ist. Der Droschkenkutscher, der seinen eigenen Wagen fährt, hat an seinen Fahrgästen, an ihrer Kundentreue, ein ganz anderes Interesse als z. B. ein Zugführer einer Eisenbahn oder ein Postbeamter am Schalter. Der Verkäufer im Warenhaus oder Konsumverein hat an dem einzelnen Kunden persönlich gar kein Interesse, während der Inhaber eines Kaufladens, der seine Kunden selbst bedient, an ihnen sein größtes persönliches Interesse hat. Er ist auf sie angewiesen, während im Warenhaus, im Großbetrieb die Kundschaft wechselt. Der Käufer findet also im allgemeinen (nicht immer) im Kleinbetrieb eine individuellere, eine persönlich interessierte Bedienung und Befriedigung seiner Wünsche.

Es ergibt sich nun die Frage, welche Bedeutung man dem beizumessen hat. Gewiß werden viele auf dem Standpunkt stehen, daß ihnen die höfliche und interessierte Bedienung nebensächlich ist, Hauptsache dagegen die ordnungsgemäße

Befriedigung ihrer Wünsche, daß sie sich in der Eisenbahn, im Konsumverein etc. durchaus befriedigt fühlen. Die teilweise schroffe Abfertigung bei Behörden ist nur eine Frage der Kultur und Erziehung, die auf diesem Gebiet am ehesten zu lösen ist.

Warum sind nun aber so viele Menschen in Staats- oder privaten Großbetrieben, die in sicheren Stellungen sind, doch nicht zufrieden, warum ist in ihnen derDrang nach einer Selbständigkeit so groß? Sie dürfen im fein organisierten Großbetrieb in ihrer Tätigkeit, in ihrer Willens- und Schaffensrichtung sich nicht um sich selbst als Mittelpunkt bewegen, sondern sie dürfen nur einen ganz kleinen Ausschlag nach rechts oder links machen, und vielleicht auch den nicht einmal, da sie sonst in die Sphäre der Nachbarn eingreifen und von diesen zurückgewiesen werden. Der wirtschaftlich Selbständige dagegen hat erheblich freiere Betätigungsfelder, er kann sich auswirken.

Wenn dem Beamten ausreichende Muße gesichert ist, und seine berufliche Arbeit ihm nicht genügend Freiheit zur Auswirkung gibt, so gibt ihm d i e gesicherte Mußezeit die Möglichkeit, sich doch auszuleben, sich mit allen Kulturfragen zu beschäftigen und zur Persönlichkeit sich zu entwickeln.

Vor allem liegt doch aber noch die Frage offen, welcher Prozent- s a tz der wirtschaftlich Selbständigen mit der gesicherten Arbeit und Freizeit, mit der gesicherten Eristenz zufrieden wäre, selbst wenn er einen Teil seiner Betätigungsfreiheit dafür opfern müßte.

Darf zugunsten einiger starker Individuen, die für den Wirtschaftskampf geboren sind und nach ihrer Anlage in ihm nur sich voll und ganz ausschöpfen und auswirken können, dem Bedürfnis der Volksmasse nach ruhiger, gesicherter Arbeit die Befriedigung vorenthalten werden? Die Volksmasse erhebt Anspruch, in den Genuß der kulturellen Schöpfungen zu gelangen, Lebensgenuß und Lebensfreude zu gewinnen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist aber ein planmäßig organisiertes Wirtschaftsleben, vielleicht die Verstaatlichung der Produktionsmittel, Voraussetzung.

Das Faktum der gesicherten Eristenz kann aber allein nicht dafür entscheidend sein, daß Millionen von Menschen mit ihrem ganzen Herzen an der Selbständigkeit hängen.

Die Selbständigkeit gibt dem Individuum die Entscheidung in die Hand, Zeit und Arbeit nach eigenem Ermessen einzuteilen, sie weist ihm das Recht zu, selbständig entschließen zu können, sie gibt ihm die Möglichkeit, den Erfolg der Arbeit zu sehen und genießen zu können und durch ihn Befriedigung zu finden, sie bewahrt ihn vor Vorgesetzten, die über ihn zu bestimmen haben, sie ermöglicht ihm, aufrecht zu gehen. Der wirtschaftlich Selbständige ist befreit von der demütigenden Abhängigkeit, die ihn

zwingt, sich allen menschlichen Schwächen des Übergeordneten gegenüber ergeben
zeigen zu müssen, und ihm höchstens gestattet, die Faust in der Tasche zu ballen.
Der kleine Milchhändler im Keller, der Scherenschleifer auf der Straße, der
Händler auf dem kleinen Boot, der den Schiffern Nahrungsmittel und andere
Artikel liefert, der Flickschuhmacher im Keller, der Geigenbauer in der Künstler-
werkstatt und alle die Tausende von Berufsmenschen verschiedenster Art, sie
alle haben gewiß Pflichten gegenüber ihren Abnehmern, die pünktlich und
treu zu erfüllen sind, befinden sich aber dennoch in einer anderen Freiheit und
Gebundenheit als der Lohnarbeiter oder Angestellte.
Wenn wir die Menschen vor die Wahl stellen, in einem großen
Garten zu arbeiten, wo ihnen von übergeordneten Personen Anweisung ge-
geben wird, ein bestimmtes Stück zu bearbeiten, oder aber ein Stück außer-
halb dieses großen Gartens nach eigenem Ermessen und nach
eigener Zeiteinteilung in Bearbeitung zu nehmen, wie würden sie wohl wählen?
Es ist anzunehmen, daß alle selbständig Denkenden die Bearbeitung nach eigenem
Ermessen wählen, und die Unselbständigen sich der Führung anvertrauen und
nach festgelegtem Plan im großen Garten arbeiten werden.
Und wie dürften die Wirkungen aussehen? Im großen Garten als
gärtnerischen Großbetrieb würde, nach einheitlichem Plan angelegt, jeder
einzelne Gartenarbeiter zum Spezialisten gemacht sein, und bei dieser
Organisation der höchste wirtschaftliche Nutzen erzielt werden. Die freien
Arbeiter, die sich außerhalb des Großbetriebes betätigen, werden eine große Viel-
seitigkeit in ihren Leistungen zeigen, jeder wird seinen Stolz darein setzen, etwaö
ganz Besonderes und Eigenartiges zu bieten, sie werden sich
in ihren Schöpfungen ausleben, dagegen durch die unbedingte, freiheitliche Be-
wirtschaftung Reibungen wirtschaftlicher Natur erfahren. Andrerseits werden
sie den Vorteil haben, daß ihnen die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Er-
zeugnisse einen erhöhten Lebensgenuß bieten wird, während die Ungehörigen
des Großbetriebes nur den Genuß festbestimmter Sorten und Marken haben, an
die sie sich gewöhnen müssen.
So steht Vorteil gegen Vorteil und Nachteil gegen Nachteil. Zwei Klassen
von Menschen sind jedenfalls zu berücksichtigen, solche, die ihren Naturanlagen nach
zur Einordnung in den Großbetrieb geeignet sind, und solche, die un-
geeignet sind, für die die wirtschaftliche Selbständigkeit eine Lebensnotwendigkeit
ist, wenn sie zur Befriedigung und zur Lebensfreude gelangen sollen. Gibt es doch
auch Frauen, die von Natur aus zur Ehe bestimmt sind, die gleichgültig, was für
einen Mann sie erhalten, sich doch in die Verhältnisse einpassen und in ihrer
Stellung Glück und Befriedigung finden, während andrerseits ein anderer
Teil der Frauen für die Ehe nicht geschaffen ist und in der freien Liebe nur
ihre Entspannung finden kann.
So stehen sich zwei gleichnotwendige und gleichberechtigte

Wirtschaftsformen gegenüber, der Großbetrieb, bezw. Staatsbetrieb, und der wirtschaftlich selbständige Kleinbetrieb bezw. Mittelbetrieb (je nach der Abgrenzung).

Wenn nun aber alle Menschen gezwungen werden sollten, in einer einheitlich organisierten Riesenmaschine als Glieder sich einordnen zu müssen, so würde sicher jener erhebliche Teil, für den die freie Betätigung aus inneren Notwendigkeiten heraus eine Lebensbedingung ist, schwer leiden, und wir wären um nichts gegenüber dem heutigen Zustand gebessert. Heute sind die selbständig Denkenden und Arbeitenden, die Persönlichkeiten, die einen Trieb zur Tätigkeit, zur Entwicklung haben, die führenden Kräfte, und in ihren Dienst treten die weniger selbständigen und unselbständigen, die aus eigenem Trieb heraus die Arbeit nicht suchen, und die vorwiegend nur arbeiten, weil sie ohne diese Arbeit hungern müßten. Es liegt ja doch durchaus nicht in jedem Menschen ein Drang zur Arbeit! Bei vielen überwiegt der Drang zur Trägheit.

Ie zahlreicher die von Natur aus zur Trägheit neigenden Individuen zur Massenorganisation und zur Betätigung im Riesenorganismus gelangen, desto größer wird ihre Macht und ihr Einfluß. So ist es vielleicht gar nicht ausgeschlossen, daß in einer staatlichen wirtschaftlichen Riesenmaschine das umgekehrte Verhältnis eintreten kann, daß die vorwärtstreibenden, entwicklungsbedürftigen starken Persönlichkeiten durch den überwiegenden Einfluß und die Macht der trägeren Teile gehemmt und gefesselt, und damit die Voraussetzungen für den kulturellen Fortschritt, für eine Entwicklung der Menschheit, vernichtet werden.

In unserer Zeit müssen wir es miterleben, daß durch die Macht des Groß- und Riesenkapitals eine Zwangseinordnung in den Großbetrieb in sehr energischem Tempo erfolgt, weil der Mittel- und Kleinbetrieb durch die großkapitalistischen Machtmittel vernichtet wird, und neue Kleinbetriebe nicht entstehen können, d. h. eine Proletarisierung der Mittelschichten vor sich geht. Die treibende Kraft ist der Profit, der Gelderwerbstrieb, ist die Wahnidee einzelner überragender und führender Köpfe, daß sie berufen seien zu zeigen und nachzuweisen, bis zu welchen Riesendimensionen ein Mensch Machtmittel in seinen Händen vereinigen könne, und bis zu welcher Riesenzahl sie abhängige Arbeiter und Angestellte unter ihren Marschallstab zwingen können. Der Staat sieht zu, er tut oft noch mehr, erzeichnet diese Männer mit den höchsten Ehren aus, er belohnt sie dafür und festigt ihre Stellungen. Haben wir diesen Männern wirklich etwas zu danken? Führen sie uns sicher einen Weg, der offen und frei liegt und zu den Höhen hinaufreicht, oder führen sie uns in einen Hohlweg, in dem wir vielleicht doch jämmerlich umkommen werden?

Welches Machtmittel gelangt zur Nutzanwendung? Ist es die V er n un ft, sind es ehrliche Grundsätze, die bis in ihre letzten Konsequenzen nachgeprüft sind? Ist es die genaue Kenntnis und Erforschung der menschlichen Natur, ihrer

tiefsten Triebkräfte und Bedürfnisse? Nein, der Dampf, mit dem der
Riesenkessel geheizt wird, ist das Kapital, ist das rollende Gold. In dem
Mittelpunkt des Ringens steht nicht mehr der Mensch, seine Rechte und seine
Würde.
Die Charakteristik des gegenwärtigen Konzentrationsprozesses ist die
zwangsweise Einordnung auch der durchaus zur Selbständigkeit veranlagten
Kräfte in den Riesenbetrieb. Diejenigen, die der überlegenen Kapitalsmacht nicht
standhalten können, müssen hinein in den großen Kessel, es sei denn, daß sie aus-
wandern und anderwärts ihr Glück suchen.
Eine andere eigenartige Erscheinung. Das Volk hat Vertretungen in seinen
verschiedenen Parlamenten, die die Gesetzmaschine in Händen haben. Diese
Maschine dient nun nicht zum Straßenbau, bereitet nicht die großen Wege für
die Entwicklung vor, sondern sie arbeitet gewissermaßen als Straßenreini-
gungsmaschine, sie dient zur Ausbesserung, sie nimmt den Staub und
Schmutz zusammen und legt ihn in Paragraphen geordnet an den Rand der Straße
nieder. Wanderer, gib nun acht, daß du nicht über diese Paragraphen-
Haufen stolperst! Vorn aber, am Anfang der Straße, da arbeitet das
Gold, es holzt die Wälder, es bricht ein in die ,saftigen Fluren, und verzweifelt
ringt der selbständige Bürger seine schwieligen Hände. Aber es hilft ihm gar
nichts. Die Straßenreinigungsmaschine läuft langsam hinterher, sie ist noch nicht
in Sicht und legt die Schutthaufen an den Rand. Wohin und in welchen Ab-
ständen diese Dunghaufen gelegt werden sollen, darüber müssen sich Hunderte
von Herren die Köpfe zerbrechen in stolzen Parlamenten.
Wie steht es aber nun eigentlich mit der „natürlichen" Entwicklung?
Die Entwicklung macht heute der Faktor Großkapital „natürlich", nicht
der Faktor Intelligenz und Volkskraft. Nur die an Groß- und Riesenkapital ge-
bundene Intelligenz macht die Entwicklung. Die Intelligenz ohne Kapital
bleibt heute im größeren Umfang unfruchtbar und wirkungslos.
Während das auf Renten angelegte Kapital die Erscheinung gezeitigt
hat, daß ein erheblicher Teil des Volkes arbeitslos von der Arbeit der
Volksgenossen leben kann (Berlin allein hat jährlich 1 V< Milliarden an
Mietszins aufzubringen, die zur Verzinsung von Hypotheken und Spekulations-
gewinnen zu dienen haben), dienen die zusammengezogenen mobilen Riesen-
kapitalien zur Begründung von M o n o p o l unternehmen und damit zur
zwangweisen Einordnung des Volkes in die Riesenbetriebe, zur Ver-
nichtung der wirtschaftlichen Selbständigkeit.
Früher haben Ritter, Fürsten, Kurfürsten, Könige die „natürliche" Ent-
wicklung gemacht, Länder aneinandergefügt und Staaten aufgebaut, heute
machen die Großbankdirektoren, die Industriekönige, die Milliardäre die Ent-
wicklung „natürlich".

Die Weltgeschichte redet aber doch zu uns in einer anderen Sprache, sie ruft uns Reiche in die Erinnerung, die aus stolzer Höhe in den jähen Abgrund gingen, Reiche, in denen die „natürliche" Entwicklung gleichfalls von einigen überragenden Führern gemacht wurde, die Riesenmittel in ihren Händen vereinigten. Grausig sank ein stolzes Rom in Trümmer. Auch uns droht dieses Schicksal, wenn die Entwicklung weiter so „natürlich" gemacht wird. Im Schoß der wahren, in Fesseln geschlagenen Naturkraft liegt das Kulturproblem. Früher oder später werden die Menschen ihre Naturrechte, die ihnen genommen sind, siegreich fordern. Sozialismus und wirtschaftliche Selb» ständigkeit müssen daher als Kulturprobleme erfaßt werden.

Wenn die Eristenz der Riesenunternehmen mit der Tatsache zu rechtfertigen gesucht wird, daß wir sie brauchen, um amerikanischen Trusts gleichstarke Kräfte im Neltmarktskampf entgegenstellen zu können, ^o ist diese Rechtfertigung teilweise zutreffend. Es gibt aber auch andere Mittel, die Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten, wenn die Bedingung, daß die Erträgnisse unbedingt einigen wenigen Großunternehmen zugute kommen müssen, freigegeben wird.

Ie tiefer man in dieses große Problem eindringt, desto stärker drängt sich die Frage auf, geschieht nun heute alles, was möglich und nötig ist, um auf dem Boden unserer privatwirtschaftlichen Produktion die Ordnung derart herzustellen, daß den berechtigten Forderungen der Millionen Staatsbürger, die jährlich zufolge unserer Bildungsanstalten in das Kulturleben eingeführt werden, nachgekommen wird. Der Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit liegt doch vor allem darin, daß die Bildungsunterschiede zwischen den obersten und untersten Schichten durch die steigende Volksbildung ganz erheblich geringer geworden sind.

Früher war an den Besitz, den erworbenen und ererbten, die Nildung fast ausschließlich gebunden. Heute ist der Besitz nur mit einem ganz geringen Teil der Bildungsträger noch verknüpft, während weitaus der größte Teil der Gebildeten, der im Kulturleben Stehenden, ohne Kapitalsbesih, im günstigsten Fall im Besitz einiger Sparmittel ist.

Hat doch die Einziehung des Wehrbeitrages ergeben, daß von 69 Millionen nur zirka 40 000 verpflichtet werden konnten, diese Steuer von 1 Milliarde aufzubringen.

Das ändert aber die Stellung, die man gegenüber dem privaten Kapitalsbesitz einnehmen kann, ganz erheblich.

Lassen wir unsere Bildungsanstalten dahin ausgebaut sein, daß wir praktisch allen Volkskindern das Mindestmaß geistiger Bildung, um sie in das Kulturleben aktiv eintreten zu lassen, geben können, daß also die Unterschiede in der Bildung praktisch ausgeglichen sind, wie wollen wir dann wohl noch rechtfertigen, daß nur ein ganz kleiner Teil in dem Besitz von Vermögen sein soll, das im erheblichem Maße dann noch ererbt sein dürfte?

Die mehr als °V,»» des Volkes, d. h. gleichzeitig der Gebildeten, werden
es gewiß nicht ertragen, daß Vi»», das kulturell auch nicht wesentlich höher
steht, den bestimmenden Einfluß ausübt nur durch seinen Vermögens-
besitz. Denn das Kapital an sich ist kein Kulturfaktor, es kann Kultur
fördern, aber auch vernichten. Wir können doch an diesen Fragen nicht vorüber-
gehen; wir brauchen keinen Zukunftsstaat in unserer Phantasie aufzubauen, aber
es fällt uns doch gewiß die Pflicht zu, wenigstens zwanzig oder dreißig
Jahre voraus und dieser Entwicklung ins Auge zu sehen!
Nicht aus der Kapitalsbildung ergibt sich die „natürliche" Entwicklung,
sondern aus der kulturellen Bildung der gesamten Volksmasse. Wir werden also
unsere Auffassung über die heutige bevorrechtete Stellung der Kapitalisten
in bezug auf die kulturelle Gesamtentwicklung erheblich zu korrigieren haben.
Heute arbeitet vorwiegend, fast allein, das Großkapital in ausschlaggebender
und bestimmender Form; es ist souverän. Die Gesetzgebung kommt als Straßen-
reinigungsmaschine sehr langsam hinterher, um den Schutt, der sich gebildet hat,
in die Paragraphen-Dunghaufen zu legen. (Unlauterer Wettbewerb.)
Wenn man sich ernstlich mit diesen Problemen beschäftigt, dann kann dem
ehrlichen Mann diese heutige Schreierei gegen den Sozialismus kaum gefallen.
Handelt es sich doch gar nicht darum, den Arbeitenden, sei er Arbeiter oder Unter-
nehmer, um den Ertrag seiner Arbeit und seines Fleißes zu bringen, sondern nur
darum, daß angesammelte Kapitalien nicht in der Weise fruchtbar gemacht
werden, daß sie zur Kn e ch tun g gleich qualifizierter Volksglieder dienen, bezw.,
daß eine ganz kleine Volksgruppe geschaffen wird, die dauernd aus der Arbeit
der restlichen Volksmasse Riesenvermögen ziehen kann. Das war in der Zeit der
Sklaverei mit einer tiefstehcnden Masse durchführbar. Aber hat sie nicht ver-
schwinden müssen? Und warum? Weil die Grundgewalt der Kultur es zu
einer unabweisbaren und unabwendbaren Bedingung gemacht hat.
Es kann nichts anderes sein als eine direkte Denkfaulheit, die es
verschuldet, daß ein großer Teil unserer bürgerlichen Kreise und besitzenden
Klassen heute noch diesen Kulturproblemen verständnislos und unwissend
gegenübersteht.
Würde die Sozialdemokratie die Grundgedanken des Sozialismus in einer
anderen Form propagieren, von der tatsächlichen Verhetzung des einen gegen den
anderen Abstand nehmen und das Problem zur „Kulturfrage" machen,
dann würde wahrscheinlich mehr positive Arbeit geleistet werden. Wahrheit
ist Wahrheitsuchen! Ebenso wie der Kapitalismus einseitig die Kultur-
entwicklung aus ihrer natürlichen Bahn abdrängt, tut es eine radikale Organi-
sation der arbeitenden Schichten, denn die Kultur ist ein Einigungsprodukt, das
Zusammenklingen von Arbeit, Bildung und sittlichen Idealen.
Erblicken wir die Ausdrucksform unserer Kultur und Kulturideale in der
Gesamtorganisation „Staat", dann ergeben sich für die Stellung zu diesem

Staat im „staatserhaltenden" Sinne auch ganz bestimmte Kenn-
zeichen. Staatserhaltend heißt gewiß nichts anderes, als „die Erhaltung
aller lebendigen, elementaren Kräfte", die eine „natürliche" Kulturentwick-
lung zur bedingungslosen Voraussetzung hat.
Deswegen kann auch die Partei nur wahrhaft staatserhaltend sein, die den
Namen „Ku lturpartei" mit Recht beanspruchen darf.
Das Phantom der ererbten Rechte wird sie aufgeben, und nur die
Rechte der Persönlichkeit auf dem Boden einer sittlichen Ordnung gelten
lassen können. Der Mensch hat im Mittelpunkt der Kultur zu stehen, nicht,
das Kapital, noch Privilegien irgendwelcher Art. Die Partei aber, die sich auf
den Boden des Kulturproblems stellen will, darf nicht die Interessen
einer einzelnen Schicht unter den ausschlaggebenden wirtschaftlichen Gesichts-
punkten vertreten, sondern muß Hand anlegen an die Einordnung der Zeit-
bedürfnisse und Zeiterfordernisse in jenen Rahmen, in dem der Kulturmagnetismuö
ihnen die „natürliche" Ordnung geben kann, denn es gibt nicht nur von Natur
aus begabte und unbegabte, sondern auch zur Selbständigkeit befähigte und un-
befähigte, einordnungsfähige und unfähige Menschen, die alle Anspruch auf Be-
rücksichtigung ihrer Eigenart erheben dürfen.
Ein Stück Stahl ist ein Durcheinander von Molekülen. Bestreichen wir
es mit magnetischer Kraft, so richten und ordnen sich diese wildgelagerten Teilchen
und es entsteht ein Magnet, der eine vorher nicht vorhandene Kraft auszuüben
vermag. Diese magnetische Kraft ist der menschliche Geist und seine Kultur-
ideale. Bestreicht er die menschlichen Gemeinbildungen, dann ordnen sich
alle Teilchen wie im Stahlstück und bilden einen Magneten, Kulturmagneten,
Kulturzentren^ die, wie wir wissen, aus tieferstehenden Gemeinden, aus anderen
Völkern magnetisch fremde Menschen anziehen, die zu Eisen, d. h. Kulturkörnern^
bereits geworden sind.
Wenn wir heute mit offenen Augen das deutsche Vaterland durchstreifen,
Land, Dorf und Stadt, und erblicken in so hohem Maße sichtbar Wohlstand und
Ordnung, Anteilnahme an den Kulturgütern und Lebensgenüssen, dann möchten
wir beinahe meinen, daß eigentlich doch alles in so schöner Ordnung sei, wie man
es nur wünschen könne, und daß es doch kaum berechtigt sein könne, wenn die
Unzufriedenheit sich so laut bemerkbar machen will.
Das ist ja aber gerade das Zeichen unserer unter kapitalistischem
Einfluß stehenden Pseudokultur, daß von außen alles in so schöner Ordnung
erscheint, daß unter dem Kulturkleid, das unseren Augen wohlgefällt, sich
das schmutzige und zerrissene Hemd befindet, das bei der geringsten Bewegung
auseinanderfällt, daß der Mund lacht und das Herz doch zusammenbricht, die
Kultur der falschen Fassaden, die das echte Material vortäuschen, die Kultur der
Marmortreppen, die aber unter dem Deckenbelag nur aus Fichtenholz bestehen.

Wir ordnen kalt berechnend die Menschen in Riesenbetriebe, schaffen schöne Arbeitsräume und sagen ihnen, hier müßt ihr euch wohlfühlen. Und doch gibt der wahre Mensch seine Kammer, die ihm gehört, nicht auf gegen ein Schloß mit allen Schönheiten, wenn es ihm nicht gehört, wenn es nicht sein ist.
Die Zeit des verflachenden Lebensgenusses, auch ein Produkt des modernen Kapitalismus, wird nicht ewig dauern, die in die Kultur eingetretenen und ein-tretenden Massen werden diese Täuschungen und Surrogate bald genug von sich weisen, ihr natürlicher Instinkt wird sich dagegen aufbäumen. Von der Masse geht dann die Auflösung zur Individualität, zur Persönlichkeit, und damit entsteht dann wieder der tiefe Drang zur selbständigen Betätigung, zur Befreiung aus dem Groß- und Riesenbetrieb und die Rückkehr in die individuell, in die per-sönlich gestaltete Kammer, klein aber wohl, aber eigen und der Insasse ein König, sein eigener König, ein freier Mann.
Wie stark der Drang zur selbständigen Lebensführung ist, zeigen die Ent-täuschungen mit Hauswirtschaftsgenossenschaften, Einküchenhäusern usw. Rein wirtschaftlich bieten sie zweifellos außerordentlich bedeutende Vorteile, aber der kulturell höher aufsteigende Mensch verlangt nach dem Eigenheim, verlangt nach der eigenen Küche und der seiner Individualität entsprechenden Kost.
Oft hört man den Hinweis, daß in gut organisierten Großbetrieben die einzelnen Abteilungsleiter ein sehr hohes Maß von Selbständigkeit und Freiheit haben, daß ihnen für Versuche und eigene Arbeiten jeder Betrag zur Verfügung stehe, was bei ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit sicher nicht der Fall wäre, dort gäbe es ein derartiges Erperimentieren mit Millionen nicht. Ins-besondere in einzelnen chemischen Großbetrieben soll es Stellungen geben, die dem Abteilungsleiter das praktisch überhaupt mögliche Höchstmaß von Selb-ständigkeit gewähren. Iedenfalls dürfte es sich aber hier um jene großen Konzerne handeln, die laufend sehr hohe Gewinne abwerfen, die best-qualifizierte Beamte hoch bezahlen können nnd ihnen die weiteste Freiheit lassen. Ihre Kenntnis der Fabrikationsgeheimnisse bietet ihnen noch einen ganz be-sonderen Schutz und eine besondere Eristenzsicherung. Hier handelt es sich um jene Ausnahmen von der Regel, die ja überall bestehen.
Die Zahl der Fälle, wo alte, bewährte und selbständige Beamte, Abteilungs-leiter durch irgend eine Äußerung auf Versammlungen oder im Kollegenkreise, die der Direktion mißfallen hat, ihre Eristenz haben einbüßen müssen, ist leider in den Kreisen der Privatangestellten nur zu bekannt. Welche Folgen das in der Zeit hat, in der ein Mann über vierzig Iahre in einem Großbetrieb kaum mehr eine angemessene Anstellung, meistens überhaupt keine findet, bedarf keiner besonderen Ausführung. Die Angestelltenverbände kennen diese älteren Kollegen, die sie zu stützen haben, die vielleicht nur einmal versäumten, den Rücken vor einem neuen jungen Vorgesetzten nicht krumm genug gemacht zu haben. In welchen tragischen und erschütternd traurigen Situationen

die Menschenwürde hier gefunden wird, das weiß der Stand der Privatbeamten, der sogenannte neue Mittelstand, leider nur zu genau.

Ein ganz besonderes Kapitel dieses Problems Mittelstand und Großbetrieb, Selbständigkeit und Beamtenschaft ist auch der Faktor Sparsamkeit. Welcher Unterschied zwischen Betrieben, die der Inhaber selbst übersehen kann und in der Hand hat, und den kapitalistischen Großbetrieben besteht, wo niemand an den einzelnen Objekten ein persönliches Interesse hat, ist ja nur zu bekannt. Gewiß gibt es Musterbetriebe, wo das kleinste Abfallteilchen gesammelt und zurückgewogen wird. Aber welchen bedeutenden Apparat an Schreibwerk und Kontrollen erfordert dieser mechanisch wirkende Sparer, der das persönliche Interesse ersetzen muß!

Der wirtschaftlich selbständige Mittelstand, der Händler, wird nicht nur durch das Großkapital auf der einen Seite und die Konsumgenossenschaft der organisierten Arbeiter andererseits bedroht. Die Festbesoldeten, die Privatbeamten und Arbeiter sind Nur-Konsumenten. Sie sehen in dem Zwischenhandel eine Verteuerung, sie sind in der Zwangslage, aus ihrem fest bestimmten knappen Einkommen das höchstmögliche herauszuwirtschaften. Also Herabsetzung der Einkaufspreise, Beitritt zu Beamtenwirtschaftsgenossenschaften und Komsumvereinen.

Ieder neue Großbetrieb bedeutet nicht nur für den selbständigen Mittelstand einen direkten kapitalistisch überlegenen Konkurrenten, sondern die in diesem Großbetrieb Tätigen sind wirtschaftlich Gegner des Kleinhändlers und Großhändlers und Zuläufer der Einkaufsgenossenschaft.

Ie tiefer man in das Problem eindringt, desto deutlicher tritt die große Zahl wichtigster Einzelerscheinungen zutage, die mit ihm so eng verknüpft sind.

So ringen die Menschen verzweifelt die Hände. Wohin soll uns. diese Entwicklung, dieses Chaos von Interessen und Interessengegensätzen führen! Soll es zu einem Kampf aller gegen alle kommen, und das Recht des Stärkeren siegen! Daß dieses Recht des Stärkeren nicht gleichbedeutend mit dem Recht der Vernunft und mit der Auswirkung der naturnotwendigen Kulturentwicklung ist, wissen wir aus der Geschichte. Die physische Kraft der Kulturträger ist besiegbar, der Geist der wahren Kultur ist aber doch unbesiegbar, er erhebt sich immer wieder aus allen Notlagen heraus, er erscheint in der Hütte der Armut, wenn der Reiche ihn zum Tempel hinausgejagt hat, er ist frei, er hat die Kraft der Auferstehung. Tempel können in Trümmer gehen, der Kulturgeist und der Humanitätsgedanke umkreisen den Erdball und erscheinen in den Menschen, die die Würde emporhebt aus der Masse der geistig dunklen Gestalten, aus der egoistischen Beschränktheit.

Darum steht unser politischer Kampf heute immer noch nicht auf dem Boden ehrlicher, wahrer Kulturarbeit. Staatserhaltend heißt Ringen um Kultur.

Ehrliche Leiter eines Kulturstaates haben die Pflicht, alle Kräfte, die um Kultur

ringen, frei zu machen, und kein Recht, diejenigen in die Hölle zu weisen, als vaterlandslos anzusprechen, die um Kultur ringen, aber auf einem Wege, der an ererbten Rechten, an ererbtem Besitz und an Privilegien nicht vorbeikann, weil der Strom der Massen zu breit und die Gasse der alten Privilegien und Besitzrechte für diesen starken Strom zu eng ist. Wird sie nicht freigegeben, dann wird sie freigemacht werden durch die Urkraft der Kulturmacht. Möchten sich doch die Leiter unserer Staaten beschwören lassen und diesen wahnwitzigen Kampf gegen den Sozialismus, in dem doch die Urkraft des Kulturringens ihren Ausdruck findet, aufgeben, und diesem Strom ein Bett suchen lassen, in dem er mit den anderen Strömen anderer Kulturauffassungen zusammenströmen kann, denn die Kultur ist ein Einigungsprodukt.

Bitten wir um einen neuen Bismarck, der nach der politischen Einigung die kulturelle Einigung schafft durch eine deutsche Kulturpartei, die sowohl einer sozialistischen Auffassung wie der freiwirtschaftlichen eine Grundlage bietet, um nicht das Kapital, sondern den Menschen und die Menschenwürde, das Kulturproblem, in den Mittelpunkt zu stellen.

In der Wucht der Masse liegt die Bedeutung der Sozialdemokratie, die sie für die Kulturprobleme heute einzusetzen vermag. Ihre heutige politische Stellung verurteilt sie in nicht unerheblichem Grade zur Unfruchtbarkeit, und die ihr innewohnenden Kulturkräfte werden gefesselt. Die Befreiung der in ihr schlummernden Energien erfordert die geistig und kulturell bedeutenden Persönlichkeiten, die aus der bürgerlich freien Kultur hervorgehen. Beide sind aufeinander angewiesen, denn die kulturell zur Führung Qualifizierten bedürfen des Widerhalls in der breitesten Masse des Volkes, der heute unleugbar abgefangen wird durch eine künstlich errichtete Scheidewand, die die Parteimaschine um die Volksmasse zu ziehen sich bemüht. Zu überwinden ist diese Mauer aber nur dadurch, daß die vielen Millionen deutscher Volksgenossen, die sich auf den Boden einer sozialistischen Wirtschaftsordnung zufolge ihrer ungünstigen Wirtschaftlage und ihrer durchaus berechtigten Wirtschaftsauffassung gestellt haben, nicht geächtet werden, sondern sich die bürgerlichen freien Elemente mit ihnen einigen in dem Höherstreben um die wahre Kultur der Menschlichkeit, der beruflich-werktätigen und geistigen Freiheit.

Wohin uns die zukünftige Entwicklung führen wird, vermag niemand zu sagen. Der Großkapitalismus führt uns anscheinend mit wachsender Geschwindigkeit zum völlig ausgebauten Staatssozialismus, der nicht das Kulturproblem erfüllen wird, da er nur als das Ergebnis einer einseitig erzwungenen Entwicklung erscheinen kann, nicht aber als Entwicklungsstufe auf der natürlichen Bahn.

Armin Ronai:
Siebenbürgen.

Nun ist also auch mein altes, stilles Heimatland Siebenbürgen in die Weltaktualität eingerückt. Man spricht von ihm, man befaßt sich mit ihm, man erwägt seine Chancen, es liegt, zur „Frage" präpariert, in der Luft, in der Feder, auf dem Tische der Tagespolitik. Und es war doch so lange ein ganz abseits von der großen Heerstraße gelegener Erdenwinkel, ein Idyll, ein Versteck, — gewissermaßen der letzte Ausläufer Europas nach Ostcn zu. Was dahinter lag, war Walachei, Bulgarei, Türkei — Asien.

Das hat sich nun in einer weltgeschichtlich sehr kurzen Spanne Zeit gewaltig geändert. Siebenbürgen selbst ist ja im großen ganzen geblieben, wozu es von seiner entlegenen geographischen Gruppierung und von seinen besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen für lange Zeit noch berufen scheint: ein Land permanenter Rückständigkeit, ein Organ im Staate, das seiner weiten Entfernung wegen vom Herzen des Reiches und vom befruchtenden Westen stets nur spärlich mit dem Blute des Fortschritts, des Wohlstands und der Kultur gespeist wird.

Aber hinter Siebenbürgen, wo einstens die Volker unaufhörlich aufeinanderschlugen, wie ist es da inzwischen anders geworden. Das Stück vorgeschobenen Asiens, das gleich hinter Hermannstadt am Rotenturmpaß begann, das wilde Land boyarischer Zügellosigkeit, die unter türkischer Willkürherrschaft brach und wüst darniederliegende terra ineoßuita zwischen den transsylvanischen Alpen und der Donau, ist heute ein gar wichtiges Kulturland geworden. Nicht mehr Asien — Balkan, sondern vollwertiges Europa. Ein Land von eminenter Bedeutung nicht nur in der wirtschaftlichen Wechselbeziehung der Staaten und Völker, sondern auch ein gewichtiger politischer Faktor. Mit 1866 hub der Wandel an. Auf dem Schlachtfeld vor Plewna fiel die letzte große Entscheidung, und der Balkankrieg jüngsten Datums brachte eine Schlußapotheose, die das Königreich Rumänien der erstaunten Welt im bengalischen Lichterglanz vollster politischer Reife und stolzen Selbstbewußtseins zeigte.

Und seit diesem historischen Schlußeffekte, der in der Diplomatie so bleibende Eindrücke hinterlassen hat, soll, so wollen es die politisch Weisen einmal haben, aus meinem alten bergumkränzten Iugendlande Siebenbürgen eine „Frage" geworden sein. Das aufblitzende Licht an der Dimbowitza soll in das siebenbürgische Dunkel grell hineingeleuchtet haben, damit alle Welt deutlich das Fragezeichen sieht, das auf der Spitze des Negoi himmelan ragt.

Mein trautes, weltfremdes Siebenbürgen, mein großfürstliches Aschenbrödel, so lange ungekannt, unbeachtet, ungesucht, — nun wird es gar durch die Politik

erreichen, was all seine landschaftlichen und ethnographischen Reize nicht vermocht haben: es zieht die Aufmerksamkeit des Westens auf sich. Es schiebt sich aus dem Dämmergrau der Bedeutungslosigkeit in das helle Licht aktuellen Interesses. Nun wird man sich mit ihm befassen, seine Besonderheiten studieren, seine Schönheiten beachten, weil es eine „Frage" geworden. Man wird es vielleicht sogar eines Besuches wert finden. Und das ist heute nicht einmal ein Wagnis mehr, wie vor einigen Iahrzehnten noch, wo man, um aus dem fortgeschrittenen Westen in das Land jenseits des Königsteiges zu gelangen, erst die weite ungarische Tiefebene, das Alföld, im Postwagen durchqueren mußte mit seinem tiefen Sande, den Rozsa Sündors, den einsamen Esürden. Wo Lenaus drei Zigeuner unter dem Weidenbaum einst die Romantik verkörperten und wilde Betyüren die Lieder Rükoczis des Rebellen sangen, braust heute der Erpreßzug dahin mit Schlafwagen und äiuiuß cs.rs. Wenn man des Morgens um sieben in Budapest abfährt, so hat man schon am frühen Nachmittag die endlosen Flächen der Puszta hinter sich, der Zug schlängelt sich schon bald durch den Gebirgswall, der Siebenbürgen von allen Seiten ringförmig umschließt, und am Abend kann man schon in Klausenburg (wenn man über Großwardein fährt) oder in Dsva (wenn man die Route über Arad einschlägt) siebenbürgische Waldluft atmen und sich an den sehr geschätzten Delikatessen der siebenbürgischen Küche ergötzen. Das „letzte Bollwerk der Kultur", das nun selbst auf der orientalischen Seite vom größeren Fortschritt umspült ist, kann ja von allen Richtungen bequem, rasch und billig mit der Eisenbahn erreicht werden, es fehlte bisher nur der mächtigere Ansporn, um mehr Reisende zum Vergnügen und zur Erholung in das Waldland zu dirigieren. Die Anziehungen der lokalen Vereine für Fremdenverkehr haben weder im eigenen Reiche, noch jenseits der Monarchiegrenzen erheblich werbend zu wirken vermocht. Der Zuzug blieb minimal, trotzdem es doch dort so viel des Schauenswerten gibt.

„Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Pracht . . ."

So sang schon in den vierziger Iahren der begeisterte Moltke, — nicht der Feldherr glorreichen Namens, sondern der Buchhändler aus Leipzig, der in Kronstadt sich zu diesem Dithyrambus auf Siebenbürgen begeistert fühlte. Aber es kamen stets viel zu wenige, um diese Pracht auch anzustaunen. Vielleicht wird nun die Politik, die sonst so viel Unheil anstiftet, dem kleinen weltfernen Lande zu einer wichtigeren Beachtung und Bewertung im Reisepublikum verhelfen.

Siebenbürgen, Transsylvanien — schon diese Bezeichnungen lassen ja auf viel Naturschönheit schließen. Berg und Wald, das sind ja wohl auch die Hauptbestandteile, aus denen dieser geographische Begriff zusammengesetzt ist. Das dritte Element fehlt im siebenbürgischen Landschaftsbilde ganz und gar. Nämlich das Wasser in größeren Massen als Seen und schiffbare Ströme. Darum ist das siebenbürgische Landschaftsbild auch in seinen schönsten Partien so unbelebt.

Es ziehen ja zahlreiche Wasseradern durch die Täler, aber die Flußläufe sind
seicht und die Wassermengen ganz von den atmosphärischen Niederschlägen ab-
hängig. Bald hochangeschwollene Ströme, daß man meint, sie könnten Flotten
tragen, bald spärliche Bäche, die man bequem durchwaten kann. Unreguliert,
ungezähmt, und in die Millionen geht der Schaden, den die Überschwemmungen
alljährlich der Landwirtschaft zufügen. Aber kein Schiff weit und breit. Das
ganze über 50 000 Quadratkilometer große Land kennt eine Schiffahrt überhaupt
nicht. Nirgends in Siebenbürgen qualmt der Schlot eines Dampfers, rattern
die Räder eines Kettenschiffes. Kaum, daß man ab und zu auf der Maros oder
auf dem Olt einen Fischerkahn zu sehen bekommt. Eine Wasserfläche in der
Größe des Traunsees am Fuße des Negoi, oder wie der Wolfgangsee im Erz-
gebirge bei Verespatak oder in der Csik im Szeklerland und — wahrlich, die Land
schaftsbilder ständen hinter jenen des Salzkammerguts nicht zurück.
Einmal hatte Siebenbürgen selbst auf seinen seichten Gewässern so etwas
wie eine Schiffahrt. Doch sie wurde von der Eisenbahn totgeschlagen. Ehe
diese gebaut war, wurde das Salz aus den unerschöpflich reichen Gruben von
Marosujvür auf großen Schiffen die Maros hinunter bis Szegedin verfrachtet.
Natürlich unter bedeutenden Mühseligkeiten, da die Schiffe jeden Moment an
den Sandbänken scheiterten. Seit 1870 hat auch dieser primitive Wasserverkehr
aufgehört, und das Salz wird mit allen anderen Erzeugnissen des Feldes und
des Waldes — andere kennt ja das auch heute noch so industriearme Land über-
haupt nicht — rasch und sicher per Eisenbahn verfrachtet. Der Mangel an
praktikablen Wasserstraßen hat Siebenbürgen wohl auch länger in seiner Rück-
ständigkeit verharren lassen, als es bei dem sich sonst überall zeigenden Fortschritt
natürlich wäre. Ringsherum sind Länder unter viel ungünstigeren Umständen
rascher zu großer Blüte gelangt. Rumänien hat seine Donau, das Schwarze
Meer, und es wäre ohne diese Verkehrsmittel wohl nicht das reiche, mächtige
Land geworden, das es heute zweifellos ist.
Und nun ertönt als Folge der plötzlich entdeckten Fraglichkeit in den
Zeitungen und auch in politischen Körperschaften der Monarchie der Ruf nach
einer besseren Befestigung Siebenbürgens. Fortifikationen soll
man bauen gegen Fronten, die bisher gar nicht als Eventualität galten, und
gegen imaginäre Gegnerschaften, die noch von weiter her aus phantastischen
Kombinationen gleichsam als apokalyptische Heerscharen das grüne Land be-
drohen könnten. Und fast gleichzeitig hat die österreichisch-ungarische Heeres-
leitung die einzige Festung Siebenbürgens, die noch aus alter Zeit auf uns
gekommen ist, ihres Charakters als befestigten Platzes entkleidet. Die Festung
Karlsburg wurde als offene Stadt erklärt.
Karlsburg, ungarisch Gyulafehsrvür, rumänisch Alba Iulia, oder
wie der autochthone Bauer auch heute lieber sagt: Belgrad — die Geschichte dieser

Stadt ist zugleich die Geschichte Siebenbürgens. In ihr verkörpert sich das Schicksal des Landes, die Blüte und der Verfall, der Glanz und die Verarmung, die Bedeutung und die Stagnation. Sie bestand schon zur Zeit, als die Magyaren vor tausend Iahren ins Land zogen und die Erbschaft nach den stammverwandten Hunnen und Avaren antraten. Gvula, Iulius, hieß der dazische Begründer, und daher auch die ungarische Bezeichnung Iulius-Weißenburg. Der im Volke fortlebende Name Belgrad weist auf die slawischen Anknüpfungen vor der Völkerwanderung, wie doch Belgrad eben Weißenburg heißt. Als römische Kolonie hieß der Ort Apulum. Der Name Karlsburg selbst stammt aus dem Anfang des achtzehnten Iahrhunderts und rührt von Kaiser Karl VI. her, der die Festung nach den Anschaungen der damaligen Zeit restaurieren ließ. In dieser Gestaltung erhielt sie sich auch bis auf den heutigen Tag. Und nun erklären die modernen Kriegskundigen die Festung für veraltet, wertlos, überflüssig, und sprechen ihr den bisher stolz getragenen Charakter ab. Sie „lassen sie auf".
Freilich, wer diese alte Feste kennt, die außer zahlreichen Kasernen und sonstigen militärischen Zweckbauten, die ehrwürdige, auch architektonisch bedeutende katholische Kathedrale, die Residenz des katholischen Bischofs, Schulen, Zivilämter, Strafanstalten und auch eine ansehnliche kleine Stadt für die Zivilbevölkerung in sich schließt, der wird es verstehen, warum sie in der strategischen Einschätzung so tief gesunken ist. Einst in den Türkenkriegen und noch in den Operationen der neueren Zeit ein für uneinnehmbar betrachtetes Bollwerk mit gewaltigen Mauern, trutzigen Bastionen, tiefen Gräben, jedem Sturm gewachsen, vor jeder Überrumpelung sicher — heute ohne fortikatorische Qualität zum Montur- und Waffen-Depot degradiert. Weil eben alle Anhöhen ringsherum, kaum 3 bis 4 Kilometer in Luftlinie entfernt, den Hügel, auf dem die Feste Karlsburg liegt, bedeutend überragen. Ein einziger dieser dominierenden Punkte im Besitze des mit moderner Artillerie aufziehenden Feindes, und die Bomben und Granaten können nur so mitten in die Festung „hineingespuckt" werden. In zwei Stunden wäre der ganze Platz mit all seinen nichtmilitärischen Bauten ein Trümmerhaufen. Eine Festung aber, die nicht durch einen Gürtel von Forts und Zitadellen sich den Feind mindestens auf zehn Kilometer vom Leib halten kann, ist für die Kriegführung unserer Zeit überhaupt keine Feste mehr. Ein elektrisch geladener Stacheldrahtzaun spielt jetzt eine größere Rolle, als eine so alte Ummauerung. Und darum nahm man wohl auch der Burg Karls VI., der letzten Festung Siebenbürgens, die strategische Bezeichnung.
Man wird die Mauern darum nicht schleifen, die Bastionen nicht sprengen, die Gräben nicht ausfüllen und so die Eigenart des alten Gyulafehsrvür doch unversehrt erhalten. Die Eigenart aus derletzten Epoche seiner Geschichte. Denn sonst hat die Pietät dort nicht viel, fast gar nichts bewahrt, was an die glorreiche Vorzeit erinnern könnte. Die Paläste der einstigen Großfürsten von Siebenbürgen sind gelbangestrichene Kasernen oder ölriechende Gewehrmagazine ge-

worden und speziell in dem Saale, wo Fürst Bocskay seine punkvollen Feste feierte, hält jetzt die Regimentsmusik ihre Proben ab. Keine Tafel, kein Denkmal erinnert an die mehr als tausendjährige Geschichte der Stadt und Festung. Nur einige Epitaphe in der Kathedrale bewahren das Gedenken der Helden, die hier gekämpft haben. Aus der dazischen Zeit kein Türmchen, kein Pfeiler, kein Stein, der den nachwachsenden Geschlechtern erzählen könnte. Dagegen hat die römische Epoche, die noch viel weiter zurückliegt, zu den Karlsburgern einmal zu sprechen begonnen, aber die Karlsburger haben die Sprache nicht verstanden. Als man 1866—68 die Erste Siebenbürger Bahn von Arad nach Guulafehsrvür baute, wurde beim Ausheben des Erdreichs das ganze einstige Apulum entdeckt. Ein wahrhaftiges kleines Pompeji hätte man damals der Hüterin Erde wieder aus dem Schoße graben können, wenn man nur etwas verständnisvoller, pietätvoller, auch spekulativer gewesen wäre. Aber man ließ die gute Gelegenheit, sich eine Anziehung, eine Fremdenverkehrsförderung zu schaffen, ungenützt verstreichen, man trieb unverständigen, tollsten Raubbau mit den unermeßlich kostbaren Schätzen und verschleuderte die Sarkophage, Urnen, Statuen, Säulen, Vasen, Grabsteine, Lanzen, Iuwelen, Münzen, Cameen nach allen Windrichtungen.
Und in die Grabgewölbe einstiger römischer Prätoren trieben die Bauern ihre Schafe und Schweine. Bis die Zeit auch diese Schmach zudeckte und wieder mit Erde überschüttete und mit Rasen überzog. Noch heute könnte eine systematische Ausgrabung in der Umgebung Karlsburgs wohl ungeheuere Werte ans Tageslicht fördern. Aber die Gegenwart mit ihren realen Forderungen und Fragen nimmt die Geister ganz gefangen. Kaum, daß es einem emsigen Forscher nach vieler Mühe gelungen war, ein kleines Museum in Karlsburg zu etablieren, um an einigen geretteten Stücken zu zeigen, welche gute Gelegenheit die Stadt einstens verpaßt hat. Und wenn in jedem Lenz die Bauern mit der Pflugschar aus ihrem Acker Vasen und Münzen schon aus einer Tiefe von 20—30 Zentimetern graben, dann stellt man darüber Betrachtungen an, was alles noch weiter unten in der Erde an Kostbarkeiten aus einer versunkenen Kulturwelt verborgen und wohlbehütet liegen müsse!
Nicht Roß und Reisige schützen die steile Höh' — auch Befestigungen allein tun es nicht mehr. Man muß Vertrauen in die Zukunft dieses schönen Landes haben, das ja in seinem Kranz von hohen Bergen den besten natürlichen Schutzwall besitzt. Und die altbewährte Treue seiner Bewohner — zählt die nicht?
Über Festungen hat man ja heute ohnedies eine ziemlich geteilte Meinung, seitdem nämlich der Balkankrieg gezeigt hat, daß einige Kilometer gut verteilter, elektrisch geladener Stacheldrähte größeren Verteidigungswert haben, als Bastionen und Wälle. Nicht Festungen — Fabriken errichte man zahlreicher in Siebenbürgen, damit sich mitten in der prächtigen Natur auch die Lebensbedingungen der Menschen bessern und heben. Dann baue man Hotels, moderne, wohleingerichtete, bequeme — mit einem Wort, europäische Hotels überall hin,

wo die Natur sich zu besonderen Sehenswürdigkeiten konzentriert. Dann wird der Fremdenstrom, der jetzt so dünn rieselt, in mächtigen Massen in das schöne Land hineindringen und den Boden mit fremdem Gold befruchten, Verdienst, Fortschritt, Wohlstand und Kultur mit sich bringen. Statt Zitadellen Spitäler für die Kranken, und an Stelle der Grenzwächter — Ärzte. Befestigt die Kultur in Siebenbürgen, fördert die Wohlfahrt seiner Bewohner; Festungen hat das großfürstliche Aschenbrödel auch jetzt und in alle Zukunft nach keiner Seite hin nötig.

Paul Sickel:

Friedrich Hebbel und das Problem der Kultur.

Besteht das tiefste Wesen der Kultur in der ideellen Einheit aller menschlichen Bestrebungen und Gestaltungen, so scheint eine solche Einheit in zweifacher Weise möglich zu sein: entweder durch die Unterordnung alles Denkens und Schaffens unter ein einzelnes Kulturgebiet oder durch die gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller möglichen Faktoren der Kultur. Das erste Ideal ist in großartiger Weise im Mittelalter erstrebt und auch zum Teil verwirklicht worden, indem das gesamte Leben von der Religion bestimmt wurde. Dem Geiste des Mittelalters entsprach eben die Beugung der Gedanken unter die Macht eines allein herrschenden Prinzips. Im Gegensatz dazu sucht die Neuzeit — wenn auch unter Beibehaltung gewisser Wert- und Rangunterschiede — Gleichberechtigung und Selbständigkeit der einzelnen Kulturgebiete. Allerdings vollzieht sich in den ersten Iahrhunderten der neueren Geschichtsepoche zunächst nur die Auflösung der mittelalterlichen Anschauungsweise. Erst allmählich erwächst aus den mannigfachen und zerstreuten Richtungen, in denen der Geist seine Fähigkeiten oft einseitig zersplitterte, der Gedanke einer harmonischen Ausbildung aller menschlichen Kräfte zum Zwecke einer geistigen Erhöhung des Lebens.

Dieses neue Ideal findet sich zum ersten Male dargestellt in der Persönlichkeit und dem Leben Goethes, der nicht nur seine vielseitigen Anlagen gleichmäßig entwickelte und an fast allen Bewegungen der Zeit teilnahm, sondern auch die verschiedenen, scheinbar gesonderten Gebiete seines Geisteslebens zu einer harmonischen Bildung vereinigte. In ihm war das vielleicht von vielen geahnte moderne Kulturideal mit leuchtender Klarheit den Menschen vorgezeichnet. Mit ihm beginnt daher, wenn man den Blick vom Einzelnen auf die Idee der Kultur richtet, eine wirklich neue Zeit. Und dieses Ideal kann nun der Menschheit niemals wieder verloren gehen. Es bedeutet eine Aufgabe, deren Lösung sich kein moderner Mensch ganz wird entziehen können; zugleich aber bietet es einen Maßstab, an dem jede hervorragende Geistesentwickelung gemessen werden muß.

Unter den Männern, die in der nachgoethischen Zeit den Kampf um Kultur

aufgenommen haben, steht Friedrich Hebbel in einsamer Größe da. Eine Persönlichkeit, die sich aus dem denkbar kleinsten Bestande vorhandener Kultur, ja, man möchte sagen: aus einem Nichts, rein durch die Kraft des eigenen Geistes aufbauen muß, wird sicherlich eine eigenartige Stellung zu der Gesamtheit jener Probleme einnehmen, die wir mit Kultur und Bildung bezeichnen.

Ein Blick in wenige Seiten von Goethes Dichtung und Wahrheit und wiederum in Hebbels Kindheitserinnerungen wird den ungeheueren Abstand in den Bildungsgrundlagen dieser beiden Dichter und Denker sofort hervorspringen lassen. Bei Goethe ein freudiges Ergreifen der Kulturgüter, in deren Mitte der Glückliche gestellt war, nicht immer mühelos, aber jederzeit fruchtbringend und befriedigend. Dazu eine unbegreifliche Fähigkeit des Aufnchmens und die herrliche Gabe, aus der Überfülle des Dargebotenen gerade das der jeweiligen Entwickelungsstufe Angemessene zu erkennen. Und schließlich die Kraft, trotz allen Einwirkungen von außen den innersten Kern der Persönlichkeit unversehrt zu erhalten, ja, dem ursprünglich Fremden den Stempel der eigenen Individualität aufzuprägen.

Wenn sich Hebbel in den Lebensgang Goethes vertiefte, so konnte er ein Gefühl des Neides nicht unterdrücken: „Auf den wurden alle Lebensblüten herabgeworfen, er konnte sich damit bekränzen oder darin begraben, ganz nach Belieben, und ein anderer, dem doch auch Keime in die Seele gelegt sind, muß die Eristenz schleppen, wie eine blinde Spinnerin ihren Faden zieht!" Mit so bitteren Empfindungen blickte er in seinem 29. Iahre auf sein bisheriges Leben zurück. Und er hatte Grund dazu. In seiner früheren Iugend war er von aller Kultur abgeschlossen gewesen. Das Gefühl, der gesellschaftlichen Umgebung überlegen zu sein, hatte sich zu hartnäckigem, schroffem Stolze gesteigert, während das Bewußtsein, an äußerer Bildung vielen Menschen nachzustehen, ihn scheu und unzufrieden gemacht hatte. Statt harmonischer Einheit empfand er in seinem inneren und äußeren Leben nur Zerrissenheit — das Gegenteil aller echten Kultur. Später stürmten Eindrücke der verschiedensten Art auf ihn ein. Zum Teil aber fanden sie nun in seinem Geiste keinen günstigen Boden mehr, wie er denn kaum je ein näheres Verhältnis zur Musik und zu den bildenden Künsten gewinnen konnte. Unter der Fülle neuer Erkenntnisse, mehr aber noch unter der Last niederdrückender Lebensnot fürchtete er, dem innersten Wesen und Kern seiner Persönlichkeit, dem eigenen Selbst entfremdet zu werden. Die ruhige, gleichmäßige Entwickelung, die er als das Höchste im Leben preist, war ihm versagt. Man hat die Kultur als den „Weg der Seele zu sich selbst" bezeichnet (Georg Simmel). Nur wenigen unter unsern Großen wurde dieser Weg durch Hemmnisse jeder Art so erschwert wie Friedrich Hebbel.

Es ist begreiflich, daß das Problem der Entwickelung unter solchen Umständen bei Hebbel, der doch nichts bloß durchlebte, sondern im tiefsten Sinne des Wortes innerlich erlebte, oft zum Gegenstande des Nachdenkens wurde.

Geist ist'für ihn stete Beweglichkeit, beständiges Fortschreiten. Wer sich für fertig hält, ist geistig tot. Aber solche Beweglichkeit darf nicht bei einer bloßen Unruhe stehen bleiben, wie etwa bei Byron. Bei ihm vermißt Hebbel das Emporklimmen zu immer höheren Stufen. Dasselbe ist in noch stärkerem Maße bei Goethes Tasso der Fall. Er ist nach Hebbels Ansicht durchaus nicht der typische große Künstler. Denn er verharrt eigensinnig auf einer untergeordneten Bildungsstufe und geht so an dem Widerspruch der Welt zugrunde, während der wahrhaft große Mensch diesen Widerspruch „als notwendig für die eigene Entwickelung begreifen lernt und in die Ausgleichung desselben seine höchste Aufgabe setzt". Die Sehnsucht, die jeder tief angelegte Mensch empfindet, und die letzthin auf dem Gegensatze des Endlichen und Ewigen in unserer Natur beruht, darf nicht im Überdruß am Leben und in dem Nietzscheschen Ekel vor der ewigen Wiederkehr des Gleichen ersticken. Auch Hebbel hat dieses Gefühl wohl gekannt. Er formt daraus aber nicht eine metaphysisch-kosmische Lehre, sondern empfindet es als eine Schwäche, die überwunden werden muß. Der optimistischen Seite seines Wesens entspricht das Vertrauen zu einer Weiterentwickelung, ohne die ihm das Leben unerträglich scheint.

Aber die Entwickelung ist nicht nur Eroberung eines neuen, höheren Standpunktes; sie ist auch das Verlassen des früheren. Entwickelung ist Tod des Bestehenden. Zeitweise zwar mochte es Hebbel geradezu wünschenswert erscheinen, die Last quälender Erlebnisse abzuschütteln: „Die Kunst zu leben besteht in dem Vermögen, die Reste der Vergangenheit zu jeder Zeit durchstreichen zu können." Aber gerade dasjenige, von dem wir uns losreißen möchten, bleibt oft mit zäher Hartnäckigkeit bestehen, während Wertvolles durch den Druck äußerer Verhältnisse zerstört wird. So empfand Hebbel das Leben manchmal als eine „Plünderung des inneren Menschen". Überhaupt weiß der große Künstler, der geniale Mensch, der nicht nach äußeren Zwecken handelt, sondern dem mächtigen Drange seines Inneren folgt, niemals, wohin ihn sein Geist treibt. Daher jenes Sprunghafte, scheinbar Unzusammenhängende und Zweckwidrige des Künstlerlebens, das in so schroffem Gegensatze zu der zweckmäßigen Ordnung des „bürgerlichen" Daseins steht. Die tiefe innere Befriedigung und der erhabene Genuß, nur dem eigenen, auf das Unendliche gerichteten Genius zu folgen, muß erkauft werden durch die zweifelnde Unsicherheit, unter der jeder große Mensch zeitweise zu leiden hat. Um sich von solcher Unruhe zu befreien, lenkt der Mensch seinen Blick gern auf die Gegenwart und begnügt sich mit einem kraftvollen Erleben des Augenblicks. „Den Augenblick immer als den höchsten Brennpunkt der Eristenz, auf den die ganze Vergangenheit nur vorbereitet, ansehen und genießen, das würde leben heißen." Freilich ist das für den weiter strebenden Geist kaum möglich.

Aus diesen Betrachtungen über die Entwickelung tritt deutlich ein Grundzug des Hebbelschen Denkens hervor, nämlich die dualistische Auffassung, und zwar

hier der Dualismus zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen denen die Gegenwart doch nur die unfaßbare Grenze bildet, der Zwiespalt zwischen dem Schmerz über das Entschwundene und dem Vertrauen auf das Zukünftige, schließlich zwischen Endlich-Begrenztem und Ewigem, zwischen Sein und Werden. Dieses persönliche Entwickclungserlebnis wird nun zum Ausgangspunkt für die Beurteilung der objektiven Kulturzustände, wie Hebbel sie in seiner eigenen Zeit wie auch aus der Geschichte kennen lernte.

Hebbel wurde zeit seines Lebens von heftigen Zweifeln an einem wirklichen Hulturfortschritt bewegt. Wenn er das Weltall in metaphysischer Auffassung als vernünftig und zweckvoll ansah, so übermannten ihn doch skeptische Stimmungen, sobald er sich den irdischen Geschichtslauf vergegenwärtigte. In der Frühzeit wollte er die Kultur mit Rousseau verfluchen und meinte, das Ergebnis der ganzen Weltgeschichte bestehe nur darin, daß die Bestialität „Handschuh über die Tatzen gezogen" habe. Iedoch dachte er keineswegs an eine Rückkehr zum Naturalismus, sondern wünschte im Gegenteil eine Erhöhung der Kultur. Nur erschienen ihm die Ideen Herders von einer Erziehung des Menschengeschlechtes als „schöne Träume", die einer nüchternen Betrachtung der Wirklichkeit nicht standhielten. Eher mochte er sich mit der Vorstellung eines steten Wandels befreunden, der etwa mit der Bewegung einer Wellenlinie zu vergleichen ist. Zwei entgegengesetzt wirkende Kräfte sind in aller Geschichte tätig, eine aufwärtsstrebende, die Neues, Höheres schaffen, und eine beharrende, die das Gewordene erhalten will. „Gewicht ruft immer Gegengewicht hervor, und sobald das Gegengewicht überwiegt, kehrt das Verhältnis sich um. Der ganze Weltprozeß wird am besten durch die zwei Eimer im Brunnen veranschaulicht." In diesem Auf- und Abwogen der Kräfte ist aber nicht die erhaltende die wichtigere, sondern wesentlich ist für die Geschichte der Kampf gegen das Gewordene und Vererbte. Nicht als ob Hebbel irgendwie einer radikalen Neuerungssucht das Wort redete. Auch „die Welt braucht ihren Schlaf". Aber das Alte muß seinen Wert und seine Berechtigung immer wieder dadurch erweisen, daß es den Angriffen der nach Neuem strebenden Iugend standhält; das Überkommene, das zur trägen Gewohnheit und zu bequemem Besitz geworden ist, muß immer von neuem vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen werden. Man könnte Hebbels Ansicht vielleicht mit einer jetzt beliebten, aber schon von Kant gebrauchten Wendung so ausdrücken: der Mensch soll, ja er muß handeln, alsob ein Fortschritt möglich wäre. Im ganzen verrät uns seine Stellung zu diesem Problem jenen Dualismus, der sich wohl im Grunde jedes tieferen Geistes regt, daß wir nämlich aller Skepsis der Erfahrung zum Trotze doch an der Forderung eines zweckmäßigen Ganges der Geschichte festhalten müssen; und dieser Dualismus kann durch anderweitige, seien es systematische oder emotionale Beweggründe nur eine scheinbare Lösung finden. — In solchem Widerstreit der Anschauungen tritt aber ein weiterer wesentlicher Zug des Hebbelschen Geisteslebens hervor: das stolze,

durch keine Einzeltatsache zu erschütternde Bewußtsein, Glied einer vernünftigen Weltordnung zu sein, und demgegenüber die niederdrückende Erfahrung, daß auf der Erde der Fortschritt nicht nachweisbar sei. — Wenn später in seinem Tagebuch gelegentlich von der Zielstrebigkeit auch des irdischen Weltlaufs die Rede ist, so ist das keine Ansicht, welche die frühere umstößt, sondern der Ausdruck einer versöhnlichen Stimmung, die sich wie eine ausgleichende Schicht über die vom furchtbarsten Kampfe aufgewühlten Tiefen seines Herzens gelegt hat.

Hebbels Urteile über den wirklichen Verlauf der Geschichte sind stark subjektiv und überall vom Standpunkt des Dramatikers gefällt. Sie sind eher aufklärend über die Persönlichkeit ihres Urhebers, als daß sie großen sachlichen Wert hätten. Er scheint zwei Arten geschichtlicher Perioden anzunehmen: solche, in denen gleichmäßige Entwickelung und verhältnismäßige Ruhe herrscht, und solche, die er als ein „Brechen der Weltzustände" bezeichnet. Es ist begreiflich, daß der Dramatiker seine Aufmerksamkeit und Teilnahme vorzüglich den letzteren zuwendet. Wenn er von den beiden Perioden der Ruhe im griechischen Altertum und im Mittelalter sagt, damals sei das Leben „schön" gewesen, so will er damit jenen Zeiten durchaus nicht einen besonders hohen Wert zusprechen. Denn das Wort „schön" ist hier in dem gewöhnlichen Sinne als das äußerlich Harmonische, Glatte, Leidenschaftslose aufgefaßt, während Hebbel selbst nach einer Schönheit strebte, welche die Dissonanz in sich aufgenommen hat. Seine Ansicht erhellt deutlich aus dem Satze: „Die Schönheit ist in der Welt der Kunst ebenso unbequem wie in der wirklichen die Tugend." Iene Höhepunkte der Kultur, die er übrigens in stark idealisierender Beleuchtung sah, entbehrten für den Dramatiker allzusehr des Kampfes. Vom Altertum gesteht er selbst, daß der damalige Zustand seinem Innersten fremd sei: „Ich kann nicht glauben, daß so viel Helles, Frisches, Fertiges mich glücklich gemacht hätte." Die Antike blieb ihm, so sehr er auch Plato gelegentlich bewunderte, als Ganzes so stumm wie die Götterstatuen, die ihn in ihrer leidenschaftlosen Ruhe fast unheimlich berührten. Seltsam mag es auf den ersten Blick erscheinen, daß ihm, der zeitweise die heftigsten Anklagen gegen die christliche Religion schleuderte, der Geist des Mittelalters näher stand. Offenbar hatte er vom mittelalterlichen Leben, das er schon in der Genoveva geschildert hatte, ein lebhafteres Bild als vom Altertum. Er sagt: „Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum, . . . aber der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens." Es ist die romantische Neigung seines Geistes, die hier spricht, und die sich durch die bunte Außenseite, vor allem aber durch den mystischen Hintergrund des mittelalterlichen Lebens stark angezogen fühlte. Ia, der Übergang vom Geheimnisvollen zum nüchternen Gedanken, wie er sich in der neueren Zeit vollzogen hat, erscheint ihm nicht in jeder Beziehung als Fortschritt.

Viel mehr als die Höhepunkte der Kultur fesselten den Dramatiker die Perioden der Umwälzung, in denen eine fertige Kultur sich auflöste und eine

neue sich bildete. Denn sie allein boten ihm geeignete Stoffe für die Tragödie.
Er nennt als solche vor allem die Zeit der Entstehung des Christentums, „als die antike Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivität in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflcrion überging," und dann den Beginn der Neuzeit, als in Reformation und Renaissance die „Emanzipation des Individuums" sich durchzusetzen begann. Ein ähnlicher welthistorischer Prozeß vollzog sich nach Hebbels Meinung auch in seinem Iahrhundert. Aber er behauptet, daß es sich diesmal nicht um eine Umwertung der Werte handelte, sondern um eine festere Begründung des Destehenden; und hierin offenbart Hebbel seine konservative Neigung und unterscheidet sich grundsätzlich von Nietzsche. Er denkt dabei in erster Linie an soziale Einrichtungen. Diese sollen nicht mehr auf äußere Autorität gegründet werden, sondern auf Notwendigkeit und Sittlichkeit, was für Hebbel gleichbedeutende Begriffe sind. Wenn sich der Dichter von solchen allgemeinen Erwägungen den besonderen sozialen Fragen seiner Zeit, also dem Sozialismus und Pauperismus zuwendet, zeigt sein Urteil eine gewisse Unsicherheit, ja Weltfremdheit, die recht seltsam berührt, wenn man sich erinnert, daß er selbst die psychische Verfassung des Armen in seiner Iugend kennen gelernt hatte. Hier liegen wohl verwickelte seelische Beziehungen zugrunde, die an dieser Stelle nicht erörtert werden können. Dagegen sei noch ein Kennzeichen der neueren Zeit hervorgehoben, von dem Hebbel wiederholt spricht: Es ist das Überhandnehmen des Gedanklichen, die Verflüchtigung des Erlebnisses zum blassen, abstrakten Begriffe. Die transzendentale Richtung unseres Geistes führt, wenn sie den Zusammenhang mit der konkreten, halb im Unbewußten, Traumhaften wurzelnden Anschauung verliert, zum bloßen Schemen. Dies ist intellektuelle llberkultur, die merkwürdigerweise in ihren Wirkungen zuweilen dem krassesten Aberglauben nahekommt. Wenn nämlich dieser „an jede Absurdität glaubt, weil er nie nach Gründen fragt, so jene (die höchste Bildung) an keine, weil sie immer nach Gründen fragt, und doch ist das eine .... vielleicht noch törichter als das andere." Denn Wahrheit liegt nicht im verstandesmäßigen Wissen allein, sondern ist „der Punkt, wo Glaube und Wissen einander neutralisieren."

Doch hiermit sind wir, dem Zwange von Hebbels Denken folgend, unvermerkt aus dem Gebiete der äußeren Kulturgeschichte, über die der Dichter doch nur Fragmentarisches sagt, in das Gebiet der ideellen Kultur übergegangen und haben mit den letzten Sätzen dem Gange unserer Darstellung vorgegriffen. Denn es fragt sich nun, wie sich in Hebbels Weltanschauung das Kulturideal als harmonische Vereinigung der menschlichen Betätigungen darstellt oder, genauer gesagt, in welches Verhältnis religiöse, ethische, intellektuelle und ästhetische Kultur zueinander gebracht werden.

In der Frühzeit seiner Entwickelung vermochte dem drängenden Zweifel, der sich gegen alle überkommenen Anschauungen richtete, nur die Kunst stand«

zuhalten. Der Religion gegenüber empfand der Dichter eine tiefe Abneigung, gegen das Christentum sogar Haß. Ethische Fragen fanden vorläufig ln seinem Denken und Fühlen nur schwachen Widerhall; denn die autonome sittliche Forderung wurde allzu laut übertönt von dem Rufe einer schicksalsmäßigen Notwendigkeit, deren Walten er an sich selbst erfahren hatte. Der Wissenschaft endlich, insbesondere der Philosophie, begegnete er mit offenem Mißtrauen. Indem er aber mit zunehmender Reife zu einer gerechteren Abwägung der verschiedenen Seiten der Kultur gelangt, werden jene vorher gering eingeschätzten Geistesgebiete in ihrer Bedeutsamkeit allmählich erhöht und in innere Beziehung zu dem ästhetischen Weltbilde gesetzt. Das Einseitige seiner früheren Auffassung hat Hebbel bis zu einem gewissen Grade überwunden; von der ganz überragenden Stellung der Kunst und des Künstlers ist später kaum mehr die Rede. Iene innere Beziehung der ursprünglich gesonderten Gebiete aber wurde nicht durch spätere Reflenon hergestellt, sondern ergab sich wie von selbst aus dem tiefsten Lebensgefühle des Dichters, das schon früh auch in begrifflicher Fassung seinen Ausdruck gefunden hatte und wesentlich von dem Dualismus zwischen Allgemeinem und Einzelnem, zwischen Weltall und Ich beherrscht wurde. Hierin lag der Ausgangspunkt seiner Entwickelung, hierin vollendete sich auch die Selbstverwirklichung seiner Persönlichkeit.

Hebbels tiefste religiöse Stimmung beruhte auf der Spannung zwischen zwei scheinbar entgegengesetzten Gefühlen: dem stolzen Bewußtsein: ich bin ein Mensch, ein selbständiges Wesen, in dem der göttliche Funke glimmt — und der demütigen Empfindung: dem Weltall gegenüber bin ich nur ein Teilwesen, ein Tropfen im Strome des Allebens. Dieses gefühlsmäßige Erleben von Welt und Ich zielt auf eine Verschmelzung des Unendlichen und Endlichen hin, erstrebt also ein pantheistisches Erfassen des Seins: das Ich wird als Göttliches zur Welt ausgeweitet, und die Welt wiederum zieht sich zum Ich zusammen. Iedoch sind beides Gedankenrichtungen, deren Schnittpunkt im Unendlichen liegt. Nur eine mystische Anschauung könnte hier an Erfüllung glauben. Im Bereiche unseres wirklichen Lebens aber erwächst daraus die ethische Forderung. Da das Individuum nur in und mit dem Ganzen lebt, so hat es auch in seinem Handeln dessen Zielen zu folgen. Der Notwendigkeit des Weltlaufs muß sich das Einzelwesen fügen; denn dieses Notwendige im höchsten Sinne ist zugleich das Sittliche. Und wenn der Mensch durch ein solches „Müssen" seine freie Individualität zu verlieren scheint, so erobert er sie sich auf höherer Stufe wieder, indem er frei in das Notwendige einwilligt. Aus dem Müssen wird ein Wollen. Die fordernde Notwendigkeit d. h. Sittlichkeit des Weltlaufs aber gibt sich in ihm selber kund durch die Sprache des Gewissens. Auch in dieser wieder nur ideellen Richtung des ethischen Tuns liegt eine doppelte Empfindung eingeschlossen: das Gefühl der Demut: du mußt — und das des Stolzes: du willst.

Ein so hoher ethisch-religiöser Standpunkt läßt sich jedoch nur erreichen,

wenn wir über das Wissen von Einzelheiten, also über die Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne zu einer Erkenntnis des Allgemeinen fortschreiten, aber nicht eines Abstrakt-Allgemeinen, sondern eines solchen, das das Einzelne als Element in sich enthält. Die Philosophie, die von alters her wahre Erkenntnis des Seins erstrebte, konnte ihr Ziel nicht erreichen, da sie das Leben in abstrakten Begriffen zu erfassen suchte, worin es sich nicht einfangen läßt. Aber das Unwißbare, das Irrationale gehört auch zum Leben; und in seine träumerisch-mystischen Tiefen dringt nur unmittelbare Anschauung, inneres Erleben und Glauben. Wahrheit ist daher „der Punkt, wo Glaube und Wissen einander neutralisieren". Diese Vereinigung findet Hebbel im großen Kunstwerke verwirklicht. Denn darin sind Allgemeines und Einzelnes, Begriff und Anschauung zur Einheit geworden, indem das Einzelne nur Sinn hat als Symbol des Allgemeinen und wiederum das Allgemeine nur durch Besonderes seinen Ausdruck findet. Die Kunst gewährt uns daher eine ideelle Lösung des Dualismus. Sie steht nicht als ein gesondertes Gebiet neben oder über den anderen Betätigungen des Menschen, sondern umschließt sie alle: in ihrer erhabensten Gestaltung als dramatische Kunst ist sie höchste Erkenntnis, zeigt uns das Wesen des Sittlichen und offenbart damit auch die religiöse Stellung des Menschen zur Welt und zu Gott.

Wenn man der großartigen Synthese dieses Kulturideals seine Bewunderung nicht versagen kann, so wird man doch nicht leugnen dürfen, daß es eine gewisse Einseitigkeit enthält. Zwar würde der Vorwurf, daß Hebbel einer ästhetischen Kultur das Wort rede, nicht eigentlich zutreffen, da er Begriff und Zweck der Kunst in einer Weise erweitert, daß alle höheren Bestrebungen darin eingeschlossen sind und insbesondere die Idee der Sittlichkeit einen wesentlichen Bestandteil bildet. Aber gerade diese höchste Steigerung und Vergeistigung des Kulturgedankens führt dazu, gewisse Seiten des Lebens zu übersehen. Hebbel meint, es hänge alles davon ab, ob wir das Ziel unseres Lebens im Leben selbst sähen oder darüber hinaus verlegten. Sein Blick schweifte gern über die trübe Gegenwart hinauf in das Reich der Ideale. Zudem dachte er, der sich in der Masse der Menschen als Einsamer fühlte, im Grunde individualistisch. Und wie sehr er auch davon durchdrungen war, daß der Einzelne nur ein untergeordnetes Glied des Großen und Ganzen sei, so trat doch der eigentlich soziale Gedanke bei ihm stark zurück. Ia, es wird gelegentlich angedeutet, daß nur das Streben nach Selbstentwickelung seines Erfolges sicher sei und jeder der Gesamtheit am besten dadurch diene, daß er sich selbst möglichst vervollkommne. Hier erkennen wir deutlich die Grenzen von Hebbels Kulturideal. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es gerade die Überwindung des Sozial-Allgemeinen, des Masseninstinkts und des Kleinmenschlichen war, wodurch Hebbel seine menschlich-künstlerische Kultur errang. Geboren aus hartem Kampfe mit dem Niedrigen und Gemeinen war dieses Ideal zugleich ein kräftiger Protest gegen alle materiell-utilitaristische Lebensauffassung.

Und doch scheint Hebbel in späterer Zeit, als sein Denken sich vom Meta-
physischen mehr der Wirklichkeit zuwandte, seine Kulturidee nicht mehr für absolut
und unwandelbar gehalten zu haben. Wenigstens spricht er einmal die Ver-
mutung aus, daß die Erhebung des Geistes, deren wir bedürften, und die ehemals
durch die Religion, in der Gegenwart aber durch die Kunst bewirkt würde, zu-
künftig Aufgabe des „Patriotismus" sein werde. Wie fremd uns dieser Gedanke
bei Hebbel anmutet, braucht kaum gesagt zu werden. Nicht aus den Tiefen seiner
Weltbetrachtung war er emporgestiegen, sondern äußerlich durch die neue, lebhafte
Teilnahme am politischen Leben der Zeit nahegelegt. Das frühere Ideal wird
also davon nicht angetastet.
Wie aber vermag nun der einzelne Mensch, der in diese Welt materieller
Bedürfnisse und sozialer Anforderungen gestellt ist, einem so hohen Kulturideale
sich wenigstens zu nähern? Wie ist persönliche Bildung zu gestalten?
In der bloß passiven Aufnahme der jeweilig vorhandenen Kultur kann
Bildung offenbar nicht bestehen. Nicht wie in einem Spiegel soll sich in dem
menschlichen Geiste ein „außer" ihm Befindliches als Abbild noch einmal wieder-
holen. Denn zunächst hat ja das, was wir objektive Kultur nennen, seine Wirk-
lichkeit und Wirksamkeit eben nur in den individuellen Geistern, muß also in
ihnen erst entstehen und durch Anstrengung errungen werden. Dann aber soll
durch solche Aneignung der überkommene Kulturbesitz nicht einfach erhalten und
weiter vererbt werden, sondern in jedem einzelnen Geiste eine ganz per-
sönliche, einzigartige Ausprägung und dadurch Förderung erfahren. Indem
nämlich die zerstreuten Gedanken und Bestrebungen einer Zeit in einem indi-
viduellen Geiste zu mannigfachen Verbindungen zusammentreten, entstehen nach
Wundts Grundsatz der „schöpferischen Synthese" ganz neue Auffassungen und
Willensantriebe. Persönliche Kultur setzt sich demgemäß aus zwei Faktoren zu-
sammen: aus dem individuellen Wesen des Einzelnen und dem vorhandenen
Kulturzustande. In diesem Sinne sagt Hebbel: „Der Mensch ist das Durch-
schnittsprodukt von Natur und Nildung." Indem er in die Kultur hineinwächst,
entwickelt er an ihr zugleich seine eigene Persönlichkeit, und es entsteht so ein»
innige Wechselwirkung zwischen objektiver Kultur und subjektiver Natur, zwischen
Welt und Ich. Diese Wechselwirkung kann nun je nach dem Stärkeverhältnis
und der qualitativen Beschaffenheit der beiden Faktoren sehr verschiedene Er-
gebnisse haben, aus denen sich nach Hebbels Darlegung zwei Haupttypen der
Bildung aussondern lassen.
Wie es nämlich in der geschichtlichen Entwickelung Perioden der ruhigen,
harmonischen Sammlung und wiederum Zeiten einseitig starker Bestrebungen und
gewaltsamer Umwälzungen gibt, so kann man auch bei den Menschen harmonisch
gesammelte und einseitig individuelle Naturen unterscheiden. Hebbel vergleicht
den ersten Typus mit einer Kristallkugel, „die man zuweilen in einem nord-
deutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf

und gibt es treu zurück, fügt ihr aber nichts hinzu als die Verklärung." Solche Menschen sind also auf keinem Gebiete schöpferisch. Bedarf die Welt ihrer zur stillen Zusammenfassung der Kräfte, so muß sie doch, um ihre Fähigkeiten nach allen Richtungen zu erschöpfen, ebenso sehr jene einseitige Ausprägung des Individuellen hervorbringen und gelangt dann im äußersten Falle wohl zu Erscheinungen, die im höheren Sinne gar keine Individuen sind, sondern „schroffe Manifestationen der einen oder der anderen in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft". Echte Bildung erstrebt natürlich eine Vermittelung zwischen diesen Gegensätzen, eine gleichmäßige Harmonie der Kräfte. Das Allgemein-Menschliche, das dem 18. Iahrhundert als Kulturideal vorschwebte, soll nur das einigende Band sein, das die individuell entwickelten Einzelfähigkeiten umschließt und zusammenhält. Wenn Hebbel sagt: „Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen", so gilt das mehr oder weniger von jeder höheren Betätigung. Nur wer als Mensch groß ist, kann auch auf dem besonderen Gebiete seines Schaffens wahrhaft Großes vollbringen. Der Begriff der Bildung ist daher, wie Hebbel betont, durchaus relativ, und es ist unberechtigt, von „gebildeten Klassen" zu sprechen: „Gebildet ist jeder, der das hat, was er für seinen Lebens» kreis braucht." Daß ein Gebildeter dieses oder jenes wissen müsse, ist daher eine törichte Annahme, die gerade in unserer Zeit, wo man den Wert der Einzelkenntnisse und der staatlichen Prüfungen so sehr überschätzt, viel Unheil anrichtet. Mit Fug und Recht eifert Hebbel gegen das „flache, enzyklopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mitteilen läßt" und „gerade jenen widerwärtigen Hochmut" erzeugt, „der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe .... nie herabdringt".

In solcher Einseitigkeit liegt eine Gefahr für alle Kultur. Es wiederholt sich hier beim einzelnen Menschen, was auch ganze Perioden kennzeichnet, nämlich die Überschätzung einer besonders ausgebildeten Fähigkeit auf Kosten einer harmonischen Gesamtentwickelung. Da sich diese Erscheinung meist nur als Auswuchs einer höheren Bildungsstufe einstellt, so nennen wir sie Überkultur, obwohl sie nicht eigentlich ein Übermaß echter Kultur, sondern eher ihr Zerrbild ist. Die besonders eifrige Verfolgung eines Einzelziels führt, wenn nicht eine große allgemeine Kultur- und Weltanschauung zugrundeliegt, immer zu einem Punkte, wo dieses Einzelziel als Selbstzweck erscheint und seine nur relative Bedeutung als Mittel zu einer Gesamtkultur dem Bewußtsein entschwindet. Ist dieser Pnnkt erreicht, so ist damit die Grenze wahrer Kultur schon überschritten. „Die Höhe der Kultur ist," wie Hebbel sagt, „die einzige, zu der viele Schritte hinaufführen und nur ein einziger herunter." Zu unserer Zeit sind Ästhetentum und zum Teil auch der übertriebene Sport treffende Beispiele.

Im engen Zusammenhange damit steht eine andere Erscheinung. Sobald nämlich die Kulturgüter wegen ihrer weiten Verbreitung jedermann zur Verfügung stehen, liegt die Gefahr vor, daß vieles nur äußerlich aufgenommen statt

innerlich entwickelt wird. Hebbel spricht mit Recht von einer gefirnißten Barbarei, die schlimmer sei, als die Barbarei vor aller Kultur, und meint: „Der Wilde, der seinen in die Rinde eines Baumes geschnitzten Götzen für ein unübertreffliches Meisterstück der Kunst hält, steht ästhetisch auf einer weniger bedenklichen Stufe als der Modenarr, der das uou plus ultra der Malerei auf seiner Tabakdose mit sich herumzutragen glaubt." Lag der llberkultur ein mißleitetes und oft krankhaftes, immerhin aber ehrliches Streben zugrunde, so offenbaren Unkultur und Banausentum in ihrer Unechtheit und Heuchelei eine sittliche und intellektuelle Schwäche.

Viel harmloser stellt sich demgegenüber jene enge Lebenshaltung dar, bei welcher der Mensch sich in seinen bescheidenen Lebenskreis gewissermaßen einspinnt und die höheren Ziele des Lebens und allgemeinen Bestrebungen der Kultur überhaupt nicht sieht. Solche Menschen können innerhalb ihres Kreises Gutes leisten; da sie aber nicht darüber hinausblicken, so überschätzen sie ihre eigene Bedeutung. Es ist meist Egoismus und Beschränktheit in ihnen; aber in ihrer Beschränkung liegt ihr Glück. Sie gewinnen viel leichter eine Art innerer Harmonie, als tiefangelegte und weitschauende Geister. Daher auch „ihre Zuversicht, ihr Stolz, ihr Hochmut, zugleich aber auch die unschätzbare Fähigkeit, alle ihre Nerven für das nächste Ziel anstrengen zu können". Es sind dies die unproblematischen Naturen, die mit triebmäßiger Sicherheit ihren Lebensweg gehen, allerdings nur solange, als ihr Dasein ohne tiefere Störungen verläuft. Ihre Art läßt sich nicht mit einem Worte bezeichnen, aber wesentliche Züge davon finden wir im typischen Kleinbürger, im Philister und auch im Pedant?n wieder. Ihnen allen ist mehr oder weniger die Einengung und Erstarrung des Geistes eigen, die im schärfsten Gegensatz zu der Beweglichkeit des künstlerisch-empfindenden Menschen steht.

So werden wir am Schlusse unserer Darstellung wieder auf die Eigenart der künstlerisch-ästhetischen Auffassung zurückgeführt, und es sei besonders betont, daß, wenn Hebbel sowie andere Dichter und Denker behaupten, der Künstler sei der einzig wahre Mensch, jener erweiterte Begriff des Künstlerischen gemeint ist, der auf eine harmonische Gestaltung des inneren wie des äußeren Lebens zielt und nicht einmal Betätigung oder tiefes Verständnis auf einem bestimmten Gebiete der Kunst voraussetzt. Nur in d e m Sinne also ist dieses Ideal zu verstehen, in dem nicht nur Plato, Spinoza, Kant, sondern auch Männer der Tat, wie etwa Friedrich 17. und Bismarck, im Grnnde genommen künstlerisch empfindende Menschen waren.

Oswald Brüll:
Hermann Hesse und sein neues Buch.
(„Roßhalde." Roman. Verlag von S. Fischer, Berlin.)

Fast ein Dutzend Bücher — Gedichte, Romane, Novellen*) und Essays — hat Hermann Hesse bisher veröffentlicht, aber trotzdem fällt es schwer, dem umfangreichen Ensemble solche charakteristische Züge zu entnehmen, welche uns die Persönlichkeit des Schöpfers unzweideutig begrenzten. Und ist es doch gerade bedeutungsvoll, wie die geistige Biographie eines Dichters von der Mitwelt erfaßt wird; denn dieser offenbart sie sich lediglich durch das Medium des Werkes, und dem Werk allein ja sind wir verpflichtet, das Werk allein macht den Meister unsterblich und nicht der Kommentar. Der Kommentar ist die Zutat der Nachwelt, hundertfach erschlichenes Material, das, jenseits des Kunstwerkes hergeholt, dessen ursprüngliche Konturen verschüttet. Die Nachwelt setzt das Werk in Relation zu des Künstlers Person; die keuschere Mitwelt betrachtet das Werk als ein Wesen für sich und forscht beziehungslos nach der Seele desselben: nach des Künstlers Persönlichkeit. Es leuchtet ein, daß die Mitwelt gegenüber der Nachwelt den Vorzug einer betont ästhetischen Betrachtungsweise hat.

Warum entgleitet Hermann Hesses Persönlichkeit aufs erste der kritischen Firierung?

Wir begegnen bei den meisten unserer bedeutenden Autoren irgend einer positiv (wenn auch nur symbolisch) geäußerten, vorwaltenden Idee — ob sie nun vorgefaßt, erlebt oder erlesen ist —, die gleichsam vom Gefüge ihres Schaffens den sichtbaren Kitt vorstellt. Es muß nicht eben eine komplere, philosophisch durchgebildete Weltanschauung sein, an welcher diese Autoren uns kenntlich werden und auch kenntlich würden, wenn sie nicht Autoren, sondern schlechtweg Menschen unseresgleichen wären — nein, es genügt der Bruchteil einer Weltanschauung, irgend eine Formel, die sie zum Maß obschon nicht aller, so doch vieler Dinge machen, es genügt das offenbare Übergewicht ihres Interesses an bestimmten Lebenssegmenten; also beispielsweise die Vorliebe für die Abwandlung religiöser oder sozialer oder erotischer oder politischer Probleme, für Probleme, die beschlossen sind in der Kontrastierung von Schein und Sein, Kultur und Natur, Kunst und Leben, u. s. w. Alle diese Autoren zwingen, liebend oder hassend, ihrer erzählten Welt (und der Welt überhaupt)

*) über das belletristische Schaffen Hesses sei folgende Übersicht geboten: Hennann Lauscher, 1901 und 1908. — Gedichte, 1902. — Peter Camenzind, 1904. — Untenn Rad, 1905. — Diesseits, 1907. — Nachbarn, 1909. — Gertrud, 1910. — Umwege, 1912. — Noßhalde, 1914.

ihre Individualität als Form auf. Selbst wenn sie Vorwürfe ergreifen
die ihre Parteinahme nicht herauszufordern scheinen, wird der subtile Genießer
stets den Hauch der Subjektivität spüren.
Mit Hermann Hesse aber steht es so, daß für ihn gerade die Abwesen-
heit einer gewollten und um jeden Preis gewollten ideologischen Gebundenheit
bezeichnend ist. Das Leben vorurteilslos leben, allseitig leben, ohne sich
vorweg bloß auf ein Segment, ein vielleicht unglücklich gewähltes, einzu-
schwören — das ist die oberste Marime Hermann Hesses. Wie man sieht:
ebenfalls eine Marim?; aber eine so weit und gewissermaßen negativ gefaßte,
daß man darüber leicht vergißt, daß sie immerhin eine i st.
Dieser kurz beschriebene Leitgedanke von Hermann Hesses Persönlichkeit
soll nun auf Ursprung und Wirkung überprüft werden.
Er entspringt dem eminenten Naturgefühl des Dichters. Natur-
gefühl ist indessen nur jenem Menschen möglich, der passiven Verhaltens fähig
ist, der selbstlosen Hingabe an das Außen; die Poren seiner Sinne dürfen
nicht durch einen einwärts gewendeten Konzentrationsakt verschlossen sein,
sie müssen ein sanftes Einströmen der Welt, ein sanftes Ausströmen des Ichs
gestatten . . . Solcher Art — meint der Dichter — möge auch sonst der
Mensch den Reichtum des Alls in sich aufnehmen; ohne Zwang wie sein
Verhältnis zur Natur sei seine Begegnung mit den Menschen; ohne Zwang
<„ohne Zwangsvorstellung" ist noch deutlicher) freue er sich auch an den
geistigen Schätzen, die allerorts ausgestreut liegen, entfalte sich ihm sein eigen
geistig Teil. . . Bedarf es so vieler Worte, um das naturbeseelte Evangelium
auszusprechen, das Hermann Hesse mit einem Großen der Geschichte, mit
Franz von Assisi*), gemeinsam hat? Nein, bloß eines einzigen. Liebe,
Natur« und Menschenliebe, heißt dieses Evangelium.
Wie der Dichter zu ihm gelangte — wie ein jeglicher zu ihm gelangen
kann —, ist in seinem Roman „Peter Camenzind" erzählt. Was Peter
Camenzind wünschte: „den heutigen Menschen das großzügige, stumme Leben
der Natur nahe zu bringen und lieb zu machen" und ihnen „ein Führer
und Lehrer der Liebe zu sein", hat sich in seinem Schöpfer erfüllt.
Die heutigen Menschen haben „Peter Camenzind" großen Ruhm bereitet.
Denn ihnen, die so weit von der Natur abgekommen sind, so sehr »erkünstelt
und losgerissen vom Allgefühl, die der Einseitigkeit frönen und willensverzückt oder
blindäugig über sich selbst hinausstreben — ihnen klang die Weise des „Peter
Camenzind" lieblich ins Gemüt; sie fühlten sich angenehm abgespannt und
doch nicht entkräftet; sie wähnten sich um ein Erlebnis bereichert, das geeignet

') Ihm hat Hesse in der von Paul Remer herausgegebenen Bücherreihe „Die
Dichtung" ein« herzliche Monographie gewidmet. — Ebenda „Boeeaeeio" (1904).

schien, fürderhin viel Wirrsal der inneren und äußeren Welt zu glätten oder vollends zu lösen. Und wenn auch die heutigen Menschen im ganzen und großen nach dem Erscheinen der sechzigsten Auflage von „Peter Camenzind" nicht anders lebten als vor der ersten — so sind wir nun einmal heute: skeptisch und gefühlsverstockt (die Zeit der Religionsstifter ist vorüber) —, allen war dennoch von diesem gütigen Buch ein Quentchen Menschlichkeit zuge« wachsen, etwas Unverlierbares. Der Dichter des „Peter Camenzind" hatte sich eine große Freundesgemeinde geworben.

Aber diese Freundesgemeinde ist in den letzten Iahren von ihrem Mittel« punkt in Unzufriedenheit abgerückt. Unzufriedenheit drückte zumindest die verbündete Presse aus. Man hörte vornehmlich dies: Hesse ist verbauert; Hesse ist nicht mehr der alte... Nun ja; Daniel Spitzer, der Wiener Spazier« ganger, von dem einst so viel feuilletonistischer Glanz ausging, hat bemerkt: wenn man von jemandem sagt, er ist nicht mehr der alte, so meint man damit, er ist nicht mehr der junge. Diese lustige oder eigentlich traurige Wahrheit auch hinsichtlich unseres Dichters zugestehend, vermesse ich mich trotzdem der Behauptung, daß Hermann Hesse seiner im „Camenzind" mani- festierten Grundmeinung treu geblieben ist bis auf den heutigen Tag und billiger Weise nicht gescholten werden dürfte, wofür er ehedem erhoben wurde.

Hesse ist sich treu geblieben schon im gedanklichen Gehalt seiner folgenden Bücher — die Sammlung „Diesseits" ausgenommen, deren Kon- zeption mit großer Wahrscheinlichkeit vor „Peter Camenzind" angesetzt werden darf (weil in dem Roman eine geistige Entwicklung abgeklärt ist, welche jene Novellen noch in Gärung zeigen). Auch die folgenden Bücher illustrieren die nämliche Lebensanschauung und zwar a Wittrario: wie man gegen sie sündigen kann, sei es durch fremde oder eigene Schuld. Durch fremde: siehe Hans Giebenrath aus „Unterm Rad". Durch eigene: siehe die Schicksale, von welchen die Bände „Nachbarn" und „Umwege" Kunde geben.

Und auch in der konkreten Stoffwahl hat Hermann Hesse sich Treue gehalten. Denn er hat — zumeist — die kleinen Angelegenheiten kleiner Leute vorgeführt; — und schließt nicht sein pantheistisches Evangelium das Gebot in sich, das Kleinste als lebendigen Teil des göttlichen Ganzen zu achten und zu lieben?

Nicht Inkonsequenz, nicht Entartung, nicht „Verbauerung" darf mithin Hermann Hesse vorgeworfen werden. Eine andere Frage ist, ob er genug künstlerisches Vermögen besitzt, um seinem Evangelium allseitig dichterischen Ausdruck zu leihen, um seine unzweifelhafte Konsequenz der Idee durch die Tat wahrzumachen.

Auf diese — entscheidende — Frage kann bloß ein bedauerndes Nein antworten.

Hermann Hesse und sein neues Buch Oswald Brüll
Nein. So gewiß der Gemeinplatz der Kunstlehre richtig ist, daß die Größe
eines Kunstwerkes nicht von jener des Sujets abhängt, daß ein gut gemaltes
Stilleben wertvoller sei als eine schlecht gemalte Madonna, so gewiß steht fest,
daß nur die großen Gestalter, welche jedweden Stoff zu adeln fähig sind,
diesem Gemeinplatz vertrauen dürfen. Hermann Hesse ist keiner unserer
großen Gestalter. Seine künstlerische Stärke ruht durchaus im Lyrischen,
in der Stimmungsmalerei; von der Wesenheit Gottfried Kellers, mit dem
er so oft pauschal verglichen wird, ist ihm dies allein vererbt. Viel eher -^
und Hesse selbst ging uns mit solcher Konstatierung voran — mag man ihn
einen Wahlverwandten Ludwig Tiecks, der Romantiker überhaupt nennen,
bei welchen ja auch Naturgefühl, Lyrismus und geringes Vermögen künstlerischer
Verdichtung ichfremden Seins kausal verknüpft sind.
Und darum tut Hermann Hesse übel daran, wenn er kargen Stoff er»
greift. Er tut gut daran, wenn er sich schon in der Stoffwahl Wirkung
sichert, wenn er das Problematische sich nicht vom Leib hält, sondern bevorzugt,
wenn er das Schöne im Schönen und nicht im Unschönen sucht. Darum
gefiel sein Musikerroman „Gertrud", wie sein Dichterroman „Peter Camenzind"
gefallen hat und sein Malerroman „Roßhalde", das jüngste Opus, gefallen
wird. Darum ist der Novellenzyklus „Diesseits" mit den wundervollen Mittel-
stücken „Die Marmorsäge" und „Heumond", die duftschwer sind von Schönheit,
Iugend und Sehnsucht, das Köstlichste, das Hermann Hesse uns bis nun
schenkte, der dauerndste Titel seines Erzählerruhms — gleichwie der wunder-
volle Epilog desselben Buches uns als die Krone von Hesses Liederdichtung
dünkt:
Seltsam, im Nebel zu wundem! Wahrlich, keiner ist weise,
Einsam ist jeder Vusch und Stein, der nicht das Dunkel kennt,
kein Vaum sieht den andern, das unentrinnbar und leise
jeder ist allein. von allen ihn trennt.
Voll von Freunden war mir die Welt, Seltsam, im Nebel zu wandern!
«ls noch mein Leben licht war; Leben ist Einsamsein.
nun, da der Nebel fällt, Kein Mensch kennt den andern,
ist keiner mehr sichtbar. jeder ist allein. ,
. . . Wohl haben äußerlich die Novellen aus „Diesseits" schon objektive
Form, wie es dann in den Bänden „Nachbarn" und „Umwege" durchaus
der Fall; wie sehr schien aber hier noch fremdes Schicksal als eigenes erlebt,
des Dichters Ich im „Man" enthalten! Hier sprach zum letzten Male „Hermann
Lauscher" zu uns.
Hermann Lauscher! Möglich, daß dieser mit weniger Recht als nachmals,
da er Peter Camenzind hieß, der Welt ein „Homo smu!" hätte entgegen-
rufen dürfen; mit wieviel mehr Recht jedoch ein „?c»ew Zi«u"! Der rügte

in seinem Tagebuch 1900 Tolstois „Mangel an Freude"; denn er selbst war noch völlig den Entzückungen des Spieltriebes hingegeben, er wünschte: „Meine ganze schwerblütige Art aufzulösen und als schmucke Seifenblase ins Blaue zu blasen!" Der war noch Schöngeist — im guten Sinne des Wortes —: „Ich weiß nun, daß meine Religion kein Aberglaube ist, daß es sich lohnt, alle körperlichen und geistigen Dinge nur in ihren Beziehungen zur Schönheit zu betrachten, und daß diese Religion Erhebungen schenken kann, die an Reinheit und Seligkeit denen der Märtyrer und Heiligen nicht nachstehen."

So dachte und schrieb Hermann Lauscher, und er war, will uns bedünken, der künstlerischen Mission näher als Peter Camenzind. Denn dessen Auffassung von der Natur als einer (obschon gütigen) Allmacht, der sich Menschenkunst demütig und Frieden suchend unterwerfen soll, ist in ihrer letzten Konsequenz unkünstlerisch, mehr als das: die Verneinung der Kunst.

Das Wesen der Kunst nämlich ist Schein, ist des Menschen Befreiung von der Natur, ist sein Triumph über diese, der Triumph der Form über die Materie. Das hat ausgesprochen, der für den künstlerischen Trieb des Menschen den Namen „Spieltrieb" erfand; der in ewig herrlichem Geistesflug Naturbedrücktheit überwand und jauchzend rief: Freude, schöner Götterfunken!..

Im Schaffen Hermann Hesses, der nicht mehr Hermann Lauscher ist, wird man den schönen Schein vergeblich suchen; schmucklose Sachlichkeit drückt uns dort nieder, wenn anders nicht — wie im „Peter Camenzind" — wir aus ihr einen anmutigeren, beflügelteren Gedanken zu destillieren wissen. Sie hängt sich zentnerschwer auch dann an den Dichter, wenn er fast wider Willen sich höher emporschwingen möchte. So zieht es fast alle seine Geschöpfe, von deren Entwicklungsgang wir Zeugen sind, nach kurzem ideellen oder sozialen Aufschwung in die Tiefe, jegliches höhere Streben fällt von ihnen ab wie ein trügerisches Gaukelkleid. „Kleider machen Leute" — auch Gottfried Keller hat diese ironische Lebensweisheit mit einer gewissen lehrhaften Absicht an seinem hochhinauswollenden Seldwyler Völkchen bekräftigt. Aber er gelangt in seiner Erzählung zu einem Punkt, wo der Spieltrieb alle Wirklichkeitsskrupeln besiegt und die Ironie nurmehr matt durchschimmert: „Es war ein wahrhaft schönes Bild, das seine Berechtigung ganz allein in sich selbst zu tragen schien." Hier übt der Meister von Zürich — ein bißchen verschämt — Andacht vor dem Altar der Form, der Form als Selbstzweck.

Von selbstzweckhafter Form, von einer Ausnahmestellung der Schönheit muß der Dichter des „Peter Camenzind" gering denken — nach allem, was wir von ihm gehört haben. Der adäquate Stil für seine Anschauungsweise des Lebens, welche die Empfänglichkeit der Sinne über die Selbsttätigkeit des Geistes stellt, wäre eigentlich ein konsequenter Impressionismus, die Absage an formale Geschlossenheit und somit lyrische Auflösung. Wenn trotzdem Hermann Hesse den besten Stilisten unserer Literatur beizuzählen ist, so hat

man darin weniger die Äußerung geflissentlichen Bemühens als seiner Herkunft aus dem sprachgewaltigsten Gebiet Deutschlands zu erblicken. (Er ist 1877 zu Calw in Württemberg geboren.) Freilich zieht die Natürlichkeit seiner Prosa des öfteren mit dem Vorzug der Kraft den Nachteil der Roheit nach sich. Wie er gegen bessere Einsicht ein bedeutender Formkünstler ist, mag Hermann Hesse auch wider Willen berühmt geworden sein. Schließt sein Dogma von der Größe der Natur und von der Hörigkeit aller Menschenkunst denn nicht in sich, daß wir klein und nebensächlich sind, daß es auf uns und auf Wohl« ergehen, Ruhm und solche Kinderwünsche garnicht ankommt? — Die Kunst <wie jeder große Gedanke) ist nicht da, den Wunsch des einzelnen nach Ruhm und Glück zu erfüllen, sie braucht und verschlingt Glückliche und Unglück- liche, Berühmte und Namenlose und lebt und wächst auf deren Kosten. Aber das macht das Leben wert, daß es in Glück oder Leid am Ende in einen Strom mündet, den es speisen hilft, der es unsterblich macht. . .

Das Recht des Individuums hat innerhalb dieser Lebensphilosophie, die aus Hermann Hesses letzten Büchern herausklang — im Grunde mit dem Refrain: Menschen, Menschen sind wir alle —, keinen Platz. Umso be» merkenswerter erscheint uns die Problemstellung seines neuesten Werkes; umso freudiger begrüßen wir seinen neuen Roman „Roßhalde". Denn er ist die poetische Bejahung jenes fraglichen Rechtes auf Persönlichkeit.

^ Roßhalde heißt das Landgut, auf welchem der angesehene Maler Iohann Veraguth mit seiner Familie lebt. Mit ihr und doch getrennt von ihr. Die Gatten sind einander im Laufe der Zeit entfremdet, ohne daß einer von ihnen daran eigentlich Schuld trüge. Adöle ist nicht so geartet, einen Künstler dauernd befriedigen zu können. Der ältere Sohn Albert, nunmehr schon in den Iünglingsjahren, hat durch sein zorniges Gemüt, das leidenschaftlich für die Mutter Partei ergriff, die Gegensätzlichkeit der Eltern noch verschärft. Sein jüngerer Bruder, der siebenjährige Pierre, ein Kind von großer Anmut des Geistes und Leibes, soll erst schlüssig werden, welchem der beiden Eltern er anhangen soll, die beide bereit sind zum Kampfe um ihn, die eifersüchtig um ihn werben. Den kleinen Pierre friert es in dem Hause, darin das abgewandte Antlitz der Liebe der Haß ist. Und den Vater friert es nicht minder. Unbeschadet seiner künstlerischen Tüchtigkeit ist er in so trostloser Ehe verknöchert, längst ist in ihm die Kraft des Willens erloschen, dem allen ein Ende zu machen, die Fesseln der Gewohnheit zu zerreißen. Da kommt «in alter Freund auf Besuch nach Roßhalde — von Indien herüber, wo er seit langem heimisch geworden. Seine Schilderungen der tropischen Welt entzünden Veraguth, fachen mächtig dessen erkaltetes Lebensgefühl an. Endlich fühlt dieser sich Mannes genug, glatten Tisch zu machen. Er wird Roßhalde verlassen, für immer, er wird seinem alten Freund nach Indien folgen. Aber Pierre, was ist mit dem kleinen Pierre? Der wird der Selbstbefreiung seines

Vaters kein Hindernis entgegensetzen. Er stirbt an einer Gehirnhautent» zündung. Gleich nach dem Begräbnis reist Iohann Veraguth ab, von Adöle und Albert ohne Bitterkeit scheidend, in der tiefen Erschütterung gleichwohl stark. Das Schicksal fügte es, daß er nichts aus seinem bisherigen kargen Leben hinüberretten sollte in sein neues, auch das Liebste nicht; doch gleichwohl wird sein neues Leben in Wahrheit ein neues sein, freudig und ichbewußt.

Wenn wir uns selbst erschüttert fühlen, da wir Hermann Hesses neues Buch aus der Hand legen — das erste von ihm, das nicht in Resignation ausgeht —, so ist dies um des kleinen Pierre willen. Er ist das lieblichste unter allen Geschöpfen des Dichters, die wir kennen, und überdies das künft» lerisch lebensvollste, überhaupt hat Hesse noch nie zuvor so trefflich zu charakterisieren verstanden wie in „Roßhalde" . . . Sinnen wir nach, wo und wann in der Literatur uns mit ähnlicher gütiger Meisterschaft die Psyche eines zarten Spielkindes enthüllt worden wäre, so fällt uns einzig und allein Hanno Buddenbrook ein; insonderheit werden wir dann seiner erinnert, wenn wir die außerordentlich erakte und rührende Schilderung von Pierres Krankheit und Tod lesen: da können wir getrost einen Vergleich mit jenem berühmten Kapitel aus Thomas Manns monumentalem Familienroman wagen, das anhebt: „Mit dem Typhus ist es folgendermaßen bestellt" . . . Beiläufig bemerkt, kann nichts für das künstlerische Profil Hermann Hesses eine bessere Folie abgeben als eine korrespondierende Betrachtung von Thomas Manns Persönlichkeit. Stück für Stück sind sie Antipoden, der rustikale Schwabe und der lübische Patrizierssohn, gleich nur in ihrer Bedeutung als künstlerische Individualitäten, obschon, klassifiziert, nicht von gleicher Bedeutung.

Auch Iohann und Albert Veraguth sind, wie schon vorweggenommen, sehr fein gezeichnet, Charaktere von typischer Geltung, und doch ist es zum ersten Mal, daß wir ihnen in einer Dichtung begegnen; nur die Figur der Adöle wünschte man sich prägnanter ausgeführt. In der Komposition des Ganzen ist ein künstlerischer Takt zu spüren, den der Hermann Hesse der letzten Iahre oft genug vermissen ließ. So gelange ich mit aufrichtiger Freude zu dem Ergebnis, daß unser Dichter mit „Roßhalde" sein Bestes seit „Diesseits" gegeben hat.

Darf man zu guter Letzt einen Ausblick wagen? Den kleinen Pierre hat ein Dichter beseelt, der die Schönheit liebt — wieder liebt. Den Maler Iohann Veraguth führt ein Mensch den Weg ins Freie, der vielleicht selbst aus allzu passivischer Weltanschauung herausgefunden hat. Vielleicht . . , Hermann Hesse ist ja mittlerweile seinem Romanhelden nach Indien gefolgt (oder vorausgeeilt — und ein stimmungsreiches Tagebuch von dieser Reise ist uns bereits bekannt geworden). Vielleicht hat eine üppigere Natur ve» mocht, die spröden Konturen seiner geistigen Physiognomie, welche den ernsten Zügen seines heimatlichen Hochlandes nachgezogen scheinen, mit farbigem

Leben zu erfüllen. Vielleicht aber bedeutet Farbe nicht viel weniger als
Freude und farbiges Leben soviel als Kunst — jene Kunst, die Schiller meinte.
Und vielleicht ist Hermann Hesse als Hermann Lauscher wiedergekehrt, über
Indien zurück in seine Iugend.

Dr. Felix Freudenthal:

Alt-Heidelberg vor 40 Jahren.

Im Iahre der Zentenarfeiern wirft gar mancher Graukopf einen Blick in die
Vergangenheit, und sind es auch nicht grade hundert Iahre, auf die er zurückblickt,
so ist es sicherlich jenes Dezennium um 1870 herum, welches sich unvergeßlich
seinem Gedächtnis eingeprägt hat. Gehört doch mal zum Köstlichsten im Menschen«
leben die Erinnerung an gewaltige Ereignisse und monumentale Gestalten, deren
Zeitgenossen und leibhaftige Bewunderer gewesen zu sein nur wenigen Gene-
rationen vergönnt ist. —

Und wem das Schicksal sich besonders hold erwiesen, wem es gestattete, nicht
lange nach unseren märchenhaften Siegen, als junger Musensohn eine Reihe von
sonnigen Tagen an der poesieumkleideten Hochschule der Zähringer zu durchkosten,
dem wird das von Minnesängern und Bllhnenschriftstellern, von Dichtern und
Malern so oft gefeierte Heidelberg ein unerschöpflicher Born kristallheller Iugend»
bilder bleiben. Wie eine echte Perlenschnur gewinnt dieses vielgepriesene Schmuck-
und Schaustück der badischen Krone von Iahr zu Jahr an glanzvollem Reiz und
unschätzbarem Wert; nur in traumhaftem Zagen versetzt sich der gealterte Philister
noch einmal in jene Zeit, wo er mit lockigem Haar und elastischem Schritt der alina
mater zueilte, die unter dem Zepter des Schwiegersohns des ersten deutschen Kaisers
eine stattliche Reihe leuchtender Sterne an ihrem wissenschaftlichen Himmel ver-
einigte. Es war kein leichter Entschluß, als mein um seinen tilius immer ängstlich
besorgter Vater sich im Vorfrühling 1873 endlich damit einverstanden erklärte, den
Abiturienten des Werderschen Gymnasiums in die trinkfeste Stadt des Herrn
von Rodenstein zu senden, sollte es doch das erste Mal sein, daß ich auf längere Zeit
aus der elterlichen Oberaufsicht entlassen wurde. Wer konnte wissen, auf welche
dunkeln Abwege und in wessen zweifelhafte Hände der bisher streng bewachte und
mit Taschengeld nicht allzu reich ausgestattete neubackene Studiosus geraten würde.
Dazu kam, daß damals eine Eisenbahnfahrt von Berlin nach den Landen jenseits
des Main eine ganz ansehnliche Reise bedeutete und daß die süddeutsche Geld-
währung mit ihren Gulden und Kreuzern, sowie das ewige Umrechnen unserer
braven preußischen Taler, Silbergroschen und Pfennige für einen sparsamen Fa-
milienvater manches Abschreckende hatte. Die Berliner von 1870 waren noch nicht

die Weltbürger von heute; sie litten, trotz aller Anläufe zur großzügigen Weiter-
entwicklung, an stark-ökonomischer Behaglichkeit und jener beschaulichen Solidität,
die sich von fremden und kostspieligen Dingen nur ungern stören läßt. Was nicht
aus Berlin war, galt in den Augen der damaligen Spreeathener von vorneherein
nicht für voll, und selbst die Bewohner der nächsten Vororte, wie Schöneberg,
Charlottenburg und Rirdorf, wurden mit mehr oder weniger guten Witzen als
Bauern oder Kleinbürger verspottet. Den Süddeutschen begegnete man mit einem
gewissen Mißtrauen; sie wurden für leichtlebige, teilweise sogar leichtsinnige Brüder
gehalten, deren Universitäten nicht dem Lerneifer und Ernste des norddeutschen
Charakters entsprächen. Selbstredend eine recht schiefe Beurteilung, die aber damals
in vielen Berliner Kreisen als maßgebend galt. Schon darum war es meinem Vater
eine große Beruhigung, als sich unter meinen früheren Mitschülern ein junger, als
VniuuL «nmiuni abgegangener Compenäler fand, der gleichfalls sein juristisches
Wissen aus der Iiupertc><Üarc»1m2 schöpfen wollte. Wir verständigten uns schnell
darüber, zunächst für das Sommerhalbjahr eine gemeinsame Bude zu mieten, und
nach kurzem Briefwechsel konnten wir noch von Berlin aus ein anscheinend geräu-
miges und hübsches Quartier, sogar mit Pianino, in einem am Kornmarkt ge-
legenen zweistöckigen Hause unser eigen nennen.
Mit vielen guten Lehren und Ermahnungen neben der üblichen Studenten-
ausstattung versehen, dampfte ich endlich gen Süden ab, nicht ohne daß ein längeres
väterliches Schreiben meine bevorstehende Ankunft der Wirtin, einer betagten Witwe
Guttenstein, übrigens Mutter einer der ersten Blüte bereits lange entwachsenen
lilia do3pit2li8, feierlichst angezeigt hätte. Voller Neugierde rückte ich nach etwa
fünfzehnstündiger, recht ermüdender Fahrt in den damals noch sehr engbrüstigen,
von einigen trüben Gaslaternen armselig erleuchteten Bahnhof der heißersehnten
Musenstadt ein. Mein Gepäck konnte ich erst am nächsten Morgen erhalten, und
so eilte ich denn mit kleiner Handtasche und großem Glücksgefühl, eine Perronsperre
kannte man noch nicht, schnurstracks die Hauptstraße mich entlang fragend, auf das
Haus zu, in dem sich meine stark zusammengeschüttelten Knochen von der endlosen
Reise auszuruhen hofften. Eine Klingel, oder wie es dort heißt, eine Schelle befand
sich zwar an dem verschlossenen Eingang, doch diente sie entweder nur Dekorations-
zwecken, oder sie war so stark invalide, daß sie trotz aller Anstrengung keinen Ton
von sich gab. Selbst mein gewiß nicht leises Klopfen wurde nicht gehört. Die
Familie schien ausgestorben, und so war guter Rat teuer. Der nächstliegende Ge-
danke, ein Hotel aufzusuchen, fuhr mir wohl durch den Kopf, doch die Nacht war
fo lau und lenzesschön, der Mond so leuchtend und einladend, daß ich beschloß, noch
ein paar Stunden im Freien zuzubringen und dann von neuem zu versuchen, das
Dornröschenhaus zu wecken. Die Müdigkeit war plötzlich verschwunden, und die
ganze Situation fing an mir wirklich Spaß zu machen. Ich bummelte also über
den Marktplatz durch eine enge Gasse hinunter zu der berühmten alten Carl-Theodor-
Brücke, erfreute mich, hoch über dem schnell dahinflutenden Neckar stehend, an den

im Sternenschimmer doppelt romantisch daliegenden Schloßruinen und faßte dann
die Kateridee, diesen selbst in der Geisterstunde einen Besuch abzustatten. Irgend
ein Wächter zeigte mir bereitwilligst den Burgaufgang, und ohne Zögern trat ich
die ungewöhnliche Promenade durch einsam daliegende Laubgänge und uralte
Baumreihen in die Höhe an. Die Hoffnung, irgend einem Gespenst der feucht-
fröhlichen Pfalzgrafen oder ihrer Lehnsmänner in rasselnden Ketten und rostigem
Harnisch zu begegnen, erfüllte sich leider nicht, dagegen trug ich einen ganz modernen
Schnupfen davon, den mir die dort oben schlummernden hochfürstlichen Herren
für diese nächtliche Ruhestörung wahrscheinlich zudiktierten. Damals gab es weder
ein Schloßhotel noch eine obere Villenkolonie, keine Bergbahn, kein Restaurant,
keine „Elektrische" erinnerte an die geräuschvolle Gegenwart; Verehrer des Mittel-
alters und phantasiereiche Schwärmer kamen demnach in weitem Umkreise der
Burg noch voll auf die Kosten. Sobald die rosenfingerige Eos der Erde ihren ersten
Gruß entbot, spazierte ich hinunter, nahm dann zum Erstaunen der verschlafenen
Kellnerin im Cafe Wachter den Morgenimbiß und versuchte, nunmehr mit besserem
Erfolg, Zutritt zu meinem Logis zu erlangen. Unsere braven Wirtsleute waren
fast sprachlos, als ich ihnen meine nächtlichen Erlebnisse erzählte. Sie versicherten
hoch und teuer, keine Mitteilung von meinem Eintreffen erhalten zu haben, und
daß sie nicht flunkerten, bewies der Postbote, der erst einige Stunden später den
fraglichen Brief überbrachte. Durch irgend ein Versehen war er unterwegs liegen
geblieben; demnach stand Familie Guttenstein einschließlich Bedienung bis auf
den allzu gesunden Schlaf und die berufsunfähige Schelle glänzend gerechtfertigt
da. Mein Studienkollege, der einige Tage nach mir anlangte, und dem ich die
Geschichte brühwarm erzählte, wollte sie nicht recht glauben, er meinte, ich hätte
gewiß nur geträumt. Kaum waren 24 Stunden nach meinem Eintreffen vergangen,
als auch schon einige Abgesandte farbentragender Verbindungen ihre Karten bei
mir abgaben, um mich für ihre Korporationen, wie ja der Kunstausdruck lautet,
zu „keilen". Ich leugne gar »icht, daß ich große Lust verspürte, den an mich heran-
tretenden Lockungen zu folgen; das forsche Auftreten, die koketten Mützen und
bunten Bänder, die martialischen Schmisse und das joviale, liebenswürdige Wesen
der gewandten Werber hätten mich sehr bald gefügig gemacht. Allein ich hielt es
für geraten, die Sache mit meinem Freunde zu beraten und von dessen Entscheidung
auch die meinige abhängig zu machen; wäre es doch wenig erquicklich gewesen, wenn
von den Bewohnern der gleichen Bude der eine dieser, der andere jener Couleur
angehörte. Als der sehr verständige junge Herr sich aber gegen alles Einspringen
aussprach und die Freiheit der „Wilden" in lebhaften Farben pries, lehnte ich es
gleichfalls ab, mich einer Burschenschaft oder einem Korps anzuschließen. Die
goldene Ungebundenheit besaß schließlich doch höheren Wert als die Eitelkeit, durch
Schmisse und farbige Abzeichen zu glänzen. Im Auditorium und in den zahlreichen
Kneipen lernten wir bald eine Menge junger Leute kennen und machten mit denen,
die uns am besten paßten, sehr vergnügte Ausflüge in die landschaftlich und kultur-

historisch so genußreiche Umgebung des Städtchens. Denn eine richtig gehende Mittelstadt war Heidelberg trotz aller Berühmtheit und stolzer Vergangenheit vor vierzig Iahren wirklich kaum zu nennen. Die Baulichkeiten, in denen etwa 20000 Einwohner ihr harmlos-fröhliches Dasein führten, waren recht klein, eng und wenig ansehnlich; die Hauptrolle spielten wohl noch mehr wie heutzutage die Studenten, denen sich, damals freilich als pikante Neuheit, einige weibliche Kom» militonen, fast ausschließlich Russinnen und Polinnen, anschlossen. Die Universität, nach Prag und Wien die älteste Deutschlands, erfreute sich bekanntlich anfangs der siebziger Jähre eines wohlverdienten europäischen Rufes, hat doch nur selten die Welt eine so große Anzahl hervorragender Forscher und Lehrer an gleichem Orte und zu gleicher Zeit vereinigt gesehen. In der Iurisprudenz stand der große Pan-dektist Bernhard Windscheid an der Spitze, dessen Vortrag — er sprach, unterstützt von wirksamen Gesten und Posen, wie ein klassischer Redner des alten Rom in kurzen gedankenreichen Sätzen — seine Iünger mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte. Neben ihm Renaud, ein bedeutender Wechsel- und Handelsrechtsprofessor, der bei offenen Fenstern so laut dozierte, daß seine Studenten es mitunter vorzogen, in einem gegenüberliegenden Bierlokal statt im Hörsaal den Vortrag niederzuschreiben. Männer wie Bunsen und Kirchhofs, die berühmten Entdecker der Spektralanalyse, der große Mathematiker Königsberger, noch heute eine Zierde der Hochschule — sein unsterblicher Freund Helmholtz war kurz vorher von Heidelberg nach Berlin berufen —, der geniale, leider schon damals schwerhörige Treitschke, dessen eigen-artige, leidenschaftlich patriotische Sprache jugendliche wie greise Hörer in einen Taumel der Begeisterung versetzte, der bekannte Musikschriftsteller und Komponisten-forscher vi Nohl, der hochangesehene Staatsrechtlehrer Bluntschli und manche andere klangvollen Namen lockten die studierende Iugend aller Länder zur Kuperto-Oarolina. Die Literaturschwärmer kamen bei Cuno Fischer auf ihre Rechnung, dessen Kolleg über Goethes Faust immer am meisten besucht wurde, was dem kleinen beweglichen, später zur Erzellenz avancierten Herrn, der nicht nur im Alter an übertriebener Eitelkeit und Selbstliebe litt, ungemein schmeichelte. Also eine illustre Gesellschaft von Hochschullehrern, die der, ohne Rücksicht auf die Kosten, nur um die allerhervorragendsten Kräfte bemühten badischen Staatsregierung alle Ehre machte. Für die Studierenden galt es leider noch als Zeichen ernster Pflicht-erfüllung, wenn sie der Vorlesung recht wacker mit der Feder folgten und ein statt-liches Kollegienheft in größter Buchstabentreue lückenlos zusammenschrieben. Ich weiß nicht, ob die heutige Methode, insbesondere für Iuristen, die gleiche ist. Iedenfalls war sie eine verkehrte. Denn diese Art Wettschreiben ging schließlich in eine rein mechanische Tätigkeit über und war wohl imstande, gewandte Kanzlisten, nur nicht tüchtige selbstdenkende Persönlichkeiten heranzubilden. Vorträge an der Hand guter Lehrbücher mit packenden Beispielen aus dem Leben, verbunden mit seminaristischen Übungen und interessanten Aufgaben, hätten uns zehnmal mehr genützt als die graue Theorie und dickleibige Manuskripte, die doch sehr bald

beiseite gelegt wurden und verstaubt und verkramt höchstens vor dem Eramen noch einmal das Tageslicht erblickten. Heidelberg eignete sich auch wenigcr für ernste Studien als für genußreiche Ausflüge, namentlich in den ersten Semestern. Selbstverständlich war das noch in Trümmern riesengroß erscheinende Schloß, dessen reiche Ornamentik und feine Gliederung selbst die Bewunderung der einfachsten Besucher erregt, und die sich anschließenden Parkanlagen unser bevorzugter Treff» und Erholungspunkt; indessen auch die weitere Umgebung wie die Molkenkur, der Königsstuhl, Stadtwald, Schlierbach, Neckargmünd und Neckarsteinach, das idyllisch gelegene Wolfsbrunn, bekannt wegen seiner schmackhaften Forellen, haben uns marsch- und sangeslustige Studiengenossen oft genug gesehen. Der jenseits des Flusses gelegene, an seinem Ufer sich hinziehende, leider sehr sonnige Phijlosophenweg führte uns in ein niedlich gelegenes, kleines Wirtshaus, wo noch niedlichere kleine Wirtstöchter delikate dicke Milch mit Zimt und Zucker als Labung bei der mitunter tropisch glühenden Hitze präsentierten. Daß wir dabei der bqdischen Weine, meistens des Markgräflers und des roten Affenthalers, nicht vergaßen und für deutschen Sekt eine unglückliche, aber unbesiegbare Liebe besaßen, bezeugte der häufige Besuch der alten Mutter Felir in Handschuhsheim, deren Gedächtnis weit über IM Semester umfaßte. Ebenso berühmt wie ihre Bowle, war ihre Sammlung von Photographien anhänglicher Studierender, die der trefflichen, geradezu klassisch angehauchten Matrone eine stolze Bildergalerie aller vier Fakultäten gestiftet hatten. Korps und Burschenschaften lagen auch damals hergebrachtermaßen in grimmer Fehde, und gepaukt wurde in der Hirschgasse nicht weniger wie in unseren Tagen. Als ganz besondere feine Couleur galten von jeher die Saroborussen, und wer den Vorzug hatte, von ihnen aufgenommen zu werden, mußte schon besonders gut empfohlen sein und über einen recht starken Wechsel verfügen: Es war eine Art Ahnenprobe, der sich die Kandidaten zu unterziehen hatten und die gar etlichen Bewerbern bittere Enttäuschung bereitete. Im Neckar, dessen graubraune, schnell dahinjagende Fluten nicht ganz mit den Lobpreisungen seiner poetischen Verehrer in Einklang standen, wurde fleißig gebadet und geschwommen. Das kühlende Wasser zeigte sich oft recht erforderlich, denn gar manches Pcofessorentöchterlein hatte von den leicht entzündbaren Herzen der Kommilitonen Besitz genommen, meistens in ebenso echter wie aussichtsloser Liebe, waren doch die verliebten jungen Leute schon pekuniär nicht in der Lage, eine Familie zu gründen. Man vertröstete sich gegenseitig auf spätere bessere Zeiten, und vielleicht ist auch hin und wieder aus einem Heidelberger Herzensbund ein regelrechtes Ehebündnis zustande gekommen. Im allgemeinen sind die angeschmachteten Blauäuglein viel eher Großmütter geworden, als ihre Anbeter Väter, unsichere Kantonisten, die gewöhnlich beim Universitätswechsel auch einen Neigungswechsel vorzunehmen pflegten. Besonderen Ansehens erfreuten sich die sogenannten Museumsbälle, die von den Honoratioren der Stadt, also insbesondere von den Dozenten mit Frauen und Töchtern sowie von den akademischen Bürgern und jungen Offizieren besucht wurden. Hier standen die farben-

tragenden Korporationen hoch im Kurs und die Unterhaltungen drehten sich haupt-
sächlich um P. P. Suiten, Schloßbeleuchtung, Säbelmensuren, Pistolenduelle und
Renommierfahrten. Glückliche Iugend, die von dem wahren Ernst des Lebens
nur geringe Ahnung hatte! Um so mehr Liebeskummer und Eifersuchtsszenen haben
die behaglichen Gesellschaftsräume des Museum genannten, aber nur Festlichkeiten
dienenden Gebäudes lächelnd mit angeschaut, und wenn sie erzählen könnten, zahl»
reiche bühnengerechte Romane würden Lesern und noch mehr Leserinnen in effekt»
voller Beleuchtung geboten werden. Allzu tragisch wurden freilich derartige An»
bändeleien und Flirts selten genommen. Die hingebende Zärtlichkeit reichte nur
ausnahmsweise über den Semesterschluß hinaus, und die Herren Väter trugen schon
ohnehin Sorge, daß die Grenzen der Dezenz und Moral streng innegehalten wurden.
Wer sich etwas mehr gehen lassen wollte und den Tanz ohne Zeremonie und Vor-
stellung liebte, hatte dazu in dem angrenzenden Neuenheim vollauf Gelegenheit.
Hier wurde Sonntags bis zum frühen Morgen hinein „geschwoft" und die strammen,
von Schüchternheit wenig beschwerten, oft derbgezimmerten Pfälzerinnen mit
blühend kirschroten Lippen und frischen vollen Wangen ließen sich nicht lange bitten.
Sentimentalitäten gab es hier nicht und bei Fidel und Trompete — elektrische
Klaviere und Phonographen resp. Grammophone waren noch Zukunftsmusik —,
bei dünnem Bier und Butterschnitten amüsierte sich jeder nach seinem Geschmack.
So gingen die Tage in reicher Abwechselung bald in den kühlen Räumen der almg,
mater, bald in dem köstlichen Genusse einer bevorzugten Natur leider allzu schnell
dahin. Langeweile kam nicht einen Augenblick auf. Das war schon bei einem Stuben»
kollegen ausgeschlossen, der, wie der meinige, neben scharfen Geistesgaben mit
sprühendem Witze ausgestattet war, der ihm auch im Alter in seiner hervorragenden
Stellung als Vizepräsident des deutschen Reichstags jederzeit treu geblieben ist.
Nur schweren Herzens trennten wir uns von der herrlichen Musenstadt, die durch
ihre Geschichte, durch Kunst und Wissenschaft jederzeit einen hervorragenden Platz
in unserem großen Vaterland eingenommen hat. Iahrzehnte hindurch hatte ich
nur wenig Gelegenheit, in Heidelberg wieder mal haltzumachen. Erst neuerdings
konnte ich dort ein paar Tage bleiben und war riesig erstaunt über die Fortschritte
und den Aufschwung, die sich überall auf den Straßen und in ganz neuen, eleganten,
fast lururiös zu nennenden Villenvierteln bemerkbar machten. Schon der stattliche
Bahnhof mit seinen repräsentabeln Auf- und Zugängen, seinem regen Verkehr
und ausgedehnten Anlagen deutete auf die hastende Neuzeit hin. Das Leben und
Treiben in den verbreiterten, umgestalteten Straßen bewies mir zur Genüge, daß
die Bevölkerungszahl seit 40 Iahren um mehr als das dreifache zugenommen hat.
Ist die Stadt doch jetzt ein beliebter Wohn- und Ruhesitz für pensionierte Gelehrte
und beschauliche Naturfreunde geworden, und nicht weniger Ausländer lassen sich
mit Vorliebe in dem reizvollen Neckartal nieder. Auch noch manches bemooste Haupt
ist der Musenstadt treu geblieben; rotnasige, ergraute zerhackte Gentlemen, die sich
mit dem Zwerg Perkeo so eng assoziert haben, daß sie, unterstützt von reichen Ver»

bindungen, ihr feuchtfröhliches Dasein hier zu beschließen gedenken. Verleihen ja die klimatischen Verhältnisse allen Insassen eine besonders lange Lebensdauer. Die berühmte Bergstraße gewährt Schutz gegen allzu rauhe Winde, Gebirgs- und Waldluft ist in Hülle und Fülle vorhanden, dichte Schienennetze verbinden den Ort mit allbekannten Erholungs- und Heilstätten Badens und Hessens, und — 12st not 1e2st — zahlreiche Kneipen sorgen für den unbezwingbaren teutonischen Durst.
Hoch über den neuen Geschlechtern ragt nach wie vor das grandiose rotleuchtende Schloß, monumental und unvergänglich in gigantischen efeuumsponnenen Ruinen, die jahrein jahraus eine überaus fesselnde Sehenswürdigkeit und patriotische Wallfahrtsstätte für zahllose Besucher bilden.
Nur dem großen Faß, die Kleinigkeit von 221 726 Liter Wein enthaltend, wenn es bis oben gefüllt ist — das soll etwa einhalbdutzendmal der Fall gewesen sein —, hat weder Zeit noch Feind etwas anhaben können. Seine ungeschwächte, jedermann imponierende Eristenz beweist schon am besten, in welch' riesigen Dimensionen bei den alten Gebietigern der Rheinlande pokuliert wurde und welche Hauptrolle die goldene Bacchusgabe bei deutschen Turnieren und Ringelstechen gespielt hat.
Daß diese Neigung auch späteren Geschlechtern nicht abhanden gekommen, ist von keinem Geringeren als von Viktor Scheffel bezeugt, dem klassischen Sänger der Pfalz, dem trunk» und liederkundige Verehrer an entzückend gelegener Stelle nahe dem obersten Burgwall ein ehernes Denkmal errichtet haben. Weit hinaus schaut der herrliche Mann in die schimmernde, duftende, endlose Ebene. Sein liederreicher Mund scheint immer wieder das Lob Heidelbergs anstimmen zu wollen, wenn am Tage wundersame Reflere über die geöffneten Blütenkelche huschen oder abends bleiches Mondsilber an allen Zweigen hängt und zahllose Sterne in das geheimnisvolle Schweigen der schwülen Nächte herniedergrüßen.
Es war der echte Genius loci, der uns zum Abschied die tiefempfundenen Worte des Dichters zuflüsterte:

Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's draus zu kahl,
Geb' ich den. Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal.

Hans Prutz:

Iugenderinnerungen eines Dankbaren.

II. Halle.

Im Herbst 1851 wurde ich in die Quinta des Königlichen Pädagogiums bei den Franckeschen Stiftungen in Halle aufgenommen.

Was meinen Vater eigentlich bestimmt haben mag, mich dorthin zu geben, ist mir niemals recht klar geworden. Vermutlich waren es persönliche Beziehungen zu dem damaligen Direktor der Franckeschen Stiftungen und Inspektor des Pädagogiums Hermann Agathon Niemeyer (1802—1851). Er war der jüngste Sohn des vortrefflichen Kanzlers A. H. Niemeyer (gest. 1828) und so der Sprößling einer hochverdienten Theologen- und Pädagogenfamilie, welche durch die Mutter des 1788 in der gleichen Stellung verstorbenen Daniel Gottlieb Niemeyer auf August Hermann Francke selbst zurückging und mit dessen Schöpfung Generationen hindurch so eng verbunden gewesen war, daß ihr von der Regierung ein gewisses Recht auf die Stellung an deren Spitze zugestanden wurde. Auch Hermann Agathon Niemeyer war daraufhin aus Iena, wo er als jugendlicher Professor der Theologie wirkte, in dieselbe berufen worden und hatte den in ziemlich desolatem Znstand übernommenen Kompler von Schul- und Erziehungsanstalten nebst den von alters her damit verbundenen gemeinnützigen Instituten vielfachen Schwierigkeiten zum Trotz in selbstloser aufreibender Arbeit zu neuer Blüte erhoben, dabei seit einigen Iahren erfolgreich unterstützt von dem vortrefflichen August Eckstein (1810—1885), der als Konrektor insbesondere die „Lateinische Hauptschule" leitete, ein sehr zahlreich besuchtes Gymnasium. Nähere Beziehungen meines Vaters zu Niemeyer, einem freisinnigen Mann, der die Stadt Halle in der preußischen Nationalversammlung vertreten, bei deren Verlegung nach Brandenburg aber sein Mandat niedergelegt hatte, der erstarkenden Reaktion gegenüber jedoch fest geblieben war, möchte ich schon daraus vermuten, daß der Vielbeschäftigte die Güte hatte, mir während der letzten Wochen vor dem Schulanfang selbst noch lateinische Nachhilfestunden zu geben: die unter Leitung der Mutter in Iena begonnenen lateinischen Studien hatten mich doch nicht weit genug gefördert, um mein Mitkommen in der Quinta — eine Serta gab es auf dem Pädagogium nämlich nicht — zu sichern. Einige Male ließ er sich dabei durch seinen künftigen Schwiegersohn Otto Nasemann (1821—1895) vertreten. Dieser — er ist als Direktor des später entstandenen städtischen Gymnasiums in Halle gestorben, als ausgezeichneter Pädagoge und verdienter volkstümlicher Schriftsteller auf geschichtlichem Gebiet allgemein anerkannt — war bei der Erhebung der Elbherzogtümer gegen die dänische Herrschaft als freiwilliger Iäger in die Schleswig-Holsteinische Armee eingetreten und hatte, der

bewiesenen Tapferkeit wegen zum Offizier befördert, auch nach dem Waffenstillstand von Malmö der Sache der Freiheit weiter dienen, weil er nicht in das „Land der Blamage" zurückkehren wollte, in einem der letzten Gefechte ein Bein verloren. Begreiflicherweise machte die Berührung mit einem solchen Mann auf mich tiefen Eindruck, einen tiefern und nachhaltigern als der doch nicht ganz berechtigte Iubel, unter dem ich nach dem Waffenstillstand die aus den Elbherzogtümern heimkehrende Hallesche Garnison hatte einziehen sehen.

Mit sehr gemischten Gefühlen denke ich an die auf dem Pädagogium verbrachten Iahre zurück. Wohl wurde ich dort wissenschaftlich erfreulich gefördert, recht planmäßig und erfolgreich jedoch eigentlich nur in den alten Sprachen, während der Unterricht in den übrigen Fächern, wie mir später klar wurde, erstaunlich ungleichmäßig und lückenhaft blieb. Mich recht wohl gefühlt aber und mit innerem Behagen und wahrer Freude in der Schule selbst gearbeitet habe ich dort eigentlich niemals. Denn ich kam mir immer trotz vorzüglicher Leistungen wie nicht recht für voll angesehen und nur geduldet vor. Das hatte seinen Grund in dem besonderen Charakter der Anstalt und dem erklusiven Geist, der infolgedessen die tonangebende Mehrheit der Schüler und auch einen Teil der Lehrer erfüllte. Das Pädagogium — nicht ohne Grund wurde es im Gegensatz zu den Franckeschen Stiftungen, denen es durch eine Art von Personalunion nur äußerlich affiliiert war, als „Königliches" bezeichnet, wie denn auch der Direktor ihm gegenüber nur als Inspektor fungierte — war nämlich eigentlich ein Internat für Söhne des Adels, die als „Scholaren" schon deshalb auf uns nicht zur Hausgemeinschaft gehörige „Stadtschüler" mit Geringschätzung herabsahen und uns wie ihnen gegenüber nur geduldet behandelten. Als Sohn eines liberalen, in der Presse tätigen und daher bei der Regierung übel angesehenen und von der in Halle herrschenden Reaktion von Iahr zu Iahr systematischer schikanierten Professors hatte ich eine ganz besonders üble Stellung, zumal ich, viel jünger als die Mehrzahl meiner Mitschüler, mich unter Umständen nicht mit Erfolg zur Wehr setzen konnte. Die „Scholaren" rekrutierten sich fast ausschließlich aus dem märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Adel: unter ihnen waren die verschiedenen Zweige des Hauses von Arnim, auch die Grafen von Arnim-Boytzenburg, die Schwerin, die Ziethen, die Krosigt und andere vertreten, denen bei der damals in diesen Kreisen herrschenden Denkweise es schon unangenehm war, die Bank mit einem Bürgerlichen teilen zu müssen. Zudem war es den meisten von diesen jungen Herren gar nicht darum zu tun etwas Ordentliches zu lernen: ihrer wartete die Übernahme ihrer väterlichen Güter oder der Offiziersstand. Damit hing es zusammen, daß die Lehrer, namentlich die jüngeren, die obenein in den unteren Klassen fortwährend wechselten, keine rechte Autorität besaßen und auch nichts von dem tun durften, wodurch sie im entscheidenden Augenblick solche sich hätten erzwingen können. Weit mehr als die alten Klassiker interessierten manchen von den Herren Scholaren die Reitstunden,

zu denen sie pünktlich eine Viertelstunde vor dem Schluß des Unterrichts ent-
lassen wurden, um dort ja nichts zu versäumen, und gelegentlich konnte man beim
Anhören ihrer Unterhaltung sich statt in einem Gymnasium auf einer Reitbahn
glauben. Die stets recht geflissentlich betonte Ausnahmestellung der Anstalt fand
auch darin ihren Ausdruck, daß der Nachmittagsunterricht an ihr an anderen Tagen
ausfiel als an den übrigen Schulen und die großen Ferien nicht mit denen jener
zusammentrafen. Der aristokratischen und feudalen Geistesrichtung, die sich in alle-
dem betätigte, wurde von seiten der Lehrer noch Vorschub geleistet oder doch zum
mindesten respektvoll Rechnung getragen, zugleich aber dem Ganzen durch einen
ausgesprochen frömmelnden Anstrich noch ein ganz besonderer Charakter auf-
geprägt, der für den sich ihm zu fügen Genötigten zuweilen geradezu etwas Ver-
letzendes hatte.
Als die Verkörperung dieser Richtung, die freilich so recht nach dem Herzen
des Ministers von Raumer war und sich mit dem von oben durchgeführten System
völlig im Einklang befand, steht mir der Nachfolger des vortrefflichen Niemeyer
im Direktorat der Franckeschen Stiftungen und im Inspektor«! des Pädagogiums
Kramer noch jetzt lebendig vor Augen. Ein gelehrter Mann, der sich als Heraus-
geber des Strabo und durch Forschungsreisen in Griechenland wissenschaftlich
verdient gemacht hatte, der Schwiegersohn des Geographen Karl Ritter und bis-
her Direktor des Ooline l'rauylü» in Berlin, galt er als besonderer Vertrauens-
mann Raumers und war als solcher von diesem mit der Untersuchung betraut
worden, die unlängst auf die Denunziation eines seiner Lehrer gegen den ver-
dienten Leiter des hochangesehenen Marienstifts-Gymnasiums in Stettin, Hassel-
bach (1781—1864), geführt worden war, aber natürlich nichts Kompromittierendes
ergeben, sondern nur dem liberalen Schulmann sein Amt verleidet hatte. Weit
davon entfernt, an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der von ihm betätigten
Gesinnung zu zweifeln, muß ich doch bekennen, den Typus des Fanatikers der
kirchlichen und der politischen Reaktion nie so ausgeprägt gefunden zu haben
wie in diesem Mann. Stets schwarz gekleidet, mit steifer schwarzer Halsbinde
und hohem schwarzen Hut, gemessenen Schritts und leise tretend mit einer ge-
wissen Feierlichkeit einhergehend und in seiner Haltung etwas von bußfertiger
Demut zur Schau tragend, bei dem geringsten Anlaß aber jähzornig auffahrend
und sich in leidenschaftlichem Schelten ergießend, hatte Kramer etwas von einem
Bußprediger an sich, der im Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit erst recht
eifrig den Verfehlungen seiner Mitmenschen nachspürt und durch ihre Aufdeckung
und Züchtigung ein Gott besonders wohlgefälliges Werk zu tun glaubt. Die
täglichen Schulandachten mit Gesang und Gebet nahmen unter ihm größeren
Raum ein und der jeden zweiten Sonntag gehaltene Schulgottesdienst wurde ganz
kirchenmäßig mit umfänglicher Liturgie und korrekt dreiteiliger Predigt aus-
gestaltet. Ob dadurch auf die Scholaren ein so guter Einfluß ausgeübt wurde,
wie Kramer erwartete, darf bezweifelt werden, und mir sind einige Vorgänge

erinnerlich, die auf den wahren Stand der äußerlich so vortrefflich scheinenden
Disziplin ein bedenkliches Licht fallen ließen, indem sie mit dem plötzlichen Ver-
schwinden einzelner Schüler der obersten Klassen aus nicht weiter bekannt-
gegebenen Gründen endeten. Als Lehrer war Kramer, der mit der Leitung eines
so großen Kompleres von Anstalten verschiedener Art eine gewaltige Arbeitslast
zu tragen hatte, nur in beschränktem Maße tätig: ich entsinne mich, von ihm in
den oberen Klassen französischen Unterricht erhalten zu haben, der jedoch durch
die Art, wie er die damals und besonders durch ihn in Aufnahme gebrachten
Ploetzschen Lehrbücher benutzte und mit uns Voltaires Histoire 6«
dkllrle» XII las, nicht gerade Lust und Liebe zum Gegenstand erweckte.
Unter den Lehrern, die neben Kramer am Pädagogium wirkten, war
eigentlich nur eine originelle und bedeutende Persönlichkeit, die auf die Schüler
erweckend und anregend wirkte, zumal sie durch eine gewisse behaglich zur Schau
getragene absonderliche Äußerlichkeit anzog und durch liebevolles Eingehen auf
ihre besondere Anlage und Art an sich zu fesseln wußte. Das war Hermann
Adalbert Daniel (1812—1871), dem als lu»pector a^uuctu» insbesondere die
Aufsicht über die Hausschüler oblag und der in den oberen Klassen den Unterricht
in Religion, Deutsch und Geschichte erteilte. Auf mehr als einem Gebiet,
namentlich der Theologie und Kirchengeschichte als gelehrter Forscher bewährt
und durch seine Leitfäden und Handbücher um die Pflege der Geographie im
Sinne Karl Ritters verdient, hat Daniel wiederholt Gelegenheit gehabt, in einen
andern und größeren Wirkungskreis überzutreten, ist aber, wie ich vermuten
möchte, zum Teil aus Bequemlichkeit dem Pädagogium treu geblieben. Er war
Iunggeselle und früh zum Sonderling geworden. In seiner freundlichen Amts-
wohnung bildeten eine mächtige Zypernkatze und ein Rabe seine Gesellschaft, und
man mußte fürchten seine Gunst zu verlieren, wenn man beim Eintreten die
unerwartete Zutraulichkeit dieser Tiere unwirsch abwehren wollte. Auch äußerlich
war Daniel eine ungewöhnliche Erscheinung: wohlgenährt, das bartlose rundliche
Gesicht in feinem rosigen Teint leuchtend, beherrscht von zwei fröhlich drein-
blickenden und klugleuchtenden Augen, darüber früh ergraute krause Locken, denen
bei festlichen Gelegenheiten besondere Sorgfalt zugewandt wurde, und mit un-
gewöhnlich kleinen, zierlichen und wohlgepflegten Händen, die er nicht ohne eine
gewisse Koketterie zur Geltung zu bringen liebte — so hatte er, wenn er in
seinem langen braunen Rock behaglich einherschritt, etwas von einem den Freuden
der Welt nicht unzugänglichen Bischof oder mehr noch von einem französischen
Abbs an sich. Den Nimbus, den die merkwürdige, aber äußerst liebenswürdige
Erscheinung umgab, steigerte die Kunde von seiner ungewöhnlichen Zeiteinteilung:
Daniel ging mit den Hühnern zu Bett, war dann aber längst vor ihnen bei seinen
Büchern und hatte, wenn er um acht Uhr zum Unterricht ging, schon Stunden
angestrengter und fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit hinter sich. Sein Unter-
richt in Religion und in Geschichte hat mir keinen besonderen Eindruck hinter«

lassen, und meine Neigung zu der letzteren wurde wirksamer genährt durch die fleißige Lektüre von Beckers Weltgeschichte, aus der ich meiner Mutter stundenlang vorlesen mußte, namentlich immer wieder die Geschichte der französischen Revolution, die sie stets von neuem aufregte und begeisterte. Einen sehr tiefen und allezeit sehr dankbar empfundenen Eindruck dagegen machte auf mich Daniels Unterricht im Deutschen, mit dem er freilich heutzutage bei Direktoren und Schul räten keine Gnade finden würde, der aber auf talentvolle und strebsame Schüler äußerst anregend und befruchtend wirkte, freilich mehr nach der Seite der Phantasie und der Gewandtheit im Ausdruck, als nach der der Schulung im logischen Denken und in der folgerichtigen Darlegung des Gedachten. Es war nicht sehr pädagogisch, aber für die Schüler höchst angenehm und für diese sowie für ihn selbst amüsant, daß er für die monatlichen deutschen Aufsätze nicht ein von allen gleichmäßig zu bearbeitendes Thema stellte, sondern uns die Wahl zwischen den verschiedensten, oft wohl einem Dutzend ließ, von denen jeder nach Anlage und Neigung sich dasjenige aussuchte, das ihm am wenigsten Mühe oder am meisten Vergnügen zu machen verhieß und Gelegenheit bot, seine besondere Begabung vor Lehrer und Mitschülern leuchten zu lassen. So habe ich ihm einmal durch ein sehr keckes Nachspiel zu Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" und ein ander Mal durch ein höchst phantastisches „Gespräch der Tiere in einer Menagerie" großes Vergnügen bereitet. Überhaupt erfreute ich mich seiner besonderen Teilnahme und seines freundlichen Wohlwollens, die freilich einer gewissen, in mancherlei Neckereien geäußerten Verwunderung über den kleinen Kerl nicht entbehrten — (ich war mit dreizehn Iahren Obersekundaner und kam mit vierzehn nach Prima) — der in einer so ganz anderen geistigen Atmosphäre aufwachsend, frühreif die ihm noch so fremde Welt auf seine Art widerspiegelte. Er rieb sich sozusagen gern an mir, was freilich wohl weniger mir galt als meinem Vater und dessen politischer und literarischer Richtung. Daniel verdankte ich denn auch den mir durch die ganze Hallenser Zeit anhaftenden Spitznamen „Der kleine Pascha". Er entstand aus Anlaß eines 1853 erschienenen Pamphlets „Robert Prutz, der große Pascha von Halle", in dem ein Anonymus — es ging die Rede, es stecke dahinter einer unserer jüngeren Lehrer, — unter der Maske eines Giauren meinen Vater wegen der allerdings nicht immer glücklichen Art, in der er neue poetische Erscheinungen im „Deutschen Museum" kritisierte, außerordentlich heftig, aber nicht ohne schlagenden Witz bekämpfte.

Von den übrigen Lehrern am Pädagogium habe ich zu keinem in einem näheren Verhältnis gestanden, Wohlwollen aber und freundliche Förderung schon meines redlichen Strebens wegen von ihnen allen erfahren, auch von dem steifen und strengen kleinen Doktor Voigt, der in Prima lateinisch unterrichtete, uns in die Lektüre des Tacitus und des Horaz einführte und die Künste der lateinischen Stilistik in den Aufsätzen erschließen sollte, daneben den sorgsam betriebenen Turnunterricht leitete und im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kollegen wegen

seines durchdringenden Blicks, seiner sich stets gleichbleibenden kalten Ruhe und seiner eisernen Strenge allgemein gefürchtet war. Wie ein Fremdling erschien in diesem Kreise Oberlehrer Nagel, eine kraftvolle, etwas demokratisch angehauchte Persönlichkeit, ein gewaltiger Iäger vor dem Herrn und Freund eines, guten Trunks, der sich ebenfalls des höchsten Respekts erfreute, auch bei den Scholaren, deren tägliche Gänge zum Schwimmen er im Sommer leitete. Er war kein Gelehrter, aber ein vortrefflicher Praktikus, der die ihm unterstellte Tertia, auch dort die zahlreichste und am schwersten zu leitende Klasse, mit eiserner Hand in Ordnung hielt und uns die griechischen unregelmäßigen Verba, so schwer sie waren, glücklich beibrachte. Wenig erbaulich dagegen war auch sein geschichtlicher Unterricht: er bestand im Diktieren eines Hefts, dessen Inhalt ohne jede weitere Erläuterung alle paar Wochen abgefragt wurde. Ganz übel aber sah es mit dem mathematischen Unterricht aus, zumal er meist in den Händen jüngerer Lehrer lag, die obenein sehr rasch wechselten. Abgesehen von meiner leider sehr mangelhaften Begabung für diese Disziplin, mochte es wenigstens zum Teil diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß ich darin nie etwas geleistet und mich immer nur so notdürftig nachgeschleppt habe. Das war freilich nicht zu verwundern, wenn wir z. B. die Lehre von den quadratischen Gleichungen bewältigen sollten nach einem von dem betreffenden Lehrer ausgearbeiteten Heft, das unter uns zirkulierte und das jeder sich abzuschreiben hatte. Von einem eigentlichen physikalischen Unterricht war überhaupt nicht die Rede.

Dennoch habe ich aus der Hallenser Schulzeit, die mit dem Schluß des ersten Semesters in der Prima ein unerwartetes Ende nehmen sollte, reichen Gewinn mit hinweggenommen, nämlich eine sicher fundierte, breit angelegte und durchgeistigte philologische Bildung, in der ich auch heutigen Tages noch, unbeirrt durch alles realistische Schelten und alle Prätensionen der Technik, die beste Vorbereitung erblicke für jede Art höherer geistiger und insbesondere wissenschaftlicher Tätigkeit. Wenn es heute fast zum guten Ton gehört, diese letzten Grundlagen unserer modernen Geisteskultur als veraltet und entwertet zu bezeichnen und ich demgemäß in ähnlichen selbstbiographischen Aufzeichnungen, wie sie hier versucht werden, die Verfasser sich in breitem Behagen habe darüber aussprechen hören, daß sie dem Gymnasium eigentlich gar nichts verdanken und vielmehr trotz demselben etwas geworden sein wollen, so möchte ich im Gegensatz dazu, in Übereinstimmung mit zahlreichen gleichdenkenden Altersgenossen auch hier wiederum nachdrücklich Zeugnis ablegen für die noch immer ungeminderte Verdienstlichkeit und Unentbehrlichkeit der humanistischen Bildung, von der sich noch weiter zu entfernen, als schon geschehen ist, für den Gesamtstand der geistigen Kultur unseres Volks nur nachteilig werden kann.

Freilich soll nicht die Grammatik mit ihren Finessen im Mittelpunkt des altsprachlichen Unterrichts stehen, wie das früher gelegentlich in übertriebenem Maße der Fall war: sie ist aber unentbehrlich nicht nur zur Schulung des Verstandes,

sondern auch um dem jugendlichen Geist die Herrschaft über die Sprache zu verschaffen, ohne die ein Eindringen in den ewig jungen Kulturschatz des Altertums unmöglich bleibt.

Gerade in dieser Hinsicht leistete die Schule, der ich die Grundlagen meiner Bildung verdanke, ohne mich über ihre zum Teil recht auffallenden Mängel zu täuschen, Vortreffliches und ich habe niemals vergessen, was ich ihr gerade da schuldig bin. Das Entscheidende war, daß auch die Realien des Altertums gebührend betont wurden und deshalb die Lektüre der Alten ohne grammatisch« Haarspaltereien um des Inhalts willen großen Raum einnahm. Ohne daß es eine ausdrückliche Vorschrift gefordert hätte, galt es als selbstverständlich, daß man am Schluß des Iahres in Obersekunda die ganze Odyssee gelesen hatte, und der gleiche Nachweis wurde von den Abiturienten für die Ilias erwartet. Auch gaben die meist geschichtliche Themata behandelnden lateinischen Aufsätze reichlich Anlaß, sich in dem auf der Schule nicht offiziell angebauten Gebiet der altklassischen Literatur durch selbständige Lektüre umzusehen. Erleichtert wurde das allerdings dadurch, daß die Schüler der beiden obersten Klassen, irre ich nicht, alle Monate einen sogenannten „Studientag" frei hatten, der ausdrücklich für derartige Privatlektüre bestimmt war, und dessen richtige Verwendung von Zeit zu Zeit durch Stichproben aus dem als gelesen angegebenen Pensum kontrolliert wurde.

So stieg ich allmählich von der Quinta bis in die Prima auf, meiner Iugend wegen und bei den an der Anstalt bestehenden eigentümlichen Verhältnissen ziemlich vereinsamt und auf mich selbst angewiesen. Erst während der letzten Iahre fand ich in Berthold Delbrück, nachmals einer der Zierden der Sanskritforschung, einen gleichstrebenden und geistesverwandten Mitschüler, mit dem ich umsomehr bald in vertrauten täglichen Verkehr kam, als uns beiden die beschränkten Verhältnisse des elterlichen Hauses für die Art der Erholung und Zerstreuung enge Grenze zogen.

Wir waren eifrige Schwimmer und kämpften uns im Ruderboot mühsam gegen den Strom der rasch fließenden Saale aufwärts und wanderten nach der Doelauer Heide, nach Kröllwitz und den Trothaer Felsen. Von Sommeraufenthalten und Reisen war nicht die Rede. Nur einmal machten mein Bruder und ich mit den Eltern einen mehrtägigen Ausflug nach dem Thüringer Wald, von Eisenach über Ruhla und Liebenstein nach dem Inselsberg wandernd, und für die Versetzung nach Obersekunda, die besonders glänzend ausfiel, belohnte mich in den Herbstferien ein Besuch bei den Verwandten in Stettin, der mir eine ganz neue Welt erschloß und mich auch zum erstenmal an das Gestade der Ostsee führte.

Damals bereitete sich in unseren häuslichen Verhältnissen aber schon di« Krisis vor, die uns von Halle fort und für die Dauer an die Ufer der Oder

führen sollte. Von den Hoffnungen, mit denin mein Vater die Stellung in
Halle angetreten hatte, war keine in Erfüllung gegangen. Anfangs hatte er
große Scharen von Zuhörern um sich versammelt gesehen und sich des vertraulichen
Anschlusses Reiferer und Höherstrebender erfreuen können. So sind mir
namentlich August Förster (1828—1889), der später zum Theater ging und als
Leiter des Deutschen Theaters in Berlin, des Leipziger Stadttheaters und schließ-
lich des Burgtheaters in Wien einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des
deutschen Theaters gewonnen hat, Otto Roquette (1824—1896), dessen Namen
bald danach als der des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt" auf aller Lippen
war, und Iulius Grosse, der, anfänglich noch zwischen Malerei und Poesie
schwankend, bald nach München ging und dort ganz heimisch wurde und sich einen
angesehenen Namen in der Literatur erwarb, als viel bei uns ein- und aus-
gehend in der Erinnerung geblieben. Bald aber erfuhr meines Vaters Wirk-
samkeit eine entmutigende Einschränkung. Der Geist politischer und kirchlicher
Reaktion, der die Universität beherrschte, unterwarf auch die Studierenden seinem
Bann: wer bei den tonangebenden Männern, einem Tholuck, einem Leo, einem
Pernice und anderen in Gunst stehen, Stipendien erhalten und die Prüfungen
glatt bestehen wollte, durfte bei einem Mann wie Robert Prutz nicht Kolleg
gehört haben. Geflissentlich wurde ihm die Studentenschaft abwendig gemacht
und ferngehalten, so daß er bald die Fühlung mit ihr verlor und seine Wirksamkeit
auf das Äußerste eingeschränkt sah. Allerdings stand er damit anfangs nicht
allein. Der Historiker Mar Duncker (1811—1886), der im Frankfurter
Parlament gesessen hatte und mutig für die Sache Schleswig-Holsteins ein-
getreten war, und der geistvolle Theologe Karl Schwarz (1812—1885) befanden
sich mit ihm in der gleichen Verdammnis. Letzterer war einer der intimsten
Freunde des elterlichen Hauses, der einzige aus akademischen Kreisen. Wie mein
Vater ein Pommer, der Sohn eines Geistlichen auf der Insel Rügen, hatte
Schwarz sich bereits während seiner Studienzeit als eifriger Gegner der
Hengstenbergschen Orthodorie hervorgetan und als Schüler Schleiermachers und
Hegelianer eine entschieden oppositionelle Richtung gegenüber dem zur Herrschaft
gelangenden System eingeschlagen. Wegen Teilnahme an burschenschaftlichen
Bestrebungen hatte er 1837 längere Zeit auf der Festung gesessen, war aber
1842, begünstigt von der vorübergehend aufkommenden liberalen Richtung, in
Halle als Privatdozent zugelassen worden und als solcher erfolgreich gewesen.
Seine Beteiligung an den „Halleschen Iahrbüchern" war nur vorübergehend
gewesen, da ihm deren steigender Radikalismus mißfiel. Dennoch war er 1843
einige Zeit von der Lehrtätigkeit suspendiert, 1848 aber vom Minister von Laden-
berg rehabilitiert und zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Im
Frankfurter Parlament hatte er der Kaiserpartei angehört. Er war eine elegante
Erscheinung von weltmännischer Gewandtheit, ein ausgezeichneter Gesellschafter
und geistreicher Plauderer, ein berühmter Meister im L'hombrespiel und höchst

empfänglich für die Freuden der Tafel. Den Theologen hätte ihm niemand an-
gemerkt, und es erregte in dem kleinen Freundeskreise ungläubiges Erstaunen,
als er, bereits 1854 durch sein Buch „Lessing als Theologe" weithin bekannt ge-
worden, infolge seines Werkes „Zur Geschichte der neuesten Theologie", das noch
heute als klassisch bezeichnet werden darf, 1856 von Herzog Ernst II. von Sachsen-
Koburg-Gotha zum Hofprediger berufen wurde mit der Anwartschaft, demnächst
an die Spitze der Gothaischen Landeskirche zu treten, und damit in die ihm bisher
völlig fremdgebliebene praktische kirchliche Tätigkeit überging.
Neben ihm waren nur noch zwei Häuser mit dem meiner Eltern in regem
Verkehr, beide nicht den akademischen Kreisen angehörig. Das war einmal das
des Predigers Hildenhagen, der seiner Pfarre zu Queis in der Nähe des Peter-
berges entsetzt war, weil er in der preußischen Nationalversammlung mit für
die Steuerverweigerung gestimmt hatte. Er unterhielt in Halle ein großes
Pensionat, in welchem die dort die Schulen besuchenden Söhne liberaler Väter
untergebracht zu werden pflegten. Er hat, als die Zeiten sich später wandelten,
in dem öffentlichen Leben Halles noch lange Iahre eine hervorragende Rolle
gespielt und sich namentlich als Stadtverordneten-Vorsteher große Verdienste
erworben. Das andere Haus war das des Naturforschers Otto Ule (1820 bis
1876), der ebenfalls in jungen Iahren an freiheitlichen Bestrebungen teil-
genommen und sich dadurch den Weg zu der erstrebten akademischen Tätigkeit
und überhaupt zu jeder amtlichen Stellung verlegt hatte. Eine Zeitlang als
Lehrer an der von Hildenhagen in Queis errichteten Agrikulturfortbildungsschule
beschäftigt, sah er sich, nachdem diese als eine gefährliche liberale Schöpfung von
der Regierung geschlossen war, auf freie literarische Tätigkeit angewiesen und
hat sich in der Folge als Herausgeber der im Verlag von Gustav Schwetschke
erscheinenden Wochenschrift „Die Natur" große Verdienste erworben um die
Popularisierung der Ergebnisse der eben in jenen Iahren so erstaunlich fort-
schreitenden Naturwissenschaften. Durch seine Frau, die Tochter eines Mainzer
Kaufmanns, war er mit Iakob Moleschott (1822—1893) verschwägert, doch ist
dieser, der in der Schweiz und in Italien als gefeierter Professor der Physiologie
wirkte, unserem Hallenser Kreise persönlich niemals nahegetreten. Um so größere
Bedeutung erlangte für diesen eine Zeitlang Frau Ules jüngere Schwester, Lina
Strecker. Der Sommer, den sie in Halle verbrachte, bezeichnete den sonnigen
Höhepunkt unseres dortigen Lebens. Strahlend in jugendlicher Schönheit und
von bestrickender Natürlichkeit, mit allen liebenswürdigen Eigenschaften der
Rheinländerin verschwenderisch ausgestattet, wurde die fröhliche Mainzerin der
allgemein gefeierte und verhätschelte Mittelpunkt unseres Kreises, der sich nicht,
genug tun konnte in ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten aller Art, unter
denen abendliche und nächtliche Gondelfahrten eine Rolle spielten, die bei Becher-
klang, Gesang und Feuerwerk die Saale hinauf nach der Rabeninsel unter-
nommen wurden. Die Herren standen ausnahmslos unter dem Bann „der

schönen Lina", die mein Vater als das „Rheinnirchen" und „das goldene Kind des goldenen Mainz" feierte. Namentlich unserem Haus trat sie sehr nahe, und die damals geschlossene Freundschaft hat sich, als wir uns nach Iahrzehnten unter ganz veränderten Verhältnissen wiederum begegneten, sofort als ungemindert fort» lebend bewährt. Denn nur kurze Zeit, nachdem sie im Herbst 1856 von den Hallenser Freunden gerührten Abschied genommen hatte, kehrte Lina Strecker als Gattin ihres Vetters, des berühmten Chemikers Adolf Strecker (1822—1871) auf der Durchreise nach Christiania dorthin zurück. Später hat sie den ihre Persönlichkeit umstrahlenden Zauber in Tübingen und Würzburg beglückend und allgefeiert entfaltet, und er war auch noch nicht ganz von ihr gewichen, als ich sie, eine Greisin, in München wiederfand, um ihr schließlich am Grabe den letzten Gruß zurufen zu dürfen.

Über diesen kleinen Kreis hinaus hatten die Meinigen in Halle kaum irgendwelche Fühlung. Wohl wurde mein Vater, der als Herausgeber des „Deutschen Museums" eine literarische Macht bedeutete, häufig von Gesinnungsgenossen und jüngeren Schriftstellern aufgesucht: ich entsinne mich Adolf Boettger (1816 bis 1880), den Dichter und Übersetzer, Adolf Strodtmann (1829—1379), den Biographen Heines, Müller von Königswinter (1816—1873), den liebenswürdigen rheinischen Sänger, Robert Giesecke (1827—1890), den Romandichter, Karl Fröhlich, den bescheidenen Vertreter „der schwarzen Kunst" — er schnitt aus freier Hand reizende Porträtsilhouetten und Genrebilder aus — und andere bei uns ein- und ausgehen gesehen zu haben. Gelegentlich erschien, sich ängstlich verbergend, Frau Emma Herwegh, geb. Siegmund, bei uns, wenn sie aus dem Eril in der Schweiz ihre Familie in Berlin aufsuchte. Dazu kamen öfter die Stettiner Verwandten und der mit einer Schwester meiner Mutter verheiratete Rechtsanwalt Heinrich Oppermann (1812—1870), der als Mitglied der Opposition der hannöverschen Kammer eine Rolle spielte und sich durch allerhand, zum Teil recht formlose Versuche auf verschiedenen Gebieten auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Aber das Gefühl der Vereinsamung, des geflissentlich Gemiedenwerdens lastete doch immer schwerer auf meinem Vater, zumal die herrschende Partei in übermütiger Siegesgewißheit alles tat, um ihm die ohnehin schon so arg verkümmerte Wirksamkeit vollends zu verleiden und aus seiner Tätigkeit als Herausgeber des „Deutschen Museums" immer neue ärgerliche Verwickelungen zu bereiten. Seit dem Weggang Dunckers nach Tübingen und Schwarz' nach Gotha sah er sich völlig vereinsamt, während die Gegner ihn nun vollends unschädlich zu machen hofften. Die Handhabe dazu verhieß ihnen die Festrede zu bieten, die er auf eine an ihn ergangene Einladung im November 1856 bei der Schillerfeier in Leipzig hielt. Um ihretwillen wurde von dort aus eine Denunziation bei der preußischen Regierung angebracht, als deren Urheber in angeblich unterrichteten Kreisen — ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben — der damalige Rektor der Leipziger Universität bezeichnet wurde, ein Gelehrter

von europäischem Ruf, der dem Festredner auch seinen Beifall in warmen Worten kundgegeben hatte. Die Folge war die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen meinen Vater. Es lag in den Händen des damaligen Kurators der Universität, des Professors der Rechte Ludwig Pernice (1799—1661), des literarischen Vorkämpfers der ehemaligen Reichsunmittelbaren, der schon dadurch als ein Reaktionär gekennzeichnet war, dessen mittelalterlich feudalem Eifer seine Gesinnungsgenossen, die in diesem einen Punkt der gewandelten Zeit Rechnung trugen, noch lange nicht weit genug gingen. Pernice faßte das ihm 1844 übertragene Amt eines Kurators und Regierungsbevollmächtigten noch ganz im Sinn der Karlsbader Beschlüsse auf und gebrauchte seine Autorität nach Art eines Professoren und Studenten zur Aufsicht gesetzten Polizeimeisters. In stundenlangen Verhören, denen er eine für den Inquirierten möglichst verletzende Form gab, suchte er aus meinem Vater eine Schuld herauszupressen, von der nach dem Zeugnis unbefangener Hörer seiner Rede keine Spur vorlag, die er aber erweisen zu können hoffte, wenn er das Manuskript der Rede in die Hände bekäme. Daß es ein solches nicht gab, da mein Vater, wie immer bei solchen Gelegenheiten, frei gesprochen hatte, erschien ihm völlig unglaublich und wurde von ihm als Notlüge gedeutet.

Begreiflicherweise erschütterten die mit diesen Vorgängen verbundenen Aufregungen die ohnehin stets schwankende Gesundheit meines Vaters auf das schwerste. Überanstrengung bei hastig betriebener literarischer Arbeit tat ein Übriges, um ihn in einen Zustand zu versetzen, der den Seinen die größte Sorge machte und dem gegenüber die Kunst der Ärzte versagte, für den vielmehr nur von der Verpflanzung in eine ganz andere Umgebung und gesündere und leichter zu atmende Luft noch Besserung zu hoffen war. So entschloß sich mein Vater nach einem traurigen Winter im Frühjahr 1857 einen längeren Urlaub zu erbitten. Er wandte sich nach seiner pommerschen Heimat und ließ sich in der Nähe von Stettin, in dem damals noch ganz ländlichen Vorort Grabow nieder.

Der Erfolg bestätigte die Richtigkeit dieses Entschlusses: seine Gesundheit besserte sich, und bald konnte er gekräftigt und voll neuer Schaffenslust zur Arbeit zurückkehren, die nach wie vor in erster Linie dem „Deutschen Museum" galt. Das wohltuende Gefühl der Genesung auf dem Boden und in der Luft der Heimat, die freundliche Aufnahme, die er bei seinen auf ihn stolzen Landsleuten fand, und die herzerquickende Wiederanknüpfung alter, bis in seine Iugend zurückreichender freundschaftlicher Verbindungen, die ihm dieser Sommer gewährte, ließen ihm den Gedanken der endgültigen Rückkehr in die unerquicklichen Hallenser Verhältnisse schließlich völlig unerträglich erscheinen: er beschloß, seine dortige Stellung aufzugeben — wenn an ihr überhaupt etwas aufzugeben war — und ganz nach Stettin überzusiedeln. Nur zur Vorbereitung dieses Schritts brachte er den Winter 1857/58 wieder in Halle zu. Sein Abschiedsgesuch, so wohl motiviert es war und so sehr gewisse Kreise, namentlich in Halle selbst, sich desselben

freuten, fand überraschenderweise in Berlin nicht die erwartete glatte Bewilligung. Zu seinem nicht geringen Erstaunen versuchte man ihn vielmehr zu halten und zeigte sich bereit die Wünsche zu gewähren, von deren Erfüllung er sein Verbleiben im Amte abhängig machen würde. Darin offenbarte sich wohl die Annäherung des Umschwungs, dem Preußen entgegenging, seit die im Herbst 1857 erfolgte, bald als unheilbar erkannte Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. die Aussicht auf einen Systemwechsel eröffnete: die um ihre Zukunft besorgten Träger der Reaktion hielten es für notig, etwas leiser zu treten und ihre bisherigen Gegner zu versöhnen. Bekanntlich waren die ersten Anzeichen von der beginnenden Umnachtung des Königs gerade in Halle während der im September 1857 in der dortigen Gegend gehaltenen großen Manöver zutage getreten. Das militärische Schauspiel hatte uns jungen Burschen erwünschten Anlaß gegeben, einige Tage hinter den Truppen her weit in die Umgegend hinaus zu wandern. Auch den König bekamen wir dabei mehrfach in nächster Nähe zu sehen, namentlich wenn er von der unserer Wohnung benachbarten Oberpostdirektion, wo er sein Quartier genommen hatte, die Fahrt zum Manöver antrat oder davon dorthin zurückkehrte. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er eines Tages die große Freitreppe hinab und in den bereitstehenden Wagen stieg, in schlaffer, höchst unmilitärischer Haltung, mit eigentümlich verständnislosem Blick auf die herumstehende Menge schaute und dann apathisch auf seinem Platz zusammensank, während hinter ihm irgendein hoher Hofbeamter in goldstrotzender Uniform durch allerlei Gesten, die Arme erhebend und den Hut schwenkend, sich vergeblich bemühte, das Publikum zu Hurrarufen zu animieren. Es verharrte in verwundertem Schweigen, und man empfing den Eindruck, eine gefallene Größe vor sich zu haben, für welche die ihr sonst dienstfertig huldigende Menge schon keinen Gruß mehr übrig hatte — und das in dem frommen und auf seine Königstreue stolzen Halle, wo ein Mann wie Heinrich Leo nur eine pflichtmäßige Betätigung seiner politischen Gesinnung darin sah, wenn er den Abend vor Königs Geburtstag bei dem von dem „Preußenverein" veranstalteten Umzug mit der Stocklaterne einherschritt. Aber selbst wenn man hätte vorhersehen können, daß nach kaum Iahresfrist die in dem König verkörperte Reaktion zu Fall gekommen und die neue Ära befreiend eingetreten sein würde, hätte mein Vater den überraschenden Anerbietungen, durch die man ihn zum Verbleiben im Amt zu bestimmen suchte, doch wohl nicht nachgegeben. Er war durch alles, was er zu erdulden gehabt hatte, zu erbittert und zu tief entmutigt, um an die Möglichkeit einer Besserung seiner ihm planmäßig verdorbenen Hallenser Stellung zu glauben und von dem in der Ferne auftauchenden Umschwung die Erschließung einer ersprießlichen und befriedigenden Tätigkeit zu hoffen. Er verharrte auf seinen Abschied und erhielt ihn.

Ob er den Schritt später in der Stille doch nicht bereut hat? Wer vermöchte das zu sagen? Schied doch der 41jährige damit aus den akademischen

Kreisen aus und verzichtete auf den ihm eine Zukunft eröffnenden Wettbewerb und damit auch auf die Erlangung einer ihn wirtschaftlich sicherstellenden sorgen« freien Position zu einer Zeit, wo das von ihm vor Iahren so erfolgreich an« gebaute Fach der Literaturgeschichte auch auf den preußischen Universitäten Bürgerrecht erlangte und seinen Vertretern sich endlich günstigere Aussichten eröffneten.

(Ein dritter Teil folgt.)

Heinrich Glücksmann:

M. E. della Grazia, zum 14. August 1914.

Ein Herz, das weiblich weich und warm empfindet,
Ein Geist, der männlich kühn um Höchstes ringt,
Durch alle Himmel flattert traumbeschwingt,
Indes der Blick zu Erdenhöllen findet, —
Das ist's, was mächtig in dir sinnt und singt,
Was Rosenketten um die Seelen windet
Und sie in reiner Liebe dir verbindet,
Die heute dankbar ihre Kränze schlingt.
Zu schöner Reife blühtest du die Saat,
Die ins Gemüt der Edelste dir senkte;
Sein Denken, Fühlen wuchs zu Lied und Tat,
Zum Banner, das im heil'gen Kampfe schwenkte
Dein Heldenarm dem Sonnensiege zu,
Des freien Menschentums Prophetin du!

In Belgien
Else Höffer
Else Hoffer:
In Belgien.

Heyst.

Sonntagsstille am Strand.
Nur des Meeres große Stimme
Spricht dunkle Weisen,
Lautlos gleitet die Möwe,
Leise zittern die Gräser der Düne.
Auf das graue Meer
Wirft die Sonne blasse Spuren.
Leise gehen die Träume
Die silberne Straße ins göttliche Licht.
Sonntagsstille am Strand —
Nur des Meeres große Stimme
Spricht dunkle Weisen.

Kanalfahrt.

Du grünes Land der weiten Flächen,
Durch das Kanäle still sich zieh'n,
Umsäumt von schlanken, feinen Birken,
Mit Dörfern fern im Wiesengrün.
Du Land der lichten, klaren Farben,
Du Land, wo sanft der Abend weilt,
Du Land, wo mild der Morgen leuchtet,
Du Land, das alle Unrast heilt —
Du grünes Land der weiten Flächen,
Durch das Kanäle still sich zieh'n,
In deine tiefe, grüne Stille
Laß vor der lauten Welt mich flieh'n

Brügge

Trübe Kanäle schleichen um altes Gestein,
Murmeln dumpf und kosen graues Gemäuer.
Schwere Brücken biegen sich träge hinüber.
Lenzgrüne Büsche tauchen spielend
Schwanke Zweige in kühle Flut.
Aus toten Häusern steigen Stufen
Zögernd zur Tiefe hernieder.
Leise schaukelt ein morscher Kahn
Und ladet zaghaft zur stillen Fahrt.
Lautlos zieh'n wir die grüne Straße,
Flüsternd teilt sich die Welle am Kiel.
Aus licht-grauem Dämmern
Hebt sich ein Turm traurig und stolz.
Müde singen die Glocken vergessene Lieder —
Und neben uns rauscht das lichte Gefieder
Des weißen Schwans, der still uns umzieht.

LruF68 inorw.

Vom hohen Belfried aus lichter Höh'
Schau' ich hinab auf die tote Stadt.
Seltsame Weisen aus ferner Zeit
Singt das Glockenspiel leise und matt.
Um die stolzen, gotischen Türme
Scharen rote Dächer sich dicht,
Graue Giebel schauen bedächtig
Der neuen Zeit in das kalte Gesicht.

Margarete Sachse
Lange Schatten
Brügge schläft seit viel hundert Iahren,
Träumt einen tiefen Sehnsuchtstraum,
Träumt von dem Meer als von dem Geliebten
Das fernher schimmert mit silbernem Schaum.
Das Meer nur kann der Träumenden lösen
Die schweren Bande der alten Zeit.
Nicht tot ist die Stadt, sie schläft —
Und wartet in Sehnsucht, zur Hochzeit bereit.
Im Beguinenhof.
Ein weiter Hof mit grünen Schatten,
Unter allen Bäumen weicher Frieden.
Weiße Häuschen, dicht gedrängt,
Schau'n mit matten Fenstern in den Abend.
Schwarze Gestalten, vom Leben gebogen,
Wie starker Sturm wohl Bäume versehrt,
Huschen durchs Dämmern zur dunklen Kapelle.
Zuweilen doch zögern sie lauschend —
Ach, Minnewater klopft leis' an die Mauer
Und flüstert verstohlen von Iugend und Glück.
Margarete Sachse.
Lange Schatten.
(Ludwig von Hoffmann)
Sonne hat geladen
uns ins Feuerhaus!
Flammenschwall und Schwaden
fuhren hell heraus.
Mitten in dem Brande
kam uns Iubel an;
Schmerzen und Gewande
wurden abgetan.
Licht floß von der Höhe
aus dem hellen Saal . . .
War es nicht, als flöhe
rascher Strahl um Strahl?
War es nicht, als gösse
Glut um Glut sich aus,
Stund' um Stunde flösse
kürzer schon heraus?
Lag nicht auf den Matten
schweres Dunkelgold,
wo die Schar der Schatten
tief hinunterrollt?
— Brüder, von den Firnen,
Schwestern, von dem Glanz
wendet eure Stirnen
in das Dunkel ganz!
Nun uns fahler Schimmer
um die Häupter hängt, —
talhinab! Und immer,
wenn der Weg sich längt,
immer nach ihr schauen,
die im Schreiten singt,
und den dunkelblauen
Flor zu Hciupten schwingt.
— Werden wir dich sehen,
Svlme, noch einmal?
— Wie du willst. Wir gehen
gehen zu Tal.

Sieger Else Höffer
Else Hoffer:
Sieger. Roman.
v. 8. 8oKottI»«ucl«l, x.- N.. Lrsswu.
(Fortsetzung.)
Ihr Blick hing selbstvergessen an ihm und nahm jede Lime in sich auf, jeden Farbenschatten, das leise Neben der Nasenflügel, das Zucken der Lippe.
Und dann sah sie von der Nase zum Munde einen fremden Zug, der nicht in dies energische, frische Männerantlitz paßte. Es war der Zug einer tiefen Bitterkeit.
Es war ihr, als wandelte sich nun dies Gesicht vor ihr, die Stirn schien ihr düster, um die Augen lag ein schmerzlicher scharfer Zug, er war vorhin um seinen Mund geflattert, als sie sich seinen Armen entzog, nun haftete er dort wie eingemeißelt.
Sie preßte die Handflächen gegeneinander und sah bang auf ihn herab.
War sie schuld an dem bösen Zug, der früher nicht in seinem Gesicht gestanden? Hatte sie die Bitterkeit in ihm geweckt, die seiner harmlosen, selbstsicheren Natur so fremd gewesen? Hatte sie Konflikte in sein Leben gebracht?
Sie preßte die Hand an die Schläfen. Gab sie ihm nicht genug Liebe?
War unerfüllte Sehnsucht in ihm?
Sie fühlte einen jähen Schmerz. Und auf einmal faßte es sie wie ein sanfter Schwindel. Sie fühlte eine große, heiße Liebe, die jede Fessel der Scheu und Überlegung zerriß, die sich ganz frei machte und ihr ganzes Wesen überflutete. Sie fühlte nichts anderes, als diese große Liebe, für die es keine Schranken mehr gab, die sie vorwärts trieb, der Erfüllung entgegen.
Ein Zucken ging durch ihren Körper. Sie streckte die Arme aus und brach in die Kniee. Mit beiden Armen hielt sie ihn umfaßt und drückte ihr Gesicht dicht gegen seine Wange, und die Tränen stürzten ihr rasch und heiß aus ihren Augen. „Immo, Immo — ich bab' dich ja lieb."
Er fuhr auf und schlang beide Arme um sie. Dann lag er regungslos mit geschlossenen Augen, und sein Herzschlag ging so stark, daß Marga die mächtigen Stöße fühlte. Er spürte den leidenschaftlichen Druck ihres Körpers, die heißen zuckenden Lippen auf seinem Munde. Er atmete tief auf.
„Marga — endlich —"
Dann richtete er sich auf und hob sie neben sich auf den Stuhl, und sie saßen schweigend und hielten sich eng umklammert und hörten nur auf ihren Herzschlag, der laut und selig ging, wie Glockenton.

Als Immo sprechen wollte, legte Marga ihm die Hand auf die Lippen.
„Nicht", sagte sie leise. Da zwang er sie, ihm in die Augen zu sehen, und sie lächelte ihm zu, wie glückselige Menschen lächeln, wenn sie auf der goldenen Schwelle stehen.
„Wie wird es schön werden, Marga", sagte Immo ergriffen. „Ich habe es gewußt, daß du den Weg zu mir finden würdest!"
Er zog sie dichter an sich.
„Verzeih mir", sagte sie leise und drückte einen scheuen Kuß auf seine Hand. Er errötete rasch und küßte ihren Mund, er wußte gar nicht, was er ihr verzeihen sollte, danken, nur danken wollte er ihr.
Aber Marga dachte mit unerbittlicher Klarheit an die Stunde, da sie nicht den Mann angesehen, der um sie warb, sondern da sie „ja" gesagt, um der andern willen. Da hatte sie ihn verraten. Sie löste sich aus seinem Arm.
„Immo," sagte sie fest, „du weißt nicht, warum ich damals deine Braui geworden bin! Nur aus Feigheit vor den Leuten, nur weil ich unsere gesell-schaftliche Stellung verloren sah, nur weil ich nicht die Kraft hatte, die „Schande" zu tragen, darum wollte ich mich hinter deine Persönlichkeit und deinen Namen verkriechen. Und aus feigster, häßlichster Berechnung wurde ich dein —"
Immo war sehr blaß geworden. Er hielt ihre beiden Hände, aber seine Glieder waren schwer. „Und nun?" fragte er tonlos.
Da glitt sie an ihm nieder und legte beide Arme um seinen Körper.
„Nun habe ich dich lieb", sagte sie zitternd und sah ihm in die Augen.
Da versank alles vor ihm, und er wußte nur, daß er ein Weib in den Armen hielt, das er aus ganzer Seele liebte, und das seiner Liebe sehnsüchtig ent-gegenbebte.
Der Mittagszauber spann sie ein, und die behaglichen Töne, die vom Dorfe heraufschollen, machten die Stille noch süßer.
Da scholl aus dem Hintergrunde des gemeinsamen Wohnzimmers, dessen Flügeltüren sich auf die Terrasse öffneten, leises diskretes Pfeifen.
Marga stand rasch auf und trat an die Brüstung und sah auf den See hinab, ein ganz leiser Luftzug strich über ihr erhitztes Gesicht. Sie wollte nicht, daß fremde Augen die Erregung sahen, die über ihren Zügen vibrierte. Immos Augen folgten ihrer schlanken Gestalt, es tat ihm fast weh, sie aus seinen Armen zu lassen.
Er wandte sich nach der Türe und sah Markwart Ianssen, der im weißen Flanellanzuge, mitten im Zimmer stand und sich eine Zigarette ansteckte. Ein Gefühl rascher Antipathie war in Immo, er mochte Margas Vetter nicht, dies Gefühl war schon unklar in ihm aufgetaucht, als gestern abend Markwarts müde Hand in seiner festen gelegen.
Markwart schlenderte näher, er hielt die Zigarette lose zwischen den Lippen und unterdrückte ein mokantes Lächeln. „Verzeiht mein unmelodisches Pfeifen,

ich bin nämlich nicht musikalisch, aber ich pfeife prinzipiell, wenn ich mich Brautpaaren nähere. Sehr diskret, nicht wahr?"
Er sah aus seinen dunklen Augen spöttisch auf Immo und bemühte sich Margas Gesicht zu sehen, das dem See zugekehrt war.
Immo nickte flüchtig, er antwortete nicht, der Ton lag ihm nicht. Er empfand instinktiv, daß der andere belächelte, was ihm heilig war. Er sah aufmerksam in das schmale, sehr hübsche Gesicht Markwarts, das durch den müden Zug um die Augen und den schlaffen Mund etwas Energieloses, Weibisches hatte. Der Eindruck verlor sich sofort, wenn er lebhaft wurde, dann spannte sich sofort das Gesicht und die Augen sahen jung aus, in der Nähe aber war der Ausdruck matt.
Immo konnte seine Antipathie nicht überwinden. „Er hat jedenfalls flott gelebt", dachte er aburteilend. „So jung er ist, ist er schon ohne Illusionen."
Markwart fühlte den prüfenden Blick, und seine Lippe zuckte hochmütig, er kniff die Augen zusammen und sah über die Felskontur des Kurfürsten und dachte: „Dies ist ein robuster Wirklichkeitsmensch, ohne Nerven — Agrarier! Ich hätte Marga höher eingeschätzt! Aber vielleicht reizt sie gerade dies gesunde —"
Er sah nach ihr hin, aber sie entzog ihr Gesicht seinen Blicken. Er fühlte deutlich, daß mit seinem Erscheinen eine Stimmung gestört worden war und einem leisen Unbehagen Raum gegeben hatte, aber in einem Gemisch von spöttischer Schadenfreude und schmerzlichem Trotz setzte er sich zu ihnen in einen niederen Sessel und stieß den Rauch der Zigarette in die blaue Luft.
Er empfand, daß sein Wesen und seine Lebensanschauung ihnen fremd und zuwider war, daß seine spöttische Überlegenheit sie gar nicht berührte, daß diese beiden so rein und stark empfinden konnten, während er unfähig war, ihr Gefühl auch nur zu verstehen. Er sah, sie waren glücklich, es war ein Glück, das für ihn unerreichbar war, und darum bespöttelte er es, und trotzdem zog es ihn in ihre Nähe, er quälte sich selbst, indem er sich vorhielt, daß er ein solches Schicksal verscherzt hatte.
Marga drehte sich um und setzte sich neben Immo, sie sah den Vetter kühl an, auch bei ihr war Abwehr die einzige Empfindung, die sie für ihn hatte.
Markwart bot ihnen Zigaretten an, dann legte er sich weit hintenüber und schlug die Beine übereinander, daß ein breites Stück des lila-seidenen Strumpfes zu sehen war. Die Haltung war träge, doch voll lässiger Eleganz.
„Eigentlich ist es tödlich langweilig hier," sagte er mit leiser, etwas monotoner Stimme. „Ich überlege immer, ob ich nach Ragaz übersiedeln soll, da ist mehr Betrieb. Aber ich kenne mich, da kann ich dann nicht widerstehen, komme keine Nacht ins Bett, und schließlich haben meine Nerven die Ruhe sehr nötig."
„Das glaube ich", sagte Marga trocken.

Sie wußte, daß der Veite? in Berlin ein sehr bewegtes Leben führte, wenn
auch die Tante energisch versuchte, es zu vertuschen, Markwart selbst machte kein
Hehl daraus.
Er verbeugte sich ironisch vor ihr.
Da kam Io und brachte die Teetassen. Sie sah sehr frisch und froh aus,
ihre kraftvolle Gestalt wirkte straff und geschmeidig in dem fußfreien Leinenkleid,
ihre Bewegungen hatten etwas Sorgliches und sehr Bestimmtes.
„Io," sagte Markwart, „ich werde hier schlecht behandelt. In diesem
Himmelreich ist keine Freude über mich Sünder."
Io stellte das Tablett hin und trat zu der Gruppe. Ihre klaren Augen
lagen sehr ruhig auf Markwart. „Du hast doch versprochen, nicht mehr zu
rauchen! Wie kann man so schlapp sein!"
Sie nahm ihm die Zigarette sehr bestimmt aus der Hand und warf sie auf
die grüne Wiese hinab.
Er richtete sich auf, wie im Widerspruch, dann sagte er:
„Was hast du für eine angenehme kühle und sichere Hand, Io!" Er be-
trachtete sie. „Ich glaube, wenn du meine Mutter wärest, würde noch etwas
aus mir werden! Du bittest nicht erst lange, wie die — du handelst einfach.
Und das fehlt mir eben. Handeln liegt mir nicht."
„Wo ist Maria? fragte Immo unvermittelt, er ärgerte sich, daß Markwarj
immer nur von sich sprach, mit einer Selbstverständlichkeit, als sei er für alle
die Hauptperson.
„Sie spielt Tennis mit den Holländern", sagte Io und beugte sich über die
Brüstung, um nach Marias heller Gestalt zu spähen, die drunten behende über
den Tennisplatz huschte.
„Sie flirtet" fügte Markwart hinzu.
„Ach," sagte Io lachend, „du ärgerst dich nur, daß sie nicht mit dir flirtet.
Aber du bist nicht ihr Genre, du bist zu sehr Lebemann!"
Markwart verzog das Gesicht, aber es wurde kein Lächeln. „Danke," sagte
er, „dann bleibt dir nichts anderes übrig, als dich meiner zu erbarmen. Io,
wir sind so zu sagen aufeinander angewiesen."
Io stellte die Tassen auseinander und schob die Sessel um das Tischchen.
Sie hatte eine lächelnde Ruhe, und der fragende, drängende Blick des Vetters
drang nicht in sie hinein. „Flirt?" sagte sie bedächtig, „nein, dazu habe ich nicht
die Leichtfertigkeit. Ich kann es nicht. Und wenn auch — da ist ja noch die
Holländerin, die hat dich bei Tisch sehr freundlich angesehen."
Markwart hob abwehrend beide Hände. „Holländerinnen sind meist plump,
haben breite Hüften, starke Knochen, große Füße. Dazu ein blondes Phlegma.
Ich kenne das Genre von Scheveningen her. Für mich ist Grazie bei einer Frau
alles. Das Gesicht kommt erst in zweiter Linie. Nur die Grazie berauscht mich.
Die verrät schöne Glieder, schöne Linien und schöne Formen —"

Immo stand brüsk auf. Er streifte Markwarts Gesicht mit keinem Blick.
„Wollen wir nach Mutter sehen, Marga? Sie war sehr blaß bei Tisch." Sie
gingen, er hielt sie lose untergefaßt.
Markwart lachte unverhohlen.
„O pardon!" sagte er, „man ist prüde —"
Io trat zornig vor ihn hin, ihre hellen Augen blitzten.
„Markwart, wenn ich nicht dächte, daß das alles nur Pose ist, in der du
dir gefällst, dann müßte ich dich widerwärtig finden."
„Aber liebes Kind, was habe ich denn gesagt? Schöne Glieder und
Linien —?"
„Der Ton!" sagte sie empört.
„(ü'e»t le ton, qui tait la musiyus! Na, so bin ich denn in Ungnade!"
Dann stand er auf und stellte sich neben sie, er war auf einmal ganz ernst. „Liebe
Io, leider ist es keine Pose! Es ist Wahrheit. Ich bin der, der ich scheine.
Was du für Maske hältst, ist mein Gesicht. Ich bin blasiert, verlebt, „wider-
wärtig", wie du sagst. Ich hielt das für selbstverständlich, war stolz darauf.
Aber merkwürdig — seit ich mit euch zusammen bin, ist mir, als sollte ich es
bedauern. Ich habe das Gefühl, als hätte ich etwas verloren, was ihr andern
noch habt —"
Sie war von ihm zurückgewichen, wie in Ekel.
„Es ist nicht wahr, daß du bist, wie du sprichst!"
„Es ist wahr!" sagte er sachlich.
Sie schwieg und sah ihn an, Staunen, Mitleid war in ihrem Blick. „So
ist nichts mehr in dir, kein Glauben — gar keine Hoffnung auf irgend eine
Erlösung —"
Er sah an ihr vorbei. „Sehnsucht", sagte er.
Und im gleichen Augenblick fühlte er: „Warum sage ich das? Es ist ja
nicht wahr. Ich sehne mich ja gar nicht mehr. Es ist nur diese seltsame süße
Stimmung, die mich fortreißt und solche Dinge sagen läßt." Er machte einen
hastigen Schritt auf das Geländer zu.
„Sehnsucht", sagte Io mit dunkler Stimme. Das Wort traf sie. Sie
sah auf den grünen See hinab und grübelte. Doch Markwart duldete die
Stille nicht.
„Es ist natürlich Unsinn", sagte er. „Hirngespinste, die von der Hitze
kommen."
„Warum verzerrst du gleich jedes Gefühl?" sagte Io gequält, „sei doch
wahr!"
Er wandte sich ihr schroff zu. „Das ist's ja eben", sagte er rasch und heiß.
„Kann ich denn wahr sein? Ganz wahr? Ich bin ein halber Mensch. Meine
Halbheit hemmt mich auf Schritt und Tritt. Ein Stimmungssklave. Ietzt fühle
ich: Ich sehne mich! Und ich weiß doch, daß diese Sehnsucht ohne Glut und

Tatkraft ist, daß ich morgen darüber lache. Ich kann mir eben nicht selbst helfen, und andere wollen es nicht." —

Io sah ihn an und dachte, wie anders er aussieht! Cr ist ja gar nicht müde und abgeblaßt, er ist nur unglücklich. Und da stand etwas in ihr auf, das war ganz groß und zielbewußt und schwankte nicht und ließ sich nicht deuteln. Das war eine starke Hilfsbereitschaft, das ruhige Bewußtsein ihrer klaren Kraft, die auch andere stützen konnte und wollte: Ihr war, als sähe sie eine Mission, eine Idee. —

Sie lehnte neben ihm an der Brüstung. Sie konnte nicht in seine heißen Augen sehen, sie blickte auf den kühlen See.

„Nach was sehnst du dich?" fragte sie wie ein Arzt, der die Krankheit vorsichtig sucht.

Drunten gingen Immo und Marga die Wiese hinab nach dem Tennisplatz. Sie gingen aufrecht nebeneinander mit freien schönen Bewegungen, sie hatten etwas Unabhängiges, Stolzes in ihrem Schreiten. Wenn sie mit einander sprachen, sahen sie sich an und lächelten, der häßliche Eindruck lag wtit hinter ihnen, war untergetaucht in den Alltag, der nicht an sie heranreichte, sie sahen nur sich und waren losgelöst von allem.

Markwart wies auf die beiden.

„Sieh, die — darnach sehne ich mich! Verstehe mich nicht falsch! Nicht nach dem behaglichen philisterhaften Glück, das ihnen auf ihrer Wasserburg winkt! Dazu bin ich nicht geboren, das müßte ich zersetzen und zerlegen, bis ich es nicht mehr zusammenfügen könnte. Aber ich möchte einmal fühlen wie sie: Ganz in einem Menschen aufgehen können. Ganz deutlich nur ein Ziel sehen. Darum kämpfen und ringen. — Nicht spielen, kritteln und wegwerfen, wie das meine Art ist. — Aber wem die Liebe zur Routine geworden ist, der hat das Recht an ein großes Erleben verloren —"

„Du hast viel Häßliches erlebt!" sagte Io mit schwerer Stimme. Er machte eine heftige Gebärde.

„Als ich es erlebte, fand ich es immer schön!"

„Und dann?" fragte sie leise.

„Dann — nachher, ist mancher Nachgeschmack bitter." Er lächelte spöttisch.

„Und jetzt? Und heute?"

„Ich weiß nicht!" Über sein Gesicht lief ein nervöses Zucken. „Das sind alles Stimmungen! Im Augenblick, angesichts dieser stolzen Berge, dieses klaren Sees — wenn ich deine reinen Augen sehe und deine makellose Nähe fühle — dann kommt mir mein ganzes Leben jämmerlich vor — schmutzig. Aber, wenn ich heute nach Ragaz reiste und über die Promenade ginge und das Parfüm der Eleganz und des Lasters einatmete, — dann wäre ich in meinem Element und würde lächeln, daß ich hier mit dir philosophiert habe. Ia, das kommt von der Langeweile, Io."

Er wollte das Gespräch abbrechen, denn seine sprunghafte, nervöse Art hielt nicht bei einem Thema aus.
Aber Io zwang ihn stand zu halten, ihre Blicke hielten ihn fest. Sie war sehr blaß, als sie langsam sagte: „Ich will dir helfen. Ich weiß nicht wie, aber ich habe den festen Glauben, daß ich es kann. Mein Leben war ganz ziellos, nun ist mir auf einmal, als hätte es einen Inhalt. Ich will nichts von dir, nichts für mich. Ich will dir geben aus meinem Überfluß, der brach liegt. Es ist wie eine Idee. — Ich denke kaum an dich, aber ich liebe die Idee. — Ich werde dir helfen."
Markwart war sehr überrascht, er konnte sich gar nicht in ihren Worten zurechtfinden. Er hatte das Gefühl, als müsse er ihre Hände tätscheln und sagen: „Du bist überspannt, mein liebes Kind."
Aber der schwere Ernst in ihrem Gesicht machte ihn ganz wehrlos. Er war sehr neugierig, was sie eigentlich wollte. Und die Neugierde wuchs. Er de» trachtete sie aufmerksam^ über ihrem Gesicht war ein Leuchten.
Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Markwart, mach es mir nicht schwer. Es ist schade um dich, ich möchte dich wieder jung machen und froh —"
„Gehörst du vielleicht zur Heilsarmee?" fragte er höhnisch. „Du willst wohl meine Seele retten?"
Sie errötete, und die Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie beherrschte sich, sie empfand diesen Schmerz als den ersten Tribut ihres Werkes. Sie wußte, es war ein dornenvoller Pfad, aber sie freute sich auf die Dornen.
Markwart dachte: „Sie hat doch Temperament, das hätte ich nicht erwartet, und hübsch ist sie auch. Was sie nur will. Mir helfen? Mich hoch kriegen?"
Seine Stimmung war verrauscht, er fühlte ihr Beharren mit Unbehagen, aber es rührte ihn doch. Ein offenes Empfinden in ihm drängte ihn, ihr zu sagen: „Laß von mir, es ist ganz zwecklos. Aus einem so jämmerlichen Bruch» stück eines Menschen wird nie ein ganzer Kerl —"
Aber dann sah er die öde Langeweile dieser Sommerwochen auf sich zu-schleichen, er konnte nicht ohne Emotionen leben, und diese war ihm neu und reizte ihn. „Was sie bloß denkt? Was sie wohl mit mir machen wird?" dachte er in lächerlicher Neugierde. „Ich will sie gewähren lassen —"
Er sah sie voll an und streckte ihr die Hand hin. „Versuch es!" sagte er, und sein Ton war ernster, als er gewollt hatte.
Io nahm seine Hand und hielt sie fest, seine ernste Stimme hatte sie glücklich gemacht. „Er ist unglücklich. Es ist Frauenmission, einem Suchenden zu helfen."
Und nun sah sie sein Gesicht mit anderen Augen. Die Züge erschienen ihr nicht mehr schlaff, sondern weich und leidvoll, und den spöttischen Augen hatte sie ja auf den Grund gesehen, als sie in Sehnsucht gestrahlt hatten. Sie war glücklich, daß sie allein das Geheimnis seines Wesens kannte. Es war doch nur

eine Maske, was er den andern zeigte. — Sie hatte das Gefühl, als hätte sie
einen Schatz entdeckt. —

Ohne es zu wollen, drängte sie ihn in seine Rolle, und er fügte sich ihr,
weil er zu willenlos war, ihren Willen abzuschütteln, und weil er in dem Spiel
eine neue Sensation empfand.

Ganz schattenhaft tauchte ein leises Mitleid in ihm auf. Sie mußte ja
enttäuscht werden, das war doch das Ende. — Aber sie wollte es ja! dachte er
leichtfertig, vielleicht langweilte auch sie sich.

Sie saßen sich schweigend gegenüber, es war eine schwere Verlegenheit auf
ihnen. Sie kamen jetzt erst zum Bewußtsein, daß sie sich eigentlich ganz fremd
waren, und daß nichts dieses spontane Vertrauen berechtigte. Io hatte das
peinliche Gefühl, als sei sie zu weit gegangen, als habe sie ihm zu viel <m»
getragen von ihrem Ich, aber dann überwand sie dies Gefühl. „Ich muß ihm
ja geben", dachte sie freudig.

Markwart sah sie verstohlen von der Seite an. „Sie ist wirklich hübsch",
dachte er. „Nicht so hübsch wie Marga, nicht so rassig und reizvoll, — aber
hübsch —"

Durch das Wohnzimmer kamen rasche, etwas schwere Schritte, denen man
es anhörte, daß sie eine gewichtige Last trugen.

Es war Markwarts Mutter, die sich sehr rosig geschlafen hatte, und die sich
nun auf den Kaffee freute. Dann wollte sie einen kleinen Bummel in den
Wald machen, damit man wieder Appetit für das Abendbrot bekam. Ihr Pro»
gramm lag ganz fest und war jeden Tag das gleiche.

Das war ihre Erholung, d. h. eigentlich lebte sie zu Hause genau so. Von
einer Mahlzeit zur andern. Ihre wirkliche, unausgesprochene Erholung bestand
darin, daß sie der anspruchsvollen und ermüdenden Gegenwart ihres Gatten
ledig war. Der Superintendent machte eine Nordlandreise, weil er das für
eindrucksvoller hielt, als in die Schweiz zu fahren.

Seine Frau genoß ihre Freiheit. Sie konnte reden, wann und was sie
wollte, sie konnte über sich verfügen, ohne die stete Bevormundung zu fürchten, sie
konnte lachen und konnte mit ihrem Iungen durchstecken, wenn er zuviel Geld
verbrauchte oder Dinge sagte und tat, die der Vater gewiß gemißbilligt hätte.
Sie kam sich wundervoll frei und selbständig vor und wußte es gar nicht,
daß sie ihr Leben, abgesehen von der veränderten Kulisse, genau so führte wie
daheim, wo der Wille des Gatten es in bestimmte Bahnen gezwungen. Sie war
so sehr an seine Autorität gewöhnt, daß die noch auf sie wirkte, selbst wenn
er fern war.

Aber der Glaube an ihre Ungebundenheit machte sie selig. Sie war daher
immer in gehobener Stimmung, und ihr rundes Gesicht mit den sehr roten Backen
lachte immer. Die braunen Augen lachten, selbst das winzige kleine Näschen
verzog sich vergnügt. Ihre rundliche Gestalt wippte, und obwohl sie die strengste

Drdre hatte, gegen die Korpulenz zu kämpfen und schlank zu werden, setzte sie rosiges Fett an. Das war aber auch der einzige Punkt, in dem sie ungehorsam war.
„Nun, Io, ist der Kaffee fertig? Das ist wirklich ein vernünftiger Gedanke von dir, daß du uns nicht dem Hotelkaffee oder Tee auslieferst, sondern ihn selbst bereitest! Da vermißt man die heimische Gemütlichkeit nicht. Wo ist deine Mutter? Ruht sie noch? Sie gefällt mir gar nicht so recht, ich finde, sie sieht leidend aus. Ich meine, ihr solltet mal einen Arzt zu Rate ziehen."
Io schüttelte abwehrend den Kopf. „Mutter hat eine entsetzliche Scheu vor Krankheit. Kranksein bedeutet für sie Schlimmeres als Sterben — der bloße Gedanke, einen Arzt zu konsultieren, würde sie aufregen. Sie klagt auch nicht. Ich glaube, die ungewohnten Erregungen sind schuld, daß sie gealtert hat. Ihr Leben ist früher stets so sorglos gewesen."
„Ach ja!" sagte Frau Ianssen seufzend und sah ein wenig neidvoll auf ihren Sohn. Der lächelte sie amüsiert an.
„Ia, Mutter, ein einziger Sohn hat es schwer! Die Freuden, die andern Eltern von vier Kindern beschert werden, wollen seine Eltern an einem erleben! Und wenn sie aber vierfache Sorgen mit in den Kauf nehmen sollen, so streiken sie."
Tante Emma sah verlegen auf Io. Die hatte die Brauen gefaltet und sagte ruhig: „Dafür erntet dies eine Kind auch vierfache Liebe —"
„Aha," sagte Markwart, „die Erziehung beginnt. Sagen wir noch: braucht die Erbschaft nicht mit vier anderen zu teilen —"
Er versuchte Io zu reizen, aber sie blieb ruhig. Sie winkte mit einer Serviette nach dem Tennisplatz hinab und begann die Tassen zu füllen. In dem Augenblick kam auch Frau Torbeck. Sie war viel schlanker geworden, aber ihre Haltung war gut und straff. Um die Augen hatte sie bläuliche Schatten, und ihre Hände sahen blaß und zart aus.
Sie nickte der Schwägerin zu und sah Markwart freundlich an. Sie hatte eine Vorliebe für den Neffen, dessen lässige Eleganz ihr gefiel, und weiter, wie bis zu den Äußerlichkeiten, drang ihr Urteil nicht. Sie war überzeugt, daß Markwart eine glänzende Karriere vor sich hatte, dank seines distinguierten Auftretens. Sie sah in ihm Ähnlichkeiten mit ihrem Vater, der ihr als das Vorbild des untadeligen Kavaliers erschien.
Markwart spielte mit seinem Zigarettenetui, er kämpfte mit sich, er hatte das starke Bedürfnis zu rauchen, und er ärgerte sich, daß Ios Augen bittend auf ihm ruhten. Er wollte sich dafür rächen, es war eine kleine, sehr häßliche Regung. Er hielt ihr das goldene Etui hin.
„Sieh mal — schick, nicht wahr?" Er lächelte vielsagend. „Ich habe es von sehr schöner Hand als Erinnerung für sehr schöne Stunden —"

Io stellte ihre Tasse hin, sie rührte das Etui nicht an, sie hatte das Gefühl, als kröche etwas Widriges an sie heran.
Markwart wog das Etui in der Hand. Seine Mutter beugte sich neugierig vor und sagte ganz aufgeregt: „Das hast du mir noch nie gesagt! Wunderhübsch! Ich finde es nur sonderbar, daß junge Mädchen so kostbare Geschenke machen."
Sie sah fragend auf Frau Torbeck. Markwart lachte leise und herzlich.
„Sagte ich „junge Mädchen?" Na, bleib bei dem Gedanken —"
„Aber doch nicht eine Frau, Markwart, — eine verheiratete Frau?" Frau Ianssen war ganz verlegen, sie wußte nicht, sollte sie sich schämen oder stolz sein auf ihren Sohn, der auch noch Frauen gefiel.
„Warum denn nicht", fragte Markwart verständnislos und ließ das Etui in seine Tasche gleiten.
Io blickte auf den grünen See. In ihr war ein dunkles Bangen. Sie fühlte, da waren Dinge, gegen die konnte sie nicht kämpfen, weil sie sie nicht kannte und nur dunkel ahnte, und weil sich alles in ihr wehrte, sie kennen zu lernen.
Marga und Immo kamen wieder auf die Terrasse und sprachen auf die Mutter ein. Da beugte sich Markwart dicht an Ios Ohr und raunte ihr zu: „Nicht wahr, du hast deine Mission jetzt schon satt? Wie würdest du dich erst abwenden, wenn du alles wüßtest!"
Io hörte nicht den Spott, sie hörte nur die Bitterkeit in seiner Stimme. Sie beugte sich zurück und sah ihm fest in die Augen. „Ich habe es mir vorgenommen", sagte sie.
„Eben hast du deinem Vater verblüffend ähnlich gesehen", sagte Markwart.
Io lächelte ein wenig. Dies Wort machte sie stolz und glücklich. Sie versorgte die Tassen und schob die Sahne und den Zucker zurecht. Unter ihren Händen lam alles an den rechten Ort, das Porzellan klirrte nicht, der leichte Tisch schwankte nicht. Sie hatte eine sichere Art, jeden Gegenstand ihrem Willen unterzuordnen und seiner Bestimmung zuzuführen. Markwart beobachtete sie voll Interesse. „Wenn sie mit Menschen gerade so umgeht —" dachte er, „dann kann es mir ja wohl ergehen!"
Und in seine Überlegenheit mischte sich ein leises Gefühl von Behagen, es mußte ein wundervolles Gefühl sein, von dieser sicheren Hand geführt zu werden.
„Kommt Maria nicht zum Kaffee?" fragte Frau Torbeck. „Sie mag das Spiel nicht unterbrechen", entschuldigte Immo. „Sie ist unglaublich passioniert."
„Für das Spiel oder für den Partner?" fragte Markwart. Frau Torbeck drohte ihm lächelnd. „Für das Spiel selbstredend."
Immo kämpfte gegen seinen Arger an, aber er konnte ihn kaum unterdrücken. Iedes Wort, das Markwart sprach, reizte ihn, er fürchtete, daß er ihm den ganzen Aufenthalt verderben würde. Marga sah ihn zärtlich an. Sie

fühlte seine Mißstimmung und wollte sie gern zerstreuen. Sie selbst war an des Vetters Art lange gewöhnt, darum berührte sie sie kaum, er war ihr ganz gleichgültig, sie gab sich nicht einmal die Mühe, zu unterscheiden, was echt und was Pose bei ihm war.

Nach dem Kaffee gingen alle an den Strand hinab. Einige Boote, bunt gestrichen, schaukelten am Ufer und fuhren zuweilen knirschend auf den hellen Kies. „Wollen wir rudern?" fragte Markwart. Er lebte schon ganz in seiner Rolle als Ios Ritter. Sie nickte.

Sie stiegen in ein Boot, und er trieb es mit ein paar starken Ruderschlägen vom Ufer. Frau Ianssen winkte ihnen nach. Frau Torbeck schwenkte ihren blauen Sonnenschirm, und das Brautpaar schlenderte nach dem Walde hinauf, ohne sich nach ihnen umzusehen.

Immo drückte Margas Arm, dann sagte er besorgt: „Markwart wird doch nicht etwa Io gefährlich werden? Es täte mir leid um sie, er ist ein haltloser Mensch."

Marga blieb stehen und lachte hell auf. „O Immo! Io sich in Markwart verlieben!? Niemals! Dazu kennt sie ihn viel zu gut! Ach nein, da kannst du ruhig sein! Und dann: Io ist sehr kühl, ich weiß gar nicht, ob die lieben kann, so — so wie wir." Sie errötete und sah ihn strahlend an. Da drückte er ihren Arm fester und vergaß Io und ihr Schicksal.

Markwart ruderte schweigend bis zur Mitte des Sees, dann zog er die Ruder ein und glitt von der Bank und lag ausgestreckt auf dem Boden des Kahnes, den Kopf auf die Hand gestützt. Er behielt eine straffe Haltung niemals lange bei. Sein Sitzen war immer ein halbes Liegen. Io saß aufrecht mit gefalteten Händen und sah zu dem wuchtigen Haupt des Glärnisch hinüber, dess-n Schneekappe rosig glänzte im Abendschein.

Es war ein stiller, tiefer Sommerabend. Der Himmel war dunkelrot überflammt, kleine, festliche Wolkenwimpel, golden umsäumt, flatterten über ihn hin. Über dem Glärnisch stand eine lose, duftige, goldene Wolke, die aussah wie ein Triumphwagen, vor dem sich helle Rosse bäumten. Von Weesen klang weiches Glockengeläute herüber und gab dem Abend eine stille Andacht. Dicht am Ufer fuhr eilfertig wie eine dunkle Schlange ein Zug entlang. Die weiße Rauchfahne wehte kühn hinter ihm her, mit grellem Pfiff verschwand er im Tunnel dicht am Seeufer. Drüben auf einem winzigen Landflecken, der sich zwischen dem See und den steilen Felsenwänden der Kurfürsten zwängte, lagen die kleinen, hellen Häuser von Quinten. Die Fenster blitzten rot im Abendscheine. Durch die stille Luft klang das Läuten der braunen Rinderherden, die über die tiefgrünen Matten von Amden verstreut, friedlich grasten.

Der See war wie ein Wunder. Kühl und doch voll grüner goldener Glut.

Wie ein großes Auge, in dem ein Sonnentag sich spiegelt. Die kurzen, runden Wellen stießen spielend an das Boot und schaukelten es leise. Zuweilen schoß

ein silbernblitzender Fisch übermütig aus der Flut empor, sah sich rasch die rosige Welt an und tauchte blitzschnell wieder in sein grünes Element. Die wilden Häupter der Kurfürsten waren tief errötet. Die gewaltigen Profile schienen weicher, die Schrunden und Wunden in dem alten Gestein tiefer.
Io hielt die Hand in das Wasser und freute sich, wie die drolligen, kleinen Wellen sie stießen und ihr zwischen den Fingern hindurchschlüpften. Sie hatte Markwart fast vergessen, denn seine Persönlichkeit war ihr noch nicht innerlich nahe. Da fing er an zu sprechen, und sie hörte ihm zu, obwohl sie lieber das süße Schweigen genossen hätte, durch das das Abendläuten bebte.
„Es ist eigentlich sehr anspruchsvoll von meinen Eltern gewesen, mich „Markwart" zu nennen. Markwart! Solch ein Name hat so viele Voraussetzungen, er verpflichtet. Man denkt sich unwillkürlich einen Menschen mit unbeugsamem Willen, klarer Stirn, blauen Augen. — Einer, der einen geraden Weg mühelos geht. Einer, der nicht strauchelt, nicht flieht— Markwart!" Er horchte auf den Klang. „Es klingt gut: germanisch und zuverlässig. Und dazu ich! Ein Mensch, der nicht weiß, was er will, nicht einmal, was er soll. Der aus dem Schwanken und Straucheln nicht herauskommt, eine wahre Angst hat vor einem geraden Weg. Mir hätte man einen ganz indifferenten Namen geben sollen. Egon oder Edgar, das klingt weich und elegant, das genügt vollständig für mich."
„Ich meine, wenn du fühlst, daß solch ein stolzer Name Verpflichtungen auf» erlegt, solltest du dich bemühen, ihn zu Recht tragen. Man kann sich nrch wandeln —"
„Du predigst, liebe Io, das steht dir nicht. Und dann, denke an dich, heißt du nicht Io? Gibt es einen süßeren, zärtlicheren Namen? Ein Kosewort ist es! Weißt du, wie ich mir eine Io denke? Mit heißen verliebten Augen und einem roten, zuckenden Mund, und anschmiegenden Bewegungen, streichelnden Händen. Sie muß leise klingend lachen und heiß und durstig küssen —"
Er sah mit halb geschlossenen Augen in die Ferne.
Io fühlte, daß ihre Stirne brannte, sie hatte das Gefühl, als sei sie beleidigt worden. „So bin ich nicht!" sagte sie herb.
Er sah sie voll an. „So kannst du aber vielleicht noch werden — " Seine Augen waren voll Spannung. „Nein", sagte sie und fühlte, daß sie wahr sprach. So konnte sie niemals werden.
In dem Manne war eine bohrende Neugierde. Die Vorstellung, daß vielleicht aus dem kühlen, klaren Mädchen eine leidenschaftlich«, sehnsüchtige Ge, liebte werden konnte, wenn ein Mann sie weckte, reizte ihn, ihn, den nur ein Kampf reizte: Der Kampf um ein Weib.
Er richtete sich auf und betrachtete sie. Die Abendsonne weckte in ihrem braunen Haar rote Funken, wie ein feingesponnenes, goldenes Netz umflimmerte es ihren Kopf. Auf dem hellen Gesicht lag ein rosiger Hauch, die Augen waren

gesenkt und die geraden, dunklen Brauen zuckten. Die leichte Bluse legte sich straff an die Kontur der starken schönen Schultern und umschloß eng den schlanken Arm. Über der Figur lag immer noch der leise herbe Hauch, der ihr etwas Iünglinghaftes gab.
Sie gefiel dem Manne, dem dieser Mädchentypus neu und fremd war. Er fühlte, wie sie Macht über ihn gewann. Und er begann zu sprechen und um sie zu werben, ganz verstohlen schlich er an sie heran.
„Weißt du, Io, wenn ich so mit dir allein bin, und das Leben fern von uns, all das Vergangene reicht nicht bis zu uns heran — dann ist mir, als könnte ich wirklich ein ganz anderer Mensch werden — durch dich! Wenn du mich mit festen und zärtlichen Händen hieltest." Sie schwieg und sah an ihm vorbei, sie fühlte sich eigentümlich verwirrt.
„Aber du müßtest bei mir bleiben — immer, du dürftest mich nicht mehr mir selbst überlassen. Wenn eine Versuchung käme, müßtest du an meiner Seite stehen, damit ich deine ruhige Kraft fühle und deine kühle Hand —"
Sie wich seinen Augen nicht mehr aus. „Ich will dir ja helfen, Markwart, ich habe es dir versprochen."
„Helfen? Wie denkst du dir das, Io?"
Sie sah ihn unruhig an. „Ich weiß noch nicht recht, aber ich denke, ich werde es fühlen, und im rechten Augenblick das Rechte tun."
„Das sind Worte, Io! Taten beweisen!" Er stand auf und ging durch das schwankende Boot. Er ließ sich vor ihr nieder und faßte ihre Hände, die gefaltet auf ihren Knieen lagen.
„Ich will es dir sagen: Du mußt mich lieb haben!"
Sie sah ihm immer noch in die Augen, und ihr Blick wurde hell und freundlich, sie lächelte. „Ich habe dich gern, Markwart, sonst würde ich mich nicht um dich kümmern!"
Er zuckte die Achseln, sein rasches, heißes Blut war erwacht und machte ihn ungeduldig. „Gern? Dafür danke ich, das ist ein Almosen. Du sollst mich lieben, ganz heiß, ganz wild, wie ein Weib einen Mann liebt, so wie Marga Immo liebt!"
Seine Augen brannten zu ihr auf. Sie löste ihre Hände aus seinen Fingern und sagte: „So liebe ich dich nicht!"
Er dachte nur: sie versagt sich mir. Er hatte das Gefühl, als hätte sie ihm einen Schimpf angetan. „Du sollst mich aber lieben, Io. Du sollst es lernen! Ich will all das Kühle, Abgeschlossene, das dein Wesen fesselt, zerreißen. Du sollst ein Weib werden — und mein."
Io fühlte, daß ein heißer Schauer über ihre Haut rann. Sie schloß einen Augenblick die Augen und dachte: liebe ich ihn? Und sie wußte ganz klar, daß ihr Herz still und gütig blieb und den großen Schlag der Leidenschaft nicht tat.

Er nahm wieder ihre beiden Hände und preßte seine glühende Stirn in die kühlen Handflächen.
„Io, was denkst du nur! Wenn ein Mann sich so wandelt, wie du willst, daß ich mich wandeln soll, dann tut er es nur für ein Weib, das er liebt — das ihn liebt!"
Seine Stimme war voll tiefer Glut. Er fühlte und glaubte, was er sagte, in dem keuschen, stillen Sommerabend, erschien ihm Io wie eine Erlösung seines Lebens, wie die Entsühnung seiner Vergangenheit.
„Io, ich habe viel Schlechtes getan, das ich vor deinen Ohren nicht nennen kann. Ich habe viele Frauen geliebt — geliebt?" Er lachte höhnisch. „Ich habe sie geküßt, weil sie sich mir nicht versagten. Aber du — vor dir möchte ich knieen. Dich möchte ich bitten: hab mich lieb! Mach einen Menschen aus mir."
Seine dunklen Augen flehten leidenschaftlich, er preßte seine Brust gegen ihre Knie, daß sie das wilde Pochen seines Blutes hörte.
„So habe ich es nicht gemeint, Markwart", sagte sie. Sie bebte am ganzen Körper, und ihr Gesicht war blaß. In ihren Augen war eine tiefe Ratlosigkeit. Sie dachte mühsam: ich habe mir die Liebe anders gedacht, jubelnd, freudig. Und einen starken und reinen Menschen. Ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Und dies ist so anders —.
Und dann war sie wieder im Banne ihrer Idee, die sie glühend begeisterte und betörte. „Ich wollte ihm doch helfen. — Ich wollte ihm geben, den Glauben ans Leben, Hoffnung, das leichtherzige Lachen. — Und nun will er mehr — er will alles. Da darf ich nicht geizen. Er ist ein Suchender, meine Hand ist stark, er glaubt an mich, ich kann ihn halten."
Die Gedanken jagten sich. „Ist das Liebe, was ich für ihn fühle? Ist es nicht nur Mitleid? Ich bange um ihn. — Bin ich denn überhaupt einer so starken Leidenschaft fähig, wie Marga? Mein Wesen ist ruhiger, ausgeglichener, — meine Liebe muß auch stiller sein und selbstloser —"
Ihr Atem ging rasch. Markwart beobachtete sie in höchster Spannung.
Er sah: Dies waren die ersten Liebesworte, die sie aus einem Männermunde hörte. Er hatte schon zu vielen Frauen von Liebe gesprochen, aber noch nie hatte er diese bange Scheu gespürt. Und Io war anders als alle andern, die fühlten nur oder berechneten, und sie dachte —
Er sah, wie in ihren Augen die Gedanken kamen und gingen. Er sah, daß sie schwer und ernst erwog, was sie ihm geben konnte. — Und dies füllte ihn mit Staunen. Wie konnte man klar und logisch denken, wenn das Blut in Brand war und in wilden Stößen durch den Körper ging?! Oder war ihr Blut kühl geblieben, unberührt von seinen werbenden Blicken und dem leidenschaftlichen Druck seines Körpers?
Da legte Io die Hand auf sein Haar und strich leicht und zärtlich darüber

hin. Sie sprach nicht, aber aus ihren Augen brach ein warmer, zärtlicher Strahl, der ihn erschreckte und ergriff.
Er küßte ihre Hände ganz sanft und vorsichtig. „Io", sagte er erstickt. „Io — Io —"
Dann schloß er die Augen und gab sich einer starken, tiefen Seligkeit hin.
Er fühlte, diese klaren, gütigen Augen schirmend und gebend über sich, und er glaubte ganz fest, daß in dieser stillen Stunde sein Leben sich wandte, um auf goldener Bahn zu gehen. Und eine Dankbarkeit war in ihm, die war grenzenlos und echt.
Er öffnete die Augen und sah sie an, und ihr Ausdruck verwirrte ihn. „Du siehst aus," sagte er sinnend, „wie eine Mutter siehst du aus, die auf ihr Kind niederschaut —"
„Oh", sagte sie lächelnd. Sie freute sich, daß er ihr Gefühl so verstanden.
Sie begriff, daß in ihrer Liebe so viel Selbstloses, Gebendes, Mütterliches war, sie hatte das Gefühl, als sei er jünger wie sie, als müsse sie ihn fürderhin sanft bemuttern und zärtlich leiten.
In dem Manne war ein leises Unbehagen. Er zog ihren Kopf zu sich herab und sah ihr heiß und zwingend in die Augen. Sein Atem flog über ihr Gesicht. „Du sollst mich lieben wie ein Weib, nicht wie eine Mutter — wie mein Weib —" sagte er dringend, und seine Küsse loderten über ihr Gesicht.
Sie wand sich leise in seinen Armen, seine Leidenschaft erschreckte sie, nichts in ihr antwortete seinem Ansturm.
„Laß mir Zeit", bat sie und die freie Ruhe ihres Wesens schwand. Ihr? Augen waren schwer von Tränen. „Du mußt es lernen, Io", sagte er bittend. „Nichts ist so süß —"
„Wenn du mich lieb hast, laß mir Zeit! In mir ist alles still —"
Er verstand sie nicht. Er wußte nicht, daß sich Leidenschaft nur schwer und mühsam löst, wenn sie tief im Wesen wurzelt. „Ich will dich wecken", sagte er zärtlich und küßte ihre Schläfe, ihr loses Haar, ihren Hals.
Da stand sie rasch auf, daß das kleine Boot schwankte. Ihre Augen waren dunkel in dem weißen Gesicht. „Ich will dir geben, was ich kann, nur fordern darfst du nicht, so nicht."
Markwart war ernüchtert, seine weiche sehnsüchtige Stimmung verflog. Er biß sich auf die Lippe und senkte die Augen. Er nahm sofort die Ruder auf und ruderte in langen Stößen dem Ufer zu.
Io saß rief erregt. Sie fühlte, daß sie ihn gekränkt hatte. „Ich kann es doch nicht zwingen", dachte sie. „Das nicht! Wenn er mich lieb hat, muß er Geduld haben."
Markwart kannte keine Geduld und begriff das Süße einer leisen und langsamen Entwickelung nicht. „Sie ist launisch!" dachte er wütend. „Wenn sie nicht will, auch gut."

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Als sie unter den runden Apfelbäumen der Hotelwiese waren, blieb Io stehen. Der Abend verdämmerte leise- über den Höhen und warf violette Schleier auf das Land.
Io sah zu Markwart auf. „Verzeih mir", sagte sie leise. „Versteh' mich bitte." Er stieß mit der Fußspitze in den Rasen, eigentlich sehnte er sich gar nicht nach einer Versöhnung. Aber wie er sie ansah und den klaren wahrhaftigen Blick sah und das echte reine Gefühl, das ihm selbst so fremd und rätselhaft war, da wußte er, daß sie ihm unendlich viel gab. Und er riß sie rasch in seine Arme und küßte ihr Gesicht, wild, durstig, er preßte ihren Körper dicht an sich und sein Atem ging schwer.
Io lag mit geschlossenen Augen in seinen Armen und ertrug schweigend den Sturm seiner Leidenschaft, und jeden seiner Küsse empfand sie wie eine Wunde^ die er ihr schlug. Sie wußte: so hätte er sie nicht küssen dürfen, heute nicht — so nicht.
Sie wußte nicht, daß Markwart den heiligen Kuß keuscher Liebe verlernt hatte in seinem wilden Leben, aber sie verstand nun, was er ihr heute auf der Terrasse gesagt hatte: „Ich habe etwas verloren, was ihr alle noch besitzt."
Als sie in ihrem Zimmer war, setzte sie sich still auf das Bett und weinte lautlos, ohne Schluchzen, ohne Erschütterung. Sie fühlte, daß mit Markwart das Leid in ihr Leben gekommen, und ihr war, als müßte sie in ihr ruhiges klares Mädchendasein zurückflüchten und sich gegen alles wehren, was von ihm kam. Aber da war etwas in ihr, wie ein antreibender Wille, das sie zwang, nicht abseits zu stehen vom Leben und mit stillen Zuschauergefühlen dem Kämpfen und Ringen zuzusehen. Sie mußte selbst hinein in die Lebensnot, mit leiden, mit jubeln, siegen oder untergehen. Das war Menschenlos, dem mußte auch sie sich beugen.
„Ich kann ihn nicht im Stiche lassen, er glaubt an mich." Dies Bewußtsein gab ihr die innere Ruhe wieder und ward ihr wie ein Wegweiser.
Sie hörte nebenan Margas leises und frohes Trällern, zuweilen ihren leichten Schritt und das Rieseln ihrer Kleider. Das brachte sie zum Bewußte sein, daß sie sich zur table ä'düte anziehen mußte.

III. Kapitel.

Markwart und Io gingen langsam die weiße Straße nach Amden hinauf^ dessen Häuser weit verstreut auf grüner Halde lagen. Es war ein drückend heißer Tag, die Bäume und Sträucher ließen müde die Köpfe hängen, selbst die Halme am Wege beugten die schlanken Körper unter der Last des Tages. Es war, als wuchtete die Luft schwer, wie etwas Greifbares auf der Natur. Über dem Glärnisch stand eine blauschwarze Wolke, schwer und undurchsichtig wie eine Wand, ihre Ränder waren gerade, wie abgeschnitten.

Markwart blieb stehen und sah hinüber: „Es kommt ein Gewitter", sagte
er nervös. „Das ist unangenehm."
Ein fernes Grollen klang aus den Bergen, es war, als hockte hinter dem
breiten Rücken des Glärnisch das Unwetter und wartete auf den rechten Augen-
blick, um tückisch loszubrechen.
„Wir kommen keinesfalls mehr zurück, die Wolke wächst rasch. Wir wollen
schnell ausschreiten, um Amden zu erreichen, bevor es losbricht."
Io nickte und ging rasch an seiner Seite die mählich steigende Straße hinauf.
„Mir sind Gewitter fatal", sagte Markwart zwischen den Zähnen.
Io sah ihn überrascht an, sie kannte keine Furcht und begriff diese Regung
bei einem Manne nicht. Er fühlte ihren Blick und es reizte ihn. „Es sind die
Nerven, liebes Kind, aber davon versteht euresgleichen nichts. Euch ist gleich
Feigheit, was im Grunde eine rein physische Veranlagung ist."
Er wandte sich wieder nach der immer rascher näher hastenden Wolke.
„Gewiß, verstehe ich das, wenn es mir selbst auch fremd ist", sagte Io.
Aber es war doch ein Unbehagen in ihr, es kam ihr widernatürlich vor, daß sie
die Besonnene und Stützende war, während er, der Mann, versagte.
Aber war das nicht immer so in ihrem Verhältnis zueinander. Sie seufzte
leise. Er begehrte sie als Stütze, als Schild gegen das Leben und seine Ver»
suchungen. Er machte keinen Hehl daraus. Und er nahm es als selbst-
verständlich an, daß sie fest stand auf ihren Füßen und ihre Stirn jedem Sturm
Trotz bot.
Während sie atemlos bergauf hasteten, horchte sie auf ihre flüchtigen Ge-
danken.
Wie, wenn ihr einmal die Kräfte versagten, wenn sie unter einer Last zu-
sammenbrach? Würde er sie da halten und stützen — er, der nicht gewohnt war,
sich selbst zu halten, der noch nie einen Finger geregt hatte für einen anderen
Menschen?
Sie sah ihn von der Seite an, sein Gesicht zuckte unruhig. Da kam ihr
ein Gedanke, und der war ihr Schmerz und Trost zugleich.
„Dahin wird es nie kommen!" dachte sie bestimmt. Er ist kein Mensch,
der im gleichen Schritt mit einem anderen gehen kann, ein Leben lang. Er wird
mich überholen, oder zurückbleiben, wir gehen nur eine Strecke Wegs nebenein-
ander her."
Die schwarze Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben, mit einem Schlage
erstarb alles Licht auf der Landschaft, sie sah fahl und drohend aus. Da zuckte
über den Himmel ein greller zackiger Blitz, der ein grausames Licht auf die Erde
warf, und ein betäubender, zermalmender Donnerschlag folgte.
Markwart wandte sich nicht um, er ging in einem wilden Tempo bergauf,
er fragte nicht, ob Io ihm folgen konnte, der Gedanke kam ihm gar nicht.
Sie blieb dicht an seiner Seite, und sie dachte: „Woher habe ich diese grau-
same Klarheit des Blickes? Ist es ein Segen oder ein Fluch? Ich weiß ganz

genau, daß dies, was wir jetzt gemeinsam erleben, keine Dauer haben wird, es
ist nichts Beständiges in ihm, seine Hände können nicht festhalten, was sie er,
greifen, und auch mich nicht. Ich muß meine Mission an ihm erfüllen, das
ist alles."
Wieder fuhr ein BNtz wie ein Schwert aus der Wolke, wieder toste ein
wütender Donner über das Gebirge, und dann begannen große Regentropfen
rasch und schwer niederzustürzen.
Seitwärts am Hang stand ein Haus, braunes Gebälk überspann das weiße
Gemäuer, ein trauliches Dach sprang schützend vor und schirmte eine Galerie.
Sie liefen den schmalen Weg, der sich durch die grüne Wiese zog, hinauf
und standen atemlos im Hausgang. Draußen brach das Unwetter mit wüster
Gewalt los.
Die Blitze züngelten und zerrissen das Dunkel, die Donnerschläge knatterten
und machten die Erde beben. Die Bäume beugten sich stöhnend und keuchend,
ein wilder Reigen zerrissener Blätter tanzte vor dem Sturm her, der Regen
geißelte die Halme und warf sie zu Boden, kleine Bäche rannten über die Straße
talab. Von fern her hörte man das tiefe, angstvolle Brüllen einer Kuh, dem der
helle Angstruf eines Kalbes folgte. Dazwischen das langgezogene Iaulen eines
Hundes.
Io lehnte mit dem Rücken an der Wand und sah in Markwarts blasses
Gesicht. Er beherrschte sich nur mühsam, seine Nerven gehorchten ihm nicht mehr,
er war dem Augenblick nicht gewachsen, er fühlte sich klein.
Und Io fühlte nur die Größe und Wucht der Natur, die in den Bergen ihre
höchste Majestät zeigte. Ihr Atem ging still, sie fühlte nur Schauer der Ehr-
furcht, und sie sah die Kluft, die sie von dem Manne an ihrer Seite trennte.
Im Hintergrund öffnete sich eine Türe und eine junge, blonde Frau stand
auf der Schwelle. Ein schlanker, sehr zierlicher Iunge lugte neben ihr neugierig
in die Diele.
Io ging auf sie zu. „Wir haben bei Ihnen Schutz gesucht", sagte sie ent-
schuldigend.
Die junge Frau streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit einer tiefen,
warmen Stimme, die seltsam zu der lichten Erscheinung kontrastierte: „Bitte,
treten Sie näher und seien Sie meine Gäste. Sie sind mir willkommen."
Sie trat in die Stube zurück, um Io eintreten zu lassen, und Io sah, sie
war eine Dame ihres Lebenskreises, trotz der schlichten Kleider. Sie wandte sich
zu Markwart: „Darf ich bitten."
Und sie traten in den Raum, der braungetäfelt war und sehr ernst und be»
haglich aussah.
Rund um das Zimmer lief eine Bank, auf der bunte Kissen mit Bauern»
motiven lagen. In der Mitte stand ein klobiger Tisch, um den sich wuchtige
Sessel schoben. Auf einem Paneelbrett oberhalb der Bank standen Kannen und
Gläser.

Io atmete auf. „Wie fühlt man sich hier geborgen," sagte sie dankbar, „wie schön und eigenartig ist dieser Raum."
Die blonde Frau lächelte vor sich. Dann schob sie den Knaben von sich.
„Gib den Herrschaften die Hand, Erwin."
Io streichelte über das weiche Blondhaar, das gerade und schlicht um das feine Pagengesichtchen hing. Es war ein seltsam graziöses, aristokratisches Kind.
Io wunderte sich über die schlichte Sicherheit der Frau und über die reine Sprache, die an keinen Dialekt anklang, und während sie sich setzten, dachte sie: „Sie ist eine Norddeutsche. Wie kommt sie hierher? Dies scheint ein dauerndes Heim zu sein."
Die Frau drückte auf eine Klingel und ein altes Mädchen kam herein, dem sie halblaut einige Worte sagte. Nach einer Weile brachte sie Gläser und eine Kanne.
Markwart hob abwehrend die Hand. „Ich danke wirklich — nein, vielen Dank. Ich habe starke Kopfschmerzen und möchte nicht trinken."
Die junge Frau stand rasch auf und öffnete die Türe zum Nebenzimmer.
„O bitte, dann ruhen Sie sich hier ein Weilchen, hier ist ein Divan, das steht Ihnen gern zur Verfügung."
Markwart erhob sich bereitwillig und nickte Io flüchtig zu. Dann schloß er die Türe hinter sich.
Io war sehr verlegen. Sie fand sein Betragen schlaff und unmännlich.
„Er gibt sich stets nach", dachte sie verstimmt. „Niemals kommt ihm der Gedanke, sich zu beherrschen. Er folgt jeder Regung, die durch ihn zuckt."
Stimmungssklave! Das Wort stand vor ihrer Seele.
Die junge Frau bot ihr das Tablett mit den Gläsern an. Io nahm dankend und zog den Iungen zu sich herüber und streichelte seine schmale Hand. Sie empfand es wohltuend und taktvoll, daß ihre Wirtin sie mit keiner Frage belästigte, sondern gelassen wartete, ob sie sprechen würde. Sie sah voll Sympathie in das reizvolle, lebendige Gesichtchen, und da sah sie, daß in den Augen ein trostloser Ausdruck stand.
Sie wandte sich ihr zu und begann zu sprechen.
„Wir wohnen drüben, am andern Seeufer in dem braunen Kurhause — eine ganze Familie —. Und sie erzählte von jedem einzelnen, sprach unbefangen über ihre Eindrücke und enthüllte der Fremden im leichten Gesprächston ihren Namen. Die junge Frau hörte aufmerksam zu und ließ den Blick nicht von Io. In ihren Augen war ein hungriger Ausdruck.
Als Io schwieg, sagte sie inbrünstig: „O wie bin ich Ihnen dankbar! Wie habe ich mich nach der Unterhaltung mit einem gebildeten Menschen gesehnt. Sie wissen gar nicht, was Sie mir geben — Nur allein, Sie sprechen zu hören — Ich bin fast vergangen vor Sehnsucht —"
Schluß folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Die Blicke aller politisch Denkenden sind augenblicklich in banger Sorge auf die österreichisch-ungarische Monarchie gerichtet. Das Schicksal Europas ruht im Moment in der Hand jenes ehrwürdigen Herrscherhauptes, das zum Glücke der von ihm in patriarchalisch weiser Fürsorge beherrschten Völker den „Willen zur Macht" niemals in herausforderndem Tone hervorgekehrt, aber dafür den „Willen zum Leben" um so wirksamer und vorbildlicher in sich verkörpert hat. Wer ein solches Bündel von tückischen Schicksalsschlägen weise überwunden und dabei in diesem hohen Alter den Kopf hochbehalten hat, der darf füglich als der fleischgewordene Lebenswille angesprochen werden.

Und dieser wahrhaft majestätische Weise, der die „Sprüche Salomonis" nicht aus sich heraus gedichtet, sondern das ganze „Buch Hiob" an sich erlebt und doch wie der weiseste aller überlieferten Monarchentypen gehandelt hat, sieht sich heute zwei seiner stärksten Stützen beraubt. Sein langjähriger Vertrauensmann und Botschafter in Berlin, Ladislaus Graf Szögy^ny-Marich, dessen Bild wir an der Spitze unserer Augustnummer bringen, verläßt nach 53jähriger Tätigkeit im Dienste der Monarchie, von denen die letzten 22 Iahre dem Berliner Posten gewidmet waren, das wichtigste Botschafteramt der Monarchie, um auf seinen ungarischen Gütern ein otium cum 6issuitate zu genießen. Und sein Thronerbe, Franz Ferdinand, wird von ruchloser Hand um seine Zukunft gebracht. Im ehernen Willen des verschlossen«n, in sich gekehrten Thronfolgers loderte der Funke jenes „Willens zur Macht", dem sich alle Groß-Österreicher im stillen Herzenskämmerlein wehmütig entgegensehnten, und diese Zuversicht ist durch Mord» buben freventlich vernichtet worden. Franz Ferdinand starb, bevor er recht eigentlich gelebt hat, und die festeste Stütze des Thrones, die „starke Hand", deren Wirten und Walten in den letzten Iahren für alle Kenner zum Vorschein

kam, ist gefällt, bevor sie ihr gewaltiges Können vor aller Welt hätte bewähren und erproben können. Graf Szögysny-Marich sieht auf ein erfülltes Leben und eine glänzend gelöste Aufgabe zurück, so daß er den ihm vom Schicksal vergönnten Lebensabend mit der Niederschrift seines reichgesegneten Lebens auszufüllen vermag, während der Thronfolger in den Vorstadien zum ersten Kapitel seines Auftretens in der Geschichte eine Beute hirnwütiger Phantasten geworden ist. Und daß es just slawische Hände sein mußten, die jenen kostbaren Lebensfaden jäh und grausam durchschnitten, ist eine bittere Ironie jener Tragödie, die sich in Serajewo abgespielt hat.

Mit dem Grafen Szögysny-Marich scheidet nicht bloß der Doyen der Diplomatie am Berliner Hofe aus dem politischen Leben, sondern auch der Diplomat vom alten Schrot und Korn, der eine Zierde seines Standes ist. Mag er auch zur „alten Schule" der Diplomatie gehört haben, so war nur die „Schule" an ihm alt, und von dieser „Schule" hatte er sich die besten Qualitäten, die „tiue llour" ihrer Leistungsfähigkeit, zu eigen gemacht. In seiner Tatenfreudigkeit und glücklichen Inspiration nahm es Graf Szögyöny-Marich mit den besten

Köpfen der österreichischen Diplomaten-
schule auf. Da er das volle Vertrauen
beider Monarchen in gleicher Weise ge-
noß, vermochte er durch seinen natür-
lichen Verstand, dem sich eine 53jährige
Erfahrung zugesellte, Aufgaben zu be-
wältigen, die einer jüngeren Kraft auch
dann nicht zugetraut werden durften,
wenn selbst die höchste diplomatische Be-,
gabung sie ausgezeichnet hätte. Seine
männlich-ritterliche Art fand selbst in
den heikelsten Momenten Gehör, weil
hinter seinen Worten nicht bloß sein
Kaiser stand, sondern eine geschlossene
Persönlichkeit, der man auch dann den
Zoll der Ehrfurcht nicht versagte, wenn
diese Worte auch einen empfindlichen
Nerv treffen mußten. Maß, Haltung,
Geradheit, Noblesse der Gesinnung und
chevalereske Umgangsformen bilden die
Grundzüge seines Wesens, und mit
diesem Bündel von glücklichen Eigen-
schaften hat er sich jene tonangebende
Stellung in der Berliner Diplomatie
erworben, die neidlos anerkannt wurde.
Wenige Botschafter können mit dem
stolzen Bewußtsein vom heißen Ber-
liner Boden scheiden, keinen Gegner,
geschweige denn einen Feind zurückzu-
lassen. Nicht bloß die gesamten Lands-
mannschaftsverbände der österreichisch-
ungarischen Monarchie stehen geschlossen
hinter ihrem scheidenden Botschafter,
der nicht nur mit patriarchalischer
Würde, sondern mit menschlich warmem
Herzen ihre Interessen vertrat, sondern
der ganze Hof und die große Berliner
Gesellschaft bringen dem scheidenden
Botschafter jene warmherzige Sym-
pathie entgegen, die sich nur ein gütiger
Mensch zu erwerben und dauernd zu
erhalten vermag.

Daß sogar der menschliche, allzu-
menschliche Urtrieb, der Neid, sich nicht
hervorwagte, ist um so verwunderlicher,
als das persönlich-herzliche Verhältnis
des Kaisers zu diesem Botschafter ganz
dazu angetan war, den Neid geradezu
herauszufordern. Bei jedem sich dar-
bietenden Anlaß hat der Kaiser den
österreichisch - ungarischen Botschafter
ostentativ bevorzugt. Noch kurz vor
der Enthebung vom Botschafterposten
stand der Kaiser bei der Enkelin des
Botschafters zu Pate. Und nach der
Tragödie von Serajewo, als der neue
Botschafter schon ernannt war, be-
kundete der Kaiser dem Grafen
Szögysny gegenüber jenes persönliche

Treuverhältnis, das der Person ebenso galt wie dem Staate, den sie vertrat. Man versteht dieses Treuverhältnis, abgesehen von der persönlichen Sympathie, am besten dann, wenn man aus der Geschichte der letzten 22 Iahre weiß, was Graf Szögysn» hinter den Kulissen für die Pflege, Aufrechterhaltung und Vertiefung der Beziehungen beider Monarchien getan hat. Waren Bismarck und Andrüssy die Schöpfer dieses Bündnisses, so war Szögysny sein umsichtiger Erhalter. Mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens widmete er sich dieser seiner Lebensaufgabe: das Bündnisverhältnis zu befestigen und zu verinnigen. Während der Annerion Bosniens und der Herzegowina hat Graf Szögy^ny seine größte diplomatische Tat vollbracht. Nur den Kaiser hatte er in die vom Thronfolger inspirierten Pläne des Grafen Aehrenthal eingeweiht, aber den damaligen Reichskanzler, Fürst Bülow, hat er wohlweislich ohne Kenntnis gelassen, so daß Fürst Bülow im Reichstag mit vollem Fug erklären konnte, er sei froh, von dieser Aktion des Bundesgenossen erst hinterher unterrichtet worden zu sein. Und daß es dem diplomatischen Geschick des Grafen Szögysny gelang, ungeachtet dieser Umgehung des verantwortlichen Reichskanzlers, die „Vasallentreue" des Deutschen Reiches zu erhärten und sie als Eckstein der europäischen Politik zu erweisen, das wird stets das goldene Blatt in der Geschichte seiner diplomatischen Laufbahn bilden, Sein Nachfolger, Prinz Gottfried Hohenlohe-Schillingsfürst, der mit der Erzherzogin Marie Henriette, Tochter

des Erzherzogs Friedrich, verheiratet ist, findet in Berlin eine glückliche Konstellation vor, wie sie nicht so bald wieder einem Botschafter beschieden ist. Daß die Prinzessin auf den ihr gebührenden Rang einer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit für die Dauer der Botschaftertätigkeit ihres Gemahls verzichtet hat, wird ihr allerorten nur Sympathien eintragen. Prinz Hohenlohe bringt, abgesehen von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Berliner Hofe, eine persönliche Note mit, die ihm eine besonders ersprießliche Tätigkeit auf seinem neuen Posten gewährleistet. Er war nämlich vier Iahre österreichisch-ungarischer Militärattache in Petersburg und hat es durch sein gewinnendes Wesen verstanden, den russischen Hof günstig für sich und die von ihm vertretene Sache zu stimmen. Als die Spannung zwischen Österreich und Rußland im Februar vorigen Iahres ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde Prinz Gottfried Hohenlohe dazu ausersehen, jenes Handschreiben des Kaisers Franz Iosef an den Zaren Nikolaus zu überbringen, das einen Markstein in der Geschichte der Entspannung zwischen den beiden Mächtegruppen gebildet hat. Wer die feinen Fäden zu verfolgen vermag, mit denen das zarte Gewebe der Weltpolitit hinter der Bühne des öffentlichen Marktes genäht wird, der kennt die intimen Zusammenhänge zwischen jenem berühmt gewordenen Brief und der Botschafterkonferenz in London. Prinz Hohenlohe hat am russischen Hofe ehrliche Freunde, und das ist für einen österreichischen Botschafter in Berlin eine Zugabe von nicht zu unterschätzendem Belang. Alle Vorzeichen sind daher dem neuen Botschafter in Berlin günstig.

Weniger vom Glück begünstigt war der österreichische Gesandte in Belgrad, Baron Giesl, in dessen Hause der russische Gesandte von Hartwig einem Herzschlage erlegen ist. Die „Tücke des Objekts" hat es gefügt, daß der ingrimmigste Hasser Österreichs und Deutschlands gerade in den «territorialen Räumen der Gesandtschaft den letzten Herzschlag tun mußte. Daß die großserbische Fama aus diesem unglückseligen Zusammentreffen etwas Hinterwäldlerisch - Balkanisches herauswittern würde, war vorauszu-

sehen. Der großserbischen Phantasie
sind Gift, Meuchelmord und stilles
Beseitigen nicht erst seit den Tagen
einer Draga Maschin geläufige Bilder.
Und von Hartwig war der vorder-
gründliche Protektor der großserbischen
Idee, was auch bei seiner Beerdigung
auf serbische Staatskosten unverhüllt
zutage trat. Was Iswolsky für den
Westen, das bedeutete von Hartwig
für den Osten der russischen Politik:
die Verkörperung des russischen
Nationalismus, die Hätschelung der
panslawistischen Idee, den Fieberwahn
einer Kosakisierung Europas. Und in-
mitten seiner Lebensaufgabe, auf dem
Zenit seiner Wirksamkeit, kurz nach
dem Attentat auf das österreichisch-
ungarische Thronfolgerpaar, bricht der
virtuose Beherrscher balkanmethodischer
Politik kraftlos auf österreichischem
Boden zusammen. Das überwallend
heiße Herz hat aufgehört, sowohl für
Rußland als gegen Österreich zu
schlagen. Politische Komplikationen
werden sich vorerst nicht daraus er-
geben, nicht weil in Serbien der Wille
dazu fehlte, wohl aber weil Kraft und
Mittel völlig versagen. Ein Federzug
in Ischl, und Serbien liegt in Staub
und Asche. Aber diesen Federzug wird
der ehrwürdige Kaiser in Ischl nicht
übers Herz bringen. Deshalb glauben
wir an keine unmittelbare Kriegsgefahr.
Die serbischen Maulhelden tönnen auch
schweigen, wenn Ohnmacht sie dazu rcr»
urteilt. Der greise Monarch will,
der junge Thronfolger kann keinen
Krieg führen, bevor er sich in die
großen Aufgaben, die seiner harren,
eingelebt hat. Die österreichisch»

ungarische Monarchie wird an der Seite ihrer beiden mächtigen Verbündeten den europäischen Krieg nicht aus einem Zufallsgrunde heraufbeschwören, sondern ihn nur dann planmäßig und zielbewußt durchführen, wenn er als nltimH ratio unumgänglich ist.

Internationale Rundschau.

Von Margaret v. Seydewitz.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in allen Ländern und auf allen Gebieten der Wunsch nach Annäherung und Verständigung zum Ausdruck kommt. Es gibt zwar noch immer viele Menschen, die nur in der Kriegsbereitschaft und in der Vergrößerung von Heer und Flotte eine sichere Gewährleistung des Friedens und des nationalen Wohlstandes erblicken. Daneben aber ist die Zahl derer im Wachsen begriffen, die an friedliche Verständigung durch friedliche Mittel glauben. Alle solche haben in letzter Zeit manches erleben dürfen, was ihren Glauben stärken und ihnen für die Zukunft eine frohe Zuversicht geben kann. Ich brauche nur auf die verschiedenen Individuen und Vereinigungen hinzuweisen, die an Stelle einer alten Feindschaft ein besseres Verständnis herzustellen suchen zwischen Menschen verschiedener Nationalität, Konfession und Rasse. Man redet schon von einer Deutsch-Englischen, Deutsch-Französischen,Deutsch-Russischen Verständigung. Man tauscht ideale Werte aus durch das Auftreten eines Richard Strauß oder eines Weingartner in Paris, wie durch die Einladung seitens deutscher Universitäten eines französischen Philosophen wie Boutrour. Deutsche Arbeiter werden nach London, englische nach Berlin eingeladen. Englische Studenten machen eine Besuchsreise nach deutschen Universitäten. Durch die Austauschprofessuren vermittelt man einen internationalen Austausch der besten geistigen Güter des eignen und eines fremden Volkes. Ich könnte noch unzählige Beispiele anführen, ohne alles zu erschöpfen, was in dieser Beziehung erstrebt wird und schon erreicht wurde. Immer weitere Kreise zieht diese Bewegung, die nicht nur Individuen und Einzelvölker, sondern die Gesamtmenschheit umfassen soll, um ihr Ziel in vollem Umfang zu erreichen. Tatsächlich ist auch vor drei Jahren eine im weitesten Sinne internationale Vereinigung ins Leben gerufen, als der

erste Weltrassenkongreß Ende Iuli 1911
in London tagte, zu dem mehr als
50 Völker der Erde ihre Delegierten
gesandt und sich 1200 Teilnehmer aus
aller Herren Ländern eingefunden hatten.
Natürlich war auch Deutschland gut
vertreten, und ein bedeutender deutscher
Gelehrter bezeichnete diese Zusammen-
kunft als ein großes Erlebnis, ein welt-
geschichtliches Ereignis. Man sah Staats-
männer in führender Stellung, Par-
lamentsmitglieder, Anhänger jeder poli-
tischen Partei und jeder religiösen
Richtung, Professoren, Gelehrte und
Schriftsteller, denkende Männer und
Frauen aus allen Kontinenten, die
ernst und sachlich ihre Gedanken über
große Menschheitsfragen austauschten,
vor allem über die Möglichkeit der
Verständigung zwischen allen Völkern
und Rassen der Erde. Insbesondere
wurden die gegenseitigen Beziehungen
zwischen dem Osten und dem Westen ein-
gehend erörtert, vom Standpunkt der
Wissenschaft und des modernen Ge-
wissens und unter Ausschluß jeder poli-
tischen Tendenz, wie überhaupt jeder
Polemik.
Es wurde beschlossen, weitere ähn-
liche Weltkonferenzen zu veranstalten,
jedes Mal in einem anderen Lande.
Die nächste soll im Sommer 1915 in
Paris stattfinden, und die Vorarbeiten
dazu sind schon energisch in Angriff
genommen durch einen Ausschuß, der
den Prinzen Roland Bonaparte, den
Senator d'Estournelles de Constant und

den Philosophen Emile Boutrour unter seinen Mitgliedern zählt. In dieser zweiten Weltrassenkonferenz wird die Rassenfrage vom biologischen, psycho« logischen, soziologischen, ethischen und juristischen Standpunkt erörtert werden, und es sollen wieder die Mittel besprochen werden, die zum Verständnis und zur Eintracht führen können zwischen allen Mitgliedern der großen, verschiedenartigen menschlichen Familie.

Während in Paris und in der Zentralstelle London diese Konferenz eifrig vorbereitet wird, strebt man gleichzeitig die Gründung von Zweiggruppen und nationalen Ausschüssen dieser großen Weltbewegung an. Auch in Deutschland soll eine solche gegründet werden, damit „das Land der Dichter und Denker", das in der Wissenschaft, in der Geisteswelt, aber auch in praktischen und realen Dingen immer so Großes geleistet hat, nicht zurückbleiben möge hinter den anderen an dieser Menschheitsfrage arbeitenden Völkern der Erde.

Pazifistische Rundschau.

Von H. L-St.

Bertha von Suttner f.

Die Vorkämpferin für internationale Verständigung und Völkerfrieden ist dahingegangen. Aus ihren Memoiren wissen wir, daß das Eoelfräulein, überdrüssig der schalen Vergnügungen ihrer Kreise, einen g leichgesinnten Mann erkor, Gundakkar von Suttner, mit dem sie ihr Leben dem menschlichen Fortschritt zu weihen verstand. Sie mußte es in die Welt hinaus schreiben, daß unser Friede nur einem Waffenstillstand vergleichbar sei, daß das menschliche Leid des Krieges, wie es das Auge einer Frau, Florence Nightingale, sah, totgeschwiegen wird über den Posaunentönen des Sieges. Und wie sie durch „Die Waffen nieder" einen Appell an die Verantwortlichkeit der Kriegführenden richtete, so wandte sie sich — gemeinsam mit ihrem Manne — gegen jede Art von Vergewaltigung. In „Schach der Qual" sehen wir sie Front machen gegen die Auswüchse der Vivisektion, und in demselben Buch bekämpft sie aufs schärfste den Antisemitismus, und ihr Mann gründete als Erster einen Verein zur Abwehr der damals in Österreich in Blüte stehenden antisemitischen Bewegung.

Es darf bei diesem Anlaß hervorgehoben werden, daß Bertha von Suttner

die erste Anregung zur Interparlamentarischen Union gab, welche in jährlichen Zusammenkünften die Parlamentarier aller Länder zusammenberuft, um auf gemeinsamem Boden internationale Fragen zu erörtern, wie Kollisionen unter Völkern zu vermeiden seien. Durch ihre persönlichen Beziehungen zu Nobel gewann B. v. Suttner diesen für ihre Ideen, wie sie auch Carnegie, als dessen Gast sie noch unlängst in Amerika weilte, dazu anspornte, die Mittel zu dem Friedenspalast im Haag zur Verfügung zu stellen. Anläßlich ihrer Amerikareise im Iahre 1912 wurden ihr große Ehrungen von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten erwiesen. Mit nahezu 70 Iahren hat sie in Amerika in Volksversammlungen, in Kirchen, Klubs, Frauenvereinen usw. nahezu 100 Vorträge gehalten. Wenn sie mit ihrer imposanten Erscheinung das Rednerpult betrat, herrschte atemlose Spannung. Es würde zu weit führen, ihre schriftstellerische Tätigkeit an dieser Stelle zu würdigen. Sie war ständige Mitarbeiterin des von ihr begründeten und später von vi Fried redigierten Organs „Die Friedenswarte"; sie organisierte und inspirierte die zahlreichen Kongresse; sie stand in Korrespondenz mit unzähligen Staatsmännern und suchte darauf einzuwirken, daß in den Schulen neben der Kriegsheldenverherrlichung auch die Würdigung anderer Kulturtaten gepflegt werde. So schloß sich ihr eine immer größere Zahl

von Anhängern an, und weit über Deutschlands und Österreichs Grenzen hinaus wird um die große Frau getrauert. Das Werk, das ihren Namen zuerst berühmt gemacht hat, ist in alle Kultursprachen übersetzt worden. Die von ihr ausgestreute Saat wird dermaleinst goldene Früchte zeitigen.

Im Anschluß an diesen Nachruf geben wir die Kundgebung des Organisations-Ausschusses des XXI. Friedens-Kongresses wieder:

Bertha von Suttner und der Wi en er Welt-Fri ed en s-Kongreß.

Einen herrlichen Augenblick ihres Lebens hat Bertha von Suttner den Augenblick genannt, den sie auf dem XX. Welt-Friedens-Kongresse im Haag erlebte, als die Kongressisten in jubelnden Beifall ausbrachen bei der überbringung der Einladung seitens der österreichischen Friedensgesellschaft, den XXI. Welt-Friedens-Kongreß 1914 in Wien abzuhalten. Und als sie am 22. Mai, kurz vor Beginn ihres letzten Krankenlagers, einer Sammelsitzung aller Vorbereitungskomitees für den Wiener Kongreß im Hotel Bristol beiwohnte, war ihre dort» selbst gehaltene Ansprache getragen von freudigster Erinnerung an diesen im Haag erlebten Augenblick. Und voller Glück und Zuversicht sprach sie vom Werden und Gelingen des Wiener Kongresses. In einem Brief an einen ihrer tätigsten Mitarbeiter schrieb sie noch vor wenigen Wochen folgendes über die Vorbereitungen: „ . . . . Das ist ja ein Zauberprogramm. Ich entbiete den Ausdruck meines großen Respektes für dieses Gelingen. Ob nicht ein Wort des Kaisers an den Minister dahinter steckt. Das Ding wurde ja förmlich alles auf dem Präsentierteller gegeben .... Ich gratuliere uns und dem Pazifismus — das wird der brillanteste Kongreß."

Nun ist die große Frau so früh aus dem Kreise ihrer Mitstreiter geschieden. Statt einer Ehrung an die Lebende wird der Wiener Welt-Friedens-Kongreß im September d. I. zu einer imposanten Trauerkundgebung an die große Tote werden.

Belletristische Rundschau.

Von Leonore Frei.

Erika v. Watzdorf-Bachoff: „Maria und Yvonne". — Die Geschichte einer Freundschaft. Verlag: Cotta, Stutt-

gart-Berlin.

Erika v. Watzdorf-Bachoff, die Lyrikerin, bringt uns ihr erstes Buch „in Prosa". — Aber es ist nicht Prosa, was sie schreibt: es ist Poesie, es sind aufgelöste Gedichte. Und das ist gut. Denn wir können keine Prosabücher mehr ertragen. Wir haben die tapferen schriftstellerischen Lederstiefel, mit denen wir so lange auf den Chausseen des Lebens herumstapfen mußten, durchaus abgetragen, ja wir sind zuweilen auch der nägelbeschlagenen Gipfelschuhe müde und freuen uns, wenn wir mit einem Dichter — weich und doch fest sandaliert — in abseitigen grünen Wiesentälern wandern dürfen, und durch mohnroto Kornfelder. Mit „Maria und Yvonne" dürfen wir in diesem holden abseitigen und doch so lebensbewegten Tale wandern und weilen. —

Die sehr einfache Fabel dieses Buches sei hier nur angedeutet: denn nicht in ihr liegt der Hauptwert dieser feinen Erzählung; der liegt vielmehr in der wundervoll getroffenen und durchgehaltenen Stimmung, liegt weit mehr in dem, was verschwiegen, als in dem, was ausgesprochen wird. —

Die Fabel: Maria, die zweite Gattin des ungeschlachten und kulturlosen Baron Grunhof, ist mit Yvonne, dessen Tochter aus erster Ehe, in innigster zartester Seelenharmonie verbunden. „Sie konnten stundenlang zusammen schweigen in einem Gefühl restlosen

Verstehens, das sie aller Worte überhob."
Sie sind auch zu Schutz und Trutz — und doch ganz unmerklich und unausgesprochen — gegen Yvonnes Vater verbunden. Denn was diese Ehe zwischen dem gröblichen Mann und dieser im schönsten Sinne sensitiven Frau (die bei allen Gaben, die sie empfängt, zuerst nach den Blumen greift) noch eben zusammenhält, ist, neben Marias tiefgewurzeltem Pflichtgefühl, die Liebe für Yvonne, und für Heide, das Sonnenkind, das gemeinsame Kind dieser zweiten Ehe. —

Mit einem Schloßgast, der während einer Reise des Hausherrn auf Grundorf erscheint, mit dem jungen Dichter Graf Iohann Nepomuk Ettal, zieht eine seltsame Unruhe, ein geheimes Auseinanderleben bei den beiden Frauen ein. Denn beide lieben ihn. Maria, die Reine, die Poetin, das wissende Weib ist es, die diesen Mann zuerst an sich fesselt, weil sie beide einerlei Stoffes sind: beide tief und schwer lebend, beide Blüten höchster Kultur. Und eben dieses Allzuähnlichsein entfremdet sie allmählich einander, läßt den Einen am Andern leiden, weil jeder von ihnen nur Wiederholung, nicht Ergänzung findet. — Ettal wendet sich mehr und mehr Yvonne zu, flüchtet, um aus den Zwiespalten herauszukommen, zu ihrer herrlichen starken Natur, die mit dem herben thüringischen Boden, in dem dieses prachtvolle Geschöpf wurzelt, eins zu sein scheint.

Ein leichter Unfall des jungen Grafen bringt Yvonnes Leidenschaft, bringt auch Ettals Liebe zu ihr zutage. Maria entsagt mit einer freien und großen Gebärde. Und hier wird sie, die sich bisher gleichsam als der starken Yvonne geliebtes und geschütztes Kind gefühlt hat — hier wird Maria zum ersten Mal im höchsten Sinne Mutter. Denn sie lernt, daß es ein höheres Glück gibt, als das eigene: das Glück eines geliebten Wesens.

Dies ist die sehr einfache Fabel.

Die Schönheit des Buches aber liegt vornehmlich darin, daß eine Lyrikerin es schrieb: daß es Poesie ist, was sie uns bringt. Daß wir mit ihr — wohl fest sandaliert — aber doch leichten Fußes durch abseitige grüne Wiesentäler und mohnrote Kornfelder wandern dürfen. —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi.

Es gibt Bücher, in denen man findet und liebt die weitereiche Welt, die sich jenseits der Heimatsgrenze öffnet, findet und liebt das Andersartige, das bunte Neue, die fremde Hülle des geistigen Lebenskernes, der die Fremde dann doch wieder zur Heimat macht und die Heimat zur ganzen Welt. Es gibt aber auch Bücher, die sind wie die Heimat selbst. Dje Züge des Geistigen, wie sie gerade ihr eignen, stellen sie fast rein dar, inmitten aller konkreten Vertrautheit, die die äußere Heimat ausmacht. Als ein solches Buch begrüßen wir heute „Uwes Sendung"*). Ein Erziehungsbuch ist es. Wo wäre die Pädagogik mehr zu Hause, mehr eine heiße Angelegenheit des ganzen Volkes, als bei uns? Sind wir es doch, die den Ideen Rousseaus mit wahrer Inbrunst einst lauschten; unser Land hallte wider vom neuen Geist der Philanthropie; die Klassizität führte Philosophen und Dichter an die Seite der Pädagogen zum Ge« meinsamkeitsstreben. Die Romantik schenkte uns Iean Paul und die Blüte seiner Levana. Immer fühlen wir die Verantwortung unseres Erbes aus hundertjähriger Vergangenheit, fühlen sie nicht als Zwang, sondern als tief«

*) Uwes Sendung. Von Han3 Würtz. Unter Mitwirkung von Willy Schlüter. F. C. W. Vogel, Leipzig, 1914.

wurzelnde Neigung. Und die ist es,
die diesem neuen Buch zustrebt wie
einem Stück heimatlichem Lebensbrot.
Wenn das erzieherische System, dessen
Entwicklung ihm angelegen ist, in vor-
herrschendem Maße ein spezielles dar»
stellt hinsichtlich des Objektes, das hier
das Krüppelkind ist, auf das seine
Anwendung zielt, so hat es doch gleich«
zeitig höchste allgemeine Bedeutung.
Einmal in Anbetracht des Bodens,
der allgemeinen Psychologie, dem es
entsproß, dann im Hinblick auf die
uns wie ein großes Licht überzeugende
Wahrheit, daß wir alle, als Nation,
als Stand, als soziales Wesen, als
Individuum, unsere sittlichen, geistigen
und seelischen Verkuppelungen, Defekte
tragen und daher wohl Erziehungs-
objekte wären. Haben wir teil an
aller Not des Buches, so haben wir
auch teil an allem, was diese Not lindert,
ja überwindet. Alle Hoffnung, alle
Siegesgewißheit ist gegründet auf die
Seele des Menschen. Königlich, göttlich
ist sie in ihren Möglichkeiten, ihrer
Freiheit, in ihrem schöpferischen Willen
und ihrem schöpferischen Tun. Wenn
das Denken als Tun in ihr waltet
und das Gefühl, so auch ihr ethisches
Wollen, das persönlich, sozial, national,
menschheitlich ist. In einer Religion
wurzelt es im tiefsten Grunde, die ein
Mitopfern, ein Mitkämpfen ist im Sinne
Goethes: „Nur der verdient sich Freiheit
und das Leben, der täglich sie erobern
muß." Das Evangelium vom Leben,
das durch die Tat beschwingt wird,
durch die Tat, die fortzeugend Taten
gebiert, ist das Buch. Als wollte es
uns glauben machen: Im Anfang war
die Tat. Wir glauben es; denn wir
wollen froh sein. Das Buch baut
seine Psychologie empirisch sowohl, als
auch erkenntniskritisch auf; so gibt es den
mit sich fortreißenden Strom des warmen
Lebens; so führt es hinauf zur Höhe,
wo die leidenschaftslose Leidenschaft
des reinen Denkens uns umfängt. Sie
ist Eklektizismus und Originalität zu-
gleich. Sofern sie zur Krüppelpädagogik
sich praktisch formt, eröffnet sie neue
und die reichsten Aussichten. Sie
ist aus dem Leben inmitten einer
Schar von Krüppelkindern geworden,
aus der Intensität praktischer Arbeit
und gedanklicher Forschung und stützt
sich im besonderen auf eine neue philo-
sophische Schöpfung. Wenn dem Er-

zieher, dem Arzt, dem Psychologen
das Werk von Hans Würtz und Willy
Schlüter Bedeutendes zu sagen hat,
gleichsam Fachliches, so spricht es alles
doch auch zu allen. Denn ins Menschliche
ist alles übersetzt, das uns nicht fremd
ist, ist außerdem in die eigenartigste
und reizvollste Form gegossen; wir
sind zugegen bei einem Dialog, bei
einem gesellschaftlichen Zusammensein,
bei einem Vortrag. Wir folgen mit
Spannung und ohne Ermüdung trotz
der großen geistigen Kost dem Lebens-
Schaffensgang von Uwe Hardt, wie
er im Ringen um sein Persönlichkeitsein
sich als zur Krüppelpädagogik berufen
erkennt, wie er wirkt und denkt an
seiner Arbeitsstätte, wie er heranreift
zur Schöpfung von Neuem. Auf
sie weist er uns nun wohl und spricht:
„Seht alle, ob es gut ist." Ein großer
Reiz des Buches liegt auch in der Fülle
der Kulturbilder, die es gibt; ihren
feinsten Wert besitzen sie darin, daß
sie nicht schillernde Spiele sind, sondern
organisch einer Ganzheit verwachsen,
dem Leben und Weben Uwes ver-
wachsen, der etwa die Edda, der Iesum
und Goethe aus sich heraus schafft
und uns unendliches Sehnen weckt,
gleiche Kulturpflichten und gleiche Per-
sönlichkeitsrechte zu erfüllen. Poetische
Schönheiten hat das Buch, ein warmes
Empfinden, das um die Gedankenkreise
atmend steht, wie Blütenkelche um
einen See; es h«t den deutsch-ger-
manischen Ernst, der wohl die Erde
liebt, aber lieber noch den Himmel
bezwingen will, weil er muß. Der
Ernst dieses Buches ist ein weites
Umfassen historisch-kultureller, soziolo-

gischer, künstlerischer Probleme, ein tiefstes Erfassen und ein wundervoller mutreicher Glaube an die Höhenentwicklung des Menschen. Nicht jedem Pädagogen-Ph'losophen wurde der Ernst so heiter beschwingt. Da ist Wilhelm Münch, dem haftete er immer ein wenig schwer an der unzulänglichen Erde. Wo dieser große Lehrer der Pädagogik an der Berliner Universität ihn ohne pädagogische Tendenz frei-künstlerisch ausströmen ließ, wurde er zum feinsinnigsten deutschen Humor, der ja durch Tränen lächelt. Diesen heimatlichen Schatz birgt die Novellensammlung „Der Schneider von Breslau und andere Geschichten"*), diese letzte Frucht eines vollmenschlichen Geisteslebens, die Adolf Matthias uns an Stelle des Heimgegangenen jetzt darbietet, im lautersten und vertieftesten Glanze. Sieben Erzählungen sind es, ereignisarm wie die kleinen Städte, die sich in ihnen spiegeln; nur in dem „Schneider von Breslau" grollt der Donner der Weltgeschichte vor hundert Iahren. Aber wenn es im Hinblick auf Erd- und Sternengeschehen nur ein sehr Geringes ist, daß eine Mutter sich jährlich zur Februarzeit drei Hyazinthentöpfe kauft und sie zärtlich pflegt im Erinnern an die drei heimgegangenen Kinder, die ihr einst wie Hyazinthen zublühten — ja, wenn es ein sehr Unbedeutendes ist, daß eine junge Schwester ihrem Bruder dazu verhilft, Förster im grünen Walde zu werden oder daß eine arme Prinzessin ihrem Herzen sein Blühen versagen muß oder daß ein Mann nie sein Weib findet — so ist doch all dies unendlich wichtig fürs Menschenherz, dem es gerade beschieden ist zum Durchleben. Wie voll und schwer und heldenmütig schlägt es in diesem kleinen Buch, in allen diesen kleinen einfachen Leben. Die kleinen Gänge, die so ein Menschenkind tut, was wissen sie nicht heimlich zu erzählen: von Dornen, die blutig ritzen, von unstillbaren großen Wunden, von großem Iauchzen. Und wie der Herrgott schaut der Dichter auf seine Menschenkinder: ach, ihr Kleinen, daß ihr das Stündliche so groß und absolut nehmt, als wäre es das Ewige; aber tut es nur we'ter, es ist einmal eure Art; ja, ich will euch euer Ewigkeitsschauen gutschreiben für euer einstiges Ewigsein. Zu allererst aber ist der Dichter Mensch mit seinen Menschen-

kindern, ist ein Mensch, der zu weinen
und zu lachen lernte wie sie, sich hinauf-
zuweinen und hinaufzulachen zu Gott,
und der sie deshalb kennt und sich in
ihnen. Die kleinen Schwächen der
Menschen, die doch nur wenig mit dem
Lebenswichtigen zu tun haben, trifft
er mit seinem gütigen Sarkasmus.
Künstlerisch dient ihm sein großes An-
schauungsvermögen, seine sichere,
treffende Zeichenkraft. Von Kindern
und jungen Menschen, die er liebt,
wie man jede gute Hoffnung liebt,
weiß er ihr Innerstes, das sie um unserer
Art willen uns verschweigen.

Humor, der mehr die neckischen
Zufälle des Tages, die „Feindseligkeit
der Objekte" anlacht, und der es mehr
nur zu den lächelnden Seufzern kommen
läßt, als zu den lächelnden Tränen,
winkt aus dem schmucken Bändchen
„Ausgewählte Gedichte und Erzählungen
in Frankfurter Mundart"*). Neben
Gedichten und Erzählungen, die kleine
und große Menschenschwächen, Sitten
und Anschauungen nicht ohne Liebe
geißeln, blüht etwa ein Frühlingslied
voll süßer Kinderpoesie; durch die
Verse, die Schiller gelten und seinem
hundertjährigen Geburtstag, raunt das
meerestiefe Menschenleid der Armut,

") Der Schneider von Breslau und an-
dere Geschichten. Von Wilhelm Münch.
Herausgegeben von Adolf Matthias. Verlag
C. H. Neck, München 1913.

') Friedrich Stoltze: Ausgewählte Gedicht«
und Erzählungen in Frankfurter Mundart.
Herausgegeben von Otto Hörth. Verlag
Heinrich Keller, Frankfurt a. M. 1913.

das auch dieser Große tragen mußte; aber nur leise spült dieses Meer an die rauhen Klippen der Worte. Daneben stehen solche, die sind eitel Gefühl und Poesie. Oder das ganze närrische Menschengetriebe ist mondbeglänzt, ist in die Sommernacht gehüllt; die stumme Kreatur blickt hinein. Ein Zusammen von Unendlichem und Endlichem. Das Endliche spricht und hat weder große Worte, noch erhabene Gesten; das Unendliche flüstert, tönt, rauscht und stiehlt sich in unser lachend-weinendes Herz.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Der Internationale Frauen-Kongreß in Rom.

Man schreibt uns aus Rom:

Ihrer liebenswürdigen Einladung, über die Generalversammlung der internationalen Frauenbünde in Rom Ihnen einen Bericht zu erstatten für die mir wohlbekannte Zeitschrift: „Nord und Süd", entspreche ich gern, obgleich ich nicht ohne einiges Bedenken mich dieser Aufgabe unterziehe. Seit einer langen Reihe von Iahren in Rom lebend, von dem sehnsüchtigen, eitlen, aber ewig unerfüllbaren Wunsche beseelt, mich als Römerin fühlen zu dürfen, habe ich meine Treue für mein deutsches Vaterland und speziell für Berlin stets im Herzen bewahrt, und es erfüllt mich mit Genugtuung, daß Sie mich dazu ausersehen, meinen Landsleuten etwas von den merkwürdigen Tagen zu erzählen, die im Monat Mai des Iahres 1914 an dieser Stätte urewiger, sich stets erneuernder Denkwürdigkeiten, urewigen kulturellen Lebens sich abspielten. Allerdings muß ich offen bekennen, daß ich, trotz meines lebhaften Interesses an der Frauenbewegung, mich doch nur als Laienschwester betrachten darf, weil ich noch keine Gelegenheit hatte, mich tatkräftig an dieser imposanten, staunenswerten Arbeit zu beteiligen, deren Resultate in diesen Kongreßtagen vor uns ausgebreitet wurden. Vielleicht verdanke ich Ihrer ehrenvollen Aufforderung die Anregung, mich künftighin daran zu beteiligen, obwohl der Einblick, den ich hier davon gewann, ein Bild so beispielloser Energien, Ausdauer, Hingebung, rastlosen Mühens und zielbewußten Schaffens aufrollte, daß schwache Kräfte sich kaum daran wagen

dürfen. Was aber auch diese können, ist, zu verkünden, was Frauengeist und Frauenkraft anstreben und der Erfüllung immer näher bringen, und den Eindruck wiederzugeben, den diese glorreiche Vereinigung der Internationalen Frauenbünde hervorrief. Mit freudiger Begeisterung sage ich: es war ein außerordentlicher, bedeutungsvoller, unvergeßlicher und reizvoller.
Und die Sonne Roms bestrahlte eine Welt von Frauen und Frauen von Welt, die daran sind, sich ihre eigene Welt aufzubauen. Neben, oder auch gegen den Willen derer, die sich bis nun als die Herren der Welt bezeichneten und dünkten. Daß ich mich trotz meiner Bewunderung dieses monumentalen Frauenwerkes, ohne begünstigende Voreingenommenheit, ganz objektiv äußere, beweise Ihnen, daß ich an diesen» Werke trotzdem einen fundamentalen Fehler gefunden zu haben glaube.
Es war viel zu viel des Guten, zu viel des Erhofften, des Verheißenen. Man konnte bedenklich werden vor der Fülle des Gebotenen, ängstlich vor der gigantischen Größe der Bausteine, obwohl wir hier in Rom ja an die Überlebensgröße der Erscheinungen gewöhnt sind.
In den Fachzeitschriften der Frauenbewegung wird das Material, das schier unerschöpflich scheint, sachlich und statistisch korrekt behandelt und die Errungenschaften der letzten fünf Iahre, die die Frauenbünde zu verzeichnen

haben, nach den hier stattgehabten Be-
richten festgestellt werden. Eine Laien-
schwester, wie ich, blickt respektvoll auf
dieses Übermaß des Wollens und
Könnens und bescheidet sich, »1 lresco
zu schildern, was sie erschaut und erlebt
hat in diesen denkwürdigen Tagen.
Mit einem festlichen Empfang
wurden die Gäste, die zu diesem Kongreß
in Rom eingetroffen waren, im Hause
der Gräfin Spaletti-Rasponi begrüßt.
Ein gastlicher Auftakt für den großen
Begrüßungsabend, der die Arbeitstage
der Kongreßmitglieder einleitete. Man
hatte römische Gastfreundschaft den Teil«
nehmerinnen von Anbeginn ihrer Rom-
fahrt entgegengebracht. Schon die
weiten Eisenbahnfahrten wurden ihnen
durch große Preisermäßigungen er«
leichtert, und hier fanden die An-
kommenden so viel liebenswürdiges Ent-
gegenkommen, so viel fürsorgliches Be-
mühen für ihre Unterbringung, ihre
Bequemlichkeit und ihr Behagen, wie
es nur Rom, des Fremdenverkehrs
Zentrale, verständnisvoll zu bieten ver-
mag. Selbst des Trubels im Kongreß-
bureau mit seinem völlig internationalen
Gepräge und amüsanten Sprachen-
wirrwarr wurde man Herr. Und
allen wurde Auskunft, Rat und Führung
zuteil, wobei, wie ich glaube, die Deut-
schen am besten fortkamen. Sicherlich
aber haben alle die notwendige Auf-
merksamkeitgefunden,deren sie bedurften.
Nicht ganz leicht wurde das, denn
es handelte sich um Hunderte, die her-
beigeeilt waren, diesem Feste der intel-
lektuellen Frauenarbeit beizuwohnen.
Schon in der Stimmung beim ersten
öffentlichen Begrüßungsabend prägte
sich eine Zufriedenheit und Freudigkeit
der Versammlung aus, die das beste
erwarten ließ. Ernst und Anmut ruhte
über dem vielgestaltigen Bild, das
Erscheinungen aus aller Herren Ländern
aufwies, die wohl hie und da nationale
Merkmale verrieten, aber doch unter
dem gemeinsamen Zeichen einer geistigen
Verbrüderung — pardon, Verschwisterung
— standen, deren nicht geringes Ziel
es ist, dereinst nicht nur von aller Herren,
sondern von „aller Frauen und aller
Herren Ländern" zusammen zu kommen.
Und so unmöglich erschien das nicht,
wenn man den mutigen Reden der
Frauen folgte, die an diesem Be»
grüßungsabend gehalten wurden. Die
Rednerinnen desAbends, Gräfin Spaletti«

Rasponi, Präsidentin des italienischen
Frauenbundes, sowie Lady Aberdeen,
die unermüdliche Führerin der inter-
nationalen Frauenbewegung, vermieden
es mit feinem Takt und vornehmer
Ruhe, das Panier des Kampfes zu
schwingen, das diese Bewegung in
manchen Kreisen einer unliebsamen Be-
urteilung aussetzt. Die Gräfin Spaletti
hob mit besonderer Betonung sogar
die ausgezeichnete Liebenswürdigkeit und
würdevolle Haltung von Lady Aberdeen
hervor, die der Frauenbewegung ihre
Erfolge sichere. Ein bedeutungsvoller
und zum Nachdenken anregender Hinweis,
als die beste Kampfmethode für die
begründeten Forderungen der Frauen.
Daß Lady Aberdeen in gleichem Sinne
diese Ansprache erwiderte, ist selbst-
verständlich bei dieser Vorsitzenden des
Weltfrauenbundes, die im Anschluß
daran einen sehr befrieblgenden Bericht
über die letzte fünfjährige Geschäfts«
Periode gab. Tüchtige Leistungen waren
zu vermelden und erfreuliche Erfolge,
die den Glauben erstarken, die Hoffnung
endlichen Sieges berechtigt erscheinen
lassen, im Zeichen des Wahrwortes
des Frauenweltbundes: „Handelt gegen
die anderen, wie ihr wünscht, daß sie
euch gegenüber handeln." — Das gilt
wohl der Menschheit im allgemeinen?
Nicht den positiven Gegnern, fragt
die Laienschwester bescheiden. Kann
die Frauenbewegung anders als ag-
gressiv sein, wenn sie Bestehendes um-
stürzen, vernichten will?
Die nächsten Tage brachten darüber
manche interessante Aufschlüsse. Vorher
sei noch erwähnt, daß die Delegierten
der verschiedenen Länder die Grüße

ihrer Vereinigungen brachten. Jede dieser Reden wurde mit der Nationalhymne des betreffenden Landes eingeleitet, die stehend angehört und vielfach mitgesungen wurde. Mit großem Enthusiasmus wurde die Rede der Vertreterin Amerikas aufgenommen. Mrs. Kate Barret, die sich nicht nur als Delegierte der amerikanischen Frauen, sondern auch der Regierung vorstellen durfte, „als bezahlte Vertreterin der Regierung der Vereinigten Staaten". Es sprachen ferner die Vertreterinnen von Osterreich, Ungarn, Schweden, Dänemark, England, Frankreich, Argentinien, Schweiz, Belgien und Norwegen, alle erfüllt von dem Hochgefühl, sich in Rom zusammengefunden zu haben. Fräulein Gertrud Bäumer vertrat die Gruppen der deutschen Frauenbünde in einer in Inhalt und Form vortrefflichen Ansprache. Besonders bemerkenswert erschien der Geist der Einmütigkeit und organisatorischen Sicherheit, der die Versammlung beherrschte und zum Schluß, als nochmals die italienische Nationalhymne erklang, zu erhebender Kundgebung sich steigerte, als die Delegierte der österreichischen Frauenvereine, Frau Anna Hainisch, die Versammlung mit den Worten schloß: „Wir wollen die Erde besser verlassen, als da wir sie betraten."
Die Sitzungen des Vorstandes und der Kommissionen der Frauenbünde, die streng vertraulich waren, hatten schon am 5. ihren Anfang genommen und wurden am 6. und 7. fortgesetzt, wodurch den nicht beteiligten Kon» gressistinnen Gelegenheit geboten wurde, sich in Rom umzutun. Es wird mir schwer, das Entzücken und die Begeisterung mit nur wenigen Worten abtun zu müssen, die d'ese einzige Stadt der Welt hervorrief. Dieses Rom, das man täglich erlebt, und das einem stets Neues bietet, so lange man darin auch immer weilt, stets Unerwartetes, so genau man es zu kennen glaubt. Wahrlich, man denkt, an Gregorovius, der, nachdem er Rom vierzig Jahre kannte, es noch immer nicht zu kennen vermeinte. Aber diesen klugen, empfänglichen, temperamentvollen Frauen schien doch ein Heller Schimmer davon aufgegangen, wenn man sie so lebhaft vom Forum und Palatin, Vatikan und Capitol und . . . und ... ja, wo fängt's an in Rom,

und wo hört's auf?
Am 8. Mai fand die zweite öffentliche Versammlung statt, im großen Speisesaal des Hotel Quirinal, in dem auf blumengeschmücktem Podium die Vorstandsmitglieder und Delegierten erschienen. Es gibt kaum einen Gegenstand des modernen Lebens und kultureller Fragen, die nicht zur Verhandlung standen, nachdem die geschäftlichen Angelegenheiten, Bericht über die fünfjährige Arbeitsperiode der Präsidentin, Bericht der Kassenverwaltung und Decharge-Erteilung, Anträge, Resolution, kurz der große Apparat so weit umfassender Organisationen erledigt war. Verdient um diese ungeheure Arbeit machte sich die korrespondierende Schriftführerin der Frauenbünde, Fräulein Vi Alice Salomon aus Berlin. Es wurde hierauf von vier Rednerinnen: „Das Leben der Frauen auf dem Lande" vorgeführt. An dem nächstfolgenden Tage, 9. Mai, wurde der internationale Vogelschutz auf die Tagesordnung gesetzt, für den der Frauenweltbund besonders bemüht ist, um durch Gesetzesbestimmungen die Ausrottung schönfarbiger Vögel zum Zwecke des Frauenhut-Schmuckes zu verhindern. Die erste Arbeitswoche war damit beendet, jedenfalls mit einem, den Frauenherzen Ehre machenden Beschluß. Es folgten nunmehr frohe Feste. Am Nachmittag dieses Tages ein Ausflug nach dem wundervollen Fraskati, wo in dem Garten der Villa Torlonia den Gästen, — mehrere Hundert an der Zahl — ein Imbiß vom italienischen Frauenbund in gastlicher Liebenswürdigkeit dargeboten wurde. Auch die später

anlangenden Vorstandsmitglieder, die vorher zur Audienz bei der Königin von Italien geladen waren, wurden noch bewirtet, und ein fröhliches Beisammensein vereinte alle bis zur Dämmerstunde in dem prachtvollen Park. Der Sonntag war freier Erholung gewidmet. Sonntag-Sonnentag in Rom! Das sagt Alles. Die deutschen Delegierten waren zudem noch zum Tee bei Frau von Flotow in die deutsche Botschaft gebeten, wo sie die Nachmittagsstunden in dem herrlichen Garten über dem tarpejischen Felsen verbrachten. Den für die Kongressistinnen unvergeßlichen Stunden — von ihnen allen konnte man das gleiche hören — gesellten sich die auszeichnenden Empfänge bei den Botschaftern und Gesandten verschiedener Länder, sowie die überaus freundliche Aufnahme bei Frau v. Bülow in der Villa Malta.

Die am Montag fortgesetzten Verhandlungen fanden alle freudig bei der Arbeit. Schon Vormittag begannen die Sitzungen, die auch am Dienstag und Mittwoch ihren Fortgang nahmen, unter regster Beteiligung der hier vertretenen Frauenbünde. Besonderes Interesse fanden die Mitteilungen der Erziehungskommission, wie überhaupt alles, was für die „Iugendlichen" und die Abhilfe von Mißständen für diese von Belang war, sehr eingehender Betrachtung unterzogen wurde. Der Kampf gegen die unmoralischen Einwirkungen der Kinematographen wurde lebhaft empfohlen, auch der Mädchenhandel und die Auswanderung gelangten zur Erörterung. Die Bewertung der Frauenarbeit fand ebenfalls sachliche und verständige Behandlung, sowohl die der Lohnarbeiterin, als die in Ziffern zu berechnende Leistung der Hausfrau. Unerschöpflich schien das Gebiet all dieser Fragen, und bis in die späten Tagesstunden des 13. Mai zogen die Verhandlungen sich hin, die am Abend der vierten öffentlichen Versammlung den Kongreß beschlossen.

Für die nächste Tagung der Frauenbünde im Iahre 1919 wurde Christiania in Aussicht genommen, und nachdem die zwischen den Tagungen vorgenommenen Neuwahlen bekannt wurden, die folgende Liste ergaben: Vorsitzende: Lady Aberdeen; erste Vizepräsidentin: Madame Iules Siegfried, Frankreich;

zweite Vizepräsidentin: Fröken Forch-
hammer-Dänemark; dritte Vizepräsi»
dentin: Mrs. Dobson, Australien; kor-
respondierende Schriftführerin: Frl. vi
Alice Salomon, Deutschland; korre-
spondierende Schriftführerin: Madame
Salvador, Frankreich; Schatzmeisterin:
Mrs. Sandford, Kanada; Ehrenvor-
sitzende: Miß Wrigth Sewall, Ver-
einigte Staaten, sagte man sich in
höchster Befriedigung und warmen
Dankes voll „Lebewohl" und auf
„Wiedersehen"!

Franziska B. . . .

Unverlangt« Manuslript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
h«nu»««d«l und N»«<«d»«tu>l: Vlof. lli. Lud«!« L««l» !n V«ll!n V !N, Llltzo»»l»l l». <I«l«l»n »mi
»uifi«1t1ll,«3<)81. —V«nnttnwKIlch»l Rtdllwoll: Dr. Lyl»lu» Vluck w V«»!«u. — I» N»hlllnd fll dl«
RtdoKtl»»
«lllnMoitllch: Ol. «dllo» Polin, Lt. V«t«»bul«, «»lonpllltz I. — MI«ln»V««l«n«g flll llngMn:
«lM^ch« ». ». sofbuchhondlung <I. V«nKl), »ud<n>«i: V, v«»tt»»°«teM ü. — Fül d«n In1«nit«nt«ll
««mtwoltllch: s«l»llch Mlttm»nn In Vr«»l<« IN. — V«il», und «null dn echKfilch» »uchdn«»««l
». «. Vch»ttl»,nd«l, «,»«,. »l«»l!N! III,

2NQ
Inseraten >^nnakme
Ver!»^ Vr«8l»u III: l«n>«l <lulol» 6i« pirm«: liuÄoll llo«» uuÄ 6ie
bsilluintsu ^lMone«n-Vxpe6itiou«n.
InsestlonLpsel»t pro 46 mm droit« 2«ils <liuäoll IHo»«'» KolN2i'
2«U«um«3«l Ko. b> 70 ?l.

EmeKuOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schortlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
«. 3. e<«ln»<i«i. V««h»u> Lun«. «lM1ch«ll.K,s»st!>chhandl. «l»l«o H bass«lbalch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
I.«. Fllh«, I^ibiAlrl« «07»!«. ?»e»l> Dybwod Vuchhdlg. WMIam» ii ül»lg»l«. I«,inat, Vuchhandl, Ott»
««il.
stll dl« Pl»nlnz«n in Lchw«d«n und in Dän«mark: ««»?» «hi. Ulfin» ««chftl««», <t»v«»l»a««n.
flll dl« Lchn>«Iz: «l»»««. «««>,«. «. »uchhandlun« V. »»n »«»«««< Jülich l.
<8«n«ial»«rir«!»na füi Holland: «.V. »»««t»<lu« und «<>l,n, H««a» Vmt«>chol36.
V« b»chl)ilndl«il!ch« V«ltll«b süi NuKIand b«l d«r »«I«lllchaft Vl. 0. W«lff> tzostuchhandlung«n In
V«t»<bu»«:
Ou»Uim^ v»nr 18 u. He»«!cl ?i-n«p«!it >Z, Vlollau: Echmi«d«bilick« 12 u. glinonn»»^» 22.
38. Jahrgang. Band 150. Heft 480. September 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:

Der Wert der Autorität im Kriegsfälle.

Von einem kommunistischen Historiker, Hippolyte Castille, stammt das denkwürdige Wort: „das Prinzip der Autorität ist eine ewige Schutzwehr der menschlichen Gesellschaft. Robespierre war ein bedeutender Mann, nicht seiner Talente und Tugenden halber, sondern wegen seines Sinnes für Autorität." Selbst Räuberbanden gehorchen einem Häuptling, dessen Autorität sie sich blindlings fügen. Denn wo alle zu befehlen haben, da gibt es keinen Befehl. Wo es aber nur Befehlende gibt und keine Gehorchende, da feiert der „Wille zur Macht" seine wüstesten Orgien. Die Geschichte kennt kein Beispiel eines Zusammenlebens und Zusammenwirkens von menschlichen Gemeinschaften ohne Oberhaupt. Im patriarchalischen Zustande unter Hirtenvölkern ist dieses Oberhaupt der Patriarch. Bei kriegerischen Stämmen ist es der Feldherr. In Stadtstaaten ist es der „Basileus". Im republikanischen Gemeinwesen finden wir die präsidiale Spitze. In Theokratien steht über den Königen und Oberpriestern das „Gesetz", das den Gipfelpunkt aller Autorität darstellt, sofern Könige und Oberpriester oder Päpste allesamt und ausnahmslos sterblich sind, während „Gesetze" Iahrtausende überdauern. Das „Gesetzbuch" des Manu, das „Zehntafelgesetz" Solons, die „Zwölftafelgesetze" der Römer, die „Thora", das „neue Testament", der „Koran" sind Autoritätsquellen, aus denen zahllose Völker und Stämme Iahrhunderte, wenn nicht Iahrtausende hindurch die Ge- und Verbote ihrer Lebensführung geschöpft haben. In der Regel stützen sich menschliche Autoritäten (Päpste, Monarchen) auf diese „geoffenbarten" oder überlieferten Autoritäten, um ihre vergängliche Person mit dem Schimmer des Unvergänglichen zu umkleiden.

Iede Art von Autorität ist für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesittung unter Menschen förderlicher, als völlige Herrenlosigkeit. In jedem Haushalt, in jeder Anstalt, in jedem Dorf oder gar Bezirk ist ein wie immer gearteter Befehlender unerläßlich, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll. Heiße dieser Vorsteher in der Familie Mter taunlia», in einem Institut Pfleger oder Dirigent, in der Dorfgemeinschaft der Schulze oder in einem Bezirk der Amtmann — immer und überall muß es ein Oben und Unten geben, und zwar nicht bloß im Interesse der Führenden, sondern sogar im wohlverstandenen Eigen-

interesse der Gehorchenden selbst. Man denke sich eine Kinderschar ohne Familienhaupt, ein Waisenhaus ohne Waisenvater, eine Schule ohne die Autorität des Lehrers, eine Kirche ohne Pastor, ein Geschäft ohne Chef, eine Bank ohne Direktor, eine Armee ohne Offiziere, ja ein Orchester ohne Dirigenten — überall Planlosigkeit, Willkür, Wirrwarr. Ein solches Chaos, das den davon Betroffenen selbst nur zum Unsegen gereichen kann, wird nur wettgemacht, wenn eine leitende Persönlichkeit mit der Machtfülle ausgestattet ist, dem Trubel entgegenstehender und sich durchkreuzender Individualwünsche und Sonderinteressen ausgleichend entgegenzutreten. Dazu genügt aber kein bloßes Wort, das überschrien werden kann, sondern es bedarf einer Machtbefugnis, die ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen weiß. Da der „Wille zur Macht" jeden Einzelnen beseelt, eben damit aber lahmlegt, weil die einzelnen Machtatome zu einem plan- und sinnlosen „Krieg aller gegen alle" führen müßten, muß es höhere Machtzentren geben, welche die einzelnen Machtwillen in Schach zu halten und ihnen Grenzen zu weisen wissen. Solche Machtzentren heißen dann Autoritäten.

Gilt diese Unterwerfung des Einzelnen unter das Allgemeine schon im Friedenszustande, so doppelt und dreifach im Kriegszustande. Welchen Segen das Autoritätsprinzip zu spenden vermag, ersehen wir aus der machtvollen und heilbringenden Wirkung, welche die staatliche, obenan die monarchische Autorität im Ernstfalle auszuüben vermag. Hätten wir keine streng gegliederte Rangordnung zwischen Befehlenden und Gehorchenden im Heere, so könnte jenes Wunderwerk sich nicht vollziehen, das wir in diesen schicksalsschweren Tagen als lebendige Zeugen erlebt haben. Aller Streit und Hader zwischen Individuum und Parteien, zwischen Klassen und Kasten waren wie im Nu weggeblasen, weil die höchsten Kaiserlichen Autoritäten in Österreich und Deutschland alle widerstrebenden Elemente zu einem einzigen heiligen Gesamtwillen zusammengeschmiedet haben. Hundertjähriger Streit zwischen Tschechen und Deutschen ist wie vom Sturmwind hinweggefegt. Deutschland und alle Völker Österreichs sind ein einig Volk von Brüdern. Persönliche Feindschaften sind vergessen, als wäre eine ^reu^li, <iei über diese nahezu 120 Millionen Menschen gekommen. Und diese gewaltige suggestive Kraft auf 420 Millionen Menschen ist wesentlich und vorzüglich zwei obersten Befehlenden zu danken: dem mit autoritativer Machtbefugnis ausgestatteten Oberhaupt der Habsburger und dem Träger der deutschen Kaiserkrone.

Mag man im Friedenszustand über Berechtigung, Umfang und Grenzen der Autorität verschiedener Meinung sein, so gibt es im Kriegszustande im eigenen wohlverstandenen Interesse aller Völker, Stände und Individuen nur eine Autorität, das ist die militärische. Das Heer trägt für die Zurückgebliebenen seine Haut zu Markte. Der Generalstab ist allein der Wissende und daher auch das oberste militärische Kommando, der allein Gebietende. Es ist ein unvergängliches Wort Platons, daß nur der Wissende zugleich der Befehlende sein sollte. Die

„Wissenden" sind im Friedenszustande die Gelehrten, im Kriegszustande die Generalstäbler. Alle subjektive Bewertung bleibt ausgeschaltet und sinkt zu gegenstandsloser Bierbankpolitik herab, weil sie unorientiert ist. Nur die obersten Befehlshaber wissen in diesem Augenblick, was für das Wohl der beiden Reich« dienlich ist. Im Kriegszustande gilt es: Sali» publica »uprem». lex est».
Diese sali» publica spricht es in 120 Millionen Stimmen begeistert aus, daß wir siegen werden, weil wir siegen müssen. Das erste Gebot des Kriegszustandes lautet also:
lerne gehorchen!

Professor Dr. Robert Piloty:

Über nationale Erziehung.

Es ist noch nicht lange her, seit man in den Kulturstaaten wieder eine besondere Erziehungswissenschaft gelten und wirken läßt. Die führenden Geister dieser jungen Wissenschaft können sich ihrer Aufgabe freuen, denn die ganze gebildete Welt lauscht auf sie mit einem besonderen Grade von Aufmerksamkeit: ist doch die Seele eines jeden auf doppelten Ernst gestimmt, wenn die Lehren vom Leben, von Staat und Gesellschaft, welche im Kampfe der Geister und der Interessen gewonnen werden, auf ihre erzieherische Brauchbarkeit hin geprüft werden, und hat doch jeder Erzieher die Erfahrung gemacht, daß im Bereiche der grundsätzlichen Überzeugungen in allen Lebensfragen nur das wirklich echt und dauernd ist, was die Probe auf den erzieherischen Wert bestanden hat.
Tritt man mit diesem Bewußtsein, — ich möchte es ein Bewußtsein gesteigerter Verantwortlichkeit nennen — an das Problem der nationalen Erziehung heran, so gilt es vor allem, um zum Kern zu gelangen, sich durch einen Wald von Vorurteilen hindurchzuringen. Vorurteil ist, was nur vom Gefühle eingegeben und von der Vernunft nicht nachgewogen ist. Wie ungern wir uns aber gerade in Erziehungsfragen von der blinden Herrschaft der Gefühle trennen, das wird uns nirgends so alltäglich und so aufdringlich zum Bewußtsein gebracht, wie gerade im Bereich der nationalen Erziehung. Die Liebe zum eigenen Volke und zum eigenen Vaterlande ist uns der selbstverständliche Ausgangspunkt, sie zu wecken und zu entwickeln, das selbstverständliche Ziel. Was aber ist diese Liebe anders als Gefühl? Also Erziehung zu Gefühlen durch Vernunft. In diesem schwer logisch faßlichen Aufeinanderwirken des Willens von Person zu Person liegt zugleich die Schwierigkeit und der Reiz des Problems; die Schwierigkeit, denn wie sollen wir zu klaren, festen, allgemeingültigen Vernunftsätzen gelangen,

wo alles vom Gefühle ausgeht und aufs Gefühl zu wirken bestimmt ist? Und doch der Reiz solcher Gedankenarbeit, liegt er nicht eben darin, daß wir zwar aus Erfahrung wissen, wieviel davon abhängt, Klarheit über unsere persönliche Beziehung zu unserem Volke und über die Beziehung von Volk zu Volk zu gewinnen, daß es aber doch sehr schwer hält, diese Klarheit zu erlangen und in jeder Lage zu behaupten.

Die Erziehung muß vor allem selbst von der Erkenntnis ausgehen, daß die beiden Dinge: Beziehung des Einzelnen zu seinem Volke und von Volk zu Volk zwei sehr verschiedene und doch unter sich zusammenhängende Dinge sind. Wir möchten so gern das Wissen von diesen so schwer faßlichen Dingen zur reinen Erkenntnis steigern und zum Gemeingut aller machen, wir möchten die Schule dahin bringen, daß durch sie dieses Wissen vermittelt werde, und wir sehen doch im täglichen Leben, wie unendlich fern wir diesem Ziel sind. Erfahren wir doch täglich, wie viele Unglückliche schon an der ersten Stufe, an ihrer Beziehung zum eigenen Volke scheitern und wie oft es selbst den klügsten und stärksten Staatsmännern nicht gelingt, die Beziehung von Volk zu Volk in ein Verhältnis zu bringen, welches uns nach allgemeinen Begriffen von Menschlichkeit als das rechte erscheinen kann, gar nicht zu reden von all den vielen Schäden, Verlusten und Leiden, welche man sich im Volksleben gegenseitig unbewußt oder bewußt antut. Uns Deutschen war die Geschichte bis in die neueste Zeit eine besonders strenge Schule dieser doppelten politischen Erziehung. Über anderen Interessen hatten wir das Volksbewußtsein verloren und mußten es in schweren Zeiten erst wieder erlernen. Und da wir begannen, in Kampf und Not es wieder zu erlernen und mit Blut und Eisen es zu behaupten, da fanden wir uns in unserer Stellung in der Welt der Völker von anderen überflügelt, und dann setzten wir eine Energie der Gesamtarbeit ein, wie sie vorher nie geleistet worden war, und über deren ferneren Zielen noch die Schleier der Zukunft liegen. Diese Schleier so weit zu lüften, daß wir die Wege vor unseren Füßen sehen, das sollte die Aufgabe der nationalen Erziehung sein.

Ihr einer Teil ist uns klar vorgezeichnet. Die politische Arbeit des 19. Iahrhunderts bestand in der Erziehung für den Staat und in der Errichtung und äußeren Einrichtung desselben. Das 20. Iahrhundert wird uns daran tätig finden müssen, die gewonnene Volkseinheit zu behaupten und ihre politischen, rechtlichen und sozialen Einrichtungen den äußeren und inneren Bedürfnissen unseres Gesamtlebens immer besser anzupassen. Die Richtung für die staatsbürgerliche Erziehung ist damit gegeben. In allen Kreisen des Volkes muß von Jugend an mehr als bisher der Sinn aufs Ganze hingelenkt, das Wissen von dem inneren Bau des politischen Körpers, von den Bedürfnissen und Mitteln des Staates, von den Pflichten und Rechten des Bürgers muß auf eine höhere Stufe gehoben werden. Es gehört zu dem elementaren Bildungsstande eines jeden, daß er sich nicht nur seiner individuellen Daseinsbedingungen bewußt sei,

sondern daß er auch wisse, wie das Ganze, dem er angehört, beschaffen sei, wie es als Ganzes auf ihn und wie er aufs Ganze wirke.

Aber dieses Wissen und die Wirkung dieses Wissens genügen nicht.

Die nationale Erziehung besteht in ihrem zweiten Teile darin, daß jeder auch erkenne, und zwar nicht nur mit dem Gefühle, sondern auch mit dem Verstande, wie dieses Ganze, dieser Staat im Leben der Völker der Erde sich bewegt, welche Macht er ist, und wie diese Macht im Vereine aller Mächte besteht und wirkt. Herd und Haus eines Volkes ist sein Staat. Unantastbare Heiligtümer birgt es für alle, und Wege führen von ihm zu den Häusern der anderen Völker. Die Volkserziehung und besonders die Iugenderziehung muß das Bewußtsein darum zum Gemeingute machen, wie Völker durch ihre Staaten vom festen Grunde aus beweglich aufeinander wirken, wie sie verkehrs- und rechtsfähig werden durch das Gefüge ihrer Staaten. Es muß die rohe Vorstellung, als seien Völker nur dazu da und nur deshalb politisch geeinigt, um aufeinander loszuschlagen, allmählich aus der Welt der politischen Ideen völlig verschwinden. Im echten Stolz des machtvoll geeinten Volkes liegt ja selbstverständlich vor allem der Wille, sich zu behaupten und sein Gut auch zu mehren. Aber diese Mehrung soll nicht im Zeichen des Raubes, sondern des Verdienstes stehen. Das Volk ist das mächtigste, welches den andern das Meiste und Beste zu geben hat, und die Kultur eines Volkes zeigt sich vor allem in den allgemein gültigen Werten an Gütern des Geistes und an materiellen Gütern, welche die Welt bei ihm sucht und findet. Somit ist es innere Arbeit, die vor allem einem Volk die Kraft gibt, im Wettbewerb der Völker für sich zu werben. Daß unser deutsches Volk seine guten Anlagen zu solchem Wettbewerbe stärke und bilde, das muß seine erste Sorge sein, und darin besteht die zweite Aufgabe seiner nationalen Erziehung. Es ist nach menschlicher Klugheitsregel nicht weise, andere Völker, bei denen man um Geltung ringt, als geborene Feinde zu betrachten oder sich zu Feinden zu erziehen. Nur die Achtung, die man bei strenger Selbstkritik wirklich zu fordern hat, läßt sich erringen und behaupten. Der Aufdringling wird abgelehnt, der wirklich Starke gewinnt Freunde durch seine Leistung. Somit ist die Erziehung zum Staat auch die Erziehung für die Welt und — was das letzte Ziel jeder Erziehung ist — die Erziehung zum Menschen.

vi.. N. Hansen:
Wie die englische Herrschast in Indien untergraben wird.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Herrschaft der Engländer in Indien heute stärker denn je gefährdet ist. Und wenn es vor kurzem hieß, Lord Kitchener sei zum neuen Vizekönig des indischen Kaiserreiches ausersehen worden, weil man in ihm den Mann erblickt, der die dort herrschenden Schwierigkeiten am besten zu meistern geeignet sei, so erhebt sich für uns Deutsche, die wir die russisch-englische Politik in Vorderasien mit größter Aufmerksamkeit verfolgen und bisher wenig Einblick in die Gestaltung der indischen Dinge gewinnen konnten, die Frage: Warum ist zur Zeit die Situation für England in Indien so bedenklich, und wie haben dort die unterminierenden Kräfte in den letzten Iahren gearbeitet? Hierzu auf Grund einiger neuester, recht beachtlicher und interessanter privater Berichte aus Indien eine Anzahl neuer die Zusammenhänge beleuchtender Gesichtspunkte zu bieten, ist der Zweck der folgenden Zeilen.
Daß die stärkste Gefahr den Engländern in erster Linie von selten der 14 Millionen Brahmanen droht, die bereits heute eine Art heiligen Krieg gegen die englische Herrschaft predigen, ist eine Tatsache, die von allen Kennern der indischen Verhältnisse in gleicher Weise betont wird. Aber auch die fortgesetzte Zersetzung des 3000 Iahre alten Kastenwesens hat in den letzten Iahren so starke Fortschritte gemacht, daß z. B. in Städten wie Benares und Madras vor kurzem Hindus mohammedanische Vertreter gewählt haben und Mohammedaner ihrerseits wieder für die Wahl einer Anzahl Hinduvertreter eingetreten sind. Dieser Kastenzersetzungsprozeß zeigt sich besonders deutlich im Punjabgcbiet, wo bisher das starre Kastensystem eine der wirksamsten Stützen der englischen Herrschaft war. Überall weift die „Geheime Gesellschaft" die Spuren ihrer revolutionären Arbeit auf. Mein Gewährsmann, ein angesehener indischer Rechtsanwalt aus Kalkutta, schreibt hierzu: „Die Tatsache, daß die englische Polizeigewalt sich nicht mehr als fähig erwiesen hat, den Gewaltakten der letzten Iahre Einhalt zu gebieten, zeigt, daß sie mit der geheimnisvollen Arbeit der „Geheimen Gesellschaft" nicht genügend vertraut ist." Daß die Inder selbst, wenn es notwendig werden sollte, nicht vor Bluttaten zurückschrecken, das hat trotz der strengen Preßzensur, die die Engländer in Indien im Laufe der letzten Iahre erheblich verstärkt haben, noch Ende Mai 1914 eine mir vorliegende Zeitung Kalkuttas, die eine führende Rolle in der Eingeborenenpresse spielt, zum Ausdruck gebracht, indem sie schrieb: „Wenn die ganze indische Nation inspiriert wird, das englische Ioch abzuwerfen, dann mag es in Gottes Namen geschehen. Wessen Ansprüche sind gerechter, die

unsrigen oder diejenigen der Engländer? Wir Inder sind bereit, selbst in einem
See von Blut zu schwimmen, wenn wir nur unser Ziel erreichen. Die Herrschaft
der Engländer über Indien ist tatsächlich nichts mehr als ein Phantom."
Man darf nun keineswegs annehmen, daß die geheimen Banden, die zur
Zeit in Indien arbeiten, vorwiegend aus fanatischen und unzuverlässigen, leicht
erregbaren Eingeborenen bestehen, sondern hinter ihnen steht eine respektvolle
Organisation, die ihre Spitze in der Person des Brahmanen Tilak gefunden hat.
Man bezeichnet ihn nicht mit Unrecht als den erfolgreichsten Pionier der geheimen
Gesellschaften und als einen der besten Organisatoren, die Indien bisher besessen
hat. Die Bombayer Ausschreitungen haben zum ersten Male den Schleier ge-
lüftet und einen Einblick gegeben in die sorgfältig vorbereiteten Pläne dieses
Brahmanen, der mit seinen „Turnschulen" für die Iugend unter dem Deckmantel
körperlicher Schulung halbmilitärische Organisationen schuf, die später als
„National Volonteers" bezeichnet werden. Diese „National Volonteers" waren
seinerzeit in weitem Umfange an den Unruhen beteiligt, und man weiß sehr gut,
daß sie auch heute noch militärische Übungen abhalten, jedoch scheint es, als ob
die englischen Behörden dieser verschleierten militärischen Organisation immer
noch viel zu sorglos gegenüberstehen. Übrigens sind hier nicht allein die unteren
und ungebildeten Schichten der indischen einheimischen Bevölkerung allein be-
teiligt, sondern auch zahlreiche Gebildete finden sich bereit, die Wühlarbeit gegen
die Engländer mehr oder minder versteckt zu fördern.
Eigenartigerweise befindet sich der Herd der indischen Aufstandsbewegung
heute nicht mehr in Indien selbst. Vielmehr stehen verschiedene Zentren in Eng»
land und in den Vereinigten Staaten durch „unterirdische Kabel" mit den ge-
heimen Gesellschaften in Indien in Verbindung. Ein solches Zentrum in England
war z. B. das ,,Iu6i«, Hou»e" in London. Die englischen Behörden haben je-
doch diese Stelle im Laufe der letzten Iahre derartig scharf beobachten lassen und
jeden ankommenden und fortgehenden jungen Inder so strenge überwacht, daß
selbst bisher unbeteiligte Inder infolge häufigen zu rigorosen Vorgehens und auf
Grund der Behandlung, die sie von den englischen Behörden erfuhren, zu Mit-
gliedern der „Geheimen Gesellschaft" geworden sind.
Die Folge der scharfen Beobachtungen in England selbst war, daß sich auf
amerikanischen Boden eine Anzahl neuer Zentren, besonders in Kalifornien
gebildet hat. Die Arbeit dieser Zentren wird publizistisch durch das Organ „I're«
Hinäu»taii", das in zahlreichen großen Städten des nordamerikanischen Westens
verbreitet wird, gefördert. Die Gefahr dieser der englischen Rechtsprechung und
Aufsicht entzogenen Organisationen liegt in dem Umstande begründet, daß sie revo-
lutionäre Literatur unter die Sepoys verteilen lassen, während gleichzeitig viele
Sikhs, alte Soldaten, an den kalifornischen Küsten für die radikalen Ideen der
„Geheimen Gesellschaft" gewonnen wurden, in der Absicht, daß sie diese Ideen
später bei den Angehörigen der englischen Regimenter in Indien verbreiten

sollten. Eine der wichtigsten von diesen indischen Organisationen in Kalifornien heißt der „Iungindienverband". Er hat es sich scheinbar zur Hauptaufgabe gemacht, Waffen und Erplosivstoffe nach Indien zu schmuggeln.
Die Wirksamkeit dieser Banden trat schon während der letzten großen bengalischen Unruhen wiederholt in für England bedenklicher Form in die Erscheinung. Schon damals wies Lord Morien darauf hin> daß, wenn ein gewisser Führer nicht verhaftet und forttransportiert worden wäre, die sämtlichen Sikhregimenter sich in derselben Nacht aufgelehnt hätten. Daß die Situation seitdem noch erheblich prekärer geworden ist, und daß der wachsende Zerfall der Kasten den bisher unmöglichen Zusammenschluß aller Kreise besser als je zuläßt, gibt jeder einsichtige, die Dinge mit offenen Augen verfolgende Engländer in Indien jetzt schon selbst zu. Zweifellos hat der russisch-japanische Krieg dem Renommee Englands in Indien erheblich mehr geschadet, als man in Deutschland bisher anzunehmen geneigt war. Die Niederlage Rußlands hat den Asiaten gezeigt, daß die Überlegenheit der weißen Rasse nicht ein für allemal feststeht. Viele Millionen Inder sind am Ende des russisch-japanischen Krieges revolutionslustiger geworden, nicht nur, weil sie einsahen, daß die weiße Rasse doch zu besiegen war, sondern weil sie auch darüber aufgeklärt wurden, daß die Zivilisation der weißen Rasse es nicht vermocht hatte, die Armut, die Pestepidemien und die Hungersnöte zu beseitigen.
So konnte denn auch in Indien zum Teil von japanischen Protektoratsbestrebungen genährt, die asiatische Monroedoktrin, das „Asien den Asiaten", entstehen, ein weltpolitischer Grundsatz, der je länger, desto mehr Anwartschaft hat für die Politik der asiatischen Völker als Programmpunkt zu dienen.
Mit Recht hat vor kurzem ein englischer Iournalist in der „LritHnnic »evue" auf die wuchsende Bedeutung dieser asiatischen Monroe-Doktrin und auf die führende Rolle, die Iapan dabei in Indien und China spielt, hingewiesen und betont, daß es ihretwegen in nicht zu ferner Zukunft zu einer Auseinandersetzung der weißen und gelben Rasse kommen müsse, und daß ein ökonomisches Bündnis, «ie es Iapans Premierminister im Auge hatte, nicht nur aus wirtschaftlichen und politischen Gründen für England ein Unsinn war, sondern, daß England sogar durch finanzielle Unterstützung Iapans, das unverkennbare Protektoratsgelüste in Indien zeige, daraufhin arbeite, daß ihm dieser wertvolle Besitz so schnell wie möglich entrissen werde.

Dr. von Bilguer:
Von der „italienischen" Gefahr in Afrika.
Über zwei volle Iahre hindurch hatte ich in Tripolis an allen Phasen der praktischen Durchführung der Giolittischen „historischen Schicksalsfügung", wie er die libysche Unternehmung genannt hatte, teilgenommen. Alle dort eingeschlagenen Kurse gingen an mir vorüber: vom Galgen Canevas bis zur rollenden Lira Ragnis, von den Koransprüchen des Generals Briccola bis zur sammetweichen Versöhnungsmethode des Gouverneurs Garioni.
Ich empfand das Bedürfnis mehr von Tripolitanien zu sehen, als man mir gezeigt hatte, und wollte, dem Rat unseres greisen Afrikajubilars Schweinfurth folgend, nach Ghadames und Mursuk, wo das Herz des tripolitanischen Handels so mächtig geschlagen hatte und nun wieder schlagen soll. Seit 1875 hat kein Deutscher diese Gegenden betreten, die in den italienischen Berichten als so schön, so reich und so friedfertig verherrlicht wurden.
Im Augenblick der Abreise verweigerte die italienische Behörde die Erlaubnis. Daher fuhr ich nach der Insel Djerba, setzte über den Meeresarm von El-Kantara und kam in das tripolitanische Grenzgebiet, heute bekannt als das eigentliche Zentrum jenes Widerstands, den die mohammedanische Welt unter der Leitung des Emir Ali, eines Sohnes des berühmten Abd-el-Kaders, gegen die „christlichen Eindringlinge" im Nachbarlande in Szene gesetzt hatte.
Der Krieg hatte gezeigt, welchen Grad die Spannung zwischen den beiden lateinischen Schwestern, Italien und Frankreich, erreichen konnte. In Italien schrie man über den Mangel an französischer Neutralität, über das französische Postamt in Tripolis, welches geheime Depeschen und Korrespondenzen in die türkischen Lager beförderte, über den tunesischen Kriegsschmuggel und die von dieser Grenze aus besorgte Verproviantierung der feindlichen Armee; in Frankreich aber tauchte wieder das Gespenst des z>4ril italißu, der italienischen Gefahr auf, das durch die bekannten Vorkommnisse mit der „Carthage" und „Manouba" gefördert, sogar in der Hauptstadt des Protektorats zu einem Volksaufstand gegen die Italiener führte, die eine ganze Reihe von blutigen Opfern zu verzeichnen hatten.
Gibt es nun wirklich eine „italienisch« Gefahr" in Afrika, wie immer und immer wieder versichert wird?
Erst vor kurzem hat der französche Professor Seguin Alarm geschlagen. Überall in Tunesien sieht man das Bildnis Viktor Emanuels III., aber nicht diejenigen unserer Staatsoberhäupter; überall organisiert man einen wahren Irredentismus. .Man muß dieser italienischen Invasion einen starken französischen Einwandererstrom entgegenstellen — so rief Prof. Seguin.

Aber auch kein Geringerer als der Senator B6renger schlug in seinem
Matin-Artikel „Frankreich oder Italien" einen gleichen Ton an. Vor allem
aber — so mahnt er — ist es notwendig, daß Frankreich endlich daran denkt,
den drei Millionen dortigen Eingeborenen den Nutzen begreiflich zu machen, den
sie in der französischen Sparsamkeit, Arbeit und im Frieden finden.
In Italien hat man von jeher mit den nordafrikanischen Ländern gelieb-
äugelt. Erstens waren die alten Römer dort gewesen, zweitens sah man in ihnen
einfach die geographische Fortsetzung des eigenen Landes: liegt Tunesien doch nur
140 Kilometer von Sizilien entfernt. So hatten ja auch ihrerseits die Sarazenen
gedacht, als sie Sizilien eroberten.
Nachdem die italienischen Illusionen bezüglich Tunesiens durch den Vertrag
von Bardo vom 12. Mai 1881 gescheitert waren, mußte sich der Italiener jene
Stimmung bemächtigen, die schließlich zur Okkupation von Tripolitanien und der
Küste der Zyrenaika führte.
Nach den neuesten Schätzungen haben sich in Tunesien 130 000
Italiener niedergelassen (114000 Katholiken, 15000 Israeliten, alle aus
Lucca und Pisa, und 500 Protestanten). Fast drei Viertel aller dieser Italiener
(73 Prozent) sind Sizilianer aus den Provinzen Trapani und Palermo; 16 Pro-
zent sind Toskaner, 5 Prozent Süditaliener; nur 3 V« Prozent stammen aus dem
nur 170 Kilometer entfernten Sardinien und 2'/2 Prozent aus Norditalien
(Ligurien).
Diesen 130 000 Italienern stehen nur 4 0 OOdFranzosen gegenüber,
einschließlich der Beamten und Soldaten.
Das numerische Übergewicht der Italiener ist also ein
gewaltiges.
Aber alle diese Italiener leben in den bescheidensten Verhältnissen: als ein-
fache Arbeiter (50 Prozent), Handwerker (16 Prozent), Ackerbauer (14 Prozent),
Kleinindustrielle (12 Prozent) und Angestellte (8 Prozent).
Die italienische Regierung hat von jeher — wie überall — so viel sie konnte,
für ihre Landsleute in Tunesien getan, namentlich auf dem Gebiet des Unter-
richts. Sie errichtete und subventioniert ein Gymnasium, eine Realschule, 7 Ele-
mentarschulen, eine Erziehungsanstalt, eine Abendschule und zwei große
Kindergärten, die zusammen von 6266 Schülern und Schülerinnen besucht
werden. Aber niemand konnte bisher verhindern, daß 7000 italienische Kinder
ohne jeglichen Unterricht aufwachsen und somit bald die Zahl der
erwachsenen Analphabeten vermehren werden, die sich heute bereits
auf neunundfünfzigtausend beläuft.
Die Franzosen gründeten hier — außer den höheren Lehranstalten und Fach-
instituten — 150 Primarschulen mit 20 000 Schülern, unter denen sich, neben
sehr vielen Eingeborenen, auch nicht weniger als 4500 junge Italiener
befinden.

Die soziale Stellung der hiesigen Italiener spielt also eine nur untergeordnete Rolle. Außerdem haben viele italienische Staatsangehörige ihre Heimat vergessen und sind in den Maltesern aufgegangen, deren Sprache sie auch angenommen haben.
Es liegt ferner wohl auf der Hand, daß diese Italiener, trotz ihrer von allen offen anerkannten Nüchternheit, Geduld und Sparsamkeit „zwar bewunderungswürdige Arbeiter sind, die verstehen sich abzumühen, ein Leben voll von Entbehrungen zu führen und abzuwarten, bis das unfruchtbare Land Erträgnisse gibt, und die bereits solches in üppige Weiden und Weinberge umgewandelt haben" (C. Riban: ?eup1emsut tranyais et p6ril Italien, 1901), keine große Rolle im wirtschaftlichen und sozialen Leben spielen.
Es gibt nun zwar in Tunesien italienische Grundbesitzer, deren Gesamtländereien die Größe von 45 000 Hektaren haben. Sie alle sind Kleinbesitzer. Der französische Grundbesitz beträgt indessen 625 000 Hektare, ist also vierzehnmal größer. Die italienischen Ackerbauer und Arbeiter, die das unfruchtbare Land in üppige Felder und Gärten verwandelten, taten dies also — für andere.
Nicht anders sieht es im italienischen Handwerk und in der Industrie aus. Da es sich in der Hauptsache um Sizilianer handelt, die in dieser Hinsicht sehr konservativ sind, so finden wir auch in Tunesien in ihren Betrieben nur die allerprimitivsten Werkzeuge und Maschinen, während die kapitalskräftigen Franzosen hier die modernsten Errungenschaften auf diesen Gebieten einführten. Man muß zugestehen, daß das französische Protektorat dem Sichausbreiten der Italiener wenig Widerstand entgegensetzte. Sie sahen es nur ungern und wurden nervös, wenn sie „überall auf ihren Wegen am Mittelmeer die kleine lateinische Schwester antrafen". Im übrigen hielten sie sich strikt an die Konvention vom 28. September 1896, die am 29. Mai 1914 auch auf Libyen ausgedehnt wurde. Nur eine französische Verordnung vom 9. Mai 1903, welche für die italienischen Einwanderer allerlei hygienische Maßregeln vorschrieb, könnte auch in einem wenig wohlwollenden Sinne ausgelegt werden, was in Italien denn auch der Fall war.
Schon seit den achtziger Iahren faßte man in Frankreich die Möglichkeit eines italienischen Handstreichs auf Nordafrika ins Auge. Ein solcher auf Tunesien war 1881 durch Frankreich rechtzeitig vereitelt worden. Damals ließ man in Frankreich nichts ungeschehen, wodurch eine eventuelle, mehr oder weniger friedliche Erwerbung Tripolitaniens den Italienern verleidet würde. Schon am 22. Ianuar 1885 schrieb das „Journal <!e» vsbnt»": II est elair, si III I'i»nce r6u»8i»82,it a psustrer nu 8ou6ait, an mo^sn ll'nue üßn« terrae ou ä'une »iiuple route eommereiale, ^ripoli »erll.it <t6oo8»6ü6, cnr, le jour on 1'Itnlie »erait stabile ü, ^rinöli,

Die Franzosen haben dies alles in Erfüllung gehen sehen. Alle Maßregeln
waren rechtzeitig getroffen. Ein tripolitanischer Handel mit dem Sudan, ja.
selbst mit der Sahara, eristiert nicht mehr. Die tunesische Grenze gegen
Tripolitanien ist militärisch streng abgesperrt, alle tripolitanischen
Sudaneingänge sind durch vorgeschobene französische Posten geschlossen.
Tripolitanien hat sein natürliches Hinterland gänzlich ver»
l o r e n.
Frankreich aber errichtet eine neue Karawanenstraße, die vom Sudan
kommend und an der alten tripolitanischen Handelstadt Ghadames vorbeigehend,
direkt ans Meer führt, wo ein neuer riesiger Handelshafen südlich von
Djerba gebaut werden soll. Etwa 15 Kilometer von Ghadames bauen die Fran«
zosen eine neue Stadt sowie eine lange Reihe von artesischen und anderen
Brunnen. Das alles soll dem tripoliner Handel den Rest geben.
Die Wirkung dieses Vorgehens der französischen Konkurrenz zeigt sich bereits.
Nach einer Statistik der Polizeidirektion in Tripolis ist die dortige italienische-
Bevölkerung im letzten Iahre um 307 Individuen zurückgegangen; fast die Hälfte
der Kaufleute hat ihre Geschäfte geschlossen und Zahlungseinstellungen sind an
der Tagesordnung.
Es wäre also vielmehr am Platze, von einer „französischen Gefahr"
für die Italiener in Afrika, als von einer italienischen für das französische Afrika
zu sprechen.
Crispi hat einmal Tunesien „eine italienische Kolonie von fran-
zösischen Soldaten bewacht" genannt. In ähnlichem Sinne könnte
man Tripolitanien „eine italienische Kolonie von französischer
Konkurrenz entwertet" nennen. —

Alfred Loebl
Professor Dr. Alfred Loebl:
Die Verfassung, ihre Hüter und das Staats-
volk in Österreich.
Aus Vergangenheit und Gegenwart.
Leitsatz: „Nach dem gleichen Naturgesetze, weshalb
der geringste Organismus unendlich mehr ist als die
kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte
Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehr»
zahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr «ls
de« genialste und humanste Absolutismus, denn jene
ist der Entwicklung fähig, also lebendig; dieser ist, was
er ist, also tot."
Mommsen, Rom. Gesch. III., S. 477.
Infolge übertriebener Vorstellungen über staatsgefährliche Wirkungen der
nationalen Streitigkeiten im Donaureiche ist im Ausland vielfach die Meinung
»erbreitet, das österreichische Staatsleben ruhe auf einer Schein-
verfassung, der schwache Parlamentarismus sei oben erwünscht, alle
oder die meisten Wahlreformen seien nur geschaffen worden, um die Verfassungs-
einrichtungen »äabsursumzu führen durch die Einsicht in die Unmöglichkeit
ihrer Funktionen. Unter solchen Vorstellungen leidet vor allem der Kredit. Des-
halb vornehmlich sollen die nachfolgenden Zeilen wahrheitsgemäß der Aufklärung
und Richtigstellung dienen.
Unsere Verfassung ist ein Fürsten g esch en k. Sie ist als zartes Wesen
vor bald 50 Iahren zur Welt gekommen. Neunzehn Iahre dauerte die Geburt.
Die verschiedensten Ärzte haben geholfen. Dualistische Züge wiesen die
Kaiserlichen Handschreiben vom 16. und 17. März des Sturmjahres auf,
dem Gesamtstaate galt das Oktroi vom 4. März 1849. Wiener und
Kremslerer Reichsboten schufen ihre österreichischen Entwürfe vom
25. April und 22. Oktober 1848. Volks- und Länderkammern blieben bis zum
Silvesterpatent des Iahres 1851. Nach den Niederlagen des Iahres 1859 wurde
der ständige Reichsrat zu einer ständischen Ratsversammmlung erweitert. Der
ständige und verstärkte Reichsrat sollte einen billigen Ausgleich
zwischen gesamtstaatlicher Einheit und länderstaatischer Selbstverwaltung herbei-
führen. Dann übernahm das Februarpatent 1861 das Kremsierer Kind: die
zwei Kammern. Statt Volks- und Länderkammern für Zisleithanien hieß es
jetzt: engerer und weiterer Reichsrat, dieser für den Gesamtstaat.
Allein schon nach vier Iahren wurde der neue Versuch aufgegeben. Zwischen
Oktroi und Sistierung waren so 17 Iahre hingegangen in Krisen mancherlei
Art. Die schlimmste stand bevor: Nach „Königgrätz" hatten die Grafen ab-

gewirtschaftet. Der Kaiser erfüllte die Zusagen der Märzreskripte seines Oheims, gewährte den Völkern Anteilnahme an den Geschicken der beiden Staaten und stützte seine Zusage durch den feierlichen Eid auf die Verfassung.
Noch mehr: Die Völker Österreichs erhielten Bürgschaften gegen die Wiederkehr der Methoden jener Geburtshelfer in den vergangenen 19 Iahren, die sich selbst in England sehen lassen können. Über Beschwerden der Staatsbürger wegen Verletzung der ihnen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte wacht das Reichsgericht. Eine eigene Schuldenkommission ist berufen, streng darauf zu achten, daß keine dauernde Belastung des Staatsschatzes ohne die verfassungsgemäße Bürgschaft des Staatsvolkes vorgenommen werde. Vor einem besonderen Staatsgerichtshofe, dessen Mitglieder vom Parlament bestimmt werden, die keinem der beiden Häuser angehören dürfen und unabhängige, rechtskundige Männer sind, hat die Ministeranklage zu erfolgen. Ausgearbeitet sind die Bestimmungen, welche das Verfahren regeln, und mit der Erhebung der Anklage erlischt, ohne daß das kaiserliche Begnadigungsrecht angesprochen, noch angewendet werden kann, die Amtstätigkeit der Minister. Daneben unterliegen alle Verordnungen der Prüfung durch die zuständigen Gerichte. „Kein verfassungswidriger Akt," sagt das Gesetz, „kann lediglich mit Berufung auf die Staatsnot zu einem gesetzmäßigen erhoben und richterlicher Prüfung entzogen werden." „Nurwennsichdiedringende Notwendigkeit zu einer Zeit herausstellt, wo der Reichsrat nicht versammelt ist" (gedacht ist an Kriege, Pest, Seuchen), soll also heißen: nicht versammelt sein kann, darf die. Regierung Anordnungen mit dem Notparagraphen treffen, die sonst in die Zuständigkeit des Reichsrates fallen. Dieser Paragraph kann die Regierung nur ermächtigen Anordnungen zu treffen, die in die Zuständigkeit des Herrschers fallen, für welche aber der Herrscher an die Zustimmung des Reichsrates gebunden ist, unter bestimmten Voraussetzungen ohne diese Zustimmung zu erlassen, niemals aber die Zuständigkeit des Reichsrates an sich zu ziehen.
Da die Feststellung des Staatsvoranschlages — dessen Prüfung ist die oberste Pflicht der Volksvertreter — durch den Reichsrat sich immer nur auf ein Iahr erstreckt, ohne neuerliche Feststellung aber keine Steuer eingehoben werden darf, so muß, falls der Reichsrat vertagt oder geschlossen worden ist, noch bevor er über den Voranschlag des nächsten Iahres beschließen konnte, der Reichsrat noch im Laufe dieses Iahres, und zwar zu solcher Zeit einberufen werden, daß Schlußrechnungen und Voranschlag verhandelt werden können.
Durch Vertagung oder Auflösung des Hauses vorher macht sich jede Regierung des Verfassungsbruches schuldig. Ieder Steuerforderung im ex lex Zustand muß die Rechtswirkung abgesprochen werden. Aus der Erlassung eines

neue Steuern einführenden Gesetzes folgt noch nicht die Zulässigkeit ihrer Eiw-
hebung. Auch für diese bedarf es der alljährlichen Bewilligung durch den Reichs-
rat. Ein Budget ohne Deckungsermächtigung ist einfach unvollziehbar.
Bei Anleihen ist die vom Monarchen ausgehende Ermächtigung ohne Zu-
stimmung der Häuser nicht gültig. Diese Auffassung kommt selbst in den früheren
Verfassungsversuchen (§ 47 der April-, § 145 der Kremsiererverfassung, § 110
des Märzpatentes, II. Abt. des Oktoberdiploms, ß 10c des Februarpatentes und
ß 11o des Dezembergesetzes) einwandfrei zum Ausdruck. In der Vollmacht zur
Eingehung einer Rentenschuld steckt durchaus nicht auch die Vollmacht zur Be-
gebung einer kurzfristigen Kapitalschuld. Eine Verordnung, welche eine dauernde
Belastung des Staatsschatzes oder eine Veräußerung von Staatsgut zum Gegen-
stande hat, kann unter keinen Umständen jemals materielle Gesetzes-
kraft der Notverordnung erlangen; solche Veränderungen können nur rechts-
wirksam werden auf Grund von Gesetzen, die mit Zustimmung beider Häuser
erlassen wurden.
Trotz dieser Schranken gegen die Wiederkehr der Rückschläge von 1849—67
ist die Verfassung gegenwärtig ausgeschaltet, ihre Hüter haben versagt, die Volks-
häuser stehen leer. Waren die Volksvertreter schon während des Balkankrieges
wenig gefragte Zuschauer oder überhaupt nicht zusammengerufen worden, haben
sie Kriegsleistungsgesetze, Heereserhöhungen, Flottenverstärkungen als „Staats-
notwendigkeiten" meist debattenlos bewilligt, so wurden sie nach dem Kriege ohne
Dank heimgeschickt. Ohne alle verfassungsmäßig vorgesehenen Maßnahmen zu
versuchen, die Wähler neuerdings zu fragen, oder von anderen Regierungen die
Verantwortung zu heischen, wurden Notverwaltungen geschaffen, Notverord-
nungen verkündet — die Verfassung ausgeschaltet. Und Tausende
haben diesen bequemen Weg gebilligt, die Urteile
der Regierung nachgesprochen, andere haben sie im
stillen längst herbeigesehnt, Lobredner haben sie ver-
fochten. Und doch kann keiner beweisen, daß diese Urteile klar und richtig
seien. Auf ihnen aber beruht die ganze Regierungspraris vom Kampf gegen die
Forderungen des absoluten Rechtsstaates bis zur Berufung auf die Funktionen
der Notverwaltungsbehörden.
Wenn ein staatliches Organ (etwa der böse Landtag) funktionsunfähig wird,
dann muß die Regierung helfend eingreifen, dann kann man es dem Verwaltungs-
gerichtshof nicht „verargen", wenn er am 8. Oktober 1913 die Recht-
mäßigkeit der Einsetzung einer kaiserlichen Verwaltungskommission in Böhmen
anerkannt hat, dann muß man diese Rechtsprechung fordern. Allein mit
mindestens dem gleichen Rechte, mit dem behauptet wurde, „daß die parlamen-
tarischen Parteien auf diese nie versagende Staatskuratel hin lustig sündigen
und um einen billigen Preis in den Augen der Welt eine heroische Pose ein-

nehmen", kann entgegengehalten werden, daß die Regierung (welche nicht alle Maßnahmen erschöpft hat) sich freut, der unbequemen parlamentarischen Kontrolle ledig, Anleihen unter ungünstigen Bedingungen begeben, Virements im Voranschlag vornehmen, Rekruten ausheben zu können. Und es muß aufs schärfste zurückgewiesen werden, wenn der Monarch zum Zeugen für die Verfassungsmäßigkeit angerufen wird, von dem alle Welt weiß, daß er nicht die Absicht hat, die Verfassung zu brechen und nicht, „wie die Obstruktion," darauf ausgeht, verfassungsmäßig geforderte Bestände — und die Rechtspersönlichkeit der Länder gehört zu ihnen — zu zerstören, sondern sie zu erhalten. Die verantwortliche Regierung und nur sie urteilt, und jede Anrufung anderer Zeugen verschiebt die Urteilsgrundlage. Wenn der Landesausschuß in staatsrechtlicher Agonie liegt, muß eben ein neuer Landtag gewählt werden, oder die Regierung muß ihr Amt einer anderen überlassen. Erst wenn diese beiden Maßnahmen vergebens versucht waren, sind alleMittel erschöpft — dann ist der Notstand da. Das Urteil des freien Ermessens, des subjektiven Empfindens der Regierung: „Die Schwierigkeiten sind auch durch die Demission der Regierung, durch Neuwahlen nicht zu beheben, er^o wird die Verfassung ausgeschaltet", hat Verteidiger unter den Kreisen gefunden, die berufen waren, als Hüter der Verfassung, das Gesetz und nur dieses peinlich zu beachten:

1. Vom Reichsgerichte verlangte man eine Prüfung der Rechtsgültigkeit des kaiserlichen Patentes vom 28. Iuli 1913 (Einsetzung der vorgenannten Verwaltungskommission). Böhmische Landesausschüsse beschwerten sich darüber, daß ihnen ihr verfassungsmäßiges Recht genommen wurde. Das Reichsgericht antwortete: Die Regierung habe, indem sie dritte Personen mit der Verwaltung Böhmens betraut habe, keine Verfügung wider die Beschwerdeführer getroffen. Die Verfügung des Präsidenten der Kommission, durch welche er die Beschwerdeführer an der Ausübung ihrer Rechte „gehindert habe", s e i deshalb keine „Behinderung" gewesen, weil die Ausschüsse schon v or Erlassung des Patentes an der Ausübung behindert gewesen seien. Über die Beschwerde gegen die Einstellung des Gehaltes urteilte das oberste Gericht überhaupt nicht. Und derartige Zirkelschlüsse wurden nachträglich noch verteidigt. Ia, ein Präsident des obersten Gerichtshofes beglückwünschte das Ministerium zu einer Notverordnung betreffend die Entlastung der Gerichte und die Änderung des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstritten, und Männer der Wissenschaft, wie Tezner und Dernatzik billigten die Urteile des freien Ermessens und fügten ihnen noch das Lob hinzu, welches aus tiefer Einsicht in den Kompler „Wissenschaft und Erfahrung" gewonnen, selbstlosem, redlichem Forschen entsprungen zu sein schien.

2. Ohne daß sich die dringende Notwendigkeit der längst bestehenden gesetzlichen Verpflichtung „erst zu der Zeit herausgestellt hätte, da der Reichsrat nicht

versammelt war", hat die Regierung sich selbst mittels der Notverordnung eine
Anleihe von 375 Millionen Kronen bewilligt und 4V«prozentige amortisable
Schatzanweisungen mit 15jähriger Laufzeit begeben. Es war die größte Anleihe,
die in Österreich seit 49 Iahren mit einer einzigen Begebung fest übernommen
wurde. Der Kapitalsverlust des Staates aus der Differenz zwischen Begebungs-
und llbernahmekurs beträgt 216 Millionen Kronen. Und die Staats-
schuldenkontrollkommission schloß sich mit Mehrheit der Auffassung
an, daß diese Anleihe keine dauernde Belastung des Staatsschatzes sei, und er-
mächtigte den Minister zur Aufnahme der Anleihe, obzwar in der Verordnung,
die provisorische Gesetzeskraft hat, von der Verwendung der Anleihe wenig ge-
sprochen wird. Die Regierung kann die Summen, welche sie für militärische In-
vestitionen oder anderweitig verwenden will, selbst bestimmen; also
können auch Kredite, die für einen bestimmten Zweck bewilligt wurden, anderen
Zwecken zugeführt werden (Revirements), was neuerdings gegen das Gesetz ver-
stößt. Nach der Ermächtigung, welche die Kontrollkommission der Staatsver-
waltung zur Aufnahme dieser in 16 Iahren amortisablen Anleihe von 375 bezw.
396 Millionen Kronen gab, glaubte die Regierung, daß auch die Umwandlung
der ganzen Schatzscheinverpflichtung sam 1. Iuli 1914 und am 1. Ianuar 1915
sind je 62 V2 Millionen Kronen in Dollarschatzscheinen fällig) in Rente, also in
eine konsolidierte Schuld, keiner allzugroßen Gegnerschaft ausgesetzt sein würde.
Allein die Kommission beschloß am 26. Iuni 1914 nur die Ausgabe von Rente
für 33 Millionen Kronen zu gestatten, die Umwandlung des ganzen Betrages
von 125 Millionen als unzulässig, als verfassungswidrig abzulehnen. Und selbst
diese Entnahme von 33 bezw. 41,5 Millionen Kronen Kronenrente aus den
Manipulationsvorräten der Kommission erfolgte auf Grund eines anderen Para-
graphen (§ 5 statt 4) im Gesetze über das Budgetprovisorium vom 25. De-
zember 1911 und mußte berechtigten Widerspruch auslösen.

3. In dem Gesetze vom 22. Februar 1880, durch welches die Verwaltung
der okkupierten Länder dem gemeinsamen Ministerium für Finanzen übertragen
wurde, heißt es, daß finanzielle Leistungen, die nicht in den Bereich der laufenden
Administration gehören, wie für Eisenbahnen, nur auf Grund von Gesetzen
gewährt werden dürfen, die in beiden Teilen der Monarchie übereinstimmend
zustandegekommen sind, die also den gleichen Inhalt und die gleiche Form haben,
namentlich auf verfassungsmäßige Weise zuwege gebracht wurden.

Nun hat der gemeinsame Finanzminister von 400 beanspruchten Millionen
270 als bosnische Eisenbahnanleihe und 130 als Investitionsanleihe beansprucht.
Allein für Österreich fehlt das Gesetz und die Übereinstimmung, welche für die
Verfügungen der beiden Staaten gefordert wird. Der Finanzminister ist daher
gesetzlich nicht ermächtigt, die Anleihe aufzunehmen, und die Bürgschaft Öster-
reichs mangelt dem Anlehen. Und doch wurden 60 Millionen bereits in zwei An-
leihen zu je 30 an ein deutsches Bankenkonsortium so begeben, daß sich die Be-

lastung des Staates für Verzinsung und Amortisation auf etwa 5,2 Prozent, also ähnlich hochstellt, wie die vorgenannte Schatzanweisungsanleihe.
Die dringende Notwendigkeit für diese Eisenbahnanleihe hat sich nicht erst zu der Zeit herausgestellt, da der Reichsrat nicht versammelt sein konnte, und der Notparagraph ist auf Vorlagen nicht anwendbar, die eine dauernde Belastung des Staatsschatzes zur Folge haben. Die 8 14-Verordnung widerspricht hier nicht bloß dem österreichischen Staatsgrundgesetz über die R e i ch s v ertr etun g , dem bosnischen Verwaltungsgesetz vom 22. Februar 1880, sondern selbst dem Art. VI. des bosnischen Landesbahngesetzes vom 17. Februar 1913. Auch ist infolge der Auslegung: Gesetz in Ungarn und Notverordnung in Österreich erfüllten die Anordnung der „überein» stimmend zustande gekommenen, also der paktierten Gesetze", die Bahn frei auch für die Änderung des Verhältnisses der annektierten Länder zur Monarchie.
Und alle diese Verfassungsbrüche — dazu kommt noch die Notverordnung über die Rekrutenerhöhung, welche den verfassungsmäßigen Grund der Wehrmacht erschüttert hat — haben die Völker teilnahmslos, zum Teil freudig hingenommen. „Es geht besser," so urteilt man in Böhmen seit den. Tagen der Kommission, in Österreich seit der Ausschaltung der Volkshäuser. Das Vertrauen in die Staatsgesinnung der Regierenden ist größer, als das in die Einsicht der Parteien. Man hat schon am 31. Dezember 1913 die Verfügungen erwartet, von denen ein Teil die Beschlüsse des „arbeitsunfähigen", vielfach gehaßten Volkshauses hätte ersetzen sollen. Zur vox populi gesellen sich di» Träger alter Namen, welche immer die Schlagwörter von der bedrohten Macht, dem vergilbten Glanz, der verblaßten Kommandogewalt der Krone prägen. Sie billigen alles, was die Erekutive tut. Männer der Wissenschaft, Staatsrechtslehrer, die in Lehrbüchern mit beweglichen Worten von der Notwendigkeit der Pflege und Erziehung von Recht und Gesetz, ja von Rechtsempfinden und -gesinnung dozieren (vgl. die oben zitierten Sätze aus Tenzer, Die Volksvertretung, S. 341, 368, 377, 387, 348 und 372), stellen sich der Regierung zur Verfügung.
Wie diese Tatsachen zu erklären sind! Bei zunehmender Demokratisierung wurden die gesetzgeberischen Leistungen der Volkshäuser geringer und schlechter. Die nationalen Kämpfe drohen unüberbrückbare Gegensätze zu schaffen. Immer schrecklicher enthüllt die Korruption, daß Politik Geschäft ist, und daß nur wenige Unabhängige den Lockungen des Angebotes widerstehen. Allgemein ist die Enttäuschung über die geringen Erfolge und die nur mangelhaften verhüllten Mittelmäßigkeiten unter den Volksvertretern. Es wird zu wenig wirklich gearbeitet. Und gerade Arbeiter braucht, ja sucht man. Daß bei uns seit bald zwanzig Iahren kein Budget durchgeprüft wurde, ist bekannt; minder die Tatsache, daß

auch die französische Kammer mit ihren Iahresanschlägen im Rückstande geblieben
war. Das Budget vom Iahre 1911 ist S V2, das von 1913 gar 7 Monate zu
spät erledigt worden, und das für 1914 wurde der neuen Kammer zugeschoben.
Sachliche Arbeit gehört so wenig zum Zeitgeschmack, wie ein solides Gewerbe
lernen und es rechtschaffen, arbeitsam ausüben. Auch im Reiche des Geistes
wird über die Arbeiter gespottet. Ia sie werden mißliebig, weil sie nament-
lich in Ämtern die Gemütlichkeit stören. Wie also könnte man Abgeordneten zu-
muten, sie sollten bei ihren vielen gesellschaftlichen Pflichten und Interventionen
für Parteifreunde und Parteiblätter auch Staatsrechnungen sachgemäß genau
prüfen, wie gar den „Führern", sie sollten Kostenüberschläge vornehmen, um den
Heller feilschen, den Herren Delegierten, sie sollten Vergleichstabellen der
kartellierten und außer Kartell offerierenden Rüstungsfabriken durchsehen oder
gar die Paragraphen eines langen Gesetzes studieren!
Zahlreich sind daher die Stimmen der freien, parteilosen Kulturarbeiter,
welche neben Berufspolitikern Sachkundige, Fachleute wünschen, die bei Budget-
verhandlungen aufklären, eine politisch farblose Geschäftspartei im Volkshause
bilden.
Der vielfach beobachtete Zug nach rechts, den man als Wirkung der Balkan-
kriege erklärt, hat seinen Grund in Österreich in der Unzufriedenheit der Massen
mit den geringen Erfolgen der Demokratie. Nicht parlamentsmüde sind die
Völker — sie verlangen Arbeit, sichtbare Leistungen, Erfolge und Ent-
schiedenheit. Man ist des schwankenden, unsicheren Tastens überdrüssig,
hofft von Energie und Zielbewußtsein auch wirtschaftliche Erfolge; denn
die Monarchie ist reich, reicher als irgend ein europäisches Land — allein sie
braucht Unternehmergeist, um ihre Brachen der Weltwirtschaft zuzuwenden, sie
braucht Aufklärer, die ihr Freunde in der Welt zuführen, ihren Naturschönheitcn
die Bewunderer, ihre Fertigwaren aber könnten getrost jeden Wettbewerb auf
dem Weltmarkte bestehen, wenn nicht die Unsicherheit, genährt von zahl-
reichen Reichsfeinden, die großen und kleinen Gefälligkeiten verhinderten, ohne
die es auf den Weltmärkten keine Gegenseitigkeiten gibt. Ihre Hauptlosung aber
ist den vielen Pessimisten und Gegnern der Ruf vom Zerfall der
Monarchie.
Es gibt kein schädlicheres und unsinnigeres Schlag-
wort. Es nährt die wüste Phantasie, lähmt die
Energien, steigert die Unsicherheiten und erhält die
Schwebezustände im Beamtenstaate mit ihren typischen
Erscheinungen: Anspannung, Besichtigung, Faulen-
zerei, Strebertum und Denunziantenwesen, Ge-
sinnung nach Bedarf und nach den Vorgesetzten,
Gschaftelwesen und Rückgratsverkrümmung.

Und weiß es einer noch, das Gesetz der Evolution der Völker und Nassen mit einigem historischen Flitter augenfällig zu umhüllen, ist er des billigen Beifalls sicher. Er wird gepriesen, unternimmt Reisen, erzählt den biederen Zuhörern auch außer Landes immer wieder sein Sprüchlein von der natürlichen Entwickelung der Rumänen, Ruthenen, Serbokroaten und Italiener, von Autonomie und Dezentralierung, und wirbt geradezu um Anerkennung selbst im Ausland für seine Theorien, Prophetien und Utopien. Was Wunder, wenn die Ausländer solchen Redensarten Gehör schenken, sie für den Bündniswert einschätzen und mit dem nahen Zerfall rechnen. „Nach der Türkei — Österreich-Ungarn." „Der Krieg zwischen Germanen und Slaven steht bevor." „Und dann kommt das große Aufteilen."

Iede Obstruktion, jede Klofacreise nach Belgrad, wird unter dieses zurechtgemachte Schema eingereiht, ein schwungvoller Handel mit „Büchern, die in Österreich verboten sind", selbst im deutschen Nachbar- und Bundesreiche betrieben, die voll sind von derartigen Phantasien. Und die Mordtat von Sarajewo vom 28. Iuni dieses Iahres hat ihnen reiche Nahrung zugeführt.

Allen diesen Wortführern und Spekulanten kann nicht laut genug vor aller Welt zugerufen werden, daß ihre Wahrsagekunststücke Luftgebilde und Hirngespinste sind.

Die Monarchie steht heute viel fester da, als ihr Ruf ist.

Sie birgt außer Naturschönheiten und Bodenschätzen einen mächtigen Fundus an Staatsgefühl, an dynastischer Treue, und diese Kräfte würden in Tagen der Gefahr zur äußersten Hingebung gesteigert, eine Anspannung ermöglichen, welche die Reichsfeinde und alle Spekulanten auf des Reiches Zerfall erschauern machen würden. Auch heute noch wie zu Zeiten des ersten Napoleon nimmt es die Monarchie mit jeder europäischen Großmacht auf. Die Deutschen, welche diesen Staat geschaffen und erhalten haben, bleiben ihrer Sendung treu. Slaven und Magyaren aber wissen, daß sie in keinem anderen Staatengebilde die Rolle spielen können, die ihnen hier beschieden ist.

Ein weiterer Kranz von Legenden hat sich um die Person des ermordeten Thronfolgers geflochten. Man hat in ihm den Wiedererneuerer der gesamtstaatlichen Reichsidee vielfach gefürchtet, hat vorausgesagt, er hätte mit der Schaffung eines südslavischen Königreiches die Vormacht der ungarischen Adelsoligarchie drüben und durch einen gewaltsamen Ausgleich hüben die immer noch mächtige deutsche Bürokratie brechen, die Nordslaven fördern wollen. Die geschichtliche Sendung der deutschen Staatenbildner wäre so künstlich auf die Slaven übertragen, ihnen die Förderung der Gesamtstaatsidee anvertraut worden. So viele Anzeichen, Äußerungen und Bemerkungen auch für solche Bestrebungen vorliegen, ebensoviele heben sie auf. Ein Freund des deutschen Kaisers, des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Ungarn, ein abgesagter Feind

der Bürokratie und ihrer zeitvergeudenden, vielfach unnützen formalistischen
Arbeitsweise, kann nicht gewollt haben, daß die Deutschen in Österreich, die
Magyaren in Ungarn, ihrer staatserhaltenden Sendung entrückt, von der
Brutalität der Ziffer in den Hintergrund geschoben
werden. Und daß er daran gedacht hätte, im Zeitalter immer leichter ge-
trübten Vertrauens, immer verwickelter«n Weltleiheverkehrs und stärkster Preis-
stürze bei geringen Kräuselungen in diesem Fluidum die Bürgschaft des
Fürsten an die Stelle jener der Volker zu setzen, kann
ihm, dem Förderer von Heer und Flotte, nicht ernsthaft zugeschrieben werden.
Bleibt nur die Hinneigung zur eeelesi», militun», zum Feudaladel und
die begeisterte Liebe zu jenen Epochen österreichischer Geschichte, in denen die
Ständemacht vom absoluten Herrscher niedergeworfen worden, der Staat welt-
erobernd geboten hat.
Ich meine die Zeiten nach den Schlachten von Mühlberg, vom weißen
Berge, nach dem Preßburger Reichstag, nach dem Szalhmarer-Frieden. Kann
man einem zielbewußten Fürsten verargen, solchen staatlichen Kraftäußerungen
liebevoll, ja begeistert nachzustreben?
Der Parlamentarismus ist krank, der Apparat zu unbeholfen, die Erfolgs-
möglichkeiten für eine gute Gesetzgebung bei der zunehmenden Macht der
Bürokratie sehr gering. Auf papierene Entschließungen, ungesunde Beein-
flussung der Verwaltung und hinziehende Methoden der Beratung sind die Volks-
häuser beschränkt. Die Besitzverteilung ist ungesund, in den Kämpfen zwischen
Ständen und Klassen triumphiert das demagogische Schlagwort: An Verkehrt-
heiten kranken Tausende Einrichtungen. Kein Wunder, wenn man zu solchen
Persönlichkeiten aufblickt, die in sich geschlossen, mit festen Gebundenheiten,
willensstark und zielsicher einen guten Stern für die Zukunft bedeuten, an den
sich Schwankende klammern.
Fassen wir zusammen: Das Weihnachtsgeschenk des Iahres 1867 ist keine
Scheinverfassung. Im Gegenteil. Sie kann sich unter allen Verfassungen
Europas sehen lassen. Sie ist mit einer stattlichen Anzahl von Rechtsbürgschaften
umgeben und gestützt. Und doch hat sie versagt. Langsam, stückweise sind ihre
Grundmauern geborsten, die letzten schweren Quadern, die obersten Spruchhöfe,
die Schuldenkommission sind gefallen. Das freie Ermessen der Regierung hat
einen starken Bundesgenossen in der öffentlichen Meinung des Bürgertums ge-
funden, das vielfach parteiüberdrüssig, vor allem nicht mehr gewillt ist, um
Teile der Verfassung zu retten, irgendwelche Opfer am Volkstum zu bringen.
Man kann daher nur soweit in der Vorhersage der Zukunft gehen: Diese
Verfassung und diese Art von Volksvertretung werden
nicht lange mehr leben. Was aber an ihre Stelle kommen wird, ver-
schließt sich vollkommen jeder Mutmaßung. Hoffentlich wird man bald heller sehen,
denn im Beamtenstaate sind Verfassung und Charakter nahezu

Korrelativ a. So sehr es viele gelüsten mag, jene Autorität wieder auf-
gerichtet zu sehen, an welche weder Vernunft, noch Recht, noch Liebe heranreicht,
siegreich werden doch die Keime emporblühen, die Mut, Charakter und tatfrohe
Deutschgesinnung wieder an die Stelle der Gift- und Fremdpflanzen bringen,
die wie Opportunismus, Servilismus, Denunziation, Pessimismus, Chauvinis-
mus, Byzantinertum, bürokratischer Absolutismus und Protektionswirtschaft aus
jenen unsicheren Schwebezuständen aufgezüchtet waren und sich im Bcamtenstaate
ebenso seuchenartig verbreitet hatten, wie die Gerüchte von des Reiches Zerfall
im Auslande.

Iugendfürsorge, Heimat-, Mutterschutz, Auslandschulen, Unternehmertum,
Arbeiterversicherungen, Pflege der Sprache und Volksart bei Bekämpfung aller
Überreiztheiten, Verbreitung von Wissen und Bildung für die Volksgesundung,
Teilnahme an der Weltwirtschaft, Ablenken von unfruchtbarer, kleinlicher
Kampfesart, das sind jene Keime, die auch dem Staate neue Kräfte fördernd
zuführen werden.

Ingenieur Chr. Iungkunz:

Zum Völkerfrühling.

Die naturpolitische Konstellation*).

Vor allem möchte ich einige Worte der Rechtfertigung anführen gegen die
vermutlich unter den Lesern dieser Zeitschrift bestehenden Zweifel an der
Kompetenz eines Ingenieurs, zu den politischen Weltfragen zu sprechen. Gewiß
können die meisten Fachingenieure als solche aus Mangel an philosophischer Aus-
bildung und Denkfähigkeit, an Weit- und Tiefblick, vor allem aus Vernach-
lässigung der organischen, also auch der politischen Technik, die politischen Zeit-
und Weltfragen nicht oder nicht richtig beurteilen, obwohl sie als höhere Ver-
waltungsbeamte vor allem Weitblick, Verständnis für Organisationstechnik und
Politik haben sollten. Aber die höhere technische, wie jede andere Entwicklung
geht ihren eigenen Gang und hält sich nicht an die Schranken althergebrachter
Fachanschauungen und physischer Tätigkeitsgebiete der Ingenieure.

In neuerer Zeit erheben sich auch Ingenieure aus der Versunkenheit in
Fachspezialismus und Militarismus, um zu einer Weltanschauung, zur Erfassung
der Stellung und Lage der Technik in der allgemeinen Kulturentwicklung der
Menschheit, zur Einsicht in die organischen Zustände und Verhältnisse zu ge-
langen, welche durch die großen technischen Umwälzungen auf allen Lebens- und

') Vergl. Iuniheft e. d. Z.

Arbeitsgebieten und vor allem auch in der Politik entstanden und voraus-
sichtlich noch entstehen werden. Der Techniker ist infolge dieser organischen Um-
wälzungen und Neubildungen nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, am Rat
der Völker und Kulturmenschheit teilzunehmen, das Gewicht der technischen
Kulturleistung und -aufgabe in die Wagschale der öffentlichen Beurteilung zu
legen. Der technische Umwälzungsprozeß hängt nachweisbar sehr eng zusammen
mit dem politischen und überhaupt mit dem allgemeinen Entwicklungsprozeß der
Völker, Staaten und der Gesellschaft. Die Frage der Erhaltung, Stärke,
Sicherheit, Lebens- und Leistungsfähigkeit unserer politischen Organisationen ist
eine technische, im weitesten und tiefsten Sinn des Wortes; sie erfordert zu ihrer
Lösung vor allem Einsicht in das Wesen, die Prinzipien, Systeme, Grundformen
und -einrichtungen des organischen und physischen, vor allem des natürlichen
Bauens.

Wir begreifen das Schöpfungswerk der Natur am einfachsten und sichersten
als Bauwerk im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen. Dieses
Werk in seiner Gesamtheit hat drei Hauptstufen, welche im Laufe der Natur-
entwicklung auszuführen waren, bezw. noch sind: 1. der Bau des Betriebs-
werkes der Himmelskörper und der Erde als Fundament, 2. das darauf errichtete
Organisationsstockwerk mit den Spezialstufen der Pflanzen, Tiere und Menschen,
und 3. das auf dieses Werk zu bauende höchste und allumfassende Stockwerk
menschlicher Gemeinschaftsorganisationen. Letzteres Werk ist in der Naturbau-
entwicklung am weitesten zurückgeblieben. Demgemäß haben wir auch ver-
schiedene Naturbauentwicklungsperioden, je nach der Stufe oder dem Stadium
der Naturbauausführung, oder nach dem Zustand, in dem sich das Schöpfungs-
werk gemäß seinem oder vielmehr der Menschen Stellungsverhältnis zu den es
beherrschenden und bestimmenden Mächten oder Wesen befindet. So z. B. ist
die Zeitperiode des Völkerfrühlings die der natürlichen Wiedergeburt
oder des Um- und Neubaues unserer Volks- und Staatsorganisationen zum
höchsten Organisationsstockwerk der Natur, wo die Menschen, Völker und
Staaten zu diesem Bau vom Naturwesen begabt, bewegt und naturgesetzlich,
weltordnungsgemäß geleitet werden.

Nach technischen Grundbegriffen ist es ganz selbstverständlich, daß das
Naturbauwerk im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen einen allzu-
sammenfassenden und -bildenden Baugeist als Bauleitung, eine generelle und
spezielle bauliche Idee oder Weisheit, Weisung, Zielung, Planung und Aus-
führung, also auch ein Bausystem und -prinzip, absolut notwendige bauliche
Kräfte, Formen, Mittel oder Materialien, Werkzeuge und Werkteile oder Ein-
richtungen haben muß. Nur wer keinen oder einen falschen Begriff von der
Technik hat, kann sich einbilden daß das Naturbauwerk lediglich aus Teilkräften
und Teilstücken oder Urelementen, nach den diese bestimmenden mechanischen,
physischen und chemischen Grundgesetzen ausgeführt und betrieben werden kann.

Auch lassen sich die Verirrungen, Mängel und Fehler der Naturbauentwick-
lung, welche vorzüglich in unseren politischen u. a. Gemeinschaftsorganisationen
von Menschen, als Naturbauführern, durch Abfall von der Naturbauleitung
gemacht wurden, am einfachsten und sichersten als technische erkennen und
korrigieren. Wenn man das bestehende politische Weltgetriebe mit technischem
Blick durchschaut, so findet man seinen Hauptfehler, die Hauptursache der
Krankheit und Mißstände unserer politischen Organisationen darin, daß in ihm
in technisch widersinnigster Weise nicht nur der bauende Geist oder die Seele,
Idee fehlt, die das Ganze zusammenfaßt und leitet und die Geschicke der Menschen,
Völker und Staaten bestimmt, sondern statt dessen alle möglichen Gewalten
herrschen, während in allen natürlichen Einzelorganisationen und in der ganzen
physischen Menschentechnik, überhaupt im gesunden und normalen Zustand, durch
richtigen Bau dieser Werke alle Gewalten an natürliche Arbeitsleistungen,
Fähigkeiten und Bedürfnisse dienstbar gebunden sind. Ein echter politischer
Techniker, wie es Bismarck als Reichsbaumeister war, steht über den
politischen Gewalten; aber alle Politiker und Staatsmänner, die kein Ver-
ständnis für politische Technik haben, stehen unter Gewalten, können sie
nicht technisch richtig fassen und behandeln, nicht beherrschen, sondern
sie werden vielmehr von ihnen in der schmählichsten Weise beherrscht.
Alle politischen wie physischen Gewalten haben ge-
rade in der mangelnden Technik ihre größte Schwäche,
ja ihren Tod. Der Riese Goliath fiel durch seine eigene Rüstung, weil David
die technische Schwäche derselben erkannte und benützte. Ähnlich wie David
verfährt die Technik: sie bedient sich ganz einfacher Vorrichtungen, um selbst
die größten physischen wie politischen u. a. Gewalten an ihre Bestimmung, an
menschliche Arbeit und Bedürfnisbefriedigung zu binden. Und es gibt keine
Gewalt, vor welcher sich die Technik und technische Natur zu beugen, oder die
sie zu befürchten hätte.
Wir bedürfen also zweifellos eine technischeLösungdes Rätsels unserer
die Welt beherrschenden politischen Sphinr. Es fehlt uns der politisch-technische
Natur- und Mutterwitz. Dieser Witz sollte wie der Blitz einschlagen, erschüttern;
aber indem er in der öffentlichen Geistes- und Bewußtseinsatmosphäre gründlich
durchleuchtet und erhellt, auch diese Atmosphäre reinigen, erheitern und erfrischen,
in ihr alle vorhandenen Spannungen und Bedrückungen fauler und morscher
Elemente auflösen und beseitigen. Wenn der Blitz die Gewitterwolken der
Atmosphäre durchleuchtet, so lösen sie sich unter der Erschütterung und dem
Donner dieser Durchleuchtung in Regen auf. Vielleicht kann auch einmal ein
politischer Weltwitz und -blitz, der unsere politischen Gewitter-
wolken durchleuchtet, unter einem donnerartig erschütternden Weltgelächter, die
unerträglich gewordenen Überspannungen und überdrückungen dieser Wolken und
ihrer Gewalten, besonders die überspannten Erwartungen und Wertungen, die

wir von unseren weltbeherrschenden Riesenmächten hegen, in einen herz-
erquickenden und gesunden Heiterkeitsregen auflosen.
Der ungeheuere technische Fehler, den die Menschen, Völker und Staaten
in der Politik von jeher begingen, ist auf eine Täuschung, ja auf einen
Betrug derselben zurückzuführen. Diese Täuschung beginnt schon in der Auf-
fassung des Auf- und Niederganges der Lebenswelle, der Iugend und des Alters
der Menschen und Völker, wie der ganzen Menschheit. Diese Täuschung ist
ähnlich der früheren über die Bewegung der Himmelskörper. Es wird ange-
nommen, beim Lebens- oder Entwicklungslauf der Menschen und Völker gehe ihr
Lebenswesen selbst auf und unter, oder es vollzögen sich die geschichtlichen Prozesse
und Wandlungen so, wie sie nach dem menschlichen Standpunkt und Gesichtskreis,
Kulturverstand und Interesse aufgefaßt und ausgeführt werden. Aber tat-
sächlich bleibt das Ur- oder Stammwesen der Menschen, ihre innere Zentrale,
ebenso wie die Sonne als Urbestimmung und -leitung der Schicksale und Be-
wegungen der ihr angeknüpften Körper bei allem äußeren Wandel derselben
innerlich unerschütterlich feststehen. Und es ist, auch nach Kant, die äußerlich
wahrgenommene, zeitliche und räumliche Erscheinung der Dinge von dem, was
sie an sich, in ihrem Urwesen, nach ihrer Bestimmung und Entwicklung aus der
Naturzentrale sind, streng zu unterscheiden.
Gewiß hat sich im Entwicklungslauf die allgemeine Weltzentrale oder -are
geteilt, weil die ursprünglich enger an sie gebunden gewesenen Weltkörper und
Naturgeschöpfe beim Ablauf ihrer Lebenswelle von ihr abfielen und eigene Zen-
tralen oder Dreharen ihres Lebenslaufes bildeten. So hat der äußere physische
Gesamtleib der Natur, soweit wir ihn in Himmelskörpern kennen, seine eigene
Zentrale, die Sonne, während die Seelenzentrale dieses Gesamtleibes der
Schöpfung als Urwesen in Menschen und anderen Organisationen der Natur
lebt. Ebenso trennten sich die Erde und andere Himmelskörper, welche ursprüng-
lich die gemeinsame Schale des Sonnenkernes bildeten, von der Sonnen-
zentrale, die Menschen von ihrer inneren Stammzentrale oder inneren Sonne,
um eigene Einzelwesen- oder Art- und Gattungsstammzentralen zu bilden. Aber
bei dieser Trennung ist die absolute Zentraleinheit und damit auch das System, die
Ordnung und Gesetzgebung der Natur, die Gesamtbestimmung und Leitung, der
Gesamtbau und -betrieb des Schöpfungswerkes ansich nicht aufgehoben, sondern
nur eine Wandlung und Neugestaltung im Schöpfungs- und Entwicklungsprozeß
vollzogen worden. Bei allen Bewegungen, Wandlungen und Gestaltungen der
Himmels- und Erdkörper, der Pflanzen, Tiere und Menschen, Völker und
Staaten drehen sie, oder vielmehr ihre Lebens- und Entwicklungswellen, sich um
ihre verschiedenen physischen und organischen Welt-, Gattnngs, Art- und
Individualstammzentralen und damit schließlich auch um die Hauptzentrale und
-are der Schöpfung. Das Auf- und Niedergehen der Lebenswellen der Völker,
Menschen, Tiere, Pflanzen, Erde und anderer Himmelskörper ist auf Drehung

derselben bei ihrem Lebens- und Entwicklungslauf um ihre generellen oder speziellen Zentralen zurückzuführen. Bei diesem Entwicklungslauf entstehen und wechseln die verschiedenen Zeitperioden aller dieser Körper und Wesen; aber immer im Kreislauf oder in der Oszillation um ihre Zentralen. Und zwar wechselt die Zeitperiode des Aufganges der Lebenswelle, der Iugend, des Frühlings und Sommers, mit der Zeitperiode des Niederganges dieser Lebenswelle, des Alters, des Herbst und Winters. Nach diesem Kreislauf alles Lebens und Entwickelns kann es keinen Anfang und kein Ende desselben geben, folgt auf den Niedergang der Wiederaufgang, aus dem Alter und Tod die Wiedergeburt und Iugend, auf den Herbst und Winter der Frühling und Sommer.

Die Täuschung über die Bewegung der Lebens- und Entwicklungswelle verursachte auch die bisherige irrige Annahme, daß die Periode des Abfalles von der äußeren und inneren Sonne und der Vorherrschaft der diesen Abfall betreibenden elementarischen u. a. Gewalten, sowohl bei der Entwicklung der Erde wie der Menschen, Völker und Staaten, die erste und ursprünglichste sei. Aber naturgemäß mußte allen im Weltraum vorgekommenen und noch folgenden Niedergängen der Lebens- und Entwicklungswelle, also allem Abfall ihrer Körper und Wesen von ihren Zentralen, ein Aufschwung dieser Welle, eine Anziehung und Schöpfung ihrer Körper aus ihrer Zentrale vorangegangen sein und umgekehrt. Bevor die Himmelskörper, von Elementargewalten betrieben und beherrscht, von ihrer Sonnenzentrale abfielen und eigene Bewegungszentralen bildeten, mußten sie als eine gemeinsame, durch den Abfall gebrochene Schale von einem gemeinsamen Sonnenkern innerlich gefaßt und geleitet gewesen sein. Ebenso mußten die Menschen, bevor sie wie ihre Völker und Staaten von ihren inneren Zentralen oder vom Naturwesen abfielen, und gleichfalls von sinnlichen, materiellen u. a. Gewalten oder Trieben beherrscht und bewegt wurden, von einem gemeinsamen Urstamm der Schöpfung, von ihrem Urwesen innerlich gefaßt und geleitet gewesen sein. Also muß der unermeßlich langen Winterperiode der vorherrschenden sinnlichen, materiellen, kriegerischen u. a. Gewalten, die wir nach dem Geschichtszeugnis bisher durchliefen, eine nicht minder lange Sommerperiode, in der die Menschen, wie Tiere und Pflanzenstämme vom Urwesen der Natur eng zusammengefaßt und geleitet waren, vorangegangen sein.

Nun ist es ja der Natur gelungen, auf Grund des revolutionären Ausbruches der Himmelskörper, der das Unterste ins Oberste kehrte, nämlich die Elementargewalten ins „Übermaß der Herrschaft freier Luft" versetzte (vergl. Faust II. Teil), die Weltordnung und -regierung aus der Sonne wiederherzustellen, geregelte Zeitperioden einzuführen, nämlich einen Himmelskorperstaat herzustellen, in dem die Sonne regiert und alle Elementargewalten technisch und organisch dienstbar an ihre Naturbestimmung gebunden sind. Nur Eruptionen, Erdbeben, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Wetterkatastrophen, erinnern noch an die große Elementarrevolution unter den Himmelskörpern und in der Erde, welche die

Natur im Bau der Welt und Erdkörper überwand, der diesen Körpern die durch den Abfall gewonnene volle Freiheit der Selbstbestimmung, nämlich den Lebens- und Entwicklungslauf um eigene Dreharen ließ.

Aber bisher war es der Natur nicht möglich, auf Grund des Abfalles der Menschen und Völker von ihrer Zentrale die natürliche Weltordnung unter den- selben und geregelte Zeitperioden einzuführen und einen Weltstaat herzustellen, in dem die sinnlichen, materiellen, militärischen u. a. die Menschen beherrschenden Gewalten technisch-organisch an ihre Bestimmung gebunden, nämlich in den Dienst des Naturzweckes, menschlicher Arbeitsleistungen, Naturfähigkeiten und -bedürfnisse gestellt, also die Naturanlagen naturgemäß entwickelt werden könnten. Wir haben deshalb immer noch winterartige Zustände des Krieges und der Kriegsrüstung, des Kampfes aller gegen alle, der Erstarrung und Ver- knöcherung, der Unterdrückung und Mißbrauchung menschlicher Naturanlagen und Naturbedürfnisse etc. in politischen u. a. Organisationen.

Den Zeitperioden des Entwicklungskreislaufes oder des Aufganges, Nieder- ganges und Wiederaufganges der Lebens- und Entwicklungswelle entsprechen Grundtriebe, die wir auch den Zug oder Strom der Zeit
nennen können. Schiller unterschied drei Hauptzeitperioden oder Entwicklungs- stufen, die sowohl die ganze Menschheit wie der einzelne Mensch zu durchlaufen hat: die physische, die ästhetische und die moralische, demgemäß
auch drei Grundtriebe. Diese drei Zeitperioden, wie ihre Entwicklungsperioden und Grundtriebe, sind jedoch gemäß dem Kreislauf und der Oszillation ihrer Aufschwungs- und Abfallbewegung besser in umgekehrter Reihenfolge folgender- maßen zu verstehen.

Die moralische Zeitperiode ist die des Aufganges der Lebenswelle, der Wiedergeburt, der Kindlichkeit und Iugend, des Frühlings und Sommers der Menschen und Völker. In dieser Zeitperiode regiert unter den Menschen die innere Sonne oder das Naturwesen, werden die Menschen und Völker von dieser innerlich erfaßt, angezogen, erleuchtet, erwärmt, zum organischen Schöpfen aus dieser Stammquelle bewogen und geführt. In dieser Periode sind die geistigen und seelischen Kräfte oder Naturanlagen ihrer Bestimmung und dem Natur- bedürfnis gemäß angewendet und entwickelt, waltet der Trieb zum intuitiven Er- kennen und Bilden, zum Schaffen von innen heraus, zum Verarbeiten, Verdauen und Assimilieren der Wissens- und Lebensstoffe, zum Idealisieren, Gene- ralisieren etc. In dieser Zeitperiode werden alle physisch- und organisch- technischen Werke vollkommen ausgebaut, alle Gewalten, Elemente und Elementar- triebe der Natur und Menschen durch diese Werke in den Dienst der Naturzwecke, menschlichen Arbeit und Bedürfnisbefriedigung, geistigen und seelischen Natur- kräfte gestellt.

Dagegen die physische Zeitperiode ist die des Abfalles der Lebenswelle von der inneren Sonne, des Alters und Todes, des Herbstes und Winters der

Menschen und Völker. In dieser Zeitperiode kann die innere Sonne zu ihrer Schöpfung oder zu ihrem Naturzweck nicht mehr in und über den Menschen regieren, werden sie von dieser Zentrale immer mehr abgezogen, demgemäß ihre Naturanlagen teils verbraucht, teils mißbraucht, teils unterdrückt, ihre Organisationen erstarrt und verknöchert. Vielmehr werden in dieser Zeitperiode die von der inneren Sonne abziehenden sinnlichen, materiellen u. dergl. Machte, demgemäß die Grundtriebe zum Ergreifen (nicht Begreifen und Verarbeiten) der Kenntnis- und Lebensstoffe, zum Erwerben, Genießen, Besitzen und Gewalthaben, zum Materialisieren, Spezialisieren, Subjektivieren u. dgl. vorherrschend.

Sodann besteht, auch nach Schiller, ein dritter Grundtrieb, also auch eine demgemäße Entwicklungsbewegung und Zeitperiode, welche zwischen den einander entgegengesetzten vermittelt oder einen Übergang, eine Wendung und Wandlung von der einen zur anderen bewirkt. Aber es ist klar, daß es zwei solcher Wendungen geben muß: eine von der Iugend zum Alter, vom Frühling und Sommer zum Herbst und Winter, und eine in umgekehrter Richtung Winter-Frühling.

Die eine erfolgt am Gipfel oder an der äußersten Beanspruchung der Lebenswelle, die anderen dagegen an der Sohle, im Todpunkt dieser Welle, wenn der Alterszug abgelaufen ist und eine neue Lebenserhebung, Wiedergeburt und Iugend beginnt.

Die Einführung geregelter Entwicklungsperioden, wie die des Völkerfrühlings, wird hauptsächlich durch Verirrung der ihnen zugrundeliegenden Zeittriebe und -züge verhindert. Um diese Verirrung und ihre Korrektur gründlich festzustellen, müßten die Grundtriebe, wie die naturgesetzliche (Selbst-) Regulierung ihrer Wirksamkeit im Anschluß an Kant, Fichte und Schiller untersucht werden, was an einer anderen Stelle geschehen soll. Hier mag darüber nur folgendes angeführt sein. Die beiden Hauptgrundtriebe: der zur inneren Sonne hinziehende, aus ihr schöpfende, erleuchtende, erwärmende etc. ist von dem von ihr abtreibenden stofflichen, erstarrenden, verknöchernden, ebenso unzertrennlich wie ihre Gestaltungen und Auswirkungen oder Objektivationen: Iugend und Alter, geistige Erleuchtung und Verdunkelung, seelische Erwärmung und Erkaltung, Form und Stoff, Begreifen und Ergreifen, Erkennen und Kennen, Beseelung und Verkörperung, Idealität und Realität, Verarbeitung oder Kraftanwendung und Erwerbung, Verdauung und Genuß, das Werk und sein Material, das Ganze und seine Teile, Objekt und Subjekt etc. Aber es hat doch jeder dieser Triebe seine eigene Strebart, Kraftzielung und -richtung. Also sind in allen Zeitperioden beide Grundbetriebe und Zeitzüge voneinander abhängig wirksam; aber sie können doch, so lange ihr Lauf nicht geregelt ist, statt sich ergänzen und zusammenwirken, vielmehr sich bekämpfen über und unterschieben, also verirren und so auch unregelmäßige Zeitperioden verursachen. In abnormalen Zeitperioden, wie wir sie noch auf allen Gebieten menschlichen Erkennens und Bildens, Lebens und Wirkens haben, ist immer der peripherische oder dezentrale,

der ergreifende, auch kennende (nicht erkennende), erwerbende, besitz- und macht-
strebende Grundtrieb und -zug vorherrschend, so daß er den anderen, den
zentralen, schöpferischen Grundtrieb entweder mit fortreißt, mißbraucht oder
unterdrückt, oder nicht vollständig aufkommen, seiner Anlage und seinem Zweck
gemäß wirken läßt. Doch hat sich bisher auch der zentrale, schöpferische Grund-
trieb, z. B. in unserer klassischen Zeitperiode, in der Weise verirrt, daß er den
ergreifenden, kennenden, erwerbenden Grundtrieb vernachlässigte.

Aber immer war die Verirrung des einen Grundtriebes die Hauptursache
seines Rückganges und des Aufkommens des anderen. So wird auch der Zug
der Zeit, wenn er durch seinen Grundtrieb beim Fortschritt nach der einen
Richtung sein Ziel überschießend verfehlt, oder wenn er die Errungenschaften
des anderen in der vorangegangenen Zeitperiode vernachlässigt, durch diesen in
entgegengesetzter Richtung reguliert. So erklärt sich die wellenförmig auf und
abgehende oder oszillierend oder kreisförmig hin und hergehende Bewegung des
Stromes oder Zuges der Zeit, sowie die den Historikern schon längst aufgefallene
Tatsache, daß die verschiedenen Zeitperioden mit ihren Grundbewegungen und
-trieben, z. B. die des Idealismus und Materialismus, der Philosophie und
Naturwissenschaft, wechseln, wiederkehren oder sich ablösen.

Aber auch in den einzelnen Menschen und Völkern findet sich ebenso
wie die Grundverschiedenheit auch der Wechsel und Wandel der Zeitperioden, je
nachdem sie nach Naturanlage, Lebenslage, Bildungs- und Gesittungsstandpunkt,
Denk- und Handelnsweise da und dort, einerzeit und andererzeit, ihrer inneren
Naturzentrale näher oder ferner stehen, seinen Licht- und Wärmestrahlen, seiner
organischen Erzeugungs- und Wachsekraft mehr oder weniger zugänglich, von dem
einen oder anderen der Grundtriebe bewegt sind. Wie die einen Himmelskörper,
so sind auch die einen Menschen und Völker enger, die anderen ferner mit ihrer
Sonnenzentrale verbunden, von ihr erfaßt, bewegt, beeinflußt und geleitet, die
einen mehr zur Frühlings- und Sommer-, die anderen mehr zu Herbst- und
Winterzuständen veranlagt. Zu der ersteren Art gehören die hervorragendsten
Kulturvölker, sowie die Genies und Helden der Weltgeschichte, welche aus der
inneren Geistessonne schöpften, durch epochale Werke die Weltorganisation oder
den Völkerfrühling förderten.

Wir dürfen uns aber durchaus nicht über den Wechsel und Wandel, sondern
nur über das Mißverhältnis der verschiedenen Zeitperioden, Grund-
bewegungen, und -triebe oder vielmehr darüber beklagen: daß sich bisher
der zentrale oder schöpferische Grundzug der Zeit
noch niemals vollständig durchsetzen konnte, sondern
stets schon nach verhältnismäßig äußerst kurzen und
flüchtigen Perioden seines Frü h li n g s lauf es vom
peripherischen oder dezentralen Gegenzug zurück-
gedrängt und besiegt wurde. Ich erinnere nur an die letzten

Genie- und Völkerfrühlinge im 17., 18. und 19. Iahrhundert. Das erklärt sich sehr einfach daraus: daß während der großen Abfallkata-
strophe, welche die Völker- und M e n s che n g e sch i ch t e
kundgibt, die innere Sonne noch niemals als welt-
regierende Macht zur Regulierung der Zeitzüge er-
und anerkannt wurde, also auch noch niemals in den
Naturanlagen und Grundtrieben der Menschen hat
vollständig aufgehen und sich durchsetzen können.
Dagegen ist festzustellen, daß sich die neuen Genie- und Völkerfrühlinge mit ihren Bewegungen und Errungenschaften immer mehr an die alten ihnen zunächst vorangegangenen, z. B. die heutige philosophische Bewegung und Erzeugung der des 18./19. Iahrhunderts, anschließen und so der Grnndzug dieser Frühlinge immer mehr verstärkt, zeitlich und räumlich immer weiter ausgedehnt wird. So darf erwartet werden, daß wir nun der großen Genie« und Völkerfrühlings-
periode näherkommen, in der an den fundamentalen Schöpfungswerken der früheren weitergebaut, oder die alten Geisteskern- und -stammanlagen, die durch vorzeitig einbrechende Winterperioden unterdrückt und vergraben wurden, nun endlich mit der inneren Sonne neu aufgehen, weiter wachsen, reifen und Frucht bringen werden.
Vollkommen geregelte Zeitperioden werden wir offenbar nur dann haben, wenn ähnlich wie in vollkommen ausgebauten Naturorganisationen oder in der heutigen Menschentechnik eine harmonische und zweckmäßige Zusammenwirkung beider Grundtriebe in der Weise stattfindet, daß der schöpferische oder erkennende, bildende, bauende Trieb bestimmend und leitend, ziel- und maßgebend, dagegen der kennende, ergreifende, stoffansammelnde und gewalthabende Trieb dienend und stützend ist. Auch im Weltraum kam nur in der Weise eine Ordnung, Regelung der Zeitperioden zustande, daß die Sonne mit ihrem Grundtrieb der Anziehung, Erleuchtung, Erwärmung etc. für alle sich um sie drehenden und von ihr versorgten Himmelskörper regierend wurde.
Auch daß diese natürliche und technische Ordnung bisher in der Menschen-
welt unmöglich war, ist in der erwähnten Täuschung begründet, nach der die Menschen und Völker von der ihren Abfall betreibenden naturfeindlichen Kultur-
macht in dieser Abfallbewegung und gegen eine Bewegungslenkung oder Welt-
regierung aus und nach ihrer inneren Naturzentrale befangen gehalten werden, um ihre (dieser Macht) eigene Weltherrschaft zu behaupten. Im Bilde des „Fidelio" zeigt sich dieses Verhältnis zwischen dem Kulturpizarro und dem Natur«
florestan. Pizarro gründete seine Herrschaft und Vormundschaft über den zu dieser Herrschaft einzig berufenen Naturflorestan und konnte diesen unterdrücken und ausbeuten durch eine trügerische Täuschung. Unter dieser Täuschung er-
scheint die den Abfall betreibende Macht (Pizarro), welche im gesunden Zustand nach natürlichen und technischen Grundgesetzen ebenso wie die Weltmaterie den

Menschen und Völkern, oder ihrem Naturwesen und «zweck, dem Gebrauch und der Entwicklung ihrer Naturanlagen, der Befriedigung ihrer Naturbedürfnisse dienen sollte, als von jeher unerschütterlich und weltherrschaftsberechtigt, und umgekehrt das Naturwesen (Florestan), welches wie die Sonne in der Welt regieren sollte, als ein totes oder die Menschen und Völker wenig oder gar nicht beeinflussendes schwankendes Ideal. Und diese verdrehte, unnatürliche und untechnische Weltanschauung entspricht auch der unter den Menschen bestehende falsche und trügerische Ansicht: daß das Naturwesen sich Menschen, ihrer realen Erkenntnis und Tätigkeit entziehe, vielmehr die sie von diesem Wesen abziehende Kulturmacht das Absolutreale und -notwendige des menschlichen Lebens- und Entwicklungslaufes, vertrete, also der Zustand dieser Abziehung oder der Vorherrschaft sinnlicher, materieller u. a. Gewalten ursprünglicher, bleibender und entscheidender sein und so die Zeitperiode des Menschen- und Völkerwinters sich als vorherrschende auf alle anderen erstrecken müsse.

Obwohl bei diesem Kulturtrug die Menschen, Völker und Staaten der schmachvollsten Sklaverei politischer u. a. Gewalten verfallen und ihre höchste Freiheit und Selbständigkeit nur in ihrem Leben in und aus der reinen Natur läge, stellt doch dieser Trug, verdrehend wie er wirkt, die Natur als Macht vor, welche durch blinde Gewalten oder Lebenstriebe die Menschen beherrscht, fesselt und bedrückt, und von welcher die Menschen durch Kultur, die diese bekämpft und besiegt, zu befreien und erlösen wären.

Nach diesem Kulturtrug hält man alle aus dem Abfall von der Natur entstandenen abnormalen Lebens- und Entwicklungsläufe, die unregelmäßigen, vorwiegend winterartigen Zeitperioden und -zustände, alle Mißstände, Fehler und Mängel unserer Gesamt- wie Einzelorganisationen, als der menschlichen Naturanlage und Bestimmung gemäß und die Kultur für den großen Korrektor der Menschennatur.

Nun hat ja Kant diesen Trug insoweit festgestellt und korrigiert, als er bewies, daß wir das Naturwesen oder Ding an sich als Zentrale des Naturorganisationssystems, ähnlich wie die Sonne als Zentrale des Weltkörpersystems, sowie als die diesem System gemäße Zentralleitung und Endbestimmung menschlichen Wollens und Lebensbetriebes anzunehmen, und alles, was aus dieser Zentrale entsteht, von dem, was nach unserer menschlichen Kulturauffassung und -behandlung der Natur in Zeit und Raum erscheint, streng zu unterscheiden haben. Aber Kant wurde wegen Unklarheit und Unbestimmtheit seiner Feststellungen nicht ganz verstanden. Ia, er verfiel selbst dem betreffenden Trug und dem unnatürlichen Kultureinfluß, indem er annahm:

1. das Naturwesen, dem wir uns durch Kultur entziehen, entziehe sich uns, unserer Einsicht und Tätigkeit;

2. es sei das, was in der Natur an sich verbunden ist: theoretische und praktische Vernunft, Erkennen, Wollen und Wirken, das Ideale oder Sollende und Reale, Freiheit oder Sittlichkeit und Natürlichkeit, kategorischer Imperativ und Natur- oder Staatsgesctz u. dgl. m. nur als unvereinbare Gegensätze zu denken und begreifen;
3. die Realität und Notwendigkeit der Erkenntnis sei nur auf äußere Erfahrung, nicht auf die inneren Naturanlagen und vor allem auf das innere Erleben der Natur und Welt, zurückzuführen;
4. das Naturwesen könne nicht innerlich (transzendent) bewußt, schöpferisch und regierend unter den Menschen und Völkern wirken, nicht ihre Lebens- und Entwicklungsläufe bestimmen, wenn sie sich ihm immanent entziehen.
Kant hat aber diesen Irrtum teilweise eingesehen und seine zukünftige Berichtigung vorausgesehen. Schon in der Kritik der praktischen Vernunft hat er bezüglich Punkt 1 und 2 zugestanden, daß wir vom Naturwesen, also auch vom Naturschöpfungswerk, soweit Einsicht haben, als sie zur Erreichung des höchsten Gutes, der Freiheit, Unsterblichkeit, durch Befolgung des kategorischen Imperatives nötig und möglich ist, oder als wir am Naturwesen festhalten und daß es dereinst zu einer Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft, also von Theorie und Praris, Denken und Sein, Ideal und Leben, Natur und Kultur kommen werde.
Sodann hat Kant auch eine Korrektur von Punkt 4 vorausgesehen, als er sagte, die Natur verfolgt in der Geschichte den verborgenen Plan einer Staatsverfassung, welche zu einer (nach dem kategorischen Imperativ bestimmten) Anwendung und Entwicklung der Naturanlagen notwendig ist.
Die menschlichen Naturanlagen nach ihrer naturgesetzlichen Gebrauchsweisung, den kategorischen Imperativ im Staat anwenden und entwickeln, heißt aber soviel wie: den kategorischen Imperativ ins Staatsverfassungsgesetz, das Naturwesen ins Staatswesen, die natürliche Weltregierung in Staatsregierung, das System der natürlichen Weltordnung, der Lebens- und Entwicklungsläufe der Menschen und Völker, in Staats- und Staatenordnung, die innere Sonne in die Zentrale aller dieser Entwicklungsläufe umwandeln.
Diese von Kant vorausgesehene Umwandlung, welche tatsächlich eine natürliche Wiedergeburt der Staaten oder der Völkerfrühling wäre, konnte aber so lange nicht durchgeführt werden, als der Völkerwinter mit seinen naturfeindlichen Kulturgewalten in der Welt herrscht, oder vielmehr der gekennzeichnete Kulturtrug diese Herrschaft, den fortgesetzten Abfall der Menschen und Völker von ihrem Ur- oder Stammwesen sichert. Denn nach diesem Trug sieht man mit der Brille des Kulturabfalles von der Natur in den Gewalten, die zu diesem Abfall treiben, sowie in den geschichtlichen Folgeerscheinungen dieses Abfalls absolute Realitäten, während tatsächlich die Erscheinungen der Geschichte, der

Menschen- und Naturwelt, nur soweit sie nach den vom Naturwesen bestimmten Lebens« und Entwicklungsläufen sich bewegen und gestalten, an sich absolut realen und notwendigen Bestand haben.
Aber dieser Abfalltrug und Niedergang der Entwicklungswelle der Menschheit kann nicht ewig dauern und hat seine Grenzen in der Gegeneinsicht, dem Gegen-trieb und -zug, die mit, ja aus jenem nach dem Gesetz der Selbstregulierung der Zeitzüge erwachsen. Denn einerseits werden, wie schon angedeutet wurde, im Laufe der Entwicklung beide einander entgegengesetzte Zeitzüge sich immer mehr nähern, wechselseitig ergänzen und fördern — nicht mehr so wie früher von einem Ertrem der Verirrung ins andere verfallen, so daß jeder bei seinem Fortschritt immer weniger über sein Ziel verirrend hinausschießt —, indem er dabei immer mehr die Errungenschaften des anderen berücksichtigt. Und daraus folgt, daß jeder neue zentrale schöpferische Zug sich nicht nur mit dem peripherischen Zug, sondern in immer weiterem Maße mit den Errungenschaften seines älteren Laufes verbindet und so verstärkt.
Andererseits muß sich die Entwicklungswelle mit ihrem Abfallzug immer mehr vertiefen oder dem Tod und Wendepunkt ihres Laufes nähern. Und je mehr das geschieht, desto mehr wird nach der Selbstregulierung der Zeitzüge der Gegenzug ausgelöst und hervorgetrieben. Durch die politischen und anderen Krankheits- oder Winterzustände und Notlagen, die der Abfallzug verursacht, werden die Menschen und Völker immer mehr vertieft, ihrem inneren Urwesen genähert und, von ihm genährt, werden immer mehr anwachsende Kräfte und Tätigkeiten oder Anlagen der Natur zur Überwindung des Atfallzuges, wie seiner Macht und Folgewirkungen, entwickelt. Ie mehr sich die Menschen und Völker in sich vertiefen, desto mehr können sie zur Wiedergeburt ihrer Gemeinschafts-organisationen aus ihrer inneren Sonnenquelle Licht und Wärme, Wirkenskraft schöpfen, von dieser Sonne angezogen begabt, bewogen und geleitet werden; um so mehr erkennen sie den Trug des Abtriebes von ihr, die Mittel und Wege ihres neuen Entwicklungsganges aus und nach dieser Zentrale. Und zwar werden in erster Linie die Genies der Völker, die von der inneren Sonne am tiefsten erfaßt werden, die innersten und stärksten Naturanlagen haben, also auch am schwersten unter der Zeitkrankheit, dem Niedergangszug und -druck leiden, den Wiederaufgang der inneren Sonne verkünden und verkörpern, epochale Bahner neuer Wege des Entwicklungslaufes der Menschheit sein. Durch sie wird also der gekennzeichnete Trug der naturfeindlichen Kulturmacht aufgedeckt. Durch sie wird das Rätsel der weltbeherrschenden Sphinr gelöst, die ungeheuere technische Schwäche der Gewaltriesen und ihrer Rüstung erkannt und benützt werden, wenn dieser Sphinrriese unter seiner eigenen Rüstung zusammenbrechen soll.
Nun wären zunächst die weiteren Fragen zu beantworten: durch welche Art des abfallenden Grundtriebes wurden die Menschen und Völker kulturtrügerisch von ihrer inneren Naturzentrale und damit von dem eigentlichen Entwicklungsziel

und -gang ihrer Natur abgetrieben, wie können sie demgemäß wieder zu ihrem Naturwesen geführt werden; wie kann sich die Naturzentrale in und unter den Völkern und Staaten als innere Regierung oder Lenkung ihres Lebens- und Entwicklungsganges, als Urkraftträger und -schöpfet ihrer natürlichen Wiedergeburt, des Um- und Neubaues ihrer Gemeinorganisationen, festgestellt und so der Prozeß des allgemeinen Völkerfrühlings ein- und durchgeführt werden?

Hans Pruh:

Iugenderinnerungen eines Dankbaren.

III. Stettin.

Im Frühjahr 1838 siedelten wir nach Stettin über, wo mein Vater sich' durch sehr beifällig aufgenommene und gut besuchte literarhistorische Vorlesungen einführte. Die neue Umgebung machte auch ihm anfangs ein freundliches Gesicht. Die Stettiner, die auf ihren berühmten Landsmann stolz waren, kamen ihm warmherzig entgegen: er wurde gewissermaßen gefeiert und schien berufen zu sein, in dem geistigen Leben seiner Vaterstadt eine leitende Stellung zu gewinnen. Aber Stettin war und blieb doch immer eine Handelsstadt, in der die wirtschaftlichen und infolgedessen überhaupt die materiellen Interessen den Ausschlag gaben und Denken und Streben selbst der gebildeten Kreise fast ausschließlich beherrschten. Auch stumpfte sich der Reiz der Neuheit rasch ab, den meines Vaters Erscheinung und Tätigkeit zunächst ausgeübt hatten. Die Teilnahme an den von ihm in den ersten Wintern regelmäßig veranstalteten Zyklen von Vorträgen für ein größeres Publikum erlahmte allmählich; eine von ihm in Gemeinschaft mit einem Stettiner Buchhändler begründete „Montagszeitung" konnte sich nur ein Iahr halten und die anfangs nach verschiedenen Seiten hin angeknüpften geselligen Beziehungen erloschen bald, so daß das elterliche Haus, von den Verwandten abgesehen, bald in ähnlicher Weise wie früher in Halle fast ganz isoliert stand und der anregenden Fühlung mit den Vertretern anderer Interessen so gut wie ganz entbehrte. Das wird sich namentlich dem Herausgeber des „Deutschen Museums" als ein Mangel fühlbar gemacht und seine Tätigkeit in mancher Hinsicht erschwert haben. Diese Mißstände wurden vollends empfindlich, als auch Krankheit und in Verbindung damit wirtschaftliche Sorgen sich einstellten. Erst in späteren Iahren trat darin eine erfreuliche Änderung ein, als mein Vater auf die schriftstellerische Tätigkeit verzichtete — das „Deutsche Museum", in dessen Leitung er sich zuletzt mit Karl Frenze! in Berlin geteilt hatte, ging ein — und seine Kraft auf die Vortragszyklen konzen-

trierte, die er allwinterlich vor Scharen dankbarer Zuhörer als Wanderredner in verschiedenen Städten hielt und mit denen er namentlich in Berlin, Königsberg, Breslau, Hamburg und Frankfurt a. M. glänzende Erfolge hatte.

Davon freilich bin ich selbst nur noch aus der Ferne Zeuge gewesen, da ich zwei Iahre nach der Übersiedlung nach Stettin das elterliche Haus verließ und dann immer nur vorübergehend als Gast in demselben erschien. Aber mit ganz besonders freudiger Dankbarkeit blicke ich auf die zwei Iahre zurück, die ich in der Prima des Marienstifts-Gnmnasiums verbracht habe. Denn ich bin mir durchaus bewußt, daß sie für meine geistige Entwicklung von segensreichster Bedeutung waren, und daß ich es im wesentlichen der dort empfangenen Anregung und Ausrüstung zu verdanken hatte, wenn ich später mein Streben nicht vergebens auf höhere Ziele richten konnte.

Der Abschied von dem Hallenser Pädagogium war mir nicht schwer geworden. Denn so sehr ich die Trennung von Berthold Delbrück, mit dem mich die engste Studiengemeinschaft verband, bedauern mochte, so war ich doch froh, aus der mich dort umgebenden geistigen Atmosphäre herauszukommen, die auf Geist und Herz des noch nicht fünfzehnjährigen Primaners allmählich ähnlich niederdrückend wirkte wie die dunstige Braunkohlenatmosphäre, welche die Stadt Halle und ihre Umgebung auf Meilen einzuhüllen pflegt. Welche Fülle von Eindrücken bot dagegen die rasch erblühende Seestadt mit ihrem mächtig pulsenden Leben, dem Gewimmel von Schiffen aller Art, die dichtgedrängt am Bollwerk lagen, und den gewaltigen Seedampfern, die in ihrem regelmäßigen Kommen und Gehen ferne Länder und Völker unserer Phantasie naherückten. Ich wurde nicht müde mich in dieser neuen Welt herumzutummeln und war bald in ihr gewissermaßen heimisch. Dazu kam der Reiz, den die schöne Lage der Stadt mit ihrer anmutigen Umgebung, dem von Höhen begleiteten breiten Tal der Oder, dem silbernen Spiegel des Dammschen Sees und dem in der Ferne aufleuchtenden Haff immer von neuem ausübte und der oft genug zu fröhlichen Wanderungen in die schönen Buchenwälder einlud. Weit wichtiger aber war doch das geistige Behagen, das mich bei dem Eintritt in die neue Schule überkam, mochte derselbe mir auch zunächst manche Schwierigkeit bereiten und Anforderungen an mich stellen, denen zu genügen es der größten Anstrengungen bedurfte.

In einem ganz anderen, höheren Sinn als das feudale Pädagogium hatte das Marienstiftsgymnasium eine Tradition, die hoch zu halten nicht bloß vortreffliche Lehrer bestrebt waren, sondern auch ehrliebende Schüler als eine selbstverständliche Pflicht erachteten. An seiner Spitze stand seit 1856 Wilhelm Hendemann (1808—1877), der Sproß einer verdienten Berliner Beamtenfamilie und Bruder des bekannten Lehrers des preußischen Rechts an der dortigen Universität, ein tüchtiger Philologe und Historiker, ein Iugendfreund von Iohann Gustav Droysen und wie dieser einst Felir Mendelssohn nahe verbunden. Seine ungewöhnliche Begabung und Tüchtigkeit hatten ihm die Auszeichnung eingetragen,

daß er dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III., geschichtlichen Unterricht zu erteilen berufen wurde. Als Schulmann hatte er sich glänzend bewährt, indem er das arg in Verfall geratene Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, dem er 1850 vorgesetzt war, trotz der ihm von polnischer Seite bereiteten Schwierigkeiten in Ordnung brachte und zu einer Musteranstalt entwickelte. Ohne gerade ein großer Gelehrter zu sein, verfügte Heydemann über ein gründliches, auf einer umfassenden allgemeinen Bildung beruhendes Wissen, das er in angenehmem und fließendem Vortrag mitzuteilen verstand. Kirchlich positiv und politisch konservativ gerichtet, war er doch duldsam und milden Geistes und ließ auch abweichende Ansichten gelten und suchte sie zu verstehen. Ruhig und besonnen, kein Eiferer und ein Feind alles Scheltens, wirkte er durch eine feine Ironie im rechten Augenblick mehr als andre durch zornige Reden. So leitete er die große Anstalt mit starker Hand, ohne daß man eigentlich etwas davon merkte, im besten Einvernehmen mit seinen Kollegen, von denen manche ihm nicht bloß an Iahren weit überlegen waren, sondern bei ihrer scharf ausgeprägten Eigenart auch amtlich nicht immer leicht zu behandeln gewesen sein mögen, ebenso wie mit den Schülern, deren Vertrauen seine freundliche und wohlwollend eingehende Art rasch zu gewinnen pflegte. Auch bei mir war das der Fall, zumal er meinem redlichen und nach anfänglichen Schwierigkeiten erfolgreichen Bemühen besondere Teilnahme schenkte, die mich auch noch auf meinem späteren Lebensweg begleitet hat. Seine Persönlichkeit prägte de» Leben auf der Anstalt einen besonders angenehmen Charakter auf. Da war keine Spur von Duckmäuserei, wie sie in Halle geherrscht hatte, alles trug einen freieren, heitereren und dabei doch ernsteren, weil innerlich wahren Zug. Wie ganz anders war hier das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern! Fröhlich tummelten sich von den ersteren die jüngeren nach den Turnstunden draußen in Neu-Torney — heute ist die Gegend längst städtisch bebaut — mit den Schülern in allerhand Turnspielen, einer der eifrigsten und als Gegner beim Ballspiel besonders gefürchtet Franz Kern, dessen gewaltige Gestalt alle um Haupteslänge überragte, später mein Direktor am Gymnasium in Danzig und von dorther bis an sein Lebensende mir in aufrichtiger Freundschaft verbunden. Ein Fest für Lehrer und Schüler war es, wenn ein der Turnerei besonders geneigter Stettiner Reeder uns im Sommer alle auf einem seiner Dampfschiffe die Oder hinauf nach Garz führte, wo dann in dem schönen Walde des Schrey Turnübungen aller Art und Turnspiele ausgeführt wurden. Besonders schön betätigte sich das gute Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern während meines letzten Halbjahrs in der Prima, wo ich mit einigen Freunden unter Heydemanns kaum merklicher Oberleitung eine Schillerfeier zustande brachte, wie sich einer solchen wenig Gymnasien werden haben rühmen können. Denn auch das Verhältnis der Schüler untereinander war hier von einem ganz anderen Geist beherrscht als unter den adelsstolzen Scholaren des Hallenser Pädagogiums. Wir lebten als gute

Kameraden in vertraulichem Austausch unserer Interessen, unter denen die Arbeit an der eigenen Bildung obenan stand.

Gegenüber der konzilianten Persönlichkeit Heydemanns, die bei aller Straffheit und Festigkeit doch niemals Urbanität und Humanität als ihre Grundlagen verleugnete, erschienen die sonst damals in der obersten Klasse unterrichtenden Lehrer als ungewöhnlich hart ausgeprägte, höchst eigenartige, ja in mancher Hinsicht befremdliche Charakterköpfe. Aber eben dadurch übten sie auf die Schüler einen starken Einfluß, dem sich diese der Mehrzahl nach willig hingaben, mochten sie auch gelegentlich durch verwunderliche Ecken und sonderbare Schroffheiten in Erstaunen gesetzt werden oder gar ihre jugendliche Spottlust gereizt fühlen. So weit ihre Richtungen auseinandergingen, ja in manchen Dingen einander geradezu entgegen waren, so ergänzten sie einander doch in eigentümlicher Weise und korrigierten zugleich gegenseitig unbewußt, was die Einseitigkeit des einen oder des andern bei uns Schülern etwa versah.

Da war zunächst der greise Ludwig Giesebrecht (1792—1873), dem seine hochragende Gestalt in der stets feierlich gemessenen Haltung mit dem leuchtenden Auge und dem wohlklingenden tiefen Organ schon äußerlich etwas von der Ehrwürdigkeit eines Patriarchen gab. Dazu verkörperte er für uns die große Zeit der Freiheitskriege: 1792 zu Mirow in Mecklenburg geboren, war er als Berliner Student 1813 freiwillig in das Mecklenburg-Strelitzsche Husarenregiment eingetreten und hatte an der Katzbach mitgefochten, war dann aber durch schwere Krankheit von der weiteren Teilnahme am Kriege zurückgehalten worden. Seit 1816 wirkte er am Stettiner Gymnasium und hatte sich durch verschiedene Arbeiten, namentlich historische, wie die verdienstvollen „Wendischen Geschichten" auch in der wissenschaftlichen Welt einen guten Namen erworben. Selbst als Dichter war er über die Grenzen Pommerns hinaus bekannt geworden, während seine religionsphilosophischen Spekulationen, die einer gewissen romantischen Färbung nicht entbehrten und sich hie und da in eine eigentümliche Mystik verloren, nur eine kleine Gemeinde Gleichdenkender gewannen. Dieser letzte Zug an ihm überraschte umsomehr, als Ludwig Giesebrecht als Lehrer des Deutschen es sich vornehmlich angelegen sein ließ, seine Schüler zur Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens und zu entsprechender Darlegung des Gedachten anzuhalten. Gegen lange Aufsätze hatte er von vornherein ein Vorurteil: er war ein Feind aller unnötigen Worte, und wer ihm damit kam, wurde bei der Rückgabe der Arbeit nach Vorlesung einer bezeichnenden Probe mit der Bemerkung zurechtgewiesen: „Aber, Lieber, lauter Phrasen", die der Betreffende tiefer empfand als sonst in scharfe Worte gefaßten Tadel. Im Gegensatz zu dem, was auf diesem Gebiet in Halle Daniel liebte und demgemäß begünstigt hatte, um die Phantasie seiner Schüler anzuregen und dieselben zu blühendem, womöglich poetisch angehauchtem Vortrag zu veranlassen, erschien mir diese nüchterne Art zunächst recht befremdlich, ist dann aber bald als außerordentlich bildend und

als ein vortreffliches Mittel zu guter geistiger Zucht erkannt worden. Strenge Schulung des Denkens war auch das Ziel, auf das Karl Ernst August Schmidt bei dem Unterricht in den alten Sprachen vornehmlich hinarbeitete. Fast aus« schließlich von diesem Gesichtspunkt aus behandelte er die römischen und griechischen Autoren: nicht der Inhalt ihrer Werke interessierte ihn, sondern die in dem Wortgefüge sich offenbarende innere Notwendigkeit des richtig logischen Denkens und fast mehr noch die EntWickelung der verschiedenen durch ein Wort bezeichneten Begriffe aus dessen erster, ursprünglicher Bedeutung. Es mag über» trieben gewesen sein, wenn man ihm nachsagte, er habe sich gelegentlich gerühmt, die Tragödien des Sophokles so und so oft gelesen zu haben, aber was darin stehe, wisse er noch immer nicht: jedenfalls war damit die Art trefflich gekenn- zeichnet, in der er die Sprache auffaßte und behandelte. Gewiß war das ein- seitig und übertrieben, wirkte aber klärend auf die jungen Köpfe und führte sie von einer Seite in das Sprachstudium ein, die damals meistens noch ganz ver- nachlässigt wurde, und gab ihnen in der Erörterung und Klarlegung der Begriffe und ihrer Entwickelung eine Schulung im Denken, die ihnen auch auf anderen Gebieten zugute kam. Zu den meisten seiner Kollegen stellte sich Schmidt dadurch freilich in einen ausgesprochenen Gegensatz, der gelegentlich zu unserem nicht ge- ringen Vergnügen in allerlei spitzen Bemerkungen von beiden Seiten zum Aue- druck kam. Am einfachsten und feinsten verfuhr auch da wieder Hendemann, indem er das, was Schmidts Einseitigkeit etwa an unserer Ausbildung ver- säumte, seinerseits dadurch nachholte, daß er im Sommer in ein paar frühen Morgenstunden die Ilias kursorisch mit uns las, um uns die Schönheit des Dichterwerkes ungehindert durch grammatische Haarspaltereien genießen zu lassen. Auch mit seinen Publikationen aus dem von ihm mit solcher Vorliebe angebauten Gebiet, so große Gelehrsamkeit darin steckte, hat Schmidt zunächst kein Glück gemacht, und er täuschte sich nicht darüber, daß die Philologen im allgemeinen seine Art für wunderlich und verfehlt hielten. Das gab dem langen, hagern alten Herrn mit dem wie Pergament vertrockneten Gesicht, den lebhaften Augen und dem wirren weißen Haar im Auftreten eine gewisse Bitterkeit und Schärfe. Erst später hat man ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und seine bei ihrem Erscheinen wenig beachteten oder gar vornehm abgelehnten Arbeiten werden, wie ich höre, heute im Kreis der Sprachforscher geschätzt, teils als originelle, auf neue Ziele hinweisende Versuche, teils als Fundgruben für eine Menge verschollener, sonst nicht beschaffbarer Einzelheiten. Mir persönlich hat Schmidt, der ebenso wie Giesebrecht noch meines Vaters Lehrer gewesen war, allezeit ermunterndes Wohlwollen erwiesen: als sein Gehilfe in der Verwaltung der reichen Gymnasialbibliothek erhielt ich Zutritt zu deren Schätzen und durfte mir manches Werk zum Privatstudium mit nach Hause nehmen. Auch führte er mich mit einem Kreis strebsamer Genossen privatim in das Studium des Gotischen ein: er las Ulfilas mit uns und erschloß uns einen ernsten Blick in

die Sprachvergleichung. Das tat übrigens gelegentlich auch der Lehrer der Mathematik und Physik Hermann Graßmann (1809—1879), wenn er eine Vertretungsstunde zu geben hatte: dann behandelte er sprachgeschichtliche Probleme und imponierte uns durch seine Kenntnisse in einem Gebiet, auf dem er später, der Last des Amtes entledigt, durch groß angelegte Arbeiten sich außerordentliche Verdienste erworben hat. Er war da entschieden weit bedeutender als in dem Fach, das er von Amts wegen zu vertreten hatte und mit dem mich in ein besseres Verhältnis zu bringen bei der leidigen Einseitigkeit meiner Begabung auch ihm nicht gelingen wollte.

Weitaus die originellste, ja eine in ihrer Art einzige Erscheinung unter den Lehrern, die in jenen Iahren am Stettiner Gymnasium wirkten und es für die Mehrzahl der Schüler zu einer Stätte ungewöhnlich freudigen und erfolgreichen Strebens machten, war Ferdinand Calo, in dessen Händen in den obersten Klassen der französische und der fakultative englische Unterricht lag. Schon sein Äußeres war ungewöhnlich: hochgewachsen und breitschultrig, stets in elegantem schwarzen Anzug mit zierlichen Schnallenschuhen, das weiße Haar kurz geschoren, das runde glattrasierte Gesicht rötlich leuchtend — so schritt er, stets barhaupt und mächtige Stapel von Heften tragend, bei jedem Wind und Wetter ohne Mantel von seiner nahen Wohnung zu dem Schauplatz seiner Tätigkeit hinüber. Von der Art seines Unterrichts, der mit dem, was er bot, und mit dem, was er geleistet sehen wollte, auf einen Neuling wie mich zunächst geradezu betäubend und entmutigend wirkte, einen richtigen Begriff zu geben, ist kaum möglich. Aber sie war vortrefflich, riß auch die anfangs Widerstrebenden schließlich mit sich fort und leistete mehr, als sonst irgendwv auf diesem Gebiet geleistet wurde, dank seiner sprudelnden Lebhaftigkeit und nie erlahmenden Energie. In jeder der zwei wöchentlichen französischen Stunden wurde zuerst in einer Art von Hetzjagd ein Pensum von Vokabeln und Phrasen aus Ploetz' Vocadulmre trkuyai» überhört, dann ein Stück aus Lamartines VoMße en Orient gelesen — für dieses etwas schwülstige Buch hatte Calo wohl von seiner eigenen Orientreise her eine besondere Vorliebe gefaßt —, dann ein von ihm vorgesprochener deutscher Tert, wozu er häufig leichtere Stellen aus französischen Dichtern wählte, von uns französisch niedergeschrieben. Dieses mußte dann, korrigiert zurückgegeben und genau durchgenommen, acht Tage darauf auswendig gelernt sein und unter strengster Kontrolle der Aussprache von möglichst vielen abschnittweise vorgetragen werden, während die übrigen einen vorher von ihm gehaltenen kurzen französischen Vortrag in freier Fassung schriftlich wiedergaben. Ich bekenne, daß ich infolge der Mangelhaftigkeit des französischen Unterrichts in Halle diesem Betrieb gegenüber zunächst völlig ratlos war und fast daran verzweifelte mich in ihn hineinzufinden und den hier wie selbstverständlich gestellten Ansprüchen auch nur einigermaßen zu genügen. Aber dank dem freundlichen Wohlwollen, mit dem Calo mir in dieser schwierigen Lage beisprang, gelang es mir doch durch die Konzentrierung

meiner Kraft auf dieses bisher nur allzusehr vernachlässigte Gebiet bald nachzukommen und weiterhin mit meinen besseren Mitschülern gleichen Schritt zu halten. Durch diesen vortrefflichen Lehrer von nie versagender Frische und Arbeitskraft taten wir einen Blick in die Schätze der französischen Literatur, lernten manches von den Werken ihrer Klassiker kennen, und Viktor Hugo, B^ranger und andere waren für uns doch keine leeren Begriffe mehr, sondern wir verbanden damit, dank den im Lauf der Iahre unserem Gedächtnis eingeprägten zahlreichen Proben, bestimmte, oft sehr lebendige Vorstellungen. Mit ganz derselben originellen Methode erteilte Calo der Mehrzahl der Primaner fakultativen Unterricht im Englischen, im Winter sogar in seiner geräumigen Iunggesellenwohnung, und der Erfolg war gleich erfreulich. Im Mittelpunkt der Lektüre stand da Shakespeare, aber auch Byron und andere neuere Dichter lernten wir kennen und dann wenigstens in Proben Historiker wie Macaulay und gelegentlich sogar die großen Redner wie Lord Brougham. Während des letzten Winters hatte Calo, dessen Selbstlosigkeit ebenso groß war wie sein Tätigkeitsdrang, die Güte mich mit zwei anderen Abiturienten in gleicher Weise in das Italienische einzuführen, so daß ich, als meine Schulzeit sich ihrem Ende näherte, die drei neueren Sprachen so weit beherrschte, daß ich jedes darin geschriebene Buch mühelos lesen und mich schriftlich und mündlich im wesentlichen korrekt ausdrücken konnte. Welch wertvolle Unterstützung ich damit für meine künftigen Studien erhalten hatte, ist mir erst recht klar geworden, als sich diese immer mehr der Geschichte zuwandten und die Lektüre französischer, englischer und italienischer Werke nötig machten.

Die Ansprüche, die an die Arbeitskraft und das Fassungsvermögen eines pflichttreuen Primaners des Stettiner Gymnasiums damals gestellt wurden, waren demnach wahrlich nicht gering. Denn auch an dem Unterricht im Hebräischen, das ich bereits in Halle begonnen hatte, nahm ich teil, ohne je an das Studium der Theologie zu denken. Dennoch entsinne ich mich nicht, jemals das Gefühl der Überbürdung gehabt oder gar über solche geklagt zu haben. Vielmehr fand ich noch immer Zeit, seitab liegende Privatstudien zu treiben und mit meinem Hallenser Freund Berthold Delbrück, der mit zwei gleichstrebenden Genossen, Bernhard Sohmke, der nachmals als Professor der Physik in Karlsruhe, Iena und zuletzt an der Technischen Hochschule in München gewirkt hat (gest. 1897), und Alfred Perm«, der sich als römischer Rechtshistoriker einen Namen gemacht und zuletzt in Berlin gelehrt hat, zu einem kleinen wissenschaftlichen Verband zusammengetreten war und mich zur Teilnahme an dessen Bestrebungen veranlaßte, brieflich lebhaften geistigen Austausch zu pflegen. Es waren meist aus der Vertiefung von Giesebrccht gestellter Aufsatzthemata hervorgegangene literarhistorische und historische Versuche, die ich den Freunden zu gemeinsamer Lektüre und Beurteilung einsandte. Trotzdem haben weder die Eltern, noch deren ärztliche Berater jemals an der angestrengten Tätigkeit, die uns die Schule auferlegte, Anstoß genommen oder gar üble Folgen für unsere Gesundheit davon be-

fürchtet. Die Überbürdungsklage ist eine durchaus moderne Erfindung und er-
scheint bei unbefangener Prüfung befremdlich dem gegenüber, was von uns da-
mals als selbstverständlich gefordert und freudig geleistet wurde in dem be-
glückenden Gefühl der steigenden Kraft. Daß die Leistungen der höheren Schulen
heute gegen die damaligen in dem Maße gesteigert seien, daß sie so viel größere
Anstrengungen nötig machten, wird im Ernst niemand behaupten wollen. Eher
würde das Gegenteil zutreffen. Sind doch fast überall die Ziele des Unterrichts
niedriger gesteckt als früher, der Lehr- und Lernstoff ist wesentlich beschränkt und
die Methode vereinfacht und bequemer gemacht. Dem aufmerksamen Beobachter
aber wird es nicht entgehen, daß eben infolgedessen die Lehrer heutigen Tages im
allgemeinen weniger umfassend und gründlich gebildet und weniger selbständige
geistige Individualitäten sind, sondern meist eine gewisse Schablone vertreten und
daher auch auf ihre Schüler nicht so eindringlich und anregend wirken, wie das
jene ältere Generation tat. Infolge der Sorge vor angeblicher Überbürdung wird
dem heranreifenden Iüngling gegenwärtig alles möglichst bequem gemacht und
alles fern gehalten, was für seinen künftigen Beruf nicht unmittelbar nötig ist.
Damit hat in unserem höheren Unterricht ein Nützlichkeitsprinzip die Herrschaft
gewonnen, mit dem jeder höhere Schwung des Strebens bei Lehrern und Schülern
unvereinbar ist, weil es die zwanglose, freie und eben dadurch auch befreiend
wirkende Bewegung in den reinen geistigen Regionen unmöglich macht. Insofern
haben diejenigen nur allzu recht, die gerade auf diesem Gebiet ein besorgliches
Schwinden des idealen Sinnes bemerken wollen. Wenn immer nur gefragt wird,
ob das zu Lehrende und zu Lernende später praktisch anzuwenden und dadurch
von Nutzen sein wird, kann rechte Freudigkeit des Strebens weder bei Lehrern
noch bei Schülern aufkommen, da ohne jenen Idealismus der edle Ehrgeiz nicht
erzeugt werden kann, dem schon das Streben und das Vorwärtskommen an sich
Befriedigung gewährt und reicher Lohn ist. Dieser unerquicklichen Entwickelung,
deren Fortgang auf die geistige und sittliche Kultur unseres Volkes nur nachteilig
einwirken kann, wird in unseren Tagen von der anderen Seite her noch Vorschub
geleistet durch die Errichtung immer neuer Spezialschulen, welche die jungen
Leute unter möglichster Fernhaltung alles dazu nicht nötigen Wissens für einen
bestimmten Beruf zu bilden oder eigentlich abzurichten suchen, sich aber dennoch
hochtönend Hochschulen nennen.

Im Gegensatz dazu hat es mir immer als ein Zeugnis von dem hohen Stand
des Stettiner Gymnasiums in jenen Iahren erscheinen wollen, daß aus der
Schülergeneration, deren mittleren Iahrgängen ich angehörte, eine ungewöhnlich
große Zahl von Männern hervorgegangen ist, die sich auf verschiedenen Gebieten
der Wissenschaft rühmlich hervorgetan und der Anstalt, der sie ihre Bildung ver-
dankten, besonders zur Ehre gereicht haben. Ich nenne von älteren den National»
ökonomen Schönberg, der als Kanzler der Universität Tübingen starb, die Iuristen
Giercke in Berlin und Zitelmann in Bonn, von meinen Koätanen die Theologen

Erich Haupt in Halle und den früh verstorbenen Bindemann in Greifswald, den ebenfalls längst dahingegangenen Mathematiker Kossak in Berlin und weiterhin neben dem lange Iahre in Marburg wirkenden Chirurgen Ernst Küster den Naturforscher Anton Dohrn, den Schöpfer der biologischen Forschungsstation in Neapel, den Linguisten Iohannes Schmidt, der seinem Oheim, dem alten K. E. A. Schmidt, die für sein Leben entscheidende Anregung verdankte, und den Philologen Wilhelm Studemund, erst in Straßburg, dann in Breslau. Nicht viele Gymnasien dürften sich rühmen können, eine so stattliche Reihe von Abiturienten entlassen zu haben, die in ihrem Beruf weit über den Durchschnitt hinausgehende Leistungen aufgewiesen haben.

Eigentlich wäre meine Schullaufbahn mit dem Schluß des zweiten Primanerjahrs im Herbst 1859 beendet gewesen, wegen meiner Iugend aber hielt mich mein Vater sehr vernünftigerweise noch ein halbes Iahr zurück. Dieser letzte Winter in der Schule ist mir in mehr als einer Hinsicht nicht bloß in sehr angenehmer Erinnerung geblieben, sondern auch besonders nützlich geworden. Da es mir leicht wurde, allen Anforderungen vollauf zu genügen, blieb mir reichlich Muße, meine Privatstudien nach verschiedenen Seiten hin auszubreiten und zu vertiefen. Ich tat das namentlich, von Calo gütig unterstützt, im Gebiet der neueren Sprachen und ihrer Literaturen, bewältigte, was ich von den alten Klassikern bisher noch nicht gelesen hatte, und fing an, mich eingehender und planmäßiger als bisher mit historischer Lektüre zu beschäftigen. Dazu kam, daß Stettin sich damals eines vortrefflichen, in künstlerischem Sinn geleiteten Theaters erfreute, dessen häufiger Besuch mir die Bekanntschaft nicht bloß mit den klassischen Dramen, sondern auch mit dem modernen Schauspiel vermittelte.

IV. Studienzeit in Iena und Berlin.

Ostern 1860 bezog ich, noch nicht ganz siebzehnjährig, die Universität Iena, um Philologie und Geschichte zu studieren.

Andere Fächer kamen bei meiner auf der Schule bewiesenen Begabung und der ihr entsprechend entwickelten Vorliebe um so weniger in Betracht, als bei den damaligen Verhältnissen in diesem eine frühe Versorgung im Lehramt zu hoffen stand. Daß ich die ersten Semester in meiner Geburtsstadt verbringen würde, stand ebenfalls seit lange fest, nicht als ob mein Vater für die burschenschaftlichen Erinnerungen besonders empfänglich gewesen wäre, welche die sächsische Gesamtuniversität damals noch für manche mit einem gewissen Nimbus umgaben, sondern einfach, weil seine dortigen freundschaftlichen Verbindungen dem jugendlichen Studiosus einen Rückhalt zu gewähren verhießen, der ihn vor manchen Gefahren schützen konnte und eine Gewähr dafür gab, daß er in der Ungebundenheit des akademischen Lebens den segensreichen Einfluß gebildeten Familienverkehrs und gehaltvollere Geselligkeit nicht entbehrte. Auch kann ich

noch heute nicht dankbar genug mich der liebenswürdigen und verständnisvollen
Güte erinnern, womit meines Vaters alte Freunde dieser Absicht entgegenkamen.
Fast keins von den Professorenhäusern, die in dem damals noch so bescheidenen
geselligen Leben Ienas eine Rolle spielten, ist mir verschlossen geblieben und in
mehr als einem durfte ich vertraulich aus- und eingehen. Bei meinen Kommili-
tonen fand ich damit freilich nicht immer Beifall, und im Kreise der Burschenschaft
Germania, der ich mich, wie es ja meistens geschieht, mehr infolge zufälliger Be-
gegnungen als in einer bewußten Absicht nach einigen Wochen anschloß, hatte
ich deshalb manche Neckereien auszustehen: das „Familiensimpeln" war nach
mancher Ansicht des freien Burschen nicht recht würdig. Auch kamen bei manchen
der Herren Professoren ihre geistigen Vorzüge im geselligen Verkehr mehr zur
Geltung als auf dem Katheder, ganz abgesehen davon, daß die mir so vermittelte
Anregung über das Fachstudium hinaus auf andere Gebiete hinübergriff. Und
welch Segen ist es für den Iüngling, gerade in diesem Stadium der Entwickclung
sich des Verkehrs mit gebildeten Frauen erfreuen zu dürfen!
Nicht gerade reich an Gelehrten mit weithin berühmten Namen, wies Iena da-
mals doch eine ganze Anzahl nicht bloß wissenschaftlich verdienter, sondern auch durch
ihre Persönlichkeit fesselnder Männer auf, die schon durch ihren Namen und ihre
Stellung der jüngeren Generation lehrreiche und interessante Beziehungen er-
schlossen. Da war Karl Hase (1800—1890), der berühmte Theologe aus der
Tübinger Schule, ein alter Burschenschafter und einst als Demagoge verfolgt, ein
geistvoller, freilich aber auch etwas süßlicher Herr von herzgewinnender Milde, der
stets ein die Gegensätze wenn nicht ausgleichendes, so doch verhüllendes blumen-
reiches Wort bereit hatte. Sein Kolleg über die Kirchengeschichte der neuesten Zeit
wurde auch von vielen Nichttheologen besucht und gewährte dadurch noch einen be«
scnderen Reiz, daß er in seinem vornehm ausgestatteten Auditorium fast jedes
n>on ihm angeführte Buch den Zuhörern aus seiner kostbaren Bibliothek auf
Tischen und Repositorien zur Ansicht vorlegte. Da war der Iurist Heinrich
Luden (1810—1880), als Kriminalist verdient, der Sohn des berühmten
Historikers, welcher dereinst in trübster Zeit der Pflege der deutschen Geschichte
im patriotischen Sinn in Iena eine Stätte bereitet hatte: sein Haus bildete einen
der beliebtesten Sammelplätze heiterer Geselligkeit für jung und alt. Das gleiche
galt von seinem Fachgenossen A. H. E. Danz (1806—1881), dem Sprößling
kiner jener Professoren-Dynastien, wie kleinere Universitäten sie früher zuweilen
aufwiesen, ein Mann von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Beweglichkeit; sein
schönes, an einem großen Garten gelegenes Haus war namentlich im Sommer der
Schauplatz fröhlicher Feste, die zuweilen mit einer Art von italienischer Nacht
endeten. Auch Ernst Erhard Schmidt (1815—1885), ein vielseitiger, auf den
verschiedensten Gebieten bewährter Naturforscher, eine überaus gewinnende Per-
sönlichkeit, darf dn nicht ungenannt bleiben, mochte er auch nach dem frühen Tod
seiner jugendlichen Gattin sein Haus für größere Geselligkeit schließen. Aber

auch Männer von weniger ausgeprägten sozialen Neigungen und Talenten sahen ihnen nähergetretene Zuhörer zu zwangloser Unterhaltung an ihrem gastlichen Tisch oder nahmen sie als Gäste mit zu den sommerlichen Tanzvergnügungen der „Rosengesellschaft" in Zwätzen, die das Seitenstück bildeten zu den beliebten Rosenvorlesungen und Rosenbällen, die im Winter ein paarmal „tout ^eua." vereinigten. Das brachte mich auch mit dem Philologen Karl Nipperdey (1821 bis 1875) in nähere Berührung, der uns dabei ebenso wie im Kolleg wegen seiner durch nichts in ein schnelleres Tempo zu bringenden, fast schläfrigen Seelenruhe merkwürdig war, sowie mit dem als Entdecker der Pflanzenzelle berühmten Naturforscher Matthias Iakob Schleiden (1804—1881), einem einsiedlerischen Mann, der schweigsam wie ein Fremdling durch die Welt zu gehen schien. Erwähne ich dann noch den Theologen Eduard Schwarz (1802—1870), Gesenius' Schwiegersohn, der mit der Professur für praktische Theologie das Amt des ersten Predigers an der Stadtkirche und Superintendenten verband, und Volkmar Stoy (1815 bis 1885), einen verdienten Pädagogen Herbartscher Richtung, der ein blühendes Erziehungsinstitut leitete, in dessen weiten Sälen und Gängen im Winter für Schüler und Gäste fröhliche Maskenfeste stattfanden, so habe ich wohl all die lieben Menschen genannt, denen ich während zweier glücklicher Iahre reiche Anregung und manche Freude verdankte.

Ganz besonders eng aber gestaltete sich von Anfang an mein Verhältnis zu den Häusern Grettling, Kuno Fischer und Adolf Schmidt. Nicht bloß für mein« Ienenser Studienzeit, sondern weit darüber hinaus sind namentlich meine Beziehungen zu Kuno Fischer und Adolf Schmidt von Bedeutung für mich geworden, während die zu Grettling vor allem für Herz und Gemüt vom Segen waren.

Karl Grettling und seine Schwester Alwine, mit der der Witwer haushielt, waren die ältesten und intimsten Ienenser Freunde meiner Eltern. Ein Sohn des einst berühmten Chemikers Iohann Friedrich August Grettling (1755—1309) und durch dessen Verbindung mit Goethe in jungen Jahren noch der fördernden Teilnahme des Weimarer Olympiers gewürdigt, war Karl Grettling (1793 bis 1869) mit Iena inniger verwachsen als die meisten seiner Kollegen: er verkörperte gewissermaßen die Geschichte der Universität in den letzten Iahrzehnten. Bereits auf dem Gymnasium in Weimar durch Franz Passow und Iohannes Schulze früh für das Studium des klassischen Altertums begeistert, war er 1814 als freiwilliger thüringischer Iäger nach Frankreich gezogen, hatte sich dann in Berlin unter Friedrich August Wolf und Boeckh weiter gebildet und nach kurzer Tätigkeit in höherem Schulamt 1822 eine außerordentliche Professur in Iena erhalten, dem er treu blieb, obgleich er Rufe nach Berlin (1826), Schulpforta (1830), Göttingen (1831) und Tübingen (1845) erhielt. Diese Bodenständigkeit bedingte sein ganzes Wesen — ein oft überraschendes, zuweilen komisch wirkendes Gemisch von thüringischer Derbheit, der er auch im Dialekt huldigte, mit feinstem klassischen Formensinn und antiker Geisteshelle. Er war kein großer Redner,

aber jeder Zeit Herr des treffenden Ausdrucks, doch mehr für die Ironie disponiert
als für das Pathos und in guten Stunden von schlagendem Witz, ein feiner
Beobachter, dem die Schwäche der Menschen und die Schattenseiten der Dinge
nicht entgingen. Wiederholte Reisen nach Griechenland hatten ihm eine bei den
Archäologen damals noch seltene lebendige Anschauung des hellenischen Altertums
vermittelt, das ihn ganz erfüllte. Das gab seinen Vorlesungen, in denen er
freilich zuweilen durch Formlosigkeit überraschte, einen besonderen Reiz und
fesselte die meist allerdings nur spärlichen Zuhörer, namentlich wenn er die
Meisterwerke der griechischen Kunst erklärte, deren er eine beträchtliche Anzahl
in einem archäologischen Museum zusammengebracht hatte, das im Erdgeschoß
des jetzt verschwundenen alten Schlosses aufgestellt war. Er und seine vortreff-
liche Schwester nahmen mich wie eine Art von Pflegesohn alsbald in ihre be-
sondere Obhut. Alwinens Fürsorge verdankte ich die behagliche und selbst für
jene Zeit ungewöhnlich billige Wohnung am Iohannisplatz, die mich bereits bei
meiner Ankunft erwartete, allwöchentlich einmal war ich ihr Tischgast und auch
zu ihren geselligen Veranstaltungen wurde ich häufig hinzugezogen. Welch an-
geregte, genußreiche und bildende Stunden habe ich mit dem geistvollen und
warmherzigen Geschwisternpaar verlebt, und mit welch wohltuender Teilnahme
stand mir dasselbe bei, als erst eine schwere Krankheit meines Vaters, die das
Schlimmste befürchten ließ, und dann der jähe Tod meines jüngeren Bruders,
bange Sorge und schweres leid über mich brachte.

Neben Grettlings war es damals namentlich Kuno Fischer, der sich meiner mit
einer milden Herzlichkeit annahm, die ich dem sonst fast gesucht rauhen, scharfen
und schneidigen Mann kaum zugetraut hatte. Denn vom Philosophen hatte er
wenig an sich: das wußte er und betonte es gern, wie überhaupt bei ihm die
Pose, und zwar nicht bloß die unbewußte eine große Rolle spielte. Meinte er
doch einmal in einer der vertraulichen Aussprachen, deren er mich gelegentlich
würdigte, für das Katheder sei er eigentlich gar nicht geboren, vielmehr von der
Natur eher zu einem verwegenen Reiteroffizier bestimmt — und dabei schlug er
mit seinem elastischen Spazierstöckchen einige sausende Lufthiebe.

Kuno Fischer (1824—1907) war damals die eigentliche „Attraktion" von
Iena. Die Maßregelung, die den jungen, ungewöhnlich erfolgreichen Privat-
dozenten auf perfide kollegiale Denunziation hin in Heidelberg getroffen hatte,
sowie die Versagung der Habilitation in Berlin durch den Kultusminister
von Raumer h»tte ihm allgemeine Sympathien erworben. Mit Vergnügen hatten
auch der Sache fernerstehende Kreise die meisterhaften Streitschriften gelesen, in
denen er für das Recht der freien Forschung und Lehre eingetreten und mit seinen
Gegnern unbarmherzig ins Gericht gegangen war. Es entsprach den besten
Traditionen der sächsischen Gesamtuniversität und des Staates Karl Augusts, daß
man dem in Baden und Preußen als gefährlich Verfolgten an der Stätte einen
Wirkungskreis eröffnete, die für die Pflege der Philosophie in Deutschland schon

früher hohe Bedeutung erlangt hatte. Auch wurden die auf ihn gesetzten Erwartungen noch weit übertroffen. Er war bald der gefeiertste Dozent, und in dichten Scharen strömten die Studierenden nach dem düstern, stallartigen Auditorium im Hofe des alten Kollegiengebäudes, dem größten, das es damals gab, wenn die Nachmittagsstunde nahte, in der er las. Es waren Zuhörer aus allen Fakultäten, farbentragende und nichtfarbentragende, und selbst bei den Agronomen, den damals recht zahlreichen Studierenden der Landwirtschaft, gehörte es zum guten Ton, wenigstens Kuno Fischers literarhistorisch-ästhetische Vorlesungen über Goethe, Schiller usw. zu besuchen. Daß dabei immer wirkliches Interesse und Bildungsdrang den Anlaß gegeben hätten, möchte ich freilich nicht behaupten, so wenig wie etwas davon zu merken war, daß die Ienenser Studentenschaft etwa von einem besonders philosophischen Geist erfüllt gewesen wäre. Man hörte diese Kollegien um des Dozenten willen, den manche fast wie eine akademische Sehenswürdigkeit aufsuchten. Auch war Fischer ein Meister der Rede und ein vollendeter Vortragskünstler, wie er denn auch im Freundeskreis gern klassische Dramen vorlas und damit lebhaften Beifall fand. Die Freude an dieser bei einem akademischen Lehrer ja nicht allzu gewöhnlichen Eigenschaft beeinträchtigte es auch nicht, wenn man erfuhr, daß diese scheinbar so unmittelbar hervorquellende Beredsamkeit sorgsamst studiert und in bezug auf Tonfall und Gesten auf das genaueste vorbereitet war. Ein eigenes philosophisches System hat Fischer nicht entwickelt: er war und blieb der Geschichtsschreiber der Philosophie und zwar vornehmlich der neueren. Bewunderswert war da seine Fähigkeit, die Gedanken der großen Denker nachzudenken uud in ihrem allmählichen Zusammenschluß und Ausbau zum System darzulegen. Er gab dabei sozusagen sich selbst ganz auf, kritisierte und glossierte nicht, sondern war je nachdem ganz Descartes, Spinoza, Leibnitz oder Kant. Die Vorlesung über des großen Königsberger Philosophen Lehre, die ich im ersten Semester bei ihm hörte, war wohl die vollkommenste Anleitung zum philosophischen Denken, die einem Anfänger geboten werden konnte, und wirkte wahrhaft befreiend. Dagegen stand Fischers Darstellung der alten Philosophie wesentlich zurück, und dem aufmerksamen Zuhörer entging es nicht, daß da gelegentlich aus den Quellen mehr herausgelesen wurde, als darin lag und Gedankengänge künstlich konstruiert wurden, welche die betreffenden Philosophen kaum als die ihrigen anerkannt haben würden. Aber so gern Kuno Fischer gehört wurde — beliebt war er bei den Studierenden doch eigentlich nicht, ja eher ließ sich fast das Gegenteil behaupten. Sein selbstbewußtes, schneidiges, fast provozierendes Auftreten, die Geringschätzung, mit der er, wie bekannt war, Dinge behandelte, die in den Augen namentlich farbentragender Studenten von großer Wichtigkeit waren, die bitteren Spöttereien, in denen er sich gelegentlich darüber erging, und die unverhohlene Mißachtung, mit der die unregelmäßig erscheinenden Zuhörer behandelt wurden — alles das brachte ihn um so mehr um die Sympathien der Studenten, als er kein Hehl daraus machte, daß ihm an

diesen wenig gelegen sei. Man hörte Kuno Fischer gern, bewunderte ihn gelegentlich, rieb sich aber innerlich und äußerlich gern an ihm, so daß da eigentlich dauernd eine gewisse Spannung herrschte, die zuweilen zu einer Art von latentem Kriegszustand wurde. Seine gern stark pointierten Äußerungen wurden begierig aufgegriffen und möglichst ungünstig gedeutet kolportiert, bis sie an ihn zurückkamen. Das gab bei seiner großen Reizbarkeit, hinter der manche nur gekränkte Eitelkeit sehen wollten, Anlaß in Menge zu Mißverständnissen und sie zu heben bestimmten Auseinandersetzungen. Wiederholt bin ich von Fischer geradezu beauftragt worden, im Kreise meiner Freunde und durch diesen dann weiterhin solchem Gerede entgegenzutreten. Denn von Anfang an hatte er sich mir besonders freundlich erwiesen: wie oft habe ich Sonntags im Kreise seiner Familie gegessen, auch da zuweilen überrascht durch die Heftigkeit seines gelegentlich fast gewaltsamen Wesens, wie wenn er z. B. einmal eines der jüngeren Kinder dadurch zur Ruhe einschüchterte, daß er es zum Fenster hinauszuwerfen drohte, auch wirklich ergriff und hinaushielt, zum Entsetzen der übrigen und namentlich seiner zarten, fast stets leidenden Gattin. Wie manche winterliche Abendstunde bin ich aber auch in anregendem Gespräch mit ihm um den Graben promeniert. In solchen Stunden liebte er es, vor jedem Widerspruch sicher und des Eindrucks auf den Hörer gewiß, sein Herz auszuschütten und erging sich in rückhaltlosem Freimut und meist nicht allzu wohlwollend über Menschen und Zustände. Gerade diese Seite seines Wesens machte immer wieder den Eindruck, als ob er trotz aller Erfolge sich in Iena doch nicht recht befriedigt fühlte, als ob sein unruhiger Ehrgeiz nach einem größeren Wirkungskreis und nach lauterer Anerkennung strebte. Er verwand nicht, was ihm in Heidelberg widerfahren war, sondern verlangte Genugtuung, und daß sie ihm schließlich zuteil wurde, indem man ihn unter demonstrativ eifriger Mitwirkung seiner ehemaligen Gegner an die Hochschule zurückrief, die ihn einst ausgestoßen hatte, hat er als einen lange ersehnten Triumph mit vollen Zügen genossen. Mir aber hat er sein freundliches Wohlwollen allezeit bewahrt, und von späteren Besuchen in Iena und in Heidelberg habe ich die angenehmsten Eindrücke mitgenommen, freilich auch den des Fortbestehens der ihm anhaftenden Schärfen und Schroffheiten, die das Alter kaum gemildert zu haben schien.

Indem ich mir so Kuno Fischers Eigenart und sein durch sie bedingtes Wirken vergegenwärtige, wird mir vollends klar, warum für Fernstehende beide den Reiz allmählich verloren. So hat sich denn auch die anfangs in mir erregte Lust mich ganz der Philosophie zu widmen, so sehr Fischer sie nährte, nicht lange erhalten, vielmehr wandte ich mich immer entschiedener der Geschichte zu. Entscheidend wirkte dazu der enge Anschluß mit, den ich von Anfang an an Adolf Schmidt gewann. Dieser (1812—1887) war eben Ostern 1860 als Nachfolger Iohann Gustav Droysens von Zürich nach Iena gekommen. Der kleine, gleichsam vertrocknete Mann mit den scharf geschnittenen Zügen und den lebhaften, fast

stechenden Augen, dessen sonst kahlen Scheitel eine Locke krönte, die er in Eifer geratend mit einem raschen Griff emporzudrehen pflegte, sammelte alsbald einen engeren Kreis um sich, den er in die Methode der historischen Forschung ein« führte. Dazu gehörten neben mir Heinrich Ulmann, später Professor in Dorpat und Greifswald, der Schweizer Hidler, später in Bern, der Straßburger Rudolf Reuß, und später gingen durch dieselbe Schule Franz Rühl, nachmals als Professor der alten Geschichte mein Kollege in Königsberg und gewissermaßen der literarische Testamentsvollstrecker seines Lehrers, Arthur Böhtlingk in Karlsruhe und Dietrich Schäfer in Berlin — schon die Zusammenstellung dieser Namen zeigt, wie frei Schmidt bei aller Strenge der Methode die Individualität seiner Schüler sich entfalten ließ und sie nicht auf bestimmte Forschungsgebiete festlegte oder zu Handlangern bei seinen eigenen Arbeiten machte. Auch blieb in seinen Übungen gerade das Gebiet völlig unberührt, welches die Arbeiten historischer Seminarien damals vorzugsweise anbauten und das dazu auch besonders geeignet ist, das Mittelalter, welches Schmidt ganz fremd war, infolge seines eigentümlichen Bildungsganges. Aus ihm erklärt sich auch die einigermaßen isolierte Stellung, die er unter seinen Fachgenossen einnahm, obgleich er sich als Herausgeber der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" um deren Gesamtgebiet große Verdienste erworben hatte. Zwar hatte er an Rankes Übungen teilgenommen, hat sich aber niemals als dessen Schüler betrachtet. Dazu wich seine Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Geschichte zu sehr von der jenes Meisters ab. Er wurzelte ganz in der klassischen Philologie und besonders im griechischen Altertum. Auch war er ein stark philosophisch angelegter Kopf, und zwar ein ausgesprochener Hegelianer, jedoch mit starken praktisch politischen Tendenzen und daher bemüht, von der Spekulation den Weg zu dem tatsächlich Gegebenen zu finden, so das Einzelne am richtigen Platz einzureihen und mit dem Ganzen zu verknüpfen. Daher konstruierte und systematisierte er gelegentlich etwas viel und wurde doktrinär, namentlich in den übermäßig lang ausgesponnenen Einleitungen zu seinen Kollegien. Er ging stets darauf aus, in der scheinbaren Unregelmäßigkeit des Geschehenen doch die Regel als herrschend nachzuweisen und das auf den ersten Blick Zusammenhanglose als zusammenhängend darzutun. So führte ihn die Betrachtung der Vergangenheit immer auf die entsprechenden Erscheinungen der Gegenwart. Das war ihm sogar in seiner akademischen Laufbahn hinderlich geworden. Im Iahre 1840, als Droysens Weggang nach Kiel in Berlin günstigere Aussicht eröffnete, hatte er sich dort habilitiert und in seinen Vorlesungen namentlich das griechische Altertum behandelt; 1847 erschien dann seine „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit in dem ersten Iahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christentums". Sie zog ihm heftige Angriffe zu, da man darin eine Tendenzschrift sah, die unter der Maske des römischen Impera« torentums das von Friedrich Wilhelm IV. in Preußen zur Herrschaft gebrachte System geistiger Unfreiheit bloßstellen wollte — mit Unrecht: dem strengen

Wahrheitssinn Schmidts und seiner hohen Vorstellung von der Pflicht des Historikers lag ein solches Verfahren fern. Aber daß die von ihm geschilderten Zustande in der Gegenwart eine Parallele fanden, konnte auch nicht geleugnet werden. Das gewann dem Buch das Interesse weiter Kreise und steigerte seinen Erfolg, mochte auch der Verfasser einen solchen nicht erstrebt haben. Nach oben empfohlen hatte er sich damit natürlich nicht. Seine lebhafte Teilnahme an der Bewegung 1848/49 besserte seine Stellung nicht, zumal er, seiner Zeit voraus-eilend, bereits auf sozialpolitischem Gebiet neue, schwierige Probleme als der Lösung harrend nachwies. Hatte er doch bereits 1847 ein Schriftchen veröffent-licht über „Die Zukunft der arbeitenden Klassen und die Vereine zu ihrem Wohl", worin er die Gründe aufdeckte für die steigende Not der Arbeiter und zur Ab-hilfe die Errichtung von Kranken- und Invalidenkassen sowie die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit forderte. Dann saß er im Frankfurter Parlament als Vorkämpfer der Einigung Deutschlands durch Preußen, für die er auch literarisch mit den Waffen der Geschichte eintrat in seinem Buch „Preußens deutsche Politik 1795, 1806 und 1849", das 18U6 überarbeitet und weiter-geführt nochmals erscheinen lassen zu können ihn mit besonderer Genugtuung er-füllte. Aber nach dem Sieg der Reaktion war in Preußen für Schmidt keine Aussicht, es über die bereits 1847 erlangte außerordentliche Professur hinaus-zubringen. So folgte er 1851 einem Ruf an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, wo er natürlich weniger fachwissenschaftlich als allgemeinbildend wirkte. In Zürich entstanden seine meist aus den Berichten der Schweizer Ge-sandten geschöpften „Zeitgenössischen Geschichten: Frankreich 1815—30, Öster-reich 1830—38", die eine Fülle neuer Erkenntnis brachten und ihm den Ruf nach Iena eintrugen.

Solche Erfolge, wie der feurige, geistsprühende Droysen sie gehabt hatte, waren ihm dort allerdings nicht beschieden: dazu war er zu nüchtern, zu scharf und vielleicht auch hie und da zu pedantisch. Wenn er aber Geschichte der neuesten Zeit las und mit seiner ruhigen Sachlichkeit, leidenschaftslos, aber aus der Tiefe einer in mannigfacher Mitarbeit im öffentlichen Leben gewonnenen Überzeugung Menschen und Ereignisse, Zustände und Richtungen in sich all-mählich erwärmendem Vortrag schilderte und die Fäden aufdeckte, die von da zur Gegenwart hinüberleiteten, und dann auf die Aufgaben der Zukunft hin-wies, dann lauschten zahlreiche Zuhörer seinen Worten und nahmen reiche Be-lehrung und mannigfache Anregung mit heim. Noch mehr kamen diese Eigen-schaften Schmidts denen zugute, die ihm persönlich nahe traten. Das war m« vollauf beschieden, und dankbar erinnere ich mich der vielen schönen Stunden, die ich in seinem gastlichen Haus, in seiner und seiner gütigen Gattin Gesellschaft verlebte. In ganz besonderem Maße durfte ich mich Adolf Schmidts Schüler nennen, auch hat er mich immer als solchen wert gehalten, mochten auch meine Studien eine andere Richtung einschlagen, als er mir vielleicht zugedacht hatte.

Meinen Arbeiten, so fern sie seinem besonderen wissenschaftlichen Interesse
lagen, waren seiner verständnisvollen Teilnahme stets gewiß, und niemals hat
er eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wo er mir nützen oder zu weiterem Fort-
kommen helfen konnte. So habe ich denn mit dem vortrefflichen Mann bis an
sein Lebensende in freundschaftlichem Verkehr gestanden: zu Anfang der siebziger
Iahre, wo ihn sein Ienenser Reichstagsmandat regelmäßig nach Berlin führte,
habe ich ihn als freudig begrüßten, teilnahmevollen und mitteilsamen Gast in
meinem Hause willkommen heißen und dann später von Königsberg aus auf
den sommerlichen Reisen nach dem Süden wiederholt in Iena aufsuchen dürfen.
Reich und mannigfaltig war also die Anregung, die ich in Iena erhielt.
Philosophische, philologische und historische Studien gingen nebeneinander her.
Die philologischen wurden erweitert durch die Einführung in die vergleichende
Sprachforschung durch August Schleicher (1821—1888), dessen nervös fahriges
Wesen, die traurige Folge eines an aufreibenden Kämpfen, Enttäuschungen und
Überanstrengung reichen Lebens, den Genuß des Gebotenen freilich beeinträchtigte.
Dazu kamen die ein erstaunliches Material zusammenhäufenden Vorlesungen von
Moritz Schmidt (1825—1883) zur Einleitung in Homer, die man freilich erst
hinterher recht würdigte, da für Schmidt die Buckdruckerkunst noch nicht erfunden
zu sein schien, er vielmehr an die Fertigkeit seiner Zuhörer im wörtlichen Nach«
schreiben seines raschen Diktats große Anforderungen stellte. Einer der größten
Vorzüge des Ienenser Studentenlebens bestand damals darin, daß regelmäßiger
Kollegienbesuch und eigene Arbeit vereinbar waren mit dem Genuß der aka-
demischen Freuden, die dort noch besonders in Blüte standen, sich aber dank der
Einfachheit der Lebensverhältnisse in bescheidenen Grenzen hielten. Wohl wurde
hier und da dem Gambrinus mehr als billig gehuldigt: spielten doch die „Er-
kneipen" auf den „Bierdörfern" Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz usw. mit dem
gelegentlichen feierlichen „Bierstaat", einer nicht immer witzigen, meist aber doch
lächerlichen Persiflage von Staat und Kirche, bei den farbentragenden Korpo-
rationen eine Rolle. Im allgemeinen aber wurden auch die „Aktiven" von der
Verbindung doch noch nicht so ganz in Anspruch genommen und zu Sklaven eines
oft recht öden Formalismus gemacht, wie das später üblich wurde. Auch konnte
man in seiner „Couleur" etwas gelten, ohne so und soviel Mensuren gehabt zu
haben. Im übrigen hängen die äußere Stellung und der innere Gehalt aller
solcher Verbindungen ab von ihrer im Laufe der Zeit wechselnden Zusammen-
setzung, und die sich äußerlich gleichbleibende Form kann im Wechsel der Zeiten
einen sehr verschiedenen Inhalt bergen. Einen Namen gewonnen haben
von meinen damaligen Couleurbrüdern nur Heinrich Ullmann und Georg Meier,
später Lehrer des Staatsrechts in Iena und Heidelberg und als Reichstags-
abgeordneter ein hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei. Auch
werden sich innerhalb eines solchen größeren Verbandes immer kleinere Gruppen
bilden, die mehr als durch das farbige Band durch die Gleichheit der Neigungen

zusammengehalten werden. Diese Erfahrung habe auch ich als Ienenser Germane gemacht. Während das eigentliche Verbindungsleben bei zunehmender Reife an Reiz verlor und gelegentlich wohl gar als Fessel empfunden wurde, habe ich innerhalb desselben und unabhängig von ihm ein paar Freundschaften geschlossen, die trotz räumlicher Trennung und nur seltenen Wiedersehens bis auf diesen Tag fortdauern. Mit einem dieser Genossen, dem Mecklenburger Karl Mayhoff, der sich als Philologe einen Namen gemacht und als Schulmann in Dresden und Leipzig verdienstlich gewirkt hat, machte ich Pfingsten 1860 eine Wanderung über Rudolstadt, Schwarzburg, Paulinzella und Illmenau, der dann aber auf der Hohe der Schmücke die Ungunst des Wetters ein vorzeitiges Ende bereitete. Entschädigt wurde ich durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Weimar. Dort verdankte ich Franz von Dingelstedt, damals Intendanten des Hoftheaters, einem literarischen Freund meines Vaters, eine Reihe genußreicher Theaterabende. Auch Ludwig Preller (1809—1861), den bekannten Philologen und Archäologen, der damals der Weimarer Bibliothek vorstand und als literarischer Beirat der Großherzogin Maria Paulowna in dem geistigen Leben der Residenz eine Rolle spielte, lernte ich kennen. Besonders freundliche Aufnahme aber fand ich damals sowie bei späteren, häufigen Besuchen in Weimar bei dem meinem Vater seit langen Iahren intim befreundeten Hofschauspieler Eduard Genast (1797 bis 1866) und seinen Töchtern. Auch sein Sohn Ernst Genast, damals Staats-anwalt, später Staatsrat, nahm sich meiner freundlich an und führte mich nach Belvedere und anderen klassischen Stätten. Nach Weimar hinüberzufahren gab es häufig Anlaß: auf den dortigen Bällen waren die Ienenser Studenten gern gesehene Gäste, und wenn es im Theater „Die Räuber" gab, zogen die Burschenschaften insgesamt hinüber, um nach altem Brauch dem auf der Bühne gesungenen „Ein freies Leben führen wir" vom Parterre aus das Gaudeamus folgen zu lassen. Gedenke ich schließlich noch einer Rheinreise, die mich in den ersten Herbstferien über Gießen, Frankfurt, die Bergstraße nach Heidelberg und dann über Speyer und Mainz den Rhein hinab nach Köln führte und mit einem Zusammentreffen mit meiner Mutter bei Onkel Oppermann in Nienburg a. d. Weser und Ausflügen nach Bremen und Hannover endete, so habe ich wohl alles erwähnt, was aus jener Zeit frischster Empfänglichkeit an Anregung und Gewinn zu verzeichnen ist. Auch auf dieser Reise machte ich einige interessante Bekanntschaften als Überbringer von Grüßen meines Vaters. Den größten Eindruck empfing ich in Heidelberg von dem greisen Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), dem berühmten Historiker. In seinem Lehnstuhl, schwer beweglich, das feingeschnittene Gesicht von weißen Locken umkränzt, das eine Auge jedoch schon halb geschlossen, aber geistig frisch und beweglich, plauderte er eine halbe Stunde mit dem ihm empfohlenen jungen Studiosus, der zu ihm als dem ehrwürdigen Vertreter längst entschwundener Zeiten bewundernd emporblickte. Auch Karl Theodor Welcker (1790—1869) besuchte ich damals im Auftrage meines Vaters,

einen der ältesten Vorkämpfer des Liberalismus in der badischen Kammer und
im Frankfurter Parlament, wo er freilich eine Einigung Deutschlands ohne
preußische Spitze unter einem kollegialisch zusammengesetzten Direktorium befür-
wortet hatte.
Wie gleich beim Abschied festgestellt worden war, besuchte ich erst nach Ab-
lauf eines vollen Iahres das Elternhaus wieder: so jung in die Welt hinaus-
gehend, sollte ich erst eine gewisse Selbständigkeit gewinnen, ehe ich auch nur
vorübergehend in die gewohnten Verhältnisse zurückkehrte. Ietzt fand ich diese
freilich unerfreulich verändert. Den jüngeren Bruder, einen Iüngling von
ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit, bekannt als einer der besten Turner
und Schwimmer, aber abenteuerlustigen Sinnes, den er am liebsten als See-
mann in fernen Ländern befriedigt hätte, hatte ein jäher Tod hinweggerafft.
Der Vater hatte die Folgen eines Schlaganfalls nicht mehr ganz überwunden.
Sorgen drückten ihn, auch war er vereinsamt in der geistigen Interessen wenig
zugänglichen Handelsstadt. Die Mutter und die jungen Schwestern standen unter
dem Druck dieser Verhältnisse, zumal von ablenkendem und anregendem Verkehr
keine Rede war. Der Kontrast gegen Iena war also sehr empfindlich, obgleich
die auf dem Elternhause lagernden trüben Schatten auch bis dorthin gereicht
hatten. So wurden die Ferien daheim zu einer Zeit besonders angestrengter
ernster Arbeit, bei der mich meine alten Gönner K. C. A. Schmidt und Calo
aus ihren Bücherschätzen unterstützten.
Was Iena mir bieten konnte, war in zwei Iahren erschöpft: Ostern 1862
vertauschte ich es mit Berlin. Unverhofft schnell lebte ich mich dort ein. So
groß die Stadt war und so gewaltig das Leben in ihr pulste, es ging doch noch
nicht in der atemlosen Hast her wie jetzt. Durch die Straßen rumpelten nur
schwerfällige Omnibusse, und vor dem Brandenburger Tor hielten in langer Reihe
Torwagen und Kremser, um, wenn sie genug Einsassen gefunden hatten, nach
Eharlottenburg, dem Spandauer Bock oder nach dem Grunewald zu fahren. Die
Umgegend war als öd und unschön verrufen, weil eigentlich niemand sie kannte.
Dafür lebte aber noch etwas von der alten Berliner Gemütlichkeit, die anmutete
und Behagen erzeugte. Zudem traf ich in Berlin einige liebe Schulkameraden
aus Stettin, mit denen sich bei der Gleichartigkeit der Verhältnisse und der Ver-
wandtschaft der Bestrebungen bald ein fast täglicher Verkehr entwickelte. Der
eine war Wilhelm Studtemund (1843—1889), nachmals Professor der klassischen
Philologie in Straßburg und Breslau. Der andere, Wilhelm Kühne, der bereits
eine bescheidene Lehrerstelle bekleidete, ist später Gymnasialdirektor in Ostpreußen
geworden und als solcher in Altenburg gestorben. Der dritte war Adolf Hart,
ein reichbegabter, feinsinniger Mensch, eine zartbesaitete Natur: er starb früh
als Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin, noch bevor er die
ihn beschäftigenden wissenschaftlichen Pläne verwirklichen und den bereits ein-
geleiteten Übergang zur akademischen Tätigkeit vollziehen konnte. Mehrmals

wöchentlich wanderten wir vier zum Kaffee hinaus nach dem damals noch ganz ländlich im Grünen gelegenen Moritzhof, in lebhaftem Austausch des Gelernten und Erstrebten und uns gegenseitig für das allmählich nahende Eramen vorbereitend.
Nun verdankte ich aber auch in Berlin den literarischen Beziehungen meines Vaters manche interessante Bekanntschaft und den Zutritt in Häuser, die in dem geistigen Leben der preußischen Hauptstadt damals eine Rolle spielten. Das verschaffte mir auch nähere Fühlung mit dem politischen Leben, dessen Wogen — es war die Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes — gerade damals besonders hochgingen. Befreundeten Abgeordneten, wie Schulze-Delitzsch und Schmidt-Randow, verdankte ich häufigen Zutritt zur Tribüne des Abgeordnetenhauses, wo ich Bismarck, von Roon, Fritz von Eulenburg und andere im Redekampf mit Waldeck, Twesten, von Sybel, Reichensperger und anderen hören konnte. Auch nach dieser Seite hin war das Haus von Adolf Stahr und Fanny Lewald besonders interessant, weil an den offenen Montagabenden die Vertreter der Fortschrittspartei und ihre publizistischen Verbündeten dort vielfach verkehrten und die Tagesfragen lebhaft erörterten. Namentlich die ostpreußischen Abgeordneten von Hennig-Plomhott, von Saucken-Tarputschen und andere Mitbegründer Iung-Litauens suchten das Haus ihrer berühmten Landsmännin häufig auf. Von Berliner Größen dieser Art gingen im Laufe des Winters dort die meisten an einem vorüber: — die hochragende Gestalt Franz Dunckers, des Verlegers der Volkszeitung und des Begründers und langjährigen Vorsitzenden des Berliner Handwerkervereins, mit den mähnenartigen weißen Locken, H. V. Oppenheim (1819—1880), ein kleiner beweglicher jüdischer Herr, damals Redakteur der „Deutschen Iahrbücher für Politik und Literatur", Ferdinand Lassalle und andere. Was im Gebiet der Belletristik neu auftauchte, versäumte nicht, sich bei Fanny Lewald (1811—1889) vorzustellen, welche diesen bunt gemischten Kreis mit ihrem klaren Blick für Menschen und Dinge zusammenhielt und in gewissem Sinn beherrschte, eine Frau von ungewöhnlicher, fast männlicher Verstandesschärfe, bei der auch die poetische Produktion mehr von dieser Seite als von einer schöpferischen Phantasie ihren Ursprung nahm, obenein eine vortreffliche Hausfrau und stolz darauf, die Pflichten einer solchen trotz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zu erfüllen. Doch war sie sich dieser außerordentlichen Gaben auch vollauf bewußt und daher nicht immer frei von einer gewissen Pose. Diese spielte allerdings bei Adolf Stahr (1805—1876) eine ziemlich bedeutende Rolle. Von umfassender Gelehrsamkeit, verdient als Aristoteles-, Lessing- und Goethe-Forscher, hatte Adolf Stahr durch sein „Ein Iahr in Italien" in epochemachender Weise dazu beigetragen die Kulturschätze Italiens für das moderne deutsche Geistesleben zu erschließen und sich weiterhin als einen der konsequentesten und schlagfertigsten Vorkämpfer freiheitlicher Prinzipien bewährt, wobei er allerdings, der Geistesrichtung der Zeit folgend, weniger nationale als internationale Gesichts-

punkte geltend machte. Gerade das aber gab dem Freunde Mazzinis und Korrespondenten Orsinis für das Berliner Leben eine eigenartige Bedeutung. Stahr schrieb damals gerade seine vielumstrittene und nicht eben glückliche Rettung des Kaisers Tiberius, von der er eine Umgestaltung des bisher geltenden Urteils über den größten römischen Geschichtsschreiber, Tacitus, und eine neue Epoche in der Behandlung der römischen Kaisergeschichte erwartete: die eine wie die andere ist ausgeblieben. Überhaupt trat es nicht selten als eine schwache Seite in dem Wesen dieses vortrefflichen und bedeutenden Mannes hervor, daß er überall originell und selbständig sein, nicht auf anderer Leute Schultern stehen wollte: das gab ihm zuweilen etwas Manieriertes und ließ ihn eitel erscheinen.
Flüchtiger waren meine Berührungen mit Berthold Auerbach «812—1882), der eben damals den Versuch machte in Berlin festen Fuß zu fassen, begünstigt von der Königin Augusta und infolgedessen auch von anderen hochgestellten Persönlichkeiten durch Auesicht auf eine staatliche oder höfische Stellung animiert. In einer solchen freilich konnte man sich den kleinen, gesucht lebhaften Mann kaum recht denken, der, stark schwäbelnd, immer den Eindruck des Affektierten machte, in Wort und Geste auf den Effekt ausging und durch ein wunderliches Gemisch geflissentlich zur Schau getragener Bäuerlichkeit mit den Allüren eines zu glänzen beflissenen Salonmenschen auch die Verehrer seiner Dichtung zur Kritik herausforderte. In die eigentlichen Künstlerkreise Berlins tat ich einen Blick durch den Verkehr mit dem liebenswürdigen Bildhauer Hermann Heidel (1810—1865), Schwanthalers Schüler, dem Schöpfer einer leider nie in Marmor ausgeführten herrlichen Gruppe „Antigone den blinden Vater führend" sowie der berühmten Iphigenie in der Orangerie zu Sanssouci, weiteren Kreisen bekannt, als der Meister des Haendel-Denkmals in Halle. Unverheiratet, hielt Heidel Haus zusammen mit seinem Freund Adolf Helfferich (1813—1894), einem Württemberger von Geburt, der 1833 als Burschenschafter zu leiden gehabt und deshalb seiner Heimat den Rücken gekehrt hatte, um nach unstetem Wanderleben schließlich als außerordentlicher Professor der Philosophie in Berlin unterzukommen. Während seine früheren philosophischen und literarhistorischen Arbeiten sowie seine Reiseschilderungen Anerkennung gefunden hatten, sind seine späteren linguistisch-kulturgeschichtlichen Versuche — „Der Erbacker" und anderes —, die jeder Methode spotteten und sich in ganz ertravagante Phantastereien verloren, nicht bloß abgelehnt, sondern vielfach verlacht worden.
Besonders interessant war mir in Berlin die wenigstens oberflächliche Berührung mit dem Theater, die ich meines Vaters Freundschaft mit Theodor Doering (1823—1878) und Franz Wallner (1810—1876) verdankte. Doering hatte seine große Zeit freilich schon hinter sich, mochte er auch als der Geisteserbe Emil Devrients gelten wollen und dessen einstigen Platz an dem berühmten Tisch in der Weinstube von Lutter und Wegen« am Gendarmmarkt einnehmen: als Nathan, Mephisto und Falstaff war er noch unübertrefflich und ihn darin zu

sehen ein Ereignis, dessen Eindruck lange nachwirkte. Franz Wallners, eines geborenen Österreichers, Schöpfung in der Blumenstraße war erst unlängst aus dem Vaudeville-Theater vorgegangen, das Rudolf Cerf, ein Berliner Original, von dem noch eine Fülle köstlicher Anekdoten umlief, geleitet hatte, bis er das groß angelegte Viktoria-Theater ins Leben rief. Das Wallner-Theater oder, wie es im Volksmunde hieß, „Die grüne Neun" wurde schnell zu einer in ihrer Art einzigen Berliner Spezialität. Es war die Blütezeit der guten alten Berliner Posse, die im Volk wurzelte und auf das Volk wirkte und in gewissem Sinne eine Macht war. Das so leidenschaftlich erregte politische Leben der Zeit spiegelte sie in heiterer Verzerrung wider. Was ist da gelacht und gejubelt worden, wenn der schon beim Öffnen des Mundes lächerlich wirkende Helmerding, der in seiner komischen Grandezza unwiderstehliche Reusche und die kleine rundliche Anna Schramm, die bei aller scheinbaren Naivität den Effekt so fein zu berechnen wußte, in hinreißender Situationskomik und witzigen Couplets die harten Worte und harten Taten verspotteten, welche die Konfliktszeit zutage förderte. Die Gegner, die sich auf der Tribüne und in der Presse noch eben leidenschaftlich bekämpft hatten, lachten herzlich miteinander, jeder wenigstens zum Teil auf des anderen Kosten. Das gab eine wohltätige Entladung der übermäßig gespannten Atmosphäre und milderte die erbitternde Wirkung des heftigen politischen Kampfes. Doch auch höher geartete Genüsse bot die bescheidene Bühne, wenn in feinen kleinen Lustspielen oder pointereichen Konversationsstücken Frau Agnes Wallner und Hedwig Raabe, später die Gattin Niemanns, ihre entzückende Kunst entfalteten.

Daß ich mich in Berlin bald heimisch fühlte, hatte seinen Grund jedoch vornehmlich in der entscheidenden Wendung, die gleich im Beginn in meinen Studien eingetreten war — wenn man will, infolge eines glücklichen Zufalls: richtig benutzt, spielt ein solcher im Leben des Menschen eine viel größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Eines Tages sprach mich auf der Straße Dr. Wilhelm Arndt (1833—1895) an: als Göttinger Student war er auf einer Pfingstfahrt Gast der Germania in Iena gewesen. Auf dem Gymnasium zu Culm an der Weichsel vorgebildet, hatte er in Göttingen zu den bevorzugten Schülern von Georg Waitz gehört, sich ganz in dessen Richtung eingelebt und war, auf Grund einer verdienstlichen Dissertation über die Wahl König Konrads II. promoviert, als Mitarbeiter bei der Herausgabe der „HIonu mentll «erm»uiae di»toric»," eingetreten, die damals Georg Heinrich Pertz (1795—1876) als Alleinherrscher leitete. Wir kamen bald in lebhaften Verkehr. Arndt protegierte und dozierte gern und fand dafür an mir ein um so dankbareres Objekt, als die Dinge, in denen er seit Iahren mit der der Waitzschen Schule eigenen Einseitigkeit lebte, mir neu waren und mich fesselten. Denn gerade das Mittelalter, das Gebiet, auf dem damals eine so emsige und erfolgreiche Tätigkeit herrschte und immer neu zuströmendes Material auch dem Anfänger die

Möglichkeit bot zu einer ersten wissenschaftlichen Bewährung, war mir fremd geblieben. Mit um so größerem Eifer vertiefte ich mich jetzt hinein, und Arndt, mit dem mich bald aufrichtige Freundschaft verband, war mir dabei ein zuverlässiger Berater und Helfer. Wenn ich dieser Anregung so willig und dankbar nachgab, so hatte das seinen Grund zum Teil darin, daß Berlin mir gerade in dem ersten Semester unerwartet wenig bot. Von den Vertretern der klassischen Philologie war August Boeckh (1785—1887) doch nur noch der Träger eines großen Namens, eine ehrwürdige Ruine, Moritz Haupt (1808—1874) aber, in seinen Interpretationskollegien und im Seminar nicht bloß stets scharfsinnig, sondern oft auch geistreich, hing zu sehr am Buchstaben, als daß er eine realistisch gerichtete Natur hätte fesseln können, ganz abgesehen davon, daß er, selbst wenn er sein elegantes Latein sprach, durch die alles Maß übersteigende Grobheit abstieß, mit der er seine Fachgenossen kritisierte. Von den Historikern war Leopold Ranke beurlaubt, während Iohann Gustav Droysen (1808—1884), dessen von großen Gesichtspunkten ausgehende und reiche Details bietende Vorlesungen durch ihren originellen Geist mich wie jeden fesselten, meine Bitte um Zulassung zu seinen historischen Übungen wegen Platzmangels abweisen mußte. Erst ein Iahrzehnt später, als ich mich in Berlin habilitierte, bin ich Droysen nähergetreten und habe von dem hochbedeutenden und originellen, dabei so bescheidenen und liebenswürdigen Mann vielfache Beweise des Wohlwollens erhalten. Damals ging ich, von Freund Arndt beraten, zunächst allein meinen Weg und kam darauf ein erfreuliches Stück vorwärts, da ich meinen Studien, ebenfalls auf Arndts Anregung, in der Geschichte Heinrichs des Löwen einen festen Mittelpunkt und zugleich ein letztes Ziel gegeben hatte.

Den reichsten Gewinn brachte mir der ebenfalls von Arndt vermittelte Eintritt in einen auserwählten Kreis reichbegabter und hochstrebender Fachgenossen, welche, obgleich alle bereits promoviert und zum Teil durch größere Arbeiten bekannt geworden, mich liebenswürdig wie einen Gleichberechtigten aufnahmen. Unlängst waren sie in dem Wunsche, die so mächtig anwachsende neue geschichtliche Literatur einander durch Referate bekannt zu machen, zu einem zwanglosen Verband zusammengetreten. Ich fand dort nicht bloß wissenschaftliche Anregung und Förderung, sondern habe auch Freundschaften schließen können, die mir ein kostbarer Besitz für das Leben geworden sind. Soweit es in diesem Kreise einer Leitung der Verhandlungen bedurfte, lag sie in den Händen von Bernhard Erdmannsdörffer (1833—91): meist schweigsam, immer bedächtig und sich nicht leicht erschließend, war er, wenn er es einmal tat, überraschend geistvoll und tief. Ein Schüler Droysens, hatte er in Iena als Privatdozent begonnen, war seinem Lehrer dann nach Berlin gefolgt und als Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" eingetreten, las auch an der Universität und an der Kriegsakademie, erst allmählich zur Geltung kommend und recht gewürdigt, um

dann rasch nacheinander Professuren in Greifswald und Breslau zu bekleiden
und schließlich als Nachfolger von Heinrich von Treitschke nach Heidelberg zu
kommen. Nie bin ich später in die schöne Neckarstadt gekommen, ohne mich des
Wiedersehens mit ihm zu erfreuen. Ebenfalls ein Schüler Droysens war Paul
Hassel, der eben mit den ersten Ergebnissen seiner groß angelegten und nie
abgeschlossenen Forschungen über den Iülich-Cleveschen Erbfolgestreit hervor-
getreten war, aber, vielseitig gebildet und beweglichen Geistes, sich auch auf
anderen Gebieten mit Glück versuchte, eine feine, im besten Sinn des Wortes
distinguierte Persönlichkeit. Trotz späterer großer Erfolge an der Berliner Uni-
versität nicht vorwärts gekommen, ging er später zur Archivverwaltung über und
wurde schließlich an die Spitze des sächsischen Staatsarchivs in Dresden berufen,
wohl infolge seiner persönlichen Beziehungen zu dem Kronprinzen von Sachsen,
dessen Hauptquartier er 1870/71 als Berichterstatter beigegeben war.
Besonders zahlreich waren unter uns natürlich die „Waitzianer" vertreten.
Außer Arndt (1838—95), der durch seine Editorentätigkeit an eigener Produk-
tion gehindert wurde, zählte zu ihnen der liebenswürdige, lebhafte und viel-
seitige Immanuel Rosenstein, der sich in die Geschichte der Völkerwanderung ver-
tiefte, aber auch in der des achtzehnten Iahrhunderts heimisch war und uns die
damals so lebhaft erörterten politischen Kontroversen vermittelte. Auch mit ihm
bin ich bis an sein Lebensende in freundschaftlichem Verkehr geblieben; damals
Erzieher im Hause Bleichröder, nahm er später als Direktor des Wolffschen
Telegraphenbüros eine auch politisch bedeutende Stellung ein. Der Waitzschen
Schule entstammte auch Rudolf Usinger (1839—1878), der in heldenmütigem
Kampf gegen die an ihm nagende hoffnungslose Krankheit doch Kraft fand zu
bahnbrechender Forschung, deren Ergebnisse er in den „Deutsch-dänischen Ge-
schichten 1189—1227" niederlegte; später hat er als Professor in Kiel sich be-
sonders um die schleswig-holsteinische Landesgeschichte verdient gemacht. Aus
der Göttinger Schule stammte endlich auch Karl Wittich: von den ihn bisher
beschäftigenden Studien über das mittelalterliche Herzogtum Lothringen wandte
er sich solchen über die Zerstörung Magdeburgs zu, die auf Grund eines ge-
waltigen archivalischen Materials, das er zusammenbrachte, später zu über-
raschenden Ergebnissen führten.
Die eigentliche Berliner, d. h. Rankesche Schule vertrat Theodor Toeche:
auf Grund seiner schönen Arbeit über die Erwerbung des Königreichs Sizilien
durch Kaiser Heinrich VI. promoviert, hatte er der Geschichtsforschung als
Lebensberuf entsagen müssen, um sich der Laufbahn als Verlagsbuchhändler zu
widmen und das großväterliche Geschäft E. S. Mittler u. Sohn zu übernehmen.
Doch blieb er der Wissenschaft treu und arbeitete weiter an seinem Kaiser
Heinrich VI., der als Teil der von der Münchener Historischen Kommission
herausgegebenen „Iahrbücher des Deutschen Reichs" erschienen ist. Da unsere
Arbeiten sich vielfach berührten, traten wir bald in lebhaften Austausch, der dann

brieflich fortgesetzt wurde und um so fruchtbarer wurde, als Toeche, in Berlin heimisch, der Mittelsmann wurde und blieb, durch den jener Freundeskreis, nachdem seine Glieder weithin verstreut waren, doch immer noch auf eine Art zusammengehalten wurde und die alte Gemeinschaft pietätvoll pflegte. Als ich dann späterhin durch mein Amt für mehrere Iahre nach Berlin zurückgeführt wurde, konnten wir in lebhafterem persönlichem Verkehr auf dem so gelegten Grund weiterbauen. So entstand jene auf glückliche Iahrzehnte mit einer reichen Fülle gemeinsamer äußerer und innerer Erlebnisse zurückblickende Freundschaft, die mich mit Theodor Toeche-Mittler verbindet und, dank einer seltenen Harmonie des Fühlens und Denkens, auch auf unsere Frauen überging und schließlich als ein kostbares Stück väterlichen Erbes sogar auf unsere Kinder übertragen wurde.
Gelegentlich erschienen in dem historischen Verein auch Eduard Simson, der Sohn des späteren Reichsgerichtspräsidenten, von Königsberg her ein Schüler Wilhelm Giesebrechts: er arbeitete im karolingischen Zeitalter und ist diesem sein Leben lang treu geblieben. Auch Heinrich Peter verkehrte da, ein Sohn des bekannten Rektors von Schulpforta und Geschichtsschreibers Roms (1808 bis (1883): er war an den „Urkunden und Aktenstücken" tätig und hat später einige wertvolle Monographien zur Geschichte des Großen Kurfürsten geliefert. Die Rechtswissenschaft, besonders das für den Historiker des Mittelalters so wichtige Kirchenrecht vertrat Emil Friedberg, der sich damals in Berlin habilitierte und später in Freiburg i. B., Halle und Leipzig wirkte, und ferner ein junger bayerischer Iurist von Sicherer, der nachmals in München als Staatsrechtslehrer tätig war. Endlich gehörte diesem Kreise auch noch ein junger österreichischer Gelehrter an, und zwar ein zu großen Dingen berufener, dessen bedeutender Kopf, rastloser Fleiß, sprühende Lebhaftigkeit, nie versagende Schlagfertigkeit, und auf hohe Ziele gerichteter idealer Sinn Glänzendes erwarten ließen — Wilhelm Scherer (1841—1886). Ein Schüler des Wiener Germanisten Franz Pfeiffer, war er nach Berlin gekommen, um bei dem strengen Karl Müllenhoff (1818—1884), wie er selbst sagte, „Methode zu lernen". Deshalb nach der Heimkehr in Wien, wo er sich habilitierte, durch kleinliche Schikanen seines ersten Lehrers planmäßig gehindert, aber doch allmählich durchgedrungen, hat Scherer nachher als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Straßburg und in Berlin eine glänzende und lange nachwirkende Tätigkeit entfaltet, der leider ein vorzeitiger Tod ein allzu frühes Ende bereitete.
Für meine wissenschaftliche Entwickelung wurde der Eintritt in diesen Kreis entscheidend. Die frische Luft, die ich dort atmete, half mir über die Schwierigkeiten hinweg, die sich einem Autodidakten, wie ich es im Gebiet der mittelalterlichen Geschichte bisher eigentlich war, entgegenstellten. Die freundliche Anerkennung, die meine ersten bescheidenen Leistungen dort fanden, ermutigte mich, mir mein Ziel allmählich höher zu stecken. So folgte dem reichen Sommer, dessen Abschluß eine Fahrt nach Rügen, Stralsund und Greifswald bildete, ein

noch viel reicherer Winter. Nun begann Philipp Iaffs (1819—1870), zum außerordentlichen Professor für historische Wissenschaften ernannt, seine Lehrtätigkeit: mit Scherer, Hassel und anderen gehörte ich zu den eifrigsten Teilnehmern seiner Paläographischen Übungen. Vor allem aber las nun auch Leopold Ranke und nahm seine historischen Übungen wieder auf. Auf dem Katheder freilich enttäuschte er zunächst, und ich möchte fast vermuten, er sei nie ein großer Dozent gewesen. Die Zahl der Zuhörer war nur klein, nicht selten aber erschienen Fremde, namentlich Engländer, um bei dem berühmtesten deutschen Historiker zu hören: sie zogen sich bald zurück. Das undeutliche, stoßweise Sprechen des kleinen, etwas hochschultrigen Herrn, der sitzend hinter dem Katheder fast verschwand, um nur in Momenten besonderen Eifers sich aufrichtend mit dem stark geröteten, von krausen weißen Locken umgebenen Gesicht und den kleinen, wundersam leuchtenden blauen Augen darüber hervorzugucken, als wollte er sich von der Wirkung seiner Worte überzeugen, bereitete wohl den des Deutschen nicht recht mächtigen Hörern noch besondere Schwierigkeiten. Auch sachlich waren seine Vorlesungen ungleich, erhoben sich aber gelegentlich zu der Höhe des Gedankenfluges, auf der er ganz der große Historiker war, den wir in seinen Schriften bewunderten. Wenn bei nahendem Semesterende die Reihen der Zuhörer sich noch mehr lichteten, so daß zu befürchten stand, er könnte das Auditorium das nächste Mal leer finden, dann faßte er wohl den eigentlich noch für mehrere Vorlesungen bestimmten Stoff in genialer Improvisation schnell zusammen und entwarf eins jener großzügigen Bilder eines ganzen Zeitalters, wie seine Werke deren so viele aufweisen. Auch an seinen historischen Übungen, die für die deutsche Geschichtsforschung einst ein neues Zeitalter eröffnet hatten, nahmen damals nur wenige teil, meist reifere Leute, wie Hassel, Alfred Dove und andere. Es ging da ziemlich formlos her, und das Ganze machte mehr den Eindruck eines Konversatoriums: die gelesenen Quellen — damals Adam von Bremen — wurden durchgesprochen, genau geprüft und an den anderen Berichten sowie an den erwiesenen Tatsachen gemessen. Das gab freilich Ranke, der meist zwischen den Zuhörern auf einem Tische Platz nahm, Gelegenheit, die ihm eigene historische Intuition zu betätigen und uns einen Blick in seine Geistesarbeit tun zu lassen. Eigene Arbeiten verlangte er nicht: hatte aber jemand etwas fertig, so wurde es vorgelegt und auf Grund eines darüber erstatteten Referates eingehend besprochen. Mit reichem Gewinn für mich geschah das mit den ersten Fragmenten aus meinem Heinrich dem Löwen. Ranke interessierte sich für die Arbeit; so kam ich auch persönlich zu ihm in nähere Beziehungen, was sonst in Berlin kaum üblich war. Er erwies mir ermutigende Teilnahme, erwartete etwas von mir und hat mein Vorwärtskommen gelegentlich auch durch ein empfehlendes Wort gefördert. Dazu kam noch die sehr anregende Teilnahme an den historischen Übungen eines kleinen Kreises, den Rudolf Koepke (1813—1870) im Sommer 1863 um sich vereinigte, ein feiner Kopf mit ästhetischen Neigungen,

wie er ja auch im Gebiet der Literaturgeschichte Vortreffliches geleistet hat. Da stand die Besprechung eigener Arbeiten im Vordergrund. Die gute, von Koepke mit warmen Worten bestätigte Aufnahme meiner dort vorgelegten Darstellung der Geschichte Heinrich des Löwen in den Iahren 1176—1182 ermutigte mich, mich schon jetzt dem Doktoreramen zu unterziehen, da sich mir ganz nnerwarteter-weise die Aussicht auf eine Anstellung eröffnet hatte, noch dazu eine solche, die als günstige Staffel für die Zukunft gelten konnte.

Von einer für die Monumente unternommenen Bibliotheks- und Archivreise nach dem Nordosten zurückgekehrt, teilte mir Freund Arndt gelegentlich mit, er sei von dem neuen, ihm entfernt verwandten Oberbürgermeister von Danzig, Herrn von Winter — dieser war während der „neuen Ära" der Hauptgehilfe des Ministers Grafen Schwerin bei der Einführung der neuen Kreisordnung und dann Polizeipräsident von Berlin gewesen, bis er durch eine reaktionäre Intrigue gestürzt wurde — angegangen worden um Nachweisung eines jüngeren, wissen» schaftlich höher gerichteten Historikers, der gewillt wäre, an dem Danziger Gymnasium neben dem um die Geschichte des einstigen Ordenslandes hoch-verdienten Theodor Hirsch (1806—81) zu wirken. Selbstverständlich ging ich mit Eifer auf die Möglichkeit ein. Herr von Winter, dem ich mich bei seiner Anwesenheit in Berlin vorstellte, akzeptierte meine Kandidatur trotz meiner Iugend. Das Oberlehrereramen wurde zunächst nicht verlangt, der Nachweis des Erwerbes des Doktortitels sollte genügen. Schwieriger war es, meinen Vater für die Sache zu gewinnen: er hielt sie für aussichtslos und schalt mich einen leichtgläubigen Phantasten, ließ mich aber schließlich doch mein Glück ver-suchen. Nun wurde in rastloser Arbeit Heinrich der Löwe in die damals noch erforderliche lateinische Form umgegossen, und am Ende des Sommersemesters 1863 bestand ich auf Grund von Rankes günstiger Beurteilung meiner Arbeit die Doktorprüfung, bei der neben Ranke Friedrich von Raumer, der Geschichts-schreiber der Hohenstaufen, Boeckh und Trendelenburg als Eraminatoren fungierten. Am 1. August wurde ich dann, nachdem ich Dissertation und Thesen gegen Arndt, Rosenstein und Hart in üblicher Weise verteidigt hatte, von dem Dekan Müllenhoff zum Doktor promoviert. Nach einigen Wochen gespannter Erwartung fiel in Danzig die gehoffte günstige Entscheidung, und Anfang Oktober trat ich die Reise dorthin an.

Otto Philipp Neumann

Dr. Otto Philipp Neumann: Der Positivismus vom modernen Standpunkte aus.

Unter den vielen philosophischen Richtungen spielte der Positivismus besonders in Frankreich eine große Rolle. Zwar sagt der große Spötter Fritz Mauthner im Artikel: Monismus seines „Wörterbuches der Philosophie", daß der Ausdruck positlt und po»itivi8i>ie in Frankreich seit Comte zu einem Worte für alles heruntergekommen sei. In ganz ähnlicher Weise, meint Mauthner, wie der „Monismus". Monistisch heiße soviel, wie modern. Es ist nun von Interesse, daß der alte Comtesche Positivismus neuerdings von zwei ganz verschiedenen, ja ich möchte sagen diametralen und antipolaren Seiten angefaßt worden ist, nämlich von monistischer Seite durch Ostwald und von jesuitischer Seite durch Gruber. Die letzte Beurteilung liegt allerdings etwas weiter zurück. Es ist zweifellos das Verdienst Comtes, die Phänomenologie in den Vordergrund der Betrachtung gestellt zu haben. Die Gesetze beobachten, das ist das Wichtigste, das ist wissenschaftlich, das ist positiv. Metaphysik wird abgelehnt. Unsere Erkenntnis ist subjektiv und relativ. Es ist eine Anschauung, wie sie in das Zeitalter der Technik paßte. Die Soziologie ist auch nur ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sie ist die letzte „Wissenschaft" einer Stufenreihe. Das positive Stadium ist das dritte, nachdem das mythologische und metaphysische überwunden ist. Man verzichtet auf die Erkenntnis der Endursachen überhaupt und beschränkt sich auf die gesetzmäßigen Zusammenhänge der Phänomene und deren erfahrungsgemäße Feststellung. Daß Comte diese Grundsätze auf die Soziologie und auch auf die Religion übertrug, sei nur nebenher erwähnt. Er spricht von einer „Menschheitsreligion". Auf das gesamte Weltproblem vom positivistischen Standpunkt kann ich hier nicht eingehen. Es sei nur das kurz gesagt, was ich nachher in Beziehung setzen will zu Ostwald und Gruber. Der Positivismus soll sich auszeichnen durch voraussetzungsloses Forschen. So ist die naive Vorstellung einer absoluten Substanz schon sehr frühzeitig geleugnet worden, ebenso wie ja der „Monismus" keineswegs eine neuzeitliche Erscheinung ist. Die Sehnsucht nach „Einheit" ist lediglich ein intellektuelles Bedürfnis. Man sucht den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". In der Mechanik fand man ihn allein nicht, und so sagt Mach sehr treffend, daß die Mechanik nur einen Teil der Welt faßt. Die Positivisten halten daran fest, daß mit dem Physischen das Psychische zugleich gegeben sei. Man kann die Vorgänge beschreiben, aber nicht erklären. In dieser Negation Machs liegt etwas Positives. Masse und Kraft sind Relationen. Der Positivismus nennt sich nach William Iames auch Pragmatismus. Der Phänomenalismus ist metaphysikfrei. Seit Hume ver«

zichtet der Positivismus auf absolutes Erkennen, laut est rslätit et ssul 1s
i-sl^tit e»t al»8«Iu. Petzold, der Positivist, nennt die Substanz ein „eingebildetes
Nichts". Sie gehört, wie L. Stein sagt, in die Rumpelkammer der meta-
physischen Mythologie. Ostwald schließt sich der Comteschen Klassifikation der
Wissenschaften vollständig an. Auch dem Kausalgesetze werden nur funktionelle
Beziehungen zugebilligt. Nur das empirisch induktive Verfahren ist zulässig.
Ostwald schildert, wie er zu Comte kam. Er spricht direkt aus, daß das, was
Comte beabsichtigte, sachlich durchaus zusammenfalle mit dem deutschen Monis-
mus, dessen Vertreter früher Comte gewesen sei und Ostwald jetzt ist. Die geistige
Wurzel ist Spinoza, der als Vater des Monismus dargestellt wird. Der Monis-
mus, sagt Ostwald, stellt die Wissenschaft als oberste Instanz für alle dar, für
jede geistige Betätigung und lehnt jede andere Quelle der Erkenntnis und damit
des Handelns ab. Diese Erkenntnis, sagt Ostwald, verdanken wir Comte.
Comte hat, so urteilt Ostwald, alle theologischen und metaphysischen Bestandteile
abgetan. Wenn Ostwald nun besonders hervorhebt, daß es bei Comte die starken
katholischen Iugendeindrücke gewesen sind, die für seine Philosophie bestimmend
waren, so ist es von Interesse festzustellen, was die katholische Wissenschaft über
Comte sagt. Wir besitzen aus den Stimmen aus Maria Laach eine Schilderung
des Positivismus August Comtes und zwar vom Tode Comtes 1857 bis auf unsere
Tage 1891. Der Verfasser H. Gruber ist ein bekannter jesuitischer Schriftsteller.
Auch Gruber geht, wie Ostwald, davon aus, daß die scholastischen und die », priori
Spekulationen von den „Positivisten" ausgeschaltet werden, und daß es sich um
„reine Wissenschaftlichkeit auf Grund der Erfahrungstatsachen" handelt. Comte
spricht vom „Apostolat" des Positivismus. Litträ sollte sein Nachfolger sein. Die
Positivisten erkennen aber das „Unerkennbare" an. Was über den Bereich des
positiven Wissens entweder materiell oder intellektuell hinausliegt, ist dem mensch-
lichen Geiste unzugänglich.
Gruber schildert eine ganze Reihe von positivistischen Schulen, ja es kommt
sogar zu positivistischen Kulten mit Sonntagsfeiern und Gebeten. Es gibt
einen „positivistischen Segen und positivistische Sakramente". Gruber sagt: eine
wichtige Wahrheit hat die Comtesche „Menschheitskirche" ans Licht gestellt, nämlich
die Unmöglichkeit, eine Lehrgewalt, welche allerdings für das Bestehen und die
Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, auf rein
menschlichen Grundlagen zu begründen. Der Positivismus, der Monismus und
der Katholizismus erheben den Anspruch, alleingeltend zu sein. Allen dreien ist
Toleranz fern. Der Monismus steht auf dem Boden der „Wirklichkeit", und der
Katholizismus auf dem der göttlichen Offenbarung. Wer hat recht? Beide,
der Monismus und der Katholizismus behaupten, der „Rettungsanker" in der
Krisis zu sein, welche heute den Bestand der Gesellschaft bedroht. Der Ost-
waldsche Monismus will das Christentum ausmerzen. Es ist ihm nur eine Vor-
stufe zum Monismus. Der Katholizismus geht gegen den Modernismus und

modernen Standpunkte aus Otto Philipp Neumann
gegen den Monismus vor, der alle Sittlichkeit untergrabe. Der Monismus sagt: seine Moral sei die einzig richtige. Die Kirche soll durch die Wissenschaft ersetzt werden. Die theologische, die metaphysische Stufe ist überwunden durch die positive nach Comte. Gruber lehnt den Comteschen Positivismus gänzlich ab. Er hält ihn für eine Mystifikation, einen Beweis der Schein- und Halbbildung. Er hat, sagt Gruber, die Grundlagen der Moral untergraben; er hat die Gesellschaft vor die soziale Revolution gestellt. „Der wahre Positivismus ist gerade das, was der falsche zu verdrängen und zu ersetzen sucht: der Theismus, das Christentum, der Katholizismus als einzig wahre Verkörperung des Christentums, als rechtmäßiger Vertreter." Daß dies richtig ist, beweist Gruber, indem er Comte selbst zitiert. Auch Ostwald zitiert Comte. Mit ihm leitet er die „Neuordnung des monistischen Lebens" ein. „Was Comte", sagt Ostwald, „von der Zukunft verlangt, die Organisation der geistigen Führer der Menschheit zu einer geistigen Oberbehörde von derselben Konzentration und Gewalt, wie sie vor einem Iahrtausend die römische Kirche in ihrem ausgezeichnet organisierten Klerus besessen, trifft so nahe zusammen mit den Bestrebungen, welche er im deutschen „Monistenbunde" und in der „Brücke" zu verwirklichen gesucht habe, daß er Comtes Schrift als „Werbeschrift für die Gedanken beider Vereinigungen" verwenden könnte.
Ich weiß nicht, ob die „neupositivistischen Philosophen", die auf Protagoras zurückgehen, sich mit dieser Verwendung des Positivismus einverstanden erklären werden. Ich wage nicht zu behaupten, daß Ostwald und Gruber gründlich am Comteschen Positivismus „vorbeiphilosophiert" haben, aber wir müssen nun fragen: Wo ist nun der Positivismus verkörpert? In dem Katholizismus nach Gruber oder im deutschen Monismus nach Ostwald?
Dilthey hat Comte vorgeworfen, und dieser Vorwurf trifft daher auch Ostwald, daß sie versteckte Metaphysik treiben. Er spricht sogar vom „metaphysischen Nebel", der bei keinem dichter, als bei Comte sei, aber den Katholizismus de Maistres in das „Schattenbild einer hierarchischen Leitung der Gesellschaft durch die Wissenschaften" wandle. Die Ablehnung aller Metaphysik aber ist nicht richtig. Der Positivismus ist, wie der Monismus nur eine Teilansicht. Wie wir ohne Philosophie nicht auskommen, so auch nicht ohne Religion. Wir können unsere Gefühlsfaktoren doch nicht ohne weiteres ausmerzen, und so bedarf auch unser Denkprozeß philosophischer Schulung, und dazu gehört das, was wir Metaphysik nennen. Eucken spricht direkt vom metaphysischen Lebensdrang.
Nach Mauthner hat Comte den Ausdruck: Altruismus geprägt. Sein Gegensat z ist der Stirnersche Solipsismus, wie ihn Nietzsche vertrat. Comte und Spencer, auch ein Positivist, wollten alle menschlichen Aufgaben der Soziologie ans der Biologie erklären. Um diese Aufgabe zu lösen, wollten sie eine Hierarchie der Wissenschaften gründen, die bei Comte den Charakter einer „Menschheitsreligion mit geistlicher Gewalt" annehmen sollte. Damit im Zusammenhang steht der Traum von der voraussetzungslosen Wissenschaft. Es gibt keine solche. Denn

selbst die Mathematik hat ihre Ariom« und Hypothesen. Wir sehen, daß die „monistische Kirche" Mar Werners schon in Comtes positivistischer Religion ein Vorbild hatte, daß Ostwalds monistische Sonntagspredigten und die „Sonntags» feiern" nichts Neues sind.

Es darf als interessant hingestellt werden, daß der Schüler Comtes Littrs für die „Einheit" eintrat. Das Wort katholisch besagt ja: allgemein — einzig. Der Iesuitismus ist die Verkörperung der einen, einzigen, wahren Kirche, die 8ocietll» ^e«n ist die Gesellschaft »eäi »Pu»tolieae 6«äiti»»ima. Wir sehen also ganz wunderbare Beziehungen des Monismus zum Katholizismus. Hat Locke nicht recht, wenn er die Katholiken von der Toleranz ausnimmt? Und ist nicht auch der „Monismus" Ostwalds mit einer beispiellosen Intoleranz auf- getreten? Ich beziehe mich hier auf L. Steins Philosophische Strömungen der Gegenwart, S. 399 usf.

Der Positivismus hat die Welträtsel nicht gelöst. Die Hervorhebung der Energie ist nur ein Modewort. Nach Mauthner stammt das Wort Energie aus England; Uoung hatte es vor Ostwald statt Kraft vor hundert Iahren eingeführt. Alte Begriffe bekommen neue Namen. Der Substanzbegriff, den die Positivisten ablehnen, soll durch den Energiebegriff ersetzt werden. Es handelt sich um „empirischen Idealismus", denn der Monismus will ja die „Ideale" nicht ab- lehnen. Die Erklärung des Geisteslebens durch Substanz und Energie, oder wie man früher sagte, durch Kraft und Stoff waren gescheitert. Der Monismus mußte helfen. Aber Ostwald geht, wie Mauthner sagt, an der energistischen Er- klärung des „Geisteslebens" verschämt vorüber.

Die „positivistische Weltkirche" Comtes steht in Parallele zur „katholischen Weltkirche". Ist das nicht ein interessanter Parallelismus?

Ingenieur Max Schanzer:

Die Widerspruchserscheinungen des Bewußt- seins und ihre Deutung.

Ein Beitrag zur Psychologie.

Alles Sichtbare ist nur deswegen sichtbar, weil es auffallendes Licht zurück- wirft. Alles Hörbare kommt nur deswegen zum Tönen, weil es die Schall» schwingungen, in die es versetzt wurde, zurückwirft. Ein Körper ist nur des- wegen greifbar, weil er den Druck, den man auf ihn ausübt, zurückgibt. Die Phänomene der materiellen Welt kommen nur dadurch zustande, daß der Energie- austausch der Körper untereinander ein unvollkommener ist; ein Teil der Energie

wird immer zurückgeworfen und bildet so die ungeheuere Mannigfaltigkeit der
sinnlichen Welt.
Würden alle Körper das auffallende Licht vollständig absorbieren, so wären
sie alle unsichtbar: wir wären blind. Würden alle Körper die Schallschwingungen
vollständig in sich aufnehmen, so wären wir taub. Ohne Refler wäre die Welt
eine formlose, tote Masse, sie würde für uns nicht eristieren.
Die Energie strömt also in allen Formen von einem Körper zum andern, wird
zum Teil aufgenommen und zum Teil zurückgeworfen. Dieses Zurückwerfen
macht das Leben aus: der Widerspruch ist die Welt.
Werfen wir eine Kugel an eine elastische Wand, so springt die Kugel zu-
rück: die Wand hat die Energie zurückgewiesen. Ein geringer Teil wurde dauernd
aufgenommen und zeigt sich in einer geringfügigen Abflachung, einer Deformation.
Die Bewegungsenergie wurde also zum Teil in Molekularspannung der Wand
übergeführt, der größte Teil aber wurde reflektiert: man sagt die Wand ist
elastisch.
Beleuchten wir eine weiße Fläche: sie erscheint uns weiß, weil sie das Licht
zum allergrößten Teil zurückwirft. Ein kleiner Teil wird von der weißen Fläche
absorbiert und in Form von Wärme ebenfalls fortgestrahlt. Die weiße Fläche
ist also für Lichtenergie elastisch.
Eine rote Fläche erscheint uns rot, weil sie die übrigen Lichtstrahlen ab-
sorbiert und nur die roten zurückwirft: sie ist für rote Lichtstrahlen elastisch.
Schlagen wir mit einem Hammer an eine Metallglocke, so gerät sie in
Schwingungen, die sie an ihre Umgebung reflektiert, sie beginnt zu tönen: die
Glocke ist für die Schwingungsenergie elastisch.
Körper, welche sich elastisch verhalten, das heißt zuströmende Energie zurück-
werfen, werden dadurch scheinbar selbst Energiequellen, weil sie den Energiestrom
nicht aufnehmen, sondern ablenken. Elastische Körper sind eben Energiespiegel,
welche die Energie weiter reflektieren. So wie wir die Bilder des Spiegels
im Spiegel suchen, obwohl sie von anderer Seite kommen und nur reflektiert
werden, so erscheinen elastische Körper selbst als Energiequellen: die elastische
Wand erscheint muskulös, obwohl sie nur unsere eigene Muskelkraft spiegelt; die
weiße Fläche erscheint leuchtend, obwohl sie nur das Licht der Sonne spiegelt,
die Metallglocke tönt, obwohl sie nur die Hammerenergie weiterspiegelt. Da-
durch erhält eben der Weltspiegel seine mannigfachen Fassetten.
Betrachten wir nun Körper, welche die Eigenschaft der Elastizität im ge-
ringen Ausmaße besitzen, d. h. einen großen Teil der Energie absorbieren und nur
einen geringen Teil zurückwerfen; schleudern wir eine Kugel gegen eine weiche
Lehmwand, so bleibt sie stecken und wird nur um ein Geringes wieder heraus-
quellen. Die Bewegungsenergie wurde zum größten Teil in innere Molekular-
energie übergeführt. Die Wand hat die Bewegungsenergie aufgenommen, ver-
schluckt, in sich aufgespeichert; man sagt die Wand ist plastisch.

Setzen wir schwarzen Samt dem Sonnenlicht aus: der Samt wird warm,
aber er leuchtet nicht. Die Lichtenergie wird absorbiert, hierauf in Wärme ver-
wandelt und schließlich fortgestrahlt: schwarzer Samt ist gegen Lichtenergie
Plastisch.
Schlagen wir eine wächserne Glocke, so klingt sie nicht, sondern wird
deformiert: sie ist gegen die Hammerenergie plastisch.
Es gibt also elastische und plastische Phänomene. Die plastischen, welche
die Energie in sich aufnehmen und verarbeiten, haben alle etwas Lebloses, etwas
Totes an sich. Die schwarze Fläche, welche die Lichtenergie in sich aufnimmt,
erscheint uns lichtlos. Die Lehmwand, welche die lebendige Kraft der Kugel
verschluckt, erscheint uns leblos. Die Wachsglocke erscheint uns tonlos.
Dagegen wirken die elastischen Phänomene, welche die Energie zurückwerfen,
lebendig: die Wand, welche von einer Aufnahme der Muskelenergie nichts wissen
will, erscheint uns muskulös, die weiße Fläche, welche mit Licht nichts zu tun
haben will, erscheint hell, selbst eine kleine Sonne; die Fläche, die alles Licht auf-
nimmt, nur nicht rot, erscheint uns rot; die Metallglocke, welche ihre
Schwingungen an die Umgebung abgibt, erscheint uns als Quelle des Tönens.
Lebhaft und bunt wird die Welt nur durch die Elastizität. Würde diese fehlen,
so hätten wir den großen Weltentod.
Die Elastizität hat eine sehr ausgedehnte Verwendung gefunden: in der
Dampfmaschine speichern wir in den Dampf Energie, welche in Form der Kolben-
bewegung reflektiert wird; wir lassen Wasser, das auf ein höheres Niveau ge-
bracht wurde, seine Gefällsenergie an das Schaufelrad der Turbine abgeben.
Das interessanteste Beispiel bildet aber die elektrische Maschine, welche darauf
beruht, daß man die Ankerwicklung durch einen unsichtbaren elastischen Raum,
durch das Magnetfeld preßt. Die hineingepreßte Energie wird vom magnetischen
Raum wieder ausgestoßen und verwandelt sich in die elektrische Form. Preßt
man umgekehrt elektrische Energie ins Magnetfeld, so wird diese unter Verwand-
lung in die mechanische Form wieder ausgestoßen und setzt den Anker in Um-
drehung.
Warum sich die einen Körper mehr elastisch, die anderen mehr plastisch ver-
halten, ist uns nicht bekannt. Es sind aber jedenfalls Kräfte, welche sich einer Er-
höhung des vorhandenen Zwangszustandes widersetzen, denn mit ihrer Hilfe kehrt
die elastische Wand nach Abschütteln der Energie in denselben Zustand zurück,
in welchem sie vor Auftreffen der Kugel sich befand. Dagegen ist die Lehmwand
nicht imstande, sich der Vergrößerung ihres inneren Zwangszustandes, also einer
Deformation zu widersetzen. Die Metallglocke erhält nach Ablauf des Phänomens
ihre frühere Gestalt wieder, während sich die wächserne deformiert. Die weiße
Fläche bleibt unverändert und kühl, die schwarze erhitzt sich. Das Magnetfeld
stellt sich nach Aufhören der Energiezuführung wieder in seine frühere Zwangs-
lage ein.

Im Energiestrom der Welt sind es also die elastischen Kräfte, welche sich einer Erhöhung des vorhandenen Zwangszustandes widersetzen, und daher bewirken, daß zuströmende Energie zurückgeworfen wird. Unter den elastischen Phänomenen sind es besonders die Widerspruchserscheinungen des Magnetfeldes, deren Studium einen besonderen Reiz ausübt, da es mit dem Unsichtbaren arbeitet und in seinen Wirkungen doch greifbar ist. Der Zwangszustand des unsichtbaren elastischen Raumes trägt gleichsam einen psychologischen Charakter: das Magnetfeld empfindet die hineingepreßte Energie als etwas Aufgezwungenes, Fremdes. Es wehrt sich und sucht möglichst wenig Energie aufzunehmen. Es gruppiert sich stets so, daß die hineingedrückte Energie ein Minimum und der Zwangszustand am erträglichsten wird. Es sucht sich das magnetisch durchlässigste Material und den kürzesten und breitesten Weg. Verstärkt man das Magnetfeld, drückt also noch mehr Magnetisierungsenergie ins Feld, so sucht es sich eine neue Gruppierung, ein neues Gleichgewicht geringsten Zwanges. Ähnlich wie sich ein Mensch vor dem Schlafengehen solange dreht, bis er die bequemste Lage, die Lage größter Muskelentspannung gefunden hat. Bewegt man durch den magnetisierten, elastischen Raum eine geschlossene Leiterschleife, z. B. einen aus Kupferdraht zusammengebogenen, rechteckigen Rahmen, so verspürt man in dem unsichtbaren Feld einen Widerstand, als ob man sich in einer zähen Flüssigkeit bewegen würde. Man muß also den Rahmen mit Aufwendung von Muskelkraft durch den elastischen Raum drücken. In dem Kupferrahmen entstehen nämlich elektrische Ströme, welche die Bewegung zu hemmen suchen, ob wir den Rahmen nun in der einen, oder in der andern Richtung durch das widerspenstige Feld treiben.

Ich habe bereits angedeutet, daß es ähnliche Widerspruchserscheinungen in der Welt des Bewußtseins gibt. Ich will eine Anzahl Beispiele bringen, welch, dem täglichen Leben entnommen sind.

Zunächst vom Mittagstisch: Da ist ein Herr aus meiner Bekanntschaft. Wenn ihm seine Frau die Suppe zusalzt, weil sie zu wenig gesalzen ist, behauptet er, die Suppe wäre ohnehin, und zwar gerade heute, versalzen. Wenn die Frau ein andermal sagt: „Gott ist die Suppe versalzen!" so wird er umständlich kosten und dann achselzuckend erklären, gerade heute sei nämlich die Suppe gar nicht gesalzen; und er gibt sich noch etwas Salz hinein. Wenn es zum Obst kommt, sucht er von allen Äpfeln den aus, der zuunterst liegt, und nimmt die Nüsse vom entgegengesetzten Rande des Aufsatzes.

Es ist derselbe Herr, der sich in der halbleeren Elektrischen in die entfernteste Ecke setzt.

Oder: „Ich habe heute einen ausgezeichneten Fisch gegessen." „Fisch ist Ihnen doch vom Arzt verboten?" „Na, deswegen schmeckt er mir ja."

Oder, das Kind will nicht essen: „Gib doch dem Großpapa ein bißchen Suppe." „Nein, du kriegst nichts," und auf einmal ist der Appetit da.

Oder, die Mutter zur Tochter: „Willst du eine oder zwei Kartoffeln?" Nach einer Pause: „Eineinhalb!"
Oder: „Mein Kind, willst du Huhn?" „Nein!" „Willst du Ente?" „Nein!" „Nun, was möchtest du, mein Kind?" „Mama, ich möchte etwas, was nicht da ist!"
Oder, die Tochter möchte ins Theater gehen: „Ins Theater? Du warst ja erst gestern?" Der Bruder, der im Komplott ist, mischt sich drein: „Sie soll lieber in der Schule fleißiger sein!" Darauf die Mutter: „Was geht das dich an, du Bengel?" und zur Tochter: „Ia, du darfst gehen!"
Oder beim Einkauf: Eine Dame aus meiner Bekanntschaft macht Besorgungen. Bei jeder Ware frägt sie ihre Begleiterin um ihre Meinung. „Soll ich das nehmen?" „Nein, das gefällt mir gar nicht." „Warum? ich finde gerade das hübsch." „Aber das finde ich reizend!" „Das finde ich gerade abscheulich." Und schließlich kauft sie gerade das Stück, von welchem ihr am meisten abgeraten wurde.
Oder: Ein Kaufmann sagt mir: „Man muß immer, wenn möglich, die Dinge an sich herantreten lassen; wer anbietet, ist schon im Nachteil." „Ja, warum eigentlich?" „Weil er Widerspruch auslöst."
Ich will nun die einzige Stelle aus der Literatur anführen, in welcher ausdrücklich von den Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins die Rede ist. Ich stöberte sie in den vermischten Schriften Heinrich v. Kleists auf. Sie lautet: „Das allgemeine Gesetz des Widerspruches ist jedermann aus Erfahrung bekannt: das Gesetz, das uns geneigt macht, uns mit unserer Meinung immer auf die entgegengesetzte Seite hinüberzuwerfen. Iemand sagt mir, ein Mensch, der am Fenster vorübergeht, sei so dick wie eine Tonne. Die Wahrheit zu sagen, ist er von gewöhnlicher Korpulenz. Ich aber, der ich ans Fenster komme, ich berichtige diesen Irrtum nicht bloß, ich rufe Gott zum Zeugen an, der Kerl sei so dünn als ein Stecken. Oder: Eine Frau hat mit ihrem Liedhaber ein Rendezvous verabredet. Der Mann geht in der Regel des Abends, um Tricktrack zu spielen, in die Tabagie. Gleichwohl, um sicher zu gehen, schlingt sie den Arm um ihn und spricht: „Mein lieber Mann: ich habe die Hammelkeule von heute Mittag aufwärmen lassen, niemand besucht mich, wir sind ganz allein. Laß uns den heutigen Abend einmal in recht heiterer und vertraulicher Abgeschlossenheit zubringen. Der Mann, der gestern schweres Geld in der Tabagie verlor, dachte in der Tat heute aus Rücksicht auf seine Kasse zu Hause zu bleiben, doch plötzlich wird ihm die entsetzliche Langeweile klar, die ihn seiner Frau gegenüber zu Hause erwartet. Er spricht: „Liebe Frau, ich habe einem Freund versprochen, ihm im Tricktrack, worin ich gestern gewann, Revanche zu geben. Laß mich auf eine Stunde, wenn es sein kann, in die Tabagie gehen, morgen von Herzen gern stehe ich zu deinen Diensten." Es heißt dann weiter: Aber das Gesetz, von dem wir

sprechen, gilt nicht bloß von Meinungen und Begehrungen, sondern auf weit allgemeinere Weise auch von Gefühlen, Affekten, Eigenschaften und Charakteren. Es gibt also auch Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins, welche den Charakter eines elastischen Phänomens an sich tragen: betrachten wir nochmals das typische Beispiel von der Kugel und der Wand: Trifft der Ball auf die Wand, so wird diese etwas eingedrückt. Der Ball kann also noch ein Stückchen weiterfliegen, kommt aber sehr bald zum Stillstand. Seine ganze Energie hat sich in Deformierungsarbeit umgewandelt. Wie verhält sich nun in diesem Moment die elastische Wand? Bei ihr tritt eine Rückverwandlung ein. Die Deformation verschwindet wieder, der für die Deformation aufgewandte Energiebetrag wird also nach dem Energiegesetz wieder frei, der Ball fliegt zurück; die Wand hat wieder ihre ursprüngliche Gestalt, der Ball hat wieder seine ursprüngliche Energie. Bei der Lehmwand tritt eine solche Rückverwandlung nicht ein. Der Ball drückt sich in die Wand ein, und damit ist das Phänomen abgelaufen. Die Wand hat den Eindruck behalten.

In ähnlicher Weise nenne ich das Bewußtsein elastisch, wenn es unter dem Einflusse elastischer Kräfte einen Eindruck zurückweist, und plastisch, wenn es ihn behält.

Es ist nun von Interesse, daß die Sprache für die Widerspruchserscheinungen des Bewußtseins dieselbe Terminologie verwendet, wie für die Widerspruchserscheinungen der physikalischen Welt. Die Vorstellung von der kinetischen Energie des Wortes zeigen die gebräuchlichen Ausdrücke: lebendiges Wort, geflügeltes Wort, die Stoßkraft eines Gedankens. Der Amerikaner Oliver Wendell Holmes schreibt dem gesprochenen Wort ausdrücklich eine kinetische Energie zu, ähnlich einem von der Rangierlokomotive abgestoßenen Waggon. Auch Kleist macht in seinen vermischten Schriften eine ähnliche Bemerkung.

Die Vorstellung von einer Deformation zeigen die Ausdrücke: Unauslöschlicher Eindruck, tiefer, nachhaltiger, starker Eindruck, sich etwas einprägen. Im Gegensatz dazu: Schwacher, flüchtiger, oberflächlicher Eindruck.

Die Vorstellung des Werfens und Zurückwerfens zeigt sich in den Ausdrücken: Auffallend, meine Worte prallten wirkungslos ab, er reflektierte auf meine Äußerungen mit keinem Worte, er schüttelte sich vor Grausen.

Die Vorstellung von den inneren Kräften, welche sich einer Aufnahme von Energie widersetzen, zeigt sich in den Ausdrücken: reserviert, starrsinnig, eigensinnig, konservativ.

Aber auch die Gebärdensprache und die unwillkürlichen Reflerbewegungen zeigen eine deutliche Analogie mit dem physikalischen Phänomen. Das ungezogene eigensinnige Kind strampelt mit den Füßen und wirft mit den Schultern; diese Schüttelgebärde bedeutet, daß man etwas Unangenehmes abschütteln will: „Auf diese Antwort des Kandidaten Iobses erfolgte allgemeines Schütteln des Kopfes." Hierher gehört auch die Gebärde der aufgehobenen Hand zum Zeichen des Ver-

neinens, des Abweisens, als wollte man einen Ball zurückwerfen. Das Gefühl einer Analogie zwischen den physikalischen und den psychologischen Erscheinungen ist also im Volksbewußtsein lebendig.

Die Menschen mit elastischem Bewußtsein, die Neinsager, werden von der Welt als unangenehme Leute empfunden, aber im stillen respektiert. Der elastische Zustand des Bewußtseins hat etwas Wehrhaftes, Streitbares, Feindseliges an sich. Es ist wie beim Fechten oder beim Schachspiel ein fortwährendes elastisches Belauern, ein fortwährendes Parieren. Der Elastische ist gerüstet, stets bereit zurückzuschlagen. Daher wird er respektiert. Der Neinsager, der Abweiser ist der Sieger, was einen Erfolg, wenn auch nicht immer einen Vorteil bedeutet.

Wir sind also zu dem Schlusse gekommen, daß auch in der Welt des Bewußtseins elastische Kräfte auftreten, welche man mehr oder minder bewußt als Erfahrungstatsachen im Umgang mit Menschen benützt.

Es war vorauszusehen, daß unser so ungeheuer kompliziertes Seelenleben nicht nur die einfachsten elastischen Phänomene, sondern auch solche komplizierteren Charakters aufweist. Die Mannigfaltigkeit des Spiels mit den elastischen Kräften ist in der Tat erstaunlich.

Der eine benützt sie, um erwünschten Widerspruch hervorzurufen: das ist der Raffinierte. Der andere vermeidet ängstlich sie zu wecken: das ist der Diplomat. Ein Dritter sucht sie unschädlich zu machen, indem er den Widerspruch ignoriert: das ist der Unverschämte. Noch andere nehmen dem Gegner die Waffe aus der Hand und äffen seine Verteidigergeste nach': das sind die Ironischen. Wieder andere schlagen eine Finte und fordern den Gegner zu Luftstößen heraus: das sind die Paradoren. Und noch andere spielen mit den elastischen Kräften des eigenen Bewußtseins und konstruieren zu diesem Zwecke Selbstangriffe: das sind die Selbsthasser.

Eine Anzahl von markanten Beispielen soll die verschiedenen Fechtmethoden illustrieren.

Da ist zunächst der Raffinierte, der die elastischen Kräfte benützt, um erwünschten Widerspruch hervorzurufen. Dafür bietet das Liebesleben zahllose Beispiele.

Schlagen wir Shakespeare auf: „Antonius und Kleopatra", I. Akt, I. Szene:

„Zeitung aus Rom, Herr!"

„O Verdruß, mach's kurz!"

„Nein, höre sie Anton! . . . Cäsar weigert Dir ferneren Urlaub, drum Anton, hör' ihn . . . die Boten ruf'! ... die Abgesandten!"

Darauf er: „Schmilz in die Tiber, Rom. Du weiter Bogen des festen Reichs, zerbrich! Hier ist die Welt

Nicht sei durch herb' Gespräch die Zeit verschwendet. Kein Punkt in unserem
Leben, den nicht dehne noch neue Lust. Welch' Zeitvertreib zur Nacht?"
„Hör' die Gesandten."
„Pfui! Zanksüchtige Königin, der alles zierlich steht, Schelten und
Lachen Kein Bote! Einzig Dein! .. . Sprecht n i ch t zu uns!"
Dritte Szene: „Findest Du ihn traurig, sag' ihm, ich tanze. Ist er
munter, melde ihm, ich wurde plötzlich krank."
Darauf die Dienerin: „Fürstin, mir scheint, Ihr wählt die rechte Art nicht,
ihn zur Liebe zu zwingen."
„Und was sollt' ich tun, und laß es?"
„Gebt immer nach, laßt Euch von ihm nur führen!"
„Törichter Rat, der Weg, ihn zu verlieren ... Er kommt! Ich bin
verstimmt und krank!"
„Teuere Königin!"
„Ich bitt' Euch, steht mir nicht zu nah' . . . Was sagt die Ehgemahlin?
Geh nur, geh . . . Was kann ich über Dich, der Ihre bist Du! . . .
„Nein, such' nur keine Färbung Deiner Flucht."
„Geh, sag' leb' wohl!"
„Fulvia ist tot!"
„O falsches Lieben! Wo sind Phiolen, die Du solltest füllen mit Tau des
Grams? O bitte, wende Dich und wein' um sie, . . . dann sag' mir Lebewohl!"
Schlagen wir Goethe auf: Götz von Berlichingen, II. Akt. Adelheids
Zimmer. Adelheid und Weislingen.
„Lebt wohl!"
„Erlaubt noch einen Augenblick!"
„Habt Ihr mir noch was zu sagen?"
„Ich muß fort!"
„So geht!"
„Gnädige Frau, ich kann nicht!"
„Ihr müßt!"
„Soll das Euer letzter Blick sein?"
„Geht, willst Du unser Feind sein und wir sollen Dir lächeln?"
„Adelheid!"
„Ich haß Euch!"
Franz tritt auf: „Gnädiger Herr, der Bischof läßt Euch rufen."
Adelheid: „Geht, geht!"
„Er bittet Euch, eilend zu kommen!"
„Geht, geht!"
Darauf Weislingen: „Ich nehme nicht Abschied, ich seh' Euch wieder."
Es wirkt.
Adelheid: „Mich wieder? Wir wollen dafür sein! Magarete, wenn er

kommt, weise ihn ab! Ich bin krank, hab' Kopfweh, ich schlafe weis
ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege."
Also Zug für Zug der Kleopatra nachgebildet.
Nächste Szene, Weislingen und Franz: „Sie will mich nicht sehen!"
„Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?"
„Sie will mich nicht sehen!"
„Wann befehlen Ihre Gnaden die Pferde?"
„Es ist zu spät! Wir bleiben hier!"
Daß auch der Liebhaber Raffinement genug besitzt, um die elastischen Kräfte
zu wecken, zeigt folgendes kleine Volkslied:
Wenn du zu mein Schätzle kommst,
Sag', ich laß sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie's mir geht,
Sag' auf beiden Füßen;
Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag', ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag', ich käme morgen.
Vergleichen wir damit den Ausspruch der Kleopatra: „Findest Du ihn
traurig, sag' ihm, ich tanze, ist er munter, melde ihm, ich wurde plötzlich krank."
Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Liebesleben das Verweigern mit umso
größerem Verlangen beantwortet wird. Auch dafür ist der Grund in elastischen
Kräften zu suchen: physikalisch entspricht der Vorgang vollständig dem Spiel von
Anker und Stahlmagneten, einem typisch elastischen Phänomen. Wird nämlich
der Magnet von seinem Anker entfernt, so ist dabei die Anziehung zu überwinden,
und die dazu erforderliche Arbeit wird ins Magnetfeld gespeichert. Dies zeigt
sich in einer Erhöhung des magnetischen Zwangszustandes. Die elastischen Kräfte
suchen nun die Energie wieder auszustoßen, ähnlich wie die elastische Wand die
Kugel und den Zwangszustand möglichst zu verringern, was nur durch Nachziehen
des Ankers möglich ist. Das heißt, hier gilt wie im Liebesleben das Paradoron:
Entfernung nähert. Darum verweigert auch Prospero seine Tochter dem Königs-
sohn zum Scheine und verbietet ihr mit ihm zu sprechen. Die erwartete und
voraus berechnete Wirkung tritt denn auch ein: Sie lieben sich um so
heftiger.
Ie mehr sich der Anker den Polen nähert, um so geringer wird der Zwang.
Wilde drückt dies in einem Paradoron aus: Die einzige Möglichkeit, sich von
der Versuchung frei zu machen, besteht darin, daß man sich ihr hingibt.
Der Reiz wird am kleinsten, wenn der Anker vollständig an den Polen an-
liegt. Dann tritt das ein, was Bartsch in der Geschichte von „Hannele und
ihre Liebhaber" den „Iammer der Erfüllung" nennt. Das ist der Zustand
geringsten Zwanges.

„Magnets Geheimnis erkläret mir das!
Kein größer Geheimnis als Liebe und Haß!
Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole auf ewig entzweit!"
Bartsch läßt Hannele nach ihrer Hingabe traurig sagen: „Ietzt habe ich
Dir gar nichts mehr zu geben." Er könnte sie richtiger sagen lassen: „Ietzt habe
ich Dir gar nichts mehr zu verweigern."
Das Verweigern erhöht das Verlangen: dieses Motiv durchzieht die ältesten
Märchen. Eva und die verbotene Frucht, die Prinzessin und das verbotene
Zimmer des Königs Blaubart, sowie das gleiche Motiv in „Tausend und eine
Nacht".
Das Verweigern wird daher von dem erfahreren Liebhaber nicht zu tragisch
genommen:
Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig,
Schau ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie 'n König.
Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rotes Mündchen.
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst ich mich, mein Kindchen.
Die Frau ist die typische Neinsagerin. Das bekannte Scherzwort sagt:
Wenn eine Frau nein sagt, so meint sie vielleicht,
Wenn sie vielleicht sagt, so meint sie ja,
Eine Frau, die ja sagt, ist keine Frau!
Aber auch bei ihren Einkäufen weiß sie raffiniert die elastischen Kräfte zu be»
nützen: sie nimmt sich jemanden mit, der nichts zu tun hat, als vom Einkauf
abzuraten. Die Dame, der in Wirklichkeit die Sachen seh« gut gefallen, zeigt
sich dann recht unentschlossen und unlustig und nimmt nach vielem Zureden die
Ware natürlich zu billigen Preisen.
Auch der Reklameteufel macht sich die elastischen Kräfte zunutze:
„Nicht umwenden!" schreibt er auf ein Blatt, und rückwärts steht die
Annonce. Oder er ruft voll Raffinement: „Kein Kaufzwang!"
Beispiele aus der Konversation:
Ein ganz geläufiger Ausdruck lautet: „Ich will nichts gesagt haben!" womit
man in der Regel viel gesagt haben will.
Wenn Menschen sich gar so bescheiden gebärden, so sagt man: „Sie wollen
wohl Widerspruch hervorrufen?" Und wenn eine Dame sagt: „Ich bin doch

gewiß nicht mehr jung", so wird sie hinzufügen: „Sie unverschämter Mensch, warum widersprechen Sie nicht?"
Ein besonderes Raffinement zeigte folgender Fall:
In einer Werkstätte ist etwas gestohlen worden, wie sich nachher herausstellte, vom Laufburschen.
Der Betriebsleiter, der bereits einen bestimmten Verdacht hat, kommt in die Werkstätte und sagt: „Ich weiß schon, wer der Dieb ist, er soll sich lieber freiwillig melden! Also, wer war's?" Allgemeines Stillschweigen. Auf einmal ertönt die Stimme des Laufburschen: „Ich war's nicht!" Hier sollte der Widerspruch geweckt werden, um den Dieb zu entlarven. Man konnte aber keinen bestimmten Vorwurf machen, weil noch kein Beweis vorlag. Man weckte also das Schuldbewußtsein, welches die stumme Rolle des Anklägers übernahm! Der provozierte laute Widerspruch verriet dann den Schuldigen.
Auch der Redner weiß raffiniert die elastischen Kräfte zu nützen. Schlagen wir Iulius Cäsar auf, Forum-Szene: Immer wieder schleudert Anton in die elastische Menge sein „Brutus ist ein ehrenwerter Mann". Der Ausspruch wurde ursprünglich ernst genommen. Während seiner Rede hat aber die Stimmung gewechselt, und als er zum Schluß heuchlerisch wiederholt: „Ich furcht', ich tu' den ehrenwerten Männern zu nah', durch deren Dolche Cäsar fiel, ich furcht' es," da tönt ihm der ersehnte Widerspruch entgegen: „Sie sind Verräter! Ehrenwerte Männer! Sie waren Bösewichter, Mörder!"
Während der ganzen Szene, die sich wie alle berühmten Volksszenen Shakespeares gleichsam in einer elastischen Atmosphäre abspielt, bemüht sich Antonius, diesen Widerspruch zu wecken.
Wir wollen nun die Methode des Diplomaten besprechen, der als Kenner der elastischen Kräfte alles vermeidet, was unerwünschten Widerspruch hervorrufen könnte. „Das Gewährenlassen", um nicht die elastischen Kräfte zu wecken, ist ein hochwichtiges Prinzip im Umgange mit elastischen Menschen. Das ist auch das eigentliche Thema des Ibsenschen Stückes „Die Frau vom Meere": Um sich von dem Fremdling loszumachen, braucht Ellida die volle Freiheit. Wenn ihr Mann sie nur im geringsten zurückhielte, würde sie ihn verlassen. Weil er sie freigibt, bleibt sie. Das ist ein Erperiment, sagt Ellida, das nur ein Arzt habe wagen können. Es war das einzige Mittel, sie zu halten.
Ein Beispiel aus dem Geschäftsleben:
Ein Händler hat alte Kleider zusammengekauft und will sich gerade mit seinem Bündel entfernen, als ihm ein alter zerrissener Vorleger auffällt: „Ich bitte um diesen Teppich!" „Der Fetzen da?" „Ia, ich geb' 6 Kronen dafür!" „Nein! Den Teppich geb' ich nicht her!" „Ich geb' 12 Kronen!" „Nein!"
Man läßt nachforschen, und es stellt sich heraus, daß der Fetzen aus einem großen, sehr kostbaren Gobelinbild herrührt und ein Vermögen wert ist. Hätte der Händler möglichst gleichgültig gesagt: „Den Fetzen da geben Sie mir noch drauf,"

so hätte er ihn ohne weiteres erhalten. Ihm fehlte es nur an Diplomatie. Ein
anderes Beispiel: Iemand läßt sich ein Empfehlungsschreiben an einen Herrn
geben, von dem er in einer Verlagsangelegenheit Unterstützung erwartet, und
soll den Brief gleich selbst aufgeben. Er zögert: „Gib lieber du den Brief auf!"
Der Grund: die Sache scheint ihm günstiger, wenn er nicht selbst den Brief zur
Post gibt. Instinktiv vermeidet er anzubieten, er fürchtet die elastischen Kräfte.
Die Methode des Diplomaten, alles zu vermeiden, was Widerspruch her-
vorrufen könnte, kann durch einen kühnen Trick des Gegners durchkreuzt werden.
Er widerspricht nämlich einer Behauptung, die gar nicht gemacht wurde. Um-
sonst beteuert der Diplomat, er habe das gar nicht behauptet, sein Gegner be-
steht darauf, der Behauptung auf das entschiedenste entgegenzutreten; d. h.: gibst
du mir keinen Anlaß zum Widerspruch, so schaffe ich mir einen.
Wir kommen nun zu der Kampfmethode des Unverschämten, der geflissent-
lich den Widerspruch übersieht und ihn dadurch um seine Wirkung bringt. Der
Gegner wird verwirrt, entmutigt.
Ein Beispiel aus dem Liebesleben: „Die Frau vom Meere." Ellida schreibt
dem geheimnisvollen Fremden den Abschiedsbrief: „Es müsse alles zwischen uns
aus sein. Und daß er nicht mehr an mich denken sollte, wie ich nicht mehr an
ihn denken wollte."
„Und trotzdem hat er doch wieder geschrieben?"
„Ia, er hat wieder geschrieben."
„Und was antwortete er auf das, was Du ihm zu verstehen gegeben hattest?"
„Auf das nicht mit einem Wort. Es war, als hätte ich überhaupt nicht mit
ihm gebrochen."
Sie schreibt dann wieder. Fast Wort für Wort dasselbe wie das erstemal.
Oder noch entschiedener.
„Und dann hat er doch nachgegeben?"
„Ach nein, glaub' das nur nicht. Er schrieb so ruhig wie zuvor. Nicht ein
Wort davon, daß ich mit ihm gebrochen hatte. Da sah ich denn ein, daß es
vergeblich wäre."
Ganz dasselbe zeigt die Szene im III. Akt. Der Fremde ist da: „Ich bin
mit dem englischen Dampfer gekommen."
„Was wollen Sie von mir?"
„Ich habe Dir doch versprochen wiederzukommen, sobald ich könnte —"
„Reisen Sie ab! Reisen Sie wieder ab! Kommen Sie nie — nie wieder
her! Ich habe Ihnen doch geschrieben, daß alles zwischen uns zu Ende sein
müßte! Alles, alles! Das wissen Sie doch!"
Der Fremde unbeirrt, ohne darauf zu antworten: „Ich wäre gern früher
zu Dir gekommen. Aber ich konnte nicht. Nun endlich konnte ich. Und da
bin ich, Ellida."

Ganz denselben Trick verwendet bewußt Petruchio in der „Zähmung der Widerspenstigen":

„Schmält sie, erwidere ich mit festem Ton,
Sie singe lieblich gleich der Nachtigall.
Blickt sie mit Wut, sag' ich, sie schau so klar
Wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen;
Und bleibt sie stumm und spricht kein einzig' Wort,
So rühm' ich ihr behendes Sprechtalent,
Und sag', die Redekunst sei herzentzückend.
Sagt sie, ich soll mich packen, dank' ich ihr,
Als bäte sie mich, wochenlang zu bleiben;
Schlägt sie mich aus, so frag' ich nach dem Tag
Des Aufgebots und wann die Hochzeit sei."

Eine andere Methode hat sich der Ironische zurechtgelegt: er spricht den Widerspruch, den der Gegner als Verteidigung bereithält, in spöttischer Weise selbst aus, verkleidet sich gleichsam als Gegner, wie der Indianer bei der Iagd die Tiermaske vornimmt. Zum Beispiel, ich sage zu jemandem ironisch: „Na, das hast du aber gut gemacht." Er schweigt, er fühlt sich überrumpelt, verwirrt, beschämt. Sage ich aber direkt: „Du hast das schlecht gemacht," so kann er zu einer Verteidigung ausholen. Die Ironie ist also hier eine Kriegslist, sie nimmt dem Gegner gleichsam die Waffe aus der Hand.

Eine weitere Abart der Ironie begnügt sich nicht damit, den Gegner zu äffen, indem sie ihm den Widerspruch aus dem Munde nimmt, sondern sieüber - treibt die Verteidigung so arg, daß sie lächerlich wirkt. Das Abwehrmittel des Widerspruchs wird kompromittiert.

Zum Beispiel: Iemand will mit einer abgeschabten, alten, speckglänzenden Weste in Gesellschaft. Man ist entsetzt, man muß ihn davon abbringen.

Aber wie?

„Ah, hast du aber ein reizendes, himmlisches Westchen an!"

Er stutzt: Es wirkt.

Würde man sagen: „Deine Weste ist aber schäbig," so wäre sofort die Verteidigung zur Hand. „Die ist noch lange gut!" Diese Verteidigung nachgeäfft und höhnisch übertrieben macht den Gegner wehrlos.

Ein besonderes Spiel mit den elastischen Kräften wurde von den Rednern und Schriftstellern ausgebildet.

Es ist dies das Orymoron, welches zwei Widersprüche unmittelbar nebeneinandersetzt; z. B. Horaz: Törichte Weisheit, geschäftiger Müßiggang.

Ein anderes Beispiel: „Die Menschen sind aus Widersprüchen zusammengesetzt. Es gibt nur den tapferen Hasen, den friedfertigen Wolf, den feigen Löwen, die kluge Gans und den einfältigen Fuchs."

Eine zweite rednerische Figur, die dem Stil besondere Reflere verleiht, ihm gleichsam Lichter aufsetzt, ist das Paradoron.
Ein Beispiel: Die Tragödie des Alters besteht nicht darin, daß man alt wird, sondern daß man jung bleibt. (Von Wilde.)
Oder: Eine Frau muß so gescheit aussehen, daß ihre Dummheit eine angenehme Überraschung bedeutet. (Von Kraus.)
Diese rednerischen Figuren fordern im ersten Moment den Widerspruch heraus, da sie scheinbar nicht Zusammengehöriges nebeneinandersetzen. Bald aber sieht man ein, daß die Ungereimtheit einen Sinn hat. Es sind also Finten, die zu Luftstößen herausfordern. Dieses Spiel mit den elastischen Kräften verleiht dem Stil einen besonderen Reiz.
Manche Schriftsteller sind mit einem besonderen Maß von Elastizität ausgerüstet und möchten am liebsten alle ihre Werke mit „Nein!" beginnen: Wilde, Shaw, Karl Kraus u. a.
Zum Beispiel: Ein Kritiker schreibt: „Es darf nicht geleugnet und nicht verschwiegen werden, daß der durch seine Heftigkeit isolierte Satiriker Karl Kraus mit seiner großen negierenden Beredsamkeit einen starken Einfluß auf die Iugend ausübt."
Kraus beginnt seine Erwiderung mit den Worten: „Es darf geleugnet und es soll verschwiegen werden ....
Oder Kraus über Aphorismen: „Ein Literaturprofessor meinte, daß meine Aphorismen nur die mechanischen Umdrehungen von Redensarten seien. Das ist ganz zutreffend. Nur hat er den Gedanken nicht erfaßt, der die Mechanik treibt: daß bei der mechanischen Umdrehung von Redensarten mehr herauskommt, als bei der mechanischen Wiederholung.
Von ganz besonderem Interesse ist schließlich das „Sichselbstwidersprechen", durch das sich ein eigentümlicher Aberglaube erklärt.
Ein Beispiel aus dem Leben: Ich vergesse im Bad meine Uhr. Sofort gehe ich telephonieren, ob sie nicht gefunden wurde. Aber auf dem Wege zum Telephon sage ich mir fortwährend: Du wirst sie nicht zurückbekommen, ganz aussichtslos, schad' um die Müh', und fahre so fort, mir selbst jede Hoffnung zu rauben. Die Uhr findet sich.
Oder: Professor 3 hofft auf seine Versetzung in eine andere Stadt. Er trifft einen Kollegen: „Na, wie ich höre, werden Sie ja nach N. versetzt, gratuliere." Professor 3 macht allerlei Ausflüchte: „Aber das läßt sich noch durchaus nicht sagen, es ist durchaus nicht sicher. Nein, ich kann noch keine Gratulation annehmen. Ich bin nämlich in diesen Sachen etwas abergläubisch," fügt er hinzu.
Diese außerordentlich häufige Erscheinung erklärt sich etwa wie folgt: Hätte ein Fremder gewagt daran zu zweifeln, daß man den neuen Posten erhält, so hätte man ihm gewiß tüchtig heimgeleuchtet, etwa: „Ich verstehe nicht, wie Sie

daran zweifeln können, die Sache ist todsicher!" Dder wenn einer gesagt hätte: „Na, die Uhr sehn's nicht wieder," so hätten wir geantwortet: „Ia, warum denn nicht, müssen denn alle Bademeister Diebe sein? Ich bekomme sie sogar ganz bestimmt wieder!" Und man fühlt sich durch den Zweifler ordentlich getröstet.

Ist nun kein Zweifler da, so spielt man selbst den Zweifler und spricht sich auf diese seltsame Art Mut zu. Man zweifelt am Erfolg, aber dieser Zweifel ist nur geheuchelt, und man beantwortet ihn, wie einen fremden Zweifel: mit Widerspruch. Man kämpft also mit einem selbstgeschaffenen Feind, einem Strohmann und triumphiert über ihn. Daraus erklärt sich auch das Behagen, mit welchem man sich selbst in solchen Fällen den Erfolg abspricht.

Wir haben also gesehen, welchen Raum die Elastizitätserscheinungen in der Welt des Bewußtseins einnehmen, und in welch ausgiebigem Maße ihre Kenntnis im Umgange mit Menschen verwertet wird. Welcher Art die elastischen Kräfte des Bewußtseins sind, wissen wir nicht. Sie dürften aber eine ähnliche Rolle spielen, wie in der physikalischen Welt, nämlich eine Erhöhung des Zwangs« zustandes zu verhindern.

Das Gesetz des kleinsten Zwanges, welches die Vorgänge der physikalischen Welt beherrscht, scheint sich also auch auf die Welt des Bewußtseins zu erstrecken. Das Bewußtsein wäre demnach als ein Zwangszustand anzusehen, welcher sich stets die Lage kleinsten Zwanges sucht.

Zu ähnlichen Anschauungen gelangt Vaihinger in seiner Philosophie des „Als-Ob", wo er der Psyche die Tendenz zuschreibt, unangenehme Spannungszustände zu beseitigen. Das ist aber das Kriterium jedes Zwangszustandes. Ferner hat Avenarius für die denkmechanischen Vorgänge ein Gesetz vom kleinsten Kraftmaß aufgestellt, welches schließlich mit dem Gesetz kleinsten Zwanges identisch ist.

Wir wollen nun versuchen, die Erscheinung biologisch zu deuten.

Fragen wir zunächst: ist Elastizität erblich?

Um dies zu entscheiden, brauchen wir nur den kleinen ungezogenen Bengel in der Kinderstube zu beobachten. „Da haft du die Trompete!" „Will ich nicht!" „Na, was willst du?" „Trommel!" Die Trommel schlägt er einem aus der Hand und vergnügt sich nun damit, die verschiedensten Sachen zu verlangen, um sie dann triumphierend wegzuwerfen.

Oder: Die Gebärde des eigensinnigen Kindes, dieses charakteristische Mit-den-Schultern-Werfen, als ob es etwas abschütteln wollte.

Ich kannte ein kleines Mädchen, wenn man sie beim Frühstück fragte: „Willst du ein Kipferl?", so konnte man sicher sein, ich habe das Erperiment selbst gemacht, daß sie antwortete: „Nein, eine Semmel!" Fragte man aber: „Willst du ein Semmerl?" „Nein, ein Kipferl!"

Es sind also auch schon Kinder elastisch: Elastizität ist eine angeborene Eigen-

schaft. Sie verändert sich aber vielfach im Kampf mit der Umwelt, wie alle anderen psychologischen Eigenschaften. Abgesehen von der allgemeinen Veranlagung ändert sich die Elastizität noch sprunghaft von Fall zu Fall, wie sie etwa in der materiellen Welt sich ändert mit dem Zustand des Aggregates. Niemand würde es dem Eisen, welches als Schienen in den Straßen verlegt ist, ansehen, was für ein plastischer und williger Geselle dieses selbe Eisen war, als es als rotglühender Block durch das Walzwerk ging. Wer wundert sich nicht, daß man aus dem spröden Glas ein feines Gewebe herzustellen vermag.

Ebenso ist die Elastizität des Bewußtseins eine veränderliche Größe: Das Mädchen, das mit der Freundin offen und zutraulich spricht, wird gegen den jungen Mann mit einemmal zurückhaltend, abweisend.

Der Kaufmann, der eben noch liebenswürdig mit einem Freund gesprochen hat, wendet sich zu dem Reisenden, der ihm seine Artikel anbietet, kühl, reserviert, fast feindlich.

Ferner gibt es oft einzelne Personen, denen man von vornherein mit großer Elastizität entgegenkommt: es sind dies Menschen, die einen durch häufiges und starkes Beeinflussen in eine Abwehrstellung gedrängt haben.

Der elastische Zustand des Bewußtseins hat etwas Streitbares, Wehrhaftes an sich. Es scheint mir dies eine instinktive Schutzbewegung dunkler Art zu sein, welche auftritt, sobald Gefahr naht. Sie macht das Bewußtsein wehrhaft.

Daß die Erscheinung in die Urgeschichte der Menschheit zurückreicht, läßt sich am besten an ihren unwillkürlichen reflerartigen Äußerungen erkennen. Es wird nämlich manchmal ohne jeden Grund, rein mechanisch widersprochen, nur „aus Widerspruchsgeist", wie man sagt. Ich habe beobachtet, daß bei diesem unverständigen Widerspruch sich nachher ein Schamgefühl einstellt, weil das dunkle Gefühl entsteht, daß der grundlose Widerspruchsgeist ein Rückfall, ein Atavismus ist, zurückreichend in den Daseinskampf des Urmenschen. Und außer dem Schamgefühl stellt sich noch deutlich das Gefühl der Unredlichkeit ein, weil man ohne eigentlichen Grund, rein mechanisch widersprochen hat. Dieser mechanische Widerspruch geht so weit, daß man oft unverständig auch Erwünschtes ablehnt, nur weil es angeboten wurde, sowie ein übereifriger Hund nicht nur die Diebe, sondern auch die Freunde des Hauses anbellt. Eben dieser Umstand, daß man auch, ohne daß Gefahr besteht, sich rüstet, sich wehrhaft macht, macht die Erscheinung als eine primitive Schutzbewegung kenntlich.

Zu einem ähnlichen Resultate gelangt Vaihinger in der „Philosophie des Als-Ob": „Die einfacken mechanischen Prinzipien des Denkens sind durch Anpassung und Entwickelung entstanden, um die Psyche in ihrer Selbsterhaltungstendenz zu unterstützen. Dieses Prinzip scheint als das innere Entwickelungsprinzip des Seelenlebens gelten zu müssen, welches die psychische und logische Entwicklung beherrscht."

Wir kommen also zu dem Schluß, daß bei Gefühl der Schwäche das Be-

wußtsein sich instinktiv mit Elastizität ausrüstet. Daher besitzen zunächst jene Völker, welche von Stärkeren verfolgt und gedrückt wurden, als National-eigcnschaft eine große Portion Elastizität. Zum Beispiel die Iren (Wilde und Shaw sind Irländer), die Schotten, die Iuden. Ferner sind Frauen im allgemeinen elastischer als Männer. „Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang?"
Nervöse und hysterische Menschen sind besonders elastisch. Der Widerspruch nimmt dann oft groteske Formen an; z. B. die Mutter zur Tochter: „Zieh' dir das blaue Kleid an!" „Schau Mutter, wie du mir jede Freude verdirbst!! Ich wollte mir's von selbst anziehen und jetzt kann ich nicht mehr!" „Ia warum denn nicht?" „Weil du mir zugeredet hast, das vertrag' ich nicht!"
Befindet man sich in einer prekären Lage, so rüstet man sich mit Elastizität aus. Die Freunde kommen einen trösten, aber man bleibt mutlos. Kommt aber ein Feind, der einen schadenfroh in der Furcht bestärkt, so regt sich der Widerspruchsgeist, und man schöpft neue Hoffnung.
Beim Vorhandensein von Elastizität kann man immer auf Schwäche irgend« welcher Art zurückschließen. Tritt eine Widerspruchserscheinung auf, die man sich nicht erklären kann, so darf man mit Sicherheit schließen, daß man sich in Gefahr oder im Nachteil befindet. Die Abwehrerscheinung wirkt eben unwillkürlich und verläßlich, auch wenn die Gefahr nicht klar vor Augen steht.
Daraus erklärt sich der Glaube an Ahnungen: Bevor man eine Handlung begeht, die einem zum Unheil gereichen wird, fühlt man oft eine Beklemmung, man glaubt sich von Geisterhand warnend weggestoßen. Tut man's dann doch, weil man ja auf Ahnungen bekanntlich nichts gibt, so tritt dann richtig das Unheil ein. Man sagt dann: „Ich wollte es nicht tun, ich habe das dunkle Gefühl gehabt, das wird schlecht enden."
Hat man in irgend einer Situation das Gefühl der Schwäche, des Aus-geliefertseins, so wird man instinktiv elastisch und macht Opposition: Tu's nicht. Die innere Stimme: Man wehrt sich gegen sich selbst. Diese instinktive Abwehr-bewegung sollte uns eben darüber belehren, daß wir im Nachteil sind.
Erheben wir uns von der Betrachtung des Einzelnen zur Betrachtung der Weltgeschichte, so finden wir auch hier elastische Kräfte tätig, welche einen unerträglich gewordenen Zwang zu verringern suchen. Elastische Kräfte führten zur Revolution, zu den Freiheitskämpfen, zur Frauen- und Arbeiterbewegung. Sie spiegeln sich in der Literatur in den Perioden des Sturms und Drangs. Auch die Erschütterungen unseres Erdkörpers selbst, die Ausbrüche der Vulkane sind nur ein Suchen nach der Lage kleinsten Zwanges, also elastische Phänomene.
Fragen wir nun zum Schluß, wie stellt sich unsere Kindererziehung und unser Schulwesen zu den Erscheinungen der Elastizität?
In der Kindererziehung gilt vielfach noch der alte Grundsatz, jede Äußerung der Elastizität muß ausgemerzt werden, bis das Kind sich diese „Unart" ab-

gewöhnt hat: Viele Mütter wären entsetzt, wenn man ihnen zumuten würde, ihren Kindern auch eigenen Willen zu lassen. „Ein Kind hat nichts zu wollen!" worauf allerdings einmal ein kleines Mädchen prompt erwiderte: „Na, ich will ja eben nicht I"

So verkümmern aber dem Kind die elastischen Kräfte.

In dem Buch „Das Bildnis des Dorian Gray" sagt Dorian: „Üben Sie wirklich einen so schlechten Einfluß aus, Lord Henry?" „Es gibt überhaupt keinen guten Einfluß, Mr. Gray. Iede Art des Einflusses ist unmoralisch vom Standpunkt der Lebensphilosophie aus."

Ein Beispiel aus dem täglichen Leben: Das Kind soll in die Schule gehen. Das Werk der Erziehung setzt ein: „Austrinken den Kaffee!" „Aber Mama!" „In der Früh muß man etwas Heißes nehmen", ertönt es. Das Kind schluckt den Kaffee hinunter und packt die Bücher: „Adjöh!" „Nimm das Halstuch!" „Aber Mama, heut ist es doch heiß!" „Nimm das Halstuch!!" „Aber ich will es nicht!" „Ich werde gleich den Stock nehmen —" usw. Das wohlerzogene Kind kommt in die Schule, wo man es zwingt zu lernen, was es nicht interessiert, nachzuplappern, was es nicht glaubt, und auswendig lernt, was im Buche steht. Ein Schüler, der kritisch ein Schulbuch studiert, ist eine undenkbare Figur. Er gleicht einem Ei mit weicher Schale, wie es vorkommt, wenn die Henne zu wenig von dem Stoff aufgenommen hat, aus dem sich die Schale bildet. So wird das Kind für den Kampf des Lebens wehrlos gemacht. Die Erziehung und die Schule haben seinen Willen gebrochen.

Ähnliches gilt von der kirchlichen und militärischen Erziehung. Nicht zum Gehorsam soll erzogen werden. Der Widerspruch ist eine Lebensäußerung, und die Elastizität ist die Eigenschaft der Erfolgreichen.

Therese Lehmann-Haupt:

Griechische Reisebriefe.

VII.

Mittwoch, den 1. Mai 1912.

An Bord der „Leopolis" auf der Heimfahrt nach Triest.

Wie Ihr seht: Das Schiff war da!

In Patras ging es abends an die Scheidung von dem einen unserer uns liebgewordenen Reisegenossen. Beim Abschiedstrunk gestanden wir es uns alle, daß wir es miteinander nicht schöner hätten treffen können. Dann hieß es: „Ade Patras!" „Ade Griechenland!"

Wir sind reicher geworden. Freilich kann ich mich nicht mit den Forschern vergleichen, die ein volles geistiges Kapital gewonnen haben, mit dem sie wuchern werden. Bei mir ist es ein Neiner Paradiesesgarten, in dem ich noch oft, oft im Geiste wandeln werde. Wenn mir auch wohl vieles Wissenschaftliche wieder verloren gehen wird, so bleibt ein weiter, weiter, sonniger Ausblick für Gemüt und Phantasie.
Noch blieb uns ja für den nächsten Tag Korfu, dann erst ging's richtig nordwärts. So wurden wir eingebootet, fuhren — es war 10 Uhr abends — über die lichterflimmernde Flut, erklommen die schmale, schwankende Schiffstreppe — ich packte in unserer netten Kabine gleich alles Nötige aus, denn die Nacht schien nicht ruhig zu werden, und da ist's besser, man bewegt sich nicht viel, und legt sich gleich fest hin —, und ging wieder an Bord, wo eine Menge vertrauter Gesichter uns begrüßten. Da hörte ich, daß wir den Kronprinzen von Sachsen und den Kronprinzen von Griechenland an Bord hatten. Beide wollten nach Korfu, wo der Kaiser noch bis zum 8. bleibt. Es war ein wundersamer Abend, wir hatten uns große Stühle gemietet, lagen darin oder wanderten herum, denn das Schiff ging erst gegen 12 Uhr ab. Der Kronprinz von Sachsen saß neben Frau von B., München, er ist ein höchst feinsinniger, sympathischer, junger Mensch, der eben sein Abiturienteneramen hinter sich hat und nun etwas von der Welt sehen will. Ich stand mit der Baronin von Rothschild-London, sie ist eine interessante, anmutige Frau, und wir unterhielten uns sehr angeregt, als plötzlich mein Mann meinen Namen rief. Ich wendete mich, da stand er mit dem Kronprinzen von Griechenland, der nach mir gefragt hatte, und so konnte er mich natürlich rufen. Der Kronprinz war von einer so fröhlichen Herzlichkeit, daß wir es nie vergessen werden. Wie warm er lachen kann! Er erzählte uns viel, auch von einer bösen Erkrankung mit vielen Schmerzen, wie er nicht hatte aufs Pferd kommen können, weil die Glieder von Neuralgie und Ischias steif und geschwollen waren, und wie es doch sein mußte, wie er dann Morphium bekam, um es am nächsten Tage nur möglich zu machen, und wie ihm das Übelkeit und Kopfweh verursachte, die sich bis zur — er zögerte, — da fiel ich ein: „Seekrankheit?" „Ia!" lachte er, „bis zur Seekrankheit steigerten".
Voll Mitgefühls meinte ich: „Aber Kgl. Hoheit, jeder einfache Soldat darf sich doch schonen", er lächelte, wollte mehrmals etwas erwidern, was ihm wohl nicht geeignet erschien, da half ich mir selbst: „Ein einfacher Soldat ist auch nicht so nötig, wie der Höchstkommandierende!" Dann schilderte er, wie er auf eine ganz neue Weise durch elektrische Starkströme von seinen Leiden befreit sei. Er erwähnte auch, daß er aus politischen Rücksichten einmal einige Tage in dem mir so verhaßten Brindisi zubringen mußte, und wie er da absolut nichts habe anfangen können. Er neckte meinen Mann viel mit seiner griechischen Aussprache des „Zeus" — „Zevs" sollte er sagen. Dann sagte ich einmal „Eleusis", was ihm viel Spaß machte — man muß sagen „Elevsis".

Ich erzählte ihm, daß ich gerade heute von Patras aus die Märchen an die Prinzessin Irene abgeschickt habe. „Das wird sie sehr freuen", meinte er, und nach einem Weilchen, „sie hat schon alle Tage gefragt, wann denn endlich die Märchen kämen."
So plauderten wir wohl so an V, Stunden, an Bord stehend und auf das lichterglühende Patras mit den dunklen Bergen dahinter oder in das bewegte Meer schauend.
Am anderen Morgen waren beide Kronprinzen an Bord mit ihrem Hofstaat. Der Kronprinz von Griechenland grüßte uns mehrmals, auch mit herzlichem Händedruck. So näherten wir uns Korfu. Die Toteninsel lag vor uns ausgestreckt — das Achilleion grüßte von Bergeshöh'n. Davor, im heute nur blaugrauen Wasser, die Hohenzollern mit Begleit- und Depeschenboot, das griechische Königsschiff. Alles salutierte, Schüsse dröhnten, die Flaggen wurden hochgezogen, ein blitzend sauberes Motorboot mit griechischer Flagge und mit Purpurteppichen belegt, darüber das Königszelt, kam auf unser Schiff zu, und der Kronprinz wandte sich zu uns: „Da kommt der Hafenkommandant, mich holen!" Sein Gefolge umringte ihn, sie schritten die Treppe hinab — ein letztes Grüßen —, nun verschwanden sie in der Schaluppe, und fort ging's: Hinüber zu seinem Schloß, wo die Königsstandarte hoch wehte, wo die Wachtposten zur Begrüßung aufgestellt waren, wo ein ihm entgegenjubelndes Volk versammelt war — und zurück blieben wir, ein bißchen traurig, aber doch sagten wir uns: Es ist doch schön, das erlebt zu haben.
In Korfu. O du Märcheninsel! Nirgend wohl gibt's solchen Blumenreichtum, solche riesigen uralten Olivenbäume. Wir fuhren durch die Stadt selbst, dann weiter durch fruchtbare Weinberge und Gärten, deren Mauern von Rosen in allen Farben überblüht waren. Kinder reichten Riesensträuße von Rosen hinein — Schneeball, Iris. Ich gab 30 Centimes, und wir hatten dafür alle die Hände voll. Ein anderer brachte ein malerisches Körbchen voll Walderdbeeren, das wir ihm abkauften. Übrigens trage ich auf der ganzen Reise einen einfachen, aber in der Form entzückenden Tonkrug aus Aegina bei mir; immer in meinen Händen, bei Schiff- und Eisenbahnfahrten, bei Ein- und Ausbooten, über schwanke Schiffsleitern und im Wagen, oder auf dem Esel reitend. Noch ist er heil, wie würde ich mich freuen, wenn ich ihn unzerbrochen mitbrächte.
Im Achilleion war der Kaiser auf der Terrasse, deshalb konnten wir zuerst nur den Garten besichtigen — aber welch ein Garten! Ein so verschwenderisches Blühen, solche glühende Farbenpracht sah ich noch nie. Und die Statuen, die alten Kunstwerke, Brunnen von weißleuchtenden Kalten umgeben, rosa Wasserlilien darauf blühend, umspielt von Goldfischchen. Riesenpalmen, aus deren schuppigen Stämmen ein Wirrsal von kleinen bunten Blumen bricht. Als ich in die kaiserliche Küche guckte, lagen gerade Riesenhaufen sortierter Blumen da,

und der Koch, meinen bewundernden Blicken folgend, griff hinein und reichte mir einen großen Strauß.
Später, als das Gong zu Tisch ertönte, durften wir auf die Terrasse gehen, wo der Kaiser eben geschrieben hatte, und auch in einige Zimmer blicken. Dann ging's zu „Nou Ii«po»", auch wunderschön, aber düster, melancholisch, während im Achilleion alles lachende Freude ist. Und die Fernblicke! Das Meer durch dunkle Zypressen oder Rosenlauben — und die blauen, reizvoll geformten Berg« — der Hafen mit den großen Schiffen und den leichten graziösen Segelbooten.
Dann sahen wir noch die Stätten jüngerer und jüngster Ausgrabungen, an denen unser Kaiser dauernd einen so lebhaften Anteil nimmt. Mein Mann kam gerade dazu, wie ein griechischer Gelehrter eine eben gefundene Inschrift zu kopieren begann, und konnte sich an der Entzifferung beteiligen.
Endlich kehrten wir hochbefriedigt, mit Orangen und kleinen Einkäufen beladen, auf unser stolzes Schiff zurück. Nach einem großartigen Diner — man wird hier rein tot gefüttert — abendliches Zusammensein an Bord in weicher Luft, bei leise rauschender See.
In aller Morgenfrühe legte unser Schiff in Brindisi an. Hier gingen wir nicht an Land, denn wir erreichten es morgens 3 Uhr. Wir sahen diesmal die interessanten und malerischen Befestigungen zu beiden Seiten der Hafenausfahrt, und als dann unser Schiff scharf nordwärts wendete und ich auf Prof. Crusius' Veranlassung meine Uhr °/< Stunden zurückstellen mußte, kam es uns deutlich zum Bewußtsein, wie wir jetzt das göttliche Griechenland endgültig hinter uns ließen.
Donnerstag, 2. Mai 1912.
In der Bahn zwischen Triest und München.
Triest als Stadt charakterlos, aber wir fuhren hinauf nach dem herrlich gelegenen Optschina, und als im Hafen die tausend Lichter aufglühten, stiegen wir in den Zug. — Es war eine Märchenfahrt mitten durch die Tauern. Wir hatten ein sehr behagliches Kupee für uns, und so oft ich aufwachte, sah ich die Schneeberge vom Mondlicht Übergossen bis an die Eisenbahnstrecke reichen. Es war zu schön, ich konnte es nicht allein tragen, ich weckte meinen Mann mehrere Male, und er fand das auch ganz in der Ordnung.
Und dann der Gedanke: „Ietzt geht's nach Deutschland", das ich seit September nicht gesehen hatte. Und solch Heimweh hatte ich den ganzen Winter gehabt; ich wußte, wir würden an Salzburg vorbeikommen, und ich dachte, werde ich vielleicht ein Zipfelchen von den Berchtesgadener Bergen, in denen ich mit meinem Vater fünf Sommer lang gewohnt, zu sehen bekommen?
Plötzlich, so um V25 Uhr, weckte mich mein Mann: „Sieh mal hinaus!" und da lag der alte Vater Watzmann in der aufgehenden Sonne in wundersamer Schönheitspracht ausgebreitet — die Schneeferner rosig beleuchtet —, in

aller Majestät. Das war der erste deutsche Gruß. — Und ganz langsam fuhr der Zug, und rundherum, so daß wir lange, lange den großen erhebenden Eindruck hatten. Wie köstlich fährt sich's durchs deutsche Heimatland und dem Wiedersehen, mit allen, die unserem Herzen nahe stehen, entgegen!

Frau Dr. Alice Flechtner-Lobach:

Qualitätsarbeit auf der Baltischen Ausstellung.

Eine derart große und umfassende Ausstellung wie diejenige, welche in diesem Sommer in Malmö stattfindet, bietet des Guten und Vollendeten so viel, daß es als unnötig erscheint, das Wort „Qualitätsarbeit" besonders zu betonen. Haben doch die vier Nationen, welche sich an der Ausstellung beteiligen, selbstverständlich nur die besten oder vielmehr diejenigen Erzeugnisse gesandt, die ihnen als die besten erschienen, als die, welche am meisten geeignet seien, ihren Ruf auf dieser Ausstellung zu festigen.

Hierin aber gerade liegt der prinzipielle Unterschied und zugleich das interessante Problem, das sich dem Beschauer darbietet.

Wer die Ausstellung nach dem Gesichtspunkte der Qualitätsarbeit durchwandert, wer die vielen Produkte der verschiedenen Nationen daraufhin bettachtet, wie sie nach Entwurf, Material, Technik und Zweckbestimmung dem Begriff der Auserlesenheit sich nähern, wird allerlei Entdeckungen machen, die nicht ohne Reiz sind.

Er wird finden, daß in dem einen Lande das Ziel der Qualitätsarbeit durch «ine vollkommene Lösung des Farbenproblems erreicht wird, während ein anderes Volk die Kontur, die Linie auf den Schild erhoben hat. Wieder anders spiegelt derselbe Begriff sich in den beiden anderen Nationen, von denen die eine, von Pariser Schick angehauchte, überfeinerte Kultur bringt, während die letzte, ich meine Rußland, leider zu dem hier erörterten Problem überhaupt nur wenig beizusteuern vermag.

Dieser Begriff ist in Deutschland durch die Tätigkeit des Werkbundes bestimmter formuliert, dem Sinne nach besteht er so lange wie das Deutsche Kunstgewerbe, und die Ausstellung in Köln trägt dazu bei, ihn in weiteste Kreise zu tragen.

Zu der Qualitätsarbeit in diesem Sinne gehört nicht nur die absolut einwandfreie Herstellung in technischer und künstlerischer Hinsicht, es gehört hierher vor allem jene oft betonte und allgemein bekannte Ehrlichkeit des Materials,

Ausdruck der Bestimmung sowie Vermeidung jedes Zierrates, der nicht aus dem Wesen des Dinges herauswächst.

Nimmt man diese Gesichtspunkte als die leitenden an, so erscheint Deutsch» land als das Land, das dem Ideal am nächsten kommt, es nahezu ganz erreicht. Es ist dies durchaus nichts Selbstverständliches. Zu einer Zeit, da eine ganze Ausstellung sich damit beschäftigt, die Regeln solcher Qualitätsarbeit in Musterbeispielen als etwas Erstrebenswertes aufzustellen, ist es außerordentlich erfreulich, an anderer Stelle zu konstatieren, daß viele dieser Grundsätze in Handwert und Industrie schon Boden gefunden und zum Teil festen Fuß gefaßt haben.

Schon die schlichte äußere Form des Deutschen Hauses ist von wohltuendem Eindruck. Die beiden imposanten Gebäude sind von einer Mittelhalle verbunden, die die Elitestücke der Cadiner Fabrik enthält. Absolut glatte Formen zeigen die tadellose Bearbeitung des Tones, während schmale Silberbänder ein mattes kostbares Leuchten über die weichen roten Flächen der einzelnen Stücke werfen. Die Anordnung der Räume um den kleinen Zierhof, der gleichzeitig in schlichten Glasfenstern die auserlesenen Produkte Deutscher Porzellan- (mit Ausnahme der Kgl. Manufakturen) und Keramikkunst aufnimmt, ist übersichtlich und schön. Die Ausstellungen schließen sich nach dem Gesetz der Raumentwickelung aneinander an und finden in farbig und künstlerisch besonders auffallenden Gruppierungen ihren Zusammenschluß; so in dem Linoleumraum, mit seinem Triumph der ruhigen Linie, dem Rekshäuschen, das bunte Farbe mit vornehmer Kontur vereinigt, oder dem Bleistiftkiosk, der wie aus dem Material dieses Zweiges herausgewachsen erscheint.

Ringsum schließen sich dann die Säle an, die einzelne Musterbeispiele der Ausstellungskunst sowohl hinsichtlich dessen, was gezeigt, als auch wie es gezeigt wird, bieten. So die umfassende Ausstellung der Wohlfahrtspflege, die ihresgleichen auf der Ausstellung nicht hat, ebenso wie die erschöpfende Landwirtschaftliche Abteilung und die sehr schön untergebrachten graphischen und photographischen Erzeugnisse, unter denen die Kunstphotographien aus München besonders wertvoll sind.

Auf der einen Seite finden die Räume in dem vorzüglich gegliederten Festsaal ihren Abschluß, in dem die schönsten Stücke der Kgl. Manufakturen, Meißen, Nnmphenburg und Berlin die Dekoration bilden, während auf der anderen Seite sich das Reich der Maschinen ausdehnt, dieser eigentliche Glanzpunkt der Ausstellung.

Hier wie nirgends anders ist der Begriff Qualitätsarbeit am Platze, und bei der wundervollen technischen Durchbildung dieser Maschinen und Maschinenteile ist auch die Eleganz der Form an sich ohne Zutat und Verzierung bis ins letzte hinein studiert und erfaßt.

Ein Studium für Künstler bilden diese Säle und gleichzeitig einen Gegen-
stand des Stolzes für jeden Deutschen.
Mögen auch manche über die „Kultur der Linie" spötteln, sie können nicht
leugnen, daß unserm ganzen Wesen dieser aus Solidität, Schlichtheit und einer
gewissen schwerfälligen Wucht zusammengesetzte Stil paßt. Schließlich ist doch
hierbei das Ende alles Strebens in der Erkenntnis der künstlerischen Bedingungen
für die verschiedenen Lebenszentren zu suchen.
Und eines schickt sich nicht für alle. In dem alten stimmungsvollen Herren«
sitz, den Dänemark als Ausstellungsgebäude aufgestellt hat, liegen die Zielpunkte
des Schaffens auf einem anderen Gebiet. Hier ist es die verfeinerte Kultur, die
aufs äußerste betonte Grazie und Eleganz, die den Dingen ihren Wert verleiht.
Die Eliteprodukte Dänemarks gehen aus der Handarbeit hervor, und diese Aus-
stellung ist für Kenner allerdings ein Genuß.
Handgearbeitete Spitzen von unerhörtem Raffinement, handgewebte Kissen
und Decken mit einem träumerischen Durcheinander in Form und Farbe, durch-
sichtiges und durchbrochenes Porzellan und handgetriebene Silberarbeiten bilden
wohl ein Ganzes voll graziler Feinheit.
Daß die technische Ausarbeitung zumal in den Schmucksachen nicht immer
einwandfrei, die Verwendung von oft abenteuerlichen Tiermotiven auf Gebrauchs-
porzellan nicht immer notwendig erscheint, ist ein Kapitel für sich. Den Dänen
stört es scheinbar nicht, ein Tintenfaß zu besitzen, bei dem die Tinte in das in
Todesangst aufgesperrte Maul eines Frosches gegossen wird, um den sich eine
riesige Schlange ringelt. Dabei ist das Ganze von einer schauerlichen Natur-
wahrheit. Man fühlt förmlich die zuckenden Bewegungen des gepeinigten Tieres.
Die Schlange scheint sich auf der Platte weiterzuziehen, um fester noch den un-
glücklichen Frosch zu umdrosseln. Für mich trotz aller Kunst ein furchtbares Stück.
Und Ähnliches findet man häufig. Die naive Freude des Nordländers an
den Tieren und Blumen, an der Farbe, einigt sich nicht immer glücklich mit den
Kulturbedingungen unserer Zeit. Am besten noch dort, wo diese Freude sich in
einer instinktmäßigen Sicherheit zeigt, wie bei den Erzeugnissen Schwedens.
Schweden hält in allem die Mitte zwischen den beiden ebengenannten
Ländern. Es ist nicht so äußerlich und übermodern wie Dänemark und nicht
so klassisch und bedenklich wie Deutschland.
Die große und herrliche Industriehalle und die Maschinenhallen zeigen
imposante Bilder von der schwedischen Industrie, die noch stärker den Eindruck
von Qualitätsarbeit hervorrufen würden, wenn in der Art der Ausstellung noch
mehr Ruhe und weniger spielerische und zierliche Aufmachung herrschte.
Restlose Bewunderung aber erweckt Schweden durch die Erzeugnisse seiner
Heimkunst- und Kunsthandwerkvereine.
Hier ist das gelobte Land der Farbe und der Handfertigkeit! Geheiligt und

erzogen durch eine Iahrhunderte alte Tradition, die keiner Beeinflussung künstlerischer Kreise bedarf. Die Webereien der verschiedenen Hemslöjdvereine, die hier in einer ganzen Straße geboten werden, sind recht eigentlich Qualitätsarbeit im besten Sinne. Es ist unmöglich, die Harmonie der Farben, die kühne Freudigkeit der Zusammenstellung zu beschreiben, welche diese aus pflanzengefärbten Wollen und Garnen hergestellten Gewebe auszeichnet. Und mit der ererbten Farbe Zehen die tadellose Herstellung, ererbte Technik und ererbte Muster Hand in Hand. Gleich köstlich sind die Spitzen und Leinendurchbrüche und auf dem Gebiete des Kunsthandwerks die Schmiedearbeiten, vor allem aber die Treibarbeiten in Silber und die handaquarcllierten Bucheinbände.

Es ist nichts, was bei aller überquellenden Farbenfreude, bei allem ornamentalen und figürlichen Reichtum hier stört. Die Halle bietet einen erlesenen Genuß, und hier sind wir die Lernenden.

Ähnlich günstig wie in Schweden, liegen die Vorbedingungen zu einer qualitativen und künstlerischen Ausbildung alten Volksfleißes auch in den weiten Steppen Rußlands, und wer die Ausstellung, welche vor mehreren Monaten in Berlin stattfand, gesehen und die Annalen der Russischen Heimkunstvereine verfolgt, hat Gelegenheit gehabt, viel gutes und fleißiges Streben zu sehen.

Leider bietet die überhaupt sehr karge und einseitige Ausstellung nichts davon. Qualitätsarbeit war in dem bunten und etwas unecht wirkenden Treiben in diesem Hause nicht zu finden. Und auch die Erzeugnisse der Industrien waren so wenig beschickt, daß sie kein rechtes Bild gaben.

So sind es auf dieser Ausstellung vor allem die drei stammverwandten Ostseevölker, welche auf dem Gebiete technischer und künstlerischer Qualitätsarbeit sich miteinander messen.

Sie geben zusammen ein schönes und reichhaltiges Bild dessen, was Menschengeist und Menschenkunst zu leisten vermag.

Sieger Else Hüffer
Else Höfftr:
Sieger. Roman.

Schluß.)
Io saß regungslos, sie war erschüttert, von diesem verhaltenen, unerwarteten Ausbruch einer gepeinigten Seele. Sie wagte nicht zu fragen, sie sah nur auf die Frau, die lächelnd glücklich für den gütigen Blick dankte. Die Sympathie zwischen ihnen wob sich so rasch und warm, daß sie vergaßen, daß sie sich Fremde waren.
Die blonde Frau hielt die Hände im Schoß verkrampft, wie um ihre Erregung gewaltsam niederzuhalten. „Darf ich reden?" fragte sie zaghaft. „Ich muß ja reden — ich kann nicht anders — Es ist solch eine drängende innere Not. Auch zu einem Unwürdigen müßte ich sprechen, weil ich das Schweigen nicht länger trage. Aber Sie — Sie sind verstehend, ich fühle es. — Seit acht Monaten lebe ich hier, — mit der alten Dienerin und meinem Kinde — allein, abgeschnitten von der Welt, von Menschen meiner Art — Ich spreche nie mit ihnen, nur zuweilen mit einem vorübergehenden Bauern —"
Sie preßte die Hand auf die Brust. „Oft ist mir, als müßte ich ersticken —"
Dann besann sie sich. „Erwin, geh eben zu Iohanna und sage ihr, sie möchte Tee richten, hilf ihr ein bißchen dabei, Bubi."
Der Iunge sprang vergnügt davon, stolz, ein Amt zu haben.
Io legte vorsichtig ihre Hand auf die weiche Rechte der Frau. „Ia, darf ich denn reden?" fragte sie befangen.
„Bitte", sagte Io herzlich.
Da brach das niedergehaltene Weh mächtig aus der Brust der Frau. „Erschrecken Sie nicht — bitte, wenden Sie sich nicht ab! Mein Mann ist — im Zuchthaus."
Sie senkte den Kopf und wartete, ob Io gehen würde, die aber legte ihr den Arm um die Schulter. Da ging ein zuckendes Weinen durch den weichen Körper. „Er war Bankbeamter — er hat Unterschlagungen — o Gott, o Gott, — es war Unrecht, was er getan hat, ich weiß es wohl, — aber er tat es für mich, er hatte mich ja so lieb. Ich war so lebenslustig, ich fragte nicht, woher das Geld kam, ich war vergnügt, wenn ich es ausgeben durfte. — Und dann —, dann kam dies Ende."
Sie schwieg und ihr Körper bäumte sich. Io drückte sie leise an sich.
„Was sollte ich tun? Ich wollte warten, bis er wiederkam. — Ich habe

ihn lieb, wie er mich, und daran ändert nichts, was er getan hat. In Deutsch-
land konnte ich die Schande nicht tragen, — mein Kind sollte bewahrt werden,
vor bösen Reden über seinen Vater. — Da ging ich hierher. — Hier am Wallen»
see hatten wir so selige Flitterwochen verlebt —"
Sie weinte leise, die Erinnerung tat ihr weh.
„Und nun lebe ich hier — fernab von allen Menschen. Ich zähle die Tage,
bis er wiederkommt. — Ich halte in dem Iungen die Erinnerung wach an ihn,
— und ich verhungere nach Menschen, die mit mir reden, manchmal mit mir
lachen, mir gut sind, mir sagen, daß auch andere ein schweres Los haben und
mutig tragen —"
Io nahm ihre Hand. „Ich werde oft kommen!" sagte sie einfach. „Darf
ich?"
Die junge Frau sah sie mit überströmenden Augen an.
„Ich danke Ihnen — ich bin ja schon so froh, daß ich sprechen durfte."
Io fühlte, wie ihr Herz weit und warm wurde in Mitleid und Liebe. „Sie
dürfen sich nicht hier verstecken, sie müssen uns drüben besuchen und all die andern
kennen lernen. Sie müssen Abwechselung haben."
Die Frau wehrte ab. „Nein, nein, ich fürchte mich, — ich bin scheu ge-
worden. — Immer glaube ich, daß man mich kränken will. Kommen Sie zu
mir —, auch die andern, wenn sie mögen — ich wage mich nicht aus meinem
Heim."
„Sie muß langsam genesen", dachte Io. „Wie gütig ist es vom Schicksal,
daß es mich an Menschen vorüberführt, denen ich helfen kann, dies ist der wahre
Zweck meines Lebens — einen anderen erträume ich nicht."
„Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße", sagte die warme Stimme neben
ihr. „Nennen Sie mich Frau Ina —"
Sie lächelten sich an und staunten, daß sie sich so rasch und ganz gefunden
hatten.
Das alte Mädchen deckte leise den Kaffeetisch. Der Iunge lief triumphierend
um sie herum und fühlte sich als Hauptbeteiligter bei der Arbeit. Io versuchte
ihn zu fangen, aber er wich jauchzend aus.
Da erschien Markwart wieder im Türrahmen, er sah frisch und ausgeruht
aus und strahlte vor Liebenswürdigkeit und guter Laune. Dann hatte sein
Wesen etwas ungemein Bestrickendes, dessen er sich wohl bewußt war.
Die junge Frau lebte auf. Wenn sie lachte, zuckten kleine rosige Grübchen
in ihren Wangen und die blonden Haare zitterten weich um ihr Gesicht. Ihre
Bewegungen waren wunderhübsch, flink und geschmeidig, wie bei einem ge-
pflegten, graziösen Kätzchen. Doch wenn sie ernst war, lag es wie bleierne
Müdigkeit über ihren Gliedern und die Augen waren glanzlos und sehnsüchtig.
Markwart Ianssen beobachtete sie verstohlen. Er witterte in ihr ein eigen-

artiges Schicksal; Leid und unterdrückte Lebenslust, das spiegelte sich in ihrem
wechselnden Wesen. Er verstand die Frauen, und diese hier war so ganz Frau. —
Sein Blick ging zu Io, die aufrecht, in ihrem Sessel saß und jede Be-
wegung ihres Körpers beherrschte. Sie kam ihm auf einmal steif und
temperamentlos vor, neben der lebendigen Grazie der andern.
Er nahm sich zusammen und zügelte seine Gedanken. Er kannte sich: wenn
er zwei Frauen verglich, verlor die erste. — Und er wollte nicht Unrecht tun
an Io. Er hatte sie ja lieb, und er wußte, daß in ihrer starken Liebe seine Er-
lösung war
Auf dem Heimweg erzählte Io das Schicksal Frau Inas, sie war ganz
erfüllt von dem Gedanken, ihr zu helfen und Sonnenschein in ihr Leben zu tragen.
„Wir wollen oft zu ihr gehen, Markwart —"
Markwart wehrte hastig ab. Er hatte voll Interesse zugehört und die Frau
begann seine Gedanken stark zu beschäftigen, aber er wollte sich dagegen
wehren. —
Es hat keinen Zweck, daß du diese Freundschaft so stark kultivierst. Du
weißt ja gar nicht, ob ihr euch auf die Dauer sympathisch seid, und dann verdirbst
du dir die Wochen hier, durch die stete Sorge um sie."
„Ach Markwart, wie egoistisch das klingt", sagte sie und schmiegte sich ganz
leicht an ihn. „Ich bin so froh, daß das Leben die Kräfte in mir auslöst, daß
sie nicht ungenützt verderben. —"
Er verstand sie nicht. Er spürte nur den leisen Druck ihres Körpers, der
in ihm nachzitterte, und der brachte ihn in Aufruhr. Er legte den Arm um ihre
Hüfte und hielt sie dicht an sich gepreßt, und beim raschen Ausschreiten fühlte er
die schönen gleichmäßigen Bewegungen ihrer Glieder. Er vergaß die blonde
Frau und ihr Schicksal.
Doch Ios Gedanken ließen sich nicht fangen von dem Reiz des Augenblicks,
die waren droben in dem braungetäfelten Zimmer. „Es ist ein schweres Los zu
warten — immer zu warten und die Menschen zu meiden, fast zu schwer für
eine Frau wie sie, der die Lebenslust aus den Augen sprüht —"
Da kehrten auch Markwarts Gedanken zu der jungen Frau zurück, er dachte
über sie nach und sprach langsam: „Ia, es ist schwer für solch ein lebensvolles
Geschöpf ohne Liebe, ohne Mann zu leben. — Und wenn man ihr ins Gesicht
sieht, fühlt man, daß sie es nicht durchhalten wird. Sie wird nicht aushalten
bis zuletzt. Die ist nicht zur Askese geboren."
Io blieb stehen und sah ihn erschrocken an. „Markwart, sie liebt ihren
Mann — du glaubst doch nicht —"
„Ich glaube, was auf ihrem Gesicht steht: daß ihr Herz Tür und Tor ge-
öffnet hat für jede Versuchung. Mit der Liebe für ihren Mann hat das nichts
zu tun, wohl aber mit der Treue."

Er sprach in leichtem Tone, als konstatierte er etwas Alltägliches, Selbst-
verständliches. Io wurde traurig.
„Das glaube ich nicht" — sagte sie abwehrend.
Markwart spann seine Gedanken weiter, die nun fest an der Frau hingen.
„Es ist wunderbar, welch ein duftiger Schmelz auf ihrer Haut liegt. Man sieht
ihr an, sie wurde lange nicht geküßt. Sie hat eine weiche Grazie, die betörend
ist "
Er stockte mitten im Satz und sah Io an. Ihr Gesicht war starr. Sie sah
geradeaus, sie sah kein Ziel mehr. — „Ich kann ihn nicht ändern", dachte sie müde.
In Markwart war ein peinliches Gefühl. Er streichelte Ios Hand und
dachte reumütig: „Mein Gott, ich will ja bei ihr bleiben, ich will es ja, aber
mein Wille ist marklos. Iede Versuchung lockt mich vom Wege. Darf ich sie
denn halten — vernichte ich sie nicht vielleicht durch meine bloße Gemeinschaft —"
Und wieder war die rasche, launenhafte Sehnsucht in ihm nach ihrer reinen
Sphäre — nach dem Neuen. „Hab Geduld mit mir", bat er leidenschaftlich.
Da lächelte sie ihr tapferes Lächeln.
Sie gingen im tiefen Schweigen.
Io dachte: „Liebe kann das nicht sein — dazu ist zu wenig Achtung in
meinem Gefühl für ihn. Es ist nur grenzenloses Erbarmen und der Wille zu
einer helfenden Tat."
Und Markwart sah finster vor sich, er hob den Blick nicht zu der Landschaft,
die in reiner Frische strahlte. Er dachte: „Wenn sie mich ganz stark, ganz heiß
liebte, so daß ihre Liebe alles andere auslöschte, was gewesen und was außer
ihr noch ist — dann könnte sie mich halten. Nur dann — nur dann. So ent-
gleite ich ihr, wenn sie nur aus gütiger Überlegung und Darmherzigkeit zu mir
steht."
Maria war ihnen ein Stück Wegs entgegengegangen. Sie winkte und
rief schon von fern. „Wir haben uns entsetzlich geängstigt um euch, Io, deine
Mutter ist ganz elend. Wir haben gedacht, ihr wäret vom Blitz erschlagen."
Ihr kleines Gesichtchen sah wirklich abgespannt und blaß aus.
„Solch ein königlicher Tod kommt so gewöhnlichen Sterblichen nicht zu,
gnädiges Fräulein! Io muß lange leben, denn sie wird vielen nötig sein, und
für mich ist eine kleine Kugel bestimmt aus einem sehr zierlichen Revolver —"
Er lachte harmlos. Maria lachte nicht mit ihm. Sie fühlte zu gesund und
schlicht, sie mochte seine spielerischen Redensarten nicht, die ihr fast kokett vor-
kamen. Daher sagte sie schnippisch: „So was tut man, aber man sagt es
nicht erst."
Dann hing sie sich an Ios Arm und ließ sich ihr Erlebnis erzählen. Auch
ihr Herz wurde warm von mitleidigem Interesse.
Marga war bei der Mutter und machte ihr vorsichtig kühle Umschläge auf

die schmerzende Stirn. Frau Torbeck lag auf einer Chaiselongue und ihre Hände
zitterten vor Nervosität, als sie Ios Schritt hörte.
Io beugte sich über die Mutter und entschuldigte ihr Ausbleiben. Aber
Frau Torbeck hörte kaum auf ihre Worte, sie weinte immerzu leise und hilflos
vor sich hin.
Es war wie ein Zusammenbrechen ihrer Energie, wie das völlige Versagen
ihrer Körperkraft.
Marga und Io bemühten sich angstvoll um sie, sie waren beide sehr er-
schrocken, die kannten beide ihre Mutter nicht anders als beherrscht und kühl und
immer Herrin ihrer selbst. Dies völlige Zusammenbrechen, dies zwecklose, kind-
liche Weinen ängstigte sie.
„Mutter — liebe Mutter — bist du so elend?" fragte Marga. „Willst
du uns nicht erlauben, einen Arzt zu fragen?"
Dies gab Frau Torbeck die Ruhe wieder. Sie richtete sich gewaltsam auf
und diesmal versagte ihre Willenskraft nicht. „Auf keinen Fall — es war nur
vorübergehend. Mir fehlt nichts. Noch ein paar ruhige Wochen hier und ich
bin wieder frisch zu Margas Hochzeit."
Dies war das Ziel, das ihre Gedanken fast ausschließlich beschäftigte.
„Geht jetzt hinunter zu Tisch, ich will mich zu Bett legen, ich brauche keine Hilfe
mehr."
Als die Töchter noch zögerten, strich sie jeder mit der Hand über das Gesicht
und lächelte schmerzlich. Diese Zärtlichkeit war etwas ganz Ungewohntes an
ihr. „Geht nur", sagte sie noch einmal. Es war, als schwankte ihre Selbst-
beherrschung wieder. Dann ließen sie sie allein.
Am andern Morgen hatte sie sich so weit erholt, daß sie zum Frühstück
auf der Terrasse erschien. Tante Emma machte besorgte Augen, man sah ihrem
Gesicht an, daß sie an eine ernste Krankheit glaubte, und sie hatte ihre Züge nicht
so weit in der Gewalt, dies zu verbergen. Sie warf Io bedeutungsvolle Blicke
zu, die der Mutter nicht entgingen und sie erregten und mißtrauisch machten.
Tante Emma war nicht begabt für den Umgang mit nervösen Menschen, das
bewies sie durch ihre übertriebene Rücksichtnahme, die in der Leidenden die Vor-
stellung erweckte, daß sie für schwer krank gehalten wurde.
Io durchschaute die Stimmung ihrer Mutter. Sie plauderte doppelt leb-
haft und erzählte von Frau Ina und ihrem hübschen, anmutigen Iungen. „Wir
wollen sie heute nachmittag überfallen und sie zu einem Spaziergang abholen",
schlug sie vor und alle waren einverstanden, nur Markwart widersprach. In
ihm wehrte sich etwas gegen das häufige Zusammensein mit der blonden Frau.
Er wußte selbst, es war nur eine heiße Angst vor der Versuchung, aber in der
schwülen Nacht hatten sich seine Gedanken heiß und dringlich mit ihr beschäftigt,
die so jung und begehrenswert war, und die nach Liebe und Leben dürstete. —
Er hatte dagegen angekämpft, aber seine Gedanken waren an keine Zucht ge-

wöhnt, sie waren schlaff jeder Stimmung und jedem Reiz von außen
unterworfen.
Er drang mit seinem Widerspruch nicht durch und es wurde beschlossen, die
junge Frau abzuholen. Die Mütter äußerten allerlei Bedenken, sie fanden den Ver-
kehr nicht passend. Tante Emma machte runde Augen. „Aber ich bitte euch," sagte
sie aufgeregt, „sie ist doch die Frau eines Zuchthäuslers — wenn das Vater wüßte."
Immo lachte ganz ungezwungen. „Gerade, weil sie dies schwere Los trägt,
wollen wir ihr helfen", sagte er herzlich. Da schwiegen die Einwände. Die
Frauen hatten sehr viel Respekt vor seiner sicheren Persönlichkeit und der makel-
losen Vornehmheit seiner Gesinnung.
Nach dem Frühstück zerstreute man sich wieder. Markwart versuchte mit
Io allein zu sein, es trieb ihn zu ihr, in ihrer Umarmung all die abschweifenden
unruhvollen Gedanken zu ersticken.
Doch sie mied ein Alleinsein, sie fürchtete sich vor seiner sie jäh überfallenden
Zärtlichkeit, die nichts in ihr weckte, als Grauen und scheue Abwehr. Sie mochte
sein Gesicht nicht, wenn es weiß war vor Leidenschaft und die Augen dunkel
und begehrend. Er fühlte, daß sie ihn vermied, und ein wilder Trotz reckte sich
in ihm. Er ging allein zum Strande hinab und dachte erregt: sie liebt mich nicht,
ich fühle es. Warum soll ich mich da um ihretwillen beherrschen und ändern?
Pah, das Leben ist süßer, wenn man sich die Zügel schießen läßt. Ich liebe die
Frauen nicht auf die Dauer, die sich versagen. Ich liebe die leichten Siege."
Er beobachtete Io von weitem, wie sie zum Badezelt hinabschritt. Ihre straffe
Haltung mißfiel ihm, ihre Bewegungen schienen ihm ohne Feuer, ohne Elan.
„Sie kann mich nicht dauernd fesseln — die Frau, die mich für immer an sich
fesseln wollte, müßte unerschöpflich sein in Liebe und Glut."
Er wandte sich zur Seite und blinzelte in den sonnigen Tag. Droben, auf
grüner Halde, lag das kleine Haus mit dem braunen Gebälk und dem bräunlichen
Dach. Immer wieder kehrte sein Blick dorthin. „Das wäre ein leichter Sieg —"
murmelte er. „Und ein süßer Lohn."
Als Io kühl und erfrischt aus dem Bade kam, kam sie rasch am Strande
entlang und setzte sich neben ihn in den heißen Kies.
Ihr Haar war noch naß, ihre Haut atmete einen feuchten Duft aus.
Markwart zwang alle seine Gedanken zu ihr zurück, und als er ihre liebe-
vollen Augen sah, sagte er aus tiefstem Herzen: „Du bist doch ein wundervoller
Mensch, Io, nur viel zu schade für mich."
Sie zog seinen Kopf in ihren Schoß und faltete ihre Hände über seinem
Haar. In ihrer Brust war ein inbrünstiges Wollen, so stark wie ein Gebet.
„Wenn ich bei ihm aushalte, wenn ich an seiner Seite bleibe, dann muß, muß
es gelingen. Dann muß er wieder ein freudiger, reiner Mensch werden."
Markwart sah zu ihr auf, und wieder ergriff ihn ihr Ausdruck.
„Mütterchen", sagte er leise. „Mütterchen — ja, das ist's."

Er schloß die Augen und dachte: „Für mich nicht — ich brauche mehr. —
Ich brauche den großen Rausch — und den gibt sie mir nicht."
Und wieder sah er einen anmutigen, kayengeschmeidigen Körper, und Augen,
in denen der Lebenshunger brannte, und eine Haut, die durstig schien nach heißen
Küssen.
Vom Hotel klang der Gongton hinab. Er ging neben Io bergauf, und er
fühlte, wie elastisch und frisch sie war, voll unverbrauchter lebensfroher Kraft.
Er selbst kam sich schlaff und welk vor, der stete Kampf gegen seine Gedanken
machte ihn mürbe, seine Kräfte waren ja so ungeschult und des Kampfes
ungewohnt.
Gleich nach Tisch brach man auf. Das Brautpaar schlenderte voraus, und
Markwart war froh, daß Maria ihnen zur Seite blieb und lebhaft mit Io
plauderte. Er war verdrossen und übellaunig.
Schon von weitem sahen sie vor dem schmucken Häuschen auf der Wiesen-
halde ein weißes Kleid leuchten. Sie winkten grüßend hinauf. Da kam ihnen
Frau Ina rasch und froh entgegen und ihr Haar blitzte in der Sonne wie Gold
und ihre Augen lachten, und die kleinen Grübchen zitterten in den rosigen
Wangen. Sie sah jung und taufrisch aus, und die Freude erregte sie so, daß
ihre Augen feucht wurden. Der kleine Erwin kam leicht und schlank über die
Wiesen gelaufen und begrüßte alle und sah jeden freundlich an mit seinen sanften
Pagenaugen.
Markwart stand abseits und sah auf die Frau, die zwischen den andern
stand und heiß war von Glück und so dankbar lächelte. Er sah tiefer als die
andern, er wußte, daß die Sehnsucht ihr im Blute saß und sich nicht mit Namen
nennen ließ, daß dies Lachen und Plaudern der andern wohl einige rasche
Stunden füllen konnte, nicht aber dies Leben, das einsam war.
Er verstand diese Frau, wie sie sich selbst nicht verstand, weil er etwas
Gemeinsames zwischen ihnen ahnte, war es das heiße, drängende Blut, der Lebens-
hunger?
Und er begriff, daß sie vergehen mußte an ihrer ungestillten Sehnsucht, daß
ihre Nächte ohne Schlaf waren und ihre Tage öde — daß sie nach etwas Neuem,
Großem hungerte, was in ihr Leben treten mußte, Seligkeit oder Leid, — nur
eine Erregung, ein Erlebnis.
Da fühlte die Frau seinen Blick und sah ihn an und eine heiße Welle über-
flutete ihr Gesicht und Nacken. Markwart hatte sich selbst vergessen, seine Augen
brannten, er dachte nicht mehr an Io und ihr ernstes Wollen. Er ging an der
Seite der jungen Frau, die noch unter seinem Blick bebte, und er wußte: nun
hatte sie begriffen, wonach ihre dunkle Sehnsucht ging.
Sie war so jung und unbeherrscht, daß sie ihre Erregung nicht meistern
konnte, ihre Augen verrieten sie und das leise Zittern ihrer Lippe.

„Welch ein leichter Sieg", dachte Markwart. „Ich kenne die Frauen. Ich
habe gewußt, daß die erste Versuchung ihr Herz unverschlossen fand."
Und ganz sacht und weich warb er um sie, den andern unsichtbar, nur ihr
selbst bewußt. Es war ein Nachmittag voll von einem heißen Sommerzauber,
er fühlte, wie er in seinem Element war, wie er diese Frau beherrschte und sie
eroberte.
Man machte einen weiten Waldspaziergang. Er blieb nicht immer an ihrer
Seite, zuweilen ging er mit Io, zuweilen neckte er sich mit Maria. Aber dann
fühlte er immer die heiße Unruhe der jungen Frau und ihre bangen Blicke. Dies
reizte und wärmte ihn. Niemand sah das verstohlene Spiel. Niemand ahnte den
starken Strom, der die beiden Widerstandslosen mitriß.
Zuweilen floh ihn die junge Frau, dann ging sie dicht an Ios Seite, und
sie wurde ruhiger unter dem Einfluß von Ios klarem Wesen. Sie schämte sich
dann ihrer Regungen und bemühte sich, an ihren Mann zu denken und von ihm
zu erzählen. Aber sein Bild verblaßte, es gelang ihr nicht, ihn zu schildern, es
quälte sie, von ihm zu sprechen.
Io merkte ihre Unruhe nicht, sie war viel zu unkompliziert, um all die kleinen,
raschen Schwankungen in der Seele willenloser Menschen zu ahnen. Sie wußte:
die Frau liebte den Mann, also würde sie ihm die Treue halten.
Wenn Frau Ina Markwarts Stimme hörte, ging ein Schauer über ihre
Haut, und wenn sie seinem lächelnden Siegerblick begegnete, erblaßte sie und
wußte, daß sie sich nicht wehren konnte.
Marga und Immo gingen meist allein, sie hatten so unendlich viel mit sich
zu tun, daß sie die andern ganz vergaßen. In dem naiven Egoismus Liebender,
merkten sie gar nicht, daß sich dicht vor ihren Augen Menschenschicksale verwirrten
und drohend zusammenballten. Sie hatten das Gefühl, als lernten sie sich jetzt
erst ganz kennen, und dies Kennenlernen war so süß, daß es alles andere ver-
dunkelte.
Es war schon dunkel, als man vor Inas Haustüre ankam, man verabschiedete
sich rasch, um die Mutter nicht in Unruhe zu versetzen.
Markwart war der letzte, der die weiche Hand der Frau hielt. Die andern
waren auf der weißen Straße schon vorausgegangen. Er stand so dicht vor ihr,
daß er das Beben ihrer rasch atmenden Brust fühlte. Sie sah schön und hin-
gebend aus, und willenlos und süß. Sie entzog ihm ihre Hand nicht und senkte
die Augen nicht. Da küßte er die weiche Hand, und seine Lippen blieben bebend
auf ihr haften.
„Darf ich kommen?" fragte er leidenschaftlich. Sie zitterte am ganzen
Leibe und wollte sich losreißen, aber ihre Glieder waren in einem schweren süßen
Bann. „Ich liebe dich," sagte er, „ich muß dich besitzen —" Da sank ihr Kopf
rückwärts gegen die Holzwand und ihre Lippen waren sehnsüchtig geöffnet.
„Ich komme — heute noch —"

„Ia", sagte sie wie ein Hauch.
Da ließ er sie und eilte den andern nach, die Straße hinab. Ios helle
Stimme rief ihn fröhlich an. Er ging an ihrer Seite, und keiner seiner Gedanken
war bei ihr. Die strichen um die blonde Frau, die so hingebend und weich an
der dunklen Hauswand gelehnt. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr.
Er fühlte nicht, daß Io ihre Hand in seinen Arm schob und seinen ungleichen,
schlaffen Schritt zum ruhigen Schreiten zwingen wollte. Er fühlte nicht, daß
ihre kühle Hand sich um sein brennendes Handgelenk schloß. Er war losgelöst
von ihr und wußte nichts mehr von ihr.
Und Ios Gedanken umgaben ihn mit einer warmen Liebe. Sie spürte seine
Erregung und sie dachte: ich quäle ihn, ich bin zu kühl zu ihm. Er sehnt sich
nach mehr. Ich muß es lernen, ihn so zu lieben, wie er es begehrt.
Sie blieb stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Markwart",
sagte sie leise, „hab' noch ein wenig Geduld! Mein Herz findet den Weg zu dir.
Bald werde ich dich lieben, wie du es ersehnst." Und sie lehnte sich leise an ihn
und bot ihm die Lippen.
Er sah es nicht, er hatte ihre Worte gar nicht gehört, sie hatte alle Macht
über ihn verloren. Sie fühlte sein Schweigen wie eine tiefe Demütigung. Ihre
Hände sanken schwer von seiner Schulter, mit gesenkter Stirn ging sie neben ihm
her. Sie schämte sich.

IV. Kapitel.

Als Io zum Frühstück kam, kam ihr Tante Emma ärgerlich entgegen.
„Denke dir, Io, Markwart ist heute morgen um 6 Uhr abgereist, nach Hause,
ohne sich von jemandem zu verabschieden."
Io fühlte, daß sie blaß geworden war. Frau Torbeck machte ein besorgtes
Gesicht, und wie Ios Augen über die Gesichter glitten, da sah sie auf allen
Staunen oder ein verächtliches Zucken. Ieder fand diese Handlungsweise be-
fremdlich und rücksichtslos.
Nur Frau Ianssen, die an die Launen ihres Sohnes gewöhnt und immer be-
reit war, sie zu beschönigen, erregte sich nicht. „Er wird wiederkommen", sagte sie
zuversichtlich und strich ihre Semmel. „Er hat ja alle Koffer hier gelassen.
Vielleicht hat er sich über etwas geärgert oder mit jemand gezankt?"
Sie sah fragend in die Runde. „Der Iunge ist ja so nervös."
Nach dem Frühstück ging Io auf ihr Zimmer. Sie war tief erregt und
eine unerklärliche Angst war in ihr. Ihr war so schwül, sie hatte das Gefühl,
als stünde ein Gewitter über ihr. Als sie die Türe hinter sich schloß, sah sie mitten
auf dem Tisch einen Brief liegen. Es war ein lila Kuvert, schmal und elegant,
und trug Markwarts Handschrift.
Sie nahm es rasch auf und setzte sich auf den Bettrand.
„Liebe Io, es ist fast lächerlich, daß ich nur dies moderne, parfümierte Papier

habe, um Dir zu sagen, was ich Dir sagen muß. Er ist so lächerlich, wie meine
ganze Persönlichkeit, wie mein ganzes Leben, so ist auch dieser Abschluß.
Ich habe früher einmal eine sehr schöne und sehr stolze Frau geliebt. Es
ist fast unbegreiflich, daß sich dieses herrliche Geschöpf an solch einen jämmerlichen,
halben Menschen wie mich wegwarf. Es war nur eine Verirrung, so wie
ganz starke Menschen sie zuweilen haben, nur um sie zu überwinden und um
dann des eigenen Wertes stolzer bewußt zu werden. Solchen Menschen können
Leute meines Schlages im Grunde nichts anhaben, wenn sie auch für kurze Zeit
unglücklich an uns werden.
Dies ist mein Trost, wenn ich an Dich denke, denn Du gehörst zu den starken
Menschen, doch in Dir ist ein großes Erbarmen, während in der anderen eine
mächtige Leidenschaft war.
Als ich sie verließ — warum weiß ich nicht — aus Schwäche wohl, weil
ihre Art mir zu schwer war, oder aus Laune, weil mich irgend eine inferiore
Blume reizte nach der Rose — da sandte sie mir zum Abschied einen zierlichen
Revolver und schrieb dazu: „Ich glaube kaum, daß Du jemals den Mut haben
wirst, ihn zu Deiner Schläfe zu heben, denn Du bist ein erbärmlicher Mensch.
Aber ich hoffe doch, daß diese Stunde kommt — bald kommt, denn Du bist ein
giftiges Element im Leben. Du bist wie die faule Frucht, die ihre Fäulnis auf
alle überträgt, die ihr nahe sind, Du wirst noch viele Menschen vernichten. Du
bist ein Mensch, der niemals seine Halbheit überwinden wird und der an dieser
Halbheit zugrunde gehen muß. Hoffentlich wird nie wieder eine Frau, so wie
ich getan, den ganzen Mann in Dir suchen, und wenn sie ihn glaubt gefunden
zu haben, so täuscht sie nur die Pose — Du spielst die Persönlichkeit, die
Du nicht bist —
Wenn ich von Deinem Tode hören werde, will ich aufatmen, selbst wenn
ich Dich auch dann noch liebte."
Dieser Brief war nicht auf parfümiertes Papier geschrieben, Io.
Ich habe natürlich gelacht, als ich ihn gelesen, ich habe ihn in tausend
kleine Stücke zerrissen, Ich sah in ihm nur die Wutausbrüch« gekränkter Liebe.
Mir fehlte der Maßstab für solche Menschen.
Aber die Worte waren in meiner Seele, und ich habe oft Stunden gehabt,
da wußte ich, daß sie wahr waren. Ich bin ein Schwächling. In mir ist noch
nie ein ganz großes, ganz gutes Gefühl gewesen. — Wir schwachen Menschen
sind gut als Mörtel, den man zwischen die großen, selbständigen Steine des
Lebensbaues fügt, aber der Mörtel bröckelt zuerst ab, und das ist gut so, den kann
man billig ersetzen.
Warum schreibe ich das? Posiere ich wieder vor Dir? Kann ich die eitle
Pose nie lassen? Selbst in dieser Stunde nicht? Ich möchte so gern ganz wahr
sein — einmal — und einmal groß empfinden — als ganzer Mann. Kann
ich das?

Ah, ich bin ja nur ein Stückchen von einem Menschen — nur gut als Spielzeug. O hätten die Frauen mich nie ernst genommen! Aber sie glauben ja so gern an die Pose, die ihnen gefällt.
Den kleinen, zierlichen Revolver habe ich nie von mir gelassen, er hat mich überallhin begleitet, auch jetzt liegt er vor mir. Er ist ein kleines Meisterwerk. Die Frau hat mich doch sebr gut gekannt, sie hat wohl gewußt, daß, wenn ich je reif für den großen Entschluß würde, dies zierliche Ding mich eher locken würde, als eine plumpe Waffe. Wenn ich dies Ding anfasse, habe ich immer das Gefühl: es ist ein Spielzeug.
Io, Io, könnte ich noch einmal den Kopf in Deinen Schoß legen und Deine guten, mütterlichen Augen über mir fühlen. Warum hat meine Hand Dich je berührt? Warum habe ich nicht daran gedacht, daß ich giftig bin, daß es Leid und Weh bringen muß, wenn eine Frau wie Du sich zu mir gesellt!
Das ist meine Schuld — Ich hätte Dich fernhalten müssen und ich habe Dir die Pose gespielt der Sehnsucht nach einer Erlösung Und diese Sehn« sucht war nie in mir, oder nur kurze Sekunden als flüchtige Stimmung.
Du hast mich nicht halten konnen, Io, weil Deine Kraft kein Echo weckte in mir. In mir ist nichts, wie Halbheit und launisches Begehren.
Höre mich! Ich bin noch gestern abend zu Frau Ina gegangen und habe sie in meine Arme gerissen, denn ich wußte, daß sie willenlos und schutzlos war, daß ihr heißes Blut sie einem so elenden Menschen preisgab, wie ich bin Ich habe Dich schändlich verraten. Wie waren Deine Worte? „Mein Herz findet den Weg zu Dir —"
Io, Dein Herz darf nie den Weg zu mir finden, denn ich bin ein Sumpf, auf dem keine Blume blühen kann. Wenn Du kannst, habe Mitleid mit dem Schwächling. — Verlaß die einsame Frau nicht, die ihrer Sehnsucht erlag — -^
Was ich will, Io? Ich will nicht noch tiefer versinken, und empor komme ich nicht, das scheitert an meiner eigenen Unkraft.
Ich will versuchen, dies halbe Leben durch eine ganze Tat zu sühnen. Ich will versuchen, das Gift selbst zu vertilgen. Ich will den kleinen Revolver an meine Schläfe heben.
Wenn Du kannst, so bete Io, daß dieser Wille nicht zur Farce wird, daß ich die Kraft behalte, daß mich nicht kurz vor dem Ziel ein paar schöne Frauenaugen verlocken. Ich bin ja solch ein trauriger Schwächling "
Io erhob sich mühsam, ihr Körper war schwer, wie nach einer großen Anstrengung, ihre Gedanken gehorchten ihr nicht. „Ich muß etwas tun —" dachte sie matt. Dann faßte sie ein Schwindel, sie sank auf den Bettrand. „Ich muß das verhindern —"
Und dann war auf einmal eine höhnische Stimme in ihr, die sagte ganz laut: „Du machst dich lächerlich mit deiner Angst. Er tut es nie — Das ist klar,

alles nur Komödie, — gut gespielte, an die er selbst glaubte im Augenblick, als
er schrieb."
Sie sank ganz in sich zusammen, dann peitschte die Angst sie auf. „Aber
wenn er es tut. — Er ist heißblütig — unberechenbar. — Man muß es ver-
hindern. — Ich muß mit einem Menschen sprechen — mit Immo —"
Sie ging rasch auf die Terrasse, ihr Schritt war unsicher, eine wahnsinnige
Angst würgte sie, sie mußte gegen eine vage Ohnmacht ankämpfen.
Tante Emma saß allein und las die Zeitungen. Sie sah gar nicht auf,
so vertieft war sie.
„Immo? der ist auf dem Tennisplatze, glaube ich!"
Io stürzte die Treppe hinab, da sah sie Immos weiße Gestalt an dem grauen
Borkenhäuschen lehnen. Er beobachtete Marga und Maria beim Spiel.
Io trat dicht an ihn heran und versuchte zu sprechen. Da sah er ihr fahles
Gesicht, ihre verängstigten Augen.
„Io, was ist? Geht es Mutter nicht gut?"
Io setzte zum Sprechen an, blaue Funken tanzten vor ihren Augen. „Immo,"
sagte sie mühsam, „Markwart — will — sich erschießen."
Er fuhr zusammen und nahm den Brief aus ihrer schlaffen Hand. Sein
erster Gedanke war: „Dies ist eine Pose von ihm — dies ist unmöglich. —"
Er las flüchtig und sein Gesicht verfärbte sich. Er drückte Io auf einen Stuhl.
„Liebe Io, beruhige dich, ich will alles tun, was ich kann, sofort telegraphieren."
Er fuhr rasch in sein Iackett und drückte den Hut in die Stirn.
„Io, ängstige dich nicht —, du weißt, wie er ist. — Verzeih — Aber sicher
ist dies nur ein launenhaftes Spiel. Menschen, wie er, spielen mit dem Gedanken
wie mit jedem anderen "
Er ging rasch davon. Io blieb matt sitzen. Sie dachte nur mechanisch:
„Er will telegraphieren." Und sie hatte das Gefühl, daß von diesem Telegramm
alles abhinge.
Immo lief die Dorfstraße hinab zum Postamt. Unterwegs stockte sein
Schritt. Wohin sollte er telegraphieren? Er wußte gar nicht, wohin Markwart
gefahren war.
Sollte er sich an den Superintendenten wenden? Aber der war ja auf
seiner Nordlandsreise, den erreichte ein Telegramm erst, wenn es vielleicht zu spät
war.
Er mußte nach Markwarts Vaterstadt telegraphieren, zufällig wußte er den
Namen eines Freundes. Der sollte ihn in Empfang nehmen und nicht aus den
Augen lassen. Aber wenn Markwart nicht nach Hause fuhr —
Immo war ratlos. Er fühlte, es mußte etwas geschehen, und wenn es
vielleicht auch zwecklos war, er mußte handeln
Er glaubte nicht an den verzweifelten Schritt, und doch kamen ihm bange

Sorgen. Diese müden, energielosen Menschen rafften sich ja zuweilen zu einem ganz jähen Entschluß auf
Und doch, es lag ja für Markwart kein Grund zum Selbstmord vor. Er hatte ja nur getan, was er schon oft getan. — Nie war ihm sein Tun bisher ehrlos erschienen. Oder ging es vielleicht nur aus allgemeiner Schwäche, aus dem Gefühl heraus, „ich muß verlöschen"?
Immo gab das Telegramm auf und ging zur Bahnstation. Vielleicht konnte er erfahren, wohin Markwart ein Billet genommen hatte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück, das Billet reichte nur bis zum nächsten Knotenpunkt, und den hatte er längst hinter sich. Er sah auf die Uhr. Es war zehn.
Io kam ihm entgegen. Sie sah krank und elend aus. „Immo, ich ertrage die Ruhe nicht, sage mir, was ich tun soll? Soll ich hinter ihm herreisen? Aber wohin?"
Er sah sie voll tiefen Mitleids an.
„Io, es ist furchtbar, aber du mußt warten. Glaube mir, er tut es nicht."
Sie wollte aufatmen, aber die Angst ließ sie nicht. Sie lief durch die Wiesen, an den Strand, in den Wald, immer kehrte sie zum Hotel zurück in der Hoffnung auf eine Nachricht.
Gegen Mittag erhielt Frau Ianssen ein Telegramm, daß ihr Sohn sich im Eisenbahnkupee erschossen habe. Das Telegramm kam aus ihrer Heimatstadt.
Io stand neben ihr, als sie das Telegramm öffnete. Sie hielt sich mühsam aufrecht, als sie zusah, wie Tante Emmas rundliche, ungeschickte Finger das Papier erbrachen.
Sie sah angstvoll in das Gesicht der Frau.
Die Züge wurden starr, dann ging ein ödes Lächeln um ihren Mund, sie sah auf einmal ganz blöde aus.
„Io," sagte sie lallend, „das ist doch nicht wahr?" Und wieder lächelte sie.
Io stieß einen leisen Wehschrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht.
Da schrie die Frau gellend auf und verfiel in einen furchtbaren Weinkrampf.
Immo war gleich an ihrer Seite, Marga und Maria stürzten entsetzt herbei.
Es war eine entsetzliche Szene. Die Frau stieß und schlug um sich und schrie gellend: „Warum ist's nicht einer von euch? Warum ist er es? Mein Iunge? Warum mein einziger Iunge? Es ist nicht wahr! Ihr lügt. — Macht doch keine so schrecklichen Gesichter. Lacht! Lacht doch! Damit ich sehe, daß es nicht wahr ist —"
Io wurde ganz still. Sie legte die Arme um den sich bäumenden Körper und führte sie in ihr Zimmer. „Tante Emma — liebe Tante Emma" —
Sie konnte nicht weinen, das Entsetzen hatte sie erstarrt. Sie streichelte die Hände der Frau und reichte ihr ein Glas Wasser, sie versuchte die Rasende zn beruhigen. Endlich brach sie erschöpft auf einem Stuhl zusammen, ihr Atem keuchte, sie starrte stumpfsinnig vor sich hin und war allen Worten unzugänglich.

Marga war bei der Mutter, die fassungslos weinte. „Ein Selbstmörder —
O Gott, wie entsetzlich — ein Selbstmörder! Was wird Gerhard sagen — das
trifft ihn furchtbar. Marga, Marga, weißt du noch, was er über Selbstmörder
sagte? Der arme Markwart! Warum hat er das getan? Warum hat er
seinen Eltern das angetan? Sie haben ihn so vergöttert und verwöhnt —"
Immo besorgte alles. Sein ruhiges, gefaßtes Wesen war der Schutz der
Frauen. Er telegraphierte an den Superintendenten und ordnete alles zur Ab-
reise. Nach zwei Stunden saßen sie sich in einem reservierten Kupee schweigend
gegenüber. Frau Ianssen war verstört und apathisch. Sie hörte die Trostworte
der Schwägerin nicht, sie fühlte Ios Hand nicht, die sie leise streichelte. Zu-
weilen fuhr sie auf. „Es ist nicht wahr", schrie sie wild, dann sank sie wieder
in ihr dumpfes Brüten.
Marga hielt Immos Hand angstvoll umklammert, sie fühlte seine besonnene
Ruhe und wußte sich und die andern geborgen.
Es war eine furchtbare Fahrt. Alle verharrten in bleiernem Schweigen. —
Und grausame Tage folgten. Frau Janssen lag regungslos in ihrem Bette
und nahm nicht an den Vorgängen teil, Frau Torbeck hielt sich mühsam aufrecht.
Io war still und besonnen und half Immo. Sie weinte nicht, sie war sehr blaß
und sah älter und leidvoll aus. Sie dachte nur: „Ich darf mir nicht nachgeben,
ich darf nicht versagen " Sie hatte das Gefühl, als ruhte alle Verant-
wortung auf ihr.
Hoch aufgebahrt stand der schmale Sarg Markwarts in der Halle seines
Vaterhauses. Blumen und Kränze wuchteten in reicher Fülle auf ihm, und Io
hatte oft die entsetzliche Vorstellung, als müsse diese Last ihm den Atem beklemmen.
Immo hatte angeordnet, daß der Sarg geschlossen wurde. Denn Markwarts
Antlitz war vernichtet. Man hatte ihn tot zusammengesunken auf dem Boden
des Kupees gefunden, in dem Augenblick, als der Zug in den Bahnhof seiner
Vaterstadt einfuhr. Auf dem Fenstertischchen hatte eine halbgeleerte Sekt-
flasche gestanden.
Nun wartete man auf den Vater. Als der Superintendent am Sarge stand,
da war er ein Greis, ein kindisch weinender Greis. Er kanerte sich an das Fuß-
ende und saß regungslos viele Stunden lang. Er fragte nicht nach seiner Frau.
Er fragte nicht, warum sein Sohn ihm dies angetan. Vielleicht begriff er, daß
dieser Tod eigentlich nur ein Zufall war, der ausgeblieben wäre, wenn irgend
ein anderer Zufall Markwart im letzten Mo»neirt gehindert hätte —"
Vielleicht aber sah er die unerbittliche Notwendigkeit dieses Endes eines
matten Lebens
Als der Sarg aufgehoben und die breite Treppe hinabgetragen wurde, folgte
er mit gesenkter Stirn. Auf der untersten Stufe blieb er stehen und sah in Ios
leidvolle Augen.
„Dies ist der erste Selbstmörder, dem ich folge", sagte er schwer. Und er

nickte mehrmals vor sich hin, als wolle er sagen: „Das Leben lehrt uns alles, und gerade das, wogegen wir uns am meisten wehren."
Da sah Io mitten zwischen den fremden Menschen ihren Vater stehen. Sie ging auf ihn zu und sank aufschluchzend an seine Brust. Er hielt sie mit beiden Armen fest und fühlte in heißem Mitleid den Iammer, der sie schüttelte, und sie empfand in ihrem Schmerz ein leises, stilles Gefühl des Geborgenseins. Sie fühlte, dies war der einzige Mensch, an den sie sich lehnen konnte, weil er stärker war wie sie.
Als das Begräbnis vorüber war und die bleierne Stille durch das Haus schlich, stand Frau Torbeck aus ihrem Sessel auf und sagte: „Ich muß heute noch nach Hause fahren — ich werde krank." Sie sagte es ruhig und bestimmt und ordnete alles für die Abreise, ihre Energie verließ sie nicht einen Augenblick. Sie trieb zur Eile, es war, als berechnete sie die Stunden und Minuten, die ihre Kräfte noch hielten. Sie bestimmte, daß Marga bleiben sollte, um für Tante Emma zu sorgen, Io und Immo sollten sie begleiten.
Torbeck war abgereist, er hatte seine Frau nicht gesehen und sie hatte nichts von seiner Gegenwart erfahren. Während der Fahrt hingen Ios Augen voll banger Angst an den Zügen der Mutter. Sie schien verändert, der Gang war taumelnd, fast unkenntlich war das Gesicht, so bläulich fahl und eingefallen. Ios Herz klopfte in rasender Angst, sie hatte das Gefühl, als säße dicht neben der Mutter ein stummer, geduldiger Begleiter.
Die Mutter lächelte ihr ermutigend zu. „Ich komme bis nach Hause, Io, ich weiß das ganz genau. Du brauchst dich nicht zu sorgen."
„Ich sorge mich nicht, Mutter, es ist gewiß nichts Ernstes."
Da lächelte die Frau eigentümlich.
Immo hob sie vorsichtig in den Wagen. Ihre Augen bekamen einen matten Glanz, als sie die weiße Villa sah, und als sie die Treppe hinaufschritt, blieb sie stehen und sah sich lange um, durch jeden Raum ging sie, auch durch das Zimmer des Gatten; mit matter Hand schob sie zurecht, was ihr nicht am rechten Platz schien.
Auf der Schwelle ihres Zimmers brach sie zusammen. Sie hatte ihre Kraft genau berechnet.
Es war ein völliger Zusammenbruch, sie lag in tiefer Ohnmacht, aus der sie erst nach langer Zeit erwachte.
Io war tödlich erschrocken, das Gesicht der Mutter sah leichenhaft aus, sie preßte ihreu Kopf angstvoll an sich und versuchte die eiskalten Hände zu wärmen Frau Torbeck lag auf ihrem Bett wie aufgebahrt, der Körper war steif und schwer.
Io ermannte sich. „Immo, telephoniere an Professor Wangen und an Vater. Das Auto soll beide holen."
Sie saß am Bett der Mutter und sah voll Grauen in das Gesicht, aus dem

jeder Blutstropfen gewichen schien. Die Kranke atmete kaum merklich, zuweilen ging ein Zucken durch ihren Körper, dann stöhnte sie angstvoll. Io sah, daß sie furchtbare Schmerzen litt, aber mit fast übermenschlicher Kraft nahm sie sich zusammen. Manchmal öffnete sie die Augen und sah Io freundlich an, dann glitt Io in die Knie und küßte die magere Hand.
Das Auto brachte den Professor und seinen Assistenten. Io mußte während der Untersuchung das Zimmer verlassen. Im Ankleidezimmer traf sie den Vater. Der öffnete ihr schweigend die Arme und sie lehnte ihren Kopf kraftlos an seine Schulter und sagte leise: „Ich danke dir, daß du gekommen bist."
Über seine Stirne lief ein Zucken. Der Weg war ihm nicht leicht geworden, aber er fühlte, daß er an die Seite seines Kindes gehörte. Er streichelte ihr sanft das Haar. „Vater, ich glaube, Mutter ist sehr krank Es ist fast zu viel, was ich tragen muß —"
„Ich will dir helfen."
Die Untersuchung dauerte sehr lange, eine furchtbare Ungeduld quälte Io, die Ungewißheit schüttelte sie wie ein Fieberfrost. Endlos erschien ihr die Zeit, bis der Professor die Türe öffnete.
Torbeck trat ihm entgegen. „Herr Professor — was ist es?"
Der Arzt sah unsicher auf Io. Sie nahm sich zusammen und trat neben den Vater. „Ich werde meine Mutter pflegen — ich möchte gern Gewißheit."
Da sah der Arzt auf Torbeck und sagte gedämpft: „Eine Operation hat keinen Zweck mehr, sie wäre unnötige Qual."
Torbeck wich zurück, er faßte nach Ios Hand. „So ist keine Hoffnung?"
Der Professor schüttelte leise den Kopf und sah auf seine Fußspitze. „Es ist die fürchterlichste Krankheit, die wir kennen."
Da stieß Io einen ganz leisen wimmernden Ton aus und legte die Hand über die Augen. Sie stand regungslos und ihre Gedanken rasten in qualvollem Wirbel. Sie hörte das geflüsterte Zwiegespräch der Männer nicht, sie hörte nur den einen Gedanken: „Ich verliere die Mutter —"
Da kam ihr furchtbar zum Bewußtsein, daß sie die Mutter nie ganz besessen hatte, daß nie mehr zwischen ihnen gewesen war, als ein laues, korrektes Gefühl. Diese Erkenntnis war ihr wie eine bittere Schuld.
Ihr Kopf sank tief auf die Brust herab, sie zitterte am ganzen Körper.
Da sagte der Professor halblaut:
„Soll ich Ihnen nicht doch lieber eine Schwester zur Pflege besorgen?"
Sie ermannte sich. „Nein, ich habe die Kraft dazu. Ich weiß auch, meine Mutter würde sich nicht von fremden Händen berühren lassen, sie ist sehr eigen."
Und nun wußte sie, es kam eine unendlich schwere Zeit, in der sie nicht einen Augenblick die Selbstbeherrschung und Ruhe verlieren durfte. Sie mußte stark sein und lächeln, die arme Mutter durfte nichts ahnen. —

Torbeck streichelte ihr das Gesicht. „Ich komme wieder hierher, ich will bei dir bleiben." Da sah sie ihn dankbar an.
Leise ging sie zur Mutter, die apathisch lag, wie in Ohnmacht, aber ihre Augenlider zitterten. Io beugte sich über sie, da sah die Mutter sie ernst an und sagte ganz fest: „Io, ich will dich nicht fragen, was mir fehlt — niemals will ich den Namen meiner Krankheit hören —" Sie schloß die Augen wie in Grauen. „Ich wollte, ich könnte bald sterben, Kranksein war mir stets schrecklich und unästhetisch."
Ihre Hände zuckten auf der seidenen Decke. „Nur nicht krank sein — mach's kurz," murmelte sie.
Io preßte die Lippen krampfhaft aufeinander. Dann sagte sie in leichtem Tone: „Denke Mutter, Vater zieht wieder zu uns, er nimmt heute noch seine Zimmer in Besitz."
Das Gesicht der Frau rötete sich leise, sie schwieg und Io sah, wie ihre Stirn zuckte. Dann sagte sie nach einer langen Weile: „Ich bin ihm dankbar, so brauche ich nicht als geschiedene Frau zu sterben."
Sie verlangte ihn nicht zu sehen, sie sehnte sich nicht nach seiner Nähe und einer wirklichen Versöhnung, der Mann war ihr nichts, wie er ihr im Grunde nie etwas gewesen sie lächelte nur glücklich, daß die Schande von ihr genommen wurde, und daß er sie vor dem Gerede der Menschen bewahrte.
Frau Torbeck litt furchtbare Schmerzen, die fast ans Übermenschliche grenzten, und sie trug sie mit einem Heroismus, der sich aus ihrer stählernen Energie Kraft holte. Sie war bemüht, den Menschen, die um sie waren, häßlich« Eindrücke zu ersparen, sie litt unter dem Bewußtsein, entstellt und abschreckend auszusehen.
Oft ließ sie sich von Io den Spiegel geben und betrachtete sinnend ihr mageres Gesicht. Dann sagte sie gedankenvoll:
„Nun muß ich erleben, was mein Bruder erlebt. Er verdammte den Selbst» mord so streng — und ich fürchtete und verabscheute Krankheiten Und nun müssen wir beides tragen lernen, ob wir wollen oder nicht. Io, versprich mir, nicht unglücklich zu sein, wenn ich sterbe. — Ieder Tag, den ich in diesem furchtbaren Zustande leben muß, ist mir zur Qual —"
Und Io rang die Tränen nieder und lächelte ihr zu. „Es wird wieder besser, Mutter, der Professor hat es auch gesagt."
Manchmal schien es, als ließe die Frau sich von einer leisen Hoffnung täuschen, aber wenn die fürchterlichen Schmerzanfälle kamen und sie dem Wahnsinn nahe brachten, dann wußte sie, daß es schwerer Ernst war, daß auch ihr glattes und sorgloses Leben die Tragik nicht entbehren sollte.
Ihre Nächte waren ohne Schlaf, selbst die stärksten Mittel konnten ihre Schmerzen nur auf kurze Zeit bannen. Aber wenn sie sich ein wenig wohler fühlte, nahm sie die Zügel des Haushaltes wieder in die Hand und kümmerte sich um

alles. Sie bestimmte, daß Marga und Immo heiraten sollten, so, wie es vor-
ausgesehen war.
„Ich will nicht, daß sie um meinetwillen ihr Glück verzögern."
So wurden sie in aller Stille getraut; als Marga im Brautkleid und
Schleier sich weinend zu der Mutter beugte, lächelte die ihr zu und drückte den
Kranz zurecht, der sich verschoben hatte. Sie freute sich an der Schönheit ihres
Kindes und an dem wundervollen Sitz der Brauttoilette.
Und während drunten im weißen Salon die Trauung still vollzogen wurde,
rang die Frau mit furchtbaren Qualen und sehnte den Tod herbei, der ihr wieder
Stille bringen sollte.
Io hatte die Mutter nicht verlassen, sie wich nicht aus dem Zimmer. Ihr
ganzes Herz hing an der Kranken, die mit grandiosem Mut dies entsetzliche Leben
trug.
Sie begriff nicht, woher die Mutter die Kraft nahm, diese unerhörten Leiden
zu tragen. Ihre Bewunderung für diese zähe Energie wuchs mit ihrer Liebe
zu der Mutter, die weicher und zärtlicher war als früher und die stillen und
herzlichen Bewegungen der Tochter mit dankbaren Blicken verfolgte.
Bange, trübe Wochen schlichen dahin, der Zustand der Kranken ver-
schlimmerte sich kaum merklich, es war ein ganz langsames, unendlich qualvolles
Dahinsiechen.
Torbeck wohnte wieder in seiner Villa, aber er betrat das Krankenzimmer
nicht, da seine Frau nicht nach ihm verlangte.
Marga und Immo wohnten auf der Wasserburg. Io hielt sie fern, um ihr
junges Glück nicht zu trüben. Die ganze Last der Pflege lag auf ihr. Ihre Ge-
danken hatten keine Zeit, an die Vergangenheit zu rühren. Wenn sie an Mark-
wart dachte, fühlte sie nur ein dumpfes Weh in ihrer Brust, das der Schmerz
und die nie schlafende Sorge der Gegenwart übertäubte.
Sie hatte vor einiger Zeit an Frau Ina geschrieben und ihr ihre Freund-
schaft angetragen. Sie fühlte, dies würde der einsamen Frau gut tun und ihr
die schwere Wartezeit tragen helfen. Sie fühlte keinen Groll gegen die Frau,
die schweren Tage ihres Lebens hatten sie ein gütiges Verstehen gelehrt. Sie
wußte ja, es war nicht der persönliche Reiz dieser Frau, der ihr Markwart ge-
raubt hatte, er wäre früher oder später doch einer Versuchung erlegen.
Ein dankbarer demütiger Brief Frau Inas war die Antwort. —
Der Kräfteverfall der Kranken schritt langsam vorwärts, ihr Körper war
zermürbt, nur ihr Geist war noch hell und ihre zähe Energie hielt sie wach und klar.
Io schmückte ihr Zimmer mit Blumen und bemühte sich, ihm den Anschein
eines Krankenzimmers zu nehmen, sie wußte, wie abhängig die Stimmung der
Mutter von ihrer Umgebung war.
Es rieb sie auf, dies langsame Sterben zu sehen, und immer wieder, wenn
die Mutter lebhafter war, kämpfte sich die Hoffnung durch. Sie rang dann

heimlich die Hände und in ihrer Brust war dann ein wildes leidenschaftliches Beten um Hilfe.
„Ich habe mir immer einen raschen Tod gewünscht —" sagte Frau Torbeck schmerzlich lächelnd. „Ein Ende, das ohne Grauen und ohne Wissen sein sollte —"
Ihre Gedanken waren schärfer und tiefer, als in gesunden Tagen. Sie sprach viel und lebhaft. „Weiß du, Io, oft denke ich: früher, als unser Leben noch so glatt und klar war, da hatte uns das Schicksal jahrelang vergessen. Da saßen wir auf einem Sonnenplätzchen und wußten kaum, daß es auch Schatten gab. — Auf einmal hat sich das Schicksal auf uns besonnen — und darauf, daß es uns eigentlich viel zu gut ging. — Es hat eingesehen, daß ohne Schmerzen ein Menschenleben nur halb ist — und nun hat es alles nachgeholt —"
Oft waren ihre Schmerzen so groß, daß sie tagelang apathisch lag und leise wimmerte. Und Io stand hilflos am Bette und dachte verzweifelt: „O Gott, ich will doch helfen und kann es nicht — immer bin ich machtlos, wenn ich helfen will " ,
Dann flüchtete sie verängstigt auf kurze Augenblicke in das Zimmer des Vaters, der schweigend vor seinem Schreibtisch saß, auf dem die beschriebenen Bogen sich häuften.
Sie fragte dann wohl: „Vater, was arbeitest du?" Dann lächelte er und sagte: „Es gibt noch andere Wege zu meinem Ziel, wenn ich es denn nicht durch Tat und durch das Wort erreichen konnte, so erreiche ich es vielleicht durch die Schrift. — Auch dies ist ein Wirken, das einer Lebenskraft wert ist."
Er preßte die Hand auf die Papiere und sein Gesicht hatte einen frohen Schein. Da sagte Io sehnsüchtig: „O könnte ich mit dir arbeiten, ich liebe deine Idee, so wie du sie liebst."
Da sah er sie lange ernst an und gab ihr die Hand: „Später", sagte er.
Sie zitterte bei dem Wort. Sie wußte, was es in sich schloß. Dann ging sie rasch wieder in das Krankenzimmer, in dem ihre größte und traurigste Pflicht lag.
Die Mutter sah ihr mit heißen Augen entgegen und faßte nach ihrer Hand und zog ihren Kopf zu sich herab.
„Io," sagte sie leise und beschwörend, „jetzt kann ich das Leben nicht mehr tragen. Ietzt verstehe ich, wie ein Mensch freiwillig stirbt. — Ietzt verurteile ich nicht mehr. Io, heute nacht, als ich die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte — da habe ich immer auf das kleine Schränkchen gesehen. — Auf das Schränkchen, in dem du das Morphium verwahrst. — Da wollte ich — da wollte ich . . ." sie rang mühsam nach Worten. „Ganz fest war mein Wille. — Ich wollte sterben. — Aber mein Körper war zu schwach. — Ich konnte nicht bis zum Schränkchen gelangen."
Io preßte ihr Gesicht in die Kissen, ein jammervolles Weinen schüttelte sie.

„Vielleicht sollte ich auch dies noch verstehen lernen, — vielleicht habe ich jetzt ausgelernt — und darf gehen "
Da war auch in Io zum ersten Mal der Wunsch nach einem raschen Ende, ihr Mitleid mit der schmerzzerstörten Mutter war so groß, daß sie ihr kein« Frist mehr wünschte.
Sie fragte erstickt: „Mutter, möchtest du den Vater sehen?"
Frau Torbeck schwieg lange mit geschlossenen Augen, dann sagte sie: „Nein, er soll mich so nicht sehen — er soll mich im Gedächtnis behalten, wie ich war. — Dies Leiden ist zu häßlich. — Niemand soll es sehen." —
Sie blieb allein mit Io, die sie mit der ganzen Kraft und Wärme ihrer Liebe umgab.
Und dann kam der Todeskampf. Es war, als wehrte sich der zähe Wille, mit letzter Kraft, bis der andere Wille doch siegte. Es war ein harter Kampf. Nach zwei Tagen wurde sie still.
Und als dies große Leiden verstummt war, und der arme Körper endlich ruhte, da war in Io eine große Dankbarkeit, sie sah in dem Tod nur die Er» lösung. Sie konnte nicht weinen wie Marga, die sich verzweifelt an Immo klammerte. Sie hatte gesehen, daß der Tod wie ein Freund gekommen war, um die Qual zu tilgen.
Sie stand neben dem Vater, der ihre Hand hielt und ihr voll großer, ehr» fürchtiger Liebe in die Augen sah.
Da sah sie wieder eine neue Pflicht, ein neues Ziel.
Torbeck blickte auf Marga und Immo und sagte leise: „Die wird das Glück trösten — für uns beide ist die Arbeit, mein Kind."
Ende.

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Der paneuropäische Krieg.

Was an dieser Stelle zu wiederholtem Male als gefährliche Möglichkeit angedeutet wurde, ist inzwischen traurige Tatsache geworden. Die ganze zivilisierte Welt steht in Flammen. Der Krieg aller gegen alle ist entfesselt. Nicht zwar der Personen, wohl aber der Staaten untereinander. Alle düsteren Farben der Apokalypse werden von der unsagbar beschämenden Wirklichkeit übertroffen. Die Bestie im Menschen ist erwacht. Die Kulturtünche ist wie weggeblasen. Man braucht nicht erst den Russen zu kratzen, um den Barbaren herauszubekommen. Die hochkultivierten Belgier tun's auch. Der hinterhältige Freischärlerkrieg, den man abgeschafft glaubte, ist in seinen primitivsten Formen wieder zum Vorschein gekommen. Der Kulturmensch ist wieder zum Tier herabgesunken, und zwar nicht zum zahmen Haustier, sondern zum wilden Raubtier. Die brutalen Instinkte sind wieder Trumpf — im Feindeslande.

Doppelt erhebend ist dafür die Haltung von Kaiser und Nation. Dieses enge Zusammenschließen von Fürst und Volk, von Ständen und Klassen, von Parteien und Konfessionen zu einem gemeinsamen „Willen zum Sieg" ist etwas unsagbar Erhebendes, Belebendes und Beflügelndes. Wir alle haben unsere Angehörigen vor der Front, aber aus allen Augen leuchtet das jubelnde „Hosiannah", das die Lehre von der Suggestivkraft der Massenpsychologie aufs glänzendste bestätigt. Es gibt nur eine Meinung, soweit die deutsche Zunge klingt: „hundertmal liebertotals Kosakentum!"

Napoleon hat das Wort von der Kosakisierung Europas geprägt. Seine Franzosen aber waren es, die eine slawische Hochflut heraufbeschworen, und wenn auch unsere ganze Kultur darüber in Trümmer gehen sollte. Aber auch das englische Blaubuch sowie die Kriegsrede von Sir Edward Grey, die 90 Minuten in Anspruch genommen hat,

verraten die Spuren einer systematischen Einkreisungspolitik. Die Träger der großen alten Kulturen verbinden sich hinterlistig mit der hollischen Ausgeburt des Absolutismus, um die Hochburg der Zivilisation zu gefährden. Auch England setzt alles auf dieeine Karte des besseren Geschäfts. Eine traurige Genugtuung ist es für uns, daß wir an dieser Stelle den mutmaßlichen Gang der Dinge richtig vorausgesagt haben. Im Augustheft unserer Zeitschrift habe ich unter dem Titel „Weltpolitik und Kapitalismus" auf die unmittelbaren Gefahren hingewiesen, die uns bevorstehen. Diese Ausführungen haben ihrer Aktualität wegen ein lebhaftes Interesse in der deutschen Presse erweckt. Die Diplomatie des Geldbeutels hat, so führte ich vor Ausbruch des Krieges aus, wie alle geschichtlichen Anzeichen beweisen, kläglich Schiffbruch gelitten. Frankreich hoffte Österreich - Ungarn finanziell auszuhungern und das Deutsche Reich wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen, indem es seinen Kapitalmarkt für russische und erotische Werte sperrangelweit öffnete, aber diesen beiden sehr zahlungsfähigen Mächten beharrlich verschloß. Und was ist die Folge? Frankreich erlebt ein kapitalistisches Sedan. Die südamerikanischen, balkanischen und russischen Werte sind seit dem Balkankriege dermaßen im Kurse gesunken, daß die fünf Milliarden Kriegsentschädigung den Milliardenverlusten gleichkommt, welche der französische Markt in den letzten zwei Iahren erlitten hat. Deutschland hat seine Milliarde Wehrsteuer sogar unter Mitwirkung der Sozialisten reichlich und ohne übermäßigen Druck eingeheimst, während Frankreich seinen dringenden Bedarf von nahezu zwei Milliarden Franken unter Bedingungen aufbringen mußte, die für Frankreich eine schwere finanzielle Demütigung bedeuten.

Wie soll diese Bermengung von Weltpolitik und Kapitalismus nun weitergehen? Soll wirklich das wahnwitzige Wettrüsten zwischen den europäischen Großstaaten w wtiuitum fortgesetzt werden? Werden dann die Dreibundmächte stillestehen? Werden sie nicht zu Wasser dieselben Anstrengungen machen, wie Frankreich und Rußland? Und wird die Flugzeugtechnik der Deutschen die französische nicht bloß erreicht,

sondern sehr bald überflügelt haben?
Man übersieht bei diesem gegen-
seitigen Zähnefletschen ein wichtiges
Moment. Die heutigen Schlachten sind
Vernichtungskämpfe. Nicht Tapfer-
keit, Ritterlichkeit, Wagemut und
heroische Kraftentfaltung der Ein-
zelnen (selbst nicht der Führer) geben
wie ehedem den Ausschlag, sondern der
bessere Techniker triumphiert.

Was einst für Hannibal die Elefanten
gegenüber dem römischen Weltreich be-
deuteten, das sind für unsere Kriegs-
führung die kriegstechnischen Erfindun-
gen, Entdeckungen und Verbesserungen.
Krupp und Zeppelin werden die deut-
schen Siege herbeiführen. Wenn in
den Befreiungskriegen der deutsche
Schullehrer, im deutsch-französischen
Krieg der deutsche Generalstab die
eigentlichen Sieger waren, so wer-
den im nächsten paneuropäischen Kriege
die technischen Hochschulen die Heroen
sein, denen der Siegeslorbeer zufallen
>rird. Weder in den Kasernen allein,
noch im Generalstab, sondern in Labora-
torien und technischen Versuchsanstalten
wird heute das Geschick der Völker ent-
schieden.

Und zu welchem Ende? Steht der
Einsatz wirklich in einem auch nur
diskutablen, rationalen Verhältnis zum
Siegespreis? Mag die unsere euro-
päische Politik in ihren Fugen er-
schütternde „Revanche" für einen
großen Teil der Nation eine kostbare,
aber tote Reliquie, für den anderen,
vielleicht überwiegenden Teil der
Nation eine verführerische Idee, Tradi-

tion oder Aufgabe sein: was kann Frankreich im besten Falle gewinnen und im schlimmsten verlieren? Hier steht die europäische Frage auf des Messers Schneide! Gewinnen kann es Elsaß-Lothringen nur, wenn der ganze Dreibund zertrümmert wird und ohnmächtig auf dem Boden liegt. Auch in diesem, für Frankreich günstigsten Falle wäre zwar die Ehre gerettet, die „ßloire" wiederhergestellt, vor allem die „Trikolore" zu altem Glanz erhoben, aber der unerbittliche Preis hieße doch unter allen Umständen: die Blüte der französischen Nation. Millionen tatkräftiger, zeugungsfähiger, die Fortpflanzung sichernder Menschenleben wäre unrettbar verloren, und das ohnehin entvölkerte Frankreich wäre nicht bloß seiner jetzigen, sondern auch der kommenden Iugend beraubt.

Was hier als Möglichkeit prophezeit wurde, hat sich inzwischen zur blutigsten Wirklichkeit verdichtet. Ein Teil der französischen Iugendblüte hat inzwischen schon daran glauben müssen. Weder auf deutschem, noch auf österreichischem Boden steht bis zur Stunde ein siegreiches Heer aus dem feindlichen Lager — es seien denn Gefangene.

Wir werden, ja, wir müssen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, weil wir siegen müssen, wenn wir nicht untergehen wollen. Mit der Zuversicht der geschichtlichen Notwendigkeit sehen wir dem Siege entgegen, und wir sagen mit dem Fürsten Bülow: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', unser Volk wird seinen Platz an der Sonne verteidigen und behaupten." Unsere Söhne kämpfen mit dem Schwert, wir Älteren mit der Feder. Heute muß der letzte Mann aufgeboten werden, denn der Einsatz heißt: Kultur gegen Barbarei. „Nord und Süd" ist unter meiner Leitung eine politisch gefärbte Zeitschrift geworden. Unsere Leser sind mit uns gegangen und haben uns die Treue bewahrt. Einzelne Monatsschriften haben ihr Erscheinen während der Kriegsdauer eingestellt. Eine politische Zeitschrift darf jetzt nicht versagen. „Nord und Süd" wird, dank der patriotischen Opferwilligkeit des Verlegers, auch während der Kriegsdauer erscheinen. Denn wir müssen kämpfen, so lange noch ein Atemzug in uns lebt!

Soziologische Rundschau.

Deutsche Gesellschaft für Soziologie.
Der 31. deutsche Iuristentag, der im Iahre 1912 in Wien stattfand, empfahl die Aufnahme der Soziologie in den Lehrplan des juristischen Stu« diums. Ebenso schlug der österreichische Ausschuß für Verwaltungsreform eine dreistündige obligatorische Vorlesung über Soziologie für jeden Iuristen vor. Diese, von zunehmender Beachtung der Soziologie zeugenden Äußerungen veranlaßten die Wiener Soziologische Gesellschaft zu Eingaben an die österreichischen Universitätsfakultäten, die die Einführung der Soziologie als Lehrfach anregten. Als Erfolge sind zu begrüßen, daß die philosophische Fakultät in Wien und die staatswissenschaftliche in Graz einstimmig beschlossen haben, entsvre» chende Gesuche an das Ministerium zu richten.

Danach erachtet die Deutsche Ge sellschaft für Soziologie den geeigneten Zeitpunkt für gekommen, auch die deutschen und schweizerischen Universi« täten, technischen und anderen Fach« hochschulen nachdrücklich auf die fortschreitende Erkenntnis der Bedeutung der Soziologie und zwar sowohl der allgemeinen Gesellschaftslehre als auch der induktiven Erforschung der Tatsachen des sozialen Lebens aufmerksam zu machen.

Die Soziologie hat sich der Idee nach als Wissenschaft durchgesetzt. In

24'

Amerika, Frankreich, Holland und Finnland sind Lehrstühle dafür an den Universitäten begründet, anderswo wenigstens Lehraufträge erteilt worden. Mehrere Gesellschaften und Zeitschriften großen Stils sind ausschließlich für soziologische Untersuchungen entstanden. Und eine im Iahre 1911 von der Inter« nationalen Vereinigung für Rechts« und Wirtschaftsphilosophie veranstaltete Enquete ergab in den Antworten von 24 bekannten Gelehrten verschiedener Länder und Fächer die entschiedene Befürwortung eines deutschen (oder auch internationalen) Institutes für (Rechtsphilosophie und) soziologische Forschung.

In der Tat liegen die Gründe zur Errichtung besonderer Professuren wie für sonstige Förderung soziologischer Studien vom Standpunkt der verschiedenen Wissenschaften zutage. Im allgemeinsten Interesse erscheint es wünschenswert, die Philosophie besonders auf die sozialen und sittlichen Probleme hinzulenken, um sie für das Leben fruchtbarer zu machen. Hierfür sei u. a. auf die wachsende Bedeutung der Sozialpädagogik hingewiesen. Stark und deutlich haben die Nationalökonomie und die Statistik die Notwendigkeit der Orientierung an tieferer Erkenntnis des sozialen Lebens ausgesprochen. Ist doch die unterfertigte Gesellschaft im Iahre 1909 unter unmittelbarer Mitwirkung hervorragender Nationalökonomen und Statistiker gegründet worden. (Die Statistiker haben inzwischen noch eine gesonderte Gesellschaft als „Abteilung" der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gebildet.) Diese Beteiligung muß als bedeutsames Anzeichen bewertet werden zugunsten der Auffassung, daß die Nationalökonomie in der Soziologie ihr eigentliches wissenschaftliches Fundament zu legen nicht umhin kann, wie zu wiederholten Malen Gustav von Schmoller ausgesprochen hat, noch im Iahre 1911 mit den Worten: „Die heutige allgemeine Nationalökonomie, wie ich sie verstehe, ist philosophisch-soziologischen Charakters." Und die Statistik, heute nur als generelle Methode oder als Anhängsel der Nationalökonomie geachtet, wird, als soziologische Wissenschaft verstanden, ihre Kraft und Bedeutung besser zu behaupten, reicher zu entfalten vermögen. Ihr notwendiger Zusammenhang mit

der Soziologie hat, außer durch jene Gründung, auch in ihrer Fachliteratur deutliche Anerkennung gefunden. (G. v. Mayrs Werk: „Statistik und Gesellschaftslehre", praktische Statistik, fällt für Mayr mit Gesellschaftslehre als Erforschung der sozialen Massen zusammen; er unterscheidet davon die Soziologie im engeren Sinne als direkt auf Beobachtung der sozialen Gebilde und deren Lebensbetätigung abzielend.) In dem Maße wie die Bedeutung der Nationalökonomie und Statistik auch im Lehrplane der verschiedenen Fachhochschulen und für die Bildung des angehenden Ingenieurs und Industriellen, des Kaufmanns, Landwirtes, Chemikers zunimmt, entsteht auch auf diesen Gebieten das Bedürfnis, mit der Soziologie Fühlung zu gewinnen. Vollends die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte, wird mehr und mehr mit den Hilfsmitteln soziologischer Begriffe und statistischer Forschungen betrachtet und untersucht werden. Dies gilt ganz besonders für die Religions- und Kirchengeschichte, wie es schon in dem großen Werke von Troeltsch (die Soziallehren der deutschen Kirchen und Gruppen) sich ankündigt, und auch sonst ist gerade die theologische Fakultät vielfach beflissen, sich soziologisch zu orientieren, sofern es ihr um Wirkungen auf das soziale Leben, und, zu diesem Behuf, um dessen bessere Erkenntnis zu tun ist. — Das gleiche gilt, obschon in anderer Absicht, von der Medizin; die „soziale" Medizin entwickelt sich als ihr jüngster Zweig,

und die Pathologie insbesondere aller Krankheiten, die mit dem Nervensystem und so mit dem geistig-sittlichen Leben der Menschen zusammenhängen, findet sich nicht nur auf statistische Methodik, sondern auf soziologische Erkenntnis als ein unerläßliches Hilfsmittel hingewiesen; ebenso kann die Hygiene, die als gesellschaftliche und staatliche Aufgabe unbedingt anerkannt ist, sich nur vermöge solcher Forderungen wirksam entfalten. Insbesondere wird der sich rasch ausbreitende Gedanke der Rassenhygiene und Eugenik soziologische Kritik und Kontrolle immer mehr herausfordern. — Die Iurisprudenz endlich hat durch die Rechtsphilosophie und allgemeine Staatslehre eine alte Beziehung zu den Theorien des sozialen Lebens, und es ist aus vielen Anzeichen deutlich erkennbar, daß sie gerade neuerdings zu diesen Problemen sich zurückwendet, nachdem diese lange Zeit durch eine rein historische Art der Betrachtung verschüttet gewesen sind. Hier ergeben sich auch mit der philosophischen Ethik notwendige Zusammenhänge.

Die Probleme der Soziologie können aber die Studierenden der Rechte, wie die Erfahrungen der letzten Iahre zeigen, außer durch Abhaltung besonderer Vorlesungen über Soziologie auch in der Weise nähergebracht werden, daß der Rechtsunterricht selbst, insbesondere auf dem Gebiete des Privat- und Strafrechts, statt wie bisher überwiegend historisch und logisch-formalistisch, mehr rechtssoziologisch gestaltet wirb. Das Recht wird dann als soziale Tatsache, als Ausdrucksform und Funktion einer bestimmten privatwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen, sozialethischen Entwicklungsstufe des menschlichen Lebens dargestellt und untersucht. Bei dieser Bettachtungsweise ergibt sich von selbst, daß die Zwecke und die Wirkungen der Rechtsnormen und Rechtsinstitute in den Vordergrund treten, und dadurch wird das Verständnis für die praktischen Lebensaufgaben des Rechts wesentlich gefördert, die Anschaulichkeit und Lebenswahrheit des Nechtsunterrichts erhöht.

Man darf mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die Soziologie den ihr gebührenden Platz im höheren Unterrichtswesen erobern und behaupten wird. Fraglich ist nur, wo und wann die gegenwärtigen Lehrkörper und die Unterstützung der

Regierungen ihr diesen Platz einräumen werden.

Diese Entwicklung nach ihren Kräften zu fördern, wird die unterfertigte Gesellschaft, ihrem Zwecke gemäß, sich dauernd angelegen sein lassen; sie glaubt daher dem Vertrauen Ausdruck geben zu dürfen, daß diese Anregung verständnisvolle Aufnahme finden und praktische Folgen zeitigen wird: Handelt es sich doch um eine hohe Aufgabe geistig-sittlicher Kultur, und auf deren Pflege sich zu besinnen, haben die deutschen Hochschulen heute, wenn je, in ihren Überlieferungen wie in den Forderungen des Tages die stärksten Beweggründe.

Deutsche Gesellschaft für Soziologie
Der Vorstand.

Pädagogische Rundschau.

Von Dr. Otto v. Rottenburg.

Vorschläge zur Verlange» rung der Volksschulpflicht.

Vor einiger Zeit brachten Graf Rantzau und Graf v. d. Schulenburg im preußischen Herrenhause einen Antrag ein, der die Verlängerung der Volksschulpflicht zum Gegenstande hatte. In einem Aufsatz in Nr. 128 des „Tag" begründet Graf Rantzau seinen Standpunkt und fordert zur Diskussion auf.

Den Antrag wird man nur mit
Freuden begrüßen können. Sein Ziel,
die Schulzeit bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre auszudehnen, entspricht einem auch in Lehrerkreisen vielfach geäußerten Wunsche. Es darf behauptet werden, daß gerade zwischen der Vollendung des vierzehnten Iahres, mit der heute die Volksschule im allgemeinen abschließt, und dem für die Beendigung in Vorschlag gebrachten Zeitpunkt die Iugend am dringendsten der Leitung durch die Schule bedarf, weil in diesen Iahren stärkster physischer und psychischer Verände» rungen die Gefahr einer schlimmen Entwickelung besonders groß ist.

So wünschenswert aber die Verlängerung der Schulfrist allein schon wäre, wichtiger noch ist die Art, wie die gewonnene Zeit ausgenutzt wird. Bei der Behandlung dieser Frage wird man von einem Gedanken ausgehen müssen, den auch Graf Rantzau in dem erwähnten Aufsatz ausspricht: daß die Volksschule namentlich in den neu hinzutretenden Iahren in erster Linie „Erziehungsschule" sein soll. Es gilt zwar auf der einen Seite der Jugend das für sie Notwendige an Wissen zu übermitteln, auf der anderen Seite aber auch Menschen heranzuziehen, die handeln und urteilen, ihren Platz in der Gesamtheit, in die sie gestellt sind, einnehmen und ausfüllen können: lebenstüchtige Menschen. Nach diesem Ziele streben drei Vorschläge für die Ausgestaltung des Volksschulunterrichts in der durch die Verlängerung der Schulpflicht gewonnenen Zeit, welche darzulegen hier verstattet sei.

Der erste ist der wichtigste. Er
geht dahin, die erzieherischen Elemente der militärischen Ausbildung in weitgehendem Maße in der Volksschule zn verwenden, diese zu einer Vorschule für den Heeresdienst zu gestalten, wie ja der letztere selbst nach seiner erzieherischen Seite eine Fortsetzung und Ergänzung der Volksschule bilden soll. Selbstverständlich dürfen hierbei deren andere Aufgaben nicht vernachlässigt werden; aber eine Kürzung der Zeit für manche Fächer erscheint in den beiden letzten Iahren wohl angängig, da hier weniger eine Erweiterung des Wissensstoffes als eine Festigung des Gelernten zu fordern ist. Praktisch dürfte die Durchführung auf dem Wege

einer Vermehrung und entsprechenden Ausgestaltung der Turn- und Spielstunden keine großen Schwierigkeiten bieten. Allerdings soll auch in diesen Stunden selbst der militärische Dienst nicht einfach nachgeahmt werden. Aber die allgemeinen Erziehungswerte, die ihm in reichem Maße innewohnen, können und sollten übernommen werden; die Bewegungsspiele, die übrigens gerade auch im Heere heute in wachsendem Umfang Anwendung finden, behalten daneben ihre volle Berechtigung. Wie die Ausbildung im einzelnen zu gestalten ist, lehrt das Beispiel der privaten Iugendverbände, Pfadfinderbund, Iungdeutschlandbund und anderer, die mit so schönem Erfolge schon heute außerhalb der Schule einem Teile der Iugend diese Erziehung angedeihen lassen. Der hier gemachte Vorschlag geht im Grunde genommen nur dahin, diese erprobten Methoden — vielleicht mit manchen Änderungen im einzelnen — allgemein in der Volksschule zur Anwendung zu bringen.
Trotzdem wird diesem Vorschlag der Vorwurf des „Militarismus" wohl nicht erspart bleiben. Wer ihn erhebt, verkennt aber die Bedeutung der Erziehung nach militärischem Muster für das Leben überhaupt. Man möchte sagen: Bestünde die allgemeine Wehrpflicht nicht aus Gründen der nationalen Verteidigung, so müßte sie — oder etwas ihr sehr Ahnliches — aus Gründen der nationalen Erziehung eingeführt werden. Unbestreitbar fördert die militärische Ausbildung in

hohem Maße die körperliche Ertüchtigung des Volkes. Das ist bei der wenig gesunden Lebensweise namentlich der städtischen Bevölkerung ein kaum zu überschätzender Vorteil, muß sich doch auf körperlicher Gesundheit schließlich die Kraft und Gesundheit unseres Volkes überhaupt aufbauen. Diese Ausbildung züchtet aber auch sittliche Eigenschaften wie das Selbstvertrauen, das Verantwortlichkeits- und Kameradschaftsgefühl. Schließlich sei auf noch ein beachtenswertes Moment hingewiesen. Fast überall fordert das heutige Gemeinschaftsleben mit seiner weitgehenden Arbeitsteilung ein Zusammenwirken für ein gemeinsames Ziel und darum notwendig eine Unterordnung unter eine Leitung. Das wirtschaftliche ebenso, wie das staatliche Leben sind organisiert, d. h. sie beruhen auf diesen beiden Grundsätzen der Kooperation und Subordination. Wie aber diese vielleicht am frühesten für den gemeinschaftlichen Kampf ausgebildet wurden, so kommen sie in der militärischen Disziplin in sehr allgemeiner Form zur Geltung; darum bildet diese eine vorzügliche Schulung für die mannigfachen Arten gemeinschaftlicher Betätigung, die einen großen Teil des Volkslebens ausmachen. Wer im militärischen Verbande sich gewöhnt hat, den ihm zugewiesenen Posten nach Kräften auszufüllen, dem wird dies auch im sonstigen Leben leichter fallen; und das ist für eine auf Arbeitsteilung aufgebaute Wirtschaftsorganisation von hoher Bedeutung.

Es ergibt sich, daß durch die vorgeschlagene Einführung jener Erziehungsmethoden in die Volksschule außerordentlich zur Hebung der Leistungsfähigkeit und Gesundheit des Volkes beigetragen würde. Sie käme auch unmittelbar der Wehrkraft zugute. Denn die mit einer gewissen Vorbildung eintretenden Rekruten könnten während ihrer Dienstzeit besser ausgebildet werden, und die Nichtgedienten wären auf Grund des in der Volksschule Erlernten im Kriege verwendbarer als heute. Es sei nur erwähnt, daß Frankreich plant, gerade auf dem angegebenen Wege seine Wehrkraft zu erhöhen.

Bei dem zu erwartenden Gewinn für das Volksganze und für das Heer dürften die nicht einmal sehr hoch zu veranschlagenden Kosten einer Ver-

längerung der Schulzeit keine Rolle spielen.

Der zweite Vorschlag für die Verwendung der letzten Schuljahre, der hier gemacht werden soll, hat nicht dieselbe weittragende Bedeutung. Es handelt sich darum, etwa im Rahmen des Geschichtsunterrichts, planmäßiger als es bisher geschah, den Volksschülern eine staatsbürgerliche Unterweisung zukommen zu lassen. Diese hätte sich nicht mit allgemeinen theoretischen Lehren abzugeben, sondern, ausgehend von dem Nächstliegenden, den Gemeindeorganen, Kauf und Miete und dergl., das Kind mit den konkreten staatlichen Einrichtungen, Behörden und Rechtsinstitutionen bekannt zu machen, mit denen es im praktischen Leben zu tun haben wird. Insbesondere wäre auch die Kenntnis des Wissenswertesten über unsere in das Leben fast aller Volksgenossen eingreifende öffentliche Versicherung zu vermitteln. Hierdurch würde es dem entlassenen Volksschüler sicherlich sehr erleichtert, sich in der Welt, in die er nun eintreten soll, zurecht zu finden: er würde lebenstüchtiger. Zudem dürfte die Kenntnis der Wirklichkeiten des Staatslebens vor mancherlei falschen Anschauungen bewahren.

Bei dem dritten Vorschlag springt die unmittelbare praktische Nützlichkeit vielleicht am meisten in die Augen. Er zielt auf eine möglichst allgemeine Verwendung des bereits vielerorts erprobten Handfertigkeitsunterrichts in den Volksschulen, namentlich in den beiden

neu hinzukommenden Schuljahren.
Als Vorbereitung für fast alle Berufe würde dies von wesentlichem Nutzen und der Leistungsfähigkeit des Einzelnen wie des Volksganzen förderlich sein. Den unmittelbarsten Vorteil hätte wohl das Handwerk, doch auch die gesamte Arbeiterschaft würde gehoben. Bekannt ist das nützliche Bestreben landwirtschaftlicher Kreis«, einen handwerklichen Nebenerwerb für die Landarbeiter im Winter zu schaffen und damit zugleich der Landflucht zu steuern; dem würde durch die vorgeschlagene Maßregel außerordentlich Vorschub geleistet.
Was die Einführung dieser Änderungen im Volksschulwesen betrifft, so ließe sie sich ohne wesentliche Inanspruchnahme des Gesetzgebungsmechanismus bewerkstelligen. Dies gilt allgemein für die vorgeschlagene Gestaltung des Lehrstoffes. Aber auch die ihre Voraussetzung bildende Verlängerung der Schulzeit könnte in einem großen Teile Preußens durch Verordnung eingeführt werden, da der einschlägige § 46, II. 12. des Allgemeinen Landrechts für eine Ausdehnung der heute geltenden Schulpflicht durchaus Raum läßt. Nur in einzelnen Gegenden (Hannover, Nassau, Ost- und Westpreußen) müßte die Verlängerung gesetzlich sanktioniert werden.
Ein Bedenken gegen die Schul» pflichtverlängerung überhaupt kann freilich nicht ohne weiteres übergangen werden: daß die Iugend allzu lange dem Erwerbsleben entzogen werde. Demgegenüber ist zu sagen: Heute schon nimmt die Volksschule, die Fortbildungsschule, die Erfüllung der Dienstpflicht ohnehin eine erhebliche Zeit in Anspruch, und der wirtschaftliche Mehrausfall durch den Volksschulbesuch in der Zeit vom vierzehnten bis zum sechzehnten Iahre dürfte schon an sich verhältnismäßig gar nicht so bedeutend sein, durch die Erhöhung der späteren Leistungsfähigkeit aber sogar für den Einzelnen meist wett gemacht werden, könnten doch viele infolge des Handfertigkeitsunterrichts einen Teil der Lehrzeit ersparen. Auch wäre es möglich, durch Beurlaubungen in bestimmtem Umfange eine Erleichterung zu bieten. Solche bringt auch Graf Rantzau in dem bereits erwähnten Aufsatz in Vorschlag. Sie dürften freilich

den Zusammenhang des Schulunterrichts nicht zu sehr unterbrechen; davor warnt schon der große Begründer der preußischen Volksschule, Friedrich Wilhelm I., in der berühmten Verordnung vom 28. September 1717, die im übrigen solche Beurlaubungen aus wirtschaftlichen Gründen bereits vorsieht.

Schließlich aber, im Interesse einer Erhöhung seiner Gesamtleistungsfähigkeit, der bürgerlichen und der militärischen, kann unser Volk die Belastung tragen; dazu ist es stark genug. Preußen sollte hier vorangehen, die anderen Bundesstaaten würden folgen, zum Nutzen des deutschen Volkes. Denn in seiner Schule baut es sich seine Zukunft.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Fritz Hoeber.

Peter Behrens' neue Mediävalschrift.

Die neue Mediävalschrift von Professor Peter Behrens in Neubabelsberg bei Potsdam ist zu Beginn des Jahres 1914 erschienen. In der Zeichnung war sie bereits im Januar 1909 fertiggestellt, wenn auch während der Ausführung, im Schnitt der einzelnen Buchstaben, vieles verbessert wurde.

Sie schließt sich damit zeitlich eng an die Behrens-Antiqua von 1908 an, zu der sie gewissermaßen einen ergänzenden Gegensatz bildet. Die Mediäval ist die vierte in der Reihe der Typen, die der Künstler, wie alle seine anderen Schriften, in Zusammenarbeit mit der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach am Main geschaffen hat. Versucht man diese schriftkünstlerischen Bestrebungen in rückblickender Würdigung zu verstehen, so stellt sich mit Klarheit eine Steigerung dar, man kann sagen, zugleich der Form wie dem inneren Gehalt nach. Behrens hat sich tatsächlich in seiner letzten typographischen Schöpfung am meisten dem Ideal der schonen Druckschrift genähert. Seine Mediäval erscheint als seine reifste Leistung auf diesem Sondergebiet. Die sich in den vier Behrensschriften ausdrückende künstlerische Steigerung entspricht in ihrem Wesen dem Stilwandel, der sich in den großen Bauwerken dieses vor allem architektonisch gesinnten Künstlers vollzieht: die „Behrensschrift" von 1901 zeigt in der frühgotischen Herbheit ihrer Frakturformen das nämliche Architekturspiel linearer Kräfte, das sich auch in dem Haus Behrens, der Darmstädter Künstlerkolonie, verkörpert. — Die klare, in gleichmäßigen Rundformen dahinziehende „Kursive" von 1907 spiegelt die dekorative Seite im Schaffen des Künstlers wider, die sich in seiner Architektur etwa in den harmonisch geordneten Flächen-Ornamenten der Dresdener Ausstellungsbauten von 1906 und des Hagener Krematoriums von 1906/07 vorfindet. — Die berühmte „Antiqua" von 1908 symbolisiert im Letterncharakter die strenge Rechtwinkligkeit, den im Aufbau sich klar aussprechenden Gegensatz von Stütze und Last, den die wesentlich kubischen Architekturen von Peter Behrens in der damaligen Zeit anstreben; die vierkantigen Formen dieser Unzialschrift haben entschieden etwas Gemauertes, im architektonischen Sinne Monumentales. — Die neue Mediäval von 1913 zieht nun die Summe aus allen diesen gleichsam kunstgeschichtlich vorbereitenden drei Schriften. Behrens nutzt die hier genossene ästhetische Lehre zu einer Freiheit, zu einer leichten Natürlichkeit der Gestaltung, die man als reife Frucht

aller vorausgehenden Anstrengungen
auf dem Gebiet der Schriftkunst erkennt.
All das Programmatische, was den
früheren Behrens so kennzeichnet, ist zu-
gunsten einer lebendigen, ganz gefühls-
mäßig ungewollten Schönheit ver-
schwunden. Die Mediäval vereinigt
die Strenge mit der Anmut, den leichten
Zug des Geschriebenen mit dem ge-
bundenen Stilgefühl, den nur die archi-
tektonische Gesinnung verleiht. Worin
charakterisiert sich das typische und das
individuelle Wesen dieser Mediäval?
Unter der Bezeichnung Mediäval ver-
steht man eine Schrift, die sich dem
Letterntyp der italienischen Früh-
renaissance anschließt. Nach Italien
kam die von Gutenberg entdeckte Buch-
druckerkunst durch Konrad Sweynheim
und Arnold Pannartz, die 1464 in der
Abtei Subiaco bei Rom eine Druckerei
eröffneten, um im Iahre 1467 nach
Rom selbst überzusiedeln, wo inzwischen
Ulrich Hahn bereits am Drucken war.
Diese eigentlichen Schüler Gutenbergs,
die zweifellos noch in seiner Mainzer
Werkstatt tätig waren, bedienten sich
anfangs der aus den mittelalterlichen
Handschriften übernommen gotischen
Mönchsschrift, einer wuchtigen Fraktur,
wie sie auch die ersten Gutenbergischen
Typen der 36zeiligen und der 42zeiligen
Bibel darstellen. Dennoch haben wir
Sweynheim, dem Stempelschneider
dieser ersten vatikanischen Druckerei,
auch die Vorstufen der heutigen latei-
nischen Druckschrift zu verdanken: seine
Großbuchstaben zeigen zum erstenmal
die Formen der römischen Lapidar-

schrift, indessen die Kleinbuchstaben auf frühmittelalterliche Handschriften des 9. bis 10. Iahrhunderts zurückgreifen. — Der erste, der Antiqualettern, wie wir sie heute gebrauchen, für den Buchdruck schnitt, war der französische Stempelschneider Nicolas Ienson aus Tours: 1458 von Karl VII. von Paris nach Mainz zur Erlernung der Buch» druckerkunst gesandt, ging er nach dem Tod Gutenbergs nach Venedig, wo er 1471 das erste von ihm datierte Buch druckte. Die Großbuchstaben seiner neuen Antiqualetter schnitt er nach dem Vorbild der klassisch römischen Inschriften auf den Architektur-Denkmälern der Kaiserzeit, die Kleinbuchstaben erscheinen ebenso wie die Sweyn» heims der Form karolingisch romanischer Handschriften nachgebildet. Die Großbuchstaben dieser italienischen Frührenaissance-Antiqua unterscheiden sich mit ihrem scharfen und gleichmaßigen Schnitt als gemeißelte Steinschrift wesentlich von der frühmittelalterlichen Antiqua der klösterlichen Handschriften, die als ausgesprochene „Kielfeder-" oder „Rohrschrift" rundliche Unzialformen und einen lebhaften Wechsel von Haar- und Grundstrichen aufweist. Sie unterscheidet sich aber auch in stärkstem Maße von ihrer neuzeitlichen Ableitung, der charakterlosen heutigen, sogenannten Antiqua-Werkschrift, die lediglich eine geistlos verschliffene Entartung jener klassischen Renaissanceletter verkörpert.

Die Iensonsche Type wurde durch die schnell emporblühenden venezianischen Druckereien, vor allem die der Familie Aldus Manutius allgemein verbreitet und sebr bald in sämtlichen romanischen Ländern »achgeahmt. Auch in der neuesten Zeit der Wiedergeburt des guten Kunstgewerbes in England und Deutschland, fand die venezianische Renaissancetype eine begeisterte Aufnahme; die englischen Reformer des Buches als Kunstwerk wie William Morris, Walter Crane, Cobden Sanderson, die Kelmscott- und Dovespressen, nahmen sich ihrer mit einer etwas klassizistisch-romantischen Liebe an. Weit selbständiger und durch eine moderne Persönlichkeit kraftvoller wirkt des Leipziger Buchkünstlers Walter Tiemann Mediävalschrift, die 1909 bei Gebr. Klingspor erschien.

In der Richtung solcher Freiheit und

Lebendigkeit bedeutet nun die Behrens-Mediaeval eine weitere Steigerung, sowohl im Verhältnis zu ihren englischen und deutschen Vorgängern, wie auch zu den früheren eigenen Schriften ihres Schöpfers selbst: keine ängstliche Formentreue, kein unselbständiges Zurückgreifen auf Kunsthistorisches, beherrscht mehr diese Formen. Alle kalt verstandesmäßige Geometrie hat einer rein gefühlsbestimmten Gestaltung und einem natürlichen Schönheitssinn Platz gemacht.

In persönlich empfundener Zierlichkeit reihen sich die Buchstaben der Behrens-Mediäval zu gut geschlossenen Druckzeilen aneinander, ohne daß ein durch großen Stärkeunterschied der Haar- und Grundstriche lebhaft in Schwarz und Weiß kontrastierender, eng aneinandergedrängter Satzblock des Schriftraums benötigt würde. Im Gegensatz zu der Behrens-Antiqua gibt sich hier der Buchstaben von ziemlich gleichmäßiger Linienfeinheit mit leichten Endverdickungen, wodurch der Eindruck eines silbrig rieselnden Satzbildes von ausgezeichneter Leserlichkeit und einer gewissen pikanten Fleckenwirkung entsteht. Dieser gleichmäßig feine, scharf geschnittene Strich ist ein Hauptunter» schied zu der Behrens-Antiqua, welche noch, im Sinne der romanischen Unziale ihre senkrechten, wagrechten und schrägen Striche in starke Breiten, gegensätze bringt. Der andere Wesensunterschied zu jener ältern Schrift ist das Aufgeben der strengen Rechtwink» ligkeit, des hart architektonisch Gebauten

zugunsten der hier vorherrschenden fließenden Schrägrichtung: er begründet sich aus der hergebrachten Buchstabenform der Mediäval als solcher. So sind z. B. ihre kreisförmigen Buchstaben oder Buchstabenteile wie O, C, G, P, b, d und die kleinen Abstriche des Querbalkens von T diagonal gerichtet usw. Diesem beweglichen Mediäval-Charakter kommt auch die Form vom M entgegen, welche die beiden Außenstriche nicht senkrecht, sondern ebenfalls schräg stellt, und zwar in zweierlei Abwechslung, das eine Mal mit einem schwungvoll ausgreifenden Anstrich: <^s. Der zierlichen Beweglichkeit in der Gesamtarchitektur der Buchstaben und des Satzbildes entspricht die Ausbildung der Einzelformen. Nicht wie bei den Mediävalschriften Cobden-Sandersons und Tiemanns, aber auch nicht wie bei der Behrens-Antiqua, sind die Striche in harter Gerade wie mit der Reißfeder gezogen, sondern sie weisen zartempfundene Bogen auf, unterscheidende An- und Abschwellun« gen, eigenartige Endverdickungen, wie man sie nur bei den ganz persönlichen Erzeugnissen der schreibenden Hand selber vorfindet. Eine Anregung hierzu erhielt der Künstler durch eine italienische Renaissance-Handschrift auf Pergament der Berliner Kunstgewerbe Bibliothek, wo die Kielfeder die Antiqua-Buchstaben jedesmal mit einem leisen punktartigen Andruck in das zarte Material einzeichnet. Diese Werkform gab eine Anregung zur eigenartigen Durchbildung der Buchstabengestalt selbst, welche dann weitere Versuche, unter steter Berücksichtigung der erforderlichen Klarheit und Leserlichkeit des Satzbildes, zur Reife brachten: So werden Fuß- und Kopfstriche der senkrechten Hasten ungleich gestaltet, die Kleinbuchstaben n und m zeigen eine sehr lebensvoll gekrümmte Beweglichkeit, welche geradezu herrlich jeden blutleeren Klassizismus verhöhnt, der rechte Schrägbalken des großen A stemmt sich kraftvoll gegen den linken wider, wie eine hölzerne Strebe im Fachwerkbau u. a. m.

Um die neue Mediävalschrift zugleich für den Werk- wie den Gelegenheitsdruck brauchbar zu machen, ist ihr ein eigener, eleganter Schmuck von Zierstücken, kleinen Vignetten und Initialen

beigegeben, der sich in derselben gleichmäßigen Linienfeinheit wie die Buchstaben selbst hält. Den Ornament-Motiven nach herrschen griechisch-jonische Elemente vor, Schneckengebilde, der „laufende Hund" als Bordüre, allerlei Palmetten und Rosetten. Der eigentliche Stilcharakter erscheint neuhellenisch, an Schinkelsche Flachornamente in Bronze oder Gußeisen gemahnend, wie er auch in Peter Behrens' jüngsten Großarchitekturen, den Inneneinrichtungen der Petersburger Botschaft und des Hauses von Dr. Theodor Wienand in Dahlen bei Berlin als formwesentlich hervortritt. — Schließlich darf ein beträchtliches Verdienst an dem künstlerischen Gelingen der neuen Mediävalschrift von Peter Behrens natürlich auch die Schriftgießerei Gebr. Klingspor für sich in Anspruch nehmen. Denn eine neue Drucktype läßt sich nicht auf einmal im zeichnerischen Entwurf fertigstellen, sondern die Zeichnung des Künstlers kann nur die erste Grundlage für mannigfaltige Proben und fortwährende Verbesserungen bilden, die eine langjährige typographische Erfahrung und ein geübter Sinn für ebenmäßige Schönheit des Zeilen- und Satzbildes anraten. Druckschriften werden niemals mit leichter Hand in phantasievoller Ungebundenheit gezeichnet, sondern unter Berücksichtigung aller stofflichen, technischen und zweckhaften Bedingungen aus dem harten Stahl mit langsamem Vor»

bedacht geschnitten. Auf diese Weise Zusammenarbeiten der anregenden und
wird eine gute Schriftgießerei stets nie der ausführenden Kräfte wird erst das
ein sachgemäßer Hemmschuh auf allzu schöne Ergebnis einer künstlerisch und
üppige Formwillkürlichkeiten der Kunst« praktisch vollkommenen Type zeitigen,
ler zu wirken haben. Ein geregeltes

Nachwort.

Der Herr der Heerscharen steht nicht bloß auf der Seite der besseren Kanonen, sondern auch auf der des besseren Rechts. Unsere Truppen sind auf der ganzen Linie sieghaft vorgedrungen und werden, wenn dieses Heft — etwas verspätet — in die Hände unserer Leser gelangt, wohl schon vor Paris stehen. Auch unsere Verbündeten haben große Siege über Russen und Serben erfochten. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir triumphieren werden. Wir haben den üblichen Bildschmuck an der Spitze des Heftes vorerst weggelassen. Die Zeiten sind zu ernst. Augenblicklich interessiert nicht das Individuelle, sondern nur das Allgemeine. „Nord und Süd" hat sich stets bemüht, den Einheitsgedanken zu verfechten. Diese Einheit ist im Kriegszustande nun durch unsere Waffenbrüder verwirklicht. Im Zeichen der unverbrüchlichen Einheit zwischen dem deutschen Reiche und Österreich-Ungarn werden und müssen wir siegen!

Ludwig Stein.

Unverlangt« Manuskript« send«« wir nicht zurück, w«nn ihn«, nicht Rückporto onliegt.
h«nm»««>«l »nd llxft«d»»t««!: Viol. Dr. Lud«!« Gt«l» !n V«lNn V IN, Lllhmouf«! 5», I«l«ft» »NU «ulsu^t»l.»3<>«).-V«l»nt«»«Nch«l««»»»l«»l: Dl, E,l»>», »l»ck !» ««»lll». — In Nuhlono flll »!« «««»»No«
»«<n>tnx>ltl!ch: Dl. »»»»»» Polin, «t. V«t«i»bul«, «»lanplatz l. — «llltln»V«ni«tu»g fOl ll»»«l»: »llllllch« ,. , hofbuchhandwn« l2. »«nUl, «uda^ll V, D«»tt»»«ute»l L. — MK d«n InI«illt«!>!«U n«l«n!«»l»Ich: s«l»«lch Mlttmann «n »«»««» M. — «tHo« »»» «lnck d« S<hl«fi<ch«, »nchonu,««« ». V. «ch»ttl»«»»«l, >.»«., ««»l»» HI.